NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06664161 8

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ALLGEMEINE

LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1794.

3

DRITTER BAND.

JULIUS, AUGUST, SEPTEMBER.

ASTOR LIBRARY
NEW-YORK

JENA,

in der Expedition dieſer Zeitung,

und LEIPZIG,

in der churfürſtl. ſächſ. Zeitungs-Expedition.

1794.

Digitized by Google

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienſtags, den 1. Julius 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Schweinfurt u. Nürnberg, a. K. d. Vf. u. in Com. d. Raw. Buchhandl. *Reformations-Geſchichte der Reichsſtadt Schweinfurt* mit XLVIII. Beylagen von *Johann Michael Sixt*, Condiacon an der Hauptkirche zu St. Johann. 1794. XIX. u. 298 S. 8.

Daſs das Ganze gewinnt, wenn die einzelnen Theile mit Fleiſs bearbeitet und richtig geordnet werden, das beweiſt die Geſchichte überhaupt und beſonders die Kirchengeſchichte. Jeder, auch kleine Beytrag, welcher dieſen oder jenen Umſtand in ein helleres Licht ſetzt, oder ſonſt eine Lücke ausfüllt, iſt daher mit Dank anzunehmen; warum nicht auch der gegenwärtige, der die Reformationsgeſchichte einer nicht unbetrachtlichen Reichsſtadt, von welcher bisher nur wenig bekannt war, zum Gegenſtand hat, und den überdieſs ein Mann liefert, der aus den Quellen ſelbſt ſchöpfen konnte, der dieſelben gehörig zu benutzen wuſste, und dem es auch an andern nöthigen Unterſtützungen nicht fehlte? Wollten auch andere den Einwurf wiederholen, den ſich der Vf. ſchon ſelbſt gemacht hat, daſs er vielleicht in Dingen, die keinen unmittelbaren Bezug auf ſeinen Gegenſtand haben, zu weitläuftig geweſen ſey: ſo wird doch dieſes den Werth ſeiner gelehrten Arbeit nicht verringern können, zumal da doch auch dergleichen Ausſchweifungen ihren guten Nutzen haben können. *Schweinfurt* nahm erſt ſpat an den Reformations-Auftritten Theil, und ſtand noch bey der Uebergabe der Augſp. Confeſſion auf der Seite der Gegenparthey, woran vermuthlich das beſondere politiſche Verhältniſs der Stadt mit dem Biſchof zu Wirzburg vornehmlich ſchuld war. Aber endlich erfolgte doch wirklich, was vielleicht bisher bey manchen blos ſtiller Wunſch bleiben muſste. Die Geſchichte dieſer wichtigen Veränderung zerfällt, ſo wie ſie Hr. *S.* vorträgt in 3 *Abſchnitte* von denen der 1ſte von den *Veranlaſſungen* zur Reformation dieſer Stadt handelt. Unter die entfernteren zählt er den Verfall des Katholicismus, oder eigentlich das in *Schweinfurt* eben ſo, wie an andern Orten herrſchende, allgemein bekannte groſse Verderben der Kirche und der Cleriſey inſonderheit. Dieſes muſste nun freylich auch in *Schweinfurt* eine Verbeſſerung wünſchenswerth machen, zumal da noch das politiſche Intereſſe dazu kam, und man hoffen konnte, dadurch auch das ſchwere Joch, das die Biſchöffe von Wirzburg der Stadt aufgelegt hatten, von ſich abſchütteln zu können. Die nähere Veranlaſſung war nun wohl *Luthers* Reformation ſelbſt, und die vielen Beyſpiele von Kirchenverbeſſerungen in der Fränkiſchen Nachbarſchaft z. B. zu *Nürnberg*, *Windsheim*, *Kitzingen*, *Wertheim* u. ſ. w. Auch der 1532. zu *Schweinfurt* gehaltene Convent, oder Fürſtentag, wo *Spalatin*, der den ſachſiſchen Kurprinzen *Johann Friedrich* dahin begleitet hatte, 6 Wochen hindurch öfters predigte, machte die Einwohner dieſer Stadt, für die Sache der Reformation immer empfanglicher. Indeſſen ging es doch mit der wirklichen Einführung derſelben daſelbſt ungleich langſamer, als an andern Orten. Natürlicher Weiſe ſuchte der Biſchof zu Wirzburg zu deſſen Dioeces die Stadt gehörte, alles anzuwenden, ſie im Schooſse der katholiſchen Kirche zu erhalten. Der Rath ſelbſt wollte, eben dieſes Verhältniſſes wegen, in welchem die Stadt mit dem anſehnlichen Bisthum *Wirzburg* ſtand, keine übereilten Vorſchritte thun; auch die Einwohner mochten zum Theil vielleicht nicht gar zu ernſtlich darauf dringen, weil doch noch immer viele der alten Lehre getreu blieben. Endlich erſchien der für *Schweinfurt* ſo glückliche Zeitpunkt. Der daſige Rath, der nun nichts mehr von dem Kayſer zu befürchten hatte, fieng mit dem Anfange des Jahres 1542 die Reformation wirklich an, und da gerade um dieſe Zeit ein neuer Schutzherr der Stadt gewählt werden muſste, nachdem Graf *Wilhelm von Henneberg* kurz zuvor abgegangen war, ſo fiel die Wahl abſichtlich auf den Landgrafen *Philipp von Heſſen*. Es wurden in dieſer Abſicht Geſandte an denſelben geſchickt, die ihm zugleich den Wunſch des Raths und der Bürgerſchaft, einen proteſtantiſchen Lehrer zu erhalten eröfnen müſsten. Dieſer Wunſch würde erfüllt. Sie erhielten durch des Landgrafen Vermittelung einen würdigen Mann an M. *Johann Sutellius*, der bisher 12 Jahre Prediger zu *Göttingen* geweſen war. Dieſer wurde bald nach ſeiner Ankunft, in der Kirche zu unſer lieben Frauen, jetzt zu St. Salvator, der Gemeine vorgeſtellt und ordentlich eingeführt, Indeſſen *Sutellius* in der erſtgedachten Kirche lehrte, taufte und das Abendmal unter beiderley Geſtalt austheilte, trieben die katholiſchen Geiſtlichen ihr Weſen an der Hauptkirche fort. Um nicht tumultuariſch zu verfahren, und um den Biſchof zu Wirzburg nicht zu reitzen, wollte man abwarten, ob ſie ſich nicht ſelbſt entſchlieſsen würden, freywillig abzutreten. Das erfolgte nun auch wirklich, da ihr Tempel nicht mehr oder nur von wenig Perſonen beſucht wurde, und Gaben und Opfer beynahe ganz aufhörten. Nun wurde *Sutellius* nebſt ſeinem ihm zugeordneten Caplan in die eigentliche Pfarrkirche eingeführt, der neue Gottesdienſt förmlich eingerichtet, und eine Kirchenordnung entworfen, die zu *Nürnberg* 1543. bey *Johann Petreius* gedruckt wurde, ſo wie dieſelbe auch gröſstentheils mit der *Nürnbergiſchen* übereinſtimmte. Diejenigen, die bisher der alten Parthey getreu geblieben waren, vereinigten ſich mit dem gröſsern Ha...

fen, und selbst die Carmeliter verliessen ihr Kloster, und der letzte trat zur protestantischen Religion über, und wurde nachher der erste Pfarrer zu *Zell*. Wie der Bischof zu Wirzburg sein Missfallen über diese Veränderung an den Tag gelegt, die Zwistigkeiten die in der Folge zwischen den Lehrern an der Hauptkirche entstanden, die Annahme der Concordienformel u. d. gl. müssen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden übergehen. Die am Ende beygefügten, nicht unwichtigen Beylagen sind bis auf die erste und letzte aus dem Archiv der Stadt *Schweinfurt* mitgetheilt worden. Sie erscheinen hier sämtlich das erstemal im Druck.

Jena, b. Cuno's E. *Philologischer Clavis über das Alte Testament für Schulen u. Akademien. Jesaias.* von *Heinr. Eberh. Gottlob Paulus*, der Theologie und der orientalischen Sprachen Professor, 1793. S. XX. 430. nebst Register. 8.

Schon der Name des Vf. läfst erwarten, dafs es an neuen und scharfsinnigen Aufschlüssen zur Erklarung des Jesaias nicht fehlen werde. Damit aber niemand durch den Titel verführt werde, zu glauben, dafs das Buch blofs für Anfänger in der hebräischen Literatur geschrieben sey: so müssen wir sogleich erinnern, dafs schwerlich der dickleibigste Commentar so viele herrliche Winke zur bessern Bearbeitung des Propheten, und so vortreffliche Erlauterungen aus der Sprache, Geschichte, morgenlandischer Dichtung und Denkungsart und andern Hülfsmitteln der Interpretation enthalte, als dieses unter dem bescheidenen Titel *Clavis* herausgegebene Buch. Die Einrichtung ist dieselbe, die der Vf. bey seinem Clavis über die Psalmen befolgt hat, und die wir noch von ihm bey vielen andern biblischen Büchern ausgeführt zu sehen wünschen. Eine lesenswürdige Vorrede gibt von den Regeln, die er sich zur Richtschnur gemacht hat, Nachricht. Sehr richtig bemerkt er, dafs das Vorhersagen für den Wirkungskreis eines Propheten zu eingeschränkt sey, dafs sein Weissagen so viel sey, als Etwas Weises sagen, und dafs das meiste von prophetischen Reden nur in Auszügen und Fragmenten auf unsre Zeit gekommen sey. Der Vf. theilt die Orakelsammlung in 2 Bücher; das erste bis zu Ende des 39. Cap. das 2te von dem 40ten Cap. bis zu Ende. Beide Bücher werden in Abschnitte zerlegt, und, so geringfügig dies an sich zu seyn scheint, dafs er mit dem 40. Cap. eine neue Reihe von Abschnitten beginnt: so consequent handelt er doch darin nach der von ihm, zwar nicht zuerst behaupteten, aber doch mit neuen Gründen unterstützten Meynung, dafs das 2te Buch nicht von Jesaias geschrieben sey. Der Inhalt der Abschnitte und der noch mehr detaillirte der zu jedem Abschnitte gehörigen Abtheilungen und Capitel, entwickelt die Gedankenreihe des Propheten. Ihn wird vorzüglich der geübte Leser studieren. Er findet aber auch unter den zunächst für Lehrlinge ausgestreueten Saamen manches Korn, das auf seinen Acker getragen, genährt, und zur Reife gebracht zu werden verdient. Wir müssen unserm Vf. das Zeugnifs geben, dafs wir keinen Erklärer kennen, der mehr bey dem Jesaias gedacht, oder mit einer grösern Fülle von Kenntnissen ausgerüstet gewesen ist, als er. Hier sind einige Proben. 7, 8. hält er שׁשׁים וחמשׁ für eine Interpolation, und verbindet den V. 8. und 9. so מעמן ראשׁ *Damaskus wird blofs Hauptstadt von Aram bleiben, der König von Aram wird nicht mehr als König von Aram werden, und ehe ein Jahr vergeht, wird sogar Ephraim von ihm abgerissen seyn, aber auch (V. 9.) er selbst blofs auf seine Granzen und Besitzungen eingeschränkt bleiben.* V. 14. das ה in העלמה übersetzt der Vf. *diese* oder *jene*. *Wenn jetzt irgend eine, welche schwanger werden kann, wirklich schwanger wird, so wird diese um die Zeit, wann sie gebiert, Ursache haben ihrem Kinde den bedeutsamen Namen Gott mit uns zu geben.* v. 16. קוץ *zerstört erklären* vergl. Jer. 1, 10, מלכיה *die gerne Könige im Lande seyn möchten.* — 10, 9. wird כרכמיש gewöhnlich für *Circesium* gehalten; der Vf. theilt ab כרכ מיש übersetzt כרכ aus dem Syrischen *Burg* und מיש ware alsdann der Name der Stadt vielleicht *Mesene*. — Das 13te Cap. kann dem Jesaias nicht zugeschrieben werden, und ist in eine fremde Stelle eingeschoben, weil der Zusammenhang zwischen den vorhergehenden und nachfolgenden, die beide in die Zeit Hiskias gehören, zu sehr dadurch unterbrochen wird. Der Sammler rückt dieses Lied über Babel, nicht als ein Lied Jesaia ein, sondern als ein Orakel, das ein Land betrift, auf welches Jesaias prophetisch hingesehen hat. — Das 21. 22, 1 — 14. 23 Cap. wird auch dem Jesaias abgesprochen. Wie wenig Michaelis Ursache hatte, sich über die Uebereinstimmung der Geschichte mit der Weissagung 21, 14 zu verwundern, wird von dem Vf. auf eine überzeugende, und für alle Exegeten lehrreiche Art dargethan. In dem 22. Cap. vergegenwärtigt sich ein unbekannter Dichter nicht Jerusalem, sondern die von den Chaldäern belagerte Stadt Babylon. Das *Sehethal* ist die flache Gegend, wo man eine gewisse Aussicht hat, die babylonische Landschaft. Aber wie konnte der Dichter die Ebene um Babylon ein *Thal*, das ist, eine in Bergen eingeschlossene Gegend, nennen? — Die historischen Capitel 36 — 39 im Jesaias werden als die ursprünglichen und vermuthlich von Jesaias selbst geschriebenen, von denen die im Buche der Könige abhängig sind, angesehen. 38, 7. 8. sey keine Spur einer Sonnenuhr, sondern der Prophet habe auf eine von Ahas erbaute Treppe von mehr als 10 Stufen hingedeutet, auf welche eine Zeitlang ein Schatten, nun aber wieder Sonnenstrahlen geworfen waren; ein Bild, das die Krankheit und Wiedergenesung des Königes vorstellen sollte. 38, 16 wird abgetheilt עלי חם *durch mich leben jene*, d. i. von meinem Leben hängt das Leben vieler Menschen im Staate ab. *Mein Leben gehört allen an, welche hier* בהן *im Lande sind.* — Unter den Gründen, für das spätere Alter der vom 40sten folgenden Capitel verdient der viele Aufmerksamkeit, dafs der Prophet den Befreyer der Judäer, Cyrus, mit Namen zu nennen weifs, aber, was darüber hinausgeht, nicht mit historischer Klarheit sich vorgestellt, sondern von dem Wohlstande der neuen Colonie sich Hofnungen gemacht hat, die die Folgezeit nicht bestätigte. 45. 14. 60. 6 — 10. Dieses zweyte Buch enthält prophetische Aufforderun-

Digitized by Google

gen, die von Cyrus kurz vorher ertheilte Erlaubniſs zur Rückkehr nach Palaſtina zu benutzen, und es kann als ein Pendant zu Ezras und Nehemias, Zacharias und Malachias angeſehen werden. Zu dem, wodurch es ſich von dem erſten Buche auszeichnet, gehört auch dieſs, daſs der beſſere Theil des Jüdiſchen Volkes durchgängig der *Knecht Gottes* C. 48. 49. 50. 53. genannt wird, welcher andern Nationen die moſaiſche Verfaſſung und Gottesverehrung annehmlich machen ſoll, von innern und äuſſern Feinden gedruckt, aber ſich hoch erheben wird. Der Vf. bleibt hierin ſeiner ſchon im 3. Th. der Memorabilien vorgetragenen Erklarung getreu. — Das 60. Cap. bezeugt, daſs nach der Erlaubniſs des Cyrus zur Wiederherſtellung des hebr. Staates die Religioſen im Volke ſich die froheſten Erwartungen gemacht haben, ein allgemeines Zuſtrömen der Nation, eine religioſe Denkungsart, ein allgemeines Anſehen unter den fremden Nationen ſich gedacht, und in poetiſcher Begeiſterung beſchrieben haben. Der Erfolg hat dieſen Vorſtellungen nicht entſprochen. — Das 63. Cap. ſieht der Vf. nicht als Siegeslied über die Edomiter an. *Edom* und *Bozra* ſeyn nicht nomina propria, ſondern appellativa, jenes bedeute *rothgefärbt*, dieſes *Weinleſe*, das Ganze gehe auf die zu Cyri Zeit über andere Volker verhängte Unglücksfalle.

NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, in der Raspiſchen Buchh. *Linneiſches Pflanzenſyſtem im Auszuge.* Ein Lehrbuch zu Vorleſungen, und zum Gebrauch für Liebhaber der Oekonomie, der Fabriken und der Handelswiſſenſchaft. *I.* Theil 471. S. mit 4 Kpfr. II. Theil 556. S. mit 4 *Kpfr.* III. Theil. 488 S. mit 3 Kf. IV. Theil 458 S. mit 4 Kf. Th. I - III. 1792. Th. IV. 1793. 8.

Dieſer Auszug des gröſsern Pflanzenwerkes, welches in 15 Banden unter dem Namen des vollſtändigen Linneiſchen Pflanzenſyſtems zu Nürnberg herauskam, iſt in ſo weit verdienſtlich, da er das weſentlichſte und allgemeiner brauchbare enthalten ſoll. Zu Vorleſungen kann er ſich auf keine Weiſe ſchicken; man müſste denn mehrjahrige Pflanzendemonſtrationen darunter verſtehen, wie ſie zur öffentlichen Bildung allerdings ſehr erwünſcht wären, zu denen aber nirgends eine hinlangliche Einrichtung da iſt, und die mit den gegenwartig möglichen akademiſchen Vorleſungen keine Vergleichung leiden. Das Allgemeine, oder eine Einleitung in die Pflanzenkenntniſs iſt in dieſer groſsen Menge von Bogen kaum zu bemerken, und faſt alles beſteht aus einer Aufzählung von Gattungen und Arten, wovon aber bey weitem die wenigſten mit Beſtimmungen verſehen ſind, ſondern in dem groſsern Werke, und in den Generibus Plantarum ſollen nachgeſehen werden. Der vorzügliche Nutze dieſes Auszuges würde ſich alſo wohl bloſs auf die Anführung der nutzbaren, oder ſonſt ſehr merkwürdigen Arten einſchränken. Aber ſelbſt in dieſer Rückſicht hätte man anders verfahren müſſen. Weitläufige, vielzeilige Beſchreibungen von Gewächſen, die bloſs den vergleichenden Botaniker intereſſiren können, wie von der Grewia aſiatica, und weitläufig gedruckte lange Reihen von, höchſtens mit Citaten verſehenen, Namen, z. B. aus der Gattung Varronia, Liparia, Othonna hätten ganz wegfallen ſollen. Dadurch würde ſehr viel Raum erſpart, und die Abſicht beſſer erreicht worden ſeyn. Auch einzelne Arten, welche allein eine Gattung ausmachen, hätten keine Erwähnung verdient, wie z. B. „die 675te Gattung Sauvage„ſia. Linn. Gen. Plant. No. 286. Edit. 8. No. 401. Die„ſe Gattung hat ebenfalls (Roridula ging vorher) nur ei„ne einzige Art, die in Amerika zu Hauſe iſt. Linne „Pflanzenſyſt. V. Theil. pag. 708.“ Sehr ungleich iſt es, wenn die Gattung Celoſia eben ſo kurz abgefertigt, und bey dieſer Pflanzengattung ihrer verſchiedenen herrlichen Zierblumen, die ſie in Arten und Varietäten liefert, nicht gedacht wird, indeſs manche, die kein Auge in Europa ſo bald ſehen wird, mit pünktlicher Genauigkeit angezeigt werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Altona: Hiſtoriſch - moraliſche Schilderung des Einfluſſes der Hofhaltungen auf das Verderben der Staaten*, von *August Hennings*, königl. däniſchen Kammerherrn, Oberkommerz - und Handels - Intendant und Oberbeamter in den Aemtern Plön und Ahrensböck. Aus dem Schleswigſchen Journale beſonders abgedrukt. 1792. 93 S. 8. Das Gemählde, welches der Vf. dieſer unterhaltenden Schrift von Höfen aufſtellt, iſt zwar hie und da mit etwas grellen Farben aufgetragen, es vereinigt aber doch im Ganzen viele ſehr richtige und treffende Züge, deren Originale man in unſerm lieben deutſchen Vaterlande nicht ſo gar mühſam zu ſuchen braucht. Wir zeichnen die erheblichſten derſelben aus, um die Aufmerkſamkeit der Leſer zu reizen.

I. Abſchnitt: *Von Höfen überhaupt.* Der Hof iſt, im eigentlichen Sinn, die Haushaltung des Fürſten; deſſen, nicht des Staats, perſönliche Dienerſchaft. Edles iſt in den eigentlichen Dienſtleiſtungen nichts; wenn die Hofleute dem Fürſten auch perſönliche Dienſte leiſten, ſo haften ſie ſolche mehr für Repräſentation als für eigentlichen Dienſt. Im Grunde ſind alſo die eigentlichen Hofleute Menſchen ohne Beſtimmung; Müſſiggänger. Das Hauptſtudium des Hofmanns iſt der herſchende Ton, und die eigentliche erſte Quelle des Hofions iſt die Neigung des Regenten. Iſt der Regent wirklich tugendhaft, ſo läuft er am meiſten Gefahr, betrogen zu werden (wohl nur, wenn ſeine Tugend in Schwäche ausartet; denn an ſich leidet Fürſtentugend, ob gleich ihr Charakter in manchen Stücken von Privattugend verſchieden iſt, doch nicht durch die letztere). Der beſte Hofton taugt nichts, denn Wahrheit und Charakteriſtik der Menſchheit haben keinen allgemeinen Ton, ſondern erſcheinen für ſich, wie ſie ſind. (Wir würden lieber ſagen, der Hofton ſey tadelnswerth, ſobald er von dem geſitteten geſelligen Ton überhaupt abweicht, und dieſen entweder verſchraubt oder überſpannt. Das den Hofleuten ſo furchtbare Lächerliche iſt nichts weiter als eine Verfehlung des Tons. Der Höfling muſs aus ſeinem eigenen Standpunkte zugleich die Verhältniſſe genau

kennen, worinn alle, die zum Hofe gehören, unter einander ſtehen. Unſtreitig iſt der vollkommenſte in der Hofkunſt, der die Abgeſchliffenheit der Sitten bis zum gröſsten Grade der Unbedeutendheit treibt. Wenige erreichen den Ruhm, den ſich hierin ein Graf *Maurepas* in Frankreich erwarb. Graf *Oſtermann* ſchlug nie die Augen auf, um ſein Innerſtes auch durch keinen Blick zu verrathen.

II. Abſchnitt: *Standpunkt des Fürſten in dem Hofe.* „*Et ne „m'eſt jamais tombé en fantaiſie*“ ſagt Vater *Montaigne*, „*que ce „fut quelque notable commodité à la vie d'un homme d'entendement „d'avoir une vingtaine de controlleurs à ſa chaiſe percée, ni que le „ſervice d'un homme, qui a dix mille livres de rente, ou qui a „pris Caſal, ou defendu Siene, lui ſoient plus commodes et accepta„bles que d'un bon valet et bien expérimenté*“ Im Genuſſe des häuslichen Lebens lernt ein Fürſt ein glücklicher und fröhlicher Menſch zu ſeyn; am Hofe iſt er in ſeinen erſten Bedürfniſſen ein Sklave ſeiner vornehmen Hof-Officianten. Er kann nicht mehr befehlen; er muſs intriguiren. Die ſchädlichſte Folge des Hofweſens zeigt ſich bey der Erziehung der Fürſtenkinder, wo der Keim aller guten und wahren Naturempfindung, von der erſten Kindheit an, ganz zerknikt, weder ein Menſch, noch ein Regent, ſondern ein unglückliches Weſen, der künftige Sklave ſeiner Leidenſchaften, ſeiner Unwiſſenheit, ſeiner verſchobenen Eindrücke, gebildet wird. Die Etikette iſt für den europäiſchen Regenten, was das Serail für den Deſpoten Aſiens iſt; ſie ſchlieſst ihn in ſeiner Burg ein, miſst die Schritte ab, die er gegen das Volk, und die das Volk gegen ihn thun kann, benimmt dem Menſchen alles Eigenthümliche, und ſetzt ein gemachtes Weſen an ſeine Stelle. Vergebens nehmen Fürſten zur Popularität ihre Zuflucht und verſtatten Jedermann einen freyen Zutritt. Wer Fürſten aufſucht, hat Wünſche für ſich ſelbſt, und wird ſich daher ſehr hüten, etwas zu äuſſern, das den herrſchenden Ton gegen ihn aufbringen kann. Für Privatwohl mag es ſehr heilſam ſeyn, wenn der Zugang zum Fürſten keinem verſchloſſen iſt: aber in der Regierungskunde verwirrt es mehr, als es fördert, und für den Regenten iſt es immer von geringem Nutzen, bisweilen zum Schaden. Ein durchaus falſcher, und in der That gefährlicher Satz. Wie oft auch ein ſolcher Zutritt zu dem Fürſten gemiſsbraucht, oder vielmehr nicht gehörig genutzt werden mag, ſo iſt es doch unbezweifelt richtig, daſs die heilſamen Folgen deſſelben unendlich überwiegend ſind. Dadurch werden Regent und Volk feſter, als durch irgend ein anderes Mittel, an einander geknüpft. Nicht bloſs der ſuchende Candidat, auch der unterdrückte Bürger, nahet ſich dem Thron. Zugegeben, daſs jener es vermeide den Hofton zu beleidigen, ſo wird dieſer gewiſs nichts unverſucht laſſen ſein wahres oder vermeyntliches Recht an den Tag zu bringen. Schon die Furcht vor ſolchen ungelegenen Aufwartungen hält ſicherlich manchen kleinen Hofityrannen oder Amtsdeſpoten in Collegien und Provinzen einigermaaſsen im Zaum; ſchon ſie wehrt manchem Uebel ab. Man glaube ja nicht, daſs die Höflinge *immer* Mittel finden, ſolche ungeſchliffene Leute abzuhalten, oder ihre Vorſtellungen zu vereiteln. Oft lehrt die Erfahrung das Gegentheil, wenn nämlich der Fürſt in der That jedermann ſieht, ohne daſs der Hofmarſchall Einlaſsbillette giebt. Wer weiſs nicht, daſs gerade durch dieſe Popularität *Friedrichs des Einzigen* Andenken in einem Grade geſegnet iſt, der es nicht den Preuſsen nur, ſondern auch ganz Europa auf immer unvergeſslich machen wird? Und was für einen Spiegel hat wohl der Fürſt mitten an ſeinem Hofe, andere Menſchen als Hofgeſchöpfe auch nur nach dem äuſſern kennen zu lernen, als eben dieſes? Benimmt man es ihm: ſo iſt er völlig nur an ſeinem Hofe heimiſch und in ſeinem Lande fremd. Selbſt unſer Vf. geſteht, dieſer Zutritt möge für Privatwohl ſehr heilſam ſeyn; wie wäre es denn möglich, daſs er nicht auch in der Regierung fromme? meynt etwa der Vf.; Privatwohl nnd Regierung wären einander fremd oder vielleicht gar entgegenſetzt? Zwar bezieht er ſich, um den Schaden zu beweiſen, auf den Fall, wenn Fürſten Luſt zu Klatſchereyen (beyläufig geſagt, ein Wort der gemeineren, nicht der Schriftſprache) und Uebertragen haben, und ſich zu Zeitungsträgern gewöhnen; allein jeder ſieht: ohne unſer Erinnern, daſs dies Beyſpiel eben ſo übel gewählt, als die Anwendung unrichtig iſt.)

III. Abſchnitt: *Schickſal des Staats.* Mannichfaltig iſt das Verderben, das ſich vom Hofe auf den Staat verbreitet; indeſſen ſcheint es doch ſämtlich aus der gedoppelten Quelle zu flieſsen, daſs die angeſehenſten Geſchäftsmänner aus der Klaſſe der Hofleute genommen werden, oder wenigſtens durch den Hof zu anſehnlichen Bedienungen gelangen, und daſs alle wichtige Geſchäfte durch den Hof gehen. Hieraus entſtehen die beiden fürchterlichſten Uebel der Staatsverwaltung: *Ariſtokratism in der Regierungsform*, unerachtet wahre Monarchie demokratiſch iſt, und *Anarchie in den Geſchäften*. Daher die Wirkſamkeit der Mittel zur Befriedigung des Ehrgeizes; des angebornen Adels und der perſönlichen Titel. In Deutſchland herrſcht der Adel; im Norden Rang und Titel. Daher die Tyranney der Hofmeynung die unſichtbarer wird, als bey dem Wechſel der Meynungen und Grundſätze. Schon die Menge der Hofbeamten, die mit einander um den Einfluſs auf den Fürſten und den Staat wetteifern, macht es jenem unmöglich, dem Strom zu widerſtehen. Nach einer gedruckten Anzeige ſtanden vor einigen Jahren am Hofe zu München unter dem Oberhofmeiſter 1103 Seelen, unter dem Oberkämmerer 234, dem Oberhofmarſchall 692, dem Oberſtallmeiſter 1107, dem Oberjägermeiſter 514, dem Theaterintendanten 450, zuſammen 4100 Seelen. Sehr ſelten ſtehen die Hofausgaben im Verhältniſs zu den Einkünften des Landes; man gewöhnt die Fürſten zu der verderblichen Meynung, die Staatskaſſe als ihre Privatkaſſe anzuſehen. Von Geſchäften erhalten Regenten ganz falſche Begriffe. Sie beruhigen ſich bey dem methodiſchen Behandeln der Departementer. Aber Departementer werden nie Finanzen und Induſtrie in Aufnahme bringen (dieſs dürfte doch, wenn die Departementer gehörig beſetzt ſind, nicht allerdings richtig ſeyn). England hat kein eigentliches Commerzcollegium (bey einem *Unterhauſe* bedarf es deſſen nicht) und *Friedrich der Einzige* hatte bloſs Rechnungskammern. (Keinesweges; die Kameralverfaſſung iſt im Preuſsiſchen Staate mit den Oekonomie- und Commerzweſen auf das genaueſte verbunden, und durch dieſe Vereinigung konnte der groſse König manche treffliche Plane zur Vermehrung des inneren Wohlſtandes ausführen. Kannte der Vf. das *Generaldirectorium* auch nicht dem Namen nach; ſo muſste er nicht Beyſpiele aus dem Preuſſiſchen Staate hernehmen). Von den gefährlichſten Folgen iſt der Einfluſs der Hofgunſt und Hofintrigue auf Beſetzung und Entziehung der Aemter. Das Labyrinth von Nebenbegriffen und Schonungen, das die Geſchäfte von Höfen betreibt, ſchadet durchaus der Erkenntniſs der Wahrheit, wovon S. 72 ein ſehr lehrreiches Beyſpiel einer Landfabrick angeführt wird, die der Hof aus lauter Patriotismus beynahe vernichtet hätte, indem er ſie heben wollte.

IV. Abſchnitt: *Wiederlegung einiger Scheingründe für die Hofhaltungen*, daſs ſie nemlich zum äuſſern Glanz und Anſehen der Regenten nothwendig wären und zur feineren Kultur beytrügen. (Hier hat uns der Vf., zumal in dem erſten Stücke, eben weil er übertreibt, nicht befriedigt).

Es wundert uns ſehr, daſs er von dem Einfluſs der Hoffitten auf die Moralität des Volks, inſonderheit von dem weitgreifenden Verderben, das gewiſſe Hoflaſter verbreiten, nichts geſagt hat. Wahrlich es wäre noch eine reiche Nachleſe übrig.

Der Vortrag iſt im Ganzen genommen lebhaft und angemeſſen; nur liebt der Vf. Declamation, Wiederholungen und das Impoſante etwas zu ſehr.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 2. Julius 1794.

GESCHICHTE.

Pest, Buda und Kaschau, b. dem Edlen von Strohmayer: *Georgii Pray Historia Controversiarum de Ritibus Sinicis, ab earum origine ad finem compendio deducta. Praecedente Epistola ad Benedictum Cetto* (um). 1789. XXXII und 252 S. gr. 8.

Man weifs aus der neuern Kirchengeschichte und insbesondere aus den Verhandlungen der Romisch-Katholischen Missionen, dafs die von den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu bey dem Missionswerk in Schina durchgängig beobachtete Praxis, in Absicht auf die an den Neubekehrten tolerirte Beobachtung und Ausübung der in diesem Reiche ursprünglich eingeführten und gesetzmäfsigen Gebrauche, namentlich in Betref des Andenkens und der *politischen* (!) Verehrung der Verstorbenen, nicht allein zu langwierigen und zum Theil mit vieler Erbitterung geführten Streitigkeiten zwischen den die Missionsgeschäfte führenden Orden Veranlassung gegeben, sondern auch den Vätern der Gesellschaft Jesu den harten und schlechterdings unerweislichen Vorwurf einer absichtlichen und wohl gar aus mercantilischen Rücksichten betriebenen Begünstigung eines abgöttischen und mit dem Christenthum unvertraglichen Kultus zugezogen hat. Ob nun gleich diese Irrungen schon 1742 durch die Bulle Benedict des XIV. „*Ex quo singulari*" beygelegt sind; so hört doch die Kenntnifs davon nicht auf, für den Geschichtforscher und gelehrten Theologen in mehr als einer Rücksicht belehrend zu seyn. Wie sehr aber die Mitglieder jener Gesellschaft nicht nur den Umständen, in aller Betrachtung gemäfs, sondern sogar dem *praescripto* der *Congregation de propaganda* völlig conform gehandelt, das mag der klare Buchstabe der von den apostolischen Vicarien allen Missionären ohne Unterschied gegebenen Instruction bey *le Tellier* beweisen, wo es ausdrücklich lautet: „*Nullaque ratione suadete illis populis vt ritus „suos, consuetudines et mores mutent, modo „ne sint apertissime religioni*(!!) *et bonis mo„ribus contrariae.*"

Der gelehrte und durch seine vortreflichen historisch-kritischen Recherchen in der Hungarischen Geschichte berühmte Abt *Pray*, der über den von ihm behaupteten Schinesischen Ursprung der Hunnen von mehrern, und insbesondere von dem Piaristen *Cetto* in Anspruch genommen war, hatte bey dieser sehr natürlichen Veranlassung auch über jene Streitigkeiten genauere Untersuchungen angestellt, und darüber, wie er S. 246 dieser Schrift versichert, ein eigenes grofses Werk entworfen, woraus er hier nur das Wesentlichste und wichtigste im Auszuge mittheilt.

Da gewöhnlich, auch von gerühmten und auf Unpartheylichkeit *Anspruch machenden* protestantischen Schriftstellern, diese selbst zur Kenntnifs von Schina und der dort eingeführten Verfassung nicht unmerkwürdige Controvers, äufserst einseitig, partheyisch und leidenschaftlich, von einigen sogar ausschliefsender Weise nur nach den Schriften *einer* Parthey beurtheilt und beschrieben worden ist: so hat der Vf. mit grofser historischer Kenntnifs und Belesenheit, mit kritisch vergleichendem und prüfendem Fleifse, mit Freymüthigkeit und gröfstentheils mit Unparteylichkeit die Behauptung der Aussagen der Zeugen gegen einander abgewogen, das Wahre und Falsche derselben ins Licht gesetzt, und insbesondere seinen Gegner, den freylich *mit schwachen Kräften ausgerüsteten*, aber desto *unbescheidenern Cetto*, sehr in die Enge getrieben. Da die Quellen, woraus die ganze Streitsache zu erörtern ist, ungemein rar und geweifs nur wenigen zugänglich seyn möchten; so findet man nun hier aus den *Actis de ritibus sinicis;* aus der *Histoire generale de la Chine* des *de Maillan;* aus der *Narratio de initio et progressu missionis Sinicae;* aus des Hrn. *v. Leibnitz Novissima Sinica;* aus den *Acten* der *Congregation de propaganda* etc.; aus *Christoph. Schorer, le Faure, Philippucci;* aus *Couplet, Intorcetta, Gabiani;* aus *Florian Bahr, Brancati* und andern *de cultu Sinensium;* vorzüglich aber aus den merkwürdigen Aufsätzen des *Gregorius Lopez* und *Leoniffa* den ganzen Vorgang von der ersten Veranlassung an bis auf die neuesten Zeiten auseinander gesetzt. Nur dann sind wir nicht ganz auf des verdienstvollen Mannes Seite, wenn er dem Zeugnifs verbotener, durch Machtsprüche unterdrückter oder noch schimpflicher behandelten Bücher und Schriften beynahe unbedingterweise alle Beweiskraft abspricht, gerade das auf die entehrendste Art behandelte Buch ist oft ein um so viel geduldiger und ruhiger anzuhörender Zeuge, je mehr man durch gewaltsame Mafsregeln seine Aussage zu ersticken oder wenigstens verdachtig zu machen suchte. Dem bekannten *Hyacinthus Serry* wird an häufigen Stellen, und, wie es uns vorkömmt, nicht mit Ungrund, sein *unzuverlässiges, parteyisches*, ja selbst der *Verfälschung überwiesenes* Verfahren in dieser Geschichte und wider dem Orden überhaupt vorgeworfen. Z. B. S. 32 — 34 u. f. w. Leibnitzens Urtheile und Aussprüche sind oft gebilligt und ihm mit gebührender Achtung begegnet. Aber *la Croze*, dem sonst viele unbedingt Glauben beymafsen, und *Mosheim*, der sich so sehr den Anschein von Unparteylichkeit in dieser Sache zu geben verstand, werden eben so oft der Verdrehung, des leidigen Witzes

oder der offenbarsten Unkunde überwiesen. Wider den sonst verdienten la Croze bedient sich der Vf. zuweilen allzuharter Ausdrücke. In Absicht auf die von dem Orden der Dominikaner gemachten Vorwürfe sagt der Vf. S. 36 wohl mit Wahrheit: "*Liquet quosdam ex familia S. Dominici magis de honore sui Ordinis, quam de inquirenda veritate, in causa sinica solicitus fuisse; quasi vero honor re ipsa sit, qui veritate non nititur:*" Vortrefflich; aber möchte wohl der *hier* nach so richtigen Grundsätzen urtheilende Vf. die Gewährleistung übernehmen, dass keinem seiner Parthie dieselbe, wenn nur nicht zuweilen eine noch ärgere Schwachheit beschliechen.

Dem Gegner übrigens hat Hr. P. seine Lectionen in 8 sogenannten *Collegiis privatissimis* oder Vorlesungen zu ertheilen vor gut befunden, was manchmal drolligt genug mit anzuhören ist. Daher muss auch der controllirte Piarist, damit er doch nicht ganz ein κωφὸν πρόσωπον vorstellt, die beygebrachten Beweisstellen *ablesen*; wo er denn, nach einer vorgängigen Ermahnung, seine Stimme gehörig zu erheben mitunter: "*Fideliter praelegisti, itaque respira*" wieder in den *habitum audientis* versetzt wird. Auch das Lob, sich zeitig eingestellt zu haben, trägt er §. LII. mit davon; doch überhebt ihm der gutmüthige *Docent* nach vollendeten *Cursus* §. LXVII. des *Examens*, dass er *suo jure* mit dem *Auditor* hatte anstellen können.

Da wir Auszüge aus dem Ganzen nicht geben können, dessen Lectüre, wenn man das nothwendige Detail mehrerer partieller Bestreitungen und Discussionen abrechnet, den Liebhaber gewiss nicht unbelohnt lassen wird; (zur Probe empfehlen wir doch §. XL. u. XLI. von S. 101 — 110; oder §. L. u. LI. von S. 164 — 179; dass der Kardinal *Tournon* keineswegs von Jesuiten zu Macao gefangen gehalten, oder von ihnen mit Gifte aus dem Wege geraumt sey) so wollen wir nur noch S. 17 und 250 so viel bemerken, dass vom J. 1581, oder von der Wirkung des Ordens in Schina an bis 1712, 249 Mitglieder des Ordens der Gesellschaft Jesu an der Ausbreitung der christlichen Religion in diesem Reiche arbeiteten, 127 aber auf dem Wege dahin mit Tode abgegangen sind. Ausser diesen sind noch, zu gleichem Endzwecke 48 Dominikaner, 56 Franciscaner, 17 Augustiner und 30 *Clerici regulares* und andere Geistliche thätig gewesen. Von 1581 an bis zum Jahr 1773 sind nicht mehr denn *acht* Mitglieder des Jesuitenordens mit dem Charakter eines Mandarins belegt worden.

Der lateinische Vortrag des Vf. ist gar nicht schlecht; oft angenehm und munter; zuweilen aber, wie es bey einem so fussisanten, ungezogenen und doch schlecht unterrichteten Gegner wohl nicht anders seyn konnte, hart und bitter. Manches unlateinische Wort entschuldigt schon die Natur des Gegenstandes; manches, was dem und jenem Ohre anstösig seyn möchten, lasst sich aus dem *Plautus* und ähnlichen Schriftstellern rechtfertigen.

SCHÖNE KÜNSTE.

NÜRNBERG, in der Frauenholz. Kunsth. *Principales Figures de la Mythologie executées en taille douce, d'après les pierres gravées qui appartenoient autrefois au Baron de Stosch, et qui sont aujourd'hui dans le Cabinet du Roi de Prusse. Premiere Livraison.* Rojal folio. XII Kupfertafeln, nebst einem in Kupfer gestochenen Zueignungskupfer an den König v Preussen. 35 S. Text. 1793. (5 Thlr.)

Ebendaselbst. *Abbildungen Aegyptischer, Griechischer und Römischer Gottheiten* mit mythologischen und artistischen Erläuterungen. *Erste Lieferung.* 1793. XII. Kupfertafeln und 64 S. Text. gr. 4. (2 Thlr.)

Der schon durch mehrere uneigennützige Unternehmungen zur Beförderung der Kunst rühmlich bekannte Kunsthändler, Hr. *Frauenholz* in Nürnberg, hatte vor mehrern Jahren die sämmtlichen Schweikartschen Schwefelabgüsse der Stoschischen Gemmensammlung kauflich an sich gebracht. Mit diesen hatte er zugleich auch ein 1765 angefangenes, aber wegen Mangel an Unterstützung bald im Anfang unterbrochenes Kupferwerk erkauft, worin der 17 jahrige Freund und Hausgenosse des Baron v. *Stosch*, der geschickte Nürnbergische Kupferstecher *Johann Adam Schweikart* die ganze Stoschische Sammlung, so wie sie *Winckelmann* in seinem Catalog beschrieben hatte, nur ein wenig vergrössert in Kupfer gestochen und mit der Winckelmannischen Beschreibung zur Seite herausgeben wollte. Es waren aber davon nur 6 Platten, auf denen im ganzen 36 Steine abgebildet sind, fertig geworden. Als sie nebst den Schwefelabgüssen selbst in des jetzigen Besitzers Hände kamen, hatte dieser zuerst die Absicht, dieses Schweikartsche Kupferwerk durch geschickte Künstler fortsetzen zu lassen, fand aber sehr bald, dass dieses Unternehmen, so lieb es auch dem Alterthumsforscher und wahren Kunstkenner seyn müsse, doch bey der grösern Zahl der Dilettanten wenig Aufmunterung finden würde: weil schon die erste Classe der Aegyptischen und Persischen Hieroglyphen durch ihre geschmacklosen Vorstellungen eher zurückschrecken, als einladen müsse. Er machte daher den Plan, aus jeder Classe des Cabinets nur einige der schönsten Gemmen zu wählen, die noch fehlenden Zeichnungen durch Hr. *Casanova* in Dresden nach den Originalen verfertigen, diese Zeichnungen von den vorzüglichsten Meistern stechen, und durch einen sachkundigen Gelehrten mit antiquarischen und artistischen Erläuterungen begleiten zu lassen. Er scheute bey der Ausführung dieses Plans weder Kosten noch Mühe, und so erhalten wir nun die erste Lieferung in doppelter, der Form und Sprache nach, verschiedener Gestalt, da die übrigen Lieferungen in ununterbrochener Reihe schnell nachfolgen sollen.

Dieses Werk nun, so wie es sich hier in dieser ersten Lieferung ankündigt, gehört unstreitig zu den wenigen, die durch die artistische und literarische Ausführung dem deutschen Kunstgeschmack selbst im Auslande Ehre machen, und durch seine verhältnissmässige Wohlfeilheit auch den Kräften des grösern deutschen Publikums angemessen sind. Beide Ausgaben, sowohl die französische in Folio, als die deutsche in Quart, haben ihre eigenen Vorzüge. Die französische Prachtausgabe

hat aufser dem von *Casanova* gezeichneten, und von *Klauber* gestochenen an den König von Preufsen, als den Besitzer der Stoschischen Gemmensammlung, gerichteten Dedicationskupfer, welches im Deutschen ganz fehlt, die 12 vortreflichen Originalplatten, wovon 10 von *Casanova* und *Preisler* gezeichnet, und von dem königl. Kupferstecher *Klauber* in Paris gestochen, 2 aber vermuthlich nach schon vorhandenen Zeichnungen von *Guerin* in Strasburg verfertiget sind. Zeichnung und Ausführung durch den Grabstichel lassen in diesen 12 Kupfern dem Kenner der Antike so wohl, als dem schwer zu befriedigenden Kunstliebhaber fast nichts zu wünschen übrig. Es sind nach dem Ausspruche mehrerer urtheilsfahigen Kenner fast vollendete Meisterstücke, die in diesem Fache vielleicht nur durch die Sammlung aus dem Pallaste *Pitti* übertroffen werden, übrigens aber die berühmtesten Gemmenwerke, z. B. das *Cabinet du Duc d'Orleans* weit hinter sich lassen. Die gefährlichste Klippe, bey der Vergrösserung nach eigenen Ideen zu ergänzen und, so der Himmel will, auch zu verschönern, ist hier wo nicht überall — denn selbst in den Erläuterungen werden die Künstler einigemal zu rechte gewiesen — doch weit mehr, als in andern Werken der Art vermieden. Die deutsche Quart-Ausgabe entbehrt freylich dieser Originalkupfer, die hier durch Nachstiche von *Schrazenstaller*, *Dietrich* und andere bey weitem nicht ganz ersetzt sind, sehr ungern, hat aber dagegen den Vorzug, dafs hier der deutsche Originaltext beygedruckt wurde, wovon der Text in der grofsen französischen Ausgabe nur eine Uebersetzung ist, die bey aller darauf gewandten Sorgfalt und unverkennbaren Mühe den Sinn des Vf doch nicht überall erreicht, und sich manche Ausdrücke und Wendungen erlaubt, die dem vertrauten Kenner der Sprache anstöfsig seyn könnten. Indefs sind auch jene Nachstiche, die sich auch noch bey einem zweyten Werke im Frauenholzischen Verlage, bey *Vogels Versuch über die Religion der alten Aegypter* befinden, immer noch ein sehr angenehmes Geschenk für solche, die den höchsten Grad der Vollendung nicht einmal zu beurtheilen im Stande sind. Der geubten Kenner sind gewifs nur wenige, und für diese würde die Verlagshandlung leicht eine befriedigende Auskunft zu treffen, bewogen werden.

Diese *erste Lieferung* ist ganz allein der Aegyptischen Mythologie gewidmet, und gibt in 12 Tafeln die Abbildungen folgender Gottheiten I) Isis bis auf die Brust. II) Isis auf einem Throne sitzend, und den Orus säugend. III) Isis mit dem Sistrum und der situla, Serapis mit dem Scepter auf einer Gemme neben einander. IV) Apis mit zwey pueris dadophoris auf beiden Seiten. V) Osiris doppelt mit dem Habichts- und Menschenkopf auf zwey verschiedenen Gemmen. VI) Harpocrates, bis auf die Brust. VII) Harpocrates, auf einem Papyrkahne fahrend, umringt mit Sonne, Mond und Sterne. VIII) Ein stehender Harpocrates mit dem Füllhorne zwischen einem Isis- und Serapiskopfe. IX. X) Anubis doppelt. XI) Anubis mit der Isis. XII) Ein Canopus. Schon die blofse Angabe der hier vorkommenden Vorstellungen sagt dem Kenner, dafs er hier keine ganz alten Aegyptischen Gemmen, sondern nur Kunstwerke der Alexandrinischen und Römischen Periode zu suchen habe. Der in der Einleitung ausdrücklich angedeutete Zweck dieser Sammlung ist, das schönste in jeder Classe zu geben. Man mfus Hrn. *Casanova* die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dafs er zu diesem Zweck vortreflich gewählt hat. Etwas ganz anderes ware es freylich gewesen, wenn man das *seltenste* und *merkwürdigste* der Stoschischen Sammlung hätte geben wollen. Dann dürfte die Wahl ganz anders ausgefallen, und manches in seiner Art weit köstlicheres und belehrenderes Stück, z. B. *Winckelm. Catal.* N. 24. auch in *Tassie's Catalogue* Tab. III. N. 169., nicht übergangen worden seyn. Nach diesem Hauptzweck der ganzen Sammlung müfsen nun auch die beygefügten Erläuterungen beurtheilt werden. Sie sollen keineswegs den Alterthumsforscher und Kunstkenner von Profession durch tiefeindringende Forschungen und neue Resultate überraschen, sondern einem weitern Kreis von Dilettanten und Liebhabern aller Art eine angenehme und belehrende Unterhaltung gewähren, und bey jeder Vorstellung eine kurze und doch befriedigende Uebersicht der neuesten Untersuchungen und Bemerkungen in diesem Fache aufstellen. Wer den Witz und Aberwitz kennt, mit dem bis auf die neuesten Zeiten das Religionssystem der Aegypter gedacht worden ist, wird die Schwierigkeiten nicht zu gering anschlagen, mit denen der Vf. *solcher* Erläuterungen zu kämpfen hatte, und sich freuen, dafs Hr. Prof. *Schlichtegroll* in Gotha, dem diese Arbeit aufgetragen wurde, sich ihrer mit so vieler Kenntnifs und feinen Beurtheilung entledigte. Vorausgeschickt ist eine Einleitung, in welcher über den Nutzen des Gemmenstudiums sowohl für die ausübende Kunst, als für die Alterthumskunde mehrere feine Bemerkungen gemacht, und dann die Schicksale der Stoschischen und Schweikartschen Sammlungen sehr unterrichtend erzählt sind, wobey uns vorzüglich die Winke über die immer mehr zunehmende Unsicherheit dieses Studiums durch die Vervielfaltigung und Verfalschung der Pasten in den *Wedgewod*schen und *Tassie*schen Modefabriken sehr fruchtbar geschienen haben. Bey den darauf folgenden einzelnen Erläuterungen verrath der Vf. überall eine genaue Bekanntschaft mit den ältern und neuern Forschungen eines *Caylus*, *Jablonski*, *Gatterer*, und besonders des gelehrten *Zoëga*, bringt, wo es die Sache foderte, eine zweckmäfsige Gelehrsamkeit an, und weifs dem Trockenen seiner Materie durch einen angenehmen, doch nicht zu bilderreichen Vortrage, Leben und Interesse zu geben. Ueberall ist, so weit man es von einem Gelehrten, der nicht selbst Künstler ist erwarten kann, Rücksicht auf die *artistische* Behandlung des Sujets genommen, und wo sich die Gelegenheit ungesucht darbot, manche scharfsinnige archaeologische Bemerkung z. B. S. 44. über den Harpocrates als Symbol des Nils, S. 48. über die Verwandschaft der Keule des Harpocrates mit der des Hercules, S. 55. die Erklärung des Monuments eines Isiacus beym Montfaucon u. s. w. eingewebt, auch auf die ganz verschiedenen Epochen des Aegyptischen Religionssystems zu verwandte Aufmerksamkeit gerichtet worden. Natür-

lich ist bey einer so vieldeutigen Materie nicht durchaus Uebereinstimmung zu hoffen. Ueber manches hat vielleicht der Vf. selbst schon jetzt seine Meynung geändert. Wir wollen hier nur einiges anzeichnen, wo wir seiner Erklärung nicht ganz beypflichten können. Die S. 43 aus Winkelmanns Catalog entlehnte Bemerkung, dafs selbst die Apotheose der Kaiser durch eine Wasserfarth auf einer Barke vorgestellt sey, sollte nicht, wie es hier geschehen ist, auf den Nil bezogen worden seyn. Diese Vorstellung war rein griechisch und bezog sich auf die Inseln der Seeligen und das Elysium im Westocean, weswegen auch auf den Reliefs der Sarcophagen so oft Nereiden und Processionen der Seegötter vorkommen. S. *Gori* ad *Columbarium Liviae* p. 36. Hr. *Sch.* verwirft mit Recht S. 43. wo das Brustbild eines Harpocrates mit einer in einem Riemennetze um den Hals hängenden *bulla* vorkömmt, die Erklärung Winckelmanns, die auch Raspe zu *Tassie's Catalogue* p. 34. nachgeschrieben hat, von einer Kugel, aus der zwey Schlangen hervorgehn. Allein die allegorische Deutung von einer Pfirsich (?), die Hr. *S.* an dessen Stelle setzt, ist eben so wenig befriedigend. Einmal ist so wohl aus diesem Steine, als aus einigen ähnlichen Denkmalen beym Pocock und Caylus ausgemacht, dafs sich Harpocratesfiguren mit einer *bulla* finden, wie sie die Römischen Knaben bis zum *dies tirocinii* zu tragen pflegten. Eben so gewifs ist es, dafs mehrere Isisbilder nur Portraitfiguren römischer Frauen sind, die zu der Zeit, wo es zum guten Ton in Rom gehörte, eine Isisdienerin zu seyn, sich nur allzugern die Attribute dieser Gottheit ertheilen liefsen. Sollten wir nun hierdurch nicht zu dem analogischen Schlufs berechtigt seyn, in solchen Harpokratesfiguren mit der römischen bulla auch römische Knaben zu finden? Eine dem Isisdienst ergebene Römerin suchte den Schmerz über ihren frühverstorbenen Sohn durch die Verähnlichung ihres Lieblings mit dem Harpocrates auf einem geschnittenen Stein zu lindern. Die bulla behielt man darum bey, um das Alter und den Stand des Knaben dadurch zu bezeichnen. So würde wohl auch aus der mystischen Schlange am Arme ein blofses zierlichgewundenes Armband, und so wäre dieſs ein neuer Beweis, wie sorgfältig man in der Beurtheilung und Erklärung alter Figuren, auf diese im Alterthume so gewöhnliche Umkleidung individueller Persönlichkeit in bekannte Göttergestalten, Acht haben müsse. S. 36. hätte das Alter der Ofirisgemme mit dem Geyerkopfe und Geyerstabe, dadurch vielleicht noch genauer bestimmt werden können, dafs sich ein ähnlicher Stab bey einer Isisstatue in der *Villa Adriani* zu *Tivoli* fand, der nun im Capitolinischen Museum gezeigt wird. S. *Mus. Capit.* T. III. tab. 80. — S. 27 hatten wir einige Belege zu den Satz gewünscht, dafs die Siegesgöttin *oft auf dem Haupte* Jupiters abgebildet gewesen sey, und zu S. 63. ist zu bemerken, dafs sich die durch *Schlagers* Abhandlung berühmt gewordene *Gemma Isiaca*, die man im Leibe einer Mumie fand, nicht im Herzogl. Museum zu Braunschweig befindet, wie dort gesagt wird. Dort ist nur ihr Compagnon, der *numus plumbeus* anzutreffen. Die Gemme besitzt der Leibarzt *Brückmann* in seiner mit Recht berühmten Sammlung von Edelsteinen. Im Allgemeinen, dünkt uns, hatte der Verf. wohl noch mehr Rücksicht auf den Fetischismus der ältesten Aegypter nehmen, und besonders beym Apis und Anubis einige Winke darüber ertheilen sollen. Hierdurch würde er mancher Bemerkung, z. B. S. 56. über die aus Thier und Mensch zusammengesetzten Zwittergestalten, mehr Haltung und Bestimmtheit gegeben haben. Schade, dafs ihm wie auf der letzten Seite bemerkt wird, *Vogels Versuch über die Religion der alten Aegypter*, etwas zu spät in die Hände kam. Denn so wenig wir auch mit der ganzen Art, mit der Vogel das Religionssystem dieses Volks zu enträthseln gesucht hat, zufrieden seyn können, so wahr scheint uns doch der dort als Hauptsatz aufgestellte Fetischendienst der frühesten Bewohner Aegyptens.

Wir sehen mit Verlangen der schnellen Fortsetzung eines Werkes entgegen, das zugleich ein Probierstein für die Ausführbarkeit solcher Unternehmungen in Deutschland seyn, und uns zeigen wird, ob das deutsche Publikum geschmackvolle und solide Unternehmungen von Sudeleyen und oberflachlichen Compilationen unterscheiden, und einen uneigennützigen, mit Enthusiasmus für die Kunst durchdrungenen Unternehmer für sein gutes Zutrauen hinlänglich belohnen kann.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Stettin*, b. Effenbarts E.: *Ausführliche Nachricht von der neuen Einrichtung des grofsen Raths-Lyceums* (zu Stettin). Eine Einladungsschrift zu einer öffentlichen Redeübung, von *Friedrich Koch*, Konrector des grofsen Raths-Lyceums. 1793. 64 S. 4. Ein lesenswürdiger Bericht von einer verbesserten Schulanstalt, welcher ganz das Gepräge der Aufrichtigkeit an sich trägt. Der Vf. verkennt keineswegs das Mangelhafte, welches noch bemerkbar, und der Zeit und glücklichern Umständen zur Verbesserung überlassen ist. Indessen ist es in Zeiten, wo über Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens so unendlich viel mehr *geschrieben*, als dafür *gethan* wird, doch herzerhebend, und für Manner in ähnlicher Lage keine geringe Ermunterung, Beyspiele zu sehen, wie viel rechtschaffene Lehrer blofs durch Eifer und Thatigkeit unter gewissen Umständen doch möglich machen und bewirken können, ohne von ihren Obern einen grössern Geldaufwand zu verlangen, wodurch mehrentheils allein die schönsten Verbesserungspläne rückgängig werden. Sehr richtig äufsert sich der Verf. hierüber so: „Gewifs würde noch manche Schul- und Erziehungsanstalt unsers deutschen Vaterlandes ihrem Zwecke gemäfser eingerichtet seyn können, wenn man sich überall bemühen wollte, zum Besten dieser Anstalten nur das bewerkstelligen zu wollen, was ohne Geld ausführbar ist. Es besitzt jede Schulenstalt einen gewissen Grad der innern Kraft. Wird diese recht benutzt, werden alle Anstalten getroffen, wodurch sie das zu leisten im Stande ist, was unter den dermaligen Umständen geleistet werden kann; so wird sie eben dadurch zu einer gründlichern Verbesserung vorbereitet." Aber freylich müssen dann auch die Obern so aufgeklärt und von der Wichtigkeit der Sache so überzeugt seyn, dafs sie den wohlgemeynten und uneigennützigen Vorschlägen der Lehrer keine Hindernisse in den Weg legen, oder sie nicht, wie man Beyspiele davon haben will, auf eine niederschlagende Weise, ohne weitern Bescheid *ad Acta* legen lassen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 2. Julius 1794.

LITERARGESCHICHTE.

Rom. b. Fulgoni: *De prima typographiae hiſpanicae aetate.* Specimen *Auctore Raymundo Diosdato Caballero.* 1793. XXXVI und 134 S. gr. 4.

Aus verſchiedenen, leicht zu errathenden Urſachen, war es dem Literator bisher ſchwer, ja beynahe unmöglich, den eigentlichen Zeitpunct der Einführung der Buchdruckerkunſt in Spanien mit Gewiſsheit zu beſtimmen, und von der Ausbreitung derſelben in dieſem Reiche, bis zu Ende des 15. Jahrhunderts, befriedigende Nachrichten zu geben. Bey Spanien treffen alle diejenigen ungünſtigen Umſtände zuſammen, die Urſache ſind, daſs wir ſelbſt von Städten und Ländern, die uns näher liegen, als dieſes Reich, nicht immer mit voller Zuverſicht von dem Anfange dieſer Kunſt Rechenſchaft geben können; da es auch da, wie überall an gleichzeitigen Schriftſtellern fehlt, die ein ſo merkwürdiges Ereigniſs, nach allen Umſtänden, rein und lauter, auf die Nachwelt zu bringen ſuchten. Man ſchien ſich auch in ſpätern Zeiten, da man an andern Orten nähere Unterſuchungen über eine, von ſo wohlthätigen Folgen begleitete, Erſcheinung anzuſtellen anfieng, in Spanien wenig darum zu bekümmern; und geſetzt dieſer Gegenſtand ſollte auch von einem ſpaniſchen Gelehrten bearbeitet worden ſeyn, wie Rec. z. B. des *Michael de Cabrera Diſcurſo legal, hiſtorico y politico en praeba del origen, progreſſos, utilidad, Nobleza y Excellencias del arte de la Imprenta. Madrid.* 1675. *f.* aber leider, nur dem Namen nach kennt, ſo iſt es ja bekannt genug, daſs beſonders der deutſche Gelehrte, immer der letzte iſt, der davon etwas erfährt. Das meiſte, was wir, zumal von der ältern ſpaniſchen Literatur wiſſen, haben wir vorzüglich der *Biblioth. hiſpanica* des *Nicol. Antonio* zu danken. Aber auch dieſes Werk iſt nicht nur ſehr theuer, ſondern auch ſelten; doch iſt es in Rückſicht der ältern Literatur von *Maittaire*, und in der Folge auch von andern benutzt worden. War alſo etwas vollſtändigeres und zuverläſsigeres zu erwarten: ſo muſste es von einem Spanier ſelbſt herkommen, welcher aus Quellen, wozu Auswärtigen der Zutritt, auch nur bloſs der weiten Entfernung wegen, ſehr erſchwert werden würde, ſelbſt ſchöpfen, und von andern, nach eben dieſem Ziel ſtrebenden Gelehrten unterſtützt, ein helleres Licht über dieſe Sache verbreiten könnte. Dieſes ſchien bisher freylich immer nur ein wohlgemeynter Wunſch zu ſeyn, der in Spanien um ſo weniger würde erfüllet werden, da man ſelbſt in andern Ländern, wo die Literatur zu Hauſe ſeyn konnte und ſollte, gegen dieſen Zweig derſelben, noch immer kaltſinnig genug iſt. Und doch iſt derſelbe endlich, wider Vermuthen, in dem vor uns liegenden Werke, wo nicht ganz, doch ſo realiſirt worden, daſs man dem Vf. allen Dank ſchuldig iſt. Was derſelbe ſey, ein Geiſtlicher, oder ein, ſonſt in einem andern Amte ſtehender Gelehrter, kann Rec. nicht ſagen, indem er in dem Werke ſelbſt, nur dieſes einzige von ſich meldet, daſs er ſeit mehrern Jahren ſeinen Aufenthalt in *Rom* gehabt habe, und von ſeinem Vaterlande entfernet geweſen ſey. Freylich ein Umſtand, der ſeinem Werke nicht gar zu günſtig zu ſeyn ſcheint, zumal da er ſelbſt eingeſteht, daſs er ſich bey der Ausarbeitung deſſelben hauptſächlich an ſeine Vorgänger habe halten müſſen. Indeſſen iſt doch nun einmal der Anfang gemacht worden, die ältere ſpaniſche Literatur, beſonders in Rückſicht auf die Schickſale, welche die Buchdruckerkunſt in dieſem Reiche gehabt hat, zu bearbeiten. Vielleicht werden dadurch andere Gelehrte in Spanien aufgemuntert, dieſen Gegenſtand ins Reine zu bringen, woran um ſo weniger zu zweifeln iſt, da der Vf. bereits zu dieſem ſeinen *Specimen* Beyträge aus Spanien erhalten hat, und zwar aus einem Werke, das ein Gelehrter zu *Sevilla*, Namens *Didaco Alexandro de Galvez*, unter dem Titel: *Apuntaciones, que podran ſervir para indicar el origen y eſtablecimiento de imprentas en Eſpanna* herausgeben wird. Nun, eine kurze Nachricht von dem Werke ſelbſt. Den Anfang machen 9. kurze Abſchnitte, in welchen der Vf. erſt überhaupt von der, den Deutſchen nicht abzuſprechenden Erfindung der Buchdruckerkunſt, und ſodann insbeſondere von Spaniens Verdienſten um dieſelbe handelt. Dieſe beſtehen nicht nur darin, daſs dieſelbe ſchon im 15. Jahrhundert in verſchiedenen Städten dieſes Reiches eine ehrenvolle Aufnahme erhielt, und auch in der Folge von den Regenten und andern Gelehrten, (worunter vorzüglich der Cardinal *Ximenes* deſſen Polyglotte ſeinen Namen unſterblich gemacht hat, zu rechnen iſt), unterſtützet, ſondern auch durch Spanier in die entfernteſten Welttheile von *Amerika* und *Aſien* gebracht wurde. Den Beſchluſs macht eine Vertheidigung der Inquiſition, die nicht ſowohl der Ausbreitung dieſer Kunſt im Wege geſtanden, als vielmehr dazu gedienet haben ſoll, ſchädliche, dem Staat und der Religion nachtheilige Schriften zu unterdrücken; freylich eine Aeuſſerung, die kaum noch *einem Spanier* zu verzeihen iſt. — Nach dieſen Abſchnitten folgt nun das, nach den Jahren geordnete Verzeichniſs der im 15ten Jahrhundert in Spanien gedruckten Bücher ſelbſt, die ſich auf 310. Nummern belaufen. Die vorzüglichſten Städte die noch in dieſem Jahrhundert Drucke-

reyen hatten, ſind: *Barcelona* (*Barchinone*, *Barcino*) *Burgi oder Burgos*, *Salamanca*, *Saragoſſa*, (*Caeſaraugusta*) *Sevilla*, (*Hiſpalis*) *Toledo*, *Toloſa* und *Valencia*. Welcher unter dieſen Städten die Ehre gebühre, die Druckerkunſt am erſten aufgenommen zu haben, läſst ſich bisher noch nicht mit voller Gewiſsheit beſtimmen. Nach unſerm Vf. wäre es *Valencia*. Daſelbſt wurden 1474. *Obres, o Trobes les quales tracten de la Hora de la ſacratiſſima Verge Maria, ſermone Provinciali* gedruckt. Im folgenden Jahr erſchien daſelbſt, welches beſonders merkwürdig iſt, eine Ausgabe vom *Salluſt*, — ohne Drucker. Die Drucker werden zwar nicht genannt; wahrſcheinlich aber waren es — nach den, dem Vf von dem obengedachten Gelehrten *de Galvez* mitgetheilten Zuſätzen, wurde ſchon 1475. zu *Sevilla* ein ſogenanntes *Sacramentale* gedruckt — *Anton Martinez*, *Bartholomaus Segura* und *Alphonſus de Porta*, die 1477. das erwähnte *Sacramentale* wieder auflegten. Schon 1475. ſoll der bekannte *Manipulus Curatorum* zu *Saragoſſa* gedruckt worden ſeyn. Im J. 1480. folgten *Barcellona*, *Toloſa* und *Burgos* nach; 1485. wurde zu *Salamanca* und 1486. zu *Toledo* gedruckt. Die übrigen Orte, von denen meiſtens bisher nur ein einziges Product bekannt worden iſt, übergehen wir, doch können wir nicht unbemerkt laſſen, dafs ſich auch ein Paar *ſpaniſche Klöſter* um die Ausbreitung der Druckerkunſt verdient gemacht haben. Das eine iſt das *Coenobium Sancti Cucufatis del Valles bey Barcellona*; und das andere das Kloſter *Montis Serrati* ebenfalls bey *Barcellona*, wovon 1499. an bis 1524 fleiſſig gedruckt wurde. Dafs der Deutſche Fleiſs in Spanien geſchäftig geweſen ſey, und wo nicht alles, doch gewifs das meiſte zur Einführung und Ausbreitung derſelben beygetragen haben, das mögen folgende Namen der vorzüglichſten deutſchen Drucker in verſchiedenen ſpaniſchen Städten beweiſen. Sie heifsen: *Friedrich von Baſel*, *Paulus von Cöln*, *Petrus Hagembach*, *Paulus Hurus von Conſtanz*, *Johann Luſchner*, der die Druckerey in dem Kloſter St. *Cucufatis* einrichtete, *Valentin von Mahren*, *Johannes von Nürnberg*, oder *Johannes Pegnicer*, *Johannes Roſembuch*, *Nicolaus von Sachſen*, *Nicolaus Spindaler*, *Meinardus Ungut* u. ſ. w. Den Beſchluſs machen, nach den vorhin ſchon gedachten Zuſätzen, der, zu *Sevilla* gedruckten Bücher, 3 Regiſter über die Städte, wo gedruckt wurde, über die Drucker, und über die in dem Werke vorkommenden Namen und Sachen. Einige wenige Zuſätze zu den angezeigten Drucken, die Rec. machen könnte, würden hier wohl nicht am rechten Orte ſtehen, zumal da dieſes Werk in Deutſchland wenig in Umlauf kommen wird. Doch mufs er eine einzige Anmerkung wiederholen, die der Vf. bey Gelegenheit der 1489. zu *Toloſa* gedruckten ſpaniſchen Chronik der *Diego de Valera* gemacht hat. Dieſe betrift nicht nur den — auch erſt neuerlich von einem deutſchen Gelehrten wiederholten Fehler, dafs der mit der Präpoſition *En* combinirte Artikel *el* — abl *Enel* (*Enel anno de naſcimiento*) für den Namen des Druckers gehalten, und ein *Henricus Enel*, ſtatt des wahren Druckers, der *Heinrich Mayer* hiefs und ein Deutſcher war, eingeführt worden iſt, ſondern auch das in Anſehung des Namens des Verfaſſers zu rügende Verſehen, da man das voranſtehende *Moſſen*, welches eigentlich ſo viel als *Don*, *Dominus* ſagen will, für einen Zunamen des Vf. gehalten, und denſelben *Moſes Diego* getauft hat. — Ein Beweis, dafs dem Literator auch Sprachkenntnifs gar nützlich ſeyn kann.

NÜRNBERG, b. d. Verleger: *Sammlung von Bildniſſen gelehrter Männer und Künſtler*, nebſt kurzen Biographien derſelben, herausgegeben von *Chriſtoph Wilhelm Bock und Johann Philipp Moſer*. Neuntes bis zwölftes Heft. 1793. und 1794. 7 Bogen Text. gr. 8.

Mit Vergnügen zeigt Rec. nicht nur die Fortſetzung dieſes ſchätzbaren Werks, ſondern auch zu gleicher Zeit die Vollendung des *erſten Bandes* deſſelben an. Wie Hr. *Bock*, deſſen Kunſtfleifs auch an den, in den vorliegenden 4 *Heften* befindlichen Bildniſſen ſichtbar iſt, nichts unterlaſſen hat, demſelben einen immer höhern Werth zu geben: ſo hat auch der gegenwärtige Herausgeber und Verleger ſein Verſprechen, die Bildniſſe und Biographien auswärtiger Gelehrten in gröſserer Anzahl, als bisher geſchehen konnte, zu liefern, zu erfüllen geſucht; und dafs dieſes auch in der Folge geſchehen werde, dafür bürgt uns der Eifer des Verlegers, dieſes Werk immer in einen gröſsern Umlauf zu bringen. Der Erfolg wird ſeinen Wünſchen auch ſicher entſprechen, indem das nützliche ſowohl als angenehme dieſes Inſtituts ſichtbar iſt, und gewifs mehrere Gelehrte zur Theilnahme an demſelben auffodern mufs. Wie oft wünſchet man nicht einen würdigen Gelehrten näher kennen zu lernen, und wie lang mufs man nicht manchmal warten, bis ein ſolcher Wunſch erfüllt wird? Oft bleibt derſelbe ganz unerfüllt, wenigſtens enthält man nicht immer ſichere Nachrichten. Hier, wo jeder noch lebende Gelehrte, gleichſam im vertrauten Zirkel ſelber redet, und die nähern, oft ſehr merkwürdigen Umſtände ſeines gelehrten nicht nur, ſondern auch ſeines häuslichen Lebens erzählt, wer wird da nicht gerne einen aufmerkſamen Zuhörer abgeben, zumal da man ſich den Mann, den man achtet, vermittelſt ſeines meiſtens ganz ähnlichen Bildniſſes gleichſam vergegenwärtigen kann? Nicht ſelten kann dadurch auch manches Unrichtige verbeſſert werden, wie ſolches der Fall im 9ten Heft bey der Biographie Herrn *Schmutzers*, des ſo berühmten Wiener Künſtlers iſt, aus welcher auch der Artikel *Schmutzer*, in der neuen Ausgabe von *Füeſslins Künſtlerlexicon* berichtiget werden kann. Ganz vorzüglich wird aber in dieſen Heften die Biographie eines Mannes die Aufmerkſamkeit des Leſers rege machen, der zwar durch ſeine Schriften faſt allgemein bekannt war, von deſſen Lebensumſtänden und Schickſalen man aber bisher wenig befriedigendes erfahren konnte. Es iſt dieſes der Verfaſſer der *Chronologen* und andrer Zeitſchriften, die ihrer Eigenheiten wegen ſtark geleſen wurden. — *Wekherlin*. Sein Bildnifs iſt von einem nürnbergiſchen Künſtler nach dem Leben, ausdrücklich für dieſe Samm-

Sammlung gezeichnet worden, und *Wekherlin* verſprach ſein eigener Biograph zu werden. Allein da er bald darauf ſtarb, ſo wurde die hier abgedruckte kurze Skizze ſeines Lebens, aus ganz ſichern Nachrichten eines ſeiner Freunde entworfen, aus welcher ein noch kürzerer Auszug für diejenigen, die von dieſem Werke nicht Gebrauch machen können, hier nicht ganz am unrechten Orte ſtehen mochte. *Wilhelm Friederich Wekherlin* iſt 1739. zu *Ober Eſslingen*, einem Dorfe im *Würtembergiſchen* gebohren worden, wo ſein Vater Prediger war, von dem er auch den erſten und hauptſächlichſten Unterricht im wiſſenſchaftlichen erhielt. Er beſuchte ſodann ein paar Jahre die Schulen zu *Stuttgart*, worauf er nach *Tübingen* geſchickt wurde, um daſelbſt die Rechte zu ſtudieren. Allein er hielt daſelbſt nicht lange aus, gieng als Hofmeiſter nach *Straſsburg* und von da nach *Paris*, wo er etliche Jahre verweilte, und ſich zu jedem Dienſt und Broderwerb erhob und herabliefs. Hier empfieng ſein Geiſt jenen Hang zum *Voltairiſiren*, *Linguetiſiren* und zur *Perſiflage*. Vermuthlich war es Mangel am nöthigen Unterhalte, der ihn nach *Wien* trieb, wo er ſich mit der Schriftſtellerey nach ſeiner Art zu ernähren ſuchte. Er machte auch daſelbſt eine Zeitlang ſein Glück, welches er aber durch die berüchtigten *Denkwürdigkeiten von Wien*, muthwilliger Weiſe wieder verſcherzte — er kam in Arreſt und wurde ſodann verwieſen. Nun gieng ſeine Wallfahrt nach *Regenſpurg* und von da nach *Augſpurg*. Auch hier fand er Beyfall; allein ein Pasquill auf eine Perſon, der er die gröfsten Verbindlichkeiten hatte, nöthigte ihn, dieſe Stadt zu verlaſſen, und ſich nach *Nordlingen* zu begeben, wo er ſeinen Groll gegen Augſpurg in ſeinem *Anſelmus Rubioſus* ausſprudelte. Hier fieng er an, eine Zeitung zu ſchreiben — bekam Händel mit ſeinem Verleger und ſelbſt mit dem Magiſtrat, liefs demſelben ſeine Geiſel fühlen und ſo hatte dann auch ſein Weſen in *Nördlingen* ein Ende. Er wurde fortgeſchaft und ſchlug zu *Baldingen*, einem bey Nördlingen gelegenen Dorfe ſeine Wohnung auf, wo er lange Zeit in der Stille lebte. Hier fieng er ſeine *Chronologen* zu ſchreiben an, welches Journal er, mit ungleichen Erfolge, unter dem Titel des *grauen Ungeheuers*, der *Hyperboräiſchen Briefe* und der *Paragraphen* einige Jahre lang fortſetzte. Eine Invective wider den Magiſtrat zu *Nördlingen*, die er 1788. drucken liefs, war Urſache, daſs ihn der Fürſt von Wallerſtein nach *Hochhaus* bringen liefs, wo er aber nicht als Gefangener ſondern mehr als Gaſt behandelt wurde. Nach einem vierjährigen Aufenthalt daſelbſt, faſste er den unglückſeligen Gedanken, ſich in *Anſpach* zu ſetzen, und — eine *politiſche Zeitung* zu ſchreiben; ſchrieb ſie auch unter dem Titel: *Anſpachiſche Blätter* — aber nicht viel länger als ein Vierteljahr — muſste die Feder wieder niederlegen, und *ſtarb* dann den 24. Nov. 1792. — *aus Verdruſs*, den ihm ſein Arreſt und dieſe lendige Zeitung zugezogen. Er wurde auf Kosten des Miniſters von *Hardenberg* in aller Stille begraben. So viel von dieſem abentheuerlichen Mann. Noch muſs Rec. die Namen der in dieſen vier Ketten abgebildeten Gelehrten anzeigen. Es ſind aber dieſelben folgende: *Johann Heinrich Abicht*, *Jeremias Nicolaus Eyring*, *Georg Franz Hoffmann*, *Jacob Matthaus Schmutzer*. *Friedrich David Gräter*, *Andreas Meyer*, *Raſmus Nyerup*, *Heinrich Eberhard Gottlob Paulus*, *Johann Martin Miller*, *Ernſt Ludwig Poſſelt*, *Ludwig Schubart*, *Wilhelm Ludwig Wekherlin*, *Johann Lorenz Bokmann*, *Carl Friedrich Gerſtlacher*, *Albrecht Chriſtoph Kayſer*, *Georg Ernſt Waldau*.

LEIPZIG, b. Reinicke: *Ueber Rouſſeaus Verbindung mit Weibern*, nebſt einigen verwandten Abhandlungen. Zwey Bande. 1792. 436 S. 8.

Es war gewifs kein unglücklicher Gedanke, einem ſo wichtigen Puncte in Rouſſeaus Leben und Charakter, wie ſeine Herzensverbindungen waren, eine beſondere Betrachtung zu widmen. Zwar ſind dieſe Verbindungen ſeine glänzende Seite eben nicht: mehrere ſeiner erklärteſten Freunde finden ihn hier entweder zu ſchwach, oder lächerlich, oder doch ſehr gewöhnlich. Ohne Zweifel würde er das letztere geworden ſeyn, wenn ſeine Leibesbeſchaffenheit ihm den ſinnlichen Genuſs leichter oder ſchmackhafter gemacht, und wenn nicht ſeine kranklichte Phantaſie mehr nach Bildern, als nach Wirklichkeiten, gehaſcht hätte. R's. Hang zu Weibern war aus Begierlichkeit, Eitelkeit und feiner Empfindſamkeit gemiſcht, und da ihm das Schickſal beynahe auf jedem Schritte Weiber in den Weg führte: ſo blieb er faſt in einem beſtändigen Taumel, und die Seltſamkeit, welche in ſeinem ganzen Charakter herrſchte (gleichviel, ob ſie Werk der äuſſern Verhältniſſe, oder Studium, oder Affectation war) erzeugte auch hier eine Menge auffallender und ſonderbarer Lagen und Handlungen, deren Betrachtung für jeden Menſchenforſcher lehrreich und unterhaltend ſeyn muſs. Der Vf. hat alles unter 4 Abſchnitte gebracht: der erſte begreift R's. Jugendjahre, der 2te ſeine Verbindung mit Frau von Warens, der 3te ſeine Trennung von dieſer bis zu ſeiner Vereinigung mit Thereſe le Vaſſeur, und der 4te den Zeitraum dieſer Vereinigung bis zu ſeinem Tode. Der vornehmſte Leitfaden dabey ſind natürlich R's. Selbſtbekenntniſſe; aber auch andere Nachrichten und Anekdoten hat der Vf. nicht überſehen, und häufig (wir wünſchten, noch öfterer) controllirt er R's. Aeuſſerungen in andern ſeiner Werke. Man ſieht es dem Vf. an, daſs er R's. Schriften und Charakter ſtudiert hat; ſeine eingewebten Bemerkungen zeugen von Menſchenkenntniſs, und der Vortrag iſt leicht und angenehm. Wir glauben daher, daſs Niemand dieſe Schrift unbefriedigt aus der Hand legen werde, wenn gleich der beſcheidene Vf. ſelbſt nicht leugnen dürfte, daſs ſich Manches noch tiefer hatte ergründen, mancher unnütze Excurſus abſchneiden, Manches beſtimmter aburtheln laſſen.

Die vorangeſchickte Abhandlung über den Geiſt und die Geſchichte der R. Bekenntniſſe iſt eine gutgeſchriebene und gründliche Einleitung in die Lectüre dieſes intereſſanten Werks, und zugleich ein Beytrag zur Charakteriſtik ſeines Verfaſſers. In der erſten Beylage

lage ist alles zusammengestellt, was die berüchtigte Anekdote von der Aussetzung der Rousseauischen Kinder angeht, und in der zweyten über R's. Todesart macht es der Vf. wahrscheinlich, dass R. selbst den Faden seines ihm lästig gewordenen Lebens abriss. Die ganze Schrift ist ein würdiger Pendant zu den Reflexionen eines Wieland, Herder, Ramdohr u. a. über diesen merkwürdigen Mann, der sich freylich betrüben musste, zu sehen, wie wenig er durch seine Bekenntnisse das Urtheil der Nachwelt bestochen hat; wenn anders nicht sein Geist, in den Wohnungen einer gereinigtern Weisheit, hocherhaben über die kleinen Eitelkeiten der Erde, es längst bereut hat, mit der Gefahr so vieler schwachen Seelen seiner Eitelkeit dieß Opfer gebracht zu haben.

FREYMAUREREY.

Berlin, b. Felisch: *Die grosse Loge, oder der Freymaurer mit Wange und Senkbley.* Von dem Verfasser der *Beyträge zur Philosophie des Lebens.* 1793. 278 S. 8. (20 gr.)

Da dieser gesuchte Titel den eigentlichen Inhalt des Buchs unbestimmt lasst, so müssen wir unsere Leser benachrichtigen, dass sie hier weiter nichts als eine Sammlung von Reden und andern prosaischen und poetischen Aufsätzen über freymaurerische und moralische Gegenstände finden, die der Vf. in Logen vorgetragen zu haben scheint. Aufklärungen über Zweck, und Geschichte des Ordens dürfen sie nicht erwarten. Lebhafte Einbildungskraft, Interesse für Tugend und Wahrheit, und Empfänglichkeit für das Erhabne und Schone kann man den Vf. nicht absprechen: aber man vermisst eindringenden Blick in die Natur der abgehandelten Gegenstände, deutliche Begriffe, Ordnung und Zusammenhang im Denken. Offenbar hat er seine Aufmerksamkeit mehr auf die Einkleidung als auf die Sachen selbst gerichtet und so aphoristisch und sententiös seine Sätze auch auf den ersten Blick aussehen: so findet man doch bey näherer Betrachtung derselben, dass sie mehrentheils Schalen ohne Kern, Phrasen ohne realen Inhalt sind. Gleich der erste Aufsatz: *die Feier der Geburt des Lichts* ist wenig einladend für das Uebrige. Er hebt so an: „So wie die Alten an ihren Geburtstägen (Geburtstagen) ihrem *Genius* opferten und in ihm den bessern unsterblichen Theil ihres Wesens verehrten: *so* wollen wir auch heute *die Entstehung des Schönen und Edlen, das unsere heiligsten Bande knüpft*, und von der Vorwelt in ihrer ältesten Sprache durch Zeichen uns überliefert ist, die unsere Gedanken auf das Wesen der Dinge heften und uns lehren sollen, die Täuschung von der Wahrheit, den Schein von der Wirklichkeit zu unterscheiden.“ — Wo ist hier ein bestimmter verständlicher Sinn und Zusammenhang? S. 26. „Ein mit Zweck und Absicht uneigennützig thätiger Mensch, der bey seinen Unternehmungen so wenig wie möglich eingeschränkt ist, ist ein *Freymaurer*. (Da hier auf die Beschaffenheit des Zwecks keine Rücksicht genommen ist: so würde auch der heil. *Crispin* auf den Namen eines Fr. M. Anspruch haben machen können.) S. 30. Wer sich von der gewöhnlichen Classe der Menschen durch ein höheres Freyheitsgefühl unterscheiden will, muss nothwendig gelernt haben, *jedes Gut des Lebens zu besitzen, ohne sich zu fürchten, es zu verlieren.*“ (Schale ohne Kern! und in anderer Rücksicht ein ganz falscher Satz.) Der Aufsatz mit der doppelten Ueberschrift: *Leben und Wirksamkeit* und *Bestimmung der Thatkraft*, ist ein Cento von unbestimmten Maximen und Sentiments, ohne Zweck und Einheit. S. 56. 57. heisst es darinn: „Darum erhieltest du ein *Uebermaas* von Kräften, damit Leben und Wirksamkeit befördert werden, indem das Stärkere auf das Schwächere drückt, bis beide wieder im Gleichgewicht sind. Wie das Wasser strebt *in seine Fläche*, und die Luft, in ihr Gleichgewicht zu kommen, so wirken die moralischen Kräfte auf einander, und alles geräth in Bewegung und Thätigkeit. Stürme brausen, Ströme stürzen sich von Felsen, durchbrechen Dämme, überschwemmen Städte, und wälzen sich dann ruhig wieder in ihren angewiesenen Ufern hier. (*fiat applicatio!*) Nur der ist unglücklich, der noch nicht in seinem Gleise ist; es sey nun das gewöhnliche oder *excentrische*. (Die Gedanken des Vf. scheinen sich immer im letzteren zu bewegen.) Immerwährender *Sturm* ist in der Seele dessen, dem die *erstickte Flamme* im Busen *lodert*. (*Sturm* und *Flamme, erstickte* und dennoch *lodernde* Flammen!) Von gleichem Gehalte ist der folgende Aufsatz. S. 59. unter der Rubrik: *Festigkeit*, auf welche auch nicht eine Sylbe in demselben Bezug hat. Wir setzen ihn ganz her.

„Ein fortdauernder wehmüthiger Zustand ziemt einem Manne nicht, nur die Anstrengung, womit er selbst seine Wehmuth zu unterdrücken sucht; erregt unser Mitleid. Eben das ist auch der Fall mit der Freude: man fühlt sich nie ruhig, bis man sich durch einen Gedanken an die Ungewissheit und Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge, erst in das ordentliche gewöhnliche Gleis des Lebens wieder zurückgebracht hat. Alsdann ist man auch erst wieder fähig, ausser sich zu wirken, und mit Klugheit dabey zu Werke zu gehen. Wer mit der meisten Resignation auf den Erfolg arbeitet, der arbeitet sicher am besten. Unruhe und Sorgen plagen den, der sich über seine angewandte Mühe ärgern wollte, wenn sie unglücklicher Weise vergeblich seyn sollte. Nur der arbeitet sicher und ruhig bey dem grössten Plane, der das *Magna voluisse juvabit* mit völliger Resignation von sich sagen kann.“

In philosophischen Phantasieen, wobey es weniger auf bündigen Zusammenhang, Einheit, durchaus bestimmte Begriffe, Ausführlichkeit und Gründlichkeit ankömmt, ist der Vf. glücklicher, und man kann ihm hier die Kunst darzustellen und ein Interesse zu erregen nicht absprechen. Unter mehrern dergleichen Stücken, führen wir nur den *Trost des Zweiflers* S. 40. und *das Edelste in der Natur* S. 74. an

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 3. Julius 1794.

LITERARGESCHICHTE.

Nürnberg u. Altdorf, b. Monath u. Kufsler: *Neue Beytrage zur Literatur* befonders des fechszehnten Jahrhunderts. Freunden der Kirchen- Gelehrten- und Büchergefchichte gewidmet von *Georg Theodor Strobel*, Paftor zu Wöhrd. V. Bandes 1. u. 2. Stück. 1794. 404 S. 8.

Es wäre wohl überflüffig, bey der Anzeige des gegenwärtigen *fünften* Bandes der fo fchätzbaren und reichhaltigen Beytrage zur Literatur des Hr. Paft. *Strobels*, etwas zum Lobe des würdigen Mannes zu fagen, da deffen Verdienfte, vorzüglich um denjenigen Theil der Kirchen - und Gelehrtengefchichte, den er feit mehrern Jahren mit unablaffigen Fleifse bearbeitet hat, allgemein anerkannt find. Das erfte Stück enthält blofs eine fehr ausführliche, aus den beften Quellen gefchöpfte *Nachricht von Melanchthons Ruf nach Frankreich*, die auch bey den Verlegern, unter dem Titel: *Von Melanchthons Ruf nach Frankreich und feinem dahin gefchickten Religionsbedenken vom Jahr* 1535. *ein Beytrag zu der Gefchichte der Schickfale der Evangelifchen in Frankreich*, befonders zu haben ift. Merkwürdig, und *wir* müffen fagen, höchft fonderbar ift diefe *Ereignifs fchon* deswegen, wenn man die damaligen Gefinnungen der herrfchenden Religionspartbey in Frankreich bedenket; noch mehr aber deswegen, weil fie gerade zu einer Zeit erfolgte, da diejenigen, welche die verbefferte Lehre auch in diefem Reiche angenommen hatten, kurz vorher die fchrecklichfte Verfolgung erdulden mufsten; ja, dafs es diefe blutdürftige Verfolgung felbft war, die eine fo merkwürdige Scene eröfnete, als die an *Melanchthon* ergangene Aufforderung, felbft nach Frankreich zu reifen, und beide Partheyen zu vereinigen, unleugbar war. Verfchiedene Spottfchriften, welche die Proteftanten, unbefonnener Weife i. J. 1534. (welches deswegen *l'année des Placars* genennet wird) wider die Catholiken ausftreueten, und fogar an die Thore des königlichen Pallaftes anfchlagen liefsen, befonders eine Schrift wider die Meffe (die Hr. *Str. in extenfo* geliefert, und die Rec. auch in der ungemein feltenen *Hiftoire des Martyrs (Geneve)* 1582 *Fol.* angetroffen hat) machten grofse Senfation. Verfchiedene Perfonen, die der Ketzerey wegen verdächtig waren, wurden eingezogen, und bald zu Anfang des J. 1535 nach einer folennen Proceffion, wobey der König felbft mit feinen Prinzen zugegen war, dem Feuer übergeben. Der Henker band diefe Unglücklichen an eine Mafchine, zog fie in die Höhe, liefs fie langfam in das Feuer herunter, zog fie dann wieder hinauf; endlich, wenn fie diefe Marter zu wiederholtenmalen ausgeftanden hatten, fchnitt er den Strick ab, liefs fie in das Feuer fallen, worinn fie jämmerlich verbrennen mufsten. Ein fo grauſames Verfahren gegen die Proteftanten machte befonders in Deutfchland grofses Aufſehen; und diefes konnte dem König, der die deutfchen Fürften damals nicht zu Feinden haben wollte, nicht gleichgültig feyn. Er liefs daher ein weitläuftiges Entfchuldigungsfchreiben an fie abgehen. Ja es fchien, als ob er feine Gefinnungen in Abficht der Strenge gegen die evangelifch gefinnten geändert hätte, wozu die beiden Brüder *Johann* und *Wilhelm du Bellay*, jener Bifchof zu Paris, und diefer königlicher Miniſter, nebft andern Gelehrten, die gereinigtere Religionsgrundfätze hatten, das ihrige beytrugen. Unter diefen letztern war *Johann Sturm* nachmaliger Rector in *Strafsburg*, der damals in *Paris* die fchönen Wiffenfchaften mit grofsen Beyfall lehrte, einer der vorzüglichften. Und diefe Männer waren es denn nun auch vermuthlich, die den *Melanchthon* zuerft in Vorfchlag brachten, fich felbft an ihn wendeten, und ihn zu bewegen fuchten, nach Frankreich zu kommen, und die Kirchenverbefferung, wozu der König fo geneigt war, befördern, vornehmlich aber die Streitigkeiten beyder Partheyen beylegen zu helfen. Endlich erhielt *Melanchthon* durch den königlichen Gefandten *Voraeus* ein Schreiben von dem Könige felbft, das vom 28. Junius 1535. datirt war. Ein Umftand, den freylich die katholifchen Schriftfteller niemals zugegeben haben, der aber wohl nicht bezweifelt werden kann, weil fonft nicht einzufehen wäre, wie es *Melanchthon* hätte wagen dürfen, bey dem Churfürften *Johann Friedrich* die Erlaubnifs zu einer Reife nach Frankreich zu fuchen. Diefes gefchah in einem an denfelben gerichteten Schreiben, das Hr. *Str.* abdrucken laffen. Indeffen, obgleich auch *Luther* ein Fürbittfchreiben beygelegt hatte, ftimmte der Erfolg nicht mit *Melanchthons* Wünfchen überein. Er erhielt eine abfchlagliche Antwort, und diefes noch dazu in Ausdrücken, die ihn fehr kränkten. Ohne Zweifel glaubte man, *Melanchthon* möchte zu viel nachgeben. — Vielleicht merkte man doch auch, dafs man fich nicht fo ganz gewifs auf die Redlichkeit der Franzofen verlaffen könne. Kurz *Melanchthon* mufste fichs gefallen laffen, zu Hauſe zu bleiben, wovon er dem König felbft, und dem Miniſter *du Bellay* Nachricht gibt. Sehr ausführlich und gründlich handelt nun Hr. *Str.* von den, dem *Wilhelm du Bellay* überfchickten *Melanchthonifchen* Religionsbedenken, welches hier fowohl *deutfch*, mit Luthers Vorrede, als *lateinifch*, aus einem auſſerft feltenen *Prager* Druck (wenn diefes Product *Prag* anders

jemals gesehen hat) mit lehrreichen Anmerkungen, und mit der von der Sorbonne darauf gegebenen Antwort geliefert wird. Den Beschluss macht endlich eine Nachricht von des Königs Unterhandlungen mit den protestantischen Fürsten durch seinen Gesandten, den erstgedachten *Wilhelm du Bellay* auf den 1535. zu *Schmalkalden* gehaltenen Convent. Hr. *Str.* beweist sehr gründlich, dass diese Unterhandlung, die *Maimburg* für eine Erdichtung *Sleidans* auszugeben suchte, allerdings Wahrheit sey. Auch *Schmid* in der *Geschichte der Deutschen* Th. V. S. 327. bestättigt diesen Umstand, und bemerkt dabey, dass Karl V. durch nichts so sehr wider *Franzen* aufgebracht worden sey, als durch die Absendung des *Wilhelm du Bellay* nach Schmalkalden. Das 2te Stück dieses Bandes enthält 1) *eine Nachricht von Francisco Dryander und zwey seltenen Schriften.* Eine zusammenhängende Geschichte von diesem merkwürdigen Manne, von dem man bisher weiter nicht viel mehr wusste, als dass er wegen seiner 1543. zu *Antwerpen* herausgegebenen spanischen Uebersetzung des N. Test. zu Brüssel in die Gefangenschaft gerathen sey, zu liefern, wär wohl beynahe etwas unmögliches. Mit Dank hat man es also zu erkennen, dass Hr. *Str.* alles dasjenige mit sichtbaren Fleiss gesammelt hat, was er in den Briefen Melanchthons und anderer Gelehrten von ihm finden konnte. Er war aus *Burgos* in *Spanien* gebürtig, hiess spanisch *Enzinas* (*del Enzina*) griechisch *Dryander*, deutsch *Eichmann* (französisch *du Chesne*). Er hielt sich in den spanischen Niederlanden auf, und äusserte schon 1541. in einem Brief an den *Johann von Lasco* seinen Vorsatz dieselben zu verlassen und *Wittenberg*, vornemlich *Melanchthons* wegen zu besuchen. Er führte auch diesen Vorsatz aus, und errichtete mit *Luthern* und *Melanchthon* zu *Wittenberg*, und zu *Leipzig* mit *Alesio* und *Camerario* die vertrauteste Freundschaft. Zu Ende d. J. 1543. kam er zu Brüssel ins Gefängniss, worin er 15. Monathe verharren musste. Dies gab ihm Gelegenheit, *Historiam propriae incarcerationis et liberationis* zuschreiben, die 1545. zu Antwerpen im Druck erschienen seyn soll. Vermuthlich ist dies die nemliche Schrift, die in *Rabus* bekannten Werke (im 7ten Band der Quartausgabe S. 176. u. f.) deutsch gelesen wird, wenigstens sagt *Rabus*, dass er diese Geschichte, so wie auch die von dem Martyrertod etlicher Niederländer aus dem lateinischen übersetzt habe. Nach seiner Befreyung begab sich *Dryander* wieder nach *Wittenberg*, wo er *Melanchthons* Haus und Tischgenosse war. 1546. machte er eine Reise nach *Nürnberg;* wo ihn Melanchthon an *Veit Dietrich* und *Baumgartnern* empfahl. Von da aus zog er in die *Schweitz*, und zwar nach *Basel*, wo er vermuthlich Corrector in der Oporinischen Druckerey war. Da er auch in der Schweitz nicht ganz sicher zu seyn glaubte, suchte ihm Melanchthon eine Unterkunft in England zu verschaffen. Er reisete auch wirklich dahin, doch war sein Aufenthalt in diesem Reiche von kurzer Dauer. Schon im J. 1550. war er wieder in Deutschland und zwar in *Strassburg*, woselbst er auch den 21. Dec. 1552. starb, und eine Frau und Tochter hinterliess, welche, nach dem bald darauf erfolgten Tode der Mutter in Strasburg versorgt wurden. Zum Beschluss dieses Artikels gibt Hr. *Str.* von 2 sehr seltenen und bitteren Schriften Nachricht. Die erste: *Acta Concilii Tridentini Annó M.D.XLVI. celebrati*, auch 1546. 8. gedruckt, wurde sonst dem *Vergerius* zugeschrieben, der aber in diesem Jahre noch in Italien war. Hr. *Str.* aber eignet sie mit allem Rechte dem *Dryander* zu, dem sie auch in den *Actis Synodicis* vom Interim Witteb. 1559. 4. ausdrücklich zugeschrieben wird. Dem Exemplar das Rec. von dieser Seltenheit besitzet, ist von einer, sicher gleichzeitigen Hand beygeschrieben worden: *Francisco N. hispano authore.* Die *zweyte* Schrift hat den Titel: *Epistola de morte Pauli Tertii Pont. max. Placentiae* 1549. 8. Nach Hrn. *Str.* Vermuthung ist *Vergerius* Verfasser dieser äusserst bittern Epistel. II. *Recension einiger seltener Schriften zur Zeit der Reformation. — Triumphus veritatis. Sick der warheit — der Clockerthurn. — Ain schöner Dialogus Cuntz vnnd der Fritz. — 15. Dyalogus. 24. vom Bruder Götzer* — insgesammt voll bittrer Galle. — III. *Verschiedenes zur Geschichte der Colnischen Reformation vom Jahr* 1543. Bekanntermassen zog der Kurfürst *Herrmann* bey seiner unternommenen Reformation, ausser *Bucern*, auch den *Melanchthon* zu Rathe der deswegen im April des obgedachten Jahrs nach *Bonn* reisete. Hier liefert nun Hr. *Str.* aus des letztern Briefen, alles, was zur Erläuterung dieser so wichtigen Sache, um welcher willen der Churfürst endlich, und zwar freywillig abdankte, dienen kann. Auch sind die vornehmsten hieher gehörigen Schriften ausführlich angezeigt worden. Vor der, von Hrn. *Str.* recensirten Ausgabe, *Bonn* 1543. Fol. soll schon eine zu *Bushoven*, ohne Bemerkung der Zeit des Druckes erschienen, auch eine dritte von 1544. vorhanden seyn. Die vierte die Hr. *Str.* ebenfalls bemerket, ist die lateinische von 1545. Fol. Die Nachricht von des Erzbischoffs letzten Lebensstunden, die man in den *Ansch. Nachr.* aus *Rabus* Martyrerbuch findet, oder eigentlich *Johann Alstorffens, Verkündigers des Worts Gottes zu Wied, warhafter und bestendiger Bericht u. s. w.* wurde 1553 zu *Leipzig* besonders gedruckt. IV. *Melanchthons erster Entwurf seiner Locorum.* Hr. *Str.* der diesen Entwurf, aus einer kleinen seltenen Schrift, die zu Hamburg 1752. unter dem Titel: *Gesammelter Briefwechsel etc. über die erste Ausgabe der Locor. Melanchth.* herauskam, und die er erst neuerlich, nach langen Suchen, erhielte, hier abdrucken lässet, beweiset unwidersprechlich, dass der besagte Entwurf nie im Druck erschienen, sondern nur handschriftlich herumgegangen sey. Die äusserst seltene Ausgabe der gedachten *Locor.* von 1521. 4. hat also gesieget. Dass von dieser eben genannten Quartausgabe aufs höchste nur 3. Exemplare mit Gewissheit angegeben werden können, von denen ausser Herrn *Strobel* Rec. selbst eines besitzet, ist doch wohl sonderbar. Doch wir müssen schliessen, und können nur noch die Rubriken der beyden übrigen Abschnitte anzeigen. V. *Ungedruckte Briefe.* VI. *Historisch-literarische Miscellen*, die man mit Vergnügen lesen wird.

Digitized by Google

VOLKSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Vofs u. Leo: *Unterricht für Landleute beiderley Geſchlechts, wie ſie froh leben und wohlhabend werden können.* In Beyſpielen ertheilt von G. G. 1793. 270 S. 8. (7. gr.)

An zahlreichen Verſuchen, die Landleute in den Pflichten ihres Berufs und deſſen mancherley Zweigen zu unterrichten, haben es unſere Volksſchriftſteller bisher nicht ermangeln laſſen. Es wäre nur zu wünſchen, daſs man auch erführe, ob und was ſie wirklich gefruchtet haben, in welchem Dorfe, und in welcher Familie, durch Anwendung der ertheilten Lehren, Eintracht unter der Gemeinde und den Verwandten, treue Erfüllung menſchlicher, geſellſchaftlicher und bürgerlicher Pflichten, vernünftige Kinderzucht, Ordnung und Reinlichkeit in der Haushaltung, Verbeſſerung des Ackerbaues und der Viehzucht, Verbreitung richtiger Erkenntniſſe in Anſehung ſittlicher und landwirthſchaftlicher Gegenſtände und Entwöhnung von ererbten Vorurtheilen und abergläubiſchen Meynungen befördert worden ſind. Von dergleichen Wirkungen iſt bis jetzt wenig oder gar nichts bekannt geworden, ſo leicht es auch aufmerkſamen, mit dem Umfange ihrer Pflichten vertrauten, Landgeiſtlichen geweſen wäre, hierüber unter ihren Gemeinden Erfahrungen einzuziehen und in öffentlichen, periodiſchen, dem Unterricht des gemeinen Mannes gewidmeten, Schriften als Beyſpiele zur Nachahmung bekannt zu machen. Wenn das Sprüchwort: *viel hilft viel, cum grano ſalis* verſtanden, wahr iſt: ſo wird auch dieſer Beytrag Nutzen ſtiften und ſeinen Wirkungskreis finden, da der Preis des Buchs nach Verhältniſs ſeiner Stärke gering iſt. Die Gegenſtände deſſelben ſind, auſſer den Vorſchriften einer guten Erziehung und eines pflichtmäſsigen Verhaltens für Kinder, Hirten, Knechte und Hausväter, Mägde und Hausfrauen, ſolche, die inſonderheit die Viehzucht, den Ackerbau und die übrigen Theile der Landwirthſchaft betreffen. Alles iſt in eine einfache Geſchichte gekleidet, in welcher erzählt wird, wie ein Landmann aus einem guten Knaben, Hirten und Knecht ein braver und wohlhabender Hauswirth, ſo wie ſeine Frau aus einem guten Mädchen und aus einer tüchtigen Magd eine rechtſchaffene Hausfrau geworden iſt. Da ſich aber, wie der Vf. ſagt, eine Sache immer beſſer lernen läſst, wenn man ein Beyſpiel vom Gegentheil daneben hat, wo man die Fehler ſieht, die man vermeiden ſoll: ſo hat der Vf. auch Perſonen aufgeführt, die gerade das Gegentheil von jenen ſind. Der Vortrag iſt abwechſelnd, bald erzählend, bald dialogiſch, und, ohne ins Niedrige herab zu ſinken, der Faſſungskraft der Landleute angemeſſen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Leipzig*, b. Schwickert: *Georgii Gemiſthi (Gemiſti) Plethonis et Michaelis Apoſtolii Orationes funebres duae, in quibus de immortalitate animae expoſitur.* Nunc primum e Manuſcriptis edidit *Georgius Guſtavus Fullebornius*, Profeſſor antiquarum literarum in gymnaſio Elisabethano Vratislavienſi. 1793. 82 S. gr. 8. — Vom *Georgius Gemiſtus*, genannt *Pletho*, einem denkenden Kopfe des 15 Jahrhunderts, der aber die Heerſtraſse der Platoniſchen und Ariſtoteliſchen Philoſophie, vielleicht zu ſeinem Schaden, etwas zu ſklaviſch befolgte, enthalten die zahlreichen Handſchriftenſammlungen der Bibliotheken noch manches Anekdoton, unter denen die Bekanntmachung des Werks: περὶ νόμων, welches dem Vf. den Vorwurf des begünſtigten Naturalismus bey ſeinen Zeitgenoſſen, und insbeſondere den ketzermacheriſchen Haſs des Georgius Trapezuntius zuzog, vor allen andern zu wünſchen ware.

Hr. F. ertheilt uns hier aus einem von Antonius Damila, Michael Apoſtolius und Georgius Piuliadimus geſchriebenen *codex chartaceus* der Rhedigerſchen Bibliothek zu Breslau, in welchen, auſſer 13 anderen Stücken von altern und neuern griechiſchen Schriftſtellern, auch die auf dem Titel genannten Reden enthalten ſind, eine gar nicht zu verachtende Rede des Gemiſtus, die dieſer auf den Tod der Kaiſerin *Kleope*, Gemahlin des Theodorus Porphyrogenneta des jüngern, ums Jahr 1433. gehalten hat. Dieſer iſt eine andere jener von Seiten des Vortrags und der Gedanken zwar nachſtehende, aber ohngefähr auf gleiche Veranlaſſung, auf den Tod des berühmten Kardinals Beſſarion von Michael Apoſtolius ums Jahr 1472. gehaltne Parentation beygefügt. Die Beweisgründe für die Unſterblichkeit der Seele führen zwar beyde Redner; vermuthlich nach dem Geſchmack und den Ueberzeugungen ihrer Zeitgenoſſen, in dem andern Theil ihrer Rede; dieſs iſt aber gerade nicht das, was beyden Aufſätzen einen beſondern Werth gibt: und wenn insbeſondere Rec. den Aufſatz des Apoſtolius nur allenfalls als ein Geſellſchaftsſtück gelten läſst, ſo gefällt ihm dagegen im erſtern vorzüglich der elegante Nachahmer des Plato. Das: „*Dabimus mox graviora*" am Schluſſe der Vorrede aber erlaubt uns nicht, durch ein verächtliches Urtheil über die Unnöthigkeit des jetzt bekanntgemachten den Vf. von ſeinem aufmunterungswerthen Vorſatze abzuſchrecken; vielmehr möchten wir ihm offenherzig ſagen, wie uns ein oder mehrere Bändchen *Anecdota graeca* aus dieſem Bücherſchatze vorzüglich gefallen würden.

Die lateiniſche Ueberſetzung iſt weggelaſſen; und dieſs billigen wir; aber bey ſchwierigen, oder durch die Conſtruction verwickelten Stellen wünſchen wir eine gedrungte, in gutem Latein abgefaſste Erklärung. Dieſe halten wir für ein zweckmäſsigeres Verdienſt, als ein anderes, das Hr. F. dieſsmal ſich hat geben wollen, wir meynen die Beſtreitung der Meynungen und Lehrſätze der Verfaſſer nach Grundſätzen der kantiſchen Philoſophie, welches hier niemand ſucht. Denn, andre Gründe zu geſchweigen, ſo muſste Hr. F. namentlich hier, z. B. §. 34. der Rede des Pletho bedenken, daſs in einer *Rede* der Beweis *ex teſtimonio* oder κατ' ἀνθρωπον gerade der ſchicklichſte iſt; dazu kommt noch, daſs §. 37. der gar nicht ſtumpfe Pletho ſeine Behauptung nach ſeiner Art gar nicht übel *limitirt* hat.

Dann muſste Hr. F. den Text ſeiner Handſchriften entweder beſſer zu leſen verſtehen, oder wo dieſer vielleicht verdorben iſt, ihn die erfoderliche Richtigkeit zu ertheilen wiſſen. Bey der jetzt gegebenen Probe ſind wir auf Stellen geſtoſſen, wo Hr. F. bey ſeinem Autor unmöglich etwas beſtimmtes gedacht haben kann, und auch nicht gewollt haben muſs, daſs die Leſer bey dieſen Stellen etwas beſtimmtes denken ſollten; denn er ſagt in den Anmerkungen, wo er doch zu weilen entweder ganz triviale Dinge aus dem Viger und Zeſcher berührt,

oder ritus ohne Noth erläutert, von den gar nicht zu verkennenden Corruptelen auch nicht ein Wort. §. 13. zählt Pletho die Tugenden der Kaiserin Kleope auf, und fährt dann §. 14. in gleichermaafsen fort: „τούτων δὲ τεκμήρια ἑκάστου παρέξομαι, πολλὰ μὲν ἴσως, ἀλλ' ἱκανὰ, ὡς μὴ τῷ δόξαι ΛΟΓΟΝ ΤΙΝΑ ΛΙΠΩΣΙ τῶν τε λεγόμενα." Das erste ist vollkommen deutlich. „Aller dieser werden wir einige, zwar nur kurz, aber doch hinreichend beweisen" — aber die grofs gedruckten Worte, die den ganzen Nachsatz verdunkeln, kann Hr. F. in seinem Codex unmöglich richtig gelesen haben, oder der Codex ist hier verdorben. Ohne die Handschrift einsehen zu können, — denn wir schreiben dieses 30 Meilen von Breslau — und ohne aus den Schriftzügen der verdorbenen Stelle auf eine sichere Vermuthung gefuhrt zu seyn, mutmaafsen wir, ὡς μὴ τῷ δόξαι λέγειν ἄλλως εἶναι τὰ λεγόμενα, ἄλλως λέγειν heifst beym Plato, dem Pletho überall nachahmt, ohne lieuwis sprechen; ὁ δόξας λέγειν wäre der Redner, der blos nach Gutdunken lobt, der blos sagt, was und wie es ihm vorkömmt, und der Sinn nunmehr, damit ich nicht lediglich nach Gutdünken und ohne Beweis gelobt zu haben scheine. Liegt ein näherer Sinn in obigen Worten, so wollen wir unsere Unwissenheit gern gestehen. Gleich im 1. §. sagt Pletho nach dem bekannten Spruche des Solon, der Ausgang müsse erst: τῆς ἀνθρωπίνης τύχης τε καὶ τάξεως das Siegel aufdrucken (ob sie gut und zu loben seyn). Das: τάξεως hat einen Sinn; wir finden aber dieses Wort hier, in der Verbindung mit τύχαις nicht ganz schicklich und vermutheten gleich beym ersten Lesen πράξεσιν, allen menschlichen Dingen und Handlungen. Diese Vermuthung würden wir doch nicht viel geachtet haben, wenn nicht nachher im 7. §. Pletho selbst sagte: Die Rede auf einen Verstorbenen könne um so zuverlässiger urtheilen, weil sie: ἐπὶ βεβαίοις τε ἤδη πράξεσι καὶ πολλὴν τινα τὴν ἀσφάλειαν εἰληφόσιν gehalten werde. §. 39. sagt Pletho in seinem Argument für die Unsterblichkeit, nur vernünftige Wesen wären des Begriffs der Ursache und der Unendlichkeit oder unendlichen Fortdauer fähig, und nun fährt er fort: ὡς καὶ ὁ ἀθάνατος, ἀτε λογικῆς ψυχῆς — τετυχηκώς, τοῦ τε Θείου συνίησι καὶ ἀϊδιότητος σύνεσί τε ἅμα καὶ ἕξεται. Da aber das: ὡς nothwendig auf das unmittelbar vorhergehende: γνῶσις αἰτίας und γνῶσις ἀπειρίας sich bezieht, so mufs gewifs gelesen werden ἥ, nehmlich γνῶσις, qua, cuius ope divinae naturae pariter atque aeternitatis notionem et habet iisque potiri optat. Ξυνιέναι τε φάναι und: ἐλέγων §. 7. und 11. der Rede des Apostolius, statt: ξυνιέσθαι τε φάναι (Plutarch de educat. pueror. c. VIII.) und ἐλέγων halten wir vor blofse Druckfehler. Andere Stellen dieser Art übergehen wir. Nur bey den dunkeln, die doch vielleicht nicht jedem, auch geübten Leser, sogleich ganz einleuchten werden, hätten wir kurze Erinnerungen gewünscht, dahin rechnen wir z. B. in der Rede des Pletho die gut gedachte und schon geschriebene Stelle §. 4. 5. die uns nur erst dann deutlich geworden ist, nachdem wir vor den Worten: τὴν δὲ τοῦ βίου τελευτὴν etc. den Begriff, der in den vorhergehenden Worten: ὑπ' ἀγνοίας πω ausgedrückt wird, in Gedanken wiederholt hatten. Einer Erläuterung, wo nicht auch Berichtigung hätte gewifs auch §. 40. 41. 42. verdient, u. s. w.

Einigemal hat Hr. F., wie es uns dünkt, von seiner Hand etwas im Text supplirt und dieses durch eine Parenthese von den Worten der Verfasser unterscheiden wollen. In der Rede des Pletho §. 3. geschieht es in folgender Stelle. Solon (nach *Stobaeus Serm. I. Theognis*) hatte gesagt, nie lafst uns den Reichthum gegen die *Tugend* eintauschen; Pletho setzt hinzu, hier sey die vollkommene Tugend die: ἀρετὴ μετ' ἐπιστήμης gemeint. Und fährt dann fort: ἐπιστήμην γὰρ παραγενομένην ἀναγκη ἀπάντων κρατεῖν τε καὶ ἄγειν ἀσφαλῶς, ἢ αὖ κακὴν ὑφηγήσασθαι πρὸς τὸ καὶ δρᾶσαι. Hr. F. supplirt vor: παραγενομένην (ἀνθρώπῳ). Wir nicht: weil es ein ganz unrichtiges Subject hier anführen würde. Vielmehr verstehen wir aus dem zunächst Vorhergehenden: ἀλλὰ ταῦτα μὲν περὶ τῆς τελείας — ἀρετῆς εἰη ἂν εἰρημένα zu παραγενομένην, τῇ ἀρετῇ und ändern dann statt: ἤ, ἥ im folgenden Verstande: Denn Einsicht (mit Tugend verbunden) unterwirft sich Alles und verfehlt ihres Endzweckes nie (mit Rücksicht auf das Solonische: τὸ τῷ βίῳ τέλος); nur sie allein leitet uns auf das, was für uns immer das beste ist.

Nächst diesen wäre auch auf eine richtige und einleuchtende Interpunction mehr Sorgfalt zu verwenden. So steht z. B. gleich hier im 8. §. in der dem Sinne nach zusammen gehörenden Partikel οὐ μὴν ἀλλὰ καὶ nach μὴν unrecht ein Komma. §. 28. 29. ist die sehr schöne, und wenigstens nach unserm Gefühl überaus humane Stelle, die von dem Abschied aus dieser Welt eine erfreulichere Vorstellung empfiehlt, gar nicht bequem interpungirt. Vielleicht sollte sie so abgetheilt seyn: Λογισίοις δ' ἂν εἴη περὶ τοῦ θανάτου καθάπερ ἂν εἰ περὶ ἀποδημίας μακρᾶς καὶ τοιαύτης ἐπὶ πολὺ ἀμείνοσιν ἢ ἐλπίσι γιγνομένης· οἱ μὲν γὰρ πολλοὶ καὶ δακρύοισι ἀποδημίαν τὴν φίλων, ἐπιοῦσιν δὲ πω τὴν ἐκ τοῦ ποιεῖν ἀλλήλων διάστασιν· ὅμως μέντοι λογιζόμενοι ἐφ' οἷσιν ἐκεῖνοι εἰλήλουθασι ἐλπίσι, καὶ συγχαίρουσιν, ὡς ὄντως γίγνονται τῶν συλλαμβάνειν ἔστιν ὅτε αὐτοῖς περὶ συχνὰ τῶν πρὸς ἀποδημίαν φιλόντων. Man vergiefst, sagt Pletho, freylich beym Abschiede geliebter Freunde Thränen, so wie man nur die gegenwartige Trennung denkt: überlegt man aber, mit welchen Hofnungen man sie entlafst, so freuet man sich wohl gar und legt diese Freude durch die geleistete Hulfe und Handreichung bey ihren Reisegeräthe an den Tag. Bey andern Stellen gibt es vielleicht noch mehr in Ansehung der Interpunction zu berichtigen.

Sonst hat Hr. F. in Ansehung der von den Verff. angeführten Stellen in den Anmerkungen auf die gedruckten Ausgaben verwiesen, auch wohl aus diesen die unrichtigen Lesarten seiner Handschrift verbessert. §. 18. scheint uns Apostolius Plutarch *de educat. pueror. cap. VIII.* in Gedanken gehabt zu haben. Für den Pletho hätten sich manche Stellen aus Plato nachweisen lassen.

In Ansehung der Sachen ist wenigstens des Pletho Rede doch nicht völlig leer. So hatten wir z. B. §. 16. auf den noch damals immer grofsen und unerträglichen Byzantinischen Stolz aufmerksam gemacht, wo Pletho sogar von der aus Italien herstammenden Kaiserin in Gegenwart ihres Gemahls sagen durfte, dafs sie die: „ἄνισον und χασώνην ἰταλικὴν" völlig abgelegt, sich nach dem „κατεσκλιμένον" (gesetzten) und „κόσμιον τρόπον" der Byzantinischen Griechen gebildet; ähnliche Himabwürdigungen anderer und Erhebungen seiner werthen Person würde Hr. F. in den Scriptoribus Italicis des *Muratori* gefunden haben.

In der Vorrede handelt Hr. F. vom Plethos und Apostolius Lebensumständen, meist nach *Allatius in Fabricii Bibl. gr.* Vom Pletho hätte er noch den Umstand berühren können, dafs er, bey seiner Anwesenheit zu Florenz, während des bekannten *Concilii Florentini*, den damaligen Herzog *Lorenzo de' Medici*, durch seine Empfehlung der Platonischen Philosophie auf den Gedanken, die, in der Philosophischen Geschichte Epoche machende *Academia Platonica* zu stiften, gebracht, von der nachher *Marsilius Ficinus, Picus Mirandulanus, Christoph Landinus* etc. Mitglieder waren. Sie nahm, nachdem *Jacopo di Diacceto* und *Luigi di Tommaso Alamanni* sich den Tyrannеyen des Kardinals *Giulio de' Medici herzhaft* widersetzt, ein schnelles Ende. Der Schlufs der deklamatorischen Rede des Apostolius hätte sich noch aus dem 1774. in 4. zu Rom erschienenen: *Commentarius de Vita et rebus gestis Bessarionis* erläutern lassen. Ein richtiger Pentameter in dem Epigramm auf *Bessarion* kann der wohl auch nicht seyn: Ῥεῖα βιωσομένην (ψυχὴ) χάρις εἰς ἀνάγει; vielleicht: Ῥεῖα βιωσομένη χάρις εἰς οὐρανὸν ἄγει. Den Gelehrten macht Hr. F. die angenehme Hoffnung, dafs der Hr. Pr. *Schabel* die Handschriften der Rhedigerschen Bibliothek beschreiben werde.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 4. Julius 1794.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Dyck: *Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste*, oder *Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen*, nebst kritischen und historischen Abhandlungen über die sch. Wissensch. von einer Gesellschaft von Gelehrten. II Bandes 2 Stück. 1793. von 229 — 462 S. 8.

Auch dieß Stück ist an Gehalt und vielseitigem Interesse den frühern, in diesen Blattern (A. L. Z. 1793. N. 239.) mit gebührendem Lobe angezeigten Stücken vollkommen gleich. Die Wichtigkeit der darin befindlichen Aufsätze fodert wieder eine ausführlichere Anzeige. Wir beziehen uns aber, was die Classen anbetrift, in welche die hier vorkommenden Abhandlungen abgetheilt werden müssen, auf die Anzeige der vorigen Stücke.

Zur ersten Classe, den Nachträgen und Ergänzungen zu *Sulzers Theorie*, gehören in diesem Stücke N. II. *Ueber die Verbindung der Architektur mit der Gartenkunst* S. 278 — 302. Dieser Aufsatz ertheilt selbst nach dem, was nach *Hirschfelds* noch immer sehr unvollendeter Theorie, ein v. *Racknitz*, v. *Ramdohr* und *Heydenreich* bey verschiedenen Veranlassungen neuerlich über *diesen* Gegenstand bemerkt haben, interessante Winke, die nur ein Kenner, der selbst viel neuere Gartenanlagen gesehn und verglichen hat, niederschreiben konnte. Es werden hier besonders zwey Misbräuche getadelt, die in unsern anglisirten Gartenanlagen haufig vorkommen. *Einmal*, dass man bey Gebäuden und architektonischen Verzierungen in Gärten zu wenig Rücksicht auf den Charakter der sie zunächst umschliefsenden Gegenden nimmt, wobey einige lehrreiche und durch Beyspiele erläuterte Regeln zur Vermeidung dieser Disharmonie gegeben werden. (Ueberhaupt hätte hierbey wohl noch bemerkt werden können, dass die Vervielfaltigung sehr verschiedenartiger, aus fernen Zeitaltern und Gegenden zusammengedrängter Gebäude in einem auch im weitesten Parke noch immer sehr beschränkten Raume in den meisten unserer Gartenanlagen eine Haupthinderniss sey, warum man die Gebäude mit den sie umgebenden Gegenden nicht immer in die richtigste Harmonie bringen könne. Dieser Vorwurf trift selbst die berühmtesten englischen Landsitze, die noch zu *Browns* Zeiten angelegt sind, z. B. *Stowe*, wo sich die Zahl der Gebäude und Pyramiden auf 36 beläuft. S. *Küttners Beyträge zur Kenntniss von England* 6 St. S. 87.) *Zweytens*, der selbst in unsern geschmackvollesten Anlagen so oft beliebte Contrast der innern Bestimmung eines Gartengebäudes mit seinem alle Künsteleien des modischen Luxus, in einer gothischen Kapelle einen hellen Essaal, in einer Einsiedeley ein wollüstiges Badezimmer findet. Nur sehr selten sind die Fälle, wo die hierdurch beabsichtigte Ueberraschung nicht in ein kindisches Spielwerk ausartet. In einer Anmerkung S. 295 bekommen die abscheulichen Golgathascenen in Klostergarten ihre verdiente Abfertigung. Der Vorschlag eines Druckwerks im Leibe des Gekreuzigten, um eine kleine Blutcascade hervorzubringen, ist nicht neu. Ohne Zweifel ist es ein blofser Druckfehler, dass zweymal in dieser Abhandlung S. 285 und 301. *Momus* gesetzt ist, wo *Morpheus* stehen sollte — N. III. Zusatz zum Sulzerschen Artikel: *Beleuchtung* S. 303 — 326. Nach einigen gut angewandten Heischesatzen aus der Optik folgt hier eine Angabe der von unsern gewöhnlichen Malern und Kupferstechern in diesem schwierigen Theile der Kunst begangenen Fehler. Empfehlung des Zeichnens aus einer dunkeln Kammer oder nach einen kleinen Convexspiegel (?). Sehr wahr ist es, wenn es S. 320 heifst: „Man trägt „den jungen Zeichnern die Lehre von Licht und Schatten so vor, dass man ihnen zeigt, wie jeder sichtbare „Gegenstand bey einer einfachen Beleuchtung auf der „einen Seite Licht, auf der andern Schatten haben müsse, ohne sie weder auf die verschiedenen Wirkungen „des nähern und fernern Lichts, noch weniger aber auf „die Modificationen der Localfarben aufmerksam zu machen. Daher kommt es denn, dass die Männerchen „in unsern Taschenalmanachen alle ohne Unterschied „halb weifs, halb schwarz aussehen, dass Bäume, Häuser, Erdmassen, der Himmel alle gleich starkes Licht „haben u. s. w.“ Die Sache liefse sich durch Beyspiele aus nahmhaften Zeichenschulen und Malerakademien belegen, wenn es frommte. Am Schlusse der Abhandlung wird eine Stelle aus *Gilpin's Reisebemerkungen über malerische Naturschönheiten* angeführt. Der Name dieses feinen Beobachters hätte genannt, und sein Buch allen Schulen der Kunst nachdrücklich empfohlen werden sollen — N. IV. Zusatz zum Artikel: *Schraffirung* S. 327 — 340. Da in *Sulzers* Theorie der mechanische Theil dieser Hauptfertigkeit eines guten Kupferstechers fast ganz übergangen ist: so wird diese Lücke hier ergänzt, und mit Warnungen gegen die gewöhnlichen Irrthümer der Künstler hierbey begleitet. N. V. Zusatz zum Artikel: *Accent*, von Hn. Prof. *Maafs* in Halle. Eigentlich eine Beantwortung der Frage: durch welche Mittel in der Musik der oratorische und pathetische Accent ausgedrückt werden könne?

Zur zweyten Classe, die allgemeine Uebersichten enthält, gehört gleich der erste Aufsatz in diesem Stücke: *Ueber einige Verschiedenheiten des griechischen und deut-*

meinen Bemerkungen über die mit solchen Parallelen verbundenen Schwierigkeiten, wobey wir das S. 221. über *Hottingers Preisschrift* gefällte Urtheil ganz unterschreiben, zeigt Hr. Prof. *Manso*, wie sich das griechische Trauerspiell theils in den Anlagen und der Behandlung der Fabel, theils in der Darstellung und im Ausdrucke der Leidenschaften, theils auch in den Charakteren und Sitten der Personen von den deutschen Trauerspiele unterscheide. Schon wird hier aus der Nationalstimmung des griechischen Zuschauers gezeigt, warum dort der Plan der Fabel so einfach und oft unzusammenhängend, ja sogar durch ganz unvorbereitete Göttererscheinungen gewaltsam gelöst seyn konnte, ohne dem Interesse des Stücks dadurch zu schaden. Auch konnte vor den über die Frauenliebe so ganz anders urtheilenden Athenern die Leidenschaft der Liebe, um die sich fast alle unsere Trauerspiele herumdrehen, fast gar nicht benutzt werden. (Hier hätte der Vf. wohl noch etwas tiefer eindringen, und die Gründe entwickeln können, warum die gr. Tragiker ihrem Zeitalter in der Herabwürdigung weiblicher Charaktere so sehr nachgeben mußten. Die Art, wie Aristophanes in den Thesmophoriazusen den Mysogyn Euripides für seine absichtliche Verhäßlichung seiner Theaterheldinnen büßen läßt, beweist doch offenbar, daß die Athener selbst das Uebertriebene hierin fühlten, und wohl wußten, daß die Frauen im *heroischen Zeitalter* und beym Homer eine weit ehrwürdigere Rolle spielen, als ihnen die Tragiker in ihren heroischen Sujets zutheilten. Dieß ist in der That die schwache Seite des griechischen Trauerspiels, die Hr. *Manso* zu sanft entschuldigt.) Ueberhaupt konnte die griechische Tragödie nur Leidenschaften von starkem Ausdruck aufstellen. Feine Schattirungen, Intriguen und Entfaltungen, wie sie unsere guten Dramatiker aus philosophischer Beobachtung des menschlichen Herzens einzuweben verstehen, waren damals noch nicht denkbar. Desto mehr liebte der Grieche die Rhetoricationen und gerichtlichen Debatten selbst auf die Bühne verpflanzt; ein Geschmack, dem die Tragiker, selbst auf Unkosten der Wahrscheinlichkeit fast in allen ihren Stücken ein Opfer bringen. (Man vergleiche die äußerst komische Parodie beym Aristophanes in den *Wespen* 995. ff.) Wir lieben dagegen mehr die feinen Reflexionen und Schattirungen der Empfindung. Endlich sind auch die Sitten unserer Tragödie würdiger und menschlicher. Dieß alles wird zuletzt an dem Beyspiele der *Gothischen* Iphigenia gezeigt, von welcher überhaupt der Vf., wie er selbst gesteht, bey dieser ganzen Abhandlung ausgegangen ist. Aber unser Theater hat doch auch außer den *Lessingischen* und *Göthischen* zum Theil nicht einmal aufführbaren Stücken noch einige gute Trauerspiele. Auf diese ist hier durchaus zu wenig Rücksicht genommen, so daß dieser Vergleichung eigentlich nur die Ueberschrift gebührt: über die Verschiedenheit der griechischen Trauerspiele und *einiger* deutschen. Möchte es doch übrigens dem scharfsinnigen Vf. gefallen, uns bald auch eine Abhandlung über die in den *Fröschen* des Aristophanes befindliche Musterung des Aeschylus und Euripides mitzutheilen, die man, trotz aller beygemischten Scurrilitäten, immer für eine der wichtigsten Kritiken des griechischen Trauerspiels anzusehen hat.

Zur dritten und vorzüglichsten Classe, in der die Charaktere alterer und neuerer Dichter aufgestellt werden, finden sich in diesem Stücke zwey Aufsätze. N. VI. *Beschluß der* im 1 Stück des zweyten Bandes angefangenen *Auszüge der Araucana des Alonso de Ercilla*. Hr. *Schatz* liefert hier aus den noch übrigen 21 Gesangen dieser merkwürdigen spanischen Epopee einzelne mit vielem Geschmack ausgehobene Auszüge mit untergesetzten Original und einer fortlaufenden Inhaltsanzeige. So ist hier z. B. die rührende Episode von der über ihren getödteten Gatten untröstlichen Tegualda, (Ercilla hat uns hier, ohne die Xenophontische Cyropaedie gelesen zu haben, eine Araucanische *Panthea* gegeben), und die von Voltaire bespöttelte, von Hayley aber (*Plays and Poems* T. IV. p. 91.) mit grosser Einsicht entschuldigte Vertheidigung der Dido weitläuftiger angeführt. Das Ganze beschließt eine gerechte Würdigung der Vorzüge und Fehler dieses Gedichts mit Anführung einiger frappanten Gleichnisse, in denen der Dichter zuweilen außerordentlich neu und glücklich ist. Am Ende auch noch ein Wort über Ercilla's Fortsetzer *Osorio*. Gewiß muß jeder Literaturfreund und Kenner des Schönen dem Vf. für die Verpflanzung dieser exotischen Sprößlinge auf deutschem Boden um so mehr Dank wissen, je seltner sich Sprachkenntnisse, aesthetisches Gefühl und aus harrende Geduld, alles ganz unerläßliche Bedingungen bey solchen Auszügen in einem Unternehmen so beysammen finden, als bey dem Vf. dieser Auszüge. Wir wagen die Bitte an ihn, uns nun auf ähnliche Weise auch mit einigen Epopeen der Italiener, die *Meinhard* überging, und andere Anthologieen, wie z. B. die *Jagemannische* nur in zerrissenen Bruchstücken geben, als den Adone von *Marino*, Morgante von *Pulci*, Orlandino von *Folengo* und besonders die in ihrer Art einzige, vielbelobte und selten gelesene *Secchia rapita* von *Tassoni*, von da uns die Waltherische Buchhandlung in Dresden so eben einen guten Abdruck geliefert hat, nach und nach mitzutheilen. — VII. *Aeschylus* S. 391 – 461. von Hn. Prof *Jacobs*. Eine ausführliche, mit tief eindringender Sach- und Sprachkenntniß gearbeitete Beurtheilung dieses Vaters des griechischen Trauerspiels mit eingestreuten Belegen in einer metrischen Uebersetzung. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über die stufenweise Entwicklung des griechischen Trauerspiels, wobey auch die feine Bemerkung des *Casaubonus* ihre Stelle findet, durch die allein manche Dunkelheit in dieser verwickelten Streitfrage aufgehellet wird, daß das Wort τραγῳδία ursprünglich der komischen Darstellung so gut, als der ernsthaften zugehöre, untersucht der Vf. zuerst, welche Spuren der alten, rohern Gestalt des Trauerspiels sich noch in den Stücken des Aeschylus auffinden lassen. Er rechnet hieher a) die äußerste Simplicität der Handlung, die fast ohne alle Vorbereitung und Entwicklung nur einige Schritte vor der Vollendung beginnt, oder die Vollendung gar schon vorausgesetzt, wie in den *Persern*, die Hr. Jacobs lieber zur Cantate nach Hn. v. Blankenburgs Definition, als zum Trauerspiele rechnen möchte. b) die

grosse

grofse Sparfamkeit im Gebrauche handelnder Perfonen, wobey gelegentlich der Dichter wegen zwey vorgeblicher Auswüchfe in den *Danaiden* und *Sieben von Theben* fehr gut vertheidigt wird. c) Die Länge und Umftändlichkeit der Erzählungen, dem man es anfieht, dafs der Dichter nur *epifche* Vorganger hatte, z. B. im *Prometheus*. d) Die wichtige Rolle, die der Chor noch überall zu fpielen hat. Diefer lyrifche Theil ift in den Stücken des Aefchylus immer der hervorftechendfte und von dem Dichter felbft mit entfchiedener Vorliebe bearbeitet. Er macht bey ihm durch feine genaue Verkettung mit der Fabel des Stückes das wahre Intereffe des Ganzen, da hingegen die Chöre des Sophocles und Euripides oft ohne alle Beziehung auf das Stück felbft ifolirt da ftehen, und auch vor fich als lyrifche Poefieen gelefen werden können. (Darum konnte *Koeppen* in *feiner nur zu früh vergeffenen Blumenlefe* auch nur aus den zwey letzten Tragikern mehrere Chöre excerpiren). — Nun werden die übrigen Eigenthümlichkeiten des Dichters einzeln durchgegangen. Er liebt den Pomp, und erfchüttert durch Prunk- und Schreckfcenen auf dem Theater; erhebt durch die überall eingewebte Wirkfamkeit des alles bandigenden Schickfals feine Fabeln über den Rang gewöhnlicher Mordgefchichten, wobey der einzig richtige Gefichtspunkt angegeben wird, aus welchem Prometheus Laflerungen gegen den Jupiter angefehn werden müffen; verbindet die übernatürlichen Motiven z. B. Orakelfprüche, mit den natürlichen mit vieler Kunft, und weis feinen Stücken durch Beziehungen aufs Lokal, z. B. in den *Perfern* und *Eumeniden*, wo die Gründung des Areopagus vorkommt, ein eigenes Nationalintereffe zu geben. Zum Schlufs etwas über das riefenmäfsige und hochtrabende in den Charakteren des Dichters. Schon aus diefer trocknen Anzeige wird ein jeder auf die Reichhaltigkeit diefes Aufsatzes fchliefsen können. Um fich noch mehr von feinen Verdienften zu überzeugen, darf man z. B. nur des neuen Herausgebers des *Brumoi*, *Rocheforts* Bemerkungen im erften und zweyten Theile des *Theatre des Grecs* damit verglichen. Ueberall fpricht der Kenner und vieljährige Vertraute der griechifchen Tragiker. Nur bey der Rechtfertigung der Stelle in den *Choephoren*, wo Electra aus der Haarlocke auf dem Grabe des Vaters ihren Bruder erkennt, liefse fich vielleicht aus der fpottenden Parodie des Ariftophanes in den *Wolken* 536 noch ein richtigerer Gefichtspunkt auffaffen.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Crufius: *Der Mädchenfreund*, erftes Bändchen. 144 S. Zweytes Bändchen. 132 S. 8. 1789. 1791.

Der Vf. fchreibt nicht für Erzieherinnen des weiblichen Gefchlechts, fondern für Mädchen felbft, denen er durch feine Blätter die Kunft, glücklich und froh zu leben, lehren will. Er befleifsigt fich daher eines popularen Tons, erläutert fchwerere Ausdrücke in Anmerkungen, und fucht durch einen gefälligen Vortrag zu vergnügen. In der That kann er nicht allein, fondern verdient auch von Mädchen, die fich bilden wollen, gelefen zu werden. Weil er fein Werk zu einer Art von Familienbuch beftimmte, fo band er fich in der Beftimmung feiner Blätter an kein gewiffes Alter, fondern fchrieb bald für achtjährige Kinder, bald für herangewachfene Mädchen; jede Klaffe junger Leferinnen kann alfo in feinem Buche etwas finden, das ihr dienlich ift. Nicht geringfügige, unnütze oder gar unwürdige Gegenftände machen den Inhalt diefer Blätter aus, fondern folche Materien, die zum Unterricht der jüngern, zur Belehrung der erwachfenen Leferinnen, und zur Verbeflerung der Sittlichkeit von beiden dienen können. Erzählungen, (unter denen die Befchreibungen von Geburtstagsfeyern und andern Feften ein wenig zu häufig vorkommen) und Abhandlungen, Lieder (theils eigene, theils entlehnte) und mufikalifche Compofitionen wechfeln ab. Die Abhandlungen betreffen theils die Moral (z. B. die Thätigkeit, die Neugierde) theils die Bildung des Körpers (z. B. die phyfikalifche Erziehung, die Reinlichkeit, das Tragen des Leibes) theils endlich ökonomifche Gegenftände (z. B. das Bleichen) und find eben fo gründlich, als unterhaltend.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Ohne Druckort: Gefchichts-Erzählung von der Regierungs- und Vermögens-Entfetzung des Fürften von Neuwied*, woraus mehrere hochwichtige Gravamina communia Statuum Imperii dargethan werden, zugleich Recurfus ad comitia ergriffen wird. *Von ihm felbft verfafset.* 1793. fol.

2) *Commiffarifcher Bericht, die Verftandeskräfte und Regierungsfähigkeit des Hrn. Fürften Friedrich Carl zu Neuwied betreffend.* (1793.)

3) *Beantwortung und Widerlegung des geheimen Commiff. Berichtes des Naffau-Oranifchen Subdele. ati v. Schenk, von 17 Aug.* 1792. als Nachtrag zu dem am 13 März (1793) übergebenen Reftitutions-Libell, in Sachen der mehreften Kirchfpiele der niedern Grafffchaft Wied, wider weil. Hrn. Friedrich Wilhelm Grafen, modo Hrn. Friedrich Alexander Fürften zu Neuwied.

4) *Nachtrag zur weiteren Belehrung des Publicums, Haus-Vertrags und Reverswidrige Vergleiche mit den Unterthanen, auch die Verftandeskräfte und Regierungsfähigkeit des Hrn. Fürften Friedrich Carl zu Neuwied betreffend.* 1793. Es ift eine fo merkwürdige als äufserft feltene Ereignifs, einen deutfchen Reichsftand, wegen angefchuldigter Gemüthskrankheit, in Unterfuchung gezogen, und die Frage: ob eine Curatel ftatt finde? in einem förmlichen Procefs durch Urtheile entfchieden zu fehen. Dafs die höchften Rs. Gerichte wahnfinnigen Rs. Standen Vormünder beftellt haben, — davon fehlt es an Beyfpielen nicht: es gefchah aber immer, als ein *actus voluntariae jurisdictionis*, auf Anfuchen der nächften Anverwandten. Zu einem

nem Widerſpruch kam es (ſo viel Rec. weiſs) nur in 2 ältern Fällen, welche Moſer im Perſönl St. R. S. 441. u. 612. anführt: *Erſtlich* i. J. 1698, da das Rs. Kam. Gericht den Grafen zu Sayn-Witgen- und Hohenſtein, wegen beygemeſſenen Blödſinns bevormundete. Der Hauptanlaſs hierzu war die Veräuſserung der Grafſchaft Hohenſtein an Kurbrandenburg, worüber ſich die Agnaten beſchwert hatten. Auf lebhaften Widerſpruch von ſeiner und Kurbrandenb. Seite ward jedoch das Vormundſchaftsdecret noch in eben dem Jahre aufgehoben. *Zweytens* i. J. 1744. da der Fürſt Carl zu Löwenſtein-Wertheim von ſeinen Brüdern der Gemüthsſchwäche und Regierungsunfähigkeit beſchuldiget, auch darauf von dem Rs. Hofrath eine Unterſuchungscommiſſion auf Kurmainz und Würzburg erkannt ward, welche aber wegen der dagegen von dem Fürſten beym Reichstag angebrachten Klage, keinen Erfolg hatte. Daſs es aber zu einer förmlichen gerichtlichen Verhandlung und zu wiederholten Urtheilen über die Statthaftigkeit einer ſolchen Curatel gekommen, — davon iſt dieſs das erſte Beyſpiel, ſeit der Errichtung des Rs. Kammergerichts. Das in jenen Druckſchriften enthaltene Factum iſt kürzlich folgendes: Der jetzige Fürſt zu Neuwied hatte als Erbprinz verſchiedene Eigenheiten und Sonderbarkeiten an ſich, war auch eine Zeitlang von Religionsſcrupeln geplagt geweſen. Sein Vater war, wegen ſeines abgeſonderten Lebenswandels, wegen verſchiedener moraliſchen Unordnungen, und hauptſächlich wegen der Uneinigkeit die zwiſchen ihm und ſeiner Gemahlin ausgebrochen war, — ſehr unzufrieden, und machte am 20 April 1788 ein Teſtament, worin er ſeinen einzigen Sohn enterbte, und den zweyten Enkel zum Nachfolger ernennte. Dieſs Teſtament nahm der Vater jedoch ſchon am 19 May deſſelben Jahres zurück, und lieſs ſich bloſs von ſeinem Sohn einen eidlichen Revers ausſtellen: „daſs er „auf keine Eheſcheidung dringen, ſeiner Gemahlin anſtändig „begegnen, bey der Erziehung der Kinder den ſchiedsrichterli„chen Ausſpruch der Mutter anerkennen; keine Schulden ma„chen, und die Waldungen forſtmäſsig behandeln wolle.“ Die Garantie des Reverſes übernahmen die damaligen Grafen (jetzige Fürſten) zu Wied-Runkel und Witgenſtein-Berleburg. Nach dem am 7 Aug. 1791 erfolgten Ableben des Vaters, trat der Sohn die Regierung an; und ſein erſtes Geſchäft war, einen alten Proceſs mit den Unterthanen, über die Waldungen, Frohndienſte und Landesſteuern, welchen ſein Vater durch ein Kammergerichtl. Urthel vom 28 Jenner 1791. zum Theil ſchon verloren hatte, durch einen Vergleich zu beendigen. Hierbey ging er etwas raſch zu Werke und befragte ſeine ihm verdächtig gewordene Räthe nicht, ſondern tractirte ganz allein mit dem Anwald der Unterthanen. Der Vergleich kam daher bald zu Stande. Als aber derſelbe bey dem Rs. Kam. Gericht zur Beſtätigung eingereicht wurde; ſo traten die beiden erwähnten Garants dagegen auf, behaupteten, daſs darin unveräuſerliche Sachen und Rechte den Unterthanen überlaſſen worden, welches beſonders der Fürſt zu Runkel, als nächſter Agnat, nicht zugeben könne. Sie brachten hiernächſt die Beſchuldigung vor, daſs der Fürſt von Neuwied blödſinnig, und daher einer Curatel bedürftig ſey; und ſuchten ſolches aus verſchiedenen von ihm herrührenden wunderbaren Aufſätzen und Verordnungen, und aus jenem väterlichen Teſtament darzuthun. Das Rs. Kam. Gericht erkannte hierauf eine Commiſſion auf Naſſau-Oranien zu Unterſuchung des Vergleichs, und gab dem ſubdelegirten Commiſſario zugleich den geheimen Auftrag, über die angebliche Verſtandesſchwäche und Regierungsunfähigkeit des Fürſten Erkundigung einzuziehen. Der gedruckte commiſſariſche Bericht iſt das Reſultat dieſer geheimen Erkundigung, worauf am 29 Nov. 1792 ein ferneres Urthel erfolgte, in welchem jene beide Garants dem Fürſtem in allen Regierungsgeſchäften, als Mitvotanten, zur Seite geſetzt wurden. Die Manutenenz derſelben und die Vollziehung des Urthels ward darauf Ihro Kön. Maj. in Preuſsen, als Herzog zu Cleve übertragen. Dieſes Urthel bezog ſich bloſs auf den Revers, in einem ferneren Erkenntniſs vom 22 Febr. 1793. ward es aber dem Fürſten ganz deutlich geſagt, daſs er wegen Gemüthskrankheit zur Alleinregierung unfähig ſey und ſo lange bleiben werde, bis er Beweiſe der Wiederherſtellung beybringen könne. Zugleich ward der bis dahin verſchloſſene Commiſſionsbericht eröfnet, und der Gegentheil ſäumte nicht, ſolchen durch den Druck bekannt zu machen. Der Fürſt ſuchte dagegen Reſtitution, wendete ſich jedoch, ohne die Entſcheidung darüber zu erwarten, in der Eingangs bemerkten Schrift, an die Reichsverſammlung, und machte es zur gemeinen Beſchwerde ſämmtlicher Stände, daſs das Rs. Kammergericht, ihn, auf einen einſeitigen geheimen Bericht, einer Curatel unterworfen habe, wozu daſſelbe weder an ſich berechtiget ſey, noch die erforderlichen Beweiſe gehabt habe. Er perhorreſcirte den II Senat deſſelben in ſehr beleidigenden Ausdrücken, und beſchuldigte beſonders einige Beyſitzer der gröſten Parteylichkeit. Die Schrift iſt, (wie er darin wiederholt verſichert) von ihm ſelbſt verfaſst, und zu verſchiedenen Zeiten, in einer bald äuſserſt erbitterten, bald ſatyriſchen Laune, ohne gehörige Ordnung geſchrieben. Das Ganze ſieht einer Schmähſchrift viel ähnlicher, als einer Recurs Schrift. Man ſieht deutlich, daſs er ſolche in einem hohen Grad von Leidenſchaft aufſetzte, und dabey keinen Rechtsgelehrten zu Rathe zog. Sie iſt theils aus Marienboom bey Nimwegen, theils aus Bonn datirt, wohin er ſich aus Verdruſs über die Executionscommiſſion, begeben hatte. Wir enthalten uns billig, über die Rechtmäſsigkeit der Unterſuchung und die Reichsgerichtl. Competenz in dieſer Sache ein Urtheil zu fällen, da ſolches unſer Beruf nicht iſt, und der Streit ohne Kenntniſs der ganzen Acten ſich nicht zuverläſsig beurtheilen läſst. Die Sache ſcheint allerdings ſehr zweifelhaft zu ſeyn, weil es damit auf die genaue Beſtimmung des *Curatelmäſsige Blödſinns*, theils auf den *Beweis deſſelben* ankommt. Der Hr. Fürſt hat verſchiedene mediciniſche Zeugniſſe, und vornemlich ein Gutachten der mediciniſchen Facultät zu Bonn beygebracht, welches ihn für völlig geſund erklärt. Er hat auch aufserdem die in dem Commiſſionsbericht enthaltene Data ausführlich zu widerlegen geſucht. Sein Reſtitutionsgeſuch iſt ihm aber am 1 März d. H. von dem Rs. Kam. Ger. abgeſchlagen, und ihm bloſs vorbehalten worden, zu jeder Zeit ſeine Wiederherſtellung, beſſer als geſchehen, zu beweiſen, und desfalls eine Commiſſion nachzuſuchen, wenn er ſich der damit verbundenen genauen Aufſicht und mediciniſchen Prüfung unterwerfen wollen. Er hat indeſs ſein Geſuch bey der Reichs-Verſammlung betrieben, und jene Recurſchrift iſt bereits am 5 Febr., jedoch in einer beſſern und abgekürzten Form, zur Dictatur gekommen. Es ſteht dahin, ob die Klage als eine gemeinſchaftliche Ständiſche Beſchwerde werde betrachtet werden. Der Gegenſtand iſt äuſserſt intereſſant: es fehlt an einer beſtimmten Vorſchrift über dieſe Gattung von Curatel: ſelbſt das Röm. Recht, welches man, in Ermangelung vaterländiſcher Geſetze zu Hülfe nimmt, beſtimmt ſo wenig über den eigentlichen *Grad von Gemüthskrankheit*, welcher eine ſolche Curatel nothwendig machen ſoll, daſs man gewöhnlich dem Gerichtsbrauch und den Meynungen der Rechtslehrer dabey folgt, welches aber auch ein ziemlich unſicherer Leitfaden iſt. Bey einem Regenten kommt noch überdieſs die Regierungsfähigkeit mit in Anſchlag; und dieſs war beſonders hier, nach den commiſſariſchen Bericht der Fall, wo die vernommenen Anzeigen und das eigene Gutachten des Commiſſarii dahin gingen: daſs der Fürſt zu Neuwied, zwar *nicht förmlich blödſinnig*, aber doch *nicht fähig* ſey, *Land und Leute zu regieren*. — Sollte vielleicht eine ſo delicate Frage, wobey es an einem juriſtiſchen Maaſsſtab fehlt, nach altdeutſcher Sitte, am beſten von ſolchen Richtern entſchieden werden können, die ſelbſt Land und Leute zu regieren haben?

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 5. Julius 1794.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

KOPENHAGEN, b. Proft: *Denkwürdigkeiten der französischen Revolution in vorzüglicher Rücksicht auf Staatsrecht und Politik*, von *Christian Ulrich Detlev von Eggers*, d. R. D. zu Kopenhagen. Erster Band. 1794. XXVIII. u. 480 S. 8.

Wenn der vielumfassende Plan dieses Werks die Aufmerksamkeit des gesammten mit der französischen Revolution beschäftigten Publikums erregen muss, so wird die Gründlichkeit, mit welcher der erste Band ausgearbeitet ist, und die Art und Weise, wie sich der Vf. in der Vorrede über seine Denkungsart und über seine Zwecke auslässt, sicherlich denjenigen Theil dieses Publikums für ihn gewinnen, dessen Gunst und Beyfall ihn und alle seines Gleichen am besten oder eigentlich allein belohnen kann.

Wenn man so viele Liebe zur Wahrheit, so viel Wärme für die Wohlfarth und für die Veredlung der Menschheit, einen so lautern und unermüdeten Forschungsgeist, und eine so gerechte und gleichförmige Aufmerksamkeit auf alle Seiten seines Gegenstandes, mit *einem* so hohen Grade rühmlicher Bescheidenheit verbindet, als Hr. v. E. in der Vorrede und in den ersten Abschnitten seines Buchs an den Tag legt; so wird die Frage, zu welcher politischen Partey der Schriftsteller gehöre, ganz überflüssig; alles Mistrauen, in sofern es seinen *Willen*, die Wahrheit zu sagen, treffen könnte, muss verschwinden, und die Kritik hat es nun mit nichts weiter zu thun, als mit der Untersuchung der Quellen und Mittel, deren er sich bedient, und der Art und Weise, wie er dieselben benutzt hat.

Es versteht sich von selbst, und der Vf. wird gewiss damit zufrieden seyn, dass Rec. sich für jetzt noch enthält; über den Werth eines Ganzen, wovon der Inhalt dieses ersten Bandes nur einen überaus kleinen Theil ausmacht, ein vollständiges Urtheil zu fällen. Die Periode, die der Vf. hier geschildert hat, ist in jeder nur denkbaren Rücksicht von den folgenden so sehr verschieden, dass sich von dem Erfolg, mit welchem er jene bearbeitete, zwar mit einem ansehnlichen Grade von Wahrscheinlichkeit, aber doch nicht mit völliger Gewissheit auf das, was wir in der Zukunft noch zu erwarten haben, schliessen lässt. Rec. behält sich also vor, über alles, was zum Ganzen gehört, also auch über Methode, Oekonomie, Vortrag und Resultate dieses Werks erst dann, wenn einige Bände erschienen seyn werden, seine Meynung zu sagen, und bleibt jetzt dabey stehen, den allgemeinen Entwurf und die Ausführung desselben im ersten Bande, zu charakterisiren und in aller Kürze zu beurtheilen.

Nach dem Vorsatz des Vf. soll sein Werk zuvörderst, eine Entwickelung der *Anlagen* zur Revolution, hiernächst eine Darstellung der *Literatur* derselben in Frankreich, England und Deutschland, vorzüglich in Ansehung des Einflusses dieser Begebenheit auf Schriftsteller und durch sie aufs Publikum, alsdann die *Geschichte* und *Kritik* der Revolution von Eröfnung der Versammlung der Stände an bis auf die neuesten Zeiten, und zwar zuerst ein *allgemeines Gemählde* jeder Hauptperiode und hierauf die *nähere Beschreibung* der erheblichsten *einzelnen* Begebenheiten und Veranstaltungen unter gewissen Rubriken, als z. B. *constitutionelle Verfügungen*, *Kampf gegen die vollstreckende Gewalt*, *Finanzen*, *kirchliche Verfassung* u. s. f. — und nun ausser diesem allen noch die *wichtigsten Aktenstücke in extenso* enthalten. Wahrlich ein Schriftsteller muss *aes triplex circa pectus* haben, um vor einem solchen Plane nicht einigermasen zurückzubeben, und da man bey der grosen und allenthalben sichtbaren Entfernung des Hn. v. E. von aller literärischen Arroganz und Scharlatanerie ganz sicher voraussetzen darf, dass er das Gewicht und die Schwierigkeiten seiner Unternehmung fühlte; so gereicht es ihm wirklich zur Ehre, dass er sich eines Eifers und einer Thatigkeit bewusst seyn konnte, die es ihm erlaubten, eine Laufbahn von unabsehlicher Länge zu betreten.

Damit aber ein so brauchbares Werk, als das gegenwärtige allem Anschein nach seyn wird, nicht vor der Vollendung die Kräfte des Vf. übersteige, oder aus Mangel an Unterstützung abgebrochen werden müsse, ist Einschränkung des Plans, in sofern sie den Hauptzweck nicht stört, durchaus erfoderlich. Wenn z. B. der Vf. mit dem Abdrucken der Aktenstücke in eben der Art fortfahren wollte, wie es im ersten Bande geschehen, so lässt sich leicht überschlagen, was aus einem Buche werden muss, davon dieser erste Band noch nicht weiter, als bis auf die *dritte Session der Notabeln vom Februar* 1787 geht. Die Anzahl der Bände würde so überhand nehmen, dass der rüstigste Käufer zaghaft werden müsste. Das Publikum wird daher gewiss auf die Anfrage, die der Hr. Vf. dieserhalb gethan hat, antworten, dass in der eigentlichen Geschichte der Revolution nichts als die *wichtigsten* Aktenstücke, und zwar entweder blos im Original, oder blos in einer diplomatisch-treuen Uebersetzung zu liefern seyn würden. Es bedarf keiner Erwähnung, dass in solchen Fällen, wo Quellen, die bisher noch wenig oder gar nicht bekannt waren, gebraucht wurden, eine grösere Ausführ-

lichkeit bey Mittheilung derſelben willkommen ſeyn wird: ſo wie es denn auch ein beträchtlicher Theil des Publikums gewiſs ſehr gern ſieht, daſs der Vf. die zur *Vorgeſchichte* der Revolution gehörende Memoiren recht vollſtändig abdrucken lieſs, weil über dieſen Theil der Geſchichte bisher faſt alle gründliche Nachrichten und Urkunden, in Deutſchland wenigſtens, gänzlich mangeln. Nur von der Eröfnung der Ständeverſammlung an haben zahlloſe Journale und Zeitſchriften jeder Art für die Bekanntmachung aller wichtigen Belege zu den öffentlichen Verhandlungen geſorgt.

Die ſechs erſten Abſchnitte dieſes Bandes ſind bloſs vorbereitend. Ueber die vier erſten, die mehr philoſophirend als hiſtoriſch ſind, nehmlich 1. *Erforderniſſe, um über die Revolution zu urtheilen*, 2. *Charakteriſtik der Revolut.* 3. *Einfluſs der Schriftſteller auf die Rev.* 4. *Sittliche Unterſuchung der Rev.* — ſuſpendirt Rec. aus vorhin angezeigten Gründen ſein Urtheil. Sie ſind ohnehin mit ſo viel Mäſsigung und Unpartheylichkeit geſchrieben, daſs die vernünftigdenkenden von allen Syſtemen im Ganzen damit zufrieden ſeyn werden, ob ſich gleich gegen verſchiedene einzelne Punkte manches erinnern laſſen wird. In dem zweyten Abſchnitt theilt der Vf. vorläufig die Geſchichte der Rev. in fünf Zeiträume, davon der *erſte*, der mit der Zuſammenberufung der Stände anfängt, bey der gewaltſamen Hinführung des Königs nach Paris am 6. October 1789., der *zweyte* bey der Flucht deſſelben, der *dritte* bey der Trennung der conſtituirenden Verſammlung, der *vierte* bey dem 10. Auguſt 1792. der *fünfte* bey dem 31. Mai 1793 ſchlieſst. Rec. macht nur die einzige Bemerkung bey dieſer Eintheilung, daſs der erſte von dieſen Zeiträumen wohl füglicher in zwey zerfallen möchte, zwiſchen welchen die *Entlaſſung des Herrn Necker*, am 11. July 17 9, als die Veranlaſſung zum Ausbruch der allgemeinen Volksbewegung die Scheidewand ausmachen würde. — Im *vierten* Abſchnitt, worin ſehr viel wahres und treffendes über die Lage des unglücklichen Königes geſagt wird, kommt unter andern die überaus richtige Bemerkung vor, daſs es ein Hauptmoment in dem traurigen Schickſal dieſes Monarchen war, in einem Zeitalter zu regieren, "wo man ihn ſchärfer beurtheilte, als je ſeine Vorfahren beurtheilt worden waren."

Der *fünfte* Abſchnitt handelt von den *Fehlern der Regierung*, welche die Rev. vorbereiteten. Der Grund dazu wurde lange vor Ludwig dem XVI. gelegt: ihm mangelte es hauptſächlich an der Kraft, den Wirkungen dieſer frühern Urſachen entgegen zu arbeiten. Die Fehler, die er ſelbſt beging oder zuliefs, waren vornehmlich: *die Zurückberufung der alten Parlamenter*, die nur ſelten recht zweckmäſsige *Beſetzung der Miniſterſtellen*, (bey dieſer Gelegenheit eine kurze, ſehr brauchbare Erzählung von allen Miniſterial-Veränderungen unter Ludwig dem XVI.) der übermäſsige *Einfluſs eines verderbten Hofes*, die Einmiſchung in den *Amerikaniſchen Krieg*, ſo wie in die *Holländiſchen Unruhen* u. ſ. f.

Sechster Abſchnitt. Wirkung des Finanz-Zuſtandes auf die Rev. Eine Schilderung des Geiſtes der erſten *Neckerſchen* Adminiſtration, und der, durch welche *Calonne* die nähere Veranlaſſung zur Rev. gab.

Siebenter Abſchnitt. Geſchichte der (erſten) *Notabeln bis zu der dritten Sitzung.* So ausführlich, gründlich und belehrend iſt dieſer Theil der Revolutionsgeſchichte noch nirgends abgehandelt. Bedauren muſs man, daſs der Umfang des Bandes nicht erlaubte; wenigſtens dieſes Stück vollſtändig zu liefern. Er bricht bey der dritten Sitzung der Notabeln ab, und den ganzen noch übrigen Raum, d. h. mehr als die Hälfte, nehmen die Beylagen zu jenen erſten Sitzungen der Notabeln, die hier zugleich franzöſiſch und deutſch erſcheinen, ein. Rec. hat ſich bereits über die nach ſeiner unmaſsgeblichen Meynung mit dieſen Beylagen künftig zu beobachtende Oekonomie erklärt: die in dem erſten Bande enthaltnen ſind indeſſen ſämmtlich von ſolcher Wichtigkeit, daſs man keine einzige davon gern vermiſſen würde.

Nach allem, was hier über dieſs vielverſprechende Werk geſagt worden iſt, möchte es wohl überflüſsig ſeyn, hinzuzuſetzen, daſs man der baldigen Fortſetzung deſſelben mit Verlangen entgegen ſieht.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Vf. u. b. Dezauche: *Abrégé de Navigation* hiſtorique, théoretique et pratique, ou l'on trouve *les principes de la Manoeuvre*, et *ceux du Pilotage*, les methodes les plus ſimples pour ſe conduire ſur mer par longitudes et latitudes, avec des Tables Horaires, pour connoître le tems vrai par la hauteur du Soleil et des étoiles, dans tous les tems de l'année et à toutes les latitudes juſqu' à 61°. Par *Jérome La Lande*. 1793. 378 S. 4. m. 1. K.

Der wichtigſte Theil dieſes, auf Koſten der franzöſiſchen Nation gedruckten Werks, ſind die *Stundentafeln*, welche beſtimmt ſind, aus beobachteten Sonnenhöhen zu jeder Jahrszeit und in jeder Gegend des Erdbodens die wahre Zeit unmittelbar ohne trigonometriſche Rechnung zu finden. Der Nutzen einer ſolchen Arbeit, beſonders zur See, iſt ſehr beträchtlich: längſt haben es daher mehrere unternommen, wenigſtens für einzelne Oerter oder Gegenden etwas ähnliches zu liefern. So haben in Deutſchland *Eiſenhardt* und *Bode* für Berlin (S. Berliner aſtronom. Jahrbücher für 1778. 1780. und I. Supplem. Band), und in einem noch gröſsern Umfang kürzlich Hr. *Müller*, für ganz Deutſchland und die angrenzenden Länder, ſolche Hülfstafeln geliefert. In Frankreich ſelbſt hatte man dergleichen Tafeln, welche die Rechnung wenigſtens erleichtern, ſchon von *Leveſque*, Prof. in Nantes, und andere Stundentafeln von *Pingre* und *de la Caille*, wie auch von *Caſſini* und *Wallot*, (einem zu Paris, vermuthlich weil er ein Deutſcher iſt, im May d. J. arretirten Aſtronomen) berechnet. Stundentafeln von der Allgemeinheit und groſsen Ausdehnung, wie die gegenwärtigen ſind, hatte zwar der Herausgeber, Hr. *La Lande*, bereits 1771. in der zwoten Ausgabe ſeiner Aſtronomie angekündigt: aber vollendet wurden ſie,

nachdem mehrere ſich dazu hatten auffordern laſſen, erſt 20 Jahre ſpäter, und zwar von einem jungen Frauenzimmer, von *Mad. Le Français*, der Gattin eines Neffen von Hn. La Lande, deren aſtronomiſche Thätigkeit auch ſchon aus deſſen *Ephemerides*, *Tome* IX. ruhmlich bekannt iſt. Dieſe unternahm mit dem Muth eines Mannes, und mit der Gedult eines Aſtronomen die gegenwärtige eben ſo mühſame als verdienſtvolle Arbeit, welche der Marine einen ſchon lange entbehrten höchſt wichtigen Vortheil verſchafft, indeſs auch zu Lande von nicht weniger nützlichem Gebrauch iſt. Dieſe Tafeln enthalten auf 300 Seiten die *Polhohen* bis auf 60°; von 40° an findet man einzelne Grade, zwiſchen 0 und 40° aber ſind ſie nur von 2 zu 2 Graden angegeben. Die *Höhen* der Sonne laufen ebenfalls von 2 zu 2 Graden fort, anfänglich bey kleineren Polhöhen bis zur Hohe 40 — 50°, für die gröſten Polhöhen aber nur bis zur Hohe 30°. Die *Abweichungen* der Sonne, ſowohl ſüdliche als nordliche laufen von 0 bis 24° durch einzelne Grade fort; weiter wars nicht nothig, da die Abweichung der Sonne nie ganz dieſe Gröſse erreicht. Nun muſsten auch noch Mittel angegeben werden, die Aenderung deſſen, was unmittelbar in den Tafeln ſteht, für den Fall zu finden, wenn jene drey Stücke nicht genau die in der Tafel ausgedrückten ſind; daher findet man überall Unterſchiede der in den Tafeln beygeſetzten Zeiten für den Unterſchied von 1° Abweichung, von 2° Sonnenhöhe, und von 2° (oder auch von 1°) Polhohe. Dieſs verkürzt den Gebrauch der Tafeln, welche eine Genauigkeit von 10. Sec. in Zeit geben ſollen, ſo viel möglich, und die trigonometriſche Berechnung erfordert bey einem ſo häufig, beſonders zur See, vorkommenden Probleme, ohne viel genauer zu ſeyn, einen beträchtlich gröſſern *Zeitaufwand*. Auch auf ſüdliche Breiten ſind dieſe Tafeln *ohne Mühe* anwendbar. Die Zeit für jede in den Tafeln ſtehende Sonnenhöhe iſt auf Secunden angegeben. Die Müllerſchen Tafeln geben, ihrer eingeſchränktern Abſicht gemäſs, nur auf einige Minuten Genauigkeit, haben aber ſelbſt vor dieſem, mit mehr Aufwand veranſtalteten Werke, z. B. das voraus, daſs ſie ungleich mehrere Höhen enthalten. — Auſser dem Gebrauche der Stundentafeln, zu deſſen Behuf noch Tafeln der logariſchen Logarithmen angehängt ſind, lehrt Hr. *La Lande* in dem vorausgeſchickten Abriſs der Schiffarthskunde das nöthigſte und neueſte dieſer Wiſſenſchaft. Zwar konnte er den Seefahrer nur meiſtentheils mit den Reſultaten mancher hieher gehörigen Theorien bekannt machen, ohne die Beweiſe davon zu entwickeln; indeſs iſt doch alles, was für die Ausübung von einiger Wichtigkeit iſt, z. B. die Lehren von der Abmeſſung, Beladung, Leitung, Beſtimmung des zurückgelegten Wegs der Schiffe u. ſ. w. mit Deutlichkeit auseinander geſetzt; zur Viſirung der Schiffe iſt eine eigene Tafel beygefügt; ausführlich ſind auch die Methoden abgehandelt, aus gemeſſenen Höhen die Breite zu finden, ſamt den neueſten Mitteln, die Länge zu beſtimmen und dem Gebrauche der Spiegelſextanten. Die Einleitung enthält einige Beyträge zur Kenntniſs der franzöſiſchen Marine, und zur Geſchichte der Schiffarthskunde überhaupt, auch Vergleichung des Pariſer Fuſses mit auswärtigen, nebſt Nachrichten vom neubeſtimmten Franzöſiſchen Maaſse. Zur Vermeidung einſeitiger Beurtheilungen des letztern muſs bemerkt werden, daſs als deſſen *Hauptabſicht* nicht die abſolute Richtigkeit irgend einer zur Baſis angenommenen Gröſse, wie etwa z. B. des Sekundenpendels oder eines beſtimmten Theils der Erdkreisfläche, ſondern bloſs Allgemeinheit und Schicklichkeit anzuſehen iſt; für die ſchicklichſte Einheit des Maaſses aber hielt man einen gewiſſen Theil des die ganze Oberfläche umfaſſenden Erdmeridians, den man daher ſo genau als möglich zu beſtimmen ſuchte; denn hiebey, glaubte man, fallen alle die nationalen und lokalen Rückſichten gröſstentheils hinweg, welche bey der Toiſe oder einem andern, nur bey gewiſſen Völkern üblichen Fuſsmaſse, noch Statt finden. Dieſe Hauptabſicht bey der Wahl des neuen Maaſses iſt aus den erſten Verhandlungen hierüber in der Nat. Verſ. unverkennbar. (S. Intell. Bl. der A. L. Z. 1791. No. 76.)

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. Unter der Aufſchrift *Germanien. Antijoſephinus oder Kritik über einen ungenannten ſchriftmäſsigen Beweis, daſs Joſeph der wahre Vater Chriſti ſey, von E. F. C. Oertel, der Theol. Candidaten in Oberneun.* 1792. 112 S. gr. 8. Der frohe und belebende Gedanke, daſs der *moraliſche Geiſt* der chriſtlichen Religion doch endlich einmal in Mittagshelle leuchten, und die überſinnliche Speculation, die auf die menſchlichen Handlungsweiſen keinen Einfluſs hat, in ihren heiligem Dunkel ſich ſelbſt überlaſſen bleiben werde, hat ſo vielen Reiz für den Kenner des Zwecks der Religion überhaupt, daſs er ihn bey allen Erſcheinungen in der Theologie, die eher dawider als dafür ſind, dennoch nie verlaſſen kann, wenn er ſich auch an der jetzigen Generation noch nicht realiſiren ſollte. Eingewiegt in dieſen Gedanken, darf man daher auch nicht ermüden, unſerm Zeitalter ohne Aufhören zuzurufen, daſs das Princip aller wahren Religionen und nicht minder ihr Zweck *moraliſch* ſeyn müſſe, und daſs ſich daher eine Religion nicht ſo wohl durch ihre überſinnlichen Dogmen und Facten, die auſser dem Kreiſe des ſichern Erkennens liegen, als die wahre legitimiren könne, ſondern vielmehr an ihrem *Princip* und *Zweck* als eine ſolche entweder allgemein anerkannt, oder als eine Unwahre allgemein verworfen werde. Das Princip der chriſtlichen Religion iſt moraliſcher Art, und geht von einer moraliſchen Gottheit aus, ſo wie ihr Zweck, der höchſte aller Religion, *Humanität* und *Sittlichkeit* iſt. Mit dieſem lebendigen Zweck vor Augen ſoll der Chriſt ſeiner Beſtimmung entgegenſtreben und in einer ſtufenweiſen Annäherung zum Ideal der Humanität und Sittlichkeit in der Erſcheinung, nähmlich Chriſtus, bis zum Ideal der überſinnlichen moraliſchen Gottheit ſelbſt, ſeine ſittliche Vollkommenheit und Würde erringen. Daher bedarf es nun nicht des ängſtlichen Kampfes um ein überſinnliches Princip für dieſes Ideal in der Erſcheinung ſelbſt; denn es ſcheint dadurch das lebendige Muſter einer Menſchen möglichen moraliſchen Vollkommenheit wieder geſchwächt, und das Streben zur Nachahmung bey den Menſchen eher wieder gelähmt, als verſtärkt zu werden.

Wäre der Vf. der vorliegenden Schrift von dieſen Reflexionen ausgegangen: ſo würde er eine ſo delikate Sache, als der Gegenſtand derſelben iſt, wovon wir doch nie ganz gewiſs werden können, auf ſich haben beruhen laſſen. Allein es kommt

freylich bey solchen dogmatischen Untersuchungen sehr darauf an, aus welcher Schule man gegangen ist, und welche vorgefaste Ideen nun einmal Wurzel geschlagen haben. Er streitet also, wie schon der Titel angibt, für die übernatürliche Geburt Jesu, und zwar nach seiner Ueberzeugung, wobey wir nichts zu erinnern haben; allein es verdient eine scharfe Rüge, dass er sich hiebey ein moralisches Vergehen zu Schulden kommen läst. Auf dem Titel steht, wie billig: *„über den Beweiss eines Ungenannten"* denn es hatte sich kein Vf. genannt; allein in der Schrift selbst wird ein Mann namhaft gemacht, und zwar in einer sonderbaren Verbindung mit andern berüchtigten Schriftstellern, welches uns äusserst aufgefallen ist. Nur der Vf. einer Schrift hat das Recht, sich öffentlich zu nennen, oder nicht zu nennen; allein kein Anderer ohne dessen Erlaubniss. Man kann seine Ursachen haben, im Incognito bleiben zu wollen, welches Hr. *O.* bey einer nur geringen Umsicht hätte einsehen müssen. Hat er also keine besondere Erlaubniss zur Nambarmachung des Schriftstellers gehabt; so hat er sich zum mindesten eine unverzeihliche Uebereilung zu Schulden kommen lassen; hat er aber noch irgend eine Nebenabsicht dabey verfolgt; so hat er seinen moralischen Charakter sehr übel compromittirt.

In der Schrift selbst verfolgt Hr. *O.* die Hauptgründe des ungenannten Vf. einzeln, und sucht sie zu widerlegen. Dabey werden alle die bekannten biblischen Gründe für eine übernatürliche Zeugung Jesu recht gut zusammengestellt. Es leidet keinen Zweifel, dass sie in der Erzählung des Matthäus und Lukas zu finden ist, sobald man die ersten beiden Kapitel des Matthäus für ächt, und die Erzählung des Lucas für authentisch genug hält; ferner beyde aller Zeitvorstellung entbindet und ihre Ideen von Gott selbst ausfliessen lasst. Daher wird denn auch wiederum hier die Aechtheit und Glaubwürdigkeit des Einen wie des Andern mit den gewöhnlichen Beweisen vertheidigt, und so die biblische Erzählung sicher gestellt. Dagegen bleibt aber die alte Idee von der Inspiration ausgeschlossen, weil der Vf. sie nicht annimmt. Philosophie ist fast gar nicht angewandt; so dass der Vf. mehr ein bloss biblischer als philosophisch-biblischer Theolog zu seyn scheint. Auf alle einzelne Gründe kann sich Rec. des Raums halber hier nicht einlassen. Es wird also hinreichen, einige Bemerkungen im Allgemeinen anzugeben, die beweisen können, dass die Widerlegung der streitigen Schrift noch nicht vollendet sey. I) Die Aechtheit der beiden ersten Kapitel des Matthäus ist auch hier noch nicht zur Ueberzeugung Aller bewiesen, und wird auch nie so bewiesen werden können; noch weniger die volle Glaubwürdigkeit des Lukas. Doch wollen wir beides zugeben; so folgt doch noch nichts weiter daraus, als dass beide eine Zeiterzählung aufnehmen, von deren Richtigkeit *sie* überzeugt waren, und welche sie daher nicht verwarfen, wie andre dergleichen wunderbare Erzählungen. Nimmt man nun bey dieser Ueberzeugung keine Inspiration im alten Sinne zu Hülfe, wodurch sie untrüglich wird; so bleibt die Wahrhaftigkeit des Inhalts der Erzählung noch immer grossen Zweifeln unterworfen, gerade deswegen, weil er so wunderbar ist. Denn worauf sollte die volle Glaubwürdigkeit nun noch beruhen, da hier keine Ueberzeugung durch sinnliche Wahrnehmung bewirkt statt gefunden haben könne, die doch für die Glaubwürdigkeit eines Wunders unerlässliche Bedingung ist. Augenzeugen konnten so wenig Matthäus als Lukas von diesem Factum seyn, und keiner von beiden sagt eine Silbe davon, dass er von der Maria oder Jesu selbst eine Versicherung hierüber habe, welche uns doch allein sicher stellen könnte, dass die Eine oder der Andere wirklich davon überzeugt gewesen sey. Vielmehr berührt Jesus diesen Punkt niemals selbst, und Maria nennt Joseph seinen Vater Luc. 2, 48. II) Ausserdem ist die Erzählung darum bedenklich, weil der Engel Gabriel mit im Spiele ist, dessen Existenz auf einer aberglaubischen Idee beruhet, welche die Juden aus dem Babylonischen Exil mitbrachten. Da wir nun aus der Jugendgeschichte Jesu so gut wie gar nichts wissen, und der Punkt seiner sichern Geschichte erst von der Taufe Johannis ausgeht, womit auch die meisten seiner frühesten Biographien angefangen haben mögen; so ist es gar nicht unglaublich, dass die Erzählungen von seiner Geburt, erst nach seinem Scheiden von der Erde entstanden sind. Man war nun durch sein thatenvolles Leben, wenn es gleich nur einige Jahre dauerte, von seiner Göttlichkeit und Messiaswürde überzeugt, und suchte daher auch die Periode seiner Kindheit, wozu seine Erzeugung mit gehört, so wundervoll als möglich zu machen, wie die Apocryphen z. B. das *Evangelium infantiae*, zeugen. Vor diesem Unsinne hat uns die Redlichkeit der Evangelisten bewahrt; aber aus eben der Bewunderung suchten sie sich doch auch das Göttliche, welches in Jesu war, zu erklären. Die anständigste Volkserzählung, die im Umlauf war, und die Sache schon erklärte, wurde vom Matthäus und Lukas aufgenommen; Johannes aber ging der jüdischen Philosophie nach, und liess die personificirte Weisheit Gottes (λογος θεου) sich auf Jesus herablenken, wodurch er eben dieses göttliche Princip gewann. III) Wenn also Hr. *O.* S. 23 — 27. eine physische Verbindung eines höhern Princips mit Jesus, und eben deswegen eine übernatürliche Zeugung für nothwendig hält, damit nicht mehr als eine Menschenseele heraus komme; so beweist dies nur einen Mangel an Philosophie. Eine physische Verbindung mit einem übersinnlichen Princip lasst sich schwerlich begreifen, denn was physisch ist, kann nicht übersinnlich seyn; und das Letzte in keine physische Verbindung gebracht werden. Warum soll ferner der λογος gerade eine Seele seyn, welche die Menschenseele bey Christus vertreten habe? Also hätte er gar keine Menschenseele gehabt, und wäre doch ein Mensch wie andere gewesen? Auch lässt es sich aus Joh. 1, 14. nicht beweisen, ob sich Johannes eine physische oder moralische Verbindung gedacht habe, wenn gleich Hr. *O.* das Erste daraus beweisen will. Die Stelle kann auch heissen: „die göttliche Weisheit oder das göttliche Wort (praktische Vernunft) ward an einem Menschen (Jesus) sichtbar, der unter uns wandelte." Hr. *O.* sagt zwar S. 24. „das Wort ward Fleisch, kann nach der Sprache *wahrhaftig* nicht heissen: der Sohn Gottes vereinigte sich mit einem aparten Menschen Jesus; *sondern* — der Sohn Gottes, der schon im Anfange der *Zeit* bey, ausser und neben Gott existirte, nahm Menschennatur im Menschenkörper an." Allein er wird doch zugeben, dass von Jesus die Rede sey, und dass Johannes unter σαρξ (i. q. ανθρωπος) nichts anders verstanden habe als Jesum. So wie er ihn bisher noch nicht namentlich genannt hat, so thut ers auch hier nicht, sondern spricht noch immer im *Pronomine* fort bis V. 17. Was ferner die Zuversicht jener Erklärung betrift; so glaubt Rec., dass sie *wahrhaftig* nicht die richtige ist, denn vom *Sohn Gottes* ist bis jetzt noch gar nicht die Rede gewesen, sondern Johannes nennt erst nach der Verbindung des Logos mit dem Menschen das Subject den Sohn Gottes. Also ist vorher nichts weiter da, als der λογος und der Mensch (σαρξ), und erst nachdem beide verbunden sind, heisst das so verbundene Subject, das unter den Menschen gewandelt hat, der eingebohrne Sohn vom Vater. Auf diese Weise wird die Einsicht in einen Irrthum erleichtert seyn, und Rec. bittet theils dieses wohl zu beherzigen, theils auch noch jenes, dass Johannes dies Kapitel in *polemischer* Absicht schrieb, um die höhere Würde Jesu zu retten.

Uebrigens entdeckt sich bey recht viel guter biblischen Kenntniss hie und da bald Selbstgefälligkeit, bald falsche Bescheidenheit, die dem Leser unangenehm auffallt. Zur ersten gehört, dass Hr. *O.* allzuhäufig seine *Christologie* anführt. Und falsche Bescheidenheit ist es doch wohl, dass S. 100 bey der Aufführung seiner polemischen Literatur über die beiden Kapitel des Matthäus auch schon diese Schrift steht mit den Worten *„und mein geringer Antijosephinus!!* Denn wie könnte ein Autor im Ernst so schlecht von seinem Buche denken, dass er den Leser, der es in Handen hat, noch erst an seine Existenz erinnern zu müssen glauben könnte!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 5. Julius 1794.

LITERARGESCHICHTE.

ALTENBURG, in der Richter. Buchh.: *Verſuch einer vollſtändigen Literatur der deutſchen Ueberſetzungen der Römer*, von *Johann Friedrich Degen*, Director, Profeſſor und Inſpektor der Königl. Preuſſiſchen Fürſtenſchule zu Neuſtadt an der Aiſch. *Erſte Abtheilung A – J.* 1794. XXX. u. 274 S. 8.

Um das unverkennbare Verdienſt, das ſich Hr. Degen, um die Literatur überhaupt und beſonders um die Deutſche, durch das vorliegende ſchätzbare Werk zu erwerben gewuſst hat, gehörig würdigen zu können, muſs man vor allen Dingen die reichhaltige Vorrede leſen. Vorausgeſetzt, daſs man der Erfindung der Buchdruckerkunſt auch dieſen, für wahre Gelehrſamkeit unausſprechlich wichtigen Vortheil zu danken hat, daſs durch dieſelbe die claſſiſchen Schriftſteller der Römer und Griechen, nach und nach in einen gröſsern Umlauf und alſo auch in mehrere Hände gekommen ſind, als es vorher, und ſo lange dieſelben bloſs handſchriftlich vorhanden waren, geſchehen konnte, und daſs folglich dadurch auch die Begierde aller cultivirten Nationen rege gemacht worden ſey, dieſelben *in ihrer Mutterſprache* leſen zu können, bemerkt der Vf., *daſs eine kritiſche und vollſtändige Ueberſetzungsgeſchichte* der gedachten Claſſiker, zugleich auch ein wichtiger Beytrag zur Culturgeſchichte eines Volkes ſeyn würde. Wäre es alſo ſchon aus dieſem Grunde der Mühe werth, dieſe Ueberſetzungen aus den ältern und neuern Zeiten zuſammenzuſtellen, um dadurch das Urtheil über den Geſchmack der verſchiedenen gebildeten Nationen, beſonders der Italiäner, Franzoſen, Engländer und der Deutſchen zu erleichtern, ſo würde man zugleich auch zeigen können, wie dieſe Nationen, auch in dieſem Stücke mit einander wetteiferten, nicht zu gedenken, daſs auch dem Sprachforſcher dadurch ein weſentlicher Dienſt könnte geleiſtet werden, indem derſelbe dadurch auf die ſicherſten Quellen, aus denen die Kenntniſs der Sprachen in ihrer erſten Rohheit ſowohl, als in ihrer nachmaligen ſtufenweiſen Ausbildung geſchöpfet werden muſs, hingewieſen würde: Urſachen genug, warum man es, beſonders in den neuern Zeiten für ein verdienſtliches Werk hielt, nicht nur auf einige von dieſen Ueberſetzungen aufmerkſam zu machen, ſondern ſogar möglichſt vollſtändige Geſchichten derſelben zu liefern; der Ueberſetzungen der Bibel in die Deutſche und andere Sprachen hier nicht zu gedenken. So hat z. B. *Paitoni* von 1775. an, in 5. kleinen Bändchen eine italiäniſche Ueberſetzungsbibliothek herausgegeben; und der *Abbé Goujet* hat in dieſer Rückſicht, in ſeiner bekannten *Bibliotheque françiſe*, ſeinen Landsleuten, den Franzoſen, die ſich um die Ueberſetzung der Claſſiker verdient machten, ein Denkmal zu ſtiften geſucht. Aber auch hier ſind die fleiſsigen Deutſchen nicht zurück geblieben, vielmehr haben ſie eher, als ihre Nachbaren an eine eigene Ueberſetzungsbibliothek gedacht. Der Anfang dazu wurde ſchon *in den Beytragen zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache*, in *den kritiſchen Verſuchen zur Aufnahme der deutſchen Sprache*, und *in den Schriften der Altdorfiſchen deutſchen Geſellſchaft* gemacht. Dann erſchien 1774. Hrn. *Schummels Ueberſetzerbibliothek*, und 10. Jahre darnach Hrn. *Schlözers vollſtändige Sammlung aller Ueberſetzungen der Griechen und Römer bis* 1784. Nachträge zu beiden lieferte Hr. *Grillo* in dem *Canzler* und *Meiſsneriſchen Journal: für ältere Literatur* und *neuere Lectüre*. 1785. Auch findet man alles, was der Fleiſs der Deutſchen vom Anfang der Druckerkunſt bis 1520. in dieſem Fache geliefert hat, in den *Panzeriſchen Annalen der ältern deutſchen Literatur* angezeigt und genau beſchrieben. Und nun tritt ein Gelehrter, der ſelbſt glücklicher und geſchmackvoller Ueberſetzer iſt, auf, welcher dasjenige, was er in den erſt angeführten Schriften vorgearbeitet fand, nicht nur ſorgfältig benutzte, ſondern auch mit kritiſchem Fleiſse berichtigte und mühſam erweiterte, die Ueberſetzungsgeſchichte ſelbſt aber bis auf die neueſten Zeiten fortſetzte, und dadurch ſeinem Werke den möglichſten Grad der Vollſtändigkeit und zugleich einen ſichtbaren Vorzug vor den Arbeiten ſeiner Vorgänger in dieſem Felde zu verſchaffen ſuchte. Die beygefügten Urtheile, die theils von dem Vf. ſelbſt herrühren, theils aber aus gründlichen Recenſionen beſonders neuerer Ueberſetzungen entlehnt ſind, ferner die zur Probe angeführten Stellen und Vergleichungen, geben demſelben einen ganz vorzüglichen Werth, und verdienen den Dank eines jeden, der nicht ſelbſt Gelegenheit hat, Unterſuchungen dieſer Art anzuſtellen. Die Wahl der alphabetiſchen Ordnung wird gewiſs überall Beyfall finden, zumal dadurch für die Bequemlichkeit derer, die dieſes Werk benutzen wollen, geſorgt iſt, das ſich ja ohnedieſs nicht über alle Schriftſteller der Römer und Griechen ausbreiten kann und ſoll. Wir müſſen nun diejenigen Schriftſteller, von denen deutſche Ueberſetzungen vorhanden ſind, nach der Ordnung, wie ſie der Vf. auf einander folgen läſst, kürzlich anführen. Den Anfang macht *Ammian Marcellin*, welcher bis 1792. auf einen deutſchen Ueberſetzer warten muſste, den er endlich zu ſeinem Vortheil an Herrn *Wagner* fand. *Apuleius*. Von ihm wird die erſte, äuſserſt ſeltene

Digitized by Google

Ausgabe der *Siederiſchen* Ueberſetzung von 1538. in Fol. mit K. angeführt, und ausführlich beſchrieben. Die Vorgänger des Vf. konnten von derſelben nicht einmal das Format richtig anführen. In den neuern Zeiten (1783.) hat Hr. *Rode* eine geſchmackvolle Ueberſetzung dieſes Schriftſtellers geliefert. *Sextus Aurelius Victor* bekam erſt 1784. ein deutſches Gewand — ohne Noth. Vom *Auſonius* ſind nur einige wenige Sinngedichte überſetzt worden. *Boethius* war einer von den erſten ältern Schriftſtellern, an die ſich der deutſche Ueberſetzungsfleiſs wagte. Die *Nürnbergiſche* Ausgabe mit dem lateiniſchen Text *de conſolatione philoſophiae* iſt von 1473. In der Folge wurde dieſes Werk öfters, und noch 1753. von *Joh. Gottfr. Richter* überſetzt. *Caius Julius Caeſar*; Der erſte Dolmetſcher deſſelben für die Deutſchen war *Philefius*, oder *Ringmann* ein Elſaſſer. Die beiden erſten Ausgaben dieſer Ueberſetzung ſind 1507. und 1508. zu *Straſsburg* erſchienen. Die neueſte, von Hrn. *Haus* kam 1785 - 1788. heraus. *Celſus* fand ſchon 1531. einen Ueberſetzer, an einem gewiſſen *Käſner*. Ein neuerer Verſuch einer deutſchen Uebertragung deſſelben von 1768. fand wenig Beyfall. *Cicero*. Ehrenvoll, wie für den groſsen Mann, ſo für unſere deutſchen Landsleute iſt das hier gelieferte von S. 38 — 130. laufende Verzeichniſs der Ueberſetzungen faſt aller ſeiner Schriften. Wir würden die uns geſetzten Schranken weit überſchreiten müſſen, wenn wir ſie alle nennen wollten. Doch glauben wir, auf eine der älteſten aufmerkſam machen zu müſſen, die man dem bekannten *Freyherrn von Schwarzenberg*, der auch den erſten Entwurf zur nachmaligen *Carolina* machte, zu danken hat, wiewohl ſie nicht ſeine eigene, ſondern ſeines Caplans *Neuber* Arbeit war. Der Anfang wurde mit der Ueberſetzung der *drey Bücher de officiis* gemacht, wovon die erſte Ausgabe 1531. zu *Augſpurg* erſchien. — Bey dieſer Gelegenheit müſſen wir bemerken, daſs das, was *Schummel* S. 307. u. f. von der in Holz geſchnittenen Arche Noae, und von den darunter ſtehenden deutſchen Verſen ſagt, nicht in der Ausgabe der deutſchen Officiorum von 1533. ſondern in *Schwarzenbergs Memorial der Tugend* S. C. a. und alſo in ſeinem zweyten Werk, das unter dem Titel: *der deutſche Cicero* herauskam, zu ſuchen ſey. Hr. *Schummel* hat ſich nur etwas unbequem ausgedrückt und daher dieſes kleine Miſsverſtändniſs veranlaſſet. Eben dieſer *deutſche Cicero* enthält eine Ueberſetzung von verſchiedenen andern Schriften deſſelben, von dem *Alter*, von den *Tuſculaniſchen Fragen* und von der *Freundſchaft*. Zu dieſem ſo reichhaltigen Artikel kann Rec. nur einen ganz kleinen Beytrag liefern — nemlich: *M. T. Cicero von dem hohen Alter, durch Hieron. Baiern. Augsburg* 1626. 8. *Eutropius* kam, ſo viel Rec. weiſs, 1715. zu Halle in 12. *lateiniſch* mit *deutſchen* Noten, und 1724. eben daſelbſt, *deutſch* mit *lateiniſchen phraſibus* heraus. Die neueſte Ueberſetzung hat 1790. Hr. *Haus* herausgegeben. *Florus*. Hier wird *Heinrich von Eppendorfs* Dolmetſchung, die 1536. zu Straſsburg im Druck erſchien, und die bisher faſt unbekannt geblieben war, genau beſchrieben. Die neueſten Ueberſetzer ſind *Sella* und *Kretſchmann*. Die angeſtellte Vergleichung zwiſchen den Arbeiten dieſer beiden Männer fällt ſehr zum Vortheil des letztern aus. Vom *Frontin* iſt ſchon eine Ueberſetzung von 1532. vorhanden, deren Verfaſſer unbekannt iſt. Eine zweyte verfertigte *Marcus Tacius* (kayſerlicher Poet) die ungleich beſſer iſt, als die vorhergehende. Sie wurde 1542. zu *Ingolſtadt* gedruckt. Man findet ſie auch im dritten Theil von *Leonhard Fronſpergers Kriegsbuch*. Bey dieſer Gelegenheit muſs Rec. bemerken, daſs dieſer *Leonhard Fronſperger*, der ſich *Bürger zu Ulm und Rom. Key. May. Proviſioner* nennt, auch ſelbſt etliche Feldzüge gemacht hat, nicht mit dem berühmten kayſerlichen General *Georg von Fronſperg*, oder *Frundsberg*, der ſchon 1528. geſtorben iſt, zu vermengen ſey. Als Zuſatz zu dieſem Artikel kann folgender Titel dienen, den Rec. von ungefähr gefunden hat: *Die vier Bücher Sexti Julii Frontini von den guten Redten vnd Ritterlichen anſchlegen der guten Hauptleut auff das kürzt in Deudſch Rem gefaſst durch Georgen Motſchidler. Wittemb.* 1540. 8. Die neueſte Ueberſetzung iſt von 1792. *Kornelius Gallus*. Eine Ueberſetzung erſchien 1786. zu Leipzig. Vom *Aulus Gellius* erhielten wir erſt 1785. eine Dolmetſchung von *A. H. W. von Walterſtein* — getreu, deutlich und flieſsend. *Hiſtoria Auguſta*. Der erſte Band der Ueberſetzung derſelben, von Hrn. *Oſtertag* kam 1790. zum Vorſchein. *Horaz*. Die Nachricht von der groſsen Menge der Ueberſetzungen dieſes Dichters fängt S. 158. an, und ſchlieſst erſt S. 245. *Rec. hat*, wie überhaupt, als beſonders bey dieſem Artikel die Aufmerkſamkeit und den unermüdeten Fleiſs des Vf. bewundert, und glaubt nicht, daſs etwas von Erheblichkeit übergangen ſey. Erſt ſpäte in dem vorigen Jahrhundert wagte ſich ein Deutſcher an eine Ueberſetzung dieſes Dichters; und erſt um die Mitte des gegenwärtigen fieng man an denſelben, theils proſaiſch, theils auch metriſch zu überſetzen — mit welchem Glücke? — das zeigt Hr. D. überall mit guter Beurtheilung. Von *Juſtinians* Inſtitutionen iſt die *Murneriſche* Ueberſetzung, die ſchon 1519. gedruckt wurde, beſonders merkwürdig. Die neueſte iſt von 1765. Auch hat man die ſämmtlichen Pandecten im vorigen Decennio mit einem deutſchen Gewand verſehen. Schon 1531. wurde zu Augſpurg *Juſtinus*, nach der *Boneriſchen* Ueberſetzung gedruckt. *Schummel* und *Schlüter* kannten nur die von 1532. Die neueſten Ueberſetzungen von den Hrn *Oſtertag* und *Schmidt* ſind bekannt. *Findeiſen*, *Bahrdt* und *Abel*, ſind die neueſten, aber auch einzigen Ueberſetzer von *Juvenals* ſämmtlichen Satyren. Von einer ältern *Johnſoniſchen* metriſchen Verdeutſchung, deren *Hennin* gedenkt, läſst ſich nichts beſtimmtes ſagen. Zudem iſt es noch zweifelhaft, ob nicht eine engliſche darunter zu verſtehen ſeyn mochte; wenigſtens lautet der Name *Johnſon* mehr engliſch, als deutſch. Wir ſchlieſsen dieſe Anzeige mit dem Wunſch, daſs der würdige Vf. ſein Verſprechen, die zweyte Abtheilung nachſtens nachfolgen zu laſſen, und ſodann die griechiſchen Claſſiker auf die nemliche Art zu bearbeiten, bald möglichſt erfüllen möge. Noch müſſen wir bemerken, daſs Hr. D.

in einer 1794. zu *Erlangen* gedruckten *Einladungsschrift* zu dem Frühlingsexamen, welches in diesem Jahre auf der Fürstenschule zu Neustadt an der Aisch gehalten wurde, *von der Geschichte der Uebersetzungen der alten klassischen Schriftsteller* im Allgemeinen gehandelt, und zugleich eine Probe seines, so eben von uns angezeigten Versuches einer neuen vollständigen Uebersetzungsliteratur mitgetheilt habe.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Ueber den Gang meines Geistes und meiner Thatigkeit*, von *Joh. George Büsch*, Prof. in Hamburg. 1794. XX. S. Vorb. u. 400 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Erfahrungen von *Büsch* etc. 4. Band.

Schon dem Titel dieser Schrift nach, hat man hier keinesweges eine eigentliche Lebensbeschreibung, noch weniger eine vollständige Charakterschilderung des Vf. zu erwarten. Vielmehr ist seine Absicht allein dahin gegangen, die mannichfaltigen Richtungen zu schildern, welche seine *Geistesthätigkeit* in den verschiedenen Perioden seines Lebens genommen hat, und dieselben psychologisch aus ihren Gründen zu entwickeln. Er bestimmt dieß Werk zunächst solchen *Jünglingen*, deren Lage derjenigen ähnlich ist, in welcher er seine Jugend verlebte. Mit Recht aber hofft er, dass es auch für andere, und auch für solche *Männer*, die kein Alter zu spat achten, um an ihrer inneren Veredlung zu arbeiten, nicht ohne Nutzen seyn werde. Seiner eigentlichen Absicht, nur den Gang seiner *intellectuellen* Kräfte zu schildern, bleibt der Vf. streng getreu, und *selbst ganz heterogen* scheinende Begebenheiten, wie z. B. die Geschichte seiner Verheirathung (S. 221.), flicht er nur in so fern ein, als sie auf jenen Gang einigen Einfluss ausübten. Hiedurch gewinnt nicht nur das Ganze an Einheit, sondern der Nutzen dieser in jeder Betrachtung gewiss sehr empfehlungswürdigen Schrift wird dadurch auch gar sehr erhöht. Zwar liefern allerdings selbstverfasste *vollständige Charakterschilderungen* einen reicheren, allenfalls auch noch interessanteren, Stoff. Allein theils steigt da, wo es auf die Empfindungs- und Handlungsweise ankommt, die Selbstbeobachtung (indem sie gerade in eben den Momenten am thatigsten seyn musste, in welchen die mangelnde Ruhe des Gemüthes sie am wenigsten erlaubt) zu einer, nah an Unmoglichkeit granzenden, Schwierigkeit, theils aber ist auch die Anwendung, bey der grösseren Verschiedenheit der Individuen in diesen Stücken, minder ausgebreitet. Diese beiden Unbequemlichkeiten hingegen fallen hinweg, wo sich die eigne Schilderung blos auf die Entwicklung der *geistigen* Kräfte beschränkt, und wie ausgebreitet der Nutzen auch noch hier ist, wird niemand läugnen, dem es auch nur Einmal an sich oder Anderen auffallend geworden ist, wieviel Zeit und Kräfte oft eine, mit nicht gehöriger Selbstkenntniss gewählte, Beschäftigung, oder eine unrichtige Methode vergebens raubt. In beiden Rücksichten wird gewiss schwerlich Ein Leser die gegenwärtige Schrift ohne Nutzen aus der Hand legen. Denn ausserdem, dass hier viele scharfsinnige Bemerkungen über diese Gegenstände gesammelt sind, fand auch der Vf. bis nicht lange vor seiner akademischen Laufbahn nur so wenig Anleitung und Hülfsmittel, dass er nothwendig in der Wahl der Gegenstände und der Methode seines Studierens viele Missgriffe thun musste. Wird aber diese Jugendgeschichte auf der einen Seite durch die Fehler belehrend, welche die Lage unvermeidlich machte, so wird sie es noch bey weitem mehr auf der anderen durch die unermüdete Thätigkeit des Geistes, und den eisernen Fleiss, dem es endlich gelang, alle diese Schwierigkeiten glücklich aus dem Wege zu räumen. Denn — um hier nur zu zeigen, welche Art der Entwicklung geistiger Kräfte der Leser zu erwarten hat — diese immer auf eine nützliche Wirksamkeit gerichtete Lebhaftigkeit des Geistes, bald eingeschränkt, bald begünstigt durch die äussere Lage, ist der hervorstechendste Charakterzug in der ganzen Schilderung. Diese Lebhaftigkeit flösste dem Vf. eine sehr frühzeitige Liebe zur Lectüre ein, die, so wie der Trieb sich zu unterrichten, auch nachher immer in ihm herrschend blieb. Rührend ist es, zu sehen, wie dieser Trieb in den Kinder- und zum Theil noch in den Jünglingsjahren des Vf. statt Leitung und Aufmunterung zu empfangen, fast unaufhörlich mit Mangel an Hülfsmitteln, und Kränkungen und Demüthigungen zu kämpfen hatte; aber erfreuend zugleich der Anblick, wie nichts ihn zu unterdrücken im Stande war. Die Ursachen dieser Kränkungen und des sonderbaren Phaenomens, dass der Vf., trotz seines Fleisses, die Liebe keines seiner früheren Lehrer zu gewinnen vermochte, werden hier mit Feinheit und Scharfsinn untersucht, so wie die nothwendigen Folgen dieser Begegnung auf den Charakter entwickelt. Aus diesem Zurückscheuchen der lebhaften Kraft in sich selbst und dem Mangel an Hülfsmitteln musste nothwendig eine in vieler Rücksicht nützliche, aber auch in anderer nachtheilige Autodidaxie entstehen, welche erst mit dem Eintritt des Vf. ins Gymnasium in seinem 19ten Jahre aufhörte, wo er Reimarus Unterricht und Umgang das Meiste zu verdanken bekennt. Seine äussere Lage hatte den Vf. zum Theologen bestimmt, und die Entschlüsse zu einer anderen Wahl konnten nicht durchdringen. Seine Lieblingsneigung war von seiner ersten Kindheit an auf die Geschichte gerichtet. Von der Mathematik schreckte ihn, als Kind, die Unbesonnenheit eines seiner Lehrer auf eine psychologisch-merkwürdige Art (S. 28. 29.) und im 13ten Jahre die Meynung ab, dass die zu diesem Studium vorzüglich nothige Urtheilskraft noch nicht genug in ihm gestärkt sey. Allein um eben diese Zeit entstand (vielleicht vornemlich durch den Contrast seiner damaligen eingeschränkten Lage) der, nachher lange Zeit in ihm fixe und herrschende Gedanke, junge Leute als Hofmeister auf Reisen zu begleiten, und dieser führte ihn, da er in dieser Absicht mathematische Kenntnisse nothwendig glaubte, zur Mathematik zurück, die er nun mehreremale, obgleich noch ohne entscheidende Fortschritte, wieder aufnahm. In Got-

tingen, wo er ſtudierte, erwähnt er vorzüglich, als ſeiner Lehrer, Mosheims und Segners. Das Meiſte aber dankte er auch hier ſeinem, vorzüglich auf Geſchichte gerichteten, Privatfleiſse, und der Benutzung der Bibliothek. Von Göttingen ging er nach Hamburg zurück, und hatte daſelbſt, als Candidat, mit den mühſeligſten Schwierigkeiten zu kampfen, bis er endlich auf eine unerwartete Weiſe die mathematiſche Profeſſur am Gymnaſium erhielt, die er noch bekleidet. In dieſer Zeit verlieſs er, da die Stunden des Unterrichts, den er gab, ſich zu ſehr häuften, die Geſchichte gänzlich, und wandte ſich allein zur Mathematik, ſo daſs die erſtere 10 Jahre lang ruhte. Die Errichtung einer Handlungsakademie in Hamburg führte ihn erſt wieder ernſthafter auf dieſelbe zurück, und veranlaſste die wichtigſte und letzte Epoche, gleichſam in der wiſſenſchaftlichen Laufbahn des Vf., — den Uebergang zu den Handlungs- und Staatswiſſenſchaften, einen Uebergang, welchem beide Fächer nicht bloſs überhaupt einen ſo beträchtlichen Gewinn, ſondern in einzelnen Theilen auch eine völlige Umſchaffung verdanken. Auch muſsten dieſe Wiſſenſchaften vorzüglich fähig ſeyn, durch den Reichthum ihrer Gegenſtände einen Geiſt, wie der des Vf von ſeiner Kindheit an geſchildert iſt, zu befriedigen. Dieſer ganze, hier abſichtlich, ohne alle Einmiſchung der Begebenheiten, aus der Schrift ausgezogene Gang der vorzüglich wiſſenſchaftlichen Thätigkeit des Vf. iſt durchaus mit groſsem Scharfſinn entwickelt, und mit anſpruchloſer Offenheit dargeſtellt. Nur hie und da, z. B. bey der Entſtehung des Gedankens zu einer groſſen und langen Reiſe, und dem ſich darauf gründenden Uebergange zur Mathematik hat Rec. ein genaueres Eingehen in die tiefer liegenden Gründe vermiſst. Vorzüglich wäre über den letzteren Punkt Erläuterung zu wünſchen geweſen, da es auch in pſychologiſcher Hinſicht eine merkwürdige nicht ſehr gewöhnliche Erſcheinung iſt, in dem Vf. ein ſo entſchiedenes Talent zu ſolchen Wiſſenſchaften, welche eine vorzügliche Lebhaftigkeit und Gewandtheit des Geiſtes, und ein Verbreiten auf mehrere Gegenſtände zugleich erfodern, mit ſo tiefem mathematiſchem Genie verbunden zu ſehen. Die Erzählung ſelbſt iſt mit Bemerkungen über mannichfaltige, vorzüglich in die Pädagogik einſchlagende, Gegenſtände durchwebt, welche den Werth des Werks ſehr beträchtlich erhöhen. Rec. zeichnet der Kürze wegen hier nur die vorzüglichſten aus: S. 15 — 22. über den Nutzen des ſorgfältigen Buchſtabirens; S. 83 — 98. die Wichtigkeit der gründlichen Erlernung der älteren Sprachen, vorzüglich der Lateiniſchen; S. 199 — 208. einige Erinnerungen für angehende Prediger; S. 258 — 263. über die Schädlichkeit des Ueberſetzens ums Brod; S. 302 — 306. über den Einfluſs des mathematiſchen Studiums auf die Bildung des Kopfs u. ſ. w. Von tiefer Kenntniſs des Menſchen, und einer ſehr edlen, auf das wahre Menſchenwohl gerichteten Geſinnung zeugt die Betrachtung über den Vorzug der Hofmeiſterſtellen, vornemlich auf dem Lande, vor den Lehrſtellen in Penſionsanſtalten und dem Unterrichtgeben in Städten (S. 168 — 170) in Abſicht auf die eigne Charakterbildung des Lehrers. — Ueberaus ſcharfſinnig und witzig iſt auch S. 231 — 237. die Apologie der Commerzſpiele in Geſellſchaften, obgleich wohl nicht zu wünſchen iſt, daſs dieſelbe zur gröſseren Verbreitung des doch immer in vieler Rückſicht ſchädlichen Spiels beytragen mochte. — Wenn aber der Vf. S. 46 — 51. behauptet, daſs, weil ihm, auch als Kind, das Verſtehen der im gewöhnlichen Religionsunterricht vorkommenden Begriffe nicht ſchwer wurde, dieſe Schwierigkeit *überhaupt* nicht groſs, und nicht, auch *allein*, eine Reform in dieſem Unterricht vorzunehmen, hinreichend ſey; ſo kann *ihm* Rec. hierin nicht beyſtimmen. Bey Ausdrücken, wie der Vf. S. 47. anführt, z. B. göttliche Strafgerechtigkeit, Genugthuung, Erbſünde, etc. läſst ſich, ſchon ihrer Natur nach, und ohne erſt den Ausſpruch der Erfahrung abzuwarten, das richtige Verſtehen bey *Kindern* nicht vorausſetzen. — Gegen das Ende der Schrift S. 315 — 353. hat Hr. B. ein Verzeichniſs ſeiner ſämmtlichen Schriften, verbunden mit ſeinem eignen Urtheil über dieſelben, geliefert, und damit gewiſs allen Kennern der verſchiedenen, von ihm bearbeiteten, Fächer ein angenehmes Geſchenk gemacht.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Erlangen*: Das Weihnachtprogr. 1793. und das Oſterprogr. 1794. Von Herrn D. *Chriſtoph. Fr. Ammon*, Ord. Th. h. t. Decanus enthält den Anfang und die Fortſetzung einer *brevis argumentationum pro ſummi numinis exiſtentia recognitio*. 16 S. und 11 S. 4. — Der Vf. zeigt mit vieler Deutlichkeit das Unzureichende der ontologiſchen, kosmologiſchen und phyſikotheologiſchen Argumentation, in dem er ſie ſelbſt in möglichſter Bündigkeit darſtellt, auf neue Ausſchmückungen und Lobpreiſungen derſelben Rückſicht nimmt und unpartheyiſch den Nutzen zeigt welchen ſie dennoch haben, wenn ſie gleich ihren Zweck, *Beweiſe* zu ſeyn, nicht erreichen. Mehrmalen wird Platnern gezeigt, wie unbillig die Vorwürfe ſind, welche er bey Darlegung dieſer und der moraliſchteleologiſchen Argumentation in der neueſten Ausgabe der Aphorismen gegen Kant eingeſtreut hat. Auch findet es Rec. ſehr richtig, wenn Hr. *A.* (wahrſcheinlich in Beziehung auf §. XXXI. in den Henkeſchen *lineamentis Inſtitution. fidei chriſt.*) dem Apoſtel Paulus den Pantheismus nicht zuſchreiben läſst. Die entgegengeſetzte Behauptung hat in Act. XVII, 27 — 29. keinen exegetiſchen Grund, ſobald man, wie ſonſt immer, den Apoſtel aus dem hebräiſchgriechiſchen Dialekt erklärt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 7. Julius. 1794.

LITERARGESCHICHTE.

HAMBURG, b. Bohn: *Joannis Alberti Fabricii*, Theolog. D. et Prof. publ. Hamburg., *Bibliotheca Graeca*, *sive notitia scriptorum veterum graecorum*, quoruncumque monumenta integra aut fragmenta edita exstant; tum plerorumque e MSS. ac deperditis, ab auctore *tertium* recognita et plurimis locis aucta. *Editio quarta*, variorum curis emendatior atque auctior, curante *Gottlieb Christophoro Harles*, Consiliario aulico et Prof. publ. ord. in Universitate Literaria Erlangensi. Accedunt B. *Joan. Alb. Fabricii* et *Christoph. Augusti Heumanni* supplementa inedita. *Volumen I.* XXVIII und 888 S. 1790. 4. maj.

Der fleifsige, gründliche und bescheidene Fabricius legte dieses, sein vorzüglichstes, Werk den Gelehrten seiner Zeit mit der gerechten Zuversicht vor, *eine Quelle zur vollständigern* und *genauern* Kenntnifs der griechischen Literatur hiemit geöffnet zu haben (*Veniam operuisse me confido ad pleniorem et accuratiorem notitiam auctorum ling. gr.*): an die unerweislichen Folgen und Revolutionen, die der Erscheinung dieses Werks *mit kindischer Gaukeley* angedichtet werden, war der *vernünftige* und *verdienstvolle* Mann gewifs weit entfernt zu denken; von dem ungemeinen Fleifse und der fast übermenschlichen Arbeit aber, die es ihn gekostet haben mufs, mag man sich vorzüglich aus dem Artikel: *Photius* im IX. Bande S. 369—569. einen Begriff machen! Der erstaunlich weit ausholende und nicht selten gewifs sehr über die Gebühr ausgedehnte Plan (man sehe z. B. im XXIX bis XXXIII. Kap. des ersten Buchs die, freylich dem Geschmack seines Zeitalters gemafs angestellten, oft undankbaren, Untersuchungen über die Sibyllischen Gedichte) und die ausgebreitete Gelehrsamkeit und Belesenheit des Vfs. erweiterten das Ganze durch ein fast gränzenloses Detail dergestalt, dafs bey der immer fortschreitenden Bearbeitung aller Theile der Literatur und Gelehrsamkeit, schon um des viel befassenden Entwurfs willen, Nachträge und Supplemente in kurzem nothwendig wurden. Zu einem Bande derselben hatte Fabrizens Eidam, *Hermann Samuel Reimarus* (dem *Commentar. de vita et scriptis Fabricii*, praef. p. XII u. p. 120. zufolge) im J. 1736 kurz nach des Vfs. Tode hinreichenden Vorrath gesammelt; ja *Fabricius* selbst dachte schon früher, im J. 1731 (ebendaf. S. 262.), an die Ausführung einer solchen Arbeit. Die wiederholten Auflagen der ersten XII Bände des Werks bey und nach den Lebzeiten des Vfs. hatten, den einzigen ersten Band ausgenommen (s. *Reimarus*, S. 121.), keine Zusätze erhalten, die nun in die Länge immer nothwendiger schienen. Nachdem nun Hr. *von Villoison*, welches wir doch, da Hr. Harles davon schweigt, noch erinnern wollen, auf seine, Tom. II. p. 265. der *Anecdota graeca* versprochene: „*Additamenta ad Fabricii Bibl. Gr.*“ etc. seit 1781 vergeblich hatte warten lassen: so kam endlich die Reihe an den nur genannten deutschen Gelehrten, der auch sein und seiner Mitarbeiter Vorhaben 1785, in einer lateinischen, von S. XV — XX. hier vorgedruckten Ankündigung öffentlich bekannt machte und gelehrte Männer um Beyträge bat.

Wofern nun nicht die Seltenheit der Exemplare, aufser den Supplementen, auch eine wiederholte Auflage des Ganzen nothwendig gemacht hat: so wäre es allerdings für die Besitzer der alten Auflage, vielleicht auch in andern Rückfichten besser und rathsamer gewesen, die sammtlichen gut geordneten und zweckmäfsig verarbeiteten Supplemente, etwa nach Art der *Dissertazioni Vossiane* des Apostolo Zeno, ohne das ganze Werk von neuem abzudrucken, in 3 oder 4 Quartbänden mit den nöthigen Nachweisungen zusammen zu fassen. Jetzt nehmen wir mit Vergnügen und Dank die Arbeit, wie man für gut gefunden hat, sie zu geben.

Wir billigen es recht sehr, dafs der Plan der alten Ausgabe, bey allen Beschwerlichkeiten und Mängeln, *überhaupt genommen*, auch in dem neuen Abdrucke beybehalten worden ist. Man ist an die alte, wenn auch nicht untadelhafte, Einrichtung gewöhnt, und findet sich darin, wie in einem Gebäude, wo zwar vieles wider die Regeln der Baukunst, aber doch dem damit vertrauten Besitzer bequem, gelegen und fast blindlings zu finden ist. Es wäre ohnehin über einen bessern Plan erst manche Untersuchung ins Reine zu bringen.

Eben so richtig und überdacht ist es, dafs, da wir jetzt, was Fabricius bey der successiven Bearbeitung einzelner Bände noch nicht vermochte, das ganze Detail übersehen, bey dem Wiederabdrucke wenigstens *da* und in Ansehung *solcher* Stücke eine zweckmäfsigere Anordnung beobachtet wird, wo und wobey der erste Vf., wenn er alles und jedes bey dem ursprünglichen Entwurfe vor sich und sich zu Gebote stehend gehabt hätte, nicht anders zu Werke gegangen wäre. Die vielen nützlichen, und zum Theil nicht wohl entbehrlichen, *Indices* demnach über Autoren, über Scholiasten der Autoren, und die auf mehrere Ausgaben gegründeten Concordanzen werden daher, und dieses ist ein Vorzug der neuen Ausgabe, den sich mancher fleifsige Besitzer der alten mit der Feder verschaffen mufste, gerade da eingeschaltet, wo man sie beym ersten Anlaufe sucht. So

iſt z. B. der *Berglerſche Index* über den Scholiaſten der Leipziger Handſchrift des Homer, der im XII. B. S. 241. unter andern Supplementen vergraben war, jetzt da, wo er hingehört, I, 453. aufgeſtellt worden, vermuthlich auch die *Indices* über den *Theophraſt*, über den aſtronomiſchen Schriftſteller *Geminus*, über den *Nemeſius de Nat. Hominis* aus Vol. XIII. incl. und Vol. X. nach der Vorrede ausgehoben, und Lib. III. cap. IX. p. 257, Lib. III. cap. V. §. 20. p. 59. und Lib. V. cap XIV. §. 6. p. 551. eingerückt worden. Dieſes Verfahren iſt auch mit andern auf den frühern Fabriciusſchen Text Bezug habenden Zuſätzen in den ſpätern Bänden beobachtet, z. B. Lib. I. cap X. §. IV. p. 77, mit einem Nachtrag zu der Literatur der Hermetiſchen Bücher aus dem XII. Bande, in dem Verzeichniſs der Pythagoreer, mit einer die Sententias des Pythagoreers Sextus betreffenden Kritik aus dem XIII. Bande, u. ſ. w. Wo es dem flüchtigen Recenſenten ſcheinen könnte, daſs eine *unter* dem Text der alten Ausgabe befindliche Anmerkung durchgefallen ſey, da wird ſie der mit ſeinem Fabricius vertraute und aufmerkſame Leſer an ſchicklicher Stelle *in* dem Text finden, vergl. B. XIII. p 646. d. a. A. mit S. 872. der neuen über die ſeltene Edition der *Sententiae Sexti* durch Hilleſemius, u. ſ. w.

Der ſchön und leſerlich gedruckte Text, der oben, auf der innern Kolumne, zu groſser Bequemlichkeit die Seitenzahlen der alten Ausg. hat, iſt, *überhaupt genommen*, richtig und correct; auch in Anſehung der beſſern Interpunction dem alten Texte vorzuziehen; offenbare Druckfehler der letztern ſind häufig getilgt; beſonders ſind die häufig unrichtigen Zahlen bey den Jahren der Ausgaben u. ſ. w. fleiſsig berichtigt, auch unnöthige und überflüſsige Worte zuweilen weggelaſſen. Letzteres hätte auch mit ſolchen geſchehen ſollen, die zu Fabricius Zeiten wahr waren, aber es jetzt nicht mehr ſind, z. B. S. 135. von Gyraldi Operibus: „*in nupera luculenta edit. Jenſiana*," oder, wenn Fabricius häufig den: *Chriſtianus Kortholtus ὁ μακαρίτης*, den „*Vinc. Placcius ὁ μακαρίτης* nennt, hätte Hr. H. dieſe Seligſprechung, ohne ihnen den Himmel abzuſprechen, immer wegſtreichen mögen. Zuweilen hat er ſich doch Verſetzungen der Worte erlaubt, wo wir die Fabriciſche Stellung, und wäre es auch nur ein: *videtur feciſſe* ſtatt *feciſſe videtur* u. dgl., beſſer finden. Falſche Namen der alten Ausg. ſind wohl nur wenige ſtehen geblieben. So haben wir gefunden S. 833.: *Heidenreich* aus p. 493. d. a. A. ſtatt Hendreich, und S. 180. Note tt) iſt der: „*Chriſtophorus Clacius ad Sphaeram* (*Joannis*) *de Sacro Boſco*" glücklich aus der a. A. p. 135. mit herübergeſegelt, da doch ſchon *das beſtimmte Citat* an den berühmten Mathematiker *Clavius* (den Fabricius wohl nach der Ausgabe Venet. 1601. 4. citirt haben muſs) erinnern muſste. Wo der Text, *ohne Einſchiebſel aus ſpätern Bänden*, dergleichen wie oben bemerkt, wie in der alten Ausg. fortlauft, da ſind uns Auslaſſungen von einzelnen Worten oder ganzen Zeilen u. dgl. *nicht* vorgekommen, und ſonach hätten hier *Setzer* und *Corrector* ihre Pflicht gethan; wo aber Hr. H. dergleichen Einſchaltungen zu geben bewogen worden, da haben wir zuweilen aus Uebereilung und Flüchtigkeit falſch geleſene und falſch abgeſchriebene Worte, ja wohl gar mehrere Zeilen überſehen gefunden, welche Bemerkung wir um ſo mehr mit ein paar Beyſpielen belegen wollen, da den Käufern eines ſo koſtbaren Werks immer durch die Berichtigung ſolcher, wenn auch, bey der übrigens beobachteten Genauigkeit, ſehr verzeihlichen Fehler, ein Gefallen geſchieht. S. 77. in der aus Vol. XII. p. 708. 709. d. a. A. abgeſchriebenen Stelle des Borrichius heiſst es bey Fabricius klar und deutlich: „*filios praeteritorum philoſophorum;*" Hr. H. aber ſchreibt ſtatt deſſen ab: „*filios praeteritorum filiorum*," was wir, bloſs weil *wir nichts dabey denken* konnten, nachzuſchlagen bewogen wurden, und ſo den Fehler fanden. S. 873. Z. 11. v. 10. nach den Worten: „*ſimile Deo*" ſind in der, aus Vol. XIII. p. 645. abgeſchriebenen Stelle die Z. 6. v. u. befindlichen ſämmtlichen Worte: „*quis vero praeſtet, ſententiam 242 vel de baptiſmo intelligendam, vel non additam a Ruſino: fidelem te eſſe profeſſus, ſpondiſti pariter non peccare Deo,*" von Hn. H. durch ein von Kritikern ſo oft an Kloſterabſchreibern bemerktes Verſehen der irreführenden Endſylben, unabgeſchrieben geblieben. Wo übrigens durch dergleichen langre Einſchiebſel der Fabriciſche Text unterbrochen, und daher manchmal unverſtändlich und der ſonſt gut zuſammenhängende Vortrag zerriſſen wird, da hätte Hr. H. durch einen kleinen Zuſatz, durch ein Verbindungswörtchen u. dgl. dieſem Uebel abhelfen ſollen. Z. B. gleich Lib. I. cap. X. §. V. p. 78. wo man nun nicht gleich, ohne bis §. IV. S. 76. zurückzuleſen, gewahr wird, daſs: „*Kriegsmannus tranſlatam eſſe contendit*" auf die *Tabulam Smaragdinam* zu ziehen ſey, da das lange Einſchiebſel von dem *Commentarius Gerardi Dornei* und von dem *Hermes primus, ſecundus* und *tertius* das entferntere Subject aus den Augen und Gedanken gerückt hat. Noch ſind die unmittelbar im Text gemachten Zuſätze durch Häkchen oder Beyſetzung des Namens von Fabricius Worten unterſchieden; bisweilen aber auch nicht, wie S. 102., wo man, ohne Zuratheziehung der a. A., nicht wahrnimmt, wo Fabricius Worte über die Ausgaben des Horapollo aufhören, und Hr. H. anfängt, obgleich nach: „*Baſil. 1544.*" ein Strich geſetzt iſt. Zuweilen wird man durch die Materie ſelbſt an eine neuere Hand erinnert. Wo Häkchen gebraucht ſind, da ſcheint uns der Zuſatz: *Harl.*, wie S. 116. 118. 121. eine unnöthige Sache. Neue Druckfehler in den Noten ſind uns wenige aufgeſtoſsen: S. 6. Not. c) ſoll wohl *Burette* ſtatt *Purette*, id. S. 51. Not. i) *Jameſon* ſtatt *Tameſon* gedruckt ſeyn. Da wo Hr. H. auf die Folge des Werks verweiſt, ſollte er ſich der Citirung *der Bände* enthalten, weil er nie ganz gewiſs zu beſtimmen vermag, was in einen Band kommen wird; ſo z. B. S. 683. §. XVI. ult., wo wegen der Epiſteln des Plato, auf Vol. II. verwieſen iſt, das aber nur von der alten Ausgabe gelten kann, indem Plato erſt in den dritten Band der neuen gekommen iſt. Es iſt alſo beſſer *Lib. Cap.* und *Paragraph.* die *bleibend* ſind, zu citiren. Eben ſo iſt, vieler andern Stellen zu geſchweigen, die S. 215 Note d) vorkommende Nachweiſung auf

Vol.

Vol. II. p. 724. wegen Pisander, nur von der alten Ausgabe zu verstehen, welches leicht irre führen kann. Man vergleiche S. 557. §. VII. das: *Reliqua inferius, p.* 715. was ja niemand in *diesem Bande* suche!

Dieser erste Band enthält nun das alphabetischgeordnete Verzeichniss, welches in 36. Kapiteln des 1. Buchs die vermeintlichen 76 Vorhomerischen Schriftsteller abhandelt; eine *res majoris operae quam pretii*, wie der wackere Fabricius gesteht, wo man sich durch Magier, Zauberer, Propheten, Goldköche, Undinge und sehr wenige Kluge durcharbeiten, und um vollständig zu seyn oder zu heissen, viel literarischen und gelehrten Plunder zur Schau stellen muss. Die übrigen zwey Drittel des Bandes füllen die 13 ersten Kapitel des II. Buchs bis S. 530. der alten Ausgabe, über die Dichter Homer, Hesiod, Aesop, Theognis, Phocylides; über die Philosophen Pythagoras, Empedokles u. s. w.; wo denn die Materien an Interesse, Unterricht und Behandlung, wie leicht zu erachten, von Seite zu Seite gewinnen. Recht preiswürdig findet man es sogleich beym Gebrauche des Werks, dass in sehr vielen, besonders classischen Stellen des Fabricius vage und unbestimmte Allegationen, als: „Plato in *Charmide*, *Plutarch. de audiendis poetis*" u. s. w. in den neuesten und besten oder doch bekannten Ausgaben nachgeschlagen, und die bestimmte Anführung nach Buch, Kapitel, Paragraph und Seitenzahl in Häkchen beygesetzt ist, wie S. 2. §. II., S. 7. §. I, S. 11. §. VII, S. 12. §. IX. u. s. w. Indessen sind wir doch auch durch die Randanmerkungen und Correctionen unsers Handexemplars auf sehr viele Stellen aufmerksam gemacht worden, wo dieses hätte geschehen sollen, und nicht geschehen ist. So ist z. B. Lib. I. cap. XXXV. §. VIII. p. 303. bey dem sehr merkwürdigen Zeugniss des Diodorus Siculus über den Thymoetes (Διοδ.), den Zeitverwandten des Orpheus und Verfasser einer uralten historischen Poesie, blos das alte Citat beybehalten; die Stelle ist aber III, 66. p. 237. To. I. der Wesselingschen Ausgabe zu suchen. Uebrigens ist dieser §ph. ohne allen Zusatz geblieben, den wir doch so sehr gewünscht hätten, da dasjenige, was Heyne in der 2 Commentation de fontibus hist. Diodori (Comment. Gotting. VII, 96.) über diese Stelle gesagt, der Mühe des Anführens nicht werth ist. Hatte Hr. H. sich entschliessen können, diese Genauigkeit in Bestimmung der Citaten, wenigstens *bey Beweisstellen* und *wo die Sachen von Wichtigkeit sind*, überall anzuwenden: so würde ihn noch überdem dies prüfende Nachschlagen zu manherley nothwendigen Berichtigungen in dem Fabricischen Texte veranlasst haben, die jetzt unterblieben sind. Lib. I. cap. V. §. I. S. 21. wird ein Lib. I. eines „*Ptolemaeus Hephaestionis*" erwähnt, und daraus eine griechische Stelle citirt, in welcher Antipater Acanthius des Phrygischen Dares, als eines *Vorhomeritchen Scribenten* gedenkt. Wir fürchten, dass auch nicht ganz unwissende Leser nicht sogleich wissen möchten, wo sie diesen Ptolemaeus hinthun, oder wo sie seinen *librum I.* suchen sollen. Hr. H. hätte also billig sagen mögen, dass dies in den Excerpten des Photius unter dem CXC. Codex geschehen müsse. Eine ähnliche Unbequemlichkeit entsteht zuweilen für den Leser, wenn ein vom Fabricius geführter Beweis zwar auf die Seitenzahl eines Buchs, aber nach keiner bestimmten Ausgabe verweist; Hr. H. aber diese Seitenzahl *verandert*, und doch *keine andre Bestimmung der Ausgabe* beygesetzt hat. Vol. XIII. pag. 645. beruft sich Fabricius auf des „*Origenes Lib. VIII. pag. 397. contra Celsum*," um darzuthun, dass unter den ersten Christen die Sententiae des Pythagoraers Sextus mit Beyfall gelesen worden. Hr. H., der diese ganze Kritik des Fabricius S. 872. aufgenommen, setzt uns dagegen Lib. VIII. p. 497. ohne zu sagen, *welcher* Ausgabe *er* gefolgt sey. Da er keine anführt, so halten wir es für einen blossen Schreibfehler. Wir hatten uns aber die Beweisstelle nach der Hoschelschen Ausgabe beygeschrieben, in welcher sie Lib. VIII. pag. 408. unten befindlich ist. Die Richtigkeit *aller* Anführungen kann freylich ein einzelner Mann heut zu Tage nicht mehr so verbürgen, wie es Johann Friedrich Gronov beym Edmund Albertinus de S. Coena konnte; aber wir haben uns doch noch bey andern überzeugt, dass einiges Nachsuchen *mehr Genauigkeit in den Fabricischen Behauptungen* würde gebracht haben. Und davon nur noch ein Beyspiel. Lib. II. cap. XI. §. III. p. 721. wird *Georg. Calixtus* unter denenjenigen aufgeführt, die, in Ansehung der Unächtheit des dem alten Phocylides beygelegten, noch vorhandenen, nuthetischen Gedichts dem Joseph Scaliger beytreten und darüber des erstern Schrift: „*de resurrectione carnis* §. 6.," wie auch pag. 443. der alten Ausg. steht, nachgewiesen Wenn aber der Herausg. *Calixti Librum de Immortalitate animae*, cap. IV. §. 6 und 7. pag. 26. aufgeschlagen hätte: so würde er gefunden haben, *was dem Abortus einen gelehrten, scharfsehenden Gegner mehr zuzieht*, dass Calixtus, *unabhängig vom Scaliger* auf dieses Urtheil gerieth, und noch hinzusetzt: „*hominem Christianum, ut paganis acceptiores has sententias faceret, Phocylidae supposuisse.*" Weiter lässt sich hier mit Berichtigungen *dieser Art* nicht gehen. Freylich fallen *dergleichen* Verdienste bey einer neuen Auflage nicht glanzend in die *Augen*, für welche jetzt, leider, bey manchem mehr als für Verstand und Herz gesorgt wird; desto mehr aber erhohen und *vergewissern* sie die *innere* Brauchbarkeit eines Werks! S. 685. Not. aa) ist des nicht unmerkwürdigen Allegats gedacht, nach welchen *Angelus Politianus* eine dem *Heraclit* zugeschriebene *Epistel ad Hermodorum* schon *griechisch* gehabt haben müsste; so wie aber Hr. H. mit dem unschicklichen Namen in Gruters Thesauro (der nicht einmal genannt ist) citirt: „*Politianus Obss. et emendatt.*" konnten wir uns selbst nicht gleich zu Rechte finden; es ist aber die *Centuria Miscellaneorum* gemeynt, die zu ihrer Zeit so erstaunliche Sensation machte und die jetzt mancher Humanist schon um des guten Ausdrucks willen nicht *unstudiert* lassen sollte. Dass übrigens Politian aus einer Madriter Handschrift geschöpft, möchte, obgleich viel Florentinische Handschriften nach Madrit gekommen, schwer zu beweisen seyn. Vielleicht gibt Bandini Catal. Codd. Medic. einige Auskunft.

Digitized by Google

Wir kommen auf die *Zusätze* und *Erweiterungen*, die das neue Werk theils von dem Herausg., theils von seinen gelehrten Gehülfen erhalten. Bey weitem der gröfste Theil rührt vom Hn. H. selbst her. Andre, besonders bey den Kapiteln über die Sibyllischen Bücher, über Sanchoniathon u. s. w. sind vom Hn. Prof. *Jäger* in Altdorf und bey den Homerischen Ausg. von Hn. Hfr. *Adelung*; öfters haben wir auch welche vom Hn. *Beck*, ein oder ein paarmal den Namen *Keil* gefunden; die mit *Krohn* unterzeichneten, vorne hinein, haben keinen sonderlichen Werth. Zu den von Hn. H. gesammelten gehören die, gar *oft* sehr unbedeutenden Noten von *Heumann*, aus einem Exemplar, das Hr. Prof. *Reuss* in Göttingen herlieh, und die ihnen an Werth und *Zweckmässigkeit* vorgehenden *Fabricischen*, aus Fabricius, jetzt in Kopenhagen befindlichem Handexemplar. Hr. H. wünscht noch die Anmerkungen, welche *Schreiber* in Pforta und der Dr. *Ernesti* ihren Exemplaren beygeschrieben (S. IX. Vorr.); noch mehr wünschen wir dem Hn. H. den Beystand einiger Manner, *qui in his literis regnant*, der, wenn sie gehörig darum ersucht würden, wohl zu gewinnen wäre; und mehr als alles wünschen wir ihm den Gebrauch des, noch in Handschriften vorhandenen *Eponymologici inediti* des unvergleichlichen und wackern *Reinesius*. Wer diesen Mann aus seinen Schriften kennt, wird seine noch von niemand übertroffene Stärke und Superiorität *in dieser Art kritischliterarischer Untersuchungen* zu schätzen wissen; und was Rec. von jenem Werke namentlich gesehen, ist, wenn es vollständig anzutreffen wäre, über allen Vergleich genau, belehrend und vortrefflich. Das Fabricische Exemplar hat brauchbare und nothwendige Berichtigungen in literarisch-bibliographischer Hinsicht gegeben: man vergleiche z. B. den Artikel über die Separatausgaben von Julians Briefen Lib. II. cap. X. p. 415. in der alten, und pag. 680. in der neuen Ausgabe; wiewohl dies auch ganz bequem für Vol. VII. pag. 82. hätte aufbehalten werden mögen. Bey dem allen empfehlen wir dem Herausg. dennoch den *nasum*, wowider er immer so viel einzuwenden hat, in Ansehung der *hier* aufzunehmenden handschriftlichen Zusätze, damit er nicht jedes hingeworfene Federwerk für baares Geld annehme und hier gedruckt zu lesen gebe. Einen Beweis! Lib. II. cap. X. §. XXV. hatte Fabricius bey den *griechischen Epistoln des Alciphron*, wer kann sagen warum — in seinem Exemplar beygeschrieben: „*Alciphron „or the minute Philosopher, (ita Epicureos vocat Cicero „lib. I. de divinat. cap.* 30.) *Londini* 1732. 8. 2 *Voll. „dialogis VII. (auctore Berkeley, vid. Hamburg. Nach„richten etc.). D. Mandevilles Letter to Dion contra au„ctorem Alciphronis, vid. bibliotheque raisonnée*" etc.). Dies alles gibt uns nun hier Hr. H., mit übergrofser Gewissenhaftigkeit, S. 688. 89. als *Beytrag zur Literatur der griechischen Epistoln des Alciphron!* Gerade wie in den literarischen Nachträgen zu Sulzers Theorie, unter den satyrischen Schriftstellern, des ehrlichen *Franck von Franckenau Satyrae* (Medicae), als ein Product der Satyre, aufgeführt sind. Hr. H. wird aber ja wohl wissen, dass jene Schrift des Berkeley eine geistreiche und scharfsinnige Widerlegung, im Geschmack der *Lettres provinciales*, weder des D. *Mandeville Fable of the Bees*, und gar kein mit dem Sophisten Alciphron in Bezug stehendes Werk ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Königsberg*, b. Hartung: *Ueber den Geist der Revolutionen*, eine Rede am Stiftungstage der Preussischen Königswürde, im akademischen Hörsaale gehalten von *K. E. Mangelsdorf*, der Gesch., Beredsamk. u. Dichtk. ord. Prof. 1790. 28 S. 8. — So wenig sich auch erwarten läfst, eine so vielumfassende Materie, als der Geist der Revolutionen ist, in einer kurzen Gelegenheitsrede auf eine neue und erschöpfende Art behandelt zu sehen, und so gut der Vf. auch gethan haben würde, ein Thema von beschränkterem Umfange zu wählen: so ist doch die oben angezeigte Rede ganz und gar nicht leer an feineren und interessanteren Bemerkungen, zu welchen wir vorzüglich die Vergleichung der vom Souverain und der vom Volk bewirkten Revolutionen rechnen. Weniger aber durfte der geschmackvolle und gebildete Leser mit dem, was eigentlich Werk der Beredsamkeit seyn sollte, mit der Darstellung und dem Stile zufrieden seyn. Denn es fehlt nicht nur zu sehr an jener ruhigen, edlen Beredsamkeit, welche ihr Feuer allein von dem Gedanken entlehnt, welche nie männliche Kraft und Würde mit jugendlichem Aufbrausen verwechselt, und nie vergifst, dass die einzige Gestalt, unter der sie Eingang zu finden hoffen darf, die Gestalt der Schönheit und Grazie ist; man vermifst nicht nur zu oft den so nothwendigen Wohlklang und oratorischen Numerus im Periodenbau; sondern man stöfst auch nicht selten auf rauhe und holprichte Stellen, und wird vorzüglich manchmal auf eine unangenehme Weise von sehr pathetischen Phrasen zu den alltäglichsten des gemeinen Lebens herabgezogen. Aufser diesen Mängeln des Ganzen, hätten wir noch einzelne Ausdrücke und Redensarten weggewünscht, die eine irgend genaue Kritik theils nicht als richtig, theils nicht als geschmackvoll anerkennen kann. So S. 2. „der Geist dringt nicht in die *blicklosen (!) Tiefen* ihrer (der Revolutionen) tausendfachen *Verkettung*." S. 10. Häuptlinge. Ebendas. in Eins weg. S. 16. „Revolutionen *von oben*, oder *von unten*, d. h. vom Fürsten oder vom Volke her." S. 17. „wenn Gustav III. seinen Zepter auf dem Paradeplatz suchte."

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 8. Julius 1794.

LITERARGESCHICHTE.

HAMBURG, b. Bohn: *Joannis Alberti Fabricii*, Theolog. D. et Prof. publ. Hamburg., *Bibliotheca graeca* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.)

Die mit unermüdetem und grofsem Fleifs gesammelten, nur aber nicht mit genug ſtrenger Wahl, oft mit unverhältnifsmäfsiger und unzweckmäfsiger Weitſchweifigkeit, und, wenigſtens *ſo weit ſie von Hn. H. Feder ſind*, leider immer noch in einem gedehnten, mit unnützen Worten überladenen, und grofsentheils herzlich ſchlecht lateiniſchen Vortrag abgefafsten, und nur *zu ſelten* genug belehrendes *Intereſſe für den Kenner* gewährenden Zuſatze nun ſind theils in den obenſtehenden Text, theils in die untergeſetzten zahlreichen, oft ſehr langen Anmerkungen, theils endlich in die noch längern, am Ende der Kapitel oder zwiſchen den Paragraphen ſtehenden Anhänge und Epimetra eingebracht. Das itzt überhaupt darüber gefällte Urtheil müſſen wir nun *mit der redlichen Unpartheylichkeit*, die die *aera* von den *lupinis* zu unterſcheiden geformt hat, beweiſen; wobey wir jeden, *dem nicht zunftmäſsige Anhänglichkeit* und ſklaviſche *Nachbeterey die* Augen blenden, von der Rechtſchaffenheit *unſerer* Abſicht für die Vervollkommnung eines, *auch von uns im Ganzen geſchätzten Inſtituts* zu überzeugen hoffen.

So viel wir, nach einem ſehr fleifsigen Gebrauch der *erſten beiden Bände* des neuen Werks, und nach ſorgfältiger Vergleichung deſſelben mit unſern eigenen, über einzelne Theile der alten Ausgabe angeſtellten Unterſuchungen haben bemerken können, ſo wird das Hauptverdienſt dieſer neuen Zuſätze — wir nehmen *ausdrücklich* und *laut* den im 2ten Bande befindlichen Artikel: *Hippokrates* aus, den Hr. Dr. *Ackermann* in Altdorf in *kennerhafter* Manier und mit *tiefeindringendem* Fleifse ſo vortreflich bearbeitet hat, dafs nichts zu wünſchen übrig bleibt — ſonderlich darin beſtehen, dafs eine *im Ganzen* mehr nomenclatoriſche, als raiſonnirende Notiz desjenigen, was von Aeltern und Neuern über griechiſche Literatur gedacht und geſchrieben iſt, ſo weit es zur Kenntnifs des Herausgebers und ſeiner Mitarbeiter gelangte, im Geiſte und Geſchmack eines jeden theilhabenden Individuums, ſchlechter oder beſſer verarbeitet, hier zuſammen erhalten wird. *Weniger* wird dagegen der, dafs wir ſo ſagen, *eſoteriſche* Freund und Kenner der Alten, der fruchtbare, mit philoſophiſchem Geiſt und Scharfſinn aus den vortreflichſten Urkunden menſchlicher Kenntniſſe abgeleitete Reſultate aller literariſchen Polypragmonie weit vorzieht, hier ſeine Rechnung finden, oder gleich manchen, vielleicht ohne ſelbſteigene Ahndung des Gebers ertheilten und verſtellten Fingerzeig mit Dank und Erkenntlichkeit nützen wird. Welch ein Ganzes müfste aber hervorgegangen ſeyn, wenn mehrere vortrefliche und gelehrte itzt lebende Männer, *Ruhnkenius* den *Plato*; *Wyttenbach* den *Plutarch*, *Syneſius*, *Julian*, *Themiſtius*, *Theophraſt*; *Luzac*, *Beck* und *Jacobs* den *Euripides*; *Heyne*, *Voſs* den *Homer*; jener und *Beck* den *Pindar*; *Schütz* den *Aeſchylus*, *Schneider* einige Naturforſcher und Aerzte; andere andre Stücke hätten übernehmen, und Hn. H. die Redaction der Theile überlaſſen wollen, und welche Früchte müfste eine ſolche wünſchenswerthe und *edel ämulirende* Harmonie, gewifs beſſere als die herrſchende kleinliche und geheime Verkleinerung und Anfeindung, getragen haben! Die *Charakteriſtik* der Schriftſteller wenigſtens müfste dabey unendlich gewonnen haben! Nicht weniger würde der *richtige ſichere Blick auf den Fortgang und die Ausbildung des früheſten*, uns bekannten *menſchlichen Wiſſens*, wodurch ſich erſt jede literariſche Unterſuchung *eigentlich belohnte*, durch die mit ihrem Gegenſtande *ganz*, und mit verwandten doch *in hohem Grade* vertrauten Unterſucher ſteter geleitet, und thätiger erhalten worden ſeyn! Niemand, am wenigſten Hr. H., der S. 317. Not. a) bey dem ganzen Inſtitut ſich ſelbſt nur das: „*munus bibliothecarii*“ beymiſst, und an das: „*ſecum habitare*“ ſo oft erinnert, wird uns dieſen frommen Wunſch verdrehen oder übel deuten. Jetzt müſſen wir geſtehen, dafs wir, in nur erwähnter Rückſicht, gerade da die wenigſte Befriedigung fanden, wo wir die meiſte gehofft hatten. Wir wiſſen daher z. B. gar nicht, *aus welchen Gründen* Hr. H., Lib. I. cap. XXXV., wo Fabricius gelegentlich von dem *Miletiſchen Thales* handelt, in der, *omnia alia*, nur gerade nicht was ſie *hauptſächlich* ſollte, enthaltenden Note f), S. 298 ff., dieſem ſehr merkwürdigen Manne das Verdienſt der Emporbringung und Begründung *raiſonnirter mathematiſcher* und *aſtronomiſcher Kenntniſſe*, wofür doch ſo *ſichere* und *unzweifelhafte* Beweiſe vorhanden ſind, mit einigen Neuern abzuſprechen wagt. Recht gerne hätte man hier Hn. H. die, S. 299. auf 2 Columnen, aus 4 ſeiner Proluſionen ausgezogene Erklärung der bekannten Stelle des Cicero, (*de Nat. Deor.* I, 10.,) die noch dazu der Vf. der *kritiſchen Briefe über Gegenſtände der alten Literatur* (S. 153 bis 158.) viel beſſer und genauer entwickelt hat, erlaſſen; recht gern ihm die Zurechtweiſung des Gale, dafs Thales aus hebräiſchen Quellen geſchöpft, recht gern manch andres *müſsiges* Allegat ihm geſchenkt: wenn er uns nur *hier* vors erſte mit der höchſtmerkwürdigen,

vielleicht aus des Rhodiers Eudemus verlornen Geſchichte der Geometrie gezogenen Stelle des *Proclus* über den *Euclides* (pag. 19. edit. Baſil. 1533.) bekannt gemacht, wo Thales ausdrücklich als der Mann aufgeſtellt wird, der in der Mathematik und mathematiſchen Phyſik vieles auf einfachere Grundſätze zurückzuführen, andres mehr zu verſinnlichen verſuchte, (wofern wir nemlich in dem: „τοῖς μὲν καθολικώτερον ἐπιβάλλων, τοῖς δὲ ἀισθητικώτερος“ das letztere nicht miſsverſtehen;) und wenn er, vors zweyte, die, gleicher Aufmerkſamkeit werthen, den Thales betreffenden, Vermuthungen des Königsbergiſchen Philoſophen in der Vorrede zur Vernunftkritik an die ſehr ehrenvolle Aeuſserung des Proklus: „ὅτι πολλὰ μὲν αὐτὸς εὗρε, πολλῶν δὲ τὰς ἀρχὰς τοῖς μετ' αὐτὸν ἐπηγήσατο“ hatte anſchlieſsen wollen! Aehnliche Winke wird Hr. H. in einer kleinen, aber merkwürdigen Schrift des Hn. *Stapfers* (*die fruchtbarſte Entwickelungsmethode der Anlagen des Menſchen* etc.) S. 5 9. nicht ohne Zufriedenheit wahrnehmen. So ſehr nun aber hier und bey ähnlichen Veranlaſſungen Hr. H. trocknen Fuſses vorübergegangen iſt: ſo wenig kleidet es einen, ſonſt fleiſsigen und verdienten, *Literator*, wenn er bey Entſcheidungen, wo es auf gründliche Kenntniſs der urſprünglichen Lehren des Alterthums, auf richtige Auslegung der Sätze ſtreitiger Schulen, auf die Einſicht in den Zuſammenhang ihrer Syſteme, überhaupt auf hiſtoriſche und philoſophiſche Kritik ganz beſonders ankommt, ſich ein halb beſcheidenes, halb anmaaſsendes *Dazwiſchentreten* erlaubt, wie z. B. S. 857. bey Gelegenheit des Ocellus Lucanus gar nicht unbemerklich iſt. Dagegen wäre es dem Hn. H. gar nicht unbenommen geweſen, aus dem Schatze eigener oder fremder Beleſenheit uns mit *gut extrahirten Materialien* zur philoſophiſchen Geſchichte, in die er öfters ausſchweift, an ſolchen Stellen zu verſehen, wo Fabriz gänzlich ſtille ſchwieg. So ſehen wir z. B. im XVIII. Kap. des I Buchs einem *Catalogo Orphicorum*, nach Art ähnlicher Verzeichniſſe über die Pythagoreer, Platoniker etc. entgegen, dergleichen Fabricius zu geben hier nicht veranlaſst worden iſt. Dieſen hofften wir aber nicht bloſs aus Stanley's, Bayle's, Bruckers und anderer Vorräthen, ſondern nur mit Verweiſung auf jene, urſprünglich aus den Scholiaſten des Euripides, Apollonius Rhod. u. ſ. w. aus Pollux, Suidas u. a., wo zum Theil die wahren Namen mit kritiſcher Sagacität herausgefunden ſeyn müſſen, endlich aus Hemſterhuys hie und da ertheilten vortrefflichen Anleitungen angelegt zu ſehen. Es würde eine groſse Ausſchweifung ſeyn, wenn wir *hier* Proben dieſer Art, die man uns *nach den gemachten Bemerkungen* wohl zutrauen wird, vorlegen wollten; obgleich wir verſichern dürfen, daſs uns im XIVten Regiſterbande der Bibl. gr. nicht einmal die Anzeige der Namen der von uns geſammelten Orphiker vorgekommen, die eben ſo wenig von Eſchenbach in dem bekannten *Epigenes* occupirt ſind. Selbſt in Dingen, *quae ante pedes erant*, finden wir nicht immer die erwartete Accurateſſe von dem Herausg. beobachtet. Eben in dem XIX. Cap. über die: „*Deperdita Orphei*“ nahm es uns Wunder, daſs Hr. H. in der Note p) S. 165. dem *Iriarte*, der freylich kein ſonderlicher Held iſt, das vorgeblich handſchriftliche Fragment aus des Orpheus Ἡμέραις, oder den ſogenannten *libris γεωργικῶν*:

„Εἰ δὲ γεωπονίας“ etc. etc.

ohne die geringſte Erinnerung über die wahre Beſchaffenheit der Sache nacheitirt hat; da er doch, in dem, im VIII Bande der B. Gr. befindlichen, übrigens an ſich ſchatzbaren, Gedicht des Maximus περὶ κατάρχων die von Iriarte angeführte vorgeblich Orphiſche Zeile S. 440. als den 456ſten Vers gefunden haben würde. Ja ſelbſt eine Anmerkung von Tyrwhitt zum Orpheus de lapidd. praef. pag. X., den Hr. H. doch anderwärts gebraucht hat, würde ihn auf die Spur, die wir ihm hier angeben, und ohne Tyrwhitt fanden, von ſelbſt gebracht haben. Der ebendaſelbſt von Hn. H. nach Iriarte angeführte Vers:

„Ἤκατ' ἐδώης“ etc. etc.

ſcheint uns nicht zu den Ἡμέραις, ſondern zu dem verlornen Werke der τελετῶν gehört zu haben; eine Vermuthung, in Anſehung welcher wir uns auf eine nur zu kurze Notiz des Hn. v. Villoiſon in den Anecdotis gr. T. II. p. 244. gründen, die anderwärts, S. 171. Not. ee), dem Hn. H. nicht entgangen iſt, wovon er aber *für dieſe Stelle* keinen Gebrauch, der ihm ſo nahe lag, zu machen bewogen worden.

Auſser den überall reichlich beygebrachten Zuſätzen, von denen wir nur auf die über den *Epimenides* S. 30—32.; über des *Hanno* Periplus S. 36 bis 39.; über den *Hermes Trismegiſtus* S. 46—49.; über den *Muſaeus* S. 123—125.; über den *Orpheus* S. 140—147.; über den *Palaephatus* S. 182, 183.; über die Erfinder und die Erfindung der Buchſtabenſchrift S. 198—204.; verglichen S 219 ff.; über den *Sanchoniathon* S. 224, 225; als kürzere *einzelne* Proben verweiſen wollen; auſser dieſen alſo hat *Homer*, der in der neuen Ausgabe 31 groſse Quartbogen füllt, da er in der alten 17½ kleinere einnahm, unſtreitig den meiſten Zuwachs erhalten; zum Beweis, daſs Hr. H., im Eingang des II Buchs, die Muſen nicht vergeblich zu ſeinem Beyſtand angerufen hat! Alles hat *hier*, ſo wie *überall*, die nöthigen Nachweiſungen und Berichtigungen über den geſammten Ertrag, den die Literatur der neuern und neueſten Zeiten abgeworfen hat, vorerſt an Ort und Stelle erhalten: Ausgaben, Ueberſetzungen, Erläuterungsbücher ſind kaum zählbar. Ueberaus ſchatzbar, anderer Vermuthungen zu geſchweigen, iſt die S. 637—643. über die Ausgaben des Aeſop. Auſser dieſem unermeſslichen, ſehr oft mit brauchbaren Urtheilen begleiteten Vorrath hat Hr. H. doch noch eine, wie es uns dünkt, beyfallswerthe Erweiterung des Plans vorgenommen, wir meynen die, meiſtens in beſondern Paragraphen nachgewieſenen vornehmſten Handſchriften, beſonders die Madriter, Pariſer, Venediger, Florentiner, Wiener, Leidner nach Iriarte; dem Catalog. Bibl. Reg.; nach Zanetti; Bandini; nach Lambecius, Neſſel und Kollar; nach dem Catalog. Bibl. Leid. und vielen andern Bibliothekverzeichniſſen. Die Nachweiſung der Vaticaniſchen nach Sylburg iſt freylich, wie auch Hr. H. irgendwo richtig bemerkt, eine itzt ungewiſſe Sache. Da er

die

die Madriter nach Iriarte überall sehr fleifsig bezeichnet, so wundern wir uns, die Handschrift von den merkwürdigen Prolegominis des Proclus Diadochus des Hesiodus Theogonie, die Iriarte Vol. I. pag. 25. erwähnt, Lib. II. cap. VIII. §. XVI. Not. 55. S. 589. nicht genannt zu finden; dagegen ist Rubnkens aus einem Cod. Reg. Paris abgeschriebene, und I, 26. über den Vellejus angeführte Probe billig bemerkt. Wenn Fabriz Lib. I. cap. IX. §. X. einer Pariser *griechischen* Handschrift der, dem Freunde der alten Naturkunde so merkwürdigen *Kyranidum* nach dem du Fresne erwähnt, so hätte Hr. H. dabey nicht unerinnert lassen sollen, dafs es etwas ganz Verschiedenes war, was Villoison für Hn. Prof. Schneider vorfand. Hr. Schneider sagt dies deutlich S. 94 — 96. des Anhangs zu seinem Plutarch; Hr. H. hat aber S. 72. dem Leser nicht bestimmt hierüber unterrichtet. So hat der *bibliographische* Theil *im Ganzen* am meisten gewonnen.

Da aber die Bibl. Gr. wohl immer nur ein Werk für Männer seyn und bleiben wird, so haben wir das Herz, Hn. H. zu bitten, alle sogenannte *pure curiosa*, wir *dürfen* wohl auch sagen *puerilia*, ja wir *müssen* sogar sagen, *absurda literaria* für die Zukunft in seine Zusätze nicht aufzunehmen: *Puerilia;* wie S. 183., wo er uns des Paephatus Fabelbuch: „*ad formandum poliendumque tironum ingenium*" in 20 Zeilen anempfiehlt; *pure curiosa*, wie S. 232. Note bb) über die Namensverdrehungen, oder S. 240, 241. Note D) über eine elende Spielerey und Akrostichis in 50 Zeilen, über welche schon Fabriz Lib. I. cap. XXXII. §. X. pag. 272. genug Raum verschwendet, und wo Hr. H. abermals 6 unnöthige Zeilen dazu gibt; *absurda literaria*, wie S. 621. in der Note, die abgeschmackte Erzählung des Schuppius, dafs die Aesopische Fabel dem Salomoh und Assaph ihren *Ursprung* verdanke, in 13 Zeilen.

In Ansehung der Ausdehnung seiner Zusätze müssen wir ihn eben so angelegentlich im Namen aller *kaufenden* Leser bitten, diesen Zusätzen, was schon itzt in unzähligen Fällen statt gefunden hätte, überall mehr Kürze und Gedrungenheit, weniger unnöthige Weitschweifigkeit, und keine unnütze Wiederholung einer und derselben Sache zu geben. Kein Mensch, und Hr. H. selbst kann in Abrede seyn, dafs z. B. die lange Note über das streitige Alter des Epimenides S. 30 — 32., oder die Note m) und n) über den Hanno S. 36 — 39. um vieles kürzer seyn, und doch alles darin Gesagte enthalten konnten; dafs deutsche Aufsätze für den Ausländer genauer charakterisirt und ausgezogen werden, wie hier mit Hagers Abhandlung über den Hanno geschehen. billigen wir recht sehr; aber wenn sich der Deutsche um des Ausländers Willen etwas gefallen läfst, so mufs, wenn dies anders die wahre Veranlassung der Ausführlichkeit ist, der Ausländer dem Deutschen nicht zu viel Raum wegnehmen. Ganz unverkennbare Wiederholungen wird man S. 620. in den Anmerkungen h) und i) bemerken. Wir enthalten uns, *viele andre* zu rügen. Noch weiter hat dies Hr. H. theils anderwärts, theils insbesondere S. 752 und 770. mit den Auszügen aus Meiners über den Pythagoras getrieben; am letzten Orte sehen sie beynahe einer ausführlichen Recension ähnlich. Am allerunverzeihlichsten aber ist gewifs diese Weitschweifigkeit *alsdann*, wenn durch die mitgetheilten Zusätze gerade so viel für die Literatur des vorliegenden Gegenstandes gelernt wird, als Rabener aus dem Buche des Maimonides in den Noten ohne Text beybringt. Man wird diese Beschuldigung kaum glaublich finden; hier ist der gefoderte Beweis! S. 136. not. g) wird einer Vermuthung des la Croze über den griechischen Dichter oder vielmehr Musiker Olympus gedacht. Darüber theilt uns Hr. H. die ganze Frage des la Croze an Wolf aus dem Thesaurus epistolicus des ersten mit: „*qua autem aetate vixerit, quis „eruet, nisi praestantissimus Fabricius, qui omnes omnium „aetatum autores in numero habet?*" Nicht genug; auch Wolfens belehrende Antwort müssen wir *hier* lesen: „*quae de Olympo poeta ingenii sollertia assecutus es, te „digna sunt: ejus aetatem vel potius conditionem i g n o „r a r e se hucdum fatetur Fabricius, amplius cogitatu„rus.*" *Harl.* — So viel Worte brauchte es, um uns zu sagen, dafs man das Zeitalter des Dichters nicht bestimmen könne? Aengstlich aufgesucht sollen wir diese Stelle haben? Hier ist eine andere, die, wie es in der Natur Superfötationen gibt, noch dazu eine Supercitation enthält. Es soll gesagt werden: *Eustathii episc. Commentarius in Pindarum et orationes mss., quae in Bibl. Basil. exstitisse ex Schelhornia Amoenitt. hist. eccl. II, 982. constat, perierunt.* Hier ist die Art, wie Hr. H. S. 391. Note l) diese *höchstens* 3 *Zeilen erfodernde* Notiz gesagt hat: „*Cel. Villoison in Anecdotis graecis tom. II. p 262 sqq. not., postquam multa deperditorum librorum „exempla protulit, pag. 264 fin. ita pergit:* „*Gisbertus Cu„perus in Epistola XXV. ad Jo. Jacobum Scheuchzer „pag. 982. tom. II. Amoenitat. historic. eccles. et litterar. „Jo. Georgii Schelhornii, scribit. an. 1710. se certio„rem factum esse, in Bibliotheca Basileensi manuscri„ptas servari Orationes Eustathii, episcopi Thessaloni„censis, et Homeri commentatoris; nec non ejusdem com„mentarios in Pindarum; ab eoque petit horumce Pin„daricorum scholiorum vel praefationem, vel deïγμα ali„quod.* Cui quum respondisset Scheuchzer, *haec Eusta„thii opera non amplius in Basileensi Bibliotheca com„parere, Cuperus rescripsit ibid. ep. 27. pag. 940.:* Do„leo vehementer, *Eustathii orationes manuscriptas, ejus„demque Commentarium in Pindarum non extare am„plius in Bibliotheca Basileensi; quum autem, inquit, „vir egregiae et spectatae doctrinae me certiorem fece„rit, se eos ibi manibus tractasse non modo, verum etiam „incepisse describere; sed propositum persicere non po„tuisse, (:) non dubito, quin in Museo illo fuerint.*"" Schade, dafs es nicht noch ein Dutzend Thesauros epist. La Crozianos gab, Hr. H. wäre im Stande, alle Fragen und Antworten *so, in extenso*, herauszuschreiben, und als Zusätze zum Fabriz anzuwenden? Bey einem Werke, das ohnehin *unter seiner Last erliegt, solche Zusätze* zu machen, da — da legt die Kritik die Hand auf den Mund! Nur so viel sagt sie noch, dies thut ein Mann, der in der Vorrede S. XX. verspricht: „*se non omnia a n x i e c o r r a s u r u m esse, quae „o b s c u r a foret diligentia.* Es ist nicht einmal zu

billigen, dafs Hr. H. aus Büchern, die gewifs jeder Befitzer der Bibl. gr. felbft hat, an fich brauchbare und gelehrte Anmerkungen hier *in extenfo* und *wortlich* wieder einrucken laſst, z. B. aus *Hadr. Valeſii Emend. c. not. Burm.* S. 292. Not. g) die lange Anmerkung vom Terpander; S. 195. Not. i) die langen Noten des Valeſius und Burmanns vom Heraclides Ponticus; S. 379. die Stelle aus einem Excurſus von Hn. Heyne u. ſ. w. Höchſtens mufste das *Weſentliche* derſelben *auf wenige Worte* reducirt ſeyn.

Dafs unter einer ſolchen Wörterfluth ein Raiſonnement unmöglich gedeihen könne, das wird nun jeder leicht errathen, der es aus andern Schriften des Hn. H. weifs, wie ſelten ihm überhaupt allgemeine Urtheile und Schilderungen gelingen, in welchem der Geiſt ganzer Zeitalter, die Charakteriſtik der Sitten, Denkart und Meynungen, und das progreſſive Wachsthum der Wiſſenſchaften und Künſte mit warmen, aber feſten Pinſelſtrichen darzuſtellen ſind. Wir verweiſen, ſtatt aller andern Proben, auf die lange, geſchwatzige Diatribe S. 534 und 535., wo er, auf zwey ganzen Quartſeiten wider Erneſti's allerdings unerweisliche Vermuthung, dafs Homer hebraiſche Urkunden gekannt, ſich herausläſst. Wenn man nun zu dieſer Stelle das hinzunimmt, was Hr. H. S. 333. Note bb) bey einer andern Veranlaſſung behauptet, ſo nimmt man noch dazu die auffallendſten Widerſprüche wahr. S. 333. bewies er, zu den Zeiten Homers ſey in Aſien und Jonien *bey aller Simplicität*: „ingenium humanum *uſu et diſciplina cul-*„*tum* geweſen: hier, S. 535., thut er dar: „homines il-„*lius aevi nondum excultos vitae literarumque elegantia* „fuiſſe;" S. 333. bewies er: „ingenium humanum" ſey „*non ita multo poſt*" (Homerum) „*ſubtilitate philo-*„*ſophandi* majore *imbutum* pluriumque literarum copia „ornatum et obrutum" (!!) geweſen: hier beweiſt er, für Leſer, die ein ſchlechtes Gedachtnifs haben, „*multo* „*poſt Homerum philoſophari demum coepiſſe Graecos*," (die dort offenbar das ingenium humanum waren.) S. 49. bedient ſich Hr. H. in der Stelle von Hermes eines Beweiſes aus Carli, den er, in dem Augenblick, wo er *ihn geltend macht*, höchſt unwahrſcheinlich und unzureichend findet!! Wir ſchonen Hn. H. und die Leſer, wenn wir nicht mehrere dergleichen wenig zuſammenhangende, und nicht genug durchdachte Raiſonnements ausheben.

(*Die Fortſetzung folgt*).

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Venedig*, b. Zatta: *Del Celibato*. Satira latina del Dottore *Ubaldo Ercolini*. Recata in verſi Italiani dall'Abate *Angelo Dalmiſtro*. P. A. 48 S. gr. 8. — Des *Celibats* wird in dieſer Satire nur im Eingange gedacht. Der gröſsteTheil derſelben iſt eine Beſchreibung der herrſchenden Sitten, beſonders unter dem weiblichen Geſchlecht. Dieſe waren die Urſache der verminderten Zahl der Heirathen und der Abnahme der Volksmenge, nicht aber das Cölibat. Wenn der Ueberſetzer von der lateiniſchen Urſchrift, welche hier zum erſtenmal gedruckt erſcheint, verſichert, *dafs ſie ſelbſt einem Juvenal Ehre machen würde*: ſo iſt dieſes eigentlich wohl nur von den ganzen und halben Verſen des *Juvenal* und *Perſius* zu verſtehn, welche der Vf. ſeinem Werk in groſser Anzahl eingefugt hat. Wir wollen einige Proben geben, in denen wir die entlehnten Ausdrücke auszeichnen. Der Dichter klagt über den unter den Weibern eingeriſſenen Hang zur philoſophiſchen Lectüre. Vorgebliche Philoſophen tragen ihnen die Ketzereyen eines *Bayle* vor, und

quae damnoſa Volterius arte
condivit poſtea petulanti ſplene cachinno,
diſcinctos inter juvenes nunc audeat atque
Diſcipularum molles cantare cathedras?
adppe etiam à teneris modo philoſophia puellis
Excolitur. Jecore haec exit capriſicus ab omni
Jam mala doctrinae, manibusque teruntur eorum
non Heloiſa dolens, aut mollis Julia tantum:
verum dum Pſecas aedificat compagibus altum
docta caput, nutantesque aptat vertice criſtas,
pinguia dum victo Poppaeana illinit ori,
perlegit Aemilium, Mirabellumve etc.

Sie hören die gelehrten Diſputationen über theologiſche Streitigkeiten an

dum cornicatur inepta
dum tendens ſecur Anſidius ſubſellia rumpit,
Hippia torrentem audit ſemihiante labello
nunc premit in rugas, aperit nunc ſeſta flabellum
dicta probans nulla.

Dieſe gelehrten Weiber höhnen Tugend und Sittlichkeit. Sie ergeben ſich den Ausſchweifungen, und ihre Männer begünſtigen ſie.

Scis, Galba, videſque
tu tamen interea ſpectare oſſueſce lacunar
oſſueſce ad calicem vigilanti ſtertere naſo.

Dieſe Proben werden hinreichend ſeyn, das Verdienſt des Satirikers zu würdigen. Er zeigt weder Phantaſie noch Witz, ſondern nur ein gutes Gedachtnifs. Man genieſst nicht einmal das Vergnügen, neue Sitten in romiſchem Stil und Geiſt beſchrieben zu ſehn. An eben der Stelle, wo er von Mönchen und Nonnen ſpricht, redet er von den Altaren der Juno, an denen die Ehen geſchloſſen werden ſollen. Den Adel bezeichnet er mit den Juvenaliſchen Verſen *quid proſunt veteres jumoſa per atria cerae aut atavi et proavi ſtantes in curribus altis.* — Die Ueberſetzung iſt in reimfreyen Jamben, und nicht ohne eine gewiſſe Laune. Hin und wieder dient ſie dem Original zum Commentar, obſchon die Erklärung nicht immer ganz richtig ausfallt; z. B. in einer der angeführten Stellen:

In mentre riarla
Inettamente, in mentre Anſidio, teſo
L'elaſtico polmon, rompe le panche
col picchiar crebro delle palme, aſcolta.
Ippia placidamente il furibondo. —

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 9. Julius 1794.

LITERARGESCHICHTE.

HAMBURG, b. Bohn: *Joannis Alberti Fabricii*, Theolog. D. et Prof. publ. Hamburg., *Bibliotheca graeca* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension

Nichts aber geht über Hn. H. über die Maafsen schlechte Schreibart und den manchmal ganz unverständlichen lateinischen Ausdruck. Wir haben uns aber fest vorgenommen, (und wir hoffen, dafs uns niemand von diesem Vorsatz abbringen wird) aus einer *unzähligen* Menge mit dem Obelus bezeichneter Stellen *keine* zu geben. Hr. H. kann sich, wenn er Fleifs und Sorgfalt anwendet, noch dankenswerthe Verdienste um dieses Werk machen, und es ist uns daran gelegen, eine so erfreuliche Aussicht nicht durch ein unzeitiges Ridicule, *das sich Hr. H. selbst am besten ersparen kann*, zu stürzen. Indefs wird und *mufs* jeder eingestehen, dafs der Mann, der *ein solches Hauptbuch* für *uns* und die *Nachwelt* zu bearbeiten unternimmt, zu den übrigen guten Eigenschaften des Fleifses, der Treue, der guten und richtigen Auswahl, der zweckmäfsigen Bereicherung u. s. w. auch *das* Verdienst der bestimmten, richtigen, adaquaten Schreibart, der Präcision im Ausdrucke, mit einem Wort, des gebildeten, reinen, lateinischen Stils hinzuthun müsse, wodurch sich *Fabricius* so sehr zu seinem Vortheil auszeichnet.

Was die Anordnung und Einpassung der Zusätze betrifft, wollen wir noch dieses anmerken. Bisweilen sind kleine Anmerkungen entweder durch ein verzeihliches Versehen des Hn. H., oder durch eine Unachtsamkeit des Setzers an unrechte Stellen gekommen, wo sie Misverständnisse verursachen. So gehören z. B. S. 439. §. XXIX. die Worte: „*additus quoque Politi Eustathio*" nicht zu dem Index des Ascanius Persius; sondern zu dem Index des Wolfg. Seber. Uebrigens kann hier noch erinnert werden, was Hr. H. nicht gesagt hat, dafs der Abdruck des Seberschen Index in der Ausgabe des Politus oft vitiös abgedruckt ist, und besonders die Bezeichnungen der Bücher durch die griechischen Buchstaben bisweilen ausgelassen sind, welches das Aufschlagen erschwert. Man vergleiche den Artikel: κυκνοτρώρων in der Ausgabe des Politus. Alles und jedes immer zur rechten Zeit und am rechten Orte zu sagen, ist freylich eine nicht absolut zu erfüllende Foderung. S. 414. mm) ist das Homerische Exemplar in der Bibl. zu Paris, das Guil. Budaeus mit seinen kritischen Noten bereichert, die Florentina 1488; folglich ist hier und S. 390. Note k) *einerley* Sache *zweymal*, und zwar S. 390. *so* gesagt, dafs der Leser in Versuchung kömmt, die Zusätze der in der letzten Stelle bemerkten Ausgabe vor Alemanni Arbeit (§. VII.) zu halten. Man sehe die deutsche Uebers. der Abh. der Akademie der Wiss. Band III S. 457. — Die S. 387. Note c) befindliche Anmerkung hätte ihren Platz besser S. 419. im Text bey der Barnesischen Ausg. gefunden. Manchmal hat auch Fabricius durch einen nicht ganz am rechten Orte gemachten Zusatz Hn. H. verleitet ein gleiches zu thun; so scheint uns S. 194. Note f) die Nachricht von der griechischen Schrift: „*de Ulyssis erroribus*" eigentlich auch S. 406. Note ee) zu gehören, wo daher eine unnöthige Wiederholung gemacht worden ist. Dagegen hat aber auch Hr. H. Zusätze und Anmerkungen, die Fabricius an unrechten Orten angebracht, schicklicher eingereiht, wie z. B., vieler andern zu geschweigen, Lib. II. cap. X. §. XLVII. p. 701. Note zz) vom Nilus Asceta; wo wir doch der Meynung sind, dafs, *was seine Sententias betrifft*, in Lib. II. cap. XI. §. VIII. *unter den Gnomikern* hätte gelassen werden sollen. Statt: „*Hic revocabo*" wird es wohl geheifsen haben *Huc r.*?

Neue Vermehrungen, die Hr. H. so sehr zu wünschen scheint, kleine Berichtigungen, Anmerkungen und Zweifel über einzelne Stellen könnten wir nun freylich, ungeachtet des fast alles erschöpfenden Fleifses des Herausgebers, noch eine schöne Summe beybringen. Wir schränken uns aber, mit Ausschliefsung aller derer, die zu ausführlichen Disquisitionen erwachsen würden, *hier* nur auf kurze literarische, bibliographische und philologische Data ein, die sich mit zwey Worten sagen lassen und doch Hn. H. und andern nicht unwillkommen seyn dürften.

Lib. I. cap. II. §. VIII. p. 12. Note cc) vom Abaris, hätte noch Zapfens nicht zu verachtende *Diss. de Abaride*, Lipf. 1706 angeführt werden können.

Lib. I. cap. VII. §. IV. p. 55. mufs die französische Uebersetzung des *Poemander*: „*Le Pimandre*" etc. Bordeaux 1579 den Beysatz fol. haben. Wir finden sie auch in den Bibliographieen mit der Jahrzahl 1574; halten aber dieses Datum für irrig. Mit der italienischen Uebersetzung von Benci, 1548 hat es ihre Richtigkeit: Rec. hat sie selbst vor sich.

Lib. I. cap. XXI. S. 183. Note c) ist die Meynung des *Phasianinus* über die Ursache des Verlusts der wahren Bücher des *Paläphatus* etwas undeutlich und unbestimmt vorgetragen, man habe sie unterdrückt, um den griechischen Cultus nicht lächerlich, und die Geheimnisse desselben nicht zu bekannt werden zu lassen.

Lib. I. cap. XXII. §. II. p. 193. Note b). Eine Stelle in dieses Heraclides oder Heraclitus Homerischen Allegorieen, wo der Vers Odyss. V, 121. oder der sogenannte *Raptus Aurorae*, allegorisch gedeutet ist, erläutert *Werns-*

dorfs Commentatio: Allegoria Homerica, Raptus Aurorae, explicata etc. in *Stoſchens Muſeo critico* Vol. I. faſc. 3. p. 286 – 358.

Lib. I. cap. XXV. §. VI. p. 212. Note l). Will Rec. anmerken, daſs *drey* Exemplare von des *Rigaltii* Ἱεροκοσσάφιον, die er vor ſich hat, insgeſammt das Druckjahr: 1612 haben; daher Hr. H. Fabricius Angabe: 1619 nicht mit Unrecht zu bezweifeln ſcheint. Des *Rivinus* Κυνοσάφιον aber (Lipſ. 1654.) kennen wir nur in der Quartform.

Lib. I. cap. XXIX. §. II. p. 229. wo diejenigen vom *Fabricius* widerlegt ſind, die *im Homer* (!) Spuren der Nachahmung der Sibylliſchen Verſe gefunden haben wollten, hätte noch füglich auf folgende, gerade das Gegentheil erhärtende Schrift verwieſen ſeyn können: *Joannis Floderi Diſſ. indicans veſtigia poeſeos Homericae et Heſiodeae in oraculis Sibyllinis*, wie ſie in *Stoſchens* ſchon angeführtem *Muſeo* Vol. I. faſc. I. pag. 16 – 47. vorliegt. Ob gleich dieſer Floder die Sache nicht erſchöpft hat.

Lib. I. cap. XXXVI. §. VIII. p. 311. Zu den Ausgaben und Ueberſetzungen des Pſeudo-Zoroaſter, die ſowohl Hr. H. als Hr. Prof. Jäger bemerkt haben, kann Rec. noch eine der ungekannteſten und ſeltenſten hinzuthun, von dem zu ſeiner Zeit berühmten franzöſiſchen Poeten aus der Gelehrtenfamilie *Habert: Les divins Oracles de Zoroaſtre, ancien philoſophe, interprétés en rime françoiſe par François Habert*, nebſt andern kleinen dichteriſchen Aufſätzen des Vfs. *Paris*, bey *Philipp Danfrie*, 1558 in 8.

Lib. I. cap. XXXVI. §. IX. p. 313. hätte bey den griechiſchen Oraculis Zoroaſtri noch bemerkt werden können, daſs, unter andern, *Stanley* in dem *Commentario zum Aeſchylus* ſie theils erläutert, theils auch den Text verbeſſert habe. —

Lib. II. cap. I. §. I. p. 318. iſt der vollſtändige Titel von *Lami's* angeführtem Buche: *Saggio delle Delizie dei Dotti e degli Eruditi. Opera poſtuma del Dottor Giovanni Lami, viſguardante le vite e gli ſcritti dei due primi grandi Uomini dell' antichità, Eſiodo ed Omero: publicato, aumentato e corredato di Annotazioni da Giuſeppe Ricci.* Fiorenza, 1775. Num. I. 96 S. in 4.

Ibid. p. 332. oben. Ob man die, bey und von den Alten mit ſo vieler Zuverſichtlichkeit vorgetragene Nachricht von den durch den Geſetzgeber Lycurg erhaltenen Homeriſchen Büchern *ſchlechthin*, wie hier Hr. H. thut; *vagam famam* nennen, und ihr alle Glaubwürdigkeit abſprechen können, möchten wir doch noch zweifeln. Auch *Heraclides Ponticus*, auf den ſich Hr. H. nicht bezogen hat, in den Fragmenten *de Politiis*, pag. 11. edit. Oragii 4t. verſichert vom Lycurg: ὅτι τὴν Ὁμήρου ποίησιν παρὰ τῶν ἀπογόνων Κρεωφύλου λαβών, πρῶτος διεκόμισεν εἰς Πελοπόννησον. Und im Plutarch wird, denken wir, gar geſagt: Ὁμήρου κατ' ὄψιν ἐντυχών. Doch dieſs wird alles beſſer Hr. Heyne oder Hr. Wolf ausmachen.

Lib. II. cap. II. §. XXIV. Num. 6. p. 374. bey der Εἰρεσιώνη, wird nun Hr. H. das fleiſsige und gründliche Scriptum des Hn. *Ilgen* nicht überſehen.

Ibid. S. 380. 81. iſt das Verzeichniſs der Namen cycliſcher und heroiſcher Dichter auſser Homer ſehr dankenswerth; wir zweifeln jedoch, daſs alle hier namhaft gemachten συναγωγαι u. ſ. w. *wirkliche Gedichte* geweſen.

Ibid. S. 382. Zu den Nachweiſungen über die: Κύπρια ἔπη kann noch Perizon. ad Aelian. V. H. IX, 15. hinzugefügt werden.

Lib. II. cap. III. §. XVIII. p. 427 ſqq. Unter den metriſchen Ueberſetzungen, Metaphraſen, Nachahmungen Homeriſcher Bücher, die übrigens mit ungemeinem Fleiſse geſammelt ſind, geben wir noch folgender, unſtreitig der ungekannteſten aller, eine Stelle: *Coriolani Martirani, Coſentini, Epiſc. Sancti Marci, Tragoediae VIII* etc. *Comoediae II.* etc. *Odyſſeae Libri XII. Batrachomyomachia et Argonauticon. Curis Martii Martirani. Neapoli, apud Janum Mariam Simonettam, Cremonenſem*, 1556. 8.

Ibid. p. 428. *Angeli Politiani* Ueberſ. des Homer erſtreckte ſich, einem guten Gewährsmanne, dem *Jacobo Philip Bergamenſi in Supplemento Supplementi Chronicarum* p. 435. zufolge, nur auf die 6 erſten Bücher der Iliade, Politian erwarb ſich damit die Ehre, der *adoleſcentulus Homericus* bey den gelehrten Italienern zu heiſsen. Politian. der Mann, nannte es aber doch nur ein: „*auſum temerarium!* Daſs *Franc. Heſſelius* dieſe Arbeit in der Handſchrift beſeſſen, iſt ein unverbürgtes Gerücht.

Ibid. §. XXVII. p. 439. oben iſt noch des *Jan Kochanowski*, des Vaters der polniſchen Dichter, *Monomachia Paryſowa z Menelauſem* (Zweykampf des Paris und Menelaus) hinzuzuthun, von welchem Verſuch die *Liſty i rożne Piſma* (Briefe und vermiſchte Schriften) des Fürſtbiſchofs von Ermeland, Kraſicki, S. 73 ff. nachzuſehen ſind. Den Anfang zu einer neuen Ueberſetzung des Hn. Prof. Dmochowski haben wir A. L. Z. 1792. N. 173. angezeigt; noch iſt keine Fortſetzung davon erſchienen.

Lib. II. cap. X. §. XLVII. p. 701. Note zz). Von den *Sententiis* des *Nilus* können wir noch eine ältere metriſche Ueberſetzung, als die vom Fabricius namhaft gemachte durch Anton Meier, Cameraci 1561, 4. angeben. Sie iſt von dem gelehrten Graubündtner Arzte, *Michael Toxites* und ihr voller Titel folgender: *Sententiae Nili, Epiſcopi et Martyris, carmine expreſſae per Micaelum Toxiten, Rhoeticum*. Anno M. D. XLIII, und am Ende: *Argentorati, apud Cratonem Mylium*, Anno M. D. XLIII, menſe Auguſto, 8.

Ibid. §. XLIX. p. 702. Bey den griechiſchen *Epiſtolis Theophylacti*, obgleich Hr. H. die vollſtändigere Nachricht davon für Lib. V. cap. 5. verſpart, wollen wir doch bemerken, daſs eine, aus einen *Codice Leidenſi* des Iſaac Voſſius von Peter Bondam abgeſchriebene, kritiſche Collection in Stoſchens *Muſeo Critico* Vol. I. faſc. I. von S. 8 – 15. aufbehalten iſt, die eine Anzeige verdient.

Lib. II. cap. XI. §. XIII. p. 748. Sollte von *Radulph Winterton's Poetis graecis minoribus*, wirklich eine Ausgabe vom J. 1628, wie hier aufgeführt iſt, vorhanden ſeyn?

Ibid. p. 749. Zwiſchen §. XIII und XIV. hätte noch eine andere, in England veranſtaltete, Sammlung der Gnomiker beſonders erwähnt werden können, die mit

der Wintertonischen *ächten* einerley Titel, aber nicht einerley Werth, Inhalt noch Einrichtung hat. Wir bemerken dieſs um ſo viel lieber, da auch Hr. H., der ſie S. 604. beym *Heſiodus* anführt, ſie vor einem vollſtändigen Abdruck der *ächten* Wintertoniſchen Sammlung, von der ſie eigentlich zu reden, nur die erſte Abtheilung enthält, gehalten zu haben ſcheint: *Poetae Minores Graeci, et emendati: Scilicet Heſiodus, Theocritus, Moſchus, Bion, Muſaeus, Theognis, Phocylides, Pythagoras, cum vocum difficilior. explicatione grammatica — in uſum Scholarum.* Londini, M. DCC. XXXIX. Von Radulph Wintertons *Obſervationibus in Heſiodum* iſt aber keine Spur in ihr!

Lib. II. cap. XIII. p. 886. hätte, etwa bey Note uu), noch der von Paul Ernſt Jablonski mit einer Konigsberger Handſchrift angeſtellten kritiſchen Collation der Διαλέξεων ἀνωνύμου in den Opuſculis des Gale gedacht werden können, die gleichfalls Stoſch a. a. O. Vol. I. faſc. I. S. 1—7. aufgenommen hat. —

So weit waren wir in der Anzeige dieſes wichtigen und jedem gründlichen Humaniſten unentbehrlichen Werks gekommen, als wir den *dritten Band* deſſelben vom J. 1793 noch nicht über den Liber III. fortgerückt ſahen. Da nun eines Theils der erſtaunliche Vorrath bis zum *Stobaeus*, *Tzetzes*, *Euthymius Zigabenus*, Gemiſthus Pletho und Glycas herab; die mannichfaltigen, und auf eine geſchickte Hand des Sammlers wartenden vortrefflichen, gelehrten und brauchbaren Bemerkungen eines Bentley, Hemſterhuys, Valckenaer, Ruhnken, Wyttenbach, Brunk, Schweighäuſer, Koen etc., eines Heyne, Reiz, Wolf, Schneider, Voſs, Matthäi, Schütz, Villoiſon, de Roſſi, Burgheſs, Beck, Heeren, eines Buhle, Jacobs, Mitſcherlich, Tychſen, Zenne, Bauer, Innisch, Fiſcher, *Alter u. ſ. w.*; die Aufſammlung des ungeheuer groſsen *bibliographiſchen* und handſchriftlichen Vorraths; die vielen noch übrigen biographiſchen, hiſtoriſchen und literariſchen Diſcuſſionen; die vielen aus den kritiſchen Obſervationsbüchern und Erläuterungsſchriften anzuzeigenden, und, wenn auch in gedrängten Anmerkungen, vorzutragenden Nachtrage, Berichtigungen und Zuſätze; da dieſer ganze reichhaltige Stoff, wenn man auch nicht den *in bibliographiſcher Hinſicht von dem Herausg. beträchtlich erweiterten Plan* mit in Anſchlag nimmt, den die jetzt ſo ſtark und faſt zu ſtark betriebene Bibliographie noch ſehr erweitern dürfte, ein noch ſo mächtig groſses Stück Arbeit voraus berechnen läſst; andern Theils aber auch ein menſchliches Lebensziel nicht aus der Acht zu laſſen, und bey dem allen eine zu groſse Uebereilung bey der Ausarbeitung des Ganzen doch eben ſo wenig zu wünſchen iſt: ſo ſcheint freylich bey mehrern eine nicht ungerechte Beſorgniſs wegen der zu groſsen Ausdehnung, oder der Vollendung dieſes Werks entſtanden zu ſeyn. In Anſehung des erſtern vermindert ſich jedoch derſelbe um vieles ſchon dadurch, daſs eine groſse Menge gelehrter Allotria, z. B. die: „*Indices Conciliorum et Epiſcopor. Orbis Chriſtiani*," die: „*Mantiſſa de recentibus Hiſt. eccl. Scriptoribus*," der „*Catalogus* von 442 *Scriptoribus pro veritate relig. chriſt.*" im VII. B., vielleicht auch die erſtaunlich weitläuftigen Excerpte aus den: *Tomis Conciliorum* im XI. Bande, ſogar Ankündigungen, wie die von Pfaffs deutſcher Concilienſammlung p. 129—159, die ja jeder, wer ſie braucht, in der alten Ausgabe unverloren hat, für den neuen Abdruck wegfallen werden. Ein gleiches wird denn auch mit mehrern *Ineditis graecis*, die es *jetzt* nicht mehr ſind, geſchehen, als den 4 Libaniſchen Reden im VII. B., woher die vom Fabricius ihnen untergelegten Anmerkungen ſchon in dem I. Bande des neuen Werks gehörigen Orts, wie S. 623. o) eingebracht ſind, oder der weitläuftigen: „*Notitia Caerimonialis Conſtantinop.*" im VI. B. u. ſ. w. Wahrſcheinlich fallen auch mehrere, vom Fabricius um der Seltenheit, nicht immer um der Güte willen aufgenommene, Tractate weg. Doch wünſchen wir dieſes nicht von allen. *Renaudots Tractat* z. B. aus Vol. XII, 246. *de barbaricis Ariſtotelis librorum verſionibus*, wünſchen wir beybehalten. Für die Weglaſſung der brauchbaren und ſeltenen Obſſ. des *Allatius* geben wir unſere Stimme auch nicht. Was wirkliche Anecdota, oder auch nur *ſehr ſelten zu habende griechiſche* Abdrücke ſind, ſollte beybehalten werden. Nicht ganz recht ſcheint uns daher Hr. H. im I. B. S. 16. des *Marcellus Sidetes* Gedicht *de piſcibus* aufgegeben zu haben, obgleich Hr. Schneider beſſer und correcter edirt. Liefert Hr. H., wie er Hoffnung macht, dieſes und andre Anecdota noch in einem Anhangbande, ſo wird er, auſser der Vol. XIII. p. 317. befindlichen poetiſchen Ueberſetzung des M. Sidetes durch Morellus noch auf die ſchätzbaren Erläuterungen Rückſicht nehmen, die Hr. Pr. Schneider jenem, für Freunde der Naturkunde der Alten nicht unmerkwürdigen, Ueberbleibſel in ſeinem erläuterten *Artedi* (*Synonymia piſcium gr. et lat.*) an mehrern Orten hat angedeihen laſſen. In dieſem Anhangsbande verdiente auch z. B. das in den Fabriciſchen *Delectu argumentorum* S. 1—22. edirte *Prooemium Euſebii* vor der *Demonſtratio Evangelica*, die *Epiſtolae Juliani* in der *Lux Salutaris Evangelii* p. 316 ſqq., und vielleicht noch andere Anecdota eine Stelle. Beynahe möchten wir auch ſolche Schriften, wie *Carpzovii Specimen Eunapii edendi*, *Hebenſtreit Specimen Arelaei*, *Gaſperii Animadv. in Xenophontis Epheſiaca* u. dgl. wenn ſie gut und nicht zu haben ſind, dahin rechnen.

(Der Beſchluſs folgt.)

PAEDAGOGIK.

WEISSENFELS u. LEIPZIG, b. Severin: *Archiv der Erziehungskunde für Deutſchland.* III. Bändchen. 1793. 232 S. 8.

Die Vff. dieſer intereſſanten Zeitſchrift zeichnen ſich durch den philoſophiſchen Geiſt aus, mit welchem ſie ſich ihres Gegenſtandes bemächtigt haben, und durch die bisher noch nicht im Ganzen verſuchte Bearbeitung der Erziehungskunde nach Principien der kritiſchen Philoſophie. Wenn ſie dieſes einerſeits aus der Claſſe der empiriſchen Pädagogiker heraushebt: ſo ſieht man doch andrerſeits aus ihren praktiſchen Aufſätzen, daſs ſie bereits

reits einen Stoff zu pädagogiſchen Erfahrungen geſammelt haben, dem nur hie und da noch die Reife und die Läuterung der Jahre zu fehlen ſcheint. Daher erklären wir uns den raſchen, eingreifenden, ſchneidenden Ton; daher die zuweilen wohl übertriebne Härte gegen die alte Erziehungsweiſe; daher die Freygebigkeit an Reformations- oder gar pädagogiſchen Revolutionsvorſchlägen; daher endlich die ſanguiniſchen Hoffnungen, welche ſich die Vff. bey den Gedanken, daſs ihre Plane durchgeſetzt werden möchten, erlauben. Der Moderantismus, den wir den Vf. wünſchen, wird ſich aber gewiſs einſtellen, wenn ſie fortfahren, mit unbefangnem und von ſelbſtiſchen Ablichten freyem Geiſte ihren Gegenſtand hiſtoriſch und philoſophiſch zu betrachten und in der Laufbahn praktiſcher Erzieher und Schullehrer bleiben.

Sehr friedliebende Geſinnungen äuſsert der Vf. des I. Aufſatzes: *Wie kann Deutſchland für (vor) Rebellion bewahret werden?* Das Hauptmittel, von dem ſich der Vf. ſo viel verſpricht, ſetzen wir hieher, um an Einem Beyſpiele das im Eingange gefällte Urtheil zu rechtfertigen: „Regenten! laſſet das Volk ſeine bürgerlichen Verhältniſſe kennen lernen, damit es ſolche verehre und euch als Schutzengel der bürgerlichen Ordnung und Glückſeligkeit aus deutlicher Einſicht verehren lerne. Errichtet ein Collegium der Volkserziehung, oder verwandelt vielmehr in dieſes die Conſiſtorien. Beſetzt es mit Männern, welche die Kunſt der Menſchenerziehung verſtehen, und euer Volk zu jener Einſicht leiten, die willigen und vernünftigen Gehorſam der Geſetze erzeugt. Die herrſchende Vernunft (wenn das nur nicht eine privilegirte wird, wie die herrſchende Religion!) wird alsdann Euern Thron befeſtigen, und Eure Staaten in die glücklichſten verwandeln. Euer Hof wird dann bald nicht mehr der Kampfplatz des Eigennutzes und der Eitelkeit ſeyn. Er wird ſich verwandeln in das Bild der edelſten Familie im Lande. Ihr werdet von den Ketten der Etiquette erlöſet werden, in welchen der Eigennutz eines Standes euch gefangen hält. Die Politik, welche bis jetzt Gott im Himmel ein Greuel war, wird mit der Tugend ſich ausſöhnen. Eure treueſte Garde wird ſeyn die Liebe des Volkes, und Euer Gefolge die Segenswünſche zufriedener Unterthanen. So können die Fluthen der Rebellion nie Eure Staaten verwüſten!“ — Nr. 2. Beſchreibung der jetzigen Verfaſſung des königl. Pädagogiums zu Glaucha vor Halle. Eine ziemlich, doch noch nicht bis zur völligen Befriedigung, ins Einzelne gehende Schilderung dieſes Inſtituts, um welches die Verdienſte des jetzigen Vorſtehers gebührend geprieſen werden. Die Bemerkung des unter den Zöglingen herrſchenden Geiſtes, welcher freylich häufigem Wechſel unterworfen iſt, und deſſen, was wirklich geſchieht, nicht bloſs der Vorſchrift und Theorie nach geſchehen ſoll, gibt das treueſte Gemälde von der Beſchaffenheit einer ſolchen Anſtalt.“ — Nr. 3. Reviſion des geſammten Unterrichts für Schulen und Erziehungsanſtalten. Der in dieſem Bande enthaltene Abſchnitt dieſer trefflich angelegten theoretiſchen Abhandlung begreift die intellectuelle Erziehung, und handelt daher 1) von der formalen, 2) materiellen Verſtandesbildung, 3) der Pathologie des Verſtandes. — Nr. 4 u. 5. Plan zur Nationalerziehung in Frankreich und Prüfung derſelben. — Nr. 6. Aphorismen zur zweckmäſsigen Verbeſſerung der Univerſitäten, mit dem bedeutenden Motto: *Acheronta movebo!* Zur zweckmäſsigern Einrichtung des Studienweſens werden Seminarien, zur Beförderung der Sittlichkeit moraliſche Orden, zur Verbeſſerung der akademiſchen Polizey die Verwaltung derſelben durch einen Rechtskundigen moraliſchen Mann, dem die Aelteſten jeder Landsmannſchaft als Beyſitzer zugegeben werden, vorgeſchlagen. (Gegen die beiden letztern Vorſchläge finden Einwendungen ſtatt, die uns aber hier zu weit führen würden.) — Nr. 7. Prüfung eines Plans zur Feſtſetzung des Elementarunterrichts in combinirten Bürger- und Gelehrtenſchulen. — Nr. 8. Beyträge zur pädagogiſchen Erfahrungskunde. a) Die Geſchichte der erſten körperlichen Erziehung von Salzmanns Enkelin iſt der Aufmerkſamkeit der Pädagogen und Aerzte gleich würdig. Ein Hufeland, der ſo viel Belehrendes über die erſte phyſiſche Behandlung der Kinder geſagt und noch neulich ſich gegen den Gebrauch des *kalten Bades* für kleine Kinder erklärt hat, möge den Ausſpruch über dieſe heroiſche Erziehungsart thun! Das Urtheil des Herausg. des Archivs über die Leibesſtärke des Kindes kann Rec. aus eigner Anſicht beſtätigen. b) An Gott gerichtete Bekenntniſſe eines Jünglings, welcher über häufige nächtliche Ergieſsungen, die mit wollüſtigen Träumen verbunden waren, und bey welchen ſeine Hand unwillkührlich geſchäftig ſeyn mochte, in Melancholie verfiel und ſich für einen Onaniſten hielt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Eiſenach*, b. Wittekindt: *Der Sekretair, oder, das wird ſich finden*, ein dramatiſcher Verſuch in drey Aufzügen. 1789. 92 S. 8. — Die Kabalen eines Spielerklubs, den Sohn eines angeſehenen und reichen Mannes nicht allein auszuplündern, ſondern auch mit einer Abentheurerin zuſammen zu kuppeln, und ſeine Schweſter für einen aus dem Klub wegzufiſchen, machen eine, ganz gut geleitete, Intrigue in dieſem Stück aus, die noch mehr gefallen würde, wenn zur Entwicklung derſelben nicht ein ſo armſeliges Hülfsmittel, wie das Horchen, gebraucht worden wäre. Die Belohnung der edlen Geſinnungen des bürgerlichen Secretärs mit der Hand des Fräuleins, die er liebt, und ſeine vollkommne Rechtfertigung gegen alle, zum Theil ſcheinbare, Verläumdungen würde den Ausgang des Schauſpiels noch intereſſanter machen, wenn ſie nicht auch zugleich dadurch mit befördert würde, daſs es ſich am Ende entdeckt, ſein Vater ſey General und Edelmann. In den Rollen des Liebenden iſt viel Zärtlichkeit; in den übrigen iſt der Dialog oft nur zu flüchtig bearbeitet.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 9. Julius 1794.

LITERARGESCHICHTE.

HAMBURG, b. Bohn: *Joannis Alberti Fabricii*, Theolog. D. et Prof. publ. Hamburg., *Bibliotheca Graeca* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

In Abſicht des für *nützliche* und *nöthige* Dinge zu gewinnenden Raums alſo thun wir zum Schluſſe noch folgende, leicht ausführbare, Vorſchläge. 1) Nichts, was ſchon gehörigen Orts geſagt iſt, darf an einem andern noch einmal geſagt werden; S. 718. hat Hr. H. von Brunks Ἠθικὴ Ποίησις, in 20 Zeilen, *quantum ſatis*, gehandelt, und gleichwohl wiederholt er S. 749. in einem und demſelben Kapitel faſt mit gleichen Worten, in eben ſo viel Zeilen *daſſelbe*, S. 137. die Literarnotiz von den Σιβυλλικοὶ χρησμοὶ gehört nicht hieher, ſondern muſs auf S. 259., wo Freytag alſo unnöthig wiederholt iſt. 2) Was ſchon ein Mitarbeiter beſtimmter und gut geſagt hat, oder wovon vorauszuſetzen iſt, daſs er es beſtimmter ſagen wird, braucht nicht zweymal geſagt zu ſeyn. So S. 303. Note r) von der Themis, da *Richter* zu II, 14. ausführlicher davon ſprechen muſste; 3) die genauere Beſchreibung der Ausgaben, beſonders der kritiſch-wichtigen, Originale und ſeltenen Ausgaben iſt beyzubehalten, läſst ſich aber, ohne Nachtheil der Sachen, viel kürzer faſſen. Man vergleiche S. 188 — 191. über die Ausgabe des Paläphatus, S. 258. das *hier* unnütze Glaubensbekenntniſs des Betulejus bey ſeiner Ausgabe der Carminum Sibyll., S. 130. 131. beym Muſaeus, S. 606 u. 608. bey Heſiodus Robinſoni und Wolfii u. ſ. w.; 4) Bibliographiſche Anzeigen von Ausgaben, die der Bibl. Gr. *nichts* angehen, fallen ganz weg; ſo z. B. S. 23. das Verzeichniſs ſeltener Originaldrucke vom Dares, S. 429. vom Pindarus Thebanus, die in eine Bibl. Latinam gehören; 5) Viele nichtsbedeutende Anmerkungen von Heumann können ungedruckt bleiben, wenn für die Literatur kein Gewinn davon zu erwarten, dergleichen hier z. B. S. 3. Note k), S. 65. l), S. 82. d), S. 99. m), S. 175. f) vergl. S. 171. oben, wo die Sache ſchon geſagt war; S. 262. i) und gewiſs noch anderwärts viele andere vorkommen. Ueberhaupt hätte dieſer Heumann, um ſeiner höchſt unbedeutenden Beyträge willen, gar keine ſo ausgezeichnete Diſtinction auf dem Titel, und vielmehr die ſchätzbaren Mitarbeiter, ſtatt ſie unter dem: „*Variorum*" zu verſtecken, hätten dergleichen verdient; 6) Alle unnütze, nicht zur Sache gehörige, ſonſt leicht zu habende, bloſs compilatoriſch geſammelte Zuſätze fallen weg. Dergleichen wären hier S. 91. Note f) die Nachweiſung über die *Scriptores de horologiis*; S. 93. §. XII. die Nachweiſung derer, die *de alea* geſchrieben; S. 95. b) kann jeder in Vellejus ſelbſt nachleſen; S. 98. k) die Verweiſung auf *Rothens Diſſ. de Oſiride*; da ſie, Hn. H. zufolge: „*tenuis*" (unbedeutend?) iſt, wozu ſteht das Citat hier? S. 109. in der Note l) von den Worten: „*At enim antiquitatem — Harl.*; S. 111. in der Note vom Linus ſind viele unnöthige Dinge; S. 135. d) das Citat von Vollborths *Diſſ. de Olympo*. S. 138 p) gehört in einen Potter, aber nicht hieher; ſo auch die ganze lange Note r) enthält triviale, nicht hieher gehörige, Dinge; des Baldi ſchlechte, übrigens auch lateiniſch vorhandene, Schrift war keiner Anführung werth. S. 153 bis 155. in der langen Note von den orphiſchen Myſterien konnte vieles gar weg, alles aber kürzer gefaſst ſeyn, da es mehr in eine Archäologie gehört. S. 197. Note p) iſt ganz zweckwidrig hieher geſtellt, gehört in eine Bibliotheca hiſtorica. — Hieraus ſchon läſst ſich zur Genüge erſehen, *welcherley* Zuſätze jeder Zweckmäſsigkeit und Kürze liebende Leſer gewiſs mit uns in der Folge wegwünſcht; 7) In Anſehung der hiſtoriſchen, chronologiſchen Erörterungen über das Leben und Zeitalter der Vff. kann vieles kürzer und überſchaulicher gefaſst ſeyn; 8) Auf Bücher, die jeder ohnehin über dergleichen Gegenſtände zu Rathe zieht, werde nur im Fall ganz beſonderer Erläuterungen und eigener Meynungen verwieſen, ſo auf Saxe, Hamberger etc.; Alle, der Länge nach und wörtlich, aus Büchern, die gewiſs jedem Beſitzer der Bibl. gr. zugänglich ſind, abgeſchriebene Stellen bleiben weg; wozu dient z. B. die S. 9. faſt 36 Zeilen einnehmende Note aus Corſini, die Hr. Krohn abgeſchrieben? Die unbedeutende Sache, die Corſini darin vorträgt, konnte in 3. 4 Zeilen geſagt ſeyn. 10) Man weiſs, daſs die Editt. principes oft mehrere Schriftſteller in einem Bande befaſſen, und auf den Titeln alle namhaft machen; dieſe weitſchweifigen Titel nun bey jedem individuellen Schriftſteller, wo die Editio princeps angeführt wird, ganz, oder auch nur dem gröſsern Theile nach, abzuſchreiben, iſt Verſchwendung des Raums. Die *Aldina* des *Aeſopus* enthielt auch den *Phurnutus, Palaephatus, Heraclides Ponticus, Horus* u. ſ. w.; da ihr weitläuftiger Titel S. 641. bey Aeſop, *wie billig*, in extenſo angeführt wird: ſo konnte er S. 188 bey Paläphatus, S. 101. bey Horus kürzer gefaſst ſeyn; bey den alten deutſchen Ueberſetzungen der Klaſſiker iſt derſelbe Fall. Vergl. S. 104., welchen Titel wir beym Diodor Sic. nun nicht

Digitized by Google

nicht mehr nach der Breite nöthig haben; 11) Alle Büchertitel, bey deren Abkürzungen man nicht irren kann, vertragen noch grösere Abkürzung, als hier beobachtet ist; z. B. *Banier* (Erlauterung der) *Götterlehre* (von Fabeln); *Heyne* ad Apollod. statt: *Heyne ad Apollodori Bibliothec. Bayle V.* Da und da, statt: „*Vid. Clariſſi. Baylii Dictionarium Hiſtorico-critic.*," *Gatterer Weltgeſchichte* (in ihrem ganzen Umfange) und so in unzähligen Stellen, wo Worte, wie die eingeschlossenen, füglich weg seyn können? 12) Citationen, wie: „Bailly Geschichte der alten Sternkunde" (NB. deutsch citirt, und doch hinzugesetzt:) „*Verſionis germanicae*," Blackwall, über Homers Leben und Schriften *ex interpretatione Voſſii theotiſca*, Caylus Sammlung von ägytischen etc. Alterthümern, *verſionis theotiſcae* sind ohne Noth weitschweifig. 13) Auch unbekanntere Büchertitel lassen sich, ohne undeutlich zu werden, kürzer fassen, als z. B. *Cf. Pontederae Antiq. gr. et lat. epiſt.* 30 p. 283., nicht wie z. B. S. 91.: „Denique conferantur *Julii Pontederae Antiqitt. latinarum graecarumque enarrationes atque emendationes, praecipue ad veteris annivationem attinentes, epiſtolis LXVIII comprehenſae*, Patavii, 1740, in primis epist. XXX. pag. 283." Solche Titel gehören in die *Bibliographien*, nicht in ein wissenschaftliches Werk, wo man sich der Citate als Beweise bedient; 14) Bey Büchern, von denen nur eine Auflage existirt, ist Nennung des Jahrs und Druckorts u. s. w. unnothig. Also Schurzfleisch Notit. biblioth. Vinar., nicht: „*Notitia bibliothecae Vinar., Jenae*, 1715. 4. 15) Die Bestimmungen der Ausgaben, nach welchen man citirt, können kürzer seyn, als folgende: „*Plato, ſecundum editionem Bipontinam*, Vol. IV. p. 223." (Plato IV. 223. ed. Bip.); 16) Vornamen, wo keine Verwechselung der Personen statt hat, als *Eduardus* Corsinus, *Leonardus* Cozzandus, *Laurentius* Crassus fallen weg; 17) Unnöthige Amts- und Ehrennamen, als Majus, *Profeſſor quondam Gieſſenſis*, Matthaei, *quondam Profeſſor humanarum literarum* in Universitate Mosquensi, p. t. professor linguae graecae in Universitate Wittenbergensi, wie S. 399. zu lesen ist, ob es gleich schon S. 345. gemeldet war; desgleichen; 18) Nicht weniger alle unnöthige Courtoisieen, formulae honoris u. s. w., als: „ſcripſit *doctam acutamque* Commentationem, Jablonski *in libro alioqui doctiſſimo*, vide, quae *doctiſſime, curate, elegantiſſimeque ſcripſit* Ruhnkenius, denn wie kann *der* anders schreiben! 19) Das ewige, und immerwiederkehrende: „*Noſter*, poeta *noſter*, auctor noster, sogar carmen *noſtrum*, hymnum *noſtrum* u. s. w. 20) Alle unnütze Bestreitungen, die man hier nicht sucht, wie S. 97. Note e) wider Hn. Wolf von den Winden; endlich 21) alle weitausgeholte Formeln aller und jeder Art, z. B.: „*Reliqua ipſe, cui volupe erit, leget feretque judicium*, oder bey Dunkelheiten: „*At quis in tantis tenebris veram* (!) *lucem poteſt cernere, Tyrwhitt ſtatim ab initio de aetate, qua probabiliter vixerit Babrius, acute diſſerit, colligit igitur Babrium bonorum aetate ſcriptorum floruiſſe* (S. 629.), wo von „*ſtatim*" bis: „*diſſerit*" lauter überflüssige Worte stehen, oder S. 91. Note f): „*In novem capitibus* probatum vit etc. etc., und 7 Zeilen darauf: „quae omnia *capp. novem abſolvit, docteque et acute explanavit*," wo wieder 16 durchaus überflüssige Worte sind. Durch Wegschneidung solcher und ähnlicher Wasserzweige, die jeder Leser nach Belieben *in ſehr groſser Menge* hier entdecken wird, konnte der Gartner *beſſern Zweigen* überall Luft verschaffen.

So hätte denn Rec. bey der Anzeige dieses Werks seine Pflicht als ein *ehrlicher*, aber *unpartheyiſcher*, und durchaus keinen pflichtwidrigen *reſpectum perſonarum* kennender Mann gethan. Die schlechte Begegnung aber, womit Hr. H., in der Vorrede zum II Bande, die gleich freymüthige und gleich partheylose Kritik eines seiner frühern eilfertigen Producte erwiedert, und die fürwahr weder dem Verstande, noch dem Herzen des Hn. H. Ehre bringt, auf die Abfassung des *hier* abgeschriebenen Urtheils aber *schlechterdings* nicht den mindesten Einfluss gehabt hat, achtet er, der gar nicht *verborgen seyn* oder *agiren* will, keiner Beantwortung werth. Nur so viel erklärt er zum Beschlusse, dass er seinem alten Grundsatze, denn: „*Propria ſtudia verecunde, aliena callide*, trotz aller Verläumdung und hämischen Anfeindung, so lange Wissenschaften und Wahrheit ihm theuer seyn werden, als ein Mann von biederer Denkungsart treu verbleiben wird.

GESCHICHTE.

STRASBURG, in d. akad. Buchh.: *Privatleben des Marſchalls von Richelieu*, das seine Liebschaften und Ränke, und alles dasjenige enthält, was auf die verschiedenen Rollen, die dieser berühmte Mann innerhalb mehr als achtzig Jahren spielte, sich bezieht. Aus dem Französischen nach der *zweyten* Ausgabe übersetzt, mit ansehnlichen Verbesserungen und Vermehrungen, auch Anmerkungen des Uebersetzers. 1793. I B. XXXII. und 374 S.; II B. 440 S.; III B. 367 S. gr. 8. (4 Rthlr. 16 gr.)

Es ist irgendwo gesagt worden, dass es literarische Producte gebe, welchen das Schicksal eben so hold sey, wie den sogenannten Sonntagskindern. Vielleicht ist auch diese *Vie privée* des Marschalls von Richelieu unter jene Günstlinge des Glücks zu rechnen, und daher das Phänomen zu erklären, dass in einem Zeitraume von etwa 3 Jahren nicht nur zwey Ausgaben des Originals, sondern auch 3 deutsche Uebersetzungen davon erschienen sind. Eine *zweyte* Ausgabe des Originals machte ja noch keine *dritte* Verdeutschung nöthig; selbst in *dem* Falle nicht, wenn auch jene 2te Ausgabe wirklich die *ansehnlichen* Verbesserungen und Vermehrungen enthielte, die man auf dem Titel angekündigt findet. Es war ja so leicht, diese Verbesserungen und Vermehrungen, wenn sie erheblich befunden wurden, in irgend eine unserer zahlreichen Zeitschriften, zum künftigen Gebrauche, niederzulegen; musste aber deswegen das Ganze noch einmal übersetzt werden? Sollte jedes ausländische Werk, zumal von mehrern Bänden, das wir schon in unserer Sprache, besitzen, blos einiger Anek-

doten

doten wegen, die eine 2te Ausgabe des Originals liefert, von neuem überſetzt werden, welche koſtbare, und dennoch zweckloſe, *multiplicatio entium!* Höchſtens bleibe eine ſolche doppelte, oder gar dreyfache Verdeutſchung, als ein Vorrecht, für ſolche Geiſteswerke aufgeſpart, die unläugbar einen Gewinn für unſre Literatur oder den Schatz des menſchlichen Wiſſens, überhaupt abwerfen, oder ſich durch ſchöne Form und Zuſammenſetzung des Ganzen auszeichnen. In dieſe Klaſſe aber wird ſelbſt der eifrigſte Lobpreiſer der *Vie privée* des Marſchalls *v. R.* ſie nicht erheben.

Doch ohne weiter zu unterſuchen, *ob* die vorliegende Ueberſetzung hätte geliefert werden *ſollen*, nur noch ein Wort darüber, *wie* ſie geliefert worden *iſt!* Ohne unbillig zu ſeyn, kann man *viel* verlangen, da ſchon vorher *nicht wenig* geleiſtet worden war: und doch laſst gleich der Titel ſchon vermuthen, daſs man von dieſer Foderung etwas werde nachlaſſen müſſen. *Ranke*, ſtatt Intriguen, iſt ſchwerlich der Ausdruck, der *hieher* paſst. Ranke ſind Intriguen, aber nicht alle Intriguen ſind Ranke; und das iſt *hier* der Fall. Lieber behalte man den ausländiſchen Ausdruck, den ſchwerlich ein deutſcher völlig angemeſſen erſetzt, unverändert bey, als daſs man ſich, der Reinigkeit der Sprache zu gefallen, eines andern Ausdrucks, der nach dem Sprachgebrauch etwas Gehäſſiges andeutet, bedienen will, und ſich dadurch einer Ungerechtigkeit ſchuldig macht. Die beiden Beziehungswörter *das* und *die*, ſo nahe auf einander, verurſachen wenigſtens einen Uebelklang, wenn man auch davon abſieht, daſs vielleicht, einmal wenigſtens, *welches* dafür ſtehen ſollte. — Weiterhin, im *zweyten* Bande, findet man *Glücke* und *Unglücke*, wie man ſchon längſt zu ſchreiben aufgehört hat; und III. S. 228.: „ich „habe nun Zeit — Ihnen zu ſagen, daſs ich *bezaubert* „bin, daſs Sie nichts *davon trugen*," — wo der Ausdruck theils franzöſiſch, theils nicht gewählt genug zu ſeyn ſcheint. — Die beiden letzten Erinnerungen gelten eigentlich dem Ueberſetzer des *zweyten* und *dritten* Bandes, der die Fehler ſeines Vorgängers, von welchem bloſs die der *erſten* herrührt, laut eines der Vorrede beygefügten Verzeichniſſes, nicht nur gerügt, ſondern auch zu verbeſſern geſucht hat. Auch hier beſtätigt ſich alſo die Richtigkeit der Sprache: *„wir fehlen, insgeſammt, „nur jeder fehlet anders."*

KLEINE SCHRIFTEN.

ARMENVERSORGUNGSKUNST. *Erfurt: Joan. Frider. Weiſſenborn, Med. Prof. p. o. Rei obſtetriciae in Provincia Erfordenſi et Noſocomii Obſtetricii Praefecti etc., Obſervationes duae de Portu Caeſareo et quaeſtiones de praecipuis hujus operationis momentis.* 1792. 56 S. 4. — *Hr. W.* hat in einem Zeitraum von 14 Jahren zweymal todte Kinder durch den Kaiſerſchnitt aus der Mutter, das einemal von einer noch lebenden, das andremal von einer unentbunden verſtorbenen Perſon, genommen. Ob nun gleich die erſtere nach der Operation ſtarb, und beidemal alſo der ſonſt beym Kaiſerſchnitt beabſichtigte Zweck nicht erreicht wurde: ſo verdient doch die Bekanntmachung dieſer Fälle Dank, da es zur richtigen Beſtimmung des Werths dieſer Operation nothwendig iſt, ſo viel Fälle als möglich mit einander zu vergleichen, und zu erwägen, unter welchen Umſtänden die Operation für Mutter oder Kind, oder für beide zugleich, glücklich oder unglücklich ablief. Ganz richtig behauptet der Vf., daſs der glückliche Ausgang eines an einer lebenden Gebährerin verrichteten Kaiſerſchnitts unter die zufällig glücklichen Begebenheiten gehöre, die kein beſcheidener Geburtshelfer ſeiner Geſchicklichkeit allein beymeſſen werde. Gelang doch dieſe Operation, wie die Geſchichte lehrt, auch plumpen Händen und unwiſſenden Menſchen; gelang doch der Schnitt nach der Länge, in die Schräge und nach der Queer. Indeſſen bleibt es doch immer weit wahrſcheinlicher, daſs demjenigen der Schnitt gelingen werde, der alle chirurgiſchen und mediciniſchen Vorſichtsregeln dabey zu beobachten weiſs, als dem, welcher von dem einen oder von dem andern wenig oder nichts verſteht. Weil aber ſo viel vom Zufall als von der Geſchicklichkeit bey der Operation und Cur abhängt: ſo wird ſich hoffentlich kein Geburtshelfer nach dem Kaiſerſchnit ſehnen, doch auch nicht davor erzittern, wenn er nöthig iſt.

Die erſte Geſchichte iſt folgende: Eine 23 Jahr alte, kaum 4 Fuſs groſse, Italiänerin, wurde im 6ten Monat ihrer Schwangerſchaft, während der ſie vom Druck der Gebährmutter gegen die ungewöhnlich nahe Bruſthöle viel zu leiden hatte, in das Entbindungshaus zu Erfurt aufgenommen. Obgleich ihre Statur nichts Gutes für die Niederkunft erwarten lieſs, ſo wurde ſie doch erſt den 24ſten Märtz 1788 beym Anfang der Wehen unterſucht, und die Conjugata der oberen Beckenöffnung mittelſt eines Fingers, (auf welche Art iſt nicht angezeigt,) auf 2½ *Zoll* geſchätzt. Weder hier noch bey den in der Folge angegebenen Meſſungen iſt der Maaſsſtab beſtimmt, und nirgends iſt eines Beckenmeſſers erwähnt. Den folgenden Tag, am 25ſten März, fühlte die Kreiſſende, bey fortdaurenden Wehen, unter viel Angſt und Unruhe, das Leben des Kindes ſchon nicht mehr. Den 26ſten floſſen die Waſſer ab; der vorliegende Kopf trat aber nicht ins Becken. Hr. W. ſchlug den Kaiſerſchnitt vor, die Gebährerin aber verweigerte ihn. Daher dachte Hr. W. am 27ſten März an Kopfbohren und Zerſtücken des Kindes; er fand aber Scheide und Beckenhöle für ſeine Hand zu eng. Schmerzen und Unruhe hielten unaufhörlich an. Opium wurde nicht gegeben. Durch die immer heftigeren Schmerzen und Qualen wurde die Kreiſſende endlich zur Einwilligung in den Kaiſerſchnitt gebracht. Hr. Dr. *Plaucr*, der zu Rath gezogen wurde, hielt den Kaiſerſchnitt auch für höchſt nothwendig und gut, ohne genaue Beſtimmung der Beckenweite mit einem Beckenmeſſer, und ohne Rückſicht, daſs die Waſſer ſchon 2 Tage abgelaufen waren, und die Mutter das Leben des Kindes ſchon 3 Tage nicht mehr gefühlt hatte. Hr. W. machte den 28ſten März Nachmittags den Schnitt auf der linken Seite des Bauchs, und bediente ſich dabey eines geraden, auf der Schneide convexen, und in dem Heft unbiegſamen, wahrſcheinlich alſo des *Levretiſchen* Meſſers, 3 Zoll über und 1' Zoll neben dem Nabel machte er einen ungefähr neun Zoll langen (wenigſtens alſo nun 2 Zoll zu langen) Schnitt durch Haut und Fett gegen das linke Schambein herab. Hier wurde er auf einmal durch hoch hervorſpringende Lymphe erſchreckt.

Digitized by Google

Er glaubte im erſten Augenblick, es ſey Kindswaſſer, vermuthete aber nachher, daſs es aus einem Lymphatiſchen Gefäſs, (oder vielleicht aus einer Hydatis,) gekommen ſey. Bauchmuſkeln und Darmfell durchſchnitt er beſonders, indem er erſt einen kleinen Schnitt durch dieſelben machte, und ihn mit einem vorn ſtumpfen Meſſer nach oben und unten ohne bedeutenden Blutfluſs erweiterte. Aber auf den erſten Einſchnitt in die Gebärmutter ſprang das Blut ſtromweiſe hervor. Der Schnitt gieng in den Mutterkuchen; dieſen zerſchnitt Hr. W. vollends, nahm das todte Kind heraus, und dann die Nachgeburt. Die Operirte hatte in 2 Minuten über 10 Pfund Blut verloren. Nun wurde die blutige Nath mit 3 Heften gemacht. Bis auf den 3ten Tag befand ſich die Entbundene erträglich, dann ſtellte ſich Erbrechen ein. Bier, das ſie noch am beſten bey ſich behalten konnte, bekam ſie reichlich. Den 31ſten März wurde der Bauch ſehr aufgetrieben; die Wunde eiterte nicht, ſondern ergoſs häufig eine abſcheulich ſtinkende Jauche; die Kranke hatte noch immer Erbrechen, kleinen geſchwinden Puls und Verſtopfung. Sie bekam Weinſtein und Klyſtiere mit Glauberſalz und mit Brechweinſtein, und ſtarb den 1ſten April. Bey der Section fand man die Wunde lebhaft roth, und ohne Eiter. Das Netz war an einigen Stellen brandig, und in dem Magen waren über 8 Pfund eines grünlichen ſtinkenden Liquors und ein todter Spuhlwurm. Der groſse Durchmeſſer der obern Beckenöffnung war 3 Zoll 8 Linien, der kleine 3 Zoll 2 Linien. Das Kind war 20 Zoll lang, wog 9 Pfund 2 Unzen, und ſein groſser Kopfdurchmeſſer hielt 5, der kleine 4 Zoll. Die andere Geſchichte iſt dieſe: Eine nur 3 Fuſs hohe, in der Jugend rachitiſche, zum erſtenmale ſchwangere, Frau, lieſs Hr. W. den 13 May 1783 zu ſich rufen, da ſie ſchon 2 Tage in Kindesnöthen war. Das Kind lag mit dem Hintern vor. Kaum konnte Hr. W. ſeine Hand ins Becken bringen, und nur mit der gröſsten Mühe einen Fuſs, den andern aber gar nicht, herabziehen. Jetzt wollte er den Kaiſerſchnitt machen, die Frau willigte aber nicht ein, und ſtarb den folgenden Tag, nach dem einige Stunden zuvor ein Krachen in ihrem Leibe gehört worden war. Bey der Section, (die man unter dieſen Umſtänden doch keinen Kaiſerſchnitt nennen kann, weil der Zweck auch zur Rettung des Kindes fehlte,) fand man die Gebärmutter im Grunde zerriſſen, den rechten Arm bis an die Schulter vorgefallen, und die Bauchhöle voll Blut. Das Kind war der Fäulniſs nahe, hatte einen inneren Waſſerkopf, und dieſer einen groſsen Durchmeſſer von 6 Zoll 4 Linien. Merkwürdig iſt, daſs auf der linken Seite der Gebärmutter der Eyerſtock, die Trompete und das breite und runde Mutterband gänzlich mangelten. Der kleine Durchmeſſer der oberen Beckenöffnung war 2 Zoll 8 Linien, der groſse 3 Zoll 10 Linien. Der Schamknorpel war in dem verunſtalteten Becken auf 1 Zoll breit auf die Seite gerückt. Beleuchtung der wichtigſten Umſtände dieſer Operation. Der Vf. ſucht die Urſache des Todes der erſten Operirten in der groſsen Menge fauler Flüſſigkeit, die im Magen gefunden wurde. An der Wunde ſey es nicht gelegen geweſen, weil dieſe noch hochroth geſehen habe. Aber ſchwarz muſste die Wunde nicht gerade ſehen; verrieth doch der erſtaunliche Geſtank der Jauche die Fäulniſs, und nach einem Verluſt von mehr als 10 Pfund Blut war weder ſtarke Entzündung, noch Eiterung, noch heiſser Brand in gewöhnlichen Grade zu erwarten. Die brandigen Netzſtellen ſollen keine Urſache des Todes haben abgeben können. Von jener gefundenen Flüſſigkeit im Magen ſoll der Reiz zum Erbrechen, Ekel und Verſtopfung hergekommen ſeyn. Aber die Kranke trank doch viel Bier. Und was geſchah denn, ihre Kräfte zu heben, gute Eiterung zu erregen, faule Säfte zu verbeſſern, die Wunde zu reinigen? Sie bekam Weinſtein, etwas Wein, und Klyſtire von Camillenaufguſs mit Glauberſalz und Brechweinſtein. Wir hätten geglaubt, Fieberrinde innerlich und äuſserlich wäre hier nicht geſpart worden. Beyſpiele, wo der Blutfluſs bey der Operation mäſsig, und andere, wo er ſtark war. Andere Urſachen auſser dem Blutfluſs, welche den Kaiſerſchnitt gefährlich machen. Von dem verſchiedenen Erfolg dieſer Operation. Es werden Fälle, wo der Kaiſerſchnitt in der letzten Hälfte dieſes Jahrhunderts mit glücklichem oder unglücklichem Erfolg gemacht worden iſt, kurz angeführt. Ob es erlaubt ſey, einen Kreiſsende zum Kaiſerſchnitt zu zwingen? Der Vf. verneint die Frage, und meynt, Wohlthaten können niemand aufgedrungen, noch viel weniger könne jemand wider ſeinen Willen zu Schmerzen gezwungen werden. Sollte man aber ſolche Perſonen, die lieber ungebunden ſterben, ſich und ihre Frucht alſo tödten, und keiner vernünftigen Vorſtellung Gehör geben wollen, nicht wie eigenſinnige Kinder betrachten dürfen, die auch zuweilen zu Operationen gezwungen werden müſſen, wenn ihnen das Leben gerettet werden ſoll? Freylich müſste aber zuvor hinlänglich erwieſen werden können, daſs bey dem Individuo das Kind zum wenigſten gewiſs gerettet, im Unterlaſſungsfall aber Mutter und Kind ohne Rettung ſterben würde. Die vorzüglichſten Urſachen, welche den Kaiſerſchnitt an einer lebenden Schwangern nothwendig machen, ſeyen ein allzuenges Becken, und unverbeſſerliche Fehler in der Scheide und am Muttermunde. Unter allzuengem Becken verſteht der Vf. ein ſolches, durch welches ein Geburtshelfer ſeine Hand nicht bis in die Gebärmutter führen kann. Dies iſt *Levrets* unſichere Beſtimmung. In allen andern Fällen, wo die Hand noch in die Gebärmutter kommen, und das Kind zerſtücken können, *darf und ſolle man das Kind in Zeiten vorſetzlich tödten und zerſtücken*, um die Mutter zu retten; denn der Fall ſey doch ſelten, wo die Mutter durch den Kaiſerſchnitt gerettet werde. *Und* doch führt Hr. W. ſelbſt beynah eben ſo viel glückliche Beyſpiele an, als unglückliche. Die Gründe des Vf. zu Gunſten dieſes grauſamen und die *Artem Salutarem* entehrenden Raths laufen dahin aus, daſs ja an dem Leben eines einzigen menſchlichen Geſchöpfes ſo viel nicht gelegen ſey, da *Natur und Zufall* jährlich ſo viele tauſend Menſchen umkommen laſſen. Allein iſt ja nicht ebendeswegen der Zweck unſrer Kunſt und Wiſſenſchaft *Rettung des Menſchenlebens?* Und wo in aller Welt iſt es denn unter cultivirten Nationen erlaubt, daſs ein Bürger einen oder gar zwey (im Zwillingsfall) unſchuldige Menſchen umbringen darf, damit ein Dritter gerettet wird? Wenn wir auch nur halb ſo viel Beyſpiele aufweiſen konnten, als man wirklich aufweiſen kann, daſs Mutter und Kind durch den Kaiſerſchnitt gerettet wurden: ſo könnte das uns kein Sachverſtändiger gut heiſsen, wenn wir ſtatt des Kaiſerſchnitts das *Zerſtücken eines lebendigen* Kindes wählten, da doch, der Erfahrung zu Folge, dieſes Zerſtücken für das Leben der Mutter um nichts weniger gefährlich iſt, als der Kaiſerſchnitt. Was von den verſchiedenen Arten des Schnitts und von der blutigen Nath zu halten ſey? Der Vf. verwirft den Schnitt in der Bauchlinie, und räth die Nath an, aber mit unzureichenden Gründen. Des *Leveriatſchen* Queerſchnitts iſt gar nicht erwähnt. Beleuchtung des 2ten Falles. Der Vf. glaubt, daſs vielleicht mit Perforation und Haken zurecht gekommen geweſen wäre, wenn der Kopf vorgelegen hätte. Warum ſollte aber das Zerſtücken, da einmal ein Fuſs da war, von hinten weniger möglich geweſen ſeyn, als von vorn? Die Wendung müſſe durchaus wegen zu befahrenden Mutterriſs ſo viel möglich vermieden, oder mit gröſsester Vorſicht (das verſteht ſich wohl von jeder Operation,) verrichtet werden. Von den Zeichen des Mutterriſſes. Von der beſondern Abweichung des Schamknorpels von ſeiner gewöhnlichen Stelle. Allerdings von denen wohl zu erwägen, welche noch dem Schamknorpelſchnitt ohne groſse Einſchränkung das Wort reden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 10. Julius. 1794.

GESCHICHTE.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Geheime Staatspapiere* im Königlichen Pallaſt der Thuillerien gefunden. Aus dem Franzöſiſchen. 1793. I. B. VIII u. 451 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Neugier oder auch wahre Theilnehmung an allem, was für das Wohl der Staaten wichtig ſeyn kann, bringen zuweilen gewiſſe literariſche Neuigkeiten früher und ſchneller in Umlauf, als einer angemeſſenen Darlegung ihres Inhalts in einer kritiſchen Zeitſchrift möglich iſt. Indeſſen kann in einem ſolchen Falle die unwillkührlich verſpätete Anzeige doch den Wenigen gelten, welchen dieſe Phänomene vielleicht noch unbekannt geblieben ſind.

Man weiſs, daſs Ludwig XV., beſonders zu der Zeit der erſten Theilung von Polen, eine geheime Correſpondenz mit einigen ſeiner Geſandten und andern Geſchäftsführern unterhalten lieſs, deren Inhalt, wie ihre Mittelsperſonen, den Miniſtern ſelbſt lange Zeit ein Geheimniſs blieb. Nach dem Tode des Monarchen verbrannte ſein Nachfolger den gröſsern Theil derſelben; der übrige, und zum Glück der lehrreichſte, Theil aber fand ſich noch, bey der Beſtürmung der Thuillerien am 10. Auguſt 1792, im Cabinet des Königs, und wurde, nebſt deſſen eigenem Briefwechſel, zugleich herausgegeben.

Der *erſte* Band dieſer Sammlung, deſſen Ueberſetzung hier geliefert wird, zerfällt in 2 ungleiche Hälften. Die kleinere bezieht ſich auf die Anlage, Abſicht, Geſchichte und das Perſonale der geheimen Correſpondenz; die gröſsere füllt eine ſehr wichtige Abhandlung, mit der Aufſchrift: *Betrachtungen über die gegenwärtige Lage Frankreichs im politiſchen Syſteme von Europa, und umgekehrt über die reſpective Lage von Europa in Anſehung Frankreichs; endlich über die neuen Combinationen, die aus dieſen verſchiedenen Beziehungen ebenfalls im politiſchen Syſteme von Europa erfolgen können und müſſen.* Ein kenntnifsvoller und hellſehender Geſchäftsmann, *Favier*, muſste dieſen Aufſatz für den Monarchen aus den Berichten der Geſandten und Geſchäftsführer zuſammenſetzen. Im *erſten* Abſchnitte handelt er von Frankreichs damaliger Lage in der doppelten Rückſicht auf die militäriſche und auf die föderative Macht; im *zweyten* aber von der reſpectiven Lage der europäiſchen Staaten gegen Frankreich, ſo daſs die beſondern Verhältniſſe von Schweden, Dännemark, Preuſsen, Polen, Rufsland, der Pforte, dem Wiener Hofe und dem deutſchen Reiche, bey letzterem aber die ganz ſpeciellen Verhältniſſe von Sachſen, Bayern, Pfalz, Braunſchweig, Heſſen und Wirtemberg, auseinandergeſetzt werden. (Ein *dritter* Abſchnitt, der gewiſſermaſsen die Anwendung der vorhergehenden Theorie auf die Gründung eines beſſern Syſtems liefern ſollte, wurde nicht ausgearbeitet, weil Ludwig XV. inzwiſchen mit Tode abgegangen war.) In beiden Abſchnitten entwickelt Hr. *F.* ſehr umſtändlich die vielfältigen Nachtheile jener fehlerhaften Politik, die das ältere Syſtem aus Nebenrückſichten verlaſſen und es gegen ein anderes Syſtem vertauſcht habe, durch welches Frankreich zu einem Staate vom vierten Rang herabgeſunken, die Theilung Polens befördert, und jeder künftige Verſuch, die theilenden Mächte an willkührlicher Lenkung des Schickſals der übrigen europäiſchen Staaten zu verhindern, beynahe unmöglich gemacht worden ſey. Ausgebreitete Sachkenntniſs, tief eindringender Scharfſinn und lichtvolle Ordnung zeichnen die ganze Ausführung ſehr vortheilhaft aus; und Hr. von *Archenholz* ſagt bey Gelegenheit eines Bruchſtücks das er daraus lieferte, ſehr richtig, daſs dieſe Arbeit das *Handbuch* eines Jeden zu werden verdiene, der das ſo verwickelte Ding, *Staatskunſt* genannt, kennen lernen will. Freylich ſpricht *F.* nicht ſelten mit dem Unmuth eines Franzoſen, der die Würde ſeiner Nation und ihre Erniedrigung innig fühlt; wenn er die Mittel, wie ſie aus dieſer zu jener wieder emporſteigen könnte, wenigſtens vorläufig andeutet, bleibt er nicht unbefangener Weltbürger genug; als franzöſiſcher Patriot macht er andern Nationen, beſonders den Deutſchen, die Zumuthung, gerade einer ſolchen Vormundſchaft, die ſeine Nation nicht länger dulden ſoll, ſich geduldig zu unterwerfen. Allein wo iſt der Beobachter aus irgend einem Volke des Erdbodens, der in einem *ſolchen* Falle des *ſeinigen* ſo ganz vergeſſen könnte, daſs er nicht unvermerkt, ſich kaum bewuſst, zum Vortheil ſeiner Brüder ſpräche, und für dieſe in Anſpruch nähme, was er Andern nicht zugeſtehen, oder aufdringen will? Ohne die Foderungen, die *F.* für ſein Vaterland macht, in ihrer Ueberſpannung als gültig anzuerkennen, kann und wird man ihm dennoch in andern Rückſichten volle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und ihm dabey vielfältige Belehrung zu verdanken haben. Auch da, wo er vielleicht die Grenzen der Vertheidigung überſchreitet, vergiſst er nie den Anſtand und die Würde, die nur das Bewuſstſeyn, daſs man ſich auf Gründe ſtütze, begleiten können. Schon deswegen dürfte man ihm ſein Zutrauen nicht verſagen, wenn man auch nicht aus eigener Vergleichung der Umſtände und Zeiten ſich ohne Mühe überzeugen könnte, wie treffend manche ſeiner Behauptungen, Beſorgniſſe, Ahndungen und Ankündigungen, die *damals* eben ſo viele Paradoxen zu ſeyn ſcheinen muſsten, durch den *Erfolg* theils *bewährt* worden *ſind*, theils noch *jetzt* unter unſern Augen *in Wirklichkeit übergehen*.

Von einem ſolchen Führer geleitet, darf man wohl in die Vergangenheit zurückſehen, die Gegenwart um ſich her damit vergleichen, und vielleicht — ohne Beſorgniſs des Lächerlichen der politiſchen Seherey — verſtohlne Blicke in die — drohende oder freundliche? — Zukunft wagen.

Der ungenannte Ueberſetzer hat uns dieſes treffliche Kunſtwerk ſo geliefert, daſs Rec. wenigſtens nur ein Paar kleine Erinnerungen dagegen zu machen weiſs. *Archipel* — wie man in dieſer Verdeutſchung mehrmal findet — iſt nicht ſowohl Abkürzung oder Beugung nach der Eigenheit unſerer Sprache, als vielmehr eine Verſtümmelung, für welche das Beyſpiel des franzöſiſchen Gebrauchs keine Autorität abgeben kann. — — *Geheime Staatspolitik* auf dem Titel iſt unbeſtimmt; *Politique de tous les cabinets de l'Europe* u. ſ. w. ſagt gleich, was man in dieſem erſten Bande der Sammlung zu erwarten habe: warum nicht die beſtimmtere Aufſchrift wenigſtens beygefügt?

Meissen, b. Erbſtein: *Gemählde* (warum nicht lieber Schilderungen?) *der Könige von Frankreich* (,) von *Mercier*. Nach der zweyten Originalausgabe (Ausgabe des Originals) zum erſtenmal überſetzt. II. B. 1794. 532 S. 8.

Das ſoll wohl heiſsen: es ſey dem Ueberſetzer gelungen, ein Buch zu finden, deſſen erſte Ausgabe noch nicht überſetzt war und dabey einem oder mehr andern in der Verdeutſchung den Vorſprung abzugewinnen? Beſſer wäre es wohl geweſen, wenn der Ueberſetzer auf *dieſen* Vorzug keinen Anſpruch gemacht hätte. Vielleicht fande man alsdann nicht mangelhafte, unvollendete Perioden, die man, um noch gelind zu urtheilen, nur als Folgen unachtſamer Eilfertigkeit, entſchuldigen kann. S. 6. „Ueberhäuft mit Segenswünſchen von den „Mönchen, geliebt von den Groſsen, mit denen er ei„nen feſten Contract geſchloſſen, beynah angebetet, da „er auf ſeinen Schultern das Käſtchen mit Reliquien trug, „ſo daſs alle Stimmen und Zurufungen der Menge nur „eine für ihn war.“ — S. 9. „Hugo fühllos, wie wich„tig es war, gerade in dieſem Zeitpunkt des gefahrlich„ſten Gleichgewichts, nicht lange mit dem Siege zu zau„dern.“ In beiden Stellen fehlt, wie man ſieht, der Nachſatz: nur iſt dabey *der* Unterſchied, daſs in der erſten noch etwas nachfolgt: „er ward geſalbt“ — welcher durch ein: *ſo* ward er u. ſ. w. den Nachſatz hätte machen ſollen; in der zweyten Stelle aber das Nachfolgende gar nichts enthält, was ſich an das Vorhergehende anknüpfen lieſse. Mehr bedarf er wohl nicht, um den Werth dieſer *erſten* Ueberſetzung kenntlich zu machen. Vielleicht fällt die *zweyte* oder *dritte* (denn bey der jetzigen Ueberſetzerwuth iſt man davor nicht ſicher, ſo leicht auch unſre Literatur, Producte, wie das gegenwärtige, entbehren könnte) beſſer aus.

Der Druck iſt äuſserſt fehlerhaft, ſo, daſs man hier und da den Sinn errathen muſs. Für unachtſame Leſer mag inſonderheit angemerkt ſeyn, daſs S. 403. Z. 1. der König von Navarra, nicht der König von Frankreich gemeynt iſt. Ungewiſs bleibt es jedoch, ob manches, z. B. *Triumphinat*, weil es jedesmal ſo vorkömmt, unter die Druckfehler zu rechnen ſey.

Berlin, in d. K. Preuſs. Akad. Kunſt- u. Buchh.: *Die intereſſanteſten Züge und Anekdoten aus der Geſchichte alter und neuer Zeiten. Ein Leſebuch für die Jugend zum Vergnügen und Unterricht.* Nach dem Franzöſiſchen des Herrn *Fillaſſier*, Mitglieds der K. Akademieen zu Arras, Toulouſe u. ſ. w. Mit *Anmerkungen* und *Zuſätzen* des *Herausgebers*. 1792. *Fünftes Bändchen.* 292 S. 8.

Dieſen fünften Band hat der Ueberſetzer der vorhergehenden, Hn. Prof. *Brunn*, da er ſich hier von Fillaſſier verlaſſen ſah, ganz neu ausgearbeitet. Er liefert darin, aus den beſten Geſchichtsbüchern geſchöpfte Charakterſchilderungen der vornehmſten Regenten von England, Dännemark, Schweden, Polen, Rufsland, Ungarn, Spanien und Portugal. Die Auswahl der Begebenheiten, Charakterzüge und Anekdoten, die hier dem jungen Leſer vorgelegt werden, verräth prüfende Ueberlegung; und zweckmäſsig zu richtiger Beurtheilung und Schätzung der menſchlichen Dinge ſind die ſparſam eingemiſchten Betrachtungen oder hingeworfenen Winke. Dabey erzählt der Vf. ſehr gut: die Genauigkeit des Geſchichtſchreibers verknüpft ſich bey ihm mit der *Anmuth* des Romans, ſo daſs man ſich ungern am Schluſſe ſieht, wenn man noch recht viel von ihm leſen möchte. Seine Arbeit iſt nicht nur ihrer eigentlichen Beſtimmung für die Belehrung und das Vergnügen der *Jugend*, zumal unter Anleitung eines geſchickten Lehrers, vollkommen angemeſſen, ſondern ſie kann auch mehr unterrichteten und mehr gebildeten Leſern gefallen, indem ſie ihnen ſo manchen intereſſanten Menſchen, ſo manche intereſſante Scene von neuem vorführt.

Die beygefügten Erläuterungen über die vorkommenden Namen von *Hauptſtädten* und *Ländern* möchten wohl entbehrlich ſeyn; denn dieſe Kenntniſſe laſſen ſich gewiſs bey jungen Leſern vorausſetzen, welchen man ſchon *Charakterſchilderungen* in die Hände gibt, *Staatsveränderungen* zergliedert, und ſogar das ſchwere *Problem* von der *Nutzbarkeit* einer *freywilligen Souveränitätsübertragung* vorlegt. Man halte dieſe Erinnerung eben ſo wenig für gleichgültig, als die Bemerkung, daſs vielleicht auf dem Titel, anſtatt *die intereſſanteſten* Züge und Anekdoten, aus der Geſch. a. u. n. Zeiten, nur *intereſſante* angekündigt ſeyn ſollten.

Leipzig, in der Weidmann. Buchh.: *Heinrich Catharina Davila's Geſchichte der bürgerlichen Kriege von Frankreich.* Aus dem Italiäniſchen überſetzt, (und) mit einer Geſchichte der königlichen Macht und der Staatsveränderungen in Frankreich bis zur Ligue und mit andern nöthigen Erläuterungen und Zuſätzen begleitet von *Bernh. Reith.* I. B. 1792. CXX S. d. Vorr. u. Einl. u. 396 S. II. B. 1793. 531 S. gr. 8. (3 Rthlr. 2 gr.)

Da die Betrachtung der neueſten Begebenheiten in Frankreich auf jenen Zeitraum ähnlicher Ereigniſſe zu

rückführt, und unter den Quellen der Geſchichte deſſelben auch *Davila* eine ehrenvolle Stelle behauptet: ſo kann es einer Verdeutſchung dieſes ſchätzbaren Werkes gewiſs nicht an Intereſſe und Nutzbarkeit fehlen. Schwer und mühſam iſt freylich die Verdeutſchung eines ſolchen Werks, wenn ſie der Urſchrift treu bleiben, und doch nicht durch einen ähnlichen ſchwerfälligen, verwickelten Periodenbau die Aufmerkſamkeit zerſtreuen und die Gedult ermüden ſoll. Ueber dieſe Schwierigkeit hat ſich der Urheber der vorliegenden Ueberſetzung nicht erheben wollen, oder nicht erheben können. Sorgfältig, oder ängſtlich vielmehr, folgt er jenem Gange ſeines Vorgängers nach; macht aber dadurch ſeine mühſelige Arbeit zu einer Lectüre, die man faſt bey jedem Blatte mit Unmuth aus der Hand legen möchte. Einige Beyſpiele mögen zur Erläuterung und Rechtfertigung dieſer Urtheile dienen.

I. S. 125. „Der Admiral, welcher mehr als jemals auf „ſeine Anſchläge erpicht, und auf den Gedanken gefallen „war, daſs man durch die der Königin und den Herrn von „Guiſen noch mehr eingejagte Furcht viel leichter und in „einem weiterem Umfange jene Reform erhalten müſste, „welche im Werke war; er faſste alſo den Entſchluſs" etc. — S. 159. „Die Königin, welche dem Anſchein nach die „Neutralität zu behaupten gewuſst, fühlte keine ſo dringende Nothwendigkeit, einem ſo übereilten Entſchluſs beyzuſtimmen, und in Erwägung zog, daſs ſich unter ihren unmündigen Söhnen die Geſtalt der Sachen gänzlich verändern würde, und die überwiegende Macht der Herren von „Guiſe nicht weniger zu fürchten ſey, wenn ſie kein Gegengewicht und keinen Widerſtand fänden, als die Unternehmungen der Prinzen von Geblüt. Dieſem zufolge breitete „ſie öfters" etc. — S. 250. „Da aber das Volk von Paris, „welches immer, ſo wie auch in dem ganzen Laufe des bürgerlichen Kriegs, die katholiſche Religion verehrt hat, inſtändig bat, daſs man den Hugonotten in derſelben keine „*Zuſammenkünfte* geſtatten möchte, um Unruhen und ge„*fährliche Auftritte* aus der Hauptſtadt zu entfernen, auf „welche ſich die Macht der katholiſchen Parthey gründe; „auch gezieme es ſich nicht, daſs man in dem Reſidenzorte „des Königs die Ausübung einer von den Seinigen verſchiedenen Religion dulde. Dieſen Beweggründen zufolge wurde beſchloſſen" etc. — S. 267. „Alle Vergleichsunterhandlungen waren nun abgebrochen, welche die Königin-Mutter viele Monate lang immer unterhalten, die des ganzen „Streites aber auf die liſtigſte Art hingehalten hatte." (Wer verſteht das?) — S. 366. „Der katholiſche König und der „Herzog von Savoyen, führten bey dem Pabſte die nemliche „Sprache, welche über die Nachbarſchaft der Hugonotten „und die Verbreitung ihrer Lehre Argwohn und Beſorgniſs „hegten" etc. — S. 392. Der Kardinal von Lothringen, deſſen ſich der König in den wichtigſten Angelegenheiten bediente, und der Marſchall von Montmorency blieben am „Hofe, welchen letzteren die Königin-Mutter auf eine geſchickte Art die Gouverneursſtelle von Paris abzunehmen „beſchloſſen hatte; damit nicht ein Mann, welcher nur auf „Veränderungen ſinne, an der Spitze eines ſo mächtigen „Volkes ſtehe, und die ſtärkſte Stütze des königlichen Anſehens in der jetzigen Revolution ſich in den Händen eines ſolchen befände, welcher gänzlich von dem Könige „abhinge."

Doch Beweiſe genug, wie ſklaviſch unſer Ueberſetzer an ſeinem Originale hängt! ja, wie er ſogar dieſem nicht einmal zu folgen vermag, ſondern den Faden der Conſtruction mehr als einmal fallen laſst. Auch darf das gar nicht befremden; denn auch da, wo Hr. *R.* keine italieniſche Feſſeln trägt, in *ſeiner Einleitung*, findet man, was noch kein Deutſcher vor ihm geſagt hat, daſs er S. XI. *von einem ſich partheyenden Volke* ſpricht. Sogar die Grammatik könnte ihm darüber, daſs er *gegen, während* und *wegen* mit dem Dativ conſtruirt, und wegen vieler ähnlichen Verſtöſse gegründete Erinnerungen machen.

Beyfall verdient es übrigens, daſs Hr. *R.* den Gebrauch des weitſchweifigen Werks durch Abtheilung der Bücher in Kapitel mit vorgeſetzten Summarien zu erleichtern geſucht, und, für gewiſſe Leſer nicht nur Erläuterungen und Berichtungen, ſondern auch eine kurze Biographie des Vf., nach *Mallet*, am Schluſs der Vorrede, beygefügt hat. Vorzüglich aber war es ein guter Gedanke, daſs er durch die vorausgeſchickte Abhandlung den überſetzten Werke eine brauchbare und zweckmäſsige Einleitung zu geben ſich entſchloſs. Sie iſt aus den in der Vorrede angegebenen Quellen und Hülfsmitteln mit Einſicht geſchöpft; und auch in Abſicht auf die Schreibart ſticht ſie gegen die Ueberſetzung ſo vortheilhaft ab, daſs man beide kaum einem gemeinſchaftlichen Urheber zuſchreiben möchte. Wer der wichtigen Gegenſtände, die ihren Inhalt ausmachen, noch nicht, oder doch unvollkommen kundig iſt, wird ſie mit Belehrung, wer aber ſchon Kenntniſs davon beſitzt, mit Vergnügen leſen.

LEIPZIG, b. Gräff: *Die Conſtitutionen*, oder *Frankreich* und *England* in *Parallele*. Ein hiſtoriſches Fragment. 1792. 110 S. 8. (7 gr.)

Unter dieſer ziemlich unbeſtimmten Aufſchrift erhalten wir eine Ueberſicht der engländiſchen Staatsveränderungen ſeit der normänniſchen Eroberung bis zum Schluſs der Regierung Heinrichs III, verglichen mit den Begebenheiten in Frankreich von 1789 an bis zur Annahme der Conſtitution im September 1791. Bey jener Ueberſicht folgte der Vf. — der ſich Bernh. *Roll* unterzeichnet — den Schriften von Rapin Thoyras und Hume: die Vergleichung gehört ihm allein. Schade nur, daſs dieſe Parallele, wobey dem *Geiſte des Zeitalters* nur „*ein paar Worte*" anhangsweiſe gewidmet und die *Eigenthümlichkeiten* der beiden Nationen gar nicht berührt werden, ſich auf die leichte Entdeckung einiger *Aehnlichkeiten* beſchränkt! Freylich treten nunmehr die *Verſchiedenheiten* zwiſchen den beiden Staaten in den angezeigten Zeiträumen um deſto auffallender hervor: allein man bekömmt noch kein fruchtbares, befriedigendes Reſultat, ſondern muſs ſich mit ſchneidenden Contraſten oder lieblichen Verſchönerungen begnügen. Mit der Ausführung ſelbſt hat man eben ſo wenig Urſache, durchgängig zufrieden zu ſeyn. Wenn auch Hr *R.*, wie er in der Vorrede erinnert, nicht für Gelehrte ſchrieb: ſo durfte er doch nicht ſolche Dinge weitläuftig erzählen, die zu ſeiner Abſicht ſchlechterdings nichts beytragen. Was ſoll, in einer Parallele zwiſchen England und Frankreich in Abſicht auf ihre Conſtitutionen, was ſoll hier eine umſtändliche Beſchreibung der Wirkungen der päbſtlichen Interdicte, die noch dazu dieſem Falle nicht ein-

mal eigen waren? Was soll *hier* mit der Umständlichkeit einer Chronik, die Geschichte der letzten Krankheit, des Absterbens und der Beerdigung des unbedeutenden Königs Johann ohne Land? In der Schreibart, die gröstentheils ungezwungen, fliessend und dem Ernste des Gegenstandes angemessen ist, missfallen doch Parentheses, die sehr leicht vermieden werden konnten, und häufige Einmischungen von Partikeln, die eher den Stil hemmen, als dass sie ihn, wie die Absicht zu seyn scheint, fester zusammenfügen sollten.

Frankfurt u. Leipzig: *Schilderungen und Anekdoten von Paris, oder Beyträge zu den französischen Revolutionsbegebenheiten.* 1792. 174 S. 8. (12 gr.)

Nach der eigenen Erklärung des ungenannten Herausg. sind diese Blatter zunächst für blosse Unterhaltung bestimmt; aber sie sollen doch auch zur Belehrung dienen, und aufserdem noch einen dritten Endzweck befördern helfen. „Immer," heifst es in einem Vorberichte. „werden die neuen Auftritte in Frankreich höchst „lehrreich für das Wesen der bürgerlichen Glückseligkeit „bleiben, wenn man nur den rechten Gesichtspunkt nicht „verfehlt, und das Urtheil nicht übereilt. Auch in „Deutschland ist über jene merkwürdigen Vorfälle schon „sehr viel geschrieben worden. Meines Erachtens aber „legten die meisten Schriftsteller es darauf an, ihre Le„ser in Affect zu setzen, um sie entweder für oder wi„der das neue System einzunehmen. — — Vielleicht „tragen diese Blätter etwas dazu bey, eine ruhigere „Stimmung hervorzubringen." — — Besonders in dieser letztern Absicht scheint der Ungenannte die vorliegende Sammlung geliefert zu haben. Den Vorbericht dazu schrieb er *im November* 1791; also zu einer Zeit, da er sich noch Hoffnung machen konnte, seine gute Absicht nicht ganz unerfüllt zu sehen. Seitdem hat sich die Lage der Dinge so sehr geändert, dass von einer solchen Sammlung auf die Umwandelung der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther in eine ruhigere Stimmung wenig oder nichts zu erwarten steht.

Da die Sammlung den Reiz der Neuheit verloren hat, und es also, um doch eine Probe davon zu geben, nur darauf ankömmt, das Andenken an irgend etwas Interessantes wieder aufzufrischen: so ist die Wahl eines solchen Bruchstücks ziemlich gleichgültig, und eben so gut hätten wir auch etwas anders auszeichnen können, als das *Urtheil eines Engländers über die Revolution*, XVI. 25. „Als man in einen Engländer drang, dass er seine „Meynung über die Partheyen sagen möchte, in welche „Frankreich getheilt war, und die durch die Benennun„gen der *Weifsen*, *Schwarzen* und *Grauen* unterschie„den wurden, antwortete er: die Weifsen (Demokra„ten) wissen nicht was sie thun; die Schwarzen (Mal„contenten oder auch Aristokraten) wissen nicht was sie „wollen; und die Grauen (Neutralen) wissen nicht was sie sagen sollen."

Franefort u. Leipzig: *Etwas für die biedern Deutschen.* 1792. 176 S.

Sicher vermuthet man unter diesem ziemlich unbestimmten Titel eine Schrift über irgend eine wichtige Nationalangelegenheit; und die Ueberschrift der Dedication: „*ein paar Worte an meine deutschen Leser,*" — macht diese Vermuthung noch wahrscheinlicher. Desto unangenehmer sieht man sich getäuscht, wenn man, statt einer Abhandlung von allgemeinem Interesse, weiter nichts findet, als einige sehr unbedeutende *Erzählungen*, die eben so gut für *jede* andere Nation, als für die Deutschen, bestimmt seyn *könnten*, wenn sie dieser Bestimmung nur einigermafsen würdig waren. — *Strenge Philipps II., eine spanische Geschichte; Tyrsa und Agnese, ein vaterländisches Drama des achtzehnten Jahrhunderts; Said, König von Fez, und Mahomed, Chef von Dubudu, eine afrikanische Novelle; Bretissa, Prinz von Böhmen; Galrades Standhaftigkeit; Gustav und Sophie; Adolphs Leiden, halb Dialog, halb Erzählung* — so heifsen die sehr heterogenen Bestandtheile dieses *Etwas*, das *für die biedern Deutschen* bestimmt seyn soll. Dass die Mischung so bunt ausgefallen ist, darf nicht befremden; denn „*die Quellen*" — sagt der Vf. in seiner empfindsamen Vorrede — *sind theils aus dem Französischen, „theils aus andern Fragmenten geschöpft.*" — Wie die Auswahl der Sujets — wenigstens in Rücksicht auf die Bestimmung der Schrift — so auch die Bearbeitung! oder vielmehr noch unter aller Vergleichung stümperhaft. — — S. 7. „Donna Maria merkte seine Ver„wirrung, und zog ihn (ihren blöden Liebhaber) un„vermerkt in einen Winkel, dass sie sich desto unge„hinderter hier ausgiefsen könnten." (Das Etwas für die biedern Deutschen ist einer *Dame* dedicirt.) — S. 14. sagt Don Juan zu seiner Donna: „Ihre Ehre wird „nur zu oft auf das Spiel gesetzt, wird *der Ball eines je„den Ideenganges* werden." Die Ehre einer jungen Dame der Ball eines jeden Ideenganges! *Carmina non prius audita!* — — S. 85. „Schön ist, wenn die Sterne „am blauen Runde in lichter Majestät um das flammen„de Sonnenmeer gleiten. Schön, wenn eine muntere „Quelle blumigte Ufer durchküsset, und in ihrer Silber„helle die Sonne stolz sich begrüsset, noch schöner aber „ist der, der sich selbsten besieget." — — Braucht es mehr, als diese, mit diplomatischer Genauigkeit und nicht ohne Mühe, abgeschriebenen Stellen, um den Werth dieses Productes kenntlich zu machen? Uebrigens sind die ausgewählten Stücke noch wohl nicht das schlimmste im Buche.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 11. Julius 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Heinfius d. j.: *Carl Caſpar Creve*, d. A. und Wundarzn. Doktor etc. *Vom Baue des weiblichen Beckens.* 1794. 2 Bogen Titel, Zueignung. Vorrede und Ueberſicht der Abſchnitte, und 96 S. Text in 4. nebſt IX Kupfertafeln in Querfolio.

Die Wichtigkeit der Lehre vom Baue des weiblichen Beckens für den Geburtshelfer iſt längſt entſchieden. Die meiſten in dieſem Jahrhundert erſchienenen Lehrbücher über die Geburtshülfe fangen daher mit der Lehre vom Becken an; und die gröſsten Geburtshelfer haben ſich in der letzten Hälfte dieſes Jahrhunderts bemühet, ein gewiſſes Mittelmaſs für das natürlich gute Becken, ſowohl in dem Verhältniſs ſeiner Theile unter ſich, als in Rückſicht des übrigen Körpers und der weichen Geburtstheile, und der vollkommen zeitigen menſchlichen Frucht feſtzuſetzen, und alſo zu beſtimmen, wie ein natürlich gutes Becken beſchaffen ſeyn, oder welche Form, Richtung, Weite und Tiefe es haben müſſe? Jeder Anatomiker oder Geburtshelfer, der nun zu einer noch genaueren Kenntniſs des Beckens als die man bisher in den Schriften der Meiſter dieſer Wiſſenſchaften antraf, etwas beyträgt, oder der einen bisher für wahr angenommenen Lehrſatz in Betreff des Beckens durch hinreichende Gründe umzuſtoſsen im Stande iſt, verdient allerdings den Dank jedes Geburtshelfers. Ob dieſs nun der Fall bey dem Vf. der vor uns liegenden Schrift ſey, wollen wir ſehen. Nach den erſten Worten der Vorrede legt der Vf. ſeine Schrift „theoretiſchen, erfahrnen Zergliederern und Geburtshelfern" zur näheren Prüfung dar; und fodert von dieſen, daſs ſie dem Werk nur ihren *gerechten* Beyfall ertheilen und ihm *durch Thatſachen* und *Gründe*, nicht durch Machtſprüche, das Fehlerhafte zeigen, und ſo mit ſeinen Wunſch erfüllen ſollen. Rec., der ſich ſchmeichelt, die Auffoderung gehe auch ihn an, wird mit aller Unparteylichkeit, aber mit Eifer für die Wiſſenſchaft und Wahrheit, nur einen Theil von dem angeben, was er nach ſeiner Einſicht und aus beygefügten Gründen Tadelhaftes und Falſches in der Schrift fand. Das vermeynte oder wirklich Neue, was den Vf. bewog, von dem Geſetze mancher Gelehrten, ihre Schriften erſt nach langen Jahren und nach reifer Ueberlegung dem Druck zu übergeben, abzugehen, glauben wir unter folgenden drey Punkten begreifen zu können: (1) S. 54 Der Vf. bemerkte eine ſehnige Ausbreitung an einem weiblichen Becken, die ſich theils von der Seite des letzten Lendenwirbels, theils vom Kreuzbein am Rande der oberen Beckenöfnung nach vorn gegen den Queraſt des Schambeins zog, ſich in die Beinhaut verlohr, und von anſehnlichen Löchern durchbrochen war. In der Folge bemerkte er dieſe ſehnige Ausbreitung bey einigen Becken anſehnlich ſtark, bey andern unbedeutend ſchwach, bey andern gar nicht. Er vermuthet, daſs ſie den Muskeln, die über die innere Fläche des Darmſtücks kommen, zu feſterer und beſtimmterer Lage dienen. 2) Der einfache *ſteiniſche* Beckenmeſſer iſt nach dem Urtheil des Vf. ein ſehr mangelhaftes und unerträgliche Schmerzen erregendes Werkzeug. Der Vf. aber hat ihm nach S. 62. *den höchſten Grad von Vollkommenheit* gegeben, indem er nach der im Werke enthaltenen Beſchreibung und Abbildung einen ſtabförmigen Beckenmeſſer mit einem Faden angegeben hat. Allein demungeachtet ſey ſein Gebrauch immer etwas unſicher. Man könne aber aller Beckenmeſſer bey der Ausübung der Geburtshülfe entbehren. Ein Finger bleibe das beſte Inſtrument hiezu, man brauche ſich nur genau von der Länge ſeines Fingers zu verſichern, oder *auf demſelben* im Nothfall *Grade oder Zolle zu zeichnen.* 3) Faſt jeder Geburtshelfer nimmt eine Achſe des Beckens an. *Roederer*, *Levret*, *Stein*, *Camper*, *Sommer*, *Baudelocque* u. a. nehmen und geben Achſen in ihren Schriften an, und einige unter ihnen machten die Kenntniſs der Beckenachſe ſo nothwendig, daſs ſie behaupteten, ohne dieſelbe könne auch nicht die kleinſte Verrichtung in der Anwendung der Geburtshülfe gehörig und mit Nutzen vorgenommen werden. Der Vf. hat es ſich nun zur Pflicht gemacht, die Sache näher zu unterſuchen, und die Beckenachſe ſowohl geometriſch, als nach der Natur des Beckens zu prüfen, und das Reſultat dieſer Prüfung war: — „Geometriſch wäre es nun erwieſen, daſs eine Achſe des Beckens ein *Unding* iſt. Alle Berechnungen alſo, die wir von der Achſe des Beckens haben, ſind daher *unvollkommen*, weil die vorderen Sätze unrichtig ſind, von denen man (Roederer, Levret, Stein, Camper, Sommer) ausging. Die Achſe des Beckens war bloſs ein Gedanke eines mathematiſchen Geburtshelfers (Roederer?), der ſich das Becken unter einer mathematiſch regelmäſsigen Figur vorſtellte und nun dazu eine Achſe erſann. Klüger würde derſelbe gehandelt haben, wenn er uns ein allgemeines Bild von der Form und Richtung der Beckenhole vorgetragen hätte, ſtatt daſs er eine Achſe des Beckens, die nicht exiſtirte, berechnete. Billig iſt es daher, daſs man dieſen Namen „Achſe des Beckens" aus der Lehre der Geburtshülfe verbanne. Will man ſich aber die Richtung und Figur der Beckenhöle unter einer Linie vorſtellen, ſo ſollte man eine ſolche Linie *Directionslinie* nennen. Dieſe iſt dem Geburtshelfer zu wiſſen nothwendig, und ihr Nutzen bey Anwendung der Geburtshülfe von ſehr groſsem Werthe, wenn man nicht empiriſch zu Werke

gehen will. Dieſs wären nun die 3 Entdeckungen, worüber der Vf. das „*Nonum prematur in annum*“ aus den Augen zu ſetzen ſich berechtiget glaubte, und die er unter einer ſehr weitſchweifigen und um vieler ſchwankenden Ausdrücke willen der Feile noch ſehr bedürftigen, Paraphraſe der *Sömmeringſchen* und *Weitbrechtiſchen* anatomiſchen Beſchreibung der Beckenknochen und Bänder vorträget. Der Werth der Entdeckung eines unbeſtändigen ſehnigen Bandes an dem Becken läſst ſich vor jetzt nicht beſtimmen, da erſt gewiſs ausgemacht werden muſs, welchen Nutzen dieſe ſehnige Ausbreitung habe. Diejenigen Behauptungen aber, welche in den 2 letzteren Puncten vorgetragen werden, verdienen die ſtrengſte Prüfung, da in ihnen von Lehrſätzen und Werkzeugen groſser Meiſter ihrer Kunſt ein höchſt ſtrenges Urtheil gefällt wird. Der Vf. verſteht aber weder was ein Beckenmeſſer, noch was die Achſe eines Beckens iſt. Er hat weder alle Schriften, die darüber geſchrieben ſind geleſen, noch viel weniger eine einzige verſtanden und ſtudiert; Er hat, indem er über Lehrſätze, Inſtrumente und Männer urtheilte, deren Lehrſätze und Inſtrumenten er nicht verſtand, und wovon er die erſteren verwarf und die letzteren eines Unſinns beſchuldigte, ſelbſt baaren Unſinn behauptet. (Steins *Cephalometer* ſchlägt er S. 67. zum Meſſen des *nicht gebohrnen* Kindskopfes vor. Hiezu dient ja der Labimeter. Wer wird denn ein Zirkelmaafs an den ungebohrnen Kopf anſetzen hönnen?) Die Gründe für dieſes Urtheil müſſen wir etwas umſtändlicher anführen.

Erſtlich in Betreff der *Beckenmeſſer*. S. 59 ſchreibt der Vf.: „Einige Geburtshelfer, die noch nicht mit den Krankheiten des Beckens und dem Zuſtande des Kindes im Reinen (?) waren, glaubten, wenn man eine *geballte Hand* in die Beckenhole brächte, ſo ſey es hinlänglich weit.“ Welches ſind denn die Einige? Ohne Zweifel ſoll das Obige von *Levret* geſagt ſeyn. *Levret* ſagt aber nur: wenn man die gänzliche Unmöglichkeit der Geburt eines lebendigen Kindes beſtimmen wolle, ſo müſſe die *Hand* (nicht die geballte Hand; denn welcher Geburtshelfer wird mit der Fauſt in die Beckenhöle einer lebendigen Frauensperſon gehen?) nicht durch die Beckenhöle in die Gebärmutter gebracht werden, oder er müſſe ſie nicht zurückführen können, wenn er einen Fuſs ergriffen habe. S. 60. „*Coutoully*, ein Franzoſe, und *Stein*, ein Deutſcher, beſchäftigten ſich vorzüglich mit der Entdeckung der Beckenmeſſer.“ Warum beobachtet der Vf. nicht das *Suum Cuique?* Weiſs er nicht, daſs *Stein* der Erfinder des erſten Beckenmeſſers iſt? Er weiſs dieſs nicht; denn ſonſt würde er nicht auf ebenderſelben Seite ſchreiben: „Endlich verfiel *Stein* auf einen weit ſicherern Maafsſtab; dieſer beſtehet aus einem Stäbchen.“ Der einfache Beckenmeſſer war ja der allererſte unter allen erfundenen und bekannt gemachten Beckenmeſſern. Man ſehe *Steins* Programme hierüber, die alſo der Vf. nicht geleſen haben kann. Aber noch weniger hat er ſie nicht ſtudiert, ſonſt würde er nicht ſchreiben: „Beide erfundene Beckenmeſſer (welche?) ſind nicht nur unzuverläſsige Maafsſtäbe, ſondern ihre Anwendung iſt unbequem, ſchmerzhaft und oft ſchädlich, ſo daſs ich es für überflüſsig achte, bey dieſer Gelegenheit dieſes umſtändlich zu zeigen.“ Aber der Vf. iſt ſchuldig es zu zeigen; verlangt er doch, daſs man über ſeine Schrift ohne Gründe keine Machtſprüche thun ſoll. Die Unzuverläſſigkeit bleibt alſo dem Vf. noch zu erweiſen, und die Urſache des Schmerzhaften und Schädlichen liegt nicht im Inſtrument, ſondern in der ungeſchickten Anwendung. Er würde, wenn er verſtände, was ein Beckenmeſſer iſt und wie er beſchaffen ſeyn und gebraucht werden muſs, nicht ſchreiben: „Indeſſen kann dieſer Beckenmeſſer (der einfache *Steiniſche*) noch ſehr verbeſſert werden; denn er hat noch ſo manches Mangelhafte.“ Dieſes Mangelhafte ſoll darinn beſtehen, daſs das Inſtrument vorn rundlich iſt, und einen Schieber mit einem Indice oder Zeiger hat. Beides das runde Knöpfchen und der Schieber ſollen einen ſehr läſtigen, ſehr empfindlichen und unerträglichen Schmerz verurſachen. *Weidmann* ſoll dieſe Fehler eingeſehen und den Vorſchlag gethan haben, ſtatt des rundlichen Endes des Stäbchens ein grubenförmiges zu machen, und er ſoll gezeigt haben, daſs der Schieber mit dem Zeiger (*nicht* der *Stift*, wie der Vf. immer ſchreibt; denn die Stifte ſind in das Stäbchen eingeſchlagen, und bezeichnen die Eintheilung) unnütz ſey, weil man mit dem Finger ſehr leicht das bezeichnen könne, wozu der Zeiger beſtimmt ſey. Man leſe dagegen, was *Stein* in ſ. Progr. vom einfachen Beckenmeſſer. Caſſel 1782. S. 6. und 7 ſchreibt: „Anfangs war der Beckenmeſſer, ein in 8 Zoll abgetheiltes Stäbchen von Ebenholz ohne Schieber und Index. Bey der Anwendung beſtand die ganze Ungemächlichkeit darinnen, daſs die gekrümmte Nagelſpitze des Zeigfingers das unter dem Schosbein gefundene Maafs angeben muſste, und daſſelbe beym Herausnehmen des Inſtruments aus den Theilen nicht, wie leicht geſchahe, verlieren durfte.“ Dieſer Unvollkommenheit half *Stein* mit dem Index und der Stellſchraube ab. Was nun der Erfinder des Inſtruments aus Erfahrung für eine Ungemächlichkeit und Unvollkommenheit hielt, das ſoll *Weidmann* für eine dabey anzubringende Verbeſſerung halten. An den Schmerzen, die von der Anwendung des Beckenmeſſers entſtehen, hat *Stein* keine Schuld, ſondern *Weidmann* und *Creve;* denn nirgendwo lehrt *Stein*, daſs man den Beckenmeſſer, wie *Weidmann* S. 61. *ſtark* gegen den Schambogen, oder wie *Creve*, *ſtark genug* gegen den Vorberg andrücken ſolle. Vielmehr ſagt *Stein* a. a. O. S. 12. daſs man das Stäbchen *ſanft* in die Theile einlaſſen und ſanft wieder herausnehmen ſolle. Iſt es alſo nicht klar, daſs, wenn der Vf. Schmerzen bey Anwendung des einfachen Beckenmeſſers verurſachte, es von der ungeſchickten Anwendung aus Mangel an Kenntniſs, wie man es gebrauchen ſoll, herrührte. Noch klarer erweiſt aber folgende Stelle, daſs der Vf. die Anwendung des einfachen Steiniſchen Beckenmeſſers nicht verſtehe: S. 61. „Bey der Anwendung bringe ich, *wie gewöhnlich*, das Ende des Stäbchens auf den *Vorberg*; iſt nun das Stäbchen feſt genug gegen den Vorberg angedrückt.“ etc. *Stein* hingegen lehrt: S. 12. a. a. O. „maaſen es hauptſächlich darauf ankömmt, daſs der Sondenmäſsige Knopf des Inſtruments in beiden Fallen das Kreuzbein da berühre, *wo das 2te und 3te falſche Wirbelbein deſſelben*

zusammenkommen.“ — Und mit aller dieser Unkunde von Beckenmessern und dem Gebrauch des einfachen Steinischen getraut sich der Vf. sich zu einem Verbesserer dieses Beckenmessers aufzuwerfen, und nach der Angabe seiner vermeynten Verbesserung mit einem Faden, zu sagen, das einfache Stäbchen habe dadurch den höchsten Grad von Vollkommenheit erreicht; und den baaren Unsinn hinzuzusetzen, allein auch dieses höchst vollkommene Instrument könne man entbehren man dürfe nur *auf seinen Finger Grade und Zolle zeichnen.* Ist es nicht als ob er einem Krämer sagte, er habe kein hölzernes oder metallenes Ellenmaafs nothwendig, er dürfe nur auf seinen Rockärmel ein Ellenmaafs hinzeichnen lassen, so könne er die Ellenwaaren an seinem Arm ausmessen? Unter die Fehler des Stein. einfachen Beckenmessers rechnet der Vf. auch noch das, dafs der Schieber samt dem Weiser das Instrument theuer mache. Der Stein. einfache Beckenmesser aber kostet mit silbernen Schieber bey Breithaupt in Cassel 1 Rthl. 12 gr., und des Vf. Beckenmesser mit einem Faden kostete nach S. 61 zwey Gulden rheinisch. Welcher Unterschied! Endlich haben wir noch den 3ten Punct, die *Beckenachse* betreffend, zu untersuchen. Zu einer geometrischen Prüfung, wie der Vf. nach S. V. und S. 83. mit der Beckenachse anstellen wollte, sollte man denken, gehören doch wenigstens *die allererstien* Begriffe der Elementargeometrie. Auch ist es wohl nicht unbillig, von einem, der über die Achse schreiben, sogar kritisch schreiben will, zu verlangen, dafs er vorerst wisse, was man in der Geometrie eine Achse heifst. Allein bald werden die Leser sehen, dafs der Vf. weder das eine, noch das andere weifs. Er stellt nämlich S. V. gegen alle ganz gemeinbekannte Begriffe der Geometrie einen *geraden Cylinder* unter die *vollkommen mathematisch regulären Körper*, und den gekrümmten unter *die irregulären*, und der gekrümmte Cylinder mufs unschuldiger Weise seine Achse verlieren; allein der Vf. steckt den Geometern ein neues Licht auf, indem er die Achse des gekrümmten Cylinders *ausser* dem Cylinder herausgehen läfst, um seine Directionslinie hineingehen zu lassen. Die Achse eines gekrümmten Cylinders ausser dem Cylinder aber ist ein mathematisches Sideroxylon, und eine Directionslinie in einem Cylinder ein Unding, man mag nun diesen Cylinder nach der neuen Geometrie des Vf. zu den vollkommen regulären Körpern zählen oder nicht. Hat ja doch schon *Stein* in sr. theor. Anleit. z. Gebhlfe. sehr deutlich und *mit der freylich alten Geometrie übereinstimmend* gesagt: „dafs die Achse des Beckens eine Bogenlinie beschreibe, indem die beiden Achsen der 2 zusammengesetzten Cylinder in einen Circulschnitt übergehen.“ S. 89 findet der Vf. die Ungleichheit der Becken und die dadurch entstehende grofse und wesentliche Veränderungen der Achse des Beckens als ein Hinderniss der praktischen Anwendung der Achse für Geburtshelfer.“ Eine Einwendung, die sich von selbst löst, sobald der Vf. sich die Mühe nehmen wird, die nur 2 Bogen starke, aber sehr gründliche, Schrift von *Sommer* über die Beckenachse zu studiren, oder sich zu überzeugen, dafs ein Winkelhaken seinen rechten Winkel behalt, die Directionslinie (um uns auch dem Vf. verständlich zu machen, sey es uns erlaubt, seine ungeometrische Benennung beyzubehalten) mag gegen Süden oder Norden weisen. Nicht die Achse des Beckens, sondern das ganze System wird verändert. Auch scheint der Vf. vergessen zu haben, dafs die Berechnung der Grade dieser Linie, wie er sich S. 89. ausdrückt (wird wohl heifsen müssen: Grade des Winkels einer Linie mit einer andern?) nicht aus einer einzigen Messung, sondern aus mehreren gemacht ist, dafs also schon bey der Normalbestimmung der Achse des weiblichen Beckens die verschiedenen Formen, die verschiedenen Messungen in Anschlag gekommen sind, dafs folglich sich der Vf. mit der gar bösen Mathematik entzweyt, wenn er es für eine einzig berechnete Achse hält. S. 90. Die Theilung der Körper in Schichten in die Definition der Achse zu bringen, ist ungeometrisch. Eben so ungeometrisch die Folgerung, dafs eine *imaginaire* Linie dem Geburtshelfer nichts nütze, da es doch selbst dem Vf. etwas nütze ist, zu seiner Definition eine mit der Grundfläche des Körpers parallele imaginaire Fläche anzunehmen. Der §. 106. ist vollends gar ein Meisterstück von Geometrie, da werden allen Körpern, deren Schichtenumfänge *nicht Kreise* sind, geradezu die *Achsen abgesprochen.* Rec. hat mit wahrer Wehmuth diesen unersetzlichen Verlust der Mathematik betraurt, da durch diese unerhörte neue Geometrie des Vf. so viele schöne Denkmale des menschlichen Geistes eines *Clairaut's*, *D'Alemberts*, *Newtons* und *Eulers* vernichtet werden, die alle in ihrer Unwissenheit über Achsen geschrieben haben, die dem obengenannten Geometer des 106. §. leider: keine Achsen sind. Geometrisch hat also der Vf. nun auch bewiesen (man vergleiche §. 109), dafs die Achsen des Hn. *Clairaut* etc. ein Unding sind; Alle Berechnungen also, die wir von den Achsen der Körper durch diese grofsen Männer erhalten haben, sind unvollkommen, weil der Tod jenen Männern die Vordersatze, von denen Hr. *Creve* ausging, geraubt hat. Und wie würde sich der selige *Roderer* wundern, wenn er aus §. 110. vernehmen würde, dafs man nach gerade jetzt am Rhein unter anderem auch anfienge, ein Dreyeck für eine Directionslinie anzusehen, oder ein Δ für kein Δ zu halten, weil der Sinus eines Winkels sehr unansehnlich wäre, und ein anderer Winkel das Unglück hätte, sehr spitz auszufallen. Um endlich aus der Ungewissheit herauszukommen, in welche die Geometrie den Vf. versetzt hat, schlägt er vor, Figur und Richtung der Beckenhöle unter einer Linie vorzustellen und dieſs nicht Achse, sondern *Directionslinie*, zu nennen. Gerade wie jener Prediger, der seinen Zuhörern erklärte, der Kürbis, in dessen Schatten Jonas gesessen habe, sey kein Kürbis, sondern ein Kikaion gewesen; was aber ein Kikaion war, das wufste weder der Prediger noch die Gemeinde.

So wenig Sachkenntnifs aber der Vf. von der Beckenachse selbst bewiesen hat, eben so wenig historische Kenntnifs von ihr verrath seine Schrift, ob es ihm gleich S. 83 äusserst wichtig schien, eine kleine Geschichte der Beckenachse zu entwerfen. Von *Deventer* sagt er, er habe nicht an eine Achse des Beckens gedacht. Was konnte denn *Deventer* anders verstehen, als die Längenachse, oder Centrallinie, oder Schwerlinie des Beckens

Digitized by Google

und des Körpers (nicht Directionslinie, wie der Vf. auch die Schwerlinie des Körpers zu benennen beliebt), wenn er ſchreibt: „*Cavitas pelvis longitudine ſua non ſecundum longitudinem ſpinae dorſi tendit, ſed ab imo oblique anticam verſus aſcendendo progreditur* etc.“ Frage doch der Vf. jeden Geometer, ob er unter *longitudo cavitatis pelvis* und *longitudo ſpinae dorſi* in dieſer Verbindung etwas anders verſtehen könne, als die Längenachſe des Beckens und des menſchlichen Leibes? S. 84. heiſst es: „*Roderer* vermuthete ſogar durch die Beſtimmung der Achſe des Beckens ſehr viele Aufklärung unter den Geburtshelfern zu verbreiten.“ Zweifelt denn der Vf. noch, ob Röderer wirklich Aufklärung damit verbreitet habe? Wer gab denn Veranlaſſung, daſs *Stein*, *Sommer*, *Baudelocque*, *Camper* etc. die Achſe näher prüften, und in ihren Schriften den Nutzen derſelben nicht nur beſtätigten; ſondern mit groſsem Vortheil auf Werkzeuge und Operationen anwendeten. Als *Röderer* von der Achſe des Beckens ſchrieb, ſo war es nicht eitle Ruhmſucht, die ihn verleitete, eine neue Lehre aufzuſtellen und ein Unding einzuführen. Er ſah ein, daſs, wenn man von dem natürlichen oder widernatürlichen Durchgang des Kopfs durchs Becken, von der Richtung des Muttermundes, der Inſtrumente, Finger und Hände nach Erforderniſs natürlicher oder widernatürlicher Zufälle in der Schwangerſchaft, Geburt und bey Fehlern der Gebärmutter beſtimmt ſchreiben, und *wiſſenſchaftlichen* Köpfen recht *deutlich* und durchaus verſtändlich werden wolle, man eine gewiſſe Reihe von Mittelpuncten in der Beckenhöle annehmen müſſe. Dieſe Reihe von Mittelpuncten, ſo wie ſie der Länge nach durch das Becken führt, nannte er *Achſe des Beckens*; und da er ſahe, was er ſchon bey *Deventer* geleſen hatte, daſs dieſe Achſe auf eine gewiſſe Entfernung von der Achſe des Körpers abweiche, ſo beſtimmte er dieſe Abweichung durch Grade des Winkels, den dieſe beiden Achſen mit einander machen, und ſetzte nach mehreren Meſſungen und Berechnungen eine Normalachſe feſt. Er ſah ferner, daſs die Linie von Mittelpuncten der Mutterſcheide mit der Achſe des Körpers in einem andern Verhältniſs ſtehe, als die Achſe des Beckens, und nahm daher auch eine eigne Scheidenachſe an. Aus eben dieſen Gründen nahm er auch 2 Achſen der Gebärmutter an, und beſtimmte darnach das Natürliche oder Widernatürliche in Abſicht der Lage und Richtung der mütterlichen Theile und des Kindes. Von der Zeit an ward eine beſtimmtere Sprache unter Geburtsthelfern in Abſicht des Durchgangs der Kindestheile und der Nachgeburt durch Gebährmutter und Becken, der guten und üblen Lage der Gebährmutter, des Kindes und der Kreiſsenden zur Geburt, beſtimmtere Form und Richtung der Werkzeuge für dieſe Theile in und auſſer der Geburtshülfe und d. m. eingeführt, und das ganze Entbindungsgeſchäft bekam unter der mathematiſchen Behandlung eines *Röderers*, *Levrets*, *Steins* etc. und anderer, welche Achſen annahmen, ein beſtimmteres, ſichereres und richtigeres Verfahren. Man hat ſich daher wohl vorzuſehen, daſs uns nicht die ungeometriſchen und unwiſſenſchaftlichen Geburtshelfer wieder unvermerkt in die Finſterniſs und Grauſamkeit der vorigen Jahrhunderte in Abſicht der Geburtshülfe zurückführen, wozu es in unſern Tagen von manchen Orten her das Anſehen gewinnen will. S. 85. ſchreibt der Vf. mit Verwunderung: *Levret* nimmt gar drey Achſen an. Davon aber ſcheint er nichts zu wiſſen, daſs *Camerer* in einer gut geſchriebenen Diſſertation auf eine andere Weiſe, als *Levret*, drey Achſen angenommen habe. Wundern muſs man ſich aber, daſs der Vf. die Einwürfe, die *Meckel* in einer weitläuftgen Note zu *Baudelocques* Anleit. z. E. gegen die Beckenachſe macht, nicht mit einer Sylbe berührt, da er doch das Buch ſelbſt citirt. Will er etwa, der Leſer ſolle glauben, er, der Vf., habe zu allererſt den groſsen Gedanken gehabt, daſs die Beckenachſe unnütz ſey? Will er uns glauben machen, er habe die Note gar nicht geleſen? Geleſen wohl, aber nicht verſtanden. Denn *Meckel* gibt doch zu, daſs einiges Nützliche aus der Lehre der Beckenachſe für den Mechaniſmus der Geburt und für das Praktiſche in der Geburtshülfe folge. Aber endlich einen ſo ſeichten Grund, als der Vf. S. 88. anführt, warum es unnütz ſey, die Lehre von der Beckenachſe zu wiſſen, hätten wir nimmermehr erwartet. Nemlich, weil die Hebammen in dem Entbindungshauſe in Mainz die innere Unterſuchung an Schwangern mit der gröſsten Vorſicht und gehörig genau ſollen gemacht haben, die nichts weniger als die Achſe gekannt, obwohl einen deutlichen (?) Begriff von der Figur und Richtung der Höle und den Oeffnungen des kleinen Beckens gehabt haben ſollen. Der Vf. wird ohne Zweifel auch ſchon von ſogenannten Augendoctoren, Brüche- und Steinſchneidern gehört haben, die ohne mathematiſche, anatomiſche und phyſiologiſche Kenntniſſe zuweilen glücklich Staare, Brüche und *Blaſenſteine* operiren. Allein er wird doch nicht in Abrede ſeyn, daſs, wenn ein Augenarzt etc. nicht auf gut Glück, operiren und mit dieſem in eine Claſſe verſetzt werden will, es ſchlechterdings nothwendig ſey, ſich wiſſenſchaftliche Kenntniſſe vom Auge etc. zu erwerben, und dabey auch zu wiſſen, was *Scheachſe* iſt?

Die dem Werk beygefügte Abbildungen, welche ein ganzes Becken, einzelne Knochenſtücke und Bänder deſſelben und den ſogenannten verbeſſerten Beckenmeſſer des Vf. vorſtellen, ſind im Ganzen ſo fehlerhaft, als das Werk ſelbſt, ſowohl in Abſicht der Zeichnung, als beſonders der Schattirung. Wir wollen bey der erſten Tafel ſtehen bleiben, welche ein Muſter eines natürlich guten Beckens ſeyn ſoll. Das Kreuzbein läuft ohne alle Aushölung mit dem Steiſsbein ſchnurgerade herab, und der Schambogen iſt ein ausgezackter ſtumpfer Winkel; Am linken Horizontalaſt des Schaambeins iſt ein ſtarkes *Tuberculum ſpinoſum* tief abwärts gebogen, am linken iſt kaum eine Spur davon. etc, Die IX. Tafel iſt unter aller Kritik. Und dieſe Abbildungen ſollte ein *Sömmerring* durchgeſehen haben? — Nimmermehr!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 12. Julius 1794.

PHILOLOGIE.

HALLE, b. Gebauer: *Inſtitutio philologi hebraei.* Tironibus ſcripſit *Guil. Fr. Hezel*, Philoſ. D. Smo Haſſiae Landgr. a conſiliis regiminis int., LL. OO. Prof. P. O. Sacr. Caeſ. Palatii Comes, et acad. Ludov. h. t. Rector. 1793. 118 S. 8.

Ebendaſelbſt: *Wilh. Fr. Hezels — Kritiſches Wörterbuch der hebr. Sprache.* 1793. 204 S. 8.

Ueber die Mittel, die ausgeſtorbene hebräiſche Sprache wieder herzuſtellen, gebietet noch ein Geiſt der Anarchie, unter welchem dieſs ganze philologiſche Reich und was davon abhängt, nicht wenig leidet. Wo nicht geprüfte Grundſätze als Geſetze anerkannt ſind und in der Ausübung gelten, da droht Anarchie; wo ſogar dieſs als Grundſatz aufgeſtellt wird, daſs man oft nicht nach allgemein gültigen Geſetzen, ſondern nach individuellem Gutdünken entſcheiden dürfe und ſolle, da *herrſcht* dieſe Tochter des Zufalls, der dunklen Gefühle und der Leidenſchaften! In dieſem Zuſtand iſt bis jetzt die grammatikaliſche Provinz der hebräiſchen Wortforſchung. Ihre Grundgeſetze ſchwanken, weil man ſie indeſs immer nach Convenienz und *dem Ziel der Nutzbarkeit* gemäſs, nicht aber nach ſtrengem *Recht* und mit conſequenter Feſtigkeit aufgeſtellt und angewendet, weil oft ein eilfertiges Streben nach einer Nothhülfe, oft der ſpielende Witz ſie regulirt hat. Was aber werden wohl die unpartheyiſchen und gerechten Bürger dieſes bloſs durch Sprachphiloſophie zu conſtituirenden Staats gegen einen Mitbürger entſcheiden, welcher — ſo loyal er in allen ſeinen übrigen Verhältniſſen ohne Zweifel iſt — in dieſem philologiſchen Reiche unter dem Schein des Geſetzes eine noch weit ungebundenere Willkür, als die bisherige war, aufs neue geſetzlich auf den Thron erheben will. Doch, er thut es öffentlich, ohne Rückhalt; ohne viele Erregung der Leidenſchaften, durch Darſtellung der Gründe ſeiner jetzigen Ueberzeugung. Dieſs hebt alle Schuld auf. Alle ſeine Mitbürger haben Recht und Gelegenheit, ſeine Gründe zu prüfen, Gegengründe darzulegen und zu hören. Am Ende gewinnt alſo auch hierinn durch Freymüthigkeit das, was wahrhaft die gute Sache iſt, gewiſs, und er ſelbſt freut ſich unfehlbar, wenn die Verfaſsung dieſes philologiſchen Reichs durch ihn, er ſey nun gelegentliche oder bewirkende Urſache, von allem verderblichen Einfluſs der Geſetzloſigkeit und Willkühr immer mehr gereinigt wird. Auch hat er, wenn gleich ſein Hauptmittel, die hebräiſche Sprachforſchung zu befördern, zur Willkür hin und alſo vom Zweck der Beſtimmtheit abführt, doch nebenbey ſo manchen wahrſcheinlichen und empfehlenswehrten Beytrag zur Aufklärung einzelner Wörter hier ſelbſt wieder geliefert, daſs beſonders die zweite Schrift auf alle Falle Aufmerkſamkeit verdient und erhalten wird.

Bekanntlich gründet ſich der Beweis einer Wortbedeutung im hebräiſchen Dialekt (auſser der Rückſicht auf den Context, einen gar oft unbeſtimmt ſprechende und deswegen trüglichen Zeugen) auf die Ausſage welche Bedeutung einem Wort in dem Ganzen der ſemitiſchen Sprache, alſo in den übrigen Dialecten derſelben, gewiſs zugehöre. Das eigenthümliche und unterſcheidende dieſer Dialekte abgeſondert, hatte der hebräiſche Dialekt in ſeinen Wortbedeutungen nach höchſter, auf Sprachanalogie gegründeter Wahrſcheinlichkeit, das gemeinſchaftliche der ſemitiſchen Dialekte ſo gut und noch ausgezeicneter, als jede Familie ihre Familienphyſiognomie. Aber eigenthümliche Bedeutungen der Worte im hebräiſchen Dialekt, welche ihn gerade zu einen beſondern Dialekt machen helfen, ſind aus jenem gemeinſchaftlichen natürlich unerklärbar, wenn nicht der Zuſammenhang oder eine andere ſichere Tradition ſie mit Zuverläſsigkeit deuten lehrt. Dieſs geſchieht wirklich noch in manchen Fällen. Wo aber dieſs Glück nicht zutrifft, da tritt nun die Frage ein: ob man lieber über ſolche unerklärbare Reſte die jetzige unvermeidliche, völlige oder bedingte, Unwiſſenheit erkennen und bekennen? oder ob man ein anderes Deutungsmittel einführen wolle, wodurch allerdings für alles und alles Deutungen zu finden ſind; aber was das ſchlimmſte iſt — Deutungen im Plural; und niemals eine nach feſten Sprachgeſetzen beſtimmbare, von Willkür unabhängige, als einzig erweisliche!

Hr. *H.* ſetzt in der erſten Schrift die ſichern Geſetze der hebr. Wortforſchung allerdings zuerſt in *L. III. de rite* (recte) *conferendis vocibus hebraicis cum iisdem arabicis et aramaeis*, und Rec. vermiſst dabey nichts bedeutendes, als daſs nicht auch zur Vergleichung des Aethiopiſchen und Samaritaniſchen die nöthigen Geſetze und Behutſamkeisregeln angezeigt ſind. Den Unterſchied und die Verwandſchaft von Schin, Sin, Samech und ס hat der Vf. beſſer als gewöhnlich angegeben. Sehr richtig iſt auch, was im *L. IV. de permutatione literarum extraordinaria*, meiſt nach dem *Clavis Dialectorum* von Alb. Schultens, angeführt wird; nur aber richtig, inſofern es Beobachtung über bekannte Significate iſt, nicht inſofern darauf *Geſetze zur ſichern Entdeckung von unbekannten Wortbedeutungen* gegründet werden ſollen. Die Sache verhält ſich ſo. So lang eine Sprache geſprochen wird, ſpricht man nicht ſelte-

ein Wort so aus, dafs man nicht gewifs sagen könnte, ob darinn ein d oder t, ein b oder p, kurz: welcher von den ähnlichklingenden Lauten, genau genommen, zu schreiben seyn würde. Fängt man an, die Sprache durch Schrift zu fixiren, so ist es denn wohl möglich, dafs der Eine *d*, der Andere *t* schreibt und dafs also in den ältern orthographisch unregelmäfsigen Schriftresten *dailen* z. B. und *theilen* einerlei bedeutet. Aus dieser richtigen Beobachtung darf aber nicht als Regel gefolgert werden: dafs überhaupt in den Dialekten eines gewissen Sprachstamms *dai* so viel als *thei* sey und man also z. B. die unbekannte oder unerwiesne Wortbedeutung von *dail — entdeckt habe*, wenn man die Bedeutung von *Theil* erweislich kennt. Vielmehr kann nur dies folgen: *wenn* dail und theil nach sonstigen Sprachbeweisen einerley bedeuten; so ist hier eine gewisse Unbestimmtheit und Nachläfsigkeit in der Orthographie Gewohnheit, dahingegen in vielen andern die eine Art, durch einen ähnlichklingenden Buchstaben sie zu schreiben, von der andern durch den Gebrauch bereits verdrängt ist. Ja, bey manchen Worten, besonders bey nachgebildeten Lauten (*Onomatopoeticis*) ist oft nicht einmal Unbestimmtheit in den Schreiberegeln die Ursache, dafs ähnlich klingende Töne einerley bedeuten. Der eine hat den Schall Einer Sache so, der Andere mit einiger Verschiedenheit nachgeahmt, nnd so kann z. B. *alal*, *jalal*, *helil*, *valal*, *halal*, *vail* — alles dies kann *heulen* bedeuten, ohne dafs eines dieser Wörter aus dem andern entstanden, also daraus ein "*Verwechseln*" von a, h, v, und j, mit Recht gefolgert und daher weiter geschlofsen werden darf, dafs wir ein andermal die Bedeutung von *Jaschab entdekt* haben, wenn wir die Bedeutung von *aschab* oder *haschab* gewifs wifsen.

Sehr richtig nach diesem allem, doch nichts weniger als neu, sind die Beobachtungen des Vf. dafs 1) manchmalen auch im Hebräischen einerley Wort mit ähnlich klingenden Buchstaben geschrieben sey, z. B. בטר בטר und בתר und dafs 2) Worte, welche nur wenig verschieden klingen, oft einerley bedeuten, z. B. אָלַל und הָוַל und ولول. Aber dafs er nun die Erweislichkeit einer *Entdeckung* von unbekannten Wortbedeutungen hierauf gründet, sie mit grofser Vielredenheit ankündigt und darauf eine ganze Reform der hebr. Wörterbücher bauen will, dies ist niemals durch irgend eine Sprachtheorie zu rechtfertigen und wird in der That durch des Vf. Praxis, d. h. durch seine unbegränzt willkührliche Anwendung, noch weniger empfohlen.

Weil die Sprachentheorie zeigt, dafs zuweilen, aus Mangel an Bestimmtheit in der Rechtschreibung, das nämliche Wort bald mit dem inen, bald mit dem Andern der ähnlichklingenden Buchstaben geschrieben worden sey; so kann der theoretisch genaue Philolog, wenn er z. B. die Bedeutung von בטר wüfste die von בתר aber sonsther nicht entdecken könnte, aufs höchste mit Schüchternheit die Vermuthung wagen, ob vielleicht gerade hier eine Ungenauigkeit in der Rechtschreibung statt finde und also בתר eben das bedeuten möchte, was בטר bekanntlich bedeute. Und auf diese behutsame Weise haben indefs orientalische Philologen diese bisher beschriebene Beobachtung, als ein entferntes und oft trügliches Mittel der Wortforschung, nicht vernachläfsigt; nur etwas gewisses entdeckt zu haben, beredeten sie weder sich noch Andere, weder mit ernster noch mit jovialisch satyrischer Mine. Wie aber dagegen Hr. *Hezel*? — Wir nehmen ein Beyspiel, wo sich seine Theorie und Praxis in ihrer ganzen Fülle zeigen. „אֲפַר, אִפּוֹר, אֶפְרָה, אֶפֶן S. 135 ff. Diesen Wörtern „aus den Orient. Dialekten Licht zu geben, ist — *eine „der schwersten philologischen Aufgaben*! Man mag nun „in den Dialecten אפר oder ופר oder הפר: oder ארף „oder ודף oder הרף: אפט, אתף; אפח oder אטף „eben so mit ן oder ת (statt א) vergleichen, kurz an „*alle denkbare* Buchstabenzerwechslung denken. — Die „Dialekte lafsen die Mühe des Forschers unbelohnt!" — Ungeachtet dieser Versicherung, dafs, wenn man auch an *alle denkbare* Buchstabenverwechslung gedacht habe, doch die Mühe unbelohnt bleibe, läfst der Vf. den Muth doch nicht sinken und erklärt es vielmehr für "heilige Pflicht des hebräischen Sprachforschers, „zumal bey schweren Wörtern, *alle und jede* Arten von „Verwechsiung und Versetzung der Stammbuchstaben „vor Augen zu haben. Denn nur eine einzige vergef„sen, kann uns gerade um den ganzen Vortheil brin„gen, den uns die verwandten Dialekte noch gewähren „können." Und wer sollte nun auch auf diesem nach allen Seiten ins Unendliche führenden Wege nicht endlich etwas finden, das, wenn irgend etwas gesagt werden *mufs*, wenigstens so gut als zehn andere ungegründete Vermuthungen einmal gesagt werden kann. Hr. *H.* vergifst also nicht, "dafs die Ordnung der Buch„staben von אבר in irgend einem Dialekte *wohl ganz „umgekehrt seyn könnte*! רפא arab. نفيٌ und سُفوٌ Und nun — ist geholfen. نفيٌ رَفَا ist *wärmen*, folglich auch אֶפֶר!! אֵפוֹר also (ungeachtet es blofs ein *kurzer*, auf Schultern und Bruft herabhängender Obermantel, eine Art von Scapulier war) wird ein *Erwarmungsmittel*, ein *Schulterkleid*, ἐπωμις u. s. w. Hat nun der Vf. eine Entdeckung dieser Art gemacht, so wird sie sogleich das nächstemal als ein entscheidendes Beyspiel angeführt, das zu Fortsetzung eines solchen willkührlichen Verfahrens berechtige. Z. B. S. 156. "אֲפַק wor„aus *unstreitig* durch umgekehrte Ordnung der Buch„staben (wie نفيٌ aus אפר s. dies Stammwort) das Ver„bum קפא *coagulatum fuit, spissum fuit* — geworden „ist" etc. So wird חֶשֶׁב kurzweg *Band*, *Gürtel*. Denn was ist es anders, als חֶבֶשׁ *ligatura*? Auch beobachtet man leicht, dafs der Vf., je weiter er in seinem kriti-

schen (!) Wörterbuche fortschreitet, auf seinem Wege mit jedem Schritt entschlossener wird. Bis er ins Tau käme — denn hier haben wir erst Beyträge zum Aleph würde er über seine Schüchternheit in Bearbeitung der ersten Buchstaben selbst erstaunen und wieder etwas tüchtiges umzuarbeiten finden; damit doch unsere hebräische Philologie, welche "auch nach Michaelis „Supplementen noch in den Kinderschuhen steht" endlich — — auf Stelzen gehen lerne!?

Und dies wäre also die Methode oder vielmehr die Manier, durch welche Hr. *H.* den hebr. Sprachforscher nicht in ein *wüstes* oder *peträisches* (wie, versteht sich, andere allzubehutsame Kenner der Wege und Spuren) sondern in ein *glückliches Arabien* nach S. 105. führen will. Ihm sind es furchtsame und ungeübte Sprachforscher, die über die Vergleichung des hebräischen Zeitworts אזן mit חזן, חנן, (חנא, חנה, אנה) حان und أذي die Achsel zucken sollten. Denn "kaum hält Ei„ner strenger über die Gesetze und Regeln der Vergli„chung, als *Er*. Aber *Er* kennt auch — die Ausnah„men von diesen Regeln." Was wären aber diese Ausnahmen anders, als dass Hr. *H.*, wenn er nach den wirklichen Gesetzen und Regeln der Vergleichung über die Bedeutung eines Worts nichts entdeckt, die Willkür sich zum Gesetz macht und nach allen, auch den entferntesten Aehnlichkeiten herumsieht, bis ihm Eine vor den Andern (noch dunklen Gefühlen) hier gefallt, für welche er selbst und jeder Andere, der Buchstaben versetzen und vertauschen kann, im nächsten Augenblick eine gleich gut gegründete andere Deutung, ja zehn statt einer, aufbringen könnte? Von dieser Möglichkeit ist S. 57 ff. in der Würklichkeit ein sonderbares Beyspiel. Nachdem der Vf. אור aus dem Samaritanischen zu erlautern versucht hat, fallt ihm plotzlich eine andere Deutung bey. Diese geht von den Worten: ja, ich glaube nunmehr bis S. 59. zu den Worten. zwischen b. und c. Hierauf aber blieb dennoch ein Lob des Samaritanischen als einer Erklärungsquelle noch stehen, welches zu der S. 57. vorher gegebenen Erläuterung gehörte, das aber der Vf. doch auch nach dieser langen epanorthotischen Unterbrechung nicht umsonst geschrieben haben wollte. Wenn ja das Unbekannte durch solche Mittel entdeckt werden müsste, durch welche alles Gewisse schwankend gemacht, vom Ungewissen aber nie etwas sicheres entdeckt werden kann, so würden wir lieber, mit Michaelis sagen: *malim haec, et alia multa, ignorare*, als auf dem Wege des Vf. III. ausrufen: *non ignorare praestat*. Da aber sonst Hr. *H.* zur hebräischen Sprachforschung mit Sprachkenntniss und Witz hinreichend ausgestattet ist und deswegen schon so manche Stelle glücklich erlautert hat: so glaubt Rec. einer von ihm empfohlenen philologischen Anarchie um so bestimmter widersprechen zu müfsen, damit uns nicht künftig jedes Gute des Vf. zugleich an die chaotische Masse, welche der Witz aus der vom Zufall gegebenen Materie blofs dem Scheine nach ordnet, verloren gehen möchte. Noch schlimmer wäre es, wenn Hr. *H.* sein *Molimen* eines kleineren hebr. Handlexikons durch Befolgung dieser Manier fast ganz unbrauchbar machen würde.

Uebrigens begreifen wir am allerwenigsten, wie Hr. *H.* diese, einst durch Joh. Förster und Burkhard Rümmelin seel. Andenkens cultivirte, Manier überall als eine tief ausgedachte, mühsame Arbeit beschreibt, und dagegen über diejenige zu lachen sich anstrengt, welche, wie Michaelis, zu einem hebr. Wort im Arabischen oder Syrischen nur ein mit den ähnlichen Consonanten geschriebenes aufzusuchen wissen. Es gehört doch wahrhaftig weder Kunst, noch Mühe, noch Tiefsinn dazu, alle Buchstaben eines Worts, so oft es geht, untereinander zu werfen und alsdann etwa ואמא statt אבך nachzublättern; nicht einmal Mühe aber ist es, sich ein *t* statt *d* geschrieben zu denken. Und der Vf. weifs es sich noch leichter zu machen. Selbst dort, wo ihm Beyspiele vermeyntlicher Verwechslungen der Buchstaben nicht beyfallen, weifs er sich zu helfen. „Wie oft werden Nun und Jod, schreibt er S. 83. — als *erste* Stammbuchstaben verwechselt! *Warum nicht auch als Zweite?*" Und, unerachtet er hiezu weder seine ausführliche Sprachlehre, noch seine Formellehre, noch seine *Institutio philologi hebraei*, noch sein — erst, so Gott will, nach andern Grundsätzen, zu schreibendes, hier aber zuweilen schon citirtes — hebr. Lexikon zum Beleg citiren kann, wird es ihm doch eben so leicht אנש aus אנש als אש aus ארש zu deduciren. Da er S. 146. gegen Clericus ausruft: "Was würde doch ein Heyne „sprechen, wenn er seine (?) lateinischen und griechi„schen Philologen *so* philologisiren hörte" dachte er wohl nicht an die Probe, den Virgil nach der bisher beschriebenen (wir sagen nicht gerne: Hezelschen) Manier zu interpretiren, welche der in diesem so sehr mislungenen Versuch eines Wörterbuchs so oft mit stolzem Mitleiden behandelte — J. D. Michaelis in seiner Beurtheilung der Mittel, die hebr. Sprache wieder herzustellen, S. 68. bereits 1757. zum warnenden Beyspiel entworfen hatte. In eben dieser — vergessenen? — Schrift war schon die Theorie über verwechselte oder versetzte Buchstaben fast ganz (S. 70 ff.) entwickelt und bestimmt, ausdrücklich aber dies gezeigt, *dass darinn kein Erfindungsmittel der uns unbekannten Bedeutungen zu entdecken sey!*

1) Wirzburg, b. Rienner: *Chrestomathia Quinctiliana.* Quam classibus humanioribus accommodavit, notis variorum et suis, adjecta in sermone patrio appendice auxit et dilucidavit Laur. *Blass* in Acad. Jul. Wirceb. Litt. hum. Professor. 1793. 381 S. gr. 8.

2) Ebendas. *Anhang zur Erläuterung und Ergänzung der in Quinctilians Chrestomathie aufgestellten Grundsätze* zum Gebrauche der rhetorischen Classen. 1792. XXII. und 205 S. gr. 8.

Digitized by Google

3) BERLIN b. Maurer: *Ueber die Bildung des Gefühls für das Schöne auf öffentlichen Schulen.* Eine Abh. in der pädagog. Verſammlung des königl. Seminariums f. gelehrte Schulen vorgeleſen von Friedr. *Rambach*, Subrector des Friedrichswerderſchen Gymnaſiums. 1794. 160 S. 8. (10 Ggr.)

Wenn gleich die Rhetorik für uns nicht mehr den groſsen Werth hat, den ſie für die Römer haben muſste: ſo bleibt uns dennoch die Obliegenheit, die ſchönen Rednerkünſte in Schulen als Mittel zur Bildung des Verſtandes und Geſchmacks und zu andern bürgerlichen Zwecken nicht zu vernachläſsigen. Die Vorſchriften der Rhetorik werden aber am lauterſten aus den Quellen des Cicero und Quinctilian geſchöpft, und daher iſt dieſe reichhaltige Quinctilianiſche Chreſtomathie, welche noch durch die hinzugefügten Parallelſtellen des Cicero ergänzt und erweitert worden, für die höhern Claſſen gelehrter Schulen ſehr zweckmäſsig. Aber eine Unbilligkeit ſcheint es uns zu ſeyn, daſs der erſte Herausgeber und Erläuterer dieſer nun von *Blaſs* neu aufgelegten und verbeſſerten Chreſtomathie, Bonav. *Andres*, Wirzb. 1782. gar nicht genannt iſt. Der neue Bearbeiter hat Einiges in der Chreſtomathie ſelbſt geändert und weggelaſſen, was für den Zweck und überall für unſre Zeiten weniger Intereſſe hatte, und hat auch eigne Anmerkungen, vornehmlich Erläuterungen aus den neuern Theoriſten, beygefügt, die aber nirgends von den Anmerkungen ſeines Vorgängers durch irgend ein Zeichen unterſchieden werden. Bey dem literariſchen Abſchnitt des 10. Buchs hat er ſich angelegen ſeyn laſſen, die beſten Ausgaben der Claſſiker beyzufügen; allein er iſt dabey etwas flüchtig zu Werke gegangen. Wir vermiſsten z. B. *Schützens* Aeſchylus, *Erneſti's* Callimachus, *Bruncks* Ariſtophanes und Sophokles, *Becks* Euripides, *Burmanns* Properz u. ſ. w. Von Cicero's Werken iſt blos Erneſti's kritiſche Ausgabe angeführt. Von *Jani's* Horaz nur der erſte Theil. Von *Heynens* Virgil u. Tibull bloſs die erſten Ausgaben. Der deutſche *Anhang* iſt als ein erläuternder und erweiternder Commentar über die wichtigſten Abſchnitte des Quinctilian anzuſehen und enthält ſehr brauchbare Materialien aus den claſſiſchen Schriftſtellern dieſes Fachs mit des Vf. eignen Gedanken und Zuſätzen. Lobenswerth iſt es auch, daſs der Vf. zur Erweiterung literariſcher Kenntniſse bey Jünglingen der Charakteriſtik der gr. u. röm. Schriftſteller im Quinctilian eine kurze Charakteriſtik der beſten deutſchen Schriftſteller in den Gattungen der Dichtkunſt, Geſchichte, Redekunſt und Philoſophie gegenüber ſtellte. Allein wir können nicht bergen, daſs die Liſte der hier angegebenen deutſchen vorzüglichen Autoren doch gar zu mangelhaft und unvollſtändig iſt. Denn obgleich der Vf. ſich ſchon gegen einen ſolchen Einwurf verwahrt, indem er ſagt: "es ſey nicht ſeine Abſicht, alle, ſondern nur die zur Nachahmung für junge Leute brauchbarſten und die unſchädlichen zu charakteriſiren, auch nicht immer ganze Schriftſteller, ſondern öfters nur, vorzüglich bey den Dichtern, ihre beſten Stücke anzuzeigen," ſo läſst ſich doch ſeine Unvollſtändigkeit mit dieſen Entſchuldigungen, die man ihm immer zugeben kann, nicht rechtfertigen. Um nur bey der Dichtkunſt ſtehen zu bleiben, führt er von neuern deutſchen Dichtern nur an: Bodmer, Haller, Hagedorn, Rabner, Gellert, Kleiſt, Ramler, Zachariä, Denis, Leſſing, Geſsner, Klopſtock, Stollberg. Gellert und Leſſing werden nur als Fabeldichter genannt. Dem Schauſpiel ſcheint der Vf. nicht gewogen zu ſeyn. Es wird deſſen gar nicht gedacht. Sind denn die in ihrer Art groſsen Dichter, Göthe, Wieland, Gleim, Jacobi, Utz, Engel, Göckingk, Weiſse, Bürger, Voſs, Schiller etc. nicht auch, wenigſtens Theilweiſe, für Jünglinge brauchbar und unſchädlich?

N. 3. enthält ſehr leſenswerthe Betrachtungen über das Studium der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften auf höheren Schulen. Die Ausbildung des Geſchmacks ſoll uneigennütziges Wohlgefallen am Schönen hervorbringen, ſie ſoll aber zugleich als Mittel zu höhern Zwecken, als Vorbereitung zu einer moraliſchen Denkungsart und zu den geſelligen Tugenden der Freundſchaft, der Liebe, des Mitgefühls dienen. Zwar gehört für die gemeinſchaftlichen oder gelehrten Schulen nicht die Bildung des eigentlichen Künſtlers, welcher in Kunſtſchulen erzogen wird; doch ſollen in ihnen 1) in Rückſicht auf die bildenden Künſte richtige Grundſätze zur Beurtheilung der Werke der bildenden Kunſt verbreitet, aber 2) in Rückſicht der ſchönen Redekünſte ſolche Anweiſungen ertheilt werden, wodurch die Jugend nicht nur in den Stand geſetzt wird, ſolche Werke zu beurtheilen, ſondern auch eigne Werke hervorzubringen und zu kritiſiren. Die Phantaſie muſs in Thätigkeit geſetzt werden, nicht nur in die genieſsende und beurtheilende, ſonden auch in die ſchaffende. Beides geſchieht durch Aufſätze von mancherley Art, wozu der Lehrer den Stoff gibt, und bey deren Beurtheilung er die Regeln der Kunſt einwebt und entwickelt; es geſchieht ferner durch Entwicklung vollendeter Muſter des Schönen, die der Lehrer vor ſeinen Schülern anſtellt, und alsdann von ihnen wiederholen läſst. Auch ſchriftliche Kritiken werden als eine nützliche Uebung für Schüler empfohlen. Nach vielen ſolchen einzelnen Uebungen laſſen ſich die zerſtreuten Bemerkungen in ein Ganzes von Regeln bringen. Der Vf. ſtreut viele feine praktiſche Bemerkungen ein, die einen aufmerkſamen und nachdenkenden Schulmann verrathen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 12. Julius 1794.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Kummer: *Kupferzell durch die Landwirthſchaft im beſten Wohlſtand*; v. Pfarrer *Mayer*. 1793. 391 S. 8.

Ein leſenswürdiges Buch. Es theilet ſich in V Abſchnitte. I. *Was Kupferzell ehemals war.* Hohenloh ſoll eines von den erſten Ländern ſeyn, die bevölkert worden; ſeine Bewohner müſſen früh dem Herumſchweifen oder der nomadiſchen Lebensart entſagt und ſich da fixirt haben, weil die Alten die Salzquellen zu Schwäbiſch Hall vorgefunden. Indeſſen aber können dieſe auch ſpät entdeckt worden ſeyn. II. *Was Kupferzell jetzt iſt.* Bey der freyen offenen und ebenen Lage, den durchgängig angebauten Fluren, den ausgetrockneten und in Wieſen verwandelten Teichen, wenigen Waldungen, geſundem Waſſer und andern die geſunde Luft befördernden Umſtänden muſs allerdings die Sterblichkeit geringer ſeyn, als in mehrern andern Gegenden; doch iſt die Bemerkung des Vf. ſelten, daſs er in 46 Jahren ſeines Pfarramtes in Kupferzell keine 12 Kinder beerdigt habe, die an den Blattern ſtarben. Er ſagt ferner: daſs *gar ſelten eine epidemiſche Krankheit* ſich da einfinde: *daſs niemals* ein hitziges Fieber daſſelbſt graſſiret, nur einmal das faule Fieber, wobey aber von 50 Kranken kaum 10 geſtorben ſeyn; daſs die Auszehrung eine ſeltene Krankheit ſey: daſs, als einsmals eine Soldatenfrau die ungariſche Krankheit, die an die Peſt gränzte, aus dem Feldlager dahin gebracht, 7 Perſonen in einem Hauſe daran auf einmal lagen, niemand weiter, als der Chirurgus angeſteckt worden, und dieſer nebſt 3 von den 7 Kranken daran geſtorben ſey. — Er bemerkt ſeit 50 Jahren her eine ziemliche Abnahme der körperlichen Gröſse der Einwohner, die jedoch ſtark und robuſt ſeyn, und ſchreibt ſolches dem frühen Anhalten der Kinder zur Arbeit zu, welche wohl den Stillſtand verurſachen, aber feſtere Sehnen und Nerven ſchaffen mag, indem ſie ſolche verkürzt. In einem Zeitraum von 420 Jahren berechnet er aus den Kirchenbüchern im Durchſchnitt, von 36 Lebenden jährlich 1 Verſtorbenen, und die Vermehrung der Gemeine beſtehet vom Jahr 1750 her in 1516 Perſonen. — Der Rindvieh- und Hammelhandel trägt der Gegend von 12 bis 15 Stunden Länge und 6 Stunden Breite jährlich über 2½ Millionen Gulden ein. III. *Durch welche Mittel Kupferzell das wurde, was es jetzt iſt.* Dazu rechnet er 1) die *Religion*, (ein Inbegriff aller Regeln, die zeitlich und ewig beglücken:) der erſte Grund alles Wohlſtandes. Je reiner ſie ein Staat beſitze und ausübe, deſto glücklicher ſey er. Dieſen Punkt führt der Vf. gut aus, zeigt, wie beſſere Schulen, Selbſtdenkenlernen des Landmanns, Verſcheuchung des Aberglaubens u. ſ. w. einen groſsen Einfluſs in das Wohl eines Staats habe. Näher und ſehr paſſend erklärt er ſich darüber in dem IV Abſchnitte. — 2) Das *Eigenthumsrecht* beym Güterbeſitz. 3) *Vertheilung der Gemeingüter.* 4) *Vertheilung der groſsen Höfe in kleinere.* 5) *Abtheilung der Wohnplätze*, um den entfernten Gütern nahe zu liegen. 6) Abſchaffung der Weidgange und *Einführung der Stallfütterung.* 7) Die *Ochſenmaſt*, die nicht nur ſtarken Geldgewinn, ſondern auch vielen Dung, die Aecker in höchſten Ertrag zu bringen verſchaffe. 1. Morgen (groſses Maas zu 256 Quadrat Ruthen, die Ruthe 16 Nürnberger Fuſs) ertragt 8 Schober (Fuder, Schock, ſind 60 Gebund) Getraide. — Ein ſehr ſtarker Ertrag. 8) *Das Beführen der Aecker mit Mergel.* — Eine für den Feldbau intereſſante Erzählung der Naturgeſchichte der daſigen Fruchtfelder. 9) *Die Tüchtigkeit des Bodens* zum Anbau faſt aller gewöhnlichen Producte 10) *Der Bau der Wicken*, welche dort geſchroten, die Hauptſache der Mäſtung ausmachen, und dann die *Gerſte*, die eben ſo gefüttert wird. 11) *Heu und Grummet* von fetten Wieſen, und *Klee* zu grünem Futter für Melk- und Arbeitsvieh. 12) *Der Gyps*, (um welche Dungart ſich der Vf. längſt ſehr verdient gemacht hat.) 13) Der *Verkauf der Cameralgüter an die Bauern.* 14) *Verkauf der Schäfereyen an die Unterthanen.* 15) Der *Kartoffelbau.* 16 u. 17) *Ein nicht übertriebener, moraliſch guter Luxus* u. ſ. w. — Frohndfreyheit; Chauſſeen; ebene geſunde Lage. u. ſ. w. IV. *Kupferzell nutzt alles zu ſeinem Wohlſtand freywillig und ohne Zwang.* — Hier werden ſämmtliche Punkte der vorigen Abtheilung nach derſelben Ordnung der Numern weiter ausgeführt. V. *Was Kupferzell noch zu mangeln und abzugehen ſcheint, ſeinen Wohlſtand ganz zu vollenden.* — Dazu rechnet er in allgemeiner Anwendung und überhaupt in den Staaten 1) *beſſere Religionslehrer in Schulen und der Kirche*: bey jenen, daſs ſie nicht bloſs den Katechismus herbeten könnten, ſondern auch etwas von Naturlehre, Naturhiſtorie, Feldmeſskunſt, von den Gründen der Landwirthſchaft oder der Künſtenlehre, und den dem Land- und Hauswirth, dem Bauren und Bürger nöthigen Wiſſenſchaften überhaupt verſtehen ſollten. Bey den Kirchenlehrern tadelt er, daſs ſie allermeiſt zur Abſicht der Religion nur die Glückſeligkeit der Zukunft nach dem Tode annehmen, und die Religion nicht als einen Inbegriff aller Regeln anſehen, durch deren Beobachtung die ganze Glückſeligkeit der Menſchen befördert werden ſoll: daſs kaum 10 von 100 die Glückſeligkeit dieſes Lebens als den einen Haupttheil der

beſſere Beamten, die ſich als Väter der Unterthanen ihres Fürſten bezeigen, ihre ganze Lage kennen, und ihr Gewerb von Grund aus verſtehen: 3) *Die Weghebung der Vampiren, der Juden*, und die Beſchränkung anderer, nemlich der vorzüglich Reichen einer Gemeine, die den Mittelmann und Aermern drücken: 4) Was er hier von den *Abgaben* an die Herrſchaft ſagt, iſt local: 5) *Beſſere Polizey im Kirchenweſen*, Abſchaffung der Feyertäge u. ſ. w. der koſtſpieligen Pathengeſchenke, Todtenkränze u. ſ. w. in *der bürgerlichen Polizey*, Abſtellung koſtſpieliger Hochzeit, Tauf- und Todtenſchmäuſe, des liederlichen Bettelns durch Arbeits- und Zuchthäuſer: Errichtung der Brandaſſecurationen. — Das Uebrige von der Viehzucht iſt local. — Beherzigung verdient, was er von Verführung unbemittelter Mädchen ſagt. — Die *Feldpolizey* vergiſst der Vf. ganz. Dieſs hätte um ſo weniger geſchehen ſollen, da von ihr öfters die Aufnahme der Landwirthſchaft abhängt, und man in vielen Gegenden auf dem Felde nichts ſicher haben kann, auch in dem Anbau der Producte ſelbſt, manche Geſetze und beſſere Aufſicht nöthig wäre — Uebrigens hat der Vf. die Seitenhiebe auf Hn. *Stumpf* in der Vorrede abgerechnet, viel Belehrendes und Schönes für das Geſammte der Landwirthſchaft und Oekonomie geſagt.

STRALSUND, b. Struks Witwe: *Anweiſung über den Blumengarten nach den bisher bekanntgewordenen beſten Behandlungsarten.* 1793. 774 S. 8. (1 Rthlr. 20 Gr.)

Dieſes reichhaltige Werk, eine Fortſetzung der Abhandlung über den Küchengarten, kann ein brauchbares Handbuch für die Garten- und Blumenfreunde ſeyn. Es enthält 3 Abtheilungen, nebſt einem Monatskalender, oder die monatliche Anweiſung zur Wartung des Blumengartens. In dem 1 Abſchnitt wird theils überhaupt von Anlegung und Zubereitung des Blumengartens, der Beete und deren Beſetzung u. ſ. w., von Blumentöpfen und Geſchirren: vom Begieſsen, Durchwintern der Blumen und Gewächſe im Freyen und im Hauſe, theils insbeſondere von Behandlung der Blumen, die in alphabetiſcher Ordnung aufgeſtellt ſind, geredet. Die 2 Abth. enthält Bemerkungen und Regeln für diejenigen Gartenfreunde, welche mit dem Blumengarten zugleich den Anbau von Küchengewächs und Obſt verbinden, wobey die für die Haushaltung nützlichen Gewächſe auch nach alphabetiſcher Ordnung angeführt ſind, und von ihrer Durchwinterung in lüftigen Kellern; der Samenerziehung; den Mitteln gegen einiges Gartenungeziefer u. ſ. w. abgehandelt wird. Die 3 Abtheilung zeigt die Anzucht der Sommergewächſe und einjährigen Blumen, theils im Allgemeinen, theils insbeſondere wieder in alphabethiſcher Ordnung. Dann folgt der Blumengartenkalender.

Warum der Vf. in der er 1 Abth. das bisweilen gebräuchliche Belegen der Blumentöpfe mit Schnee, bey den im Hauſe zu überwinternden Blumen, als durchaus untauglich verwirft, davon gibt er keine überzeugenden Gründe an. Rec. findet es in der Erfahrung [illegible] bey einem kalten oder warmen Winter) als das öftere Begieſsen, das entweder die Pflanzenwurzel bey warmer Winterluft leicht in Trieb, oder bey kalter in Verderbniſs bringen kann. — Das Garteninſtrument des Blumenhebers oder Gurken- und Melonenbohrers, ſo wie auch des Blumenbegieſsers in Form eines Zuckerhuts iſt nicht hinreichend deutlich beſchrieben, um den Blumenfreund in Stand zu ſetzen, ſie darnach verfertigen laſſen zu können. Eine Zeichnung wäre hier gar dienlich geweſen, im Fall ſie von vorzüglichen Nutzen ſind. — Die untrügliche Methode des Einſchlämmens der zu verſetzenden Pflanzen und Gewächſe iſt ſehr gut gezeigt, ſo wie auch die Anlegung der Miſtbeete. Die Behandlung der Nelken iſt ſehr vollſtändig gelehrt, ſo, wie es auch dieſe beliebte Blume verdient und erfodert; jedoch iſt vergeſſen, bey dem Ablegerbereiten, und der Anweiſung, wie die *Nelkenſtecklinge* zu machen, die Zeit zu beſtimmen, *wenn* ſolches geſchehen ſoll. Wenn gleich vorauszuſetzen iſt, daſs ſie eben die ſey, in welcher die Ableger durch Einſchnitte gemacht werden: ſo will doch der Laye, der noch nichts davon weiſs, in ſolchen Hauptpunkten deutlich verſtändiget ſeyn. — Die Rubrik von der *Reſeda odorata* ſollte etwas vollſtändiger ausgeführt ſeyn; auch gleicht ihr treflicher Geruch mehr der aromatiſchen Traubenblüthe als der Märzviole. — In der 2 Abth. iſt die Melonenpflanzung vorzüglich gut beſchrieben. — Die Mittel wider die Ameiſen und Erdflöhe ſind unzureichend, und den Ohrwurm mit einer Schale Waſſer vom Nelkentopf abhalten zu wollen, wäre ganz vergeblich: die Urſache wird der Vf. einſehen, wenn er einem Ohrwurm die halben Flügeldecken mit einer Nadel lüftet und die künſtlich zuſammengefalteten groſsen runden Flügel hervorziehet. — Sein Raupen- und Schmetterlingsfang wird eben ſo wenig fruchten, als die Beſchützung der Weintrauben mit Spinnewerben. — Die Judenkirſche, *Phiſalis Alkekengi*, ſcheint er nicht vollkommen zu kennen. Das Eberhahniſche Obſtverzeichniſs iſt ſo erbärmlich abgedruckt, daſs faſt kein franzöſiſches Wort richtig, manches gar nicht zu entziffern iſt; beſſer das Herrnhauſiſche. Die 3 Abth. lehrt leichtere oder geringere Arten von Miſtbeten; und die Anpflanzung der Sommergewächſe, in deren alphabetiſchen Verzeichniſs viele in dem vorhergehenden Abtheilungen vorkommen. — Der Stechapfel (*Datura*) der ſelbſt am Geruch giftig iſt, hätte hier wegbleiben können. — Bey dem Gartenkalender wären die wenigen Rubriken von Küchengewächſen füglicher beſonders und nach den Blumen geſetzt worden; überhaupt aber hätte dem Titel getreu die Vergroſserung des Buchs durch das hin und wieder eingeſchaltete vom Küchengarten, das doch unvollſtändig iſt, und im Ganzen nichts ſagen will, ganz wegbleiben können, wie auch die häufigen Sprachfehler und veraltete Orthographie, z. B. mit *die* (den) Anemonen: die Erde, welche für *ihnen* (ſie) gehöret: wo an *denen* (den) Ranunkeln u. ſ. w. blühen *im Junii* (im Junius:) es fehlet an *ein* (einem) *richtiges* (richtigem) Verzeichniſs derſelben: bis zu *die 4 Fuſs* (bis auf 4 Fuſs) abgekürzt: aus *die* (den) Kernen erzogen u. ſ. w. Das Regiſter iſt brauchbar und war unumgänglich nöthig.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Nicolai: *Gotthold Ephraim Leſſings ſämmtliche Schriften.* Sieben und zwanzigſter Theil. — Auch unter dem beſondern Titel:

G. E. Leſſings Briefwechſel mit Karl Wilhelm Ramler, Joh. Joach. Eſchenburg und Friedr. Nicolai. Nebſt einigen Anmerkungen über *Leſſings* Briefwechſel mit *Moſes Mendelsſohn.* 1794. XVIII u. 520 S. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Der würdige Hr. *Nicolai* hat in der letzten Meſſe das Publicum mit einem ſchätzbaren Werke *ſeines* Geiſtes und aufserdem noch mit dieſer Briefſammlung, an welcher auch ſein Verdienſt nicht gering iſt, beſchenkt. Die Sorgfalt, mit welcher man Leſſings Nachlafs aufſucht, ſammelt und commentirt, die Achtung des Publicums gegen dieſe Reliquien, das Intereſſe, womit man alles, was ſich auf Leſſing bezieht, aufnimmt, dieſs alles beweiſst auf eine unzweydeutigere Art, dafs unſre Landleute vaterländiſches Verdienſt zu ſchätzen wiſſen, als es durch ſteinerne Denkmäler geſchehen konnte.

Hr. N. hat dieſe Briefſammlung nicht ohne alle Läuterung und Mitgabe in die Welt hinausgeſtoſsen. Es verſteht ſich, dafs er als ein Mann, der Achtung für das Publicum hat, dasjenige, was nicht für das Publicum gehörte oder dieſem nicht wichtig genug ſcheinen möchte, wegliefs. Doch hat er mit Recht auch viele ganz particuläre Stellen ſtehen laſſen, die zunächſt nur den Empfanger der Briefe intereſſirten, die aber doch durch ihre Form und Einkleidung, durch die witzige und feine Art, wie Leſſing kleine Aufträge gab, ökonomiſche Beſtellungen machte, ſich bey häuslichen und Privatvorfallen benahm u. ſ. w., ein allgemeineres Intereſſe erhalten und ein ſprechendes anziehendes Bild von Leſſings Individualität geben. Allein, da ein Briefwechſel zwiſchen vertrauten Freunden eine Menge Stellen, Anſpielungen, Anekdoten und Winke enthalten mufs, welche nur dieſen Freunden ſelbſt oder höchſtens den Zeitgenoſſen oder denen, welche in denſelben Verhältniſſen ſtanden, bekannt ſeyn können: ſo würden viele Stellen einer ſolchen ins Publicum geſchickten Briefſammlung dem Leſer unverſtändlich ſeyn und verloren gehen, wenn ſie nicht von einem unterrichteten Herausgeber mit Erläuterungen verſehen würden. Solche nöthige Erläuterungen hat denn Hr. *N.* auch dieſen Briefen beygefügt, die keinen ſachkundigern Commentator hätten erhalten können. In einem Supplement kommen auch noch eine Anzahl Anmerkungen zu *Moſes Mendelsſohns* im J. 1789 gedruckten Briefwechſel mit Leſſing hinzu.

Ramler und *Eſchenburg* theilten dem Herausg. *Leſſings* Briefe an ſie mit. Der Letzte verſah die an ihn gerichteten Briefe ſelbſt mit den nöthigen Anmerkungen; ſo wie er auch die Briefe an *Ramler* mit einigen kleinen Anmerkungen begleitete. Der Briefe an *Ramler*, von 1755 bis 1779 iſt zwar nur eine kleine Zahl, aber ſie haben viel Anziehendes durch den herzlichen, freundſchaftlichen Ton, der in ihnen herrſcht, durch viel Laune und Witz und durch feine Urtheile und Charakterzüge. Die Achtung, die Leſſing überall für *R's.* poetiſche Talente an den Tag legt, iſt muſterhaft. Er ſchickte ihm gewöhnlich ſeine poetiſchen Producte in der Handſchrift zu, und liefs ſie von ihm kritiſiren und verbeſſern. So machte er es noch mit ſeinem letzten Werke: Nathan der Weiſe. Als Leſſing ſeine Sinngedichte in Berlin drucken liefs, ſchickte er das Mſcr. an *R.*, bat ihn auszuſtreichen, was gar zu mittelmäſsig ſey, und wo ein Epigramm ſich in der Geſchwindigkeit noch ein wenig mehr aufſtutzen laſſe, ihm dieſe Verbeſſerung zu geben. Die Handſchrift wurde nun, ohne dafs ſie Leſſing ſich wieder zurückſchicken liefs, nach Ramlers Abänderungen gedruckt; denn Leſſing äufsert an einer Stelle, dafs er Ramlers Verbeſſerungen blindlings annehme.

Die Briefe von *Eſchenburg* von 1772 bis 1780 ſind auch nicht zahlreich. Der Beſitzer erklärt, dafs er einen wenigſtens noch dreymal ſo grofsen Vorrath derſelben habe, deren Inhalt aber theils fürs Publicum nicht intereſſant ſey, theils in anderer Rückſicht keine öffentliche Bekanntmachung vertrage. Die hier abgedruckten beziehen ſich faſt alle auf Literatur. Aber unter den jüngſten ſind einige ſo charakteriſtiſche, dafs wir uns nicht enthalten können, einiges Merkwürdige aus ihnen auszuheben. Gleich nach dem Tode ſeines neugebornen Sohnes, als die Mutter hofnungslos darnieder lag, ſchrieb *L.* an *E.* 3 Jan. 1778: „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Beſonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn ſo ungern, dieſen Sohn! Denn er hatte ſo viel Verſtand! ſo viel Verſtand! — Glauben Sie nicht, dafs die wenigen Stunden meiner Vaterſchaft mich ſchon zu ſo einem Affen von Vater gemacht haben? Ich weifs was ich ſage. — War es nicht Verſtand, dafs man ihn mit eiſernen Zangen auf die Welt ziehen muſste? dafs er ſo bald Unrath merkte? — War es nicht Verſtand, dafs er die erſte Gelegenheit ergriff, ſich wieder davon zu machen? — Freylich zerrt mir der kleine Ruſchelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch iſt wenig Hofnung, dafs ich ſie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal ſo gut haben, wie andere Menſchen. Aber es iſt mir ſchlecht bekommen.“ Da *E.* die ſonderbaren Aeufserungen dieſes Briefs für die Sprache der Verzweiflung gehalten hatte: ſo entgegnete ihm *L.* d. 7 Jan. „Nicht Verzweiflung, ſondern vielmehr Leichtſinn iſt mein Fehler, der ſich manchmal nur ein wenig bitter und menſchenfeindlich ausdrückt.“ Den 10 Jan. „Meine Frau iſt todt; und dieſe Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, dafs mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig ſeyn können zu machen; und bin ganz leicht.“ 14 Jan. „Geſtern Morgen iſt mir der Reſt von meiner Frau vollends aus dem Geſichte gekommen. — Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andre Hälfte in Geſellſchaft dieſer Frau zu verleben; wie gern wollte ich es thun! Aber das geht nicht; und ich mufs nur wieder anfangen, meinen Weg

Digitized by Google

num literarischer und theologischer Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehen helfen."

Lessings Briefwechsel mit *Nicolai* ist hier nicht einseitig abgedruckt, sondern es sind auch Nicolai's Antworten, so viele sich noch unter den Lessingschen Papieren gefunden haben, beygefügt. Dies giebt eine vollständigere Uebersicht des Ideentausches dieser Männer, macht das Ganze weit verständlicher und auch für den Leser, der bey Briefen ohne Antworten immer nur Fragmente zu lesen meynt, weit geniesbarer. Dieser der Anzahl und dem Gehalt nach reiche Briefwechsel von 1756—1777 kann als ein wichtiger Beytrag zur deutschen Cultur- und Literaturgeschichte dieser Periode angesehen werden. *L.* und *N.* standen mit einander in freundschaftlichen, literarischen und kaufmannischen Verhältnissen, welches ihren schriftlichen Unterhaltungen eine grose Abwechslung und Mannichfaltigkeit gibt. Man findet nicht nur einen beständigen Austausch von Neuigkeiten, Berichten, Literarnotizen, sondern auch eine vorzüglich in den frühern Jahren sehr lebhaft unterhaltne Auswechslung eigner Ideen, die sich grosentheils auf die Philosophie der schonen Künste und Wissenschaften, vornehmlich der dramatischen Poesie, bezieht. Man hort ein paar vertraute Freunde sprechen, die sich einander ganz zeigen, wie sie sind, die sich ihre wechselseitigen Meynungen, Hofnungen, Wünsche, Plane ohne Rückhalt mittheilen, mit edler Offenheit einander tadeln und widersprechen, sich oft über einander lustig machen, und die über alles mit Witz und Laune sprechen! In den von *N.* beygefügten Erläuterungen findet man die interessantesten Bemerkungen über die wechselseitige Thätigkeit, die Unternehmungen, Schicksale und Verhältnisse des Lessingischen Cirkels und über alle die Gegenstände, welche *N.* und *L.* in den Kreis ihres Briefwechsels hineingezogen haben. Auch die Liebhaber von Anekdoten werden hier sehr gut unterhalten. Die edle und eines geraden Mannes so würdige Freymüthigkeit, mit welcher *N.* so manche damals ganz unschuldige, in der gegenwartigen inquisitorischen Decade aber leicht verdachtig zu machende, Aeusserung aus seinen ältern Briefen hat abdrucken lassen, müssen wir zu seiner Ehre erwahnen. In das einzelne bey dieser Anzeige zugehen, halten wir für unnöthig, da ein Werk wie dieses ohnehin ganz gelesen werden muss und wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Litterargeschichte. *Jena*, b. Göpferdt: *Dissertatio* inauguralis med. de *Asclepiade Bithyno* — auctore Chr. Gottl. *Gumpert*. 1794. 39 S. 8. Bey dem jetzt aufs neue belebten und mit dem glücklichsten Erfolg betriebenen Studium der Geschichte der Medicin verdiente Asklepiades, der sich zu einem Vereinigungspunkt der empirischen und methodischen Schule zu machen wusste, und durch die Epikurische Philosophie geleitet zu den einfachen Naturwegen aufs neue zurückkehrte, gewiss eine neue Untersuchung. Zwar haben schon früher zwey gelehrte italienische Aerzte, *Bianchini* und *Cocchi*, ihr Heil an ihm versucht, und Hr. Prof. *Ackermann* hat ganz neuerlich in dem nur zu früh abgebrochenen *Witwerschen* Archive in den *Beyträgen zur Geschichte der Empiriker* sehr interessante Bemerkungen über ihn mitgetheilt. Allein noch immer blieb der Wunsch übrig, dass die beym Sextus Empirikus, Galen, Aretaeus und andern zerstreuten Fragmente dieses scharfsinnigen Arztes mit kritischer Genauigkeit gesammelt, und aus ihrer Zusammenstellung seine κυρίαι δόξαι rein vorgetragen würden. Diesen Wunsch gedenkt Hr. D. *G.* in einem eigenen Werke zu erfüllen, wozu er hier in dieser akademischen Probeschrift gleichsam nur die Prolegomena liefert, die in vier Capiteln von andern Aerzten, die auch den Namen Asklepiades fuhrten, von den Lebensumständen des Bithynischen Asklepiades, von seinen Schriften, und der literarischen Aufklärung der Römer im Zeitalter des Asklepiades handeln. Ueberall zeigt der Vf. eine vertraute Bekanntschaft mit den beste Quellen, und eine weitläuftige Belesenheit, die uns zu vielen Erwartungen auf das Hauptwerk selbst berechtiget, und in dem Vf. einen neuen Bearbeiter der medicinischen Philologie erkennen lässt. Wenn der Vf. S. 39. gegen die Bemerkung *Sprengels* in der Gesch. der Arzneykunde; „dass Asklepiades das Epikurische System auch darum gewählt habe, weil er es der damals herrschenden Stimmung in Rom angemessen fand" erinnert, dass es damals noch wenig Epikuraer in Rom gegeben habe, so würde wohl selbst aus dem Gedichte Lucrez und aus so vielen deutlichen Stellen beym Cicero z. B. de Fin. I, 7. das Gegentheil leicht bewiesen werden können. Die unter den Adrian und seinen nächsten Nachfolgern so häufig vorkommenden Asklepiaden hätten gleich im ersten Abschnitte wohl auch noch eine tiefergehende historische Untersuchung verdient. Das mit Schwärmerey und Wunderglauben aller Art erfüllte Zeitalter glaubte aufs neue an die Tempel- und Wunderkuren der Aeskulapiuspriester, die zu Pergamus und andern kleinasiatischen Städten ungewöhnlichen Zulauf hatten. Daher auf einmal die Vervielfältigung des Namens Asklepiades.

Das zu dieser Disputation geschriebene Einladungsprogramm des geh. Hk. *Gruner* behandelt auch einen literarischen Gegenstand unter den Titel: *Catalogus bibliothecae Graecae* 16 S. 8. Man findet hier einen Theil eines griechisch geschriebenen Verzeichnisses der Bibliothek des Cardinal Bessarion aus der Mitte des 15 Jahrhundert das Hr. G. bey seinem ehemaligen Aufenthalte in Breslau in der dortigen Bibliothek beym Elisabethanum abzuschreiben Gelegenheit fand. Da hier nur der Theil des Verzeichnisses vorzüglich geliefert wird, der die griechischen Aerzte angeht: so wäre sehr zu wunschen, dass es dem jetzigen gelehrten Vorsteher dieser Bibliotkek, dem Hn. Rector *Scheibel* gefallen möchte, uns dies ganze Verzeichniss unverkürzt mitzutheilen. Vielleicht ist dieser Wunsch auch schon in der von ihm angekündigten Beschreibung dieser an literarischen Alterthümern so reichen Bücherssammlung wirklich erfüllt worden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 14. Julius 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

KIEL, in d. Schulbuchh.: *Ueber die wahre Lage des alten Oſtgrönlandes*, durch H. P. von Eggers. Mit zwey Karten. 1794. 116 S. 8.

Allerdings verdiente dieſe kleine Schrift aus dem vierten Bande der Preisſchriften der däniſchen ſtaatswirthſchaftlichen Geſellſchaft überſetzt zu werden, weil ſie über einige bisher dunkle oder ganz verſtellte Punkte der alten nordiſchen Geographie ein ſo helles Licht verbreitet. Ihr Vf. zeigt darin, daſs man die alten nordiſchen Colonien in Grönland, nicht wie bisher geſchehen, auf der von Eisfeldern verſchloſſenen *öſtlichen*, ſondern auf der jetzt hinlänglich bekannten weſtlichen, Küſte ſuchen müſſe. Er erläutert ferner darin des venetianiſchen Ritter Zeno um 1380 angeſtellte Fahrt nach den Nordländern, wodurch die Namen Friesland, Eſthland Eſtenland etc. eine geraume Zeit in unſre Erdbeſchreibungen verpflanzt wurden. Grönland fällt vom äuſerſten Norden ſüdweſtlicher ab, als man bisher geglaubt hat; dies wird aus isländiſchen Annalen und neuern däniſchen Unterſuchungen von 1786 und 89 bewieſen. Wir ſchreiben abſichtlich des Vf. Beweisſtellen nicht ab, weil *ſie jeder Leſer in* der Urſprache und überſetzt in der *Schrift ſelber* prüfen kann. Uns haben ſie wenigſtens überzeugt, um ſo mehr, da der Vf. Zeit und Umſtände angibt, wie es gekommen, daſs man jene weſtlichen Colonien nach der Oſtſeite verſetzte, der Isländer Erichs, der zuerſt Grönland bekannt machte, ſegelte um Kap Farwel, und lieſs ſich auf der weſtlichen Küſte nieder. Hvarf, das er umſegelte, liegt nicht, wie Egedes Karte (in ſeinen Nachrichten von Grönland, Kopenh. 1790.) angibt, auf der öſtlichen Küſte unter 66 Gr. nördlicher Br.; ſondern er fand unter dieſem Namen die Inſelgruppe Kitſikſut in der Nachbarſchaft der ſüdweſtlichen Küſte. Egedes Karte iſt bey Prüfung der hier mitgetheilten Nachrichten gar nicht zu brauchen; daher hat der Vf., um die von den Normännern angebaute Küſte deſto beſſer zu überſehen, des Aſſiſtenten Arctanders Karte dieſer Gegend nachſtechen laſſen, der 1777 von der grönländiſchen Handelsdirection ausgeſandt wurde, den Diſtrict Julianenshart zu unterſuchen. Dieſe Karte ſtellt die weſtliche Küſte von Grönland vom 59 bis 62ſten Gr. vor, und um die Ueberſicht zu erleichtern, iſt ſie hier zweymal geſtochen, einmal mit den Namen, welche die alten Normänner ihren Wohnplätzen gaben, und hernach mit den heutigen grönländiſchen und däniſchen Benennungen eben dieſer Gegend.

Altisländiſche Zeugniſſe ergeben, daſs das Eis, welches gegenwärtig die öſtliche Küſte unzugänglich macht, damals ſchon dieſelbe verſchloſs, und den Schiffenden gefährlich war. Neuere Unterſuchungen der weſtlichen Küſte haben dort eine Menge Ruinen, lange Mauern, Steinpflaſter etc. entdeckt, die von cultivirten Bewohnern zeugen, und gerade enthält die Nachbarſchaft dieſer Ruinen die beſten Holzungen und Weideplätze, welche die alten Landesbeſchreibungen angeben. Ueberhaupt ſtimmt die heutige Lage der Inſeln, Buchten und Vorgebirge des ſüdweſtlichen Grönlands mit den alten Nachrichten aufs vollkommenſte überein. Arngrim Jonſon, der 1643 in ſeinem *Specimine Islandiae* Grönland und deſſen Entdeckung beſchrieb, verſetzte die nordlichen Colonien zuerſt nach der Oſtküſte. Ihm folgte hernach Torfaeus, wie ſeine vierte Karte beweiſt, die hernach von allen Geographen copirt wurde, ob er gleich auf der erſten dieſe Volkpflanzungen auf der ſüdlichſten Küſte annimmt.

Weil die nordiſchen Coloniſten mit dem Anfange des 15ten Jahrhunderts gewiſſermaſsen verſchwanden, oder von ihren heidniſchen Nachbarn beraubt, erſchlagen, und der Ueberreſt weggeführt wurden, ſo glaubt Hr. v. E., dieſe Feinde könnten wohl Zichmis Heere geweſen ſeyn, der, nach Zeno's Bericht, Friesland und Grönland bezwang. Dieſer Meyuung können wir aber unmöglich beypflichten, da weder in der irländiſchen noch ſchottiſchen Geſchichte um dieſe Zeit ein Eroberer ähnlichen Namens, oder ein dieſem ähnlicher Seeheld erſcheint. Dieſe Hypotheſe indeſs gibt dem Vf. Gelegenheit, ſich über Zeno's unerklärte Seereiſe zu verbreiten, und ſehr viele von ſeinen fabelhaften Ländern, die Hr. *Forſter* in ſeiner *Geſchichte des Nordens* zu beſtimmen ebenfalls verſuchte, mit ſeinem Scharfſinn zu erklären. Ihm half dabey vorzüglich eine Zeichnung von Zeno's Karte, die er vom Abt *Morelli* aus der Marcusbibliothek in Venedig erhielt, die hier nach verjüngtem Maaſsſtabe mitgetheilt iſt. Zeno's Namen der däniſchen Inſeln und der norwegiſchen Ortſchaften laſſen ſich, nach unſers Vf. Erklärung, nun ſehr gut herausfinden, weil manche falſch gehört oder bloſs verſchrieben waren. Auch die meiſten benachbarten Inſeln hat Hr. v. E. glücklich errathen. Lo Papia nordwärts von Schottland bezeichnet die Papainſeln. Unter Ehſtland verſtand Zeno die Shetlandinſeln, wie verſchiedene noch vorhandene Namen auf derſelben beweiſen, ungeachtet er ſie für feſtes Land hielt. Friesland iſt aus Färisland, Färoer, corrumpirt. Podelida wiſſen wir nicht zu erklären. Daſs Zeno unter dieſem Namen eine von den Färoern verſtanden haben ſoll, will uns nicht einleuchten. Noch weniger, daſs bey ihm *Icaria* Neufundland bedeuten könne. *Icaria* liegt den Färoern zu nahe, und Neufundland ward

von den erſten Entdeckern des 16ten Jahrhunderts noch für einen Theil des feſten Landes von Amerika gehalten. Dies zeigt unter andern Diego Riberos Weltkarte von 1525, welche er nach der bekannten Demarcation von 1494 verfertigte. Hier iſt Neufundland eine Art von Halbinſel, deren öſtliche Küſte verſchiedene Namen führen, und wo unter 50 Grad die Isla Bacalloes erſcheint. Bey Island lehrt der Augenſchein, daſs die 7 von Zeno dazu gerechneten Inſeln nichts anders ſind, als der *Auſtfirdingafiordungr* oder das Viertel der öſtlichen Buſen. Zeno's Grislanda ſind die Weſtmanneyer. Er kennt auch die beiden biſchöflichen Sitze Holum (Olenſis) und Skalholt (Scalodin). Gronland hat Hr. *v. E.* zu erläutern nicht für nöthig erachtet. Es erſcheint hier wie ein wenigſtens 5 Grad nordwärts Island mit Norwegen zuſammenhängendes Land, wie es mehrere alte Karten, ſelbſt die dritte bey *Torfaeus Gronlandia antiqua* zeigen. Uns ſind dabey die vielen Namen der Flüſſe und Vorgebirge ganz unbegreiflich, die Zeno dort auf der öſtlichen und weſtlichen Küſte weit über die Grenzen unſerer heutigen Kenntniſs angibt. Zeno's hier copirte Karte, die man auch in Ruſcellis Ueberſetzung des Ptolemäus von 1561 und 1574, (falls ſie nicht ausgeſchnitten iſt,) noch ſehen, und daraus vielleicht manche verdorbene Lesearten verbeſſern kann, führt hier den Titel: *Carta da navegar de Nicolo et Antonio Zeni. Furono in Tramontana l'Anno MCCCLXXX.*

PARIS, b. Briant: *Voyage philoſophique, politique et litteraire fait en Ruſſie pendant les années* 1788 et 1789, traduits du Hollandois, par *Chantreau*. 1794. T. I. 384 S. T. II. 381 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Ob das holländiſche Original, das Hr. *Ch.* hier überſetzt, und, nach ſeiner Verſicherung, beträchtlich vermehrt, in wirklichem Druck erſchienen, wiſſen wir nicht. Aus der kurzen Vorrede zu ſchlieſſen, hat er es bloſs im Manuſcript umgearbeitet. Da ein groſser Theil der darin enthaltenen Bemerkungen entweder aus Schriften über Rufsland, oder aus *le Clercs* groſsen Geſchichte von Rufsland entlehnt iſt: ſo iſt dieſe Reiſe für deutſche Leſer ſehr entbehrlich, und eine Ueberſetzung derſelben halten wir bey allen Berichtigungen des Herausgebers für ein gewagtes und hochſt überflüſſiges Unternehmen.

Der ungenannte Vf. durchreiſte nur einen kleinen Theil des ruſſiſchen Reichs. Er kam über Wiburg nach Petersburg, und ging über Nowogrod und Twer nach Moſcow, und endlich über Riasma, Smolensk etc. wieder nach Polen. Bey jedem Ort bemerkt er die vorzüglichſten Merkwürdigkeiten, Sitten und Lebensart der Einwohner. Von dieſen nimmt Petersburgs Beſchreibung den gröſsten Raum ein, am meiſten weil darin die neuere ruſſiſche Geſchichte ſeit Peter dem Groſsen, die Schickſale der merkwürdigſten Perſonen dieſes Zeitraums, und die ganze ruſſiſche Statiſtik verwebt ſind. In der eigentlichen Geſchichtserzählung iſt er ſehr anekdotenreich, wir möchten aber die wenigſten verbürgen, wie S. 13. Th. 2. die Art, wie Menzikof ſich 1713 mit dem Zaar wegen Uebergabe von Stettin ausſöhnte, eine andre über Menzikofs Lebensart in Siberien, über des bekannten Skawronski Einführung am ruſſiſchen Hofe, über die verſchiedenen Betrüger, die nach dem Tode Peters III ſich für dieſen Kaiſer ausgaben etc. Da, wo unſer Vf., Manſtein u. a. glaubwürdigen Quellen nachſchreibt, kann man ſich freylich mehr auf ſeinen Bericht verlaſſen, aber die Facta ſind zu ſehr aus einander geriſſen, er ſucht mehr zu amüſiren, als zu unterrichten, und wirft ſeine Nachrichten oft ſehr verſtellt dem Leſer hin, daſs dieſer oft ungewiſs ſeyn muſs, ob er einen Roman oder wahre Geſchichte vor ſich hat.

Weil die im erſten Theil eingeſchaltete ruſſiſche Staatskunde nicht aus den neueſten Nachrichten entlehnt iſt, und der Vf. freylich Büſching und andre deutſche Schriftſteller über Rufsland kennt, aber die Namen Herman, Hupel und andre nicht gehört zu haben ſcheint: ſo ſchildert er Rufsland, ſo wie man auswärts vor 10 oder 20 Jahren von dieſem Reiche dachte. Für Neufranken, deren Grundſatze er nicht immer verläugnet, mögen ſeine Nachrichten einigen Werth haben, nur im Norden von Europa nicht, wo man von einem Schriftſteller über Rufsland genauere Angaben verlangt, als der Vf. nach ſeinen frühern, wozu bey dieſen Abſchnitten vorzüglich le Clerc gehört, geben konnte. So bringt er nach einer Zahlung von 1788 nur etwa 21 Mill. Einwohner für Rufsland heraus. Die Beſchreibung der 3 Capitaliſtengilden S. 123. iſt ganz der Wahrheit zuwider. Nach S. 131. können die ruſſiſchen Kaufleute nicht buchhalten, und ſehr wenige leſen und ſchreiben. Die ruſſiſchen Leibeigenen werden mit Weib und Kind öffentlich verkauft, jeder mit einem Zettel vor der Stirn, worauf der Preis und ſeine Geſchicklichkeit verzeichnet iſt. Die geſammten Einkünfte von Rufsland betragen noch nicht 35 Mill. Thaler. Darunter wird die Kopfſteuer nur zu 3 bis 30 Kopeken berechnet. Doch wir wollen Zeit und Raum nicht mit Anzeigung ähnlicher Schnitzer, oder ihrer Verbeſſerung verderben. Sonſt hat ſich der Vf. bey der ruſſiſchen Literatur ziemlich ausführlich über die auf Befehl der jetzt regierenden Kaiſerin unternommenen Reiſen der Petersburger Akademiker verbreitet, auch am Ende des ganzen Werks einige Nachrichten von den vornehmſten Bewohnern des ruſſiſchen Aſiens gegeben. Letztere beſtehen aus einigen zuſammengeraſften, wahren, halbwahren, und ganz falſchen Zügen, die jedem Leſer von Pallas mogoliſchen Völkerſchaften, oder Georgis ruſſiſcher Nationen bald Lächeln über die *Suffiſance* des Vf. abzwingen, bald Verdruſs über deſſen Unkunde erregen. Die beygefügte Karte zeigt nur einen Theil des europäiſchen Rufslands, und die übrigen auf dem Titel bemerkten Kupfer beſtehen nur in der Bildſäule Peters des Groſsen, und einer Scene von Menzikofs Aufenthalt in Siberien.

FRANKFURT u. LEIPZIG, b. Pfahler: *Oſtindien, ein hiſtoriſch-geographiſches Leſebuch.* Aus den beſten und neueſten Reiſebeſchreibungen und andern geographiſchen Schriften geſammelt. 1794. LXIV u. 884 S. 8.

Wenn man ſtatt *geſammelt*, *ausgeſchrieben* lieſt: ſo iſt das Buch groſsentheils recenſirt, nur daſs der Heraus-

geber Ehrlichkeit genug hat, (und darin weicht er zu seinem Ruhme von vielen unsrer geographischen Schriftstellern ab,) die Bücher, aus denen er seine Aufsätze entlehnt hat, anzuzeigen. Die als Einleitung vorangeschickte allgemeine historisch-geographische Uebersicht von Ostindien geht nicht sehr ins Detail, und verweiset auf die in dem Buche enthaltenen ausführlichen Beschreibungen. Diese sind aus Hennings, Makintosch, Sonnerat, Sprengel, Sullivan, Langstedt, Le Gentil, Grose u. a. genommen. Wer die Werke der angeführten Schriftsteller nicht besitzt, wird vielleicht dem Vf. Dank wissen, dass er interessante auf Ostindien, das heisst, die beiden Halbinseln diesseits und jenseits des Ganges sich beziehenden Abhandlungen, unter welchen übrigens keine systematische Verbindung ist, hat zusammendrucken lassen. Wir zweifeln aber daran, dass die, welche die zum Theil sehr gangbaren excerpirten Bücher haben, oder die Herausgeber und Verleger dieser Schriften des Vf., Ostindien für etwas anders, als einen Nachdruck, ansehen werden, wenn sie ihm auch zugeben, dass die Einleitung zu Anfang und die letzten vier Aufsätze aus seiner Feder geflossen sind.

Hamburg, b. Hofmann: *Wilhelm Hodges Reisen durch Ostindien* während der Jahre 1780, 1781, 1782 und 1783. Aus dem Englischen. Mit Kupfern. 1793. 176 S. 8.

Sie werden auch als des 6 Bd. 1 Abtheilung von der *Neuern Geschichte der See- und Landreisen* ausgegeben, und sind zu dem Ende mit einem besondern Titel versehen. Der berühmte Mahler, der aus den Cookischen Reisen schon bekannt ist, sah Indien mit ganz andern Augen an, als seine meisten Vorganger, die entweder blofs nach den Schätzen Indiens griffen, oder auf die Religion und Staatsverfassung ihre vorzüglichste Aufmerksamkeit richteten. Ihm war es um die Ansicht der schönen Natur und Kunst, und um getreue Darstellung derselben in Zeichnungen und Gemälden zu thun. Dass er aber auch seine Beobachtungen und Empfindungen durch die Feder mitzutheilen verstand, und also einer von den wenigen Künstlern ist, die Pinsel und Feder mit gleicher Geschicklichkeit zu führen wissen, das zeigt diese Beschreibung. Er reiste nach Madras und Calcutta, und von da zweymal in die westlichen Provinzen bis Agra. Das auffallende in den Naturscenen, das Charakteristische in den Gebäuden, und das Besondere in dem häuslichen Leben wird sehr unterhaltend geschildert. Weil die Jahre, die der Vf. in Indien zubrachte, für die Kriegsgeschichte wichtig sind: so wird mancher dahin gehörige Umstand berührt. Hn. Hastings lernet man auch als einen Gönner des Vf. und Beförderer der Künste kennen. Die Uebersetzung ist von einem geschickten Manne verfertigt, dem selten solche undeutsche Ausdrücke, als S. 57. *eine Schlacht schlachten* entfallen. Der Corrector hätte mehr Fleifs anwenden sollen. Die Kupfer stellen eine Pagode, das Innere eines Sanansh oder Harems, eine Säule aus dem Tempel zu Benares mit griechischen Verzierungen und hindostanischen Personen vor.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Kopenhagen, b. Holm: *Politisk og physisk Magazin, mest af udenlandsk Lasning.* (Politisches und physikalisches Magazin, gröfstentheils aus ausländischer Lectüre.) 1793. 1. Band. 384 und 379 S. II. B. 766 S. 8.

Die Aufsätze, welche in dieser Monathsschrift übersetzt mitgetheilt werden, sind meistens aus deutschen Journalen oder fliegenden Blättern entlehnt. Im Ganzen genommen ist die Wahl derselben beyfallswerth, zumal da eine anständige Freymüthigkeit bey Beurtheilung der neuesten Zeitläufte vorzüglich zu herrschen scheint. Als etwas Charakteristisches müssen wir bemerken, dass im 2ten Stücke unter dem Titel: *Fragmente gesunder deutscher Vernunft* verschiedene Stellen aus der bekannten Schrift *Doctor Martin Luther* u. s. w. übersetzt sind, worauf unter dem Titel: *ungesunde danische Vernunft*, einige, freylich etwas grell contrastirende, Stellen aus einer Predigt des Hn. Professor und Capellan *Lars Smith* über Freyheit und Gleichheit folgen. Diese Parallele hat, wie man aus einem der folgenden Stücke sieht, Hr. *S.* so hoch empfunden, dass er den Herausg. in der berüchtigten Kritik und Antikritik durch die Erinnerung an die Stärke der Matrosen eines bessern zu belehren sucht, welchen gerade Hr. *S.* die Grundsätze der sanften Religion Jesu vorzutragen berufen ist. Unter den originalen Aufsätzen sind die meisten aus der Naturgeschichte und der populären Medicin. Wir haben manches Gute darin gefunden; doch scheint uns nicht alles reif genug zu seyn. Auch wünschten wir, dass die Herausg. in Zukunft die Quellen anführen möchten, welches nur zuweilen geschehen ist; denn man darf doch nicht vermuthen, dass alle Leser sich selbst davon Rechenschaft zu geben im Stande sind. In dem 4ten Hefte des 2ten Bandes findet man eine recht gute Uebersetzung der neuesten französischen Constitution mit dem derselben vorangeschickten Bericht von Herault Sechelles im Namen des Constitutionsausschusses.

Christiania, b. Berg: *Topographisk Journal for Norge.* I. Hefte. 1792. 117 S. II. Hefte. 1793. 127 S. III. Hefte. 1793. 136 S. gr. 8.

Die norwegische topographische Gesellschaft, welche ihre Existenz hauptsächlich dem patriotischen Eifer des Stiftsamtmanns *Moltke* verdankt, hat schon in den beiden ersten, seit der Einladung vom 4ten Aug. 1791, verflossenen Jahren, einen so guten Fortgang gehabt, dass man sich von den Arbeiten derselben die günstigsten Hoffnungen für die Erweiterung der ökonomischen und physikalischen Beschreibung von Norwegen machen kann. Dadurch wird dann auch die Naturgeschichte und physikalische Geographie überhaupt desto mehr gewinnen, je reicher dieses Land an Eigenthümlichkeiten der Natur ist, welche bisher theils gar nicht, theils sehr unvollkommen beobachtet und beschrieben sind; selbst in den einzelnen Topographien wird sich manches

finden, das in dieſer Rückſicht auch auſserhalb Norwegen intereſſirt. Das *erſte* Heft enthält 1) Einladung zu einer correſpondirenden topographiſchen Geſellſchaft für Norwegen; 2) Phyſikaliſche und ökonomiſche Beſchreibung des Eiſenwerks *Edsvold*, nebſt einer geographiſchen Karte, (die aber, mit den übrigen Karten erſt am Ende des Jahrs, zuſammen geliefert werden ſoll.) Rath und Warnung für diejenigen, welche Gefahr laufen, bey dem Kohlenbrennen umzukommen, von Dr. *Moller*; 4) die Ausſicht von Eyebierg bey Chriſtiania, von *A. Bull*. Das *zweyte* Heft: 1) Topographiſche Beſchreibung des Kirchſpiels *Edsberg*, vom Profeſſor und Mag. *W. N. Wilſe*; 2) über einige Denkmäler des Alterthums, und 3) über die Pfarrhöfe im ſüdlichen Norwegen, vom Prof. *Ström*; 4) Nachricht von einigen unglücklichen und tödtlichen gewordenen Hauskuren und einigen einheimiſchen giftigen Pflanzen, von Dr. *Möller*. Das *dritte* Heft: 1) Phyſikaliſche und ökonomiſche Beſchreibung des Alaunwerks zu Opſlo, vom Mag. *Jac. Roſted*; 2) über die Handwerker zu Chriſtiania, von *A. Bull*; 3) Auszug aus des Prof. *Hans Dahl* Chorographie von Weſtfinmarken, von dem Kirchſpiel *Kautokeino*, (einem bergigten Diſtrict, der ehemals gewiſſermaſsen gemeinſchaftlich zu Norwegen und Schweden, jetzt aber zu jenem allein gehört, und 20 Meilen lang, aber nur zwiſchen 12 und 6 Meilen breit iſt, und bloſs an zwey Orten beſtändige Wohnungen von 3 und 10 Quennefamilien, ſonſt aber, nach der Angabe v. J. 1756, gegen 90 Bergfinnen- oder Lapländerfamilien enthält, die im Winter auf den Bergen wohnen, im Sommer aber bey der See oder in Weſtfinmarken ſich aufhalten.); 4) Anzeige von 21 zum Theil ſehr intereſſanten zum Druck fertig liegenden, und von 88 andern zu erwartenden Abhandlungen der Geſellſchaft, nebſt einer genauen Rechnung über Einnahme und Ausgabe der Geſellſchaft.

HALBERSTADT: *Neue gemeinnützige Blätter*. Eine Wochenſchrift. Herausgegeben von der literariſchen Geſellſchaft zu Halberſtadt. I. Jahrgang. 1791. II. Jahrg. 1792. III. Jahrg. 1793. 8. (Jed. Jahrg. 26 Bog. 1 Rrthl.)

Von dieſem angenehmen und unterhaltenden Wochenblatt, welches 1785 anfing, und von einer edeldenkenden Geſellſchaft zum Beſten der Armen unternommen wurde, führten die 3 erſten Jahrgänge vom May 1785 bis 1788 den Titel: *Halberſtädtiſche gemeinnützige Blätter*; von 1788—91: *gemeinnützige Blätter*; von 1791 bis 93: *neue gemeinnützige Blätter*. Dieſen Namen führen ſie in der That. Sie enthalten faſt lauter ſchöne und intereſſante Stücke aus der natürlichen und politiſchen Geſchichte, ſtatiſtiſche Abhandlungen etc., artige Gedichte in reiner Poeſie, launichte Lieder und eine Mannichfaltigkeit von unterhaltenden Sachen, die einen groſsen Leſezirkel intereſſiren können. Nur vermiſſen wir eine gröſsere Anzahl gemeinnütziger ökonomiſcher und landwirthſchaftlicher Abhandlungen, davon bloſs im I. Jahrgang Nr. 31. von den Angoriſchen Kaninchen, (Seidenhaſen;) im II. Jahrgang Nr. 7. von Bereitung des Ahornzuckers; Nr. 12. vom Spelz (Dinkel) bau; Nr. 20. von Bereitung eines ſtarken Kalkmörtels; und III. Jahrg. Nr. 50. vom Anbau und Nutzen der Seidenpflanze (*Aſclepias ſyriaca Linn.*) vorkommt. — Es gereicht den Vff. zum Ruhm, daſs ſie von dem Ueberſchuſs des gelöſeten Geldes aus dieſer Wochenſchrift die Armuth unterſtützen, den Waiſen als Lehrling forthelfen, die Spinnerey unterhalten, wodurch manche dürftige Familie nützliche Beſchäftigung und Brod erhält, wovon bey jedem Jahresſchluſs in dem letzten Stück deſſelben eine Berechnung dargelegt iſt. — In beider Rückſicht, ſowohl der angenehmen und unterhaltenden Lectüre, als auch des guten Endzwecks, muſs nicht nur der halberſtädtiſche, ſo wie überhaupt der brandenburgiſche Patriot, ſondern auch entferntere und ausländiſche Menſchenfreunde mit Vergnügen Theil nehmen, und dieſe gute Wochenſchrift leſen. Jeder Band iſt mit einem brauchbaren Regiſter verſehen, und hat gutes Papier und guten Druck.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Cambridge: The Authenticity of the five books of Moſes conſidered*, being the ſubſtance of a diſcurſe lately delivered before the Univerſity. By *Hebert Marſh*, B. D. Fellow of St. John's College. 1792. 16 S. 4. — Eine kurze zweckmäſsige Zuſammenſtellung der Gründe, welche man für die auf dem Titel angegebene Behauptung bisher aufgefunden hat. Unterſcheidet man genau, wie viel ein jeder dieſer Gründe einzeln darthut, ſo zeigt, nach unſerer Anſicht der Sache, gerade eine ſolche Ueberſicht, daſs die Behauptung ſelbſt in der Ausdehnung, in welcher hier die Frage aufgeſtellt iſt, nicht erweislich ſey. Das Alter Moſaiſcher *Geſetze*, die auch durch Tradition lange fortgepflanzt werden, und ſelbſt einige Formeln in den Pſalmen etc. gangbar machen konnten, ohne geſchrieben zu ſeyn, beweiſt das *höchſte* Alter jener *Bücher* bey weitem noch nicht. Daſs aber die Sprache des Pentateuchs älter als das Davidiſche Zeitalter ſey, läſst ſich, bey dem Mangel aller anderer Urkunden, nie darthun.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 15. Julius 1794.

GESCHICHTE.

In das Verzeichniſs der zahlreichen Bibliothek, die von Schriften über die franzöſiſche Revolution bereits entſtanden iſt und ſich noch täglich vermehrt, gehören auch, wenigſtens der Vollſtändigkeit des Catalogs wegen, die folgenden 4 Producte, die freylich von ſehr ungleichem Werthe ſind.

1) Gera, b. Rothe: *Rechtfertigungsſchrift für Ludwig XVI, vormahligen König der Franzoſen.* Als Antwort auf die, ihm im Nationalconvente, Dienſtags den 11. December 1792 vorgeleſene Anklage, von *A. J. Dugour.* Nach der zweyten verbeſſerten und vermehrten Ausgabe überſetzt von *Chriſt. Andr. Behr*, Rej. u. Conſiſt. Regiſtr. zu Gera. 1794. XVIII. u. 268 S. 8.

2) Bayreuth, im Verl. d. Zeitungsdruck. u. in Comm. in d. Grauiſ. Buchh. zu Hof: *Das Leben und das Märterthum Ludwigs d. S.* Königs von Fr. u. Navarra, der am 21. Jänner 1793 aufgeopfert ward. Nebſt einer *Prüfung des Königsmörder-Dekretes.* Vom Herrn *von Limon.* Ueberſetzt von *Meno Valett.* 1793. 133 S. 8. (8 gr.)

3) Wien, b. Friſter: *Zwey Schreiben eines Pariſer Bürgers an ſeinen Freund in Wien*, in Betreff des über den K. Ludwig d. S. verhängten Todesurtheils und deſſen Vollziehung, nebſt der *Antwort auf dieſelben.* Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. 1793. 72 S. 8. (5 gr.)

4) Halle, b. Dreyſsig, Berlin, b. Schropp u. Comp., Magdeburg, b. Scheidhauer, u. Naumburg, b. Tochtermann: *Leben, Charakter und Enthauptung* Ludwigs des 16ten etc. Mit zwey Kupfern und Anhängen. Zweyte Auflage. (m. abgeſetzten Seitenzahlen.) 32. 16 u. 30 S. 8. (8 gr.)

Was der eigentliche Vertheidiger des unglücklichen Ludwigs aufgefodert und von Amts wegen verſuchte, das unternahm der Vf. von Nr. 1) freywillig, als Franzos und Weltbürger. Er eilte mit ſeiner Schrift, weil er ſich einige Hoffnung machte, ſie würde vielleicht zur Rettung des Angeklagten etwas beytragen können. Der gute Mann! Wie wenig kannte er doch dieſen Angeklagten ſelbſt; die Menſchen um ihn her; die Stimmung der Nation; die wahre Lage der Dinge, nicht nur in der Nähe des Dulders, ſondern auch in der Entfernung! Auf dieſe Lage fällt ſein Blick gar nicht; die Stimmung der Nation beurtheilt er nach ſeinen Empfindungen und Wünſchen; in einem noch engern Kreiſe ſieht er auf der einen Seite nichts als Abſcheulichkeit, auf der andern nichts als Adel und Gröſse der Seele, nichts als *Wohlthaten* des *beſten* Königs. Konnte wohl von einer Rechtfertigung in einem *ſolchen* Ton, mit *ſolchen* Uebertreibungen, die ſelbſt, unter ganz andern Umſtänden, in einer förmlichen Lobrede, dem unbefangenen Zuhörer auffallen müſsten, einige Wirkſamkeit erwartet werden? Die Ueberſetzung dieſer Schrift iſt, im Ganzen genommen, mit Sorgfalt gearbeitet, und läſst ſich, bis auf einige Stellen, wo die Interpunction nicht richtig iſt, ohne Anſtoſs leſen.

Nr. 2) iſt gröſstentheils warmer Herzenserguſs eines weichmüthigen, frommen, dem Verurtheilten und der königlichen Familie mit ganzer Seele ergebenen Mannes. S. 27. „*Ihm einen Miſsbrauch anzeigen, war immer eben „ſo viel, als ihn abſchaffen.*“ — S. 48. „*Ein Gott, hatte „(man) ſagen können, gäbe ſeine Ausſprüche,*“ (die Rede iſt von dem letzten Auftritt der erloſchenden Königsgröſse in der berühmten *Seance Royale*, die hier ganz dichteriſch beſchrieben wird), „*und man würde ſich nicht „geirret haben; ja der Himmel belebte deinen Geiſt und „Herz.*“ — S. 54. „*Der Graf von Artois, dem einer „ſeiner treueſten Diener den Wink gibt, ein erhabenes „Haupt den Dolchen der Verſchwornen zu entreiſsen, ent„fernt ſich, und nimmt die Liebe, die Hoffnung Frank„reichs und den Degen Heinrichs IV, das einzige Gut, „ſo ihm von der Erbſchaft ſeiner Vorfahren übrig bleibt, „mit ſich.*“ — Solche und ähnliche Declamationen hält man nur perſönlichen Verhältniſſen zu gut; ſo wie einer andächtigen Stimmung die ganz unerwartete Lobrede auf den jetztregierenden Pabſt, die der Vf. in den Panegyricus auf Ludwig XVI. verwebt. — Ungleich beſſer als dieſes Martyrologium iſt die *Prüfung* des *Decrets* vom 16. Januar 1793; denn der Inhalt iſt reicher an Gründen, und der Ton gemäſsigter. Auch in Abſicht auf die Form unterſcheidet ſie ſich dadurch, daſs die zwey Fälle: der N. C. habe Ludwig entweder als König oder als Bürger richten wollen, feſtgeſetzt werden, in beiden Fällen aber eine groſse Menge von Uebertretungen der neueſten geſetzlichen Anordnungen in Frankreich aus dem Verfahren gegen den Verurtheilten abgeleitet wird. — Für die Verdeutſchung erweckt ſchon der Titel (wo *Märterthum* anſtatt Märtyrerthum vorkömmt) eben nicht die günſtigſte Meynung; und wirklich kann man ſie nicht mehr als mittelmäſsig nennen. S. 19. eine allgemeine Unruhe, *unglücklicher Vorläufer* etc. — S. 23. „Die unſterbliche Catharine, *der gröſsſte Staatsmann, ſo je lebte* etc. — S. 27. in ſeinen *Gebieten*, anſtatt: in ſeinen Domainen. — S. 39. Er *lieh* drey mal, anſtatt: er borgte. — S. 31. *Erweichlichkeit*, für

Evidenz. — S. 76. — welch ein Jammergeschrey — „will schier mein Herz zerreifsen?“ — S. 36. „Das ist „der Monarch, den die Künste, der Handel, der Acker„bau, die Marine verloren und *vielleicht verlastert ha„ben.*“ — — Diese und ähnliche Stellen mögen zum Beweise dienen, dafs es vielleicht noch zu gelind geurtheilt war, wenn diese Uebersetzung mittelmäfsig genennt wurde. Wem es darum zu thun ist, auf einen etwas höhern Standort geleitet zu werden, aus welchen er die neuesten Begebenheiten in Frankreich, ohne in einen Strudel aufgeregter Leidenschaften geworfen zu werden, mit mehr Geistesruhe überblicken kann — den würde vielleicht Nr. 3) zum Leitfaden seines Nachdenkens gewählt, nicht ganz unbefriedigt lassen. Wenigstens sind die beiden *Briefe*, zum Theil auf starke Gründe gestützt, mit ungleich mehr Mäfsigung geschrieben, als so manches andere Product eines weichlichen Gefühls, oder einer aufgeschreckten Phantasie, wodurch unsere Zeitgenossen dem kaltern Ausspruche der Nachwelt vorgreifen. Dieses gibt ihnen einen Vorzug, der um so mehr geschätzt zu werden verdient, da sie unmittelbar nach der Hinrichtung des bedauernswürdigen Monarchen geschrieben sind, und der Vf. (S. 38.) selbst gesteht: „*dafs „er immer ein treuer Anhänger des Königs*“ gewesen sey. Auch die *Antwort* stimmt vollkommen zu dem Ton, der in den Briefen herrscht; ja, sie übertrifft jene noch durch einen Grad von deutscher Freymüthigkeit, der, in Rücksicht auf Zeit, Ort und Umstände, wirklich überrascht. Wenn auf der einen Seite (S. 26.) gesagt wird: „*dafs jede Lehre, welche gut ist, sich durch eigene „Güte, nicht durch Feuer und Schwerd, verbreitet:*“ — so findet man auf der andern (S. 67.) die Erinnerung: „*es gibt auch edle Leute in Frankreich; und warum soll„ten wir der Bösen wegen unsern Hafs zugleich mit auf „einen Guten werfen?*“ — Gewifs ist diese Erinnerung sehr treffend für das Bedürfnifs unserer Zeit, in welchen jeder Wink, der auf eine Warnung vor Verwilderung der Gefühle abzielt, mit jedem Tage bedeutender, nothwendiger und dringender wird.

Nr. 4) soll, besage der Zueignung an alle Freunde des Vf., bestimmt seyn, die Neugier gewisser unruhigen Leute in Deutschland rege zu machen. „Diese, „sagt Hr. *Dreyfsig*, werden die Greuel der Freyheit se„hen, erstaunen, und am Ende sicher mit an (an den) „Altar treten, und um Wilhelms Waffenglück beten.“ — In dieses Gebet soll nun die *Broschüre selbst* mit einstimmen. So unglaublich so etwas auch scheinen mag, so wahr ist es doch; denn es folgt wirklich eine höchst pathetische Apostrophe an die „kleine Skizze,“ welche folgendermafsen schliefst: „bitte mit mir um das Wohl „des Königs Friedrich Wilhelms, seiner Familie, seiner „Generale und unserer Landesleute an fernen Gestaden „befindlich.“ — Also lauten die Worte, die eigenen Worte des Herrn, der sich durch die Unterzeichnung mit 30 sehr sinnreich zugleich verhüllt und entdeckt. Datirt ist diese, gewifs einzige, Dedication vom 4. Februar 1793; ein Umstand, der nichts weniger als gleichgültig ist. Man sieht daraus, wie viel Zeit der Vf. dieser Schrift darauf gewendet hat; auch versteht man ihn um desto besser, wenn er sagt: „dafs er gewissermafsen „von der rechten Zeit lebe.“ — Sehr unerwartet ist es doch, dafs diese sogenannte Skizze — die nicht mehr als 8 — 9 S. einnimmt — mit 2 Zügen anfängt, die mit dem übrigen Lobredeton gar nicht verträglich sind. Der eine Zug besteht darin, dafs Ludwig XVI. vor der Revolution beständig über Langeweile geklagt haben soll: „*je m'ennuye!* hat er mehr als tausendmal gesagt.“ Ein *guter* König, der *Langeweile* hat! Noch weit auffallender ist der zweyte Zug, zum Theil durch Schwabacher Druck herausgehoben: „*er liebte den Trunk! Nur „zu oft haben ihn seine Höflinge im Rausche etwas unter„schreiben lassen, den er bey dem vollen Gebrauche seiner „Sinne nie würde unterschrieben haben.*“ — Ein *guter* König, der den Trunk liebt! der im Rausche unterschreibt, was er nüchtern nie unterschrieben hätte! Oder ist diese Beschuldigung, welcher besonders *Dugour* laut und nachdrücklich widerspricht, ist sie nicht gegründet, ist sie auch nur zweifelhaft — dann sollte diese Verläumdung nicht als *gewisse Thatsache* dastehen. — Auf die Skizze folgen *vier* Beylagen: 1) eine Beschreibung verschiedener Greuelscenen während der Revolution; 2) eine Erzählung von der Hinrichtung des Königs; 3) sein Testament; 4) eine Anekdote vom Herzog von Orleans; alles bekannt. Alsdann liefert der *erste* Anhang: *Abbildungen der Guillotine, der Piquen, der Freyheitsmützen und der Freyheitsmünzen*; der *zweyte* Anhang aber eine Schilderung der *Jacobiner* und einer *Jacobiner Sitzung*; sämmtlich aus dem Revolutionsalmanach abgeschrieben. Alles dieses ist mit Nachstichen begleitet, die sogar einer solchen Compilation noch Schande machen.

Mit dem Obigen verbinden wir noch eine kurze Anzeige von folgender kleinen Sammlung:

Hamburg, ohne Angabe des Verlegers: *Drey wichtige Actenstücke des Processes Ludwigs XVI.* Aus dem Französischen übersetzt von *Albr. Wittenberg*. Lt. 1793. 128 S. 8. (9 gr.)

Man findet hier in einer brauchbaren Uebersetzung: I. Lindet's *Bericht* über die Ludwig dem XVI. Schuld gegebenen Verbrechen; II. Ludwigs *Verhör*, in der möglichsten Vollständigkeit; und III. Ludwigs *Vertheidigung* von *Defeze*. Anhangsweise ist noch IV. das bekannte *Schreiben* des Ritters *d'Ocariz*, spanischen Geschäftsträgers in Frankreich, an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, beygefügt.

Berlin, b. Schöne: *Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Ludwigs XVI.* Nach dem Französischen. *Drittes* Heft. 1793. 179 — 280. *Viertes* Heft, 82 S. mit dem besondern Titel: *Geschichte der Königin von Frankreich Marie Antoinette*, oder *Fortsetzung* der *Anekdoten Ludwigs des XVI. Zweyter* Band. 1794. *Fünftes* Heft. 1793. 281 — 399 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieses *angeblich fünfte* Heft schliefst mit Inhalt und Seitenzahl an das *dritte* an, und sollte eigentlich das *vierte* heifsen; so dafs man eine Verwechselung der Umschläge vermuthen mufs. Die vorliegenden Hefte geben

dem Vf. der kurzen Anzeige von den beiden vorhergehenden in der A. L. Z. Nr. 274. v. J. so wenig Veranlassung seine damalige Meynung zurück zu nehmen, dafs *sie* ihn vielmehr darin nur zu sehr bestärken. Der grösere Theil des *dritten* Heftes enthält, aufser einigen Bruchstücken aus *Defoe*, nach des Redacteurs eigener Anmerkung, S. 209. beynahe wörtliche Uebersetzung der Schilderungen eines französischen Schriftstellers, der kein anderer ist, als — der wohl bekannte *Limon*. Es ist ein sonderbarer Contrast, dafs er einem *solchen* Gewährsmanne das Meiste abborgt, und besonders folgende Apostrophe: „Ihr sprecht von Freyheit, und eure Gefängnisse sind vollgepfropft; ihr rühmt die Unabhängigkeit, „und Intriguen setzen alle Augenblicke euer Leben in „Gefahr. Ihr habt weder Sitten, noch Moral und Religion. Die Fremden verlassen eure Städte, weil sie „euch fürchten, weil sie euch verachten; ja, weil ihr „die Verachtung der ganzen Welt und ein Schandfleck „der Natur geworden seyd" — treulich nachschreibt, und dann ihm (in einer Note S. 242.) folgendes Geständnifs entfällt: „*Auch hier mufs ich meinen Lesern bekennen, mich bisweilen etwas zu stark ausgedrückt zu „haben. Doch ein jeder weifs ja, dafs wir unsere Empfindungen nicht immer in unserer Gewalt haben; dafs „unser Herz nur gar zu leicht mit unserm Kopfe davon „geht. Was kann es aber schaden, etwas zu hyperbolisiren? Es ist ein sehr gewöhnlicher Fehler aller Schriftsteller und besonders aller Biographen, welche für ihren „Helden gern das gröfste Interesse des Lesers zu gewinnen suchen. Dies* (dieses) *offenherzige Geständnifs gilt „nicht blofs von der vorstehenden Stelle, sondern von mehrern andern vorhergehenden und vielleicht auch noch „nachfolgenden.*" In der Einleitung zu der Geschichte der Königin (H. IV. oder vielmehr V. S. 5.) erklärt es der Redacteur *„für überflüssig"* seinen Lesern zu sagen, aus welchen Quellen er das hier Mitgetheilte geschöpft; es genügt ihm, blofs zu versichern, dafs er nichts als nach sorgfältiger Prüfung niedergeschrieben habe. Allein nicht sowohl überflüssig, als vielmehr *bedenklich* scheint ihm *hier* die Angabe seiner Quellen vorgekommen zu seyn; denn nennte er diese Quellen (die man wohl errathen kann), so war es sehr wahrscheinlich, dafs mancher Leser ein Aergernifs daran nahm. So schwierig der Vf. oder Redacteur selbst sein Unternehmen fand, so rüstig setzte er sich doch über die mannichfaltigen und grofsen Schwierigkeiten hinweg, weil er — seinen eigenen Geständnissen nach — die *Neugier befriedigen* und *gefallen* wollte. Uebrigens *glaubt* er um so mehr durchaus unpartheyisch zu Werke zu gehen, weil er von der Monarchin so wenig etwas fürchte, als hoffe. *„Ueberdies,"* setzt er hinzu, *„sind ja auch die „Zeiten vorüber, wo man den Grofsen der Erde wegen „ihrer Fehler blofs schmeicheln (!) und die Wahrheit vor „ihnen zu bekennen, sich scheuen mufste."* Dabey erklärt er es für unschädlich etwas *zu hyperbolisiren*. Man urtheile nun selbst über seine Glaubwürdigkeit.

PHILOLOGIE.

STUTTGART, b. Erhard u. Löflund: *Lateinische Grammatik in logisch-praktischen Regeln und Beyspielen* von M. *K. F. Gerstner*, Präzeptor in Alpirspach. 1793. 189 S. gr. 8.

Wieder eine lateinische Sprachlehre, welche vorzüglich von denen bemerkt zu werden verdient, welche die Anfangsgründe der Sprache durch blofse Uebung gefafst wissen, und erst später eine Grammatik, d. h. philosophische Darstellung der Sprachgesetze beym Unterricht gebrauchen wollen. Denn der Vf. schrieb für solche junge Leute, welche schon im Lateinischen durch Uebung Fertigkeit erhalten haben, und fähig sind, abstracte Regeln mit ihren Gründen zu fassen. Er sah dabey mehr aufs Lateinlesen und aufs Uebersetzen in die Muttersprache, um welcher Zwecke willen doch heut zu Tage vorzüglich Lateinisch gelernt wird, als umgekehrt auf das Lateinschreiben und Uebersetzen aus dem Deutschen. Er hat sich einer natürlichen logischen Ordnung befliffen, welche ohne Zweifel die Einsicht in die Natur der Sprache für die, welche sie in einem wissenschaftlichen Zusammenhang zu studieren anfangen, sehr befördert. Wir wundern uns daher, dafs der Vf. nicht will, dafs sich der Lehrer in den grammatischen Classen an eine strenge Ordnung binde. „Das allzuängstliche Beobachten, sagt er, eines stufenweisen Fortschreitens ist nichts werth." Wir dächten doch, dafs sowohl beym ersten praktischen als beym grammatischen Unterricht das Studium der Sprache und die Einsicht in die Oekonomie derselben ungemein dadurch erleichtert würde. „Der Schüler, fährt er fort, mufs in Verbindung lernen, und öftere Wiederholung, unermüdete Uebung mufs alles thun." Wenn wir diese Stelle recht verstehen, so will der Vf. sagen: der Schüler mufs in Verbindung mit seiner Lectüre der lateinischen Schriftsteller, oder seiner Uebungen im Uebersetzen, die Sprachregeln beyläufig, nicht ex professo und in einem zusammenhängenden grammatischen Unterricht lernen. Wir glauben auch, dafs bis zu einem reifern Alter das streng systematische Studium der Grammatik ausgesetzt werden soll; dennoch kann der Zweck zum Theil schon früher erreicht werden, wenn die lateinischen und deutschen Elementarbücher so eingerichtet sind, dafs zugleich mit dem Lesen und Uebersetzen derselben die Sprachregeln in einer gewissen lichtvollen Ordnung nach und nach beygebracht werden.

Der Vf. hat den Grammatikern nicht blofs nachgeschrieben, sondern hat im Plan, in der Einkleidung und in einzelnen Ideen Manches, was ihm gehört. Die Prosodie ist weggelassen. Da der Vf. nicht für Anfänger, auch nicht einmal für *etwas* weiter gekommne schrieb: so hätte er wohl seinem System etwas mehr Vollständigkeit und Ausdehnung geben können. Verschiedne Punkte sind äufserst kurz behandelt. Als grammatische Heterodoxien, gegen die wir nichts einzuwenden haben, gibt er selbst an, dafs er das Particip zu keinem besondern Redetheil, hingegen das Adjectiv dazu mache; dafs er mehrere Nomina nicht unter Indeclinabilia rechne und eine neue Classe, Immutabilia, mache; dafs er dem Zeitwort nur 3 Tempora (wie viel Tempora geben denn die andern Sprachlehrer dem Zeitwort?), dem Infinitiv Act. kein Futurum gebe, Adverbia zu Conjunctionen und neue Classen von Conjunctionen mache, die Pronomina vermehre u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Nürnberg*, b. Raw: *N. Mullers*, Wirzburgiſchen Amtsſchuldheiſen zu Markt Wipfeld, *Belehrung über die leichteſte und ſicherſte Art, aus Kartoffeln einen recht guten Brandewein zu gewinnen.* 1792. 32 S. 8. m. 2 K. — In dieſen 2 Bogen gibt der Vf. einen gegründeten guten Unterricht. Er hat den Tadel nicht zu befürchten, daſs er die Sache zu umſtändlich abhandle; für den Laien in dieſem Induſtriezweig faſst er ſich nur allzu kurz. Vorzüglich würde es bey der Beſchreibung und Zeichnung ſeiner Kartoffelmühle einem Handwerksmann ſchwer ſeyn, ſie darnach zu verfertigen. Allein dieſe Koſten laſſen ſich erſparen, da ein Stoſstrog zu abgequellten Kartoffeln hinreichend iſt. — Bey Beſchreibung des Brennkeſſels, der übrigens gut eingerichtet und geſetzt iſt, gedenkt er nichts vom Helm oder Brennhut; auch hat er noch, wie aus der Zeichnung zu erſehen, die alte flache Art. Viel vorzüglicher iſt aber die Form der Engländer mit einem halben Zirkel, der inwendig gegen die Röhre mit einer abhängigen Rinne verſehen iſt, ſo, daſs der einmal aufgeſtiegene Geiſt nicht wieder zurückfallen kann, ſondern vermittelſt dieſer Rinne der Röhre zugeführt wird. Dieſe Art Helm iſt ſehr gut und dienet auch mit zur Kühlung. — Uebrigens iſt der berechnete Nutzen ganz local. Wo die Kartoffeln (deren Werth ſich meiſt nach dem Preis des Brodes richtet,) können verkauft werden, und wo das Holz theuer iſt, da iſt der reine Profit gering. Aber in des Vf. Gegend, und bey Oekonomieen, wo die Kartoffeln bloſs zum Mäſten angewendet werden, und das Holz in leidlichem Preis ſtehet, iſt dieſes Wurzelgewächs ein ſehr dienliches Surrogat zum Brandeweinbrennen, ſtatt des Getreides bey hohem Preis. Bey Achtſamkeit und genauer Befolgung der Vorſchrift geben ſie auch einen guten Branntewein, nur iſt er nicht leicht bey aller Güte zum Perlenwerfen zu bringen, das zwar nichts Weſentliches iſt, jedoch ihn verkäuflicher macht. — Bey der Fütterung des Spülichs, wenn es nicht bloſs für Maſtvieh angewendet wird, muſs bey Melkvieh ſehr vorſichtig und wenig gegeben werden, weil es davon erhitzt wird, Zittern an Füſsen bekommt und in Gefahr geräth.

Kinderschriften. *Berlin*, b. Franke: *Phyſikaliſch-naturhiſtoriſches Spiel- und Leſebuch für Kinder.* Herausgegeben von *Erduin Julius Koch*, Prediger an der Marienkirche zu Berlin. *Mit 72 dazu gehörigen Charten.* 72 S. ohne die Charten. 1793. 8. (Auch ohne Karten unter dem Titel: *Elementarunterricht in der Naturlehre und Naturgeſchichte für Schulen.*) Rec. iſt ein inniger Verehrer der Natur, ſo wie jedes zweckmäſsigen Verſuches, ihre Kenntniſs auszubreiten, und, wie eine zweyte Religion, aus den Schätzen ihrer Prieſter allen Menſchenaltern und Ständen zum Troſte und zur Freude mitzutheilen. Daſs er aber für die Naturſpiele der neuen Pädagogen eben ſo wenig Achtung hat, als für die der ältern Sammler, und ihres theuern Archaeus, daſs hat er freymüthig bey der Recenſion des phyſicaliſchen Kartenſpiels, Quedlinburg 1792, in dieſen Blättern gezeigt. Dafür mag ihm und ſeines gleichen auch von Hn. *Koch* eine beſondre Ehre wiederfahren, und eine ganz unerwartete Titulatur zugekommen ſeyn. Dieſer ſagt nämlich in ſeiner Vorrede. „Es iſt hier der Ort nicht, um nur den *mindeſten* Aufwand der *unbedeutendſten* Kraft in Wiederlegung der *Eisköpfe* zu verſchwenden, welche nur dann *lau* und höchſtens *warm* werden, wenn ſie gegen literariſche Jugendſpiele declamiren können. Dieſe Herren verſtehen ſich eben ſo wenig auf *Wiſſenſchaften* als auf *Menſchenleben*, und auf dieſes beides eben ſo wenig als auf Spiel und Jugend.“ So ganz beſtimmt Rec. alles, was hier in genere geſagt wird, auch in Specie auf ſich anwenden muſs, ſo macht ihm doch der Eiskopf ſehr wenig Sorge, indem es damit, ſo wie mit dem Ereifern und alleinigen Warmwerden um Hn. *K.* willen, nicht viel zu ſagen hat, und dieſes, aufs gelindeſte geſagt, gar nicht zutrifft. Aber ſo viele Complimente, wie noch in einem Athem nachfolgen, ſollten billig den ſtrengſten Recenſenten bekehren, und ihn, mit einer tiefen Verbeugung gegen den Vf. ſeine Schwäche fühlen laſſen. Die Recenſenten ſind indeſs ein abgehärtetes Volk, und erholen ſich bald wieder von ihrm Schrecken, was um gewiſſer ebenfalls abgehärteter Autoren willen, ein ſehr glücklicher Umſtand iſt. Im Ernſte alſo, was Hr. K. über die Abſchaffung von Zierereyen, und edler Simplicität beym Naturunterricht ſagt, iſt ſehr gut, aber ſchwerlich von ihm ganz überlegt und gefühlt. Sonſt würde er ein förmliches *Markenſpiel* nicht zum Vehikel dieſer achtungswerthen Simplicität brauchen wollen, oder ſichs nicht vollends gar einfallen laſſen, das ganze Menſchenleben, als ein bloſses Spiel, mit ſeinem Naturſpiele zu vergleichen. Wenn auch die übrige Ausführung unmodelhaft wäre: ſo wird ein Spiel mit Marken nie bey Kindern die Wirkung begünſtigen, die der Naturunterricht hervorbringen ſoll. Die Kinder werden, wie billig, auf die Marken ſehen, und nicht auf die Natur. Daſs trockne Kenntniſſe, die mechaniſch erlernt werden müſſen, ehe man in weiter Entfernung zu ihrer fruchtbaren und geiſtvollen Anwendung kommen kann, daſs dieſe durch ähnliche Spiele erleichtert und eingeprägt werden, dawider dürfte wenig zu erinnern ſeyn. Aber daſs man eine Kenntniſs, zu der die nächſten äuſsern Verhältniſſe ſehr wenig, aber um ſo mehr die innern edeln Bedürfniſſe des Geiſtes, und der moraliſchen Vervollkommnung hintreiben, daſs man eine Kenntniſs, die ganz dazu beſtimmt ſcheint, in früher Jugend das Gefühl für Wahrheit, Ordnung, Zuſammenhang, Gröſse und Schönheit zu erwecken, mit ſammt dem Kinde in die Wickelpuppe eines ſteifen Markenſpieles einzwängt, das hält Rec., ſo viel er ſich auf Wiſſenſchaften, Menſchenleben und Natur verſteht, nur unter ſolchen Bedingungen für verzeihlich, die für die Urheber dieſer Spiele nicht ſchmeichelhaft ſind. Und was iſt damit gewonnen, wenn die Kinder, um der Marken willen, folgende Sätze auswendig lernen. *„Unter der „Natur verſteht man alle wirkende Kräfte aller körperlichen Dinge „in der Welt, zuſammen als eins betrachtet. — Die Trägheit iſt die „Eigenſchaft der Körper, vermöge welcher ſie ſich in jedem Zu„ſtande zu erhalten ſuchen, in welchen ſie verſetzt worden?“* Hier iſt für ein Kind nichts erbauliches, und man ſieht offenbar, daſs es aus einem Unterrichte genommen iſt, den Hr. K. als gothiſch verwarf. Sätze wie dieſe: *„Die Gebirge gehen als Reifen um die Erdkugel herum, und halten ſie im Gleichgewichte.“ „Es gibt wahrſcheinlich eine beſondre electriſche Materie, welche eine Art von Freundſchaft ſeyn muſs. Durch das Reiben werden die Theile des electriſirten Körpers erſchüttert, durch dieſe Erſchütterung wird die electriſche Materie herausgeſtoſsen, und dieſe verurſacht eine Atmoſphäre um den electriſchen Körper, die elaſtiſch und flüſſig iſt, und ſich alſo in einen engen Raum bringen und wieder ausdehnen läſst,“* ſind theils falſch, theils dunkel, und für Kinder ganz unnütz. Selbſt in wenigen Zeilen hätte der Vf. mehr charakteriſtiſches von ſeinen Gegenſtänden ſagen können, wenn er, genugſam mit dem Geiſte derſelben bekannt, das Weſentlichſte auszuheben gewuſst hätte. So ſagt er bey dem Pferde: *„das Pferdegeſchlecht begreift das Pferd, den Eſel, den Mauleſel, der aus der Vermiſchung des Pferdes und Eels entſteht, und das ſchön geſtreifte Zebra, das dem Pferde gleicht, aber Schwanz und Ohren wie der Eſel hat.“*

Der Text dieſer Schrift ſoll, wie Hr. *K.* in den Vorreden verſichert, nicht von ihm, ſondern von einem bejahrten Schulmanne herkommen, der aus Beſcheidenheit anonym bleiben wollte; Hr. *K.* habe nur den Stil verbeſſert.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 16. Julius 1794.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

DRESDEN, b. Hilscher: *Unterricht in der Festungsbaukunst* nach Hn. *Johann Christoph Glasers*, weiland Churf. Sächs. Kriegsraths, Professors der Mathematik, und Directors der Militärwissenschaften, bey dem adelichen Cadettencorps zu Dresden, *erwiesenen Grundsatzen der Kriegskunst, Natur und Grössenlehre*; aus dessen hinterlassenen Papieren zu praktischer Anwendung mitgetheilt von *Friedrich Ludwig After*, Obersten im Churf. Sächs. Ingenieur-Corps. 4tes Heft. 1792. 25 S. 4. 6 Kupf. 5tes und letztes Heft. 1793. 135 S. 12 K. nebst Tabellen. (3 Rthlr.)

Hr. Oberst *After* hat dem 5ten Heft eine Beleuchtung einiger Sätze in der Recension der A. L. Z. über das 2te Heft, und eine Beantwortung einiger Einwürfe in der Allg. Deutschen Bibliothek beygefügt. Die erstere wollen wir hier, so viel es die Kürze erlaubt, beantworten, um uns dadurch den Weg zur Recension der vorliegenden Hefte zu bahnen. „Ob auf dem vom „Rec. vorgeschlagenen zweyten Wege, weniger Festungswerke in ihrer völligen Stärke aufgeführt, eben „die Dienste thun können, als viele von blosser Erde? „lässt sich nicht eher beurtheilen, als bis man diese wenigen Festungswerke, nach ihrem Profil, nach ihrer „Lage und Vertheidigung untereinander, gesehen und „untersucht hat." Wir wollen dem Hn. Obersten nur das entgegensetzen, was die neuern französischen Ingenieurs bey ähnlichen Fällen behaupten: Wenn der Belagerer ein Sechseck mit seinem Angriff umringen könne: so sey die Garnison kaum im Stande, die Vertheidigung der Ravelins mit Reduits zu bestreiten; weitere Werke hinzuzufügen, sey nur ein Mittel um die Garnison zu verhindern, das, was schon da sey, zu benutzen, und daher ein wahrer Schade. Bey einem Achteck könne man zur Noth Contregarden vor die Bastions legen. Wenn dasselbe aber einige unangreifliche Seiten habe: so könne man, statt der Contregarden, die von schlechter Wirkung seyn, auf den angreiflichen Seiten einige Lunetten anbringen. Doch dürfte die Anzahl derselben kaum auf 5 bis 6 steigen, weil die Besatzung eines Achtecks täglich nicht mehr als 1000 bis 1200 Mann auf die Wache geben könne, und 6 Lunetten schon gegen 600 Mann davon wegnähmen. Hieraus erhält, dass man noch auf andere Dinge Rücksicht zu nehmen habe, als Werke auf Werke zu häufen, die sich gut vertheidigen besonders wenn davon die Rede ist, ob man wenige Werke mit Mauerbekleidung oder viele Erdwerke mit grossen Böschungen bauen sol. Glasers nach seiner Meynung stärkstes Achteck bestehet: 1) aus einem Hauptwall. 2) Aus einer weitläuftigen Faussebraye. 3) Aus einem Ravelin mit einem Reduit und einer Faussebraye, die für eine Contregarde gelten kann. 4) Aus einer Contregarde vor den Facen der Bollwerke. 5) Aus einem Mantel. 6) Aus einem bedeckten Weg mit Reduits. Das ist beym letzten Bau zu viel. „Liegt nicht in des Rec. „Aeusserung selbst ein Widerspruch, wenn er hier den „Umfang eines Orts mit wenig Werken sicher zu stellen „vermeynt, und gleichwohl im Verfolg seiner Recension „die Defenslinien nur auf den Ertrag der heut zu Tag „üblichen Flinten gesetzt wissen will? Verlangen bey „einerley Umfang des Platzes so kurze Defenslinien nicht „mehrere Werke, als längere Defenslinien?" Rec. sprach von der Menge, Mannichfaltigkeit und Weitläuftigkeit der Aussenwerke, welche den Dienst der Besatzung erschweren; hier aber bleibt ja der Umfang der nemliche; und dann ist ein grosser Unterschied unter dem Nothwendigen und Ueberflüssigen. „Warum bey Befestigung „eines wichtigen Orts, ein Fürst nicht auch von verschiedenen Sachverständigen, Entwürfe hierzu, nach „Art der Preisschriften sollte können oder dürfen sich „einreichen lassen, wünschte wohl die Gründe zu vernehmen, um derentwillen der Rec. diesen Vorschlag „für ungeprüft hingeworfen, erklärt." Es ist nur Schade, dass man aus einer Rec. nicht gleich eine Abhandlung machen darf, sonst könnte man seine Gründe nach der Länge und Breite hinlegen. Also von mehreren Schwierigkeiten hier nur eine: Es fragt sich: Sollen nur die Ingenieurs und Sachverständige, welche in des Fürsten Diensten sind, um den Preis kämpfen, oder auch die von andern Mächten? Auf alle Falle müfsten doch die ersten Ingenieurs jenes Fürsten die Richter der Preisschriften seyn. Im ersten Fall hätten also die Subalternen mit ihren Vorgesetzten zu kämpfen, und würden daher entweder vom Kampfplatz bleiben, oder keinen Preis davon tragen. Im andern Fall kann weder der Fürst noch seine Ingenieurs es verstatten, dafs ihm der Ingenieur einer fremden Macht seine Festungen baut, und der Fürst, in dessen Diensten der letztere steht, würde es eben so wenig zugeben. „Dafs keineswegs beym Maafse der Defenslinie der Meister sich verstofsen habe, „sollte der Rec. aus .... vernommen haben." Nun da sagt Glaser: „Mit unsern jetzt gebräuchlichen Flinten „würden wir etwan nur auf 30 Ruthen mit Wirkung „schiefsen; wollte man nach diesem Ertrag die Defens„linie einrichten, so fiele sie allzukurz aus, dafs daher „unzählige andere Nachtheile für die Festung, wie hin„gegen für den Belagerer allerley Vortheile erwachsen „würden." — Ist nun dies eine Stelle, worauf man sich als auf einen Beweis berufen kann? Sind die Vortheile

und Nachtheile aufgezählt und bewiesen? Der Kernschuss von unsern Flinten beträgt nicht nur 30, sondern 40 Ruthen. Man muss die Sache nicht schlimmer machen, als sie ist. Weiterhin sagt Glaser: „Um deswillen sind alle „Kriegsbaumeister bey diesem Maass von 60 Ruthen je„derzeit verblieben.“ Werden sie aber immer dabey verbleiben? Bereits wanken die französischen Ingenieurs in dieser Sache, trotz der unbegränzten Hochachtung für ihren Chef Vauban. Einmüthig ziehen sie die Flanken der Bollwerke nicht mehr zurück, und verlängern die Facen um 8 bis 10 Klaftern, was nur möglich ist, um die alten Defenslinien zu verkürzen; und bey den Aussenwerken haben sie auch bereits festgesetzt, dass die Defenslinie den Ertrag einer gewöhnlichen Flinte nicht übersteigen solle. Rec. wusste damals noch nicht, dass ihm die französischen Ingenieurs bereits so nahe gekommen. Dass Glaser seine Reduits in der IIIten Tafel zu einem wichtigen Zweck, wie Hr. *A.* sagt, gebauet habe, mag seyn; dass er aber diesen Zweck nicht erreichen wird, ist auch gewiss; denn sie sind den Batterien auf den Contregarden ausgesetzt, und zusammengeschossen, ehe man über den Graben gehet. Daher hat man nicht Ursach, weder das Ravelin noch Reduit wegzunehmen, wenn man über den Hauptgraben gehen will. „Möch„te es dem Rec. gefällig seyn, die Gründe anzuzeigen, „warum das Reduit vor der Spitze des Ravelins mehr „schaden als nützen solle.“ Sehr gerne: die Brustwehr liegt von innen und aussen auf gleichem Boden. Sie dient also Freund und Feind; dieser darf nur Schiessscharten einschneiden, um eine Batterie zu haben, auf der er noch sicherer, als auf dem Glacis stehet, weil er auf jener das Glacis hinter sich hat, die ihn gegen die Rückschüsse von der Contregarde deckt, wenn er anders von dieser etwas zu befürchten hatte. Ueberdiess muss man sich auf den rückwärts liegenden Werken gar sehr in Acht nehmen, dass man, besonders bey nächtlichen Stürmen, nicht die eigene Besatzung von diesem Werke beschädiget. „Rec. sagt zwar: dass eine nur wenig „erhöhete Batterie auf dem Glacis diese Flanke des Haupt„walls von Grund aus demontiren würde, ohne dass man „einen Stein vom Wallgang der Contregarde wegschaf„fen dürfte.“ Ganz richtig! Der Wallgang der Contregarde ist 16 Fuss über den Grund des trocknen Grabens erhoben; seine Entfernung von der Flanke beträgt ungefähr 75 Ruthen; bis an das Glacis sind es 88; demnach darf das Rohr der Kanone nur um 18⅔ Fuss über den Grund des Grabens erhoben seyn, um den untersten Stein der Flanke, über den Wallgang der Contregarde weg, beschiessen zu können; die Spitze des Glacis aber, wohin diese Batterie erbaut werden soll, ist 19 Fuss über den Grund des Grabens erhoben; die Kanonen dürfen also eigentlich gar nicht erhöht, sondern eingeschnitten, kurz, beynahe so gebauet werden, als man sie bauen würde, wenn die Contregarde nicht da wäre. Eine massive Mauer von 30 Fuss Dicke und 25 in der Höhe ausser dem Erdreich, die nach Glasers Angabe angelegt ist, um die Flanke zu decken, und die ihrem Zweck so wenig entspricht, hat doch wohl ihre Stelle nicht mit grosser Ueberlegung erhalten. Die steinerne Brustwehr muss man freylich herunter schiessen, welches nichts schweres ist, da eine auf dem Glacis dagegen anzulegende Batterie beynahe nirgend her etwas zu befürchten hat.

Der 4te Heft enthält ein nach Glaserschen Grundsätzen befestigtes Viereck. Die Defenslinie von der hohen Flanke beträgt 70 Ruthen. Die Graben sind nicht nach der heutigen Art, nach der man sie jetzt lieber schmäler und tiefer als sonst macht, um das Mauerwerk den feindlichen Batterien zu entziehen, sondern breiter und seichter als gewöhnlich. Ueberhaupt war Glaser noch im Profiliren zurück; trotz seines Rühmens von dem Werth der Profile lernt man aus seinem Werk weiter nichts, als dass er seine Profile für vortreflich gehalten habe. Das Reduit im Ravelin ist noch übler dran, als im oben angeführten Fall, weil man es hier vom Glacis zusammenschiessen kann. Beym Reduit vor der Ravelinsspitze ist der oben gedachte Fehler verbessert, indem es hier vom bedeckten Weg abgesondert, und von Stein gebaut worden, wodurch es auf der andern Seite einen weit über seinen Werth erhöhten Aufwand verursacht. Die übrigen Kupfer enthalten einen Grundriss des Mauerwerks vom Sechs- und Achteck, einen Vorschlag zu einem Cavalier und eine steinerne Caponiere, woraus erhellt, dass Glaser auch die Minengallerien nicht geschickt anzubringen gewusst habe; denn wenn sie, so wie hier, unmittelbar an der Bekleidungsmauer hinlaufen: so darf man nur ein paar Locher in diese schiessen, um dem Minier sein Handwerk zu legen.

Der 5te Heft enthält nach vorausgeschickten Grundsätzen, die öfters noch aus der alten Welt sind, Regeln, wie ungeschickte Figurseiten zu behandeln, und endlich die wichtige Auflösung des Problems 1) sowohl von aussen herein, als von innen hinaus, 2) auf einer jeden zu befestigen geschickten Figurseite, 3) bey allen zur Fortification taugenden Figurwinkeln, 4) ein Hauptwerk ohne, oder auch mit Fausebraye zu construiren; dass a) die parallele Entfernung der äussern von der innern Figurseite allenthalben gleich gross sey; b) die Bollwerksflanken bey allen Figurseiten gleich lang, und zwar mit Inbegriff des Orillons von 15 rheinl. Ruthen werden, und c) auf der rasirenden Defenslinie perpendiculär stehen, endlich d) die Defenslinie α) bey einem Hauptwerk ohne Fausebraye in den Flankenwinkel einlaufe; hingegen β) bey einem Hauptwerke mit Fausebraye auf der Hauptkurtine eine sogenannte Secondflanke abschneide, deren Stärke oder Perpendicularmaass 7½ rheinl. Ruthen, das ist: so breit wie die Fausebraye sey. Die Auflösung ist sodann auf einige wirkliche Plätze angewandt. Von den Citadellen sind nur allgemeine Regeln beygebracht. Zum Beschluss erzählt der Herausg. *Glasers* Bemühung um sein allgemeines Problem. Wir gestehen nun mit Vergnügen, dass *Glaser* alles, was zu dem Problem, einen unregelmässigen Platz so regelmässig als möglich zu befestigen, gehört, wohl gefasst, gründlich aufgelöst, und darin alle bisher bekannte Schriftsteller weit übertroffen habe. Die Befestigungskunst hätte keinen gemeinen Verlust erlitten, wenn diese artige Auflösung, welche Glasern noch den grössten Ruhm bringt, zu Grunde gegangen wäre; die vielen Bemühungen des Hn.

Oberſten *Aler* um dieſelbe verdienen daher den vollesten Dank aller Liebhaber der Befeſtigungskunſt.

HANNOVER, b. Helwing: *Neues Militäriſches Journal.* X. Stück. 1791. 330 S. m. 1 K. XI. St. 1792. 188 S. m. 1 K. XII. St. 1792. 195 S. 8.

X. *Beurtheilung der Lindenauſchen Taktik*, zweyter Theil. Der Vf. dieſes Aufſatzes iſt ſehr nachgiebig gegen ſeinen Autor. In Anſehung der Schädlichkeit des Ab- und Zurückmarſches von beiden Flügeln, ſtimmt er mit *Lindenau* überein; nur glaubt er, daſs dieſer nichts Neues darüber geſagt habe. Andere aber finden viel Unrichtiges darin, und dieſes könnte doch neu ſeyn. Beym Aufmarſch einer Colonne aus ihrer Flanke beruft ſich der Vf. auf einen Artikel, den er in die neue militäriſche Zeitung über das Deployiren geliefert hat; wir zweifeln aber, daſs er dadurch das Deployiren aus der offenen Colonne verbeſſert habe. Er formirt dabey die Linie von hinten, und da ſich dieſe beſtändig vergröſsert; ſo nimmt die Geſchwindigkeit ab, und ſein Deployement wird dadurch ſchwerfällig. Seine zweyte Methode läſst ſich nur mit ein paar Bataillonen ausführen, mit den übrigen muſs man den Adjutantenaufmarſch machen. Hingegen halten wir das für eine wirkliche Verbeſſerung des Lindenauſchen Manoeuvres, wenn der Vf. die 3 letzten Bataillons von der Colonne des rechten Flügels ohne Rückmarſch deployiren laſst; doch reicht auch dieſes Manoeuvre nicht überall zu. *Die Relation der Bataille bey Hochſtädt* von dem hannovriſchen *Feldmarſchall von Bülow* an den Kurfürſten von Hannover, nachmaligen König von England, enthält einiges Detail, das man in den bekannten Erzählungen nicht findet. Bey der *Relation der Schlacht bey Roſsbach* ſind die Anmerkungen des Grafen *von St. Germain* das intereſſanteſte. Wenn in der Relation geſagt wird: der König machte mit dem übrigen Theil der Cavallerie einen übereilten Marſch, um ſich ſchräg auf ſeinen linken Flügel zu ſetzen; ſo antwortet *St. Germain*: der König von Preuſsen macht keinen übereilten Marſch, alle ſeine Bewegungen ſind wohl bedächtlich, und werden gut ausgeführt. Am Ende wird geſagt: Hr. von *St. Germain* führte die Arriergarde mit vieler Ordnung und Klugheit. Antwort: Niemals war gröſsere Unordnung und weniger guter Wille. Die *Belagerung* oder vielmehr Vertheidigung *von Ziegenhayn* i. J. 1761, vermuthlich von einem Artillerieofficier geſchrieben, iſt zwar von keiner groſsen Bedeutung, aber doch nicht unintereſſant zu leſen. Die *Relation von der Schlacht von Liſſa vom König von Preuſsen* an den König in England, ſo wie auch eine andere von einem preuſsiſchen Ingenieurofficier ſind hier mit Anmerkungen verſehen, welche die beiden Relationen ſowohl unter ſich als auch mit andern vergleichen, und die Unterſchiede bemerkbar machen. Das *Gefecht bey Meer* von einem Officier, der demſelben beywohnte, enthält ſowohl im Plan, als auch in der Beſchreibung einiges, das man nicht im Bauerſchen Plan findet; nebſt Einwendungen gegen die Urtheile des Hn. von Trapelhof, vermuthlich vom Herausgeber. Hierauf folgen *Recenſionen*. Ferner eine *Inſtruction für die Inſpecteure der Infanterie von Friedrich dem Groſsen*, worin dieſer beweiſt, wie nothwendig es ſey, daſs ſich die Subalternen bey Zeiten in die höhern Chargen einſtudieren, weil man im Krieg oft ſehr bald dahin gelangen, und folglich in Verlegenheit kommen könne, wenn man alsdann Dinge ausführen ſolle, die man nicht vorher durchdacht habe.

XI. St. *I. Defenſivlager der preuſsiſchen Armee unter Prinz Heinrich im Oct.* 1762. Angriff dieſes Lagers und Rückzug aus demſelben. Aus dem ungedruckten Tagebuch eines Officiers, der bey der Armee diente. II. *Relation der Schlacht bey Freyberg*, zwiſchen der preuſsiſchen Armee unter dem Prinz Heinrich und der öſterreichiſchen und Reichsarmee unter dem Prinzen von Stollberg. Aus der mündlichen Erzählung des verſtorbenen Hauptmanns *Tielke*. III. *Relation von einem preuſsiſchen Officier*, der bey derſelben gegenwärtig geweſen. Da dieſe Schlacht unter allen Schlachten des 7jährigen Krieges noch am wenigſten bearbeitet war; ſo werden dieſe ausführlichen Nachrichten dem Publicum ſehr willkommen ſeyn. IV. *Erklärung der Wirkung des Pulvers*, aus den in neuern Zeiten entdeckten Luftarten. Ein Aufſatz, der den Artilleriſten Stoff zum weitern Nachdenken gibt. V. *Einige Nachrichten von den Militärorden*, und einige Betrachtungen über dieſelben. VI. *Unterricht in dem Brückenbau mit Pontons* für diejenigen, welche nicht Pontoniers ſind, und doch einige allgemeine Kenntniſſe dieſes Gegenſtandes ſich erwerben wollen, von einem kön. preuſsiſchen Artillerieofficier. Dem Vf. ſcheint unbekannt geweſen zu ſeyn, daſs es auch hölzerne Pontons gibt, welchen Hr. *Hoyer* beynahe den Vorzug gibt. VIII. *Von den Unterhaltungskoſten eines Cavalleriepferds*, insbeſondere in der preuſsiſchen Armee. IX *Recenſionen*. X. *Nachricht von dem Diſtanzmeſſer des Lieut. Neander.* XI. *Woraus kann man den Fortgang, den eine Armee in dieſem oder jenem Zweige der Kriegskunſt macht, am ſicherſten beurtheilen?* Antwort: aus den Schriften, die aus derſelben hervorkommen.

XII. St. I. *Unmaſsgebliches Bedenken, wie etwa bevorſtehende Campagne gegen Frankreich einzurichten.* Von dem hannöveriſchen General *Podewils* 1689 an den Herzog von Hannover abgeſtattet. II. *Ein Mittel, wodurch man die Officiere zu militäriſchen Arbeiten aufmuntern, und ihre weitere Ausbildung bewirken kann.* Der Vf. ſchlagt eine Societät der militäriſchen Wiſſenſchaften vor. Es dürfte aber wohl noch zu dieſer Zeit einige Schwierigkeiten haben, ſie aufzubringen. III. *Manoeuvre bey dem Entſatz, unweit Potsdam*, den 12ten Oct. 1764. IV. *Manoeuvres, welche von einem preuſsiſchen Corps unter der Ordre des Hn. General-Major und Inſpecteur der weſtphäliſchen Regimenter von Romberg ſind ausgeführt worden.* V. *Ein Beytrag zur Geſchichte der Taktik.* Auszug aus einem braunſchweig-lüneburgiſchen Infanteriereglement von 1666 bis 1674. VI. *Ueber die Vor- und Nachtheile der ſtehenden Armeen.* Gegen einen Aufſatz im 65ſten Heft der Schlözeriſchen Staatsanzeigen. VII. *Von der Richtung einer Linie Cavallerie, wie ſie en Front mit Intervallen avancirt.* Sie

ist auf die Grundsätze gebaut, welche man in v. Millers reiner Taktik findet. VIII. *Nachricht von der Einführung reitender Artillerie.* Aus dem Intelligenzblatt der allgem. Lit. Zeit. Hr. *Scharnhorst* bemerkt im Nachtrag, dass man aus andern Nachrichten wisse, dass die Russen im 7jährigen Kriege schon reitende Artillerie gehabt hätten. Den Rec. hingegen versichert ein Officier, der nach dem 7jährigen Kriege in Petersburg war, dass man noch damals nichts von einer reitenden Artillerie daselbst gewusst habe. IX. fehlt. X. *Neue Einrichtung des Regiments- oder Bataillons-Geschützes*, von dem *verstorbenen regierenden Grafen von Schaumburg-Lippe*, königl. portugiesischen Generalfeldmarschall. Betrifft den Gebrauch einer einpfündigen Kanone mit einer besondern Art von Lavette. XI. *Vom jetzigen französischen Militär.* XII. *Ein Vorschlag, beym Angriff eines Blockhauses und einer Schanze geschwind auf die Brustwehr zu kommen.* Dieser aus den ältern Zeiten entlehnte Vorschlag kann durch 1 oder 2 Reihen schlechter Wolfsgruben unbrauchbar gemacht werden. XIII. *Wachehäuser in Cantonirungs- und Winterpostirungen.* Es ist freylich nur ein hingeworfener Gedanke, zur Ausführung gehört noch mehr. Die Zahlen beym Maasstab sind unrichtig; er enthält nicht nur 3, sondern 15 Fuse. Die Pallisaden sind nicht nur 20, sondern 23 Fuss lang. Sollen die Schiesslöcher 6 Fuss über den Boden kommen: so müsste noch eine Bank über die im Plan gezeichnete kommen. Einrammen könnte man die Pallisaden nicht wohl, und zum Eingraben möchten die Spitzen unnöthig seyn. Auch müssten noch andere Mittel angewendet werden, um das Gebäude gegen den Einsturz zu sichern. In der 3ten Figur stehen die Pallisaden nicht viel fester, als wenn man sie auf den blossen Boden hingesetzt hätte. XIV. *Recensionen.* XV. *Ueber die Vor- und Nachtheile der stehenden Armeen.* Eine Fortsetzung des oben angefangenen gründlichen und interessanten Aufsatzes, worin auch auf das berüchtigte im Braunschweigischen Journal erschienene *Testament politique de l'Empereur Joseph II* Rücksicht genommen wird.

Breslau, b. Gutsch: *Theoretisches-praktisches Handbuch der Feldbefestigungswissenschaft durch eigene ganz neue Erfindungen umgearbeitet und vervollkommet zum Selbstunterricht*, mit 10 Kupfertafeln, von M. *Franz Christoph Jetze*, ersten und ältesten Professor bey der königl. preussischen Ritterakademie zu Liegnitz, bey eben derselben Lehrer der Mathematik und Physik, Beysitzer der königl. gelehrten Ges. der W. u. K. zu Frankfurt a. d. O. 1793. 319 S. 8.

Der Vf. ist ein sehr gesprächiger Gelehrter; der geringste Umstand gibt ihm Gelegenheit, etwas herbey zu ziehen, das man hier nicht suchte. Seine neue Erfindung ist nun zum drittenmal gedruckt; 1781 erschien sie im Unterhalter für Krieger, und 1789 in der neuen militärischen Zeitung. Nach 10 Jahren ist sie jedoch für das Publicum noch eben so neu, als bey ihrer ersten Erscheinung, da ihr das Publicum bisher keine Aufmerksamkeit schenkte. Diese neue Erfindung bestehet nun in folgendem: Ich nehme, sagt der Vf., ihr (der Ingenieurs) eigenes Principium, oder ihren Grundsatz an, in welchem sie alle übereinstimmig sind, nemlich: dass 25 militärische Schritte die rechte Länge der einen Seite der viereckigten Schanze für 200 Mann sey, dass diese nicht zu viel und auch nicht zu wenig Flächenraum, nach militärischen Absichten habe, und ziehe daraus richtige Schlüsse. Schon der Vordersatz ist nicht ganz gegründet: Nicht alle Ingenieurs geben dem Mann an der Brustwehr 2 Decimalfuss, viele nur zwey Duodecimalfuss, andere auch nur 21 Zoll; und dann ist es sehr unmathematisch, einen Satz so ganz ohne Beweis auf Treu und Glauben anzunehmen, und viele Seiten hindurch darauf los zu rechnen. Der Vf. untersucht in dieser Rücksicht zuerst, wie viel Quadratschritte in der obgedachten Redoute auf den Mann kommen, und bestimmt die Grosse der übrigen Schanzen so, dass immer jeder Mann den nemlichen Flachenraum erhält. Hier hätten ihm sogleich ein paar Zweifel einfallen sollen: 1) ist es auch wahr, dass so viele Zelte in dieser Redoute nach Abzug dessen, was zur Stellung und Bewegung der Truppen nöthig ist, Raum haben, als die Besatzung erfodert? 2) hätte er bedenken sollen, dass allenfalls nur der Raum zum Lagern im quadratischen Verhältniss stehe, aber nicht der Raum, den die Bänke einnehmen, und den die Besatzung nöthig hat, um sich am Fuss der Bank zu rangiren. Seine Schlüsse wären also auch nicht sogar richtig. 3) fragt sichs, ob das Lagern oder das Fechten die Haupterfoderniss einer Redoute sey? Aber es war dem Vf. bloss ums Rechnen zu thun. Uebrigens ist das Buch nicht ganz unbrauchbar für den Anfänger; der Vf. weiss seinen Vortrag oft interessant und deutlich zu machen. Neues findet man ausser dem angeführten nichts. Statt anderer Weitläuftigkeiten hätte noch manches angebracht werden können, was man zu einem vollständigen und gründlichen Unterricht vermisst.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen, oder Predigtentwürfe der besten Kanzelredner, nach dem Bedürfniss unserer Zeit für deutsche Volkslehrer gesammelt und bearbeitet.* Des dritten Bandes erste Abtheilung. 1794. 252 S. 8.

Diese Abtheilung enthält 29 ziemlich ausführliche Grundrisse *Zollikoferischer* Predigten vermischten Inhalts. Wer die Predigten dieses vortreflichen Mannes nicht selbst besitzt, oder kaufen kann, dem werden diese Auszüge wohl zu statten kommen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 16. Julius 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Böhme: D. *Ernſt Gottfr. Schmidts*, Prof. der Rechte und Hofger. Adv. zu Jena, *theoretiſch practiſcher Commentar über ſeines Vaters, D. Joh. Lud. Schmidts practiſches Lehrbuch von gerichtlichen Klagen und Einreden.* Erſter Band. 1792. 340. S. Zweyter Band 1793. 360 S. 8.

Die anerkannten Vorzüge des bekannten *Schmidt'ſchen* Lehrbuchs beſtimmten den Vf., einen Commentar darüber drucken zu laſſen. Dieſer ſoll aber bloſs eine kurze theoretiſch practiſche Erläuterung der weſentlichen Lehrſätze mit hinzugefügten Beyſpielen enthalten, und der Vorläufer eines gröſsern Werks ſeyn, worin der Vf. die einzelnen Klagen und Einreden vollſtändig abhandeln will. Da dieſs gröſsere Werk, der Natur der Sache nach, groſsentheils aus dem Inhalt des Lehrbuchs und dieſes Commentars beſtehen wird: ſo hätte der Vf. vielleicht beſſer gethan, wenn er, ſtatt einen Theil ſeiner Vorleſungen über das Lehrbuch beſonders abdrucken zu laſſen, entweder dieſes mit erläuternden Anmerkungen und Zuſätzen bereichert, herausgegeben, oder durch das gröſsere Werk den Druck des Commentars ganz überflüſsig gemacht hätte. Bey der gegenwärtigen Einrichtung war es beynahe unvermeidlich, daſs nicht ein groſser Theil des Lehrbuchs ſich in den Commentar einſchleichen, und, da Kürze und Einſchränkung aufs Weſentliche in dem Plane des Vf. lag, manche nützliche Erläuterung verdrängen muſste. Der *erſte Theil* umfaſst die Lehre von gerichtlichen Klagen und Einreden überhaupt, und von den Poſſeſſorienklagen. Die Erläuterungen beſtehen gröſstentheils aus richtigen Bemerkungen; nur ſind ſie nicht immer in gehöriger Proportion angebracht, auch hie und da ſolche, die den nämlichen Gegenſtand betreffen, in mehreren Stellen zerſtreut. Z. B. was über die Geſchichtserzählung und über das Geſuch in einem Klaglibell geſagt wird, iſt theils §. 13. § 22. u. f. theils §. 95. und §. 101. zu ſuchen. Ueberhaupt haben wir die Erläuterungen über die einzelnen Klagen noch befriedigender und beſſer gefunden, als diejenigen, welche die Klagen und Einreden im Allgemeinen betreffen. S. 31 wo einer rechtlichen Folge der Weigerung, auf die Klage ſich einzulaſſen, Erwähnung geſchieht, hat ſich Sächſiſches Recht da eingeſchlichen, wo man gemeines erwartet. S. 63 wird die Eigenthumsklage, unſers Erachtens nicht mit hinlänglichem Grunde, den *actionibus arbitrariis* beygezählt. S. 91 und 159 behauptet der Vf. daſs Cumulation der Klagen allemal eine Concurrenz derſelben vorausſetze. Nun kann z. B. Cajus gegen den Titius Klagen aus einem Anlehen-Pacht und Kaufcontract ohne Anſtand cumuliren. Und doch nimmt der Vf. S. 91 an, daſs mehrere Klagen, die nicht einerley Sache betreffen, ſondern aus verſchiedenen Geſchäften herrühren, keinen *concurſum* derſelben ausmachen. Ob der Kläger, indem er die Replik in die Klage aufnimmt, damit als Aggreſſor angeſehen werde, und die Gunſt des Beklagten verliere, wie der Vf. S. 148 behauptete, zweifeln wir ſehr. Doch iſt's freylich in den meiſten Fällen räthlicher, die Exceptionsſchrift abzuwarten. Was der Vf. S. 228 von dem ächten Beſitze (*b. f. poſſeſſio*) und den Vortheilen deſſelben ſagt, möchte wohl nur von dem ſogenannten bürgerlichen Beſitze zu verſtehen ſeyn. Gibt es doch adliche Beſitzer, die jene Vortheile nicht genieſsen! Der *zweyte Theil* enthält die Präjudicialklagen und die damit verwandten Rechtsmittel, und von den dinglichen diejenige, die das Eigenthum, die Dienſtbarkeiten und das Pfandrecht betreffen, auch einen Theil der auf das Erbrecht ſich beziehenden Klagen. Wir wollen einige Zweifel und Bemerkungen herſetzen, die ſich uns beym Durchleſen dieſes Theils aufgedrungen haben. Nach S. 28 läſst der Vf. in Anſehung freygelaſſener Negerſklaven die römiſchen Grundſätze vom Patronatrechte, und ebendeſswegen die *actiones de libertinitate* und *de ingenuitate* deshalb eintreten, weil die Negerſklaven völlig nach dem römiſchen Rechte zu beurtheilen ſeyen. Dieſs möchte wohl in Deutſchland nicht ſo ganz der Fall ſeyn. Wenn gleich der Vf. nach S. 106 f. die *exceptio non num. dot.* und den evidenteſten Beweis derſelben nach dem Ablauf von 10 Jahren nicht mehr ſtatt finden läſst, ſo wird er dieſs doch nicht auch von den Gläubigern des Ehemanns verſtehen wollen? Ueberhaupt erwartet man eine kurze Aufzählung der Fälle, in denen jene Einrede wegfällt z. B. Errichtung der Ehepacten nach geſchloſſener Ehe. S. 139 hätte den Einreden auch das Zurückbehaltungsrecht wegen eines beträchlichen und dabey nothwendigen Aufwands und das Compenſationsrecht nützlicher Koſten beygefügt zu werden verdient. Was der Vf. S. 144 von der *actio don. pr. nupt. repet.* ſagt, könnte leicht miſsverſtanden werden. Das ſtillſchweigende Pfandrecht der Ehefrau macht nur in ſo fern jene Klage ſeltener, als es die römiſchen Gegenvermächtniſſe ungewöhnlicher macht. Wo aber ein römiſches Gegenvermächtniſs vorhanden iſt, da kann auch dieſe Klage eintreten. Wenn es gleich in der Theorie richtig iſt, S. 160 daſs der Vater das unehliche Kind ſeines Sohns nicht verpflegen dürfe, ſo ſcheint doch die Praxis der gegenſeitigen Meynung günſtiger zu ſeyn. S. 195 gibt der Vf. der Ehefrau die *rei vindicatio utilis* in Anſehung der Sache, welche der Mann mit ihrem Gelde gekauft hat. Allein da dieſe

Sache keine Dotalſache wird: ſo hat die Ehefrau kein Vindicationsrecht, ſondern, wenn es ihr Nutzen erheiſcht, eine *Condiction*. S. 202 vermiſst man eine genaue Beſtimmung des Beweisſatzes bey der Reivindication, und wohl auch eine Bemerkung des Vortheils, den die Anführung eines Titels in dem Libell bey dieſer Klage gewahrt. Mit der Vereinigung der Meynungen über die Frage: kann der Eigenthümer, der den Werth der Sache erlangt hat, dieſe dennoch von dem Beſitzer vindiciren? S. 203 f. möchten wohl die Anhänger der bejahenden nicht zufrieden ſeyn. Denn unter der *litis aſtimation*, die der erdichtete Beſitzer zu leiſten hat, iſt auch der Werth der Sache begriffen. S. 212 bemerkt der Vf., daſs der Gegenſtand der *Reivindication*, wenn in *foro rei ſitae* geklagt werde, nur eine bewegliche (unbewegliche) Sache ſeyn ſollte, und beruft ſich dabey auf *Wernher*. Allein dieſer ſagt an der angeführten Stelle nur, daſs einige dem *foro rei ſitae* bey beweglichen Sachen, zumal alsdann nicht Statt geben wollen, wenn dieſe Sachen nicht an einem Orte bleiben, ſondern weiter gebracht werden ſollen, erinnert aber dabey ganz richtig, daſs dieſe Meynung ungegründet ſey. S. 252 wird angenommen, daſs die perſönliche, die Klage, die auf Errichtung einer Dienſtbarkeit gerichtet iſt, in 10 und 20 Jahren verjährt werde, eine Meynung, die wohl in keinem der angeführten Geſetze gegründet iſt. Bey der Frage: ob durch den bloſsen Nichtgebrauch ein Dienſtbarkeitsrecht verloren gehe, halten wir die Diſtinction zwiſchen *ſervitutibus urbanis* und *ruſticis* nicht für das, wofür der Vf. S. 259 dieſelbe erklärt, für unnütz. S. 268 tritt der Vf. der Meynung derjenigen bey, die bey der Negatorien-Klage der Vermuthung, die aus der Quaſipoſſeſſion entſpringt, den Werth einer interimiſtiſchen Wahrheit nicht beylegen, ſondern dem Beſitzer der Dienſtbarkeit den Beweis auflegen. Die 112te Novelle handelt unſers Erachtens von dem beſondern Falle eines von dem Pfandgläubiger bereits gerichtlich in Anſpruch genommenen, und von dem Schuldner nachher veräuſſerten Unterpfandes, und begünſtigt keineswegs die S. 300 folg. angenommene Meynung, daſs der Beſitzer einer Specialhypothek ſich gegen die *actio hypothecaria* durch die *exceptio excuſſionis* nicht ſchützen könne.

STRASBURG, in der akad. Buchh. *Geſetzbuch für die Friedensgerichte* (;) von A. C. *Guichard*, homme de Loi, Aus dem Franzöſiſchen überſetzt durch Franz Joh. *Krauſs*, b. R. Licent. 1792. VII. Heft (in fortlaufender Seitenzahl) S. 131 — 353; VIII u. letzter Heft, S. 354 — 498.

Den Beſchluſs dieſes Werks, deſſen erſtere Hefte N. 22. des vor. Jahrg. angezeigt worden, machen *verſchiedene Dekrete, welche die Friedensrichter betreffen und in dem erſten Bande des Geſetzbuches für die Friedensgerichte nicht enthalten ſind*, ſämtlich von 1791. Eine Inhalts-Anzeige und ein alphabetiſches Sachen-Regiſter erleichtern den Gebrauch auch dieſes Bandes.

Mit dieſen beiden Heften ſchlieſst ſich alſo ein Werk, dem der philoſophiſche Rechtsgelehrte, auch ohne Rückſicht auf die bisherigen oder künftigen Schickſale der Inſtitute der Friedensgerichte in Frankreich, ſeine Aufmerkſamkeit nicht verſagen darf.

PHILOLOGIE.

1) BERLIN, in d. akad. Kunſt- u. Buchh.: *M. Tullii Ciceronis Epiſtolarum ſelectarum Libri IV.* Nach der Zeitfolge geordnet, und mit kurzen Einleitungen, erklärenden Anmerkungen und einem zweckmäſsigen Sachregiſter verſehen. Zum Gebrauche der Schulen. 1790. 200 S. 8. (8 Ggr.)

2) LEIPZIG, b. Schwickert: *Ueberſetzung der kleinern Briefe des Cicero* mit erklärenden Anmerkungen begleitet. Zwey Bändchen. 1792. 270 S. 8.

3) HALLE, b. Gebauer: *M. T. Cicero von der Freundſchaft*, überſetzt und erläutert. 1793. VI. u. 102. S. 8. (6 Ggr.)

4) MÜNCHEN, b. Lentner: *Kornel Nepos, teutſch* mit einer Abh. über ſeine Perſon, Sprache, Moral etc. vorzüglich die Art, ihn mit dem Jünglinge zu leſen, herausgegeben von Alb. Xav. *Weinzierl*. Mit 10 Kupfertafeln. 1792. LXXXIV. u. 229 S. 8. (16 Ggr.)

Der Herausg. von N. 1., welcher ſich keiner zweckmäſsig eingerichteten Ausgabe oder Auswahl der Ciceroniſchen Briefe für Schulen erinnert, ſcheint nicht an die Strothiſche, nach der Zeitfolge geſtellte, Sammlung gedacht zu haben. Die Auswahl unſers Sammlers iſt gut und zweckmäſsig. Die in chronologiſcher Ordnung geſtellten Briefe umfaſſen den Zeitraum von 691 — 710, und ſind an ſolche Perſonen gerichtet und von ſolchen Perſonen geſchrieben, die eine merkwürdige Rolle in der Geſchichte jener Zeit geſpielt haben. Jeder Brief iſt mit einer deutſchen Inhaltsanzeige und mit einigen Sach- und Spracherläuterungen zur Nothdurft verſehen. Auch iſt ein Sachregiſter beygefügt.

Die Ueberſetzungen N. 2. 3. 4. ſind, im Allgemeinen zu urtheilen, nicht ſchlecht. N. 2 enthält eine Ueberſetzung der ehmals und noch hie und da auf Schulen gebräuchlichen Sammlung der kleinern Ciceroniſchen Briefe, unter welchen aber auch ſehr groſse ſind, welche ohne alle Zeit- und Sachordnung durch einander laufen. Der Zweck des Ueberſ. war, wie er ſagt, *der Zweck aller (?) Ueberſetzer*; Erleichterung zum Präpariren und Aufmunterung zur Nachahmung und angeſtellten Selbſtübung. Der Ueberſetzung ſind Anmerkungen untergelegt. Die Inhaltsanzeigen ſind zum Theil ſehr ausführlich; vorzüglich intereſſant iſt die Einleitung in dem Brief des Sulpicius (4. 5), worin er den Cicero über den Tod der Tullia tröſtet, und in Cicero's Brief an den Luccejus (5. 12), worin dieſer aufgefodert wird, Cicero's Geſchichtſchreiber zu werden. Ein Theil der Briefe iſt ſehr flieſsend und befriedigend überſetzt. Man ſtöſst aber auf mehrere andre, die theilweiſe undeutſche Wendungen, Härten und Steifheiten haben. Ueber das nach dem Vorgange neuerer Ueberſetzer beybehaltne *Sie* in der Anrede lieſs ſich wohl Allerley ...nnern.

Warum den Römern, welche die einzige Form der Anrede *Du* kannten, eine Form unterschieben, welche, nach Gedike, knechtische Demuth der Niedern gegen die Hohen erst in diesem Jahrh. in Deutschland erzeugt hat? Wenigstens sehen wir nicht ab, warum Cicero auch seine Terentia mit dem vornehmen *Sie* beehren soll, wie in dieser Uebers. geschieht. Die Formel des römischen vertrauten Briefstyls: *Si vales* etc. klingt doch im Deutschen gar zu steif, wenn wir, wie hier, immer übersetzen: Ich freue mich, wenn Sie sich wohl befinden; ich befinde mich noch wohl. Dürften wir uns darin nicht einige Abwechslung erlauben? oder diese doch nur den Römern eigne Anfangsformel gar weglassen, so wie man dem Lateiner nicht zumuthen würde, bey Uebersetzung eines Kanzleyschreibens aus dem Deutschen, auch das *Unsre freundliche Dienste zuvor* auszudrücken. Mehrern Stellen sieht man zu ängstliche Anhänglichkeit an den Buchstaben des Originals an, wie denn des Vf. in der Vorrede dargelegte Ideen über Uebersetzungen überhaupt noch sehr schwankend sind. Cic. ad div. 14, 8. an die Terentia, heifst es in der Uebersetzung: Ich bekomme schriftliche und mündliche Nachrichten, *dass Sie plötzlich in ein Fieber gerathen sind, te in febrim subito incidisse.* — Lassen Sie mir doch auf die Art fernerhin es zu wissen thun, wenn es nöthig seyn möchte, oder wenn Neuigkeiten vorfallen sollten. *Item posthac, si quid opus erit, si quid acciderit novi, facies ut sciam.* 14, 21 *Was nöthig seyn sollte, da treffen Sie doch solche Vorkehrungen und Anordnungen, wie es Zeit und Umstände erfordern.* Wir dächten, es wäre doch wohl deutscher so zu übersetzen: Ich bitte dich, die nöthigen (*quod opus erit*) Vorkehrungen nach Befinden der Zeit und der Umstände zu treffen. 7, 15. Dass Sie in die Freundschaft des so artigen und gelehrten Matius gekommen sind, kann ich Ihnen nicht sagen, welche Freude mir das ist. — Der Uebersetzer hatte gute Vorgänger an Borheck und Reichard. In wie fern die Tugenden oder Fehler seiner Uebersetzung in jenen ihren Grund haben, können wir, da wir jene nicht bey der Hand haben, nicht beurtheilen. Was er indessen Gutes aus jenen entlehnt hat, kommt natürlich auf ihre Rechnung: wenn er fehlerhafte Stellen in seine Uebersetzung herübergenommen hat, so fällt der Tadel einzig auf den neuen Uebersetzer zurück.

N. 3. ist eine wohlgerathne Arbeit, die sich, auch ohne Hülfe des Originals (welches man leider bey den mehresten Uebersetzungen als Commentar zu Rathe ziehen muss), ganz angenehm liest. Aber dennoch bedarf sie einer noch fleissigern Ueberarbeitung und Reinigung von manchen Flecken, um auf den Namen einer *vorzüglich* guten Uebersetzung Anspruch zu haben. Zur Probe geben wir einen Theil des 19ten Cap. mit einigen Erinnerungen: *Bey dieser Erörterung entsteht eine ziemlich schwere Untersuchung: ob man neue Freunde, die unserer Freundschaft würdig sind, alten vorziehen kann* (darf) *so pflegt man jungen Pferden einen Vorzug vor den alten einzuräumen* (besser: wie man jungen Pferden — einzuräumen pflegt). *Ein unwürdiges Bedenken von der Menschheit.* (Ein Bedenken, welches den Menschen entehrt). *Denn bey Freundschaften darf nicht, wie bey andern Dingen, sattseyn* (Sättigung, Ueberdruss) *erfolgen. Das älteste muss uns hier am behaglichsten seyn, so wie ein Wein, der seine Jahre gelegen hat* (die Freundschaft muss, wie der Wein, je älter, desto angenehmer seyn). — *Solche Neulinge aber, wenn sie Hofnung versprechen* (geben), — *so wie an unbetrüglichen Pflanzen die Frucht hervorkeimt — hat man nicht von sich zu weisen, indess muss man das Alter gehörigermaassen in Ehren halten. Denn die Macht des Alters und der Gewohnheit ist hier unendlich gross.* (Neue Freundschaften aber, wenn sie, wie eine hofnungsvolle Saat, gute Frucht versprechen, muss man nicht verschmähen: aber die alten Freundschaften muss man ihnen nicht nachsetzen: denn ein alter, gewohnter Umgang behält immer für uns den grösten Reiz). *Selbst in Rücksicht eines Pferdes wird niemand in der Welt seyn, wenn anders ein Umstand es nicht hinderlich macht, der nicht lieber ein Pferd gebrauchen wollte, an welches er sich einmal gewöhnt hat, als ein unberittenes und ganz neues.* (Selbst in Ansehung der Pferde wird Jedermann lieber das Pferd, welches er gewohnt ist, reiten, als, ohne Noth, ein unberittenes und neues wählen) u. s. w. Wir haben geflissentlich ein Capitel ausgesucht, in welchem der Uebers. viel Stoff zum Tadel gegeben hat, um ihn durch die Bemerkung des Fehlerhaften zum Bessermachen zu reizen. Erinnerungen über manche andre Stelle halten wir zurück, um nicht als eigensinnige Krittler zu erscheinen, und berühren nur noch ein paar Stellen c. 25 *blandus amicus*, ein *schmeichelhafter* (schmeichelnder) Freund — *popularis*, ein populärer Mann oder, der um die Volksgunst buhlt, ein *Schleicher*! c. 27 Zwey Metaphern, die nicht zusammen passen: die Tugend *kettet* Freundschaften und *versiegelt* sie. Cicero sagt: die Tugend stiftet und erhält Freundschaften.

In der Einleitung zu N. 4. herrscht ein treuherziger, gerader, etwas derber Ton, der, so weit er auch von Feinheit entfernt seyn mag, doch einem alten Lehrer, der es recht gut mit seinen Schülern zu meinen scheint, sehr wohl ansteht. Der Vf. ist ein warmer, fast zu partheyischer Vertheidiger seines Nepos gegen *Scheller* und gegen alle, welche den Nepos in irgend einer Beziehung herabsetzten. Die Uebersetzung verräth einen beider Sprachen mächtigen mit seinem Schriftsteller vertrauten Mann, der dem Nepos keine Schande macht. Nur müsste der Vf. bey einer künftigen Ausfeilung sich der einfachen und reinen Sprache des Nepos noch mehr durch Vermeidung mancher sonderbaren Ausdrücke, Zusammensetzungen und Provinzialismen nähern, als da sind: *beyläufig* f. *circiter, fere*, ungefähr; *Staatskosten*; *bevorthun; wenigst; thatengeprüft* f. *cognitus; der Athenergesandte* etc. Attic, 1. *incitabat omnes studio suo*, er trieb alle durch seinen Fleiss *auf*. c. 2 *facultas pro dignitate vivendi* ist nicht: Musse nach Würde. — c. 3 *honores* sind wohl nicht Würden, sondern Ehrenbezeugungen.

Digitized by Google

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Preſsburg*, b. Weber: Zum Beſten der Armen: *Abhandlung über die herrſchenden Gifte in den Küchen, nebſt den Gegengiften* von D. *Paul Kolbani*. 1792. 75 S. 8. (6 gl.) Die Frage, ob man, in Rückſicht auf die Geſundheit, ohne Nachtheil zinnerne, oder mit Zinne überzogene kupferne und meſſingene, oder mit Bleyglätte glaſurte töpferne Gefäſſe in den Küchen zur Bereitung der Speiſen, in den Apotheken, Brandteweinbrennereyen und andern Werkſtätten zur Verfertigung verſchiedener Arzneyen, Liqueure u. ſ. w. anwenden könne, iſt ſchon von mehrern medicinifchen Schriftſtellern ſo gründlich beantwortet worden, daſs eine neue Erörterung derſelben beynahe überflüſſig zu ſeyn ſcheint. Da indeſſen die Gründe, deren ſich dieſe Schriftſteller und andere Aerzte bedient haben, um die Nachtheile des zumal unvorſichtigen Gebrauchs ſolcher Geſchirre zu erweiſen, noch nicht vermögend geweſen ſind, jene in mehr als einem Betrachte ſchädlichen Metalle oder metalliſchen Dinge aus unſern Küchen, Apotheken u. ſ. w. zu verdrängen, oder wenigſtens die Köchinnen, Brandteweinbrenner, Apotheker u. ſ. w. zu vorſichtigerm Gebrauche derſelben zu veranlaſſen, ſo kann eine neue Abhandlung über jene Aufgabe wohl nicht für ganz unnütz gehalten werden, zumal wenn der Vf. derſelben ſeinen Gegenſtand aus richtigen Geſichtspunkten betrachtet, ihn mit der gehörigen Einſicht beurtheilt, und ſeine Meinungen mit Deutlichkeit und in einer guten Ordnung vorträgt und ſie mit überzeugenden Beweiſen unterſtützt. Wir können alſo den Vorſatz des Hn. *K.*, ſeine Leſer von dem Schaden zu unterrichten, den der Gebrauch des Kupfers, des mit Bley verſetzten Zinnes u. ſ. w. in den Küchen und Apotheken nach ſich zieht, eben nicht miſsbilligen, aber mit der Art, wie er dieſen in der That wichtigen Gegenſtand behandelt hat, können wir nicht recht zufrieden ſeyn. Zwar hat er die übeln Folgen, die nur allzu oft eins oder das andere von jenen Metallen zur Urſache haben, mit ziemlicher Sorgfalt angegeben, auch ſeine Behauptungen mit hinlänglichen Erfahrungen, aus den Schriften der Herren *Scheuchzer*, *Huber*, *Navier*, *Brambilla* und anderer Aerzte unterſtützt, die Einwendungen gegen einige derſelben von *Elter*, *Zimmermann* und andern entkräftet, und zugleich die Hülfsmittel gegen die nachtheiligen Wirkungen jener metalliſchen Gifte genannt; allein wider die Ordnung, in welcher er dieſe Materialien verarbeitet hat, laſſen ſich manche Erinnerungen machen, ſo iſt im erſten Abſchnitte, worin eigentlich die Rede vom Kupfer iſt, manches von den ſchädlichen Wirkungen des Bleyes und Zinnes, welche Metalle doch ihre beſondern Abſchnitte erhalten haben, eingemiſcht, und an andern nicht recht ſchicklichen Orten, z. B. S. 29, 43, 48 u. ſ. w. von den Bleyſtiften, von der Zahl der Bergleute, die in den kornwalliſchen Zinngruben arbeiten, von der Porzellanglaſur, vom Gebrauche des Marienglaſes zum Schminken, und von andern Dingen, die hierher gar nicht gehören, gehandelt, und dann hat auch der Vf. zur Beſtätigung ſeiner Behauptungen nicht immer die beſten Gewährsmänner angeführt, (ſo hat er, um das Daſeyn von arſenikaliſchen Theilen im Zinne zu beweiſen, ſich auf *Marggraf's* Erfahrungen berufen, die bekanntlich durch neuere Beobachtungen, und beſonders durch *Bayen's* und *Charlard's* Verſuche, die unſer Vf. gar nicht kennt, ſehr berichtigt worden ſind,) ferner manche irrige Meynungen (z. B. daſs die wirtenbergiſche Probefluſſigkeit ein untrügliches Mittel zur Entdeckung des Bleygehalts der Weine, Speiſen u. ſ. w. ſey, daſs die mit Zinke überzogenen eiſernen Geſchirre ohne allen Nachtheil in den Küchen gebraucht werden können, u. ſ. w.) als Wahrheiten vertheidigt, manche mit ſeinem Hauptgegenſtande in gar keiner Verbindung ſtehende Dinge (z. B. S. 6., 7, 23, 40 u. ſ. w.) eingeſchaltet und überdieſs Wiederholungen (z. B. S. 24 u. ſ. w.) und Widerſprüche (z. B. S. 25 vergl. mit S. 72. u. ſ. w.) nicht ſorgfältig genug zu vermeiden geſucht, ſo daſs folglich ſeine Schrift auf eine uneingeſchränkte Empfehlung keinen Anſpruch machen kann. Indeſſen ſind die Abſichten des Vfs. durch dieſelbe ſeine Leſer nicht nur vor manchen Schaden zu warnen, ſondern auch den Armen eine Unterſtützung zu verſchaffen, allerdings zu loben.

Philologie. *Weimar*: Carl Aug. *Böttiger de originibus tirocinii apud Romanos*. 1794. 16 S. 4. *Tiro* hieſs eigentlich in der alten Osciſchen oder Etruſciſchen Sprache ein Jüngling, welcher ſich durch allerhand Leibesübungen zum Kriegsdienſte vorbereitete S. 6. Anm. Die neuen Tironen muſsten ſich in Rom noch eine Zeitlang von öffentlichen Geſchäften enthalten und nur ſtumme Zuhörer auf dem Forum ſeyn. Dieſes Schweigen hieſs *tirocinium*. Mit der erſten gerichtlichen Rede, welche der Tiro hielt, hörte es auf; *tirocinium ponebat* S. 5. Anm. Der Vf. braucht das Wort auf dem Titel in weiterer Bedeutung für die Aufnahme der Knaben unter die Tirones überhaupt, und erzählt die mit dieſer Aufnahme verbundenen Feyerlichkeiten in gedrungener Kürze. Den gröſsern Theil der Abhandlung nimmt die Unterſuchung über die Geſchichte und Entſtehung dieſes Inſtituts ein, welches der Vf. aufſteigend bis zu ſeiner erſten Quelle verfolgt. Die Römer erhielten es wahrſcheinlich mit ſo manchen andern bürgerlichen und religiöſen Einrichtungen ſchon unter den Königen aus Etrurien. (Da das Tirocinium urſprünglich eine militäriſche Einrichtung war, ſo könnte es wohl Luckmo mit der ihm zugeſchriebenen Einführung des Prätorium Prop. 4. 1, 29 nach Rom gebracht haben). Nach Etrurien war es aus Unter-Italien, vorzüglich aus Campanien, gekommen. Dort muſs man es ſehr früh gehabt haben, weil es auf den uralten Campaniſchen Gefäſsen häufig und zwar zugleich mit Bacchanalien vorgeſtellt wird, aus welchem Umſtande der Vf. mit andern Gelehrten ſchlieſst, daſs dort die Jünglinge zugleich mit dem tirocinium in die Bacchiſchen Myſterien eingeweiht worden. (Ein furchtſamerer Hiſtoriker würde vielleicht nur ſo viel vorausſetzen, daſs die Tirones am Tage der *togae datio* dem Bacchus als der vorzüglichſten Landgottheit, ſo wie den Laren, Opfer bringen muſsten). Aus dieſer urſprünglichen Einrichtung läſst ſich zugleich der Grund einſehen, den Ovid in den Faſtis ſelbſt nicht mehr wuſste, warum die Jünglinge in Rom am Feſte der Liberalia die toga libera erhielten (Den Namen *toga libera* leitet der Vf. von dem Namen des Bachus *Liber* ab. Es wäre alſo wohl der urſprünglichen Abſicht nach ein Opferkleid geweſen, wohin auch der Ausdruck *toga pura* und bey den Athenern die ἱερὰ χλαμὺς der Ephebi bezogen werden könnte). In Unteritalien war die Einrichtung des tirocinii eben ſo wenig einheimiſch, ſondern durch Pflanzſtädte aus Griechenland herübergebracht. Vornehmlich findet ſich in Athen das Gegenſtück dazu. Die 17jährigen Jünglinge wurden dort feyerlich unter die Ephebos aufgenommen und erhielten die Chlamys, unter welcher ſie ein Jahr lang die Hände verſteckt trugen, wie die R. Tirones unter der Toga. (*Excedere ex ephebis* in Athen wäre ähnlich mit dem, was in Rom *tirocinium ponere* hieſs). Dieſs iſt der trocken angegebene Inhalt einer Abhandlung, die an neuen und feinen Bemerkungen, auch an intereſſanten Nebenerörterungen, ſehr fruchtbar iſt.

Herford: *Einige Bemerkungen über das XXIV Theokritiſche Gedicht*. 1794. 10 S. 8. Dieſe Bemerkungen des Hn. Prof. *Wachter* in Herford zur Vertheidigung des Theokriniſchen Herculiscus ſind dem Tadel des Hn. Prof. Schneider in der Schrift über Pindars Leben S. 75. ff. entgegengeſetzt, und rechtfertigen Plan und Ausführung dieſes ſchätzbaren Gedichts. Zur Widerlegung des höchſt unverdienten Vorwurfs, daſs nicht viel mehr als matte und langweilige Proſa darin ſey, hatte wohl etwas mehr geſagt werden ſollen. Wer aber widerlegt, muſs ſich ſelbſt vor Uebertreibung hüten. Die Vorſtellung, daſs Alcmene ihre Söhne auf ein Schild (die gewöhnliche Wiege jener Zeit) legt, ſoll eine Menge ſchöner Bilder von künſtiger Gröſse und kriegeriſchem Geiſte der Knaben in ſich ſchlieſsen!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 17. Julius. 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, im d. Meyer. Buchh.: Die *heiligen Schriften des neuen Bundes, überſetzet, und mit kurzen erläuternden Anmerkungen verſehen*, von *Georg Wilhelm Rollmann*, der Philoſophie und Theologie Doctor und Profeſſor zu Rinteln. *Dritter Theil. Die Briefe an die Korinther, die kleinen Briefe Pauli, der Brief an die Hebräer, und die Briefe der Apoſtel Jakobus, Petrus, Judas und Johannes.* 1791. 278 S. 8.

Der Vf. führt in der Vorrede die Urſachen an, warum er die Offenbarung Johannis dieſsmal noch nicht überſetzt habe, verſpricht aber, ſie künftig noch überſetzt und erklärt herauszugeben, und in der Vorrede die Verbeſſerungen ſeiner Ueberſetzung und ſeiner Anmerkungen, die ihm bey dem täglich fortgeſetzten Studium der heiligen Schriften des N. Bundes beyfallen werden, beyzubringen. Er verſichert auch, bey dem Verzuge des Drucks, einige apoſtoliſche Briefe, die in dieſem dritten Theil enthalten ſind, nochmals durchgegangen, und ſeine Arbeit an manchen Orten verbeſſert zu haben. Vielleicht wäre es gut geweſen, wenn er ſeine Arbeit noch etwas länger zurückbehalten, und ſie erſt nach oft wiederholter Durchſicht und ſtrenger Prüfung herausgegeben hätte. Er würde gewiſs noch viel zu verbeſſern gefunden haben. Der Sinn des Originals iſt in manchen Stellen, die eben nicht unter die ſchweren gehören, entweder ganz verfehlt, oder ſchief und matt ausgedrückt. Wir wollen zur Probe einige leichte Stellen aus dem erſten Brief an die Korinthier, und aus dem erſten Brief Johannis ausheben, und das Urtheil einſichtsvollen Leſern ſelbſt überlaſſen. Die Stelle 1. Kor. 2, 1 – 8. iſt ſo überſetzt: *Da ich zu euch kam, meine Brüder, da ſuchte ich kein Lob der Beredſamkeit, oder der Gelehrſamkeit zu erlangen, wenn ich euch die göttliche Lehre verkündigte. Ich that nicht, als wenn ich etwas wüſste, auſser daſs Jeſus Chriſtus iſt gekreuziget worden.* (Der griechiſche Text ſagt hier etwas ganz anderes.) *Ich zeigte mich bey euch in Schwachheit, Furcht und Angſt.* (Viel zu ſtark ausgedrückt!) *Meine Reden und meine Lehrart beſtanden nicht in einem überredenden Vortrage menſchlicher Weisheit, waren aber von Wundergaben und Wundern begleitet,* (Rec. kann ſich nicht überzeugen, daſs ἀποδείξις πνευματος και δυναμεως auf Wunder und Wundergaben zu deuten ſey.) *Damit ihr die Religion nicht wegen der menſchlichen Weisheit, ſondern wegen der Kraft Gottes annehmen möchtet. Doch trage ich bey den Vollkommenen (bey Chriſten von reifern Einſichten) auch Lehren voller Weisheit vor, aber keine Weisheit, wie ſie die Welt liebet; ich rede auch nicht von dem Untergange der Groſsen in der Welt.* (Im gr. λαλουμεν σοφιαν) των ἀρχοντων τ. αἰωνος τουτ. των καταργουμενων. In einer Anmerkung zu dieſer Ueberſetzung heiſst es: Die Griechen hörten ſehr gern von politiſchen Angelegenheiten ſprechen, von Staatsrevolutionen u. dgl. Die ἀρχοντες ſind daher hier die Kaiſer, Könige, Statthalter in den Provinzen. Aber gleich darauf v. 8. ſollen die ἀρχοντες τ. αἰωνος τουτ. nach Anmerk. p) die Vornehmſten unter den Juden ſeyn.) *Ich lehre vielmehr eine göttliche Weisheit, die bisher ein Geheimniſs war, die aber Gott ſchon vor der Schöpfung der Welt zu unſerer gröſsten Ehre zu offenbaren ſich vorgenommen hatte, die aber keiner der Groſsen erkannt hat. Denn hätten ſie ſie erkannt; ſo hätten ſie nicht den erhabenen Herrn gekreuziget.* Die Stelle 1. Kor. 4, 10 — 13. lautet in Hn. R. Ueberſetzung ſo: „Ich werde um Chriſti willen für thöricht gehalten, ihr haltet euch aber für kluge Chriſten; ich bin ſchwach und ihr ſeyd ſtark; ihr ſeyd geehret und ich verachtet. Bis jetzt muſs ich noch immer Hunger, Durſt, Bloſse und Mishandlungen erdulden, ich muſs immer flüchtig ſeyn, mühſelige Arbeiten, ja ſogar Handarbeiten verrichten. Ich werde beſchimpfet, und wünſche andern Gutes, und ertrage geduldig alle Verfolgungen. Werde ich gelaſtert, ſo wünſche ich Gutes. Für Unrath werde ich in der Welt gehalten, für den ſchändlichſten unter allen Menſchen.“ In dieſer Ueberſetzung gehet der feine ironiſche Ton, in welchem Paulus hier ſchreibt, beynahe gänzlich verloren. Der Ausdruck iſt matt, und kommt der Energie der lutheriſchen Ueberſetzung bey weitem nicht bey. — 1. Kor. 15, 36 fg. heiſst es: „denket ihr denn thörichter Weiſe nicht nach, daſs das, was ihr ſäet, nicht lebendig gemacht wird, wenn es nicht vorher ſtirbt? Man ſäet auch nicht den Körper, der daraus werden ſoll, ſondern ein bloſses Korn, es mag daraus Weizen oder ſonſt etwas werden. Gott gibt ihm einen Körper wie er will, und einem jeden Saamen ſeinen beſondern Körper. — Es gibt himmliſche und irdiſche Körper. Aber einen andern Glanz haben die himmliſchen, einen andern (Glanz?) die irdiſchen.“ Nur noch eine Stelle aus dem erſten Brief Johannis wollen wir zur Probe anführen. Wir wählen hiezu gleich den Anfang, welcher ſo überſetzt wird: „Ich trage euch alles ſo vor, wie es ſich von Anfang zugetragen hat, und wie ich es ſelbſt gehöret und mit meinen Augen geſehen, wie ich mich durch das Gefühl meiner Hände, was die Perſon des Stifters unſers beglückenden Religionsunterrichts betrifft, von demſelben überzeugt habe, daſs er auf Erden gelebt habe. Ihn kannte ich von Perſon, und mache euch mit ihm, dem Urheber des ewigen Glückes, bekannt; der (von Ewigkeit) bey dem Vater war, und ſich uns als Menſch geim-

Google

Ich ſage euch alſo nur das, was ich ſelbſt geſehen und gehört habe, damit ihr euch mit uns davon überzeugen möchtet, ſo wie wir in einer ſeligen Verbindung mit dem Vater und mit ſeinem Sohne Jeſu Chriſto ſtehen." — Ob der Sinn des Apoſtels deutlich und richtig ausgedrückt iſt, mögen Kenner beurtheilen, Hn. R. Arbeit würde vielleicht beſſer gerathen ſeyn, wenn er mehrere Ueberſetzungen mit der ſeinigen verglichen, und das Beſte daraus benutzt hätte. Die erläuternden Anmerkungen unter dem Texte ſind zwar kurz; es ſind aber manche darunter zweckmäſsig, und für gemeine Leſer brauchbar.

Wien, b. Seizer: *Anleitung zur gründlichen Erkenntniſs der chriſtlichen Religion, zum Gebrauch in den Schulen der Augsburgiſchen Confeſſionsverwandten in den Kaiſerl. Königl. Erblanden.* Nach höherem Auftrage verfaſst von *Johann Georg Fock*, Super. Conſiſtorialr. und erſtem Prediger der Kirchengemeine Augsburgiſcher Confeſſion in Wien. 1794. 262 S. 8.

Der Vf. dieſes Lehrbuchs der chriſtlichen Religion verſichert in der Vorrede: er habe ſich bemüht, die Lehre Jeſu ohne willkührliche Zuſätze und Nebenbeſtimmungen, in ihrer natürlichen Einfalt und Lauterkeit ſo darzuſtellen, wie ſie ſich dem Verſtande und Herzen als die wohlthätigſte Anweiſung zur Tugend und Glückſeligkeit empfehlen muſs. — Dieſe Bemühung iſt ihm, ſo viel Rec. urtheilen kann, ſehr gut gelungen. Um aus vielen Beyſpielen nur Eines anzuführen, ſo iſt die kirchliche Lehre von der Dreyeinigkeit ganz weggeblieben. Von Jeſu Perſon heiſst es: Er war zwar ein Menſch, wie alle andere Menſchen, aber durch ſeine innigſte Vereinigung mit der Gottheit über alle Geſchöpfe erhaben; daher wird er auch der eingeborne Sohn Gottes in einem Sinne wie kein anderer genannt. — Vom h. Geiſt: Gott iſt Urheber alles Guten. Auch unſere Beſſerung iſt ſeine Wohlthat, die er uns durch ſeinen Geiſt ertheilen will. Die Einſetzungsworte der Taufe werden erklärt: Taufet ſie — zu der Religion des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, das iſt, zu der Religion, die uns Gott als den Vater aller Menſchen kennen lehrt, uns durch Jeſum den Sohn Gottes bekannt gemacht, und durch den heiligen Geiſt beſtätiget und ausgebreitet worden iſt. Mit Recht hat der Vf. ſtatt der Fragen und Antworten einen zuſammenhangenden Vortrag in fortlaufenden Sätzen gewählt, weil dieſe letztere Methode vor der erſtern in einem Lehrbuche, das zur Grundlage der Religionsgeſpräche dienen ſoll, entſchiedene Vorzüge hat. Auf die Auswahl der Schriftſtellen iſt viele Sorgfalt gewendet, und der Sinn derſelben, wo er nicht gleich einleuchtet, durch kurze eingeſchobene Erklärungen deutlich gemacht worden. Ueberhaupt hat dieſes Lehrbuch vor dem ſo ſehr geprieſenen hannöveriſchen Katechismus, nach des Rec. völliger Ueberzeugung, groſse Vorzüge, und iſt auch wegen der gebrauchten aphoriſtiſchen Methode ſehr zu empfehlen. — Man wird beym Durchleſen bald merken, dafs der würdige Vf. das Roſenmülleriſche Lehrbuch, und des Hn. D. *Schmid* katechetiſches Handbuch fleiſsig benutzt hat. Des letzteren hätte in der Vorrede erwähnt werden ſollen.

Zürich, b. Orell u. C.: *Geſchichte der Römiſchkatholiſchen Kirche unter der Regierung Pius des Sechsten.* Von *Peter Philipp Wolf.* *Erſter Band.* 1793. 1 Alph. 8 B. 8. ohne Vorrede und Inhaltsanzeige.

Freylich kann beym Anblick dieſes Buchs der Zweifel rege werden: ob ſich die Regierungsgeſchichte *Pius VI.* ſchon beſchreiben laſſe? Hr. *Wolf* gibt ſelbſt (Vorr. S. VI.) zu, dafs dieſer Gegenſtand noch nicht ganz zur hiſtoriſchen Bearbeitung reif ſey. Unterdeſſen wenn ein Schriftſteller mit der Geſchichte ſeines Zeitalters wohl bekannt iſt, und ſie ſelbſt in ächten Urkunden ſtudiert hat: ſo kann man ihm den Beruf nicht abſprechen, Beytrage zu derſelben für die Nachwelt aufzuzeichnen; geſetzt auch, dafs dieſe erſt im Stande ſeyn ſollte, das vollendete Syſtem von Begebenheiten ganz zu überſchauen; ſeine geheimern Triebfedern aufzudecken, und den Grad von Freymüthigkeit, aber auch unpartheyiſcher Mafsigung zu erreichen, den der Zeitgenoſſe meiſtentheils verfehlt. Dazu kömmt, dafs für eine Geſchichte, welche ſo groſse Folgen erwarten läſst, als die neueſte päbſtliche, nicht zeitig genug durch zuverläſsig geſammleten Stoff geſorgt werden kann. „Die Veränderungen, ſagt Hr. *W.*, die ſeit den letzten 20 Jahren in der röm. kathol. Kirche geſchehen; die Verſuche, die zuerſt von der Staatspolitik, und am Ende von der Philoſophie gewagt wurden, das römiſche Hofſyſtem in ſeinen Grundfeſten zu erſchüttern, und das gegenſeitige Beſtreben, womit heut zu Tage der Curialismus ſich vor ſeinem unvermeidlichen Falle zu retten, und die durch keine gewaltſame Hemmung mehr aufhaltbare Einſichtserweiterung der Völker denſelben zu beſchleunigen ſucht, machen die Regierung *Pius VI.* zu einer der merkwürdigſten Geſchichtsepochen unſers Jahrhunderts. Kaum war ſelbſt das Zeitalter *Leo X.* und ſeiner Nachfolger im 16ten Jahrhunderte für die Menſchheit ſo wichtig, als das gegenwärtige? Nachdem der Vf. hierauf einige richtige Anmerkungen über die Klage der beyeichenden (unterdrückenden) Parthey, dafs ihre Gegner, die *Aufklärer und Philoſophen*, zur Abſicht hätten, alle Religion aus den Herzen der Menſchen zu reiſsen; und dafs ſie an allen Greuelthaten Schuld wären, welche unſer Jahrhundert entehren, gemacht hat; unter andern auch dieſe: dafs ſich vielleicht keine beſſere Schutzſchrift für Philoſophen und Aufklärer ſchreiben laſſe, als eine Geſchichte der *römiſchen Hofkirche*, um zu ſehen, was dieſe zur Unterdrückung, und jene zum Beſten der Menſchheit gethan haben; ſetzt er andere nicht weniger treffende über die jetzigen Maafsregeln des röm. Hofs hinzu. „Es iſt nicht zu leugnen, ſagt er, dafs derſelbe ſich dem Punkte, auf welchem ihm nur noch die Wahl zwiſchen ſeinem völligen Untergange oder dem Entſchluſſe übrig bleibt, als weltlicher Fürſt auf die politiſche Beglückung der Römer zu denken, weit (bey weitem) ſo nahe nicht glaubt, als er es wirklich iſt. Denn wie könnte er im entgegengeſetzten Falle ſich gerade immer der nemlichen Mittel, das Fanatismus und der Ignoranz, zur Handhabung ſeiner chimäriſchen Ge-

walt bedienen? Und wie wäre es möglich, dafs er nicht einsehen sollte, wie eben diese Mittel heut zu Tage weit eher seinen Fall befördern, als verhindern müfsten? So grofs auch das Heer der *Obscuranten* seyn mag, das in seinem Solde steht; so sind demselben doch unstreitig die von ihm mit so vieler Verachtung behandelten Aufklärer weit an Muth und an Kenntnifs überlegen. — Dem römischen Hof begegnet hierin, was allen Staatsregierungen begegnete, welche aus lauter Begierde, stets politisch zu handeln, sich unendlich weit von der Politik entfernten. Nur besorgt, unter sich nie von den angenommenen Meynungen und Grundsatzen abzuweichen, scheinen sie sich wenig um die Meynungen und Grundsätze zu bekümmern, die durch mancherley Zufälle unter den beherrschten Völkern in Umlauf gebracht werden können. — Der röm. Hof, der weit mehr als eine andere Regierung, seine Sicherheit von der öffentlichen Meynung abhängig gemacht hat, entschliefst sich ungern, einer Veränderung in der Denkungsart der Menschen, die nicht mehr zu vermeiden ist, ihren natürlichen Gang zu lassen, und findet daher gerade darin, wo er seine Erhaltung suchen sollte, seinen Untergang. Er bemüht sich zwar, die öffentliche Meynung zu corrumpiren; aber er veranstaltet diese Corruption auf eine Art und durch Mittel, mit denen sich so wenig, als mit Kanonen und Bajonetten, (durch welche manche Regierungen den Strom der Meynungen aufzuhalten oder anders zu leiten versuchen,) der beabsichtete Zweck erreichen läfst. Das Benehmen der Curialisten macht den Curialismus nur stets lächerlicher: und die Streitsucht der päbstlichen Lohntruppen verschafft ihren Gegnern Gelegenheit, durch beständige Uebung ihrer Kräfte sich jeden Sieg zu erleichtern. Die Geschichte beweifet es augenscheinlich, dafs es nicht von dem Glauben an die Oberherrschaft eines Pabstes, oder an ein gewisses Symbolum abhange, ein Volk lasterhaft oder tugendhaft zu machen, und dafs dessen Wohlstand blofs auf weise Gesetze ankomme."

Eben weil die Geschichte des Christenthums dieses am sichersten zeigt, insonderheit lehrt, wie diese höchstweise Anstalt zur sichersten Vervollkommnung der Menschheit, die einen natürlichen Damm gegen alle despotische Unterdrückung abgeben sollte, durch die verwegenste Arglist zur Unterjochung der Völker gemifsbraucht worden ist: so hat der Vf. in einer Einleitung von vier Büchern, einen *Grundrifs der christlichen Kirche und Religionsgeschichte* (bis S. 247.) vorangeschickt; zumal da er sich auch römisch-katholische Leser versprach, welche gewöhnlich diese Geschichte nur nach vorgeschriebenen Begriffen kennen. In diesem Grundrisse bemerkt er zuerst, dafs die Moral, welche *Christus* predigte, die Hauptsache seiner Religion gewesen, und die Dogmatik nur für ein Hülfsmittel zu halten sey, dessen er sich bediente, um jener das Ansehen und die Würde eines göttlichen Instituts zu geben; dafs er, eigentlich ein Volkslehrer, nicht den geringsten Plan zur Gründung eines oberherrlichen und unabhängigen Kirchenstaats habe blicken lassen; dafs auch seine Apostel sich nie Stellvertreter und Statthalter Gottes genannt haben, und die disciplinarische Haushaltung der ersten Christen eben so einfach gewesen; dafs die Dogmatik die nächste Veranlassung geworden, das aristokratische System in der Regierung der ersten Kirche auszubilden; dafs aber erst unter den christlichen Kaisern das Subordinationssystem und die Hierarchie zum Theil durch ihre Fehler, emporgekommen sey. Und nun geht der Vf. dem Lauf und Wachsthum dieser neuen kirchlichen Regierungsform bis zu ihrer vollkommenen Reife unter *Gregor VII.* ihren Schicksalen und Einschränkungen bis auf den jetzigen Pabst, dergestalt nach, dafs er nicht allein ihre Stützen und Hülfsmittel beschreibt; sondern auch ihren Zusammenhang mit Glaubenslehre, Sitten und Wissenschaften entwickelt. Wenn es gleich eigentlich alte historische Wahrheiten sind, die der Vf. hier bündig zusammengestellt hat; so würden sie doch für viele, die noch nicht tief in dieselben eingedrungen sind, einen gewissen Reiz der Neuheit haben, zumal da sie auch stark gesagt und lebhaft dargestellt sind. Bisweilen sind die Farben etwas zu stark aufgetragen; oder es ist auch manches zu flüchtig geschildert, ohne auf die Genauigkeit in einzelnen Umständen Rücksicht genommen zu haben. So ist es falsch, dafs man seit des ältern *Constantins* Regierung *kein Heyde bleiben durfte*, wenn man nicht *mit dem Tode gestraft* werden wollte (S. 11.). Die vornehmsten Familien zu Rom waren ja bis zum J. 389. heidnisch: und wie viele Gesetze sind nicht lange nachher zur Verminderung des Heidenthums gegeben worden? Eben so unrichtig ist es, dafs *Bonifacius* mit *bewaffneten Schaaren* in die Länder gezogen sey, welche er bekehren wollte. (S. 49.) Eine Hauptbeschäftigung der ersten Mönche bestand wohl nicht im *Religionsunterrichte*. (S. 33.) Die *viehische Wollust* der letztern *Merovinger* (S. 54.) ist nur eine Phrasis, den Annalisten des *Karolingischen* Hauses abgeborgt. Von der *Schenkungsurkunde Pipins* spricht der Vf. S. 55. dergestalt, als wenn sie noch vorhanden wäre. Er läfst (S. 57.) *Karln* das *Exarchat* den Longobarden entreifsen; was schon sein Vater gethan hatte. Dafs der *falsche Isidor* nach S. 64. *zu Ende des 9ten Jahrhunderts* gelebt haben soll, ist wohl nur ein Schreibfehler. Unerweislich ist es, dafs *Mathildis Gregors VII. Maitresse* gewesen sey. (S. 88.) Wir übergehen einige andere solche Stellen, um noch den Vorschlag des Vf. (S. 258 fg.) anzuführen, dafs der Pabst von einer allgemeinen Kirchenversammlung gewählt werden sollte; wovon wir uns aber keine grofsen Früchte versprechen.

Dieser Vorschlag steht im Anfange der Regierungsgeschichte *Pius VI.* deren erste beide Jahre hier vorkommen. Durch welche eigene und fremde Ränke er Pabst geworden sey, wird in der Geschichte seines Conclave ausführlich erzählt. Die katholischen Höfe wurden dabey getäuscht, so gut sie auch ihre Maafsregeln genommen zu haben glaubten. Aber auch die *Zelanten*, oder die Jesuitische Parthey, die ihn auf den Thron setzte, hinterging *Pius*, indem die ihnen versprochene Loslassung aller gefangenen Jesuiten, sich nicht bis auf den General des ehemaligen Ordens erstreckte, und die auch erwartete Wiederherstellung des Ordens noch weniger

Digitized by Google

erfolgte; oder nur von ihm verſucht werden durfte. Er kam überhaupt zu einer Zeit auf den Thron, wo entweder ein *Hildebrand* oder ein *Ganganelli* auf demſelben hätte ſitzen ſollen, um ſeine Würde zu retten. Er iſt aber keines von beiden, und weiſs ſich auch in ſein Zeitalter wenig zu ſchicken. Der Zuſtand der katholiſchen Staaten, und der Denkungsart in denſelben, iſt S. 351 fg. gut geſchildert. Aus demſelben zieht der Vf. S. 357. die Folge, dafs wenn je ein Pabſt Gelegenheit gehabt habe, ſich die Achtung der beſſern Menſchen und der Monarchen zu erwerben, es *Pius* geweſen ſey. Er hätte nur, wozu ihm alle Umſtände auffoderten, mit den Begriffen der Völker, mit den Geſinnungen der Regenten, und mit den Bedürfniſſen des Zeitalters vorſchreiten dürfen. Wie vieles hätte er nicht gewonnen, wenn er auch nur geringe Vortheile mit gutem Willen und ungezwungen aufgeopfert hätte! Allein er beurtheilte alle katholiſche Reiche nach italiäniſchem Maafsſtabe, und war nicht ſowohl aus Staatsgrundſätzen, als aus Schwäche, ein *Zelante*. — Die mancherley kränkenden Unternehmungen der katholiſchen Höfe gegen die Immunität, (worunter die des Groſsherzogs von Toſcana die empfindlichſten heiſsen konnten,) waren gleich beym Anfange ſeiner Regierung auffallend. Die Väter des Oratorium zu Rom verfolgte er als vermeynte Janſeuiſten; aber der ſpaniſche Hof nahm ſie in Schutz. Er wollte die Geiſtlichkeit reformiren, und beſetzte ſeinen Hof mit den ausſchweifendſten jungen Geiſtlichen. Wider *Gaſsnern* muſste er ſich erklären; obgleich derſelbe von der Jeſuitiſchen Parthey gebraucht wurde. Seine Prachtliebe und ſein ungewöhnlicher Haarputz, die unnöthige Verſchwendung im Bau einer neuen Sakriſtey der Peterskirche, und ſein Nepotismus, von dem er im Anfange gar nichts wiſſen wollte, ſind lauter charakteriſtiſche Züge.

Einige Beurtheilungen könnten wohl glimpflicher, manche Gemeinplätze und Betrachtungen kürzer ſeyn; das Rühmliche an *Pius VI.* wünſchen wir auch nicht vergeſſen zu ſehen. Das italiäniſche Manuſcript, aus welchem der Vf. öfters, mit deſſen angeführten Worte, ſchöpft, ſcheint keine ſchlechte Quelle zu ſeyn. Ueberhaupt ſtimmt ſeine Erzählung mit allen bisher bekanntgewordenen Nachrichten wohl überein; ihre Fortſetzung wird alſo auch willkommen ſeyn.

PHILOLOGIE.

BERLIN, b. Mylius: *Deutſche Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen*; von M. *Johann Friedrich Heynatz*, Rector zu Frankfurt an der Oder. Vierte vermehrte und verbeſſerte Auflage. 1790. 304 S. 8.

Aus den 3 vorhergehenden Auflagen, deren erſte ſchon i. J. 1770 erſchien, iſt dieſe Sprachlehre, und ihr gewiſs nicht unbeträchtlicher Werth, ſchon zur Gnüge bekannt. In dem Vorberichte zu der gegenwärtigen erzählt der Vf. die Geſchichte ſeines Buchs, das ſeine erſte Entſtehung theils dem mit Lachen untermiſchten Unwillen, womit er die Gottſchedſche Sprachkunſt las, theils ſeiner ehemaligen Anſtellung als Lehrer beym grauen Kloſter in Berlin, zu danken hatte. Bald nach einander wurden 2 neue Auflagen dieſer Sprachlehre nöthig, und der Vf. ſchickte ſich an, das von ihm verſprochene gröſsere Werk auszuarbeiten, als Hn. *Adelung's* Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen in den königl. preuſsiſchen Landen, der Auszug daraus, und ſein umſtändliches Lehrgebäude der deutſchen Sprache ſchnell nach einander erſchienen. „Es mögen, ſagt er, der Köpfe genug ſeyn, die über dieſe 3 Adelungiſche Werke geſchüttelt wurden; aber ſchwerlich wird Jemand den ſeinigen ſo viel darüber geſchüttelt haben, als ich, vorzüglich über das Lehrgebäude, welches von meinem Ideal einer gröſsern deutſchen Sprachlehre ſo himmelweit abwich.“ Bey aller ſeiner Verehrung gegen Hn. *A.* fand er zwiſchen ihm und dem ſo weit unter ihm ſtehenden *Gottſched* eine dreyfache Aehnlichkeit: 1) dafs er den Schein annahm, als wenn vor ihm keine dieſen Namen verdienende deutſche Sprachlehre geſchrieben ſey; 2) dafs er viele Sachen, bey denen es auf den Gebrauch der beſten Schriftſteller einzig und allein ankommt, durch bloſses wenig befriedigendes philoſophiſches — faſt möcht er ſagen, philoſophiſch ſeyn ſollendes — Räſonnement ausmachen wollte; und 3) dafs er Dinge an einem andern Orte lehrt, als wo man ſie eigentlich zu erwarten berechtigt war. Und doch behauptet der Vf. in Anſehung der erſten dieſer Beſchuldigungen, dafs ſeine Sprachlehre aufgeſchlagen auf Hn. *A.* Tiſch gelegen habe, als er die ſeinige ſchrieb; (ſo, wie die Markiſche lateiniſche Grammatik auf Hn. *Schellers* Tiſch lag;) weil er ſonſt unmöglich gerade von Niemand, als von Hn. *H.* angeführte Beyſpiele, theils mit, theils ohne Veränderung, in ſeine 3 Werke hätte übertragen können. In Anſehung des 2ten und 3ten Punkts beruft er ſich *auf* das, was im Lehrgebäude, B. II, S. 275, vom *Syntax* geſagt wird, und was Niemand dort, ſondern in der Lehre von der Bildung und dem Geſchlechte der Nennwörter würde erwartet haben. Unter dieſen Umſtänden bedauert der Vf. dafs er die Hand von ſeiner gröſsern Sprachlehre abzog, die er nun aber wieder an die Verbeſſerung der gegenwärtigen Arbeit gelegt hat, auf die auch, wenn ſie gut aufgenommen wird, in ein paar Jahren jenes gröſsere Werk folgen ſoll, worin er, wie es ſich eignet und gebührt, zwar das Philoſophiren über grammatiſche Gegenſtände nicht unterlaſſen, aber doch ſein vorzüglichſtes Augenmerk darauf richten wird, durch Stellen der beſten Schriftſteller zu beweiſen, dafs die von ihm gelehrte Art des grammatiſchen Ausdrucks dem Sprachgebrauche gemäſs, und folglich die richtigere ſey.

Ueber die gegenwärtige neue Auflage der Heynatziſchen Sprachlehre wollen wir uns hier in keine umſtändliche Beurtheilung einlaſſen; denn dieſe würde, bey allem Detail, doch nur einige einzelne Aeufserungen und Regeln betreffen können. Der Vf. hat darin manches weggeſtrichen, das künftig in dem gröſsern Werke ſeinen Platz finden ſoll, und *den* dadurch erſparten Raum zu andern Bemerkungen angewandt, von welchen er hofft, dafs man ſie ihrer Stelle würdig finden werde.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 18. Julius 1794.

PHYSIK.

BERLIN, b. Rottmann: *Karl Wilhelm Scheele's*, Apothekers zu Köping in Schweden, der Akademie der Wiſſenſchaften zu Stockholm, und anderer gelehrten Geſellſchaften Mitglieds, *Sämmtliche phyſiſche und chemiſche Werke*, nach dem Tode des Verfaſſers geſammlet, und in deutſcher Sprache herausgegeben von D. *Sigismund Friedrich Hermbſtädt*, Profeſſor der Chemie und Pharmacie bey dem königl. Collegio Medico-Chirurgico zu Berlin u. ſ. w. *Erſter* und *zweyter Band*, Berlin. 1793. 8. zuſammen 742 S. 1 Kupfert. (2 Rthlr. 8 Gr.)

Die Verdienſte, die ſich der Vf. der hier aufs neue abgedruckten Schriften um die Chemie und Phyſik erworben hat, ſind, ſo wie ſeine Schriften ſelbſt, den deutſchen ſowohl, als den ausländiſchen Naturforſchern zu bekannt, als daſs ſie einer neuen Anpreiſung bedürften. Wir halten es daher, bey der Anzeige des vor uns liegenden Werkes, nicht für nöthig, den Inhalt deſſelben weitläuftig abzuſchreiben, oder etwas zum Lobe des Vf. hinzuzuſetzen. Wir merken nur an, daſs dieſe Ausgabe alle kleinere und gröſsere phyſiſch-chemiſche Aufſätze des ſel. *Scheele* enthält, und daſs ſie überdem nicht nur mit den Anmerkungen, die die Herren *Leonhardi*, *Dietrich*, *Crell* und *Kirwan* den frühern Ausgaben und Ueberſetzungen einiger dieſer Schriften beygefügt haben, ſondern auch mit der von *Crell* abgefaſsten (und aus den chemiſchen Annalen bekannten) Lebensbeſchreibung des Vf., und mit einer Vorrede und einigen Zuſätzen des Herausgeb. vermehrt iſt. Hr. *H.* hat in dieſen letztern vorzüglich die Grundſätze des ſeel. *Scheele* mit den Grundſätzen der heutigen Chemiſten (ſollte eigentlich heiſsen: der *Antiphlogiſtiker*; denn bekanntlich haben bey weitem noch nicht alle heutige Chemiſten dem Syſteme des *Lavoiſier* uneingeſchränkten Beyfall gegeben,) verglichen, die Phänomene, die ſich dem Vf. (der, nach dem Urtheile des Herausgeb., der erſte Schöpfer der antiphlogiſtiſchen Chemie genannt zu werden verdient,) bey ſeinen Verſuchen darboten, mit den Erſcheinungen, die das neue lavoiſierſche Syſtem dargelegt hat, zuſammenſtellt, und zugleich verſchiedene Beobachtungen, die zur Beſtätigung oder Berichtigung einiger Behauptungen des Vf. dienen, eingeſchaltet. Dieſe Ausgabe empfiehlt ſich alſo durch ihre Vollſtändigkeit und überdieſs auch durch einen correcten und geſchmackvollen Druck, und die Liebhaber der Naturwiſſenſchaft, die weder alle frühern Abdrücke dieſer Schriften, noch die lateiniſche in unſerer Zeitung des J. 1789. N. 364. S. 484. angezeigte) Ausgabe derſelben (die auſser der Biographie und einer von *Gadolin* abgefaſsten und aus dem Almanache für Scheidekünſtler entlehnten kurzen Abhandlung, alle hier abgedruckte Aufſätze enthält,) beſitzen, werden es dem Herausgeber Dank wiſſen, daſs er dieſe Sammlung veranſtaltet und ſo die in vielem Betrachte immer noch höchſt leſenswürdigen Schriften des verdienſtvollen *Scheele* gemeinnütziger gemacht hat.

SCHÖNE KÜNSTE.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *G. C. Lichtenbergs ausführliche Erläuterung der Hogarthiſchen Kupferſtiche, mit verkleinerten, aber vollſtändigen Copien derſelben von E. Riepenhauſen.* Erſte Lieferung. XXVIII. und 270 S. in kl. 8. und 6 Kupfertafeln in fol. 1794.

Hogarth wurde von ſeinen Freunden oft erſucht, und verſprach es ihnen auch oft, ſelbſt einen Kommentar über ſeine Werke zu ſchreiben. Er hätte aber, wie Hr. *L.* S. 66. bemerkt, ſicherlich dabey verloren. Um etwas für *recht tief* zu halten, muſs man *nie* erfahren, *wie* tief es iſt. Ein Theil des Vergnügens, das die Betrachtung der unſterblichen Werke dieſes Künſtlers gewährt, hängt, ſo wie bey der von den Werken der Natur, mit von der Uebung eigner Kraft ab, die dabey ſtatt findet. Vielleicht alſo war es gerade dieſer dem Künſtler ſo vortheilhafte Reiz, den das leicht Verkennbare und das wirklich Verkannte, mehr als das ganz Unverkennbare für den Forſcher und Beobachter hat, der ihn von der Erfüllung jenes Wunſches und Verſprechens zurückhielt.

Man weiſs indeſs, daſs ſich ſchon mehrere forſchende Beobachter an der Erläuterung der Hogarthiſchen Kupferſtiche verſucht haben. Der erſte war wohl *Roucquet*, ein franzöſiſcher Schmelzmahler in London, der ſchon 1746. ohne ſich zu nennen, franzöſiſche Briefe an einen ſeiner Freunde (den Marſchall *Belleiſle*) herausgab, welche dieſe Erklärung zur Abſicht hatten, aber nur 4 Werke dieſes Künſtlers betreffen. Dieſe Briefe verdienen indeſs alle Aufmerkſamkeit, weil *Hogarth*, deſſen Nachbar der Verfaſſer war, vermuthlich darum wuſste. Dann verſuchte ein engliſcher Geiſtlicher, *Trusler*, über die ſehr verkleinerten Blätter zu *moraliſiren*; mit unter gab er jedoch manche gute Notizen. *Gilpin* gab in ſeiner von Hn. D. *Volkmann* ins Deutſche überſetzten Abhandlung von Kupferſtichen eine Erklärung von dem Leben eines Liederlichen. *Walpole* machte in ſeinen Anecdotes of Painting in England über *H.* und ſeine Werke einige kurze, aber ſchätzbare Bemerkungen; umſtändlichere, beſonders hiſtoriſche, lieferte der Buchdrucker und Buchhändler *Nichols* in

der Lebensbeschreibung *Hogarth's*. Dann gab auch ein Ungenannter zu London 1784 die Erklärung einiger Blätter heraus. Und endlich schrieb *Ireland* zu der verkleinerten, aber ergänzten, Trusleriſchen Sammlung ſeinen Hogarth Illuſtrated in 2 Bänden, von dem wir zu ſeiner Zeit umſtändlichere Nachricht gegeben haben.

Schon damals erkannten wir, gewiſs mit völliger Beyſtimmung aller Leſer von Geſchmack und Kunſtſinn, den groſsen Vorzug an, welchen die *Lichtenbergiſchen* Erläuterungen dieſer Kupferſtiche, die ſeit mehrern Jahren nach und nach in den *Göttingiſchen Taſchenkalender* befindlich waren, und mit abgekürzten, aber ſehr treffenden Copien der vornehmſten Figuren begleitet wurden, vor allen von den Engländern, vor und nach ihnen, verſuchten Auslegungen behaupten. Zugleich äuſserten wir den, einer gleich allgemeinen Beyſtimmung gewiſſen Wunſch, daſs ſich Hr. Hofr. *Lichtenberg* entſchlieſsen möchte, die ganzen Blätter von eben dem dazu vorzüglich geſchickten Künſtler *ganz* copiren zu laſſen, und dann zugleich ſeinen ſo meiſterhaften Commentar in Einer Folge zu liefern. Mit dem lebhafteſten Vergnügen ſehen wir hier nun dieſen Wunſch erfüllt, und den Werth der Arbeit ſelbſt durch den neu darauf verwandten Fleiſs des Künſtlers ſowohl als Auslegers ſehr erhöht. Der Letztere hat jetzt ſeiner Erklärung ſo viel Vollſtändigkeit zu geben geſucht, als ihm nach ſeiner *jetzigen* Bekanntſchaft mit dieſen ächten Producten des Genies möglich war. Sie enthält nicht allein alles, was er in den beſten bisherigen Auslegern Bemerkungswerthes fand, ſondern auch noch die Bemerkungen einiger ſeiner Freunde in London ſowohl als in Deutſchland, und ſeine eignen. Unmöglich kann jener ungetheilte Beyfall, den ſchon die einzelnen und minder vollſtändigen Lieferungen fanden, dem gegenwärtigen gröſsern und ausgeführterm Werke entſtehen; und wir würden in der That die faſt zu ängſtlichen Beſorgniſſe, welche Hr. *L.* in der Vorrede hierüber äuſsert, kaum begreifen, wenn nicht Beſcheidenheit allemal treue Begleiterin des wahren Verdienſtes wäre. Die Veränderung der Umſtände, unter welchen ehedem die einzelnen Proben erſchienen, und unter denen jetzt das Ganze hervortritt, müſſen dieſem letztern eher vortheilhaft, als nachtheilig werden. „Der „majeſtätiſche Audienzſaal des deutſchen Publikums, „ſagt Hr. *L.* vor deſſen Thron ich jetzt meine Bemer„kungen niederlege, kam mir damals gar nicht in den „Sinn; ich dachte bloſs an die Stühle, Fenſterbänke „und Theetiſche der Nebenzimmer, oder höchſtens der „Antichambre, auf denen mein heil. Chriſt herumfah„ren würde. Ich ſchrieb alſo mit der Unbefangenheit „und Sorgloſigkeit, die zwar manchen Verſehen Raum „gibt, aber dem Vortrage bey *ſolchen* Dingen ganz „vorzüglich günſtig iſt.“ u. ſ. f. Aber eben dieſe Entſtehungsart, und ſelbſt die Spuren jener Unbefangenheit, die vielleicht hie und da noch in der neuen Bearbeitung geblieben ſind, machen dieſe gewiſs um ſo viel ſchätzbarer. Auch that unſer Ausleger gewiſs ſehr wohl, daſs er den Weg nicht wieder verlieſs, den er einmal zur Erklärung ſeines Künſtlers eingeſchlagen hatte; den *poetiſchen* nämlich, der nicht bloſs mit kurzen und dürren Worten deutet, ſondern der dieſs in einer Sprache und in einem Vortrage thut, den überall eine gewiſſe Laune belebt, die mit der des Künſtlers ſo viel Aehnlichkeit hat, als möglich, und immer mit ihr gleichen Gang hält. Man leſe, was der Vf. in der Vorrede weiter über dieſe Erläuterungsmethode ſagt; und man wird bey Leſung des Commentars ſelbſt ſich durchgehends überzeugt fühlen, daſs er ſeinem Ideal davon nicht nur nahe gekommen ſey, ſondern es vollkommen, und in einem Grade erreicht habe, indem es ſchwerlich irgend ein Andrer hätte erreichen können, und der auch von Keinem ſo leicht dürfte übertroffen werden. Auf dieſe Weiſe erläutert, wird *Hogarth* nicht bloſs Jedem verſtändlich, ſondern der Geiſt eines Jeden wird ſchon durch den Vortrag der Erläuterung, ſelbſt wider ſeinen Willen, zu *der* Stimmung gebracht, in welcher allein man des groſsen geiſtigen Genuſſes fähig iſt, den dieſe Blätter gewähren können. Eben wegen der Ueberzeugung, daſs dieſs alles ſichtbarer und hervorſtechender Charakter der einzelnen Proben war, eben wegen des Vollgenuſſes, den ihre Zuſammenhaltung ſchon mit den kleinen Copien, und noch mehr mit den Originalblättern, gewährte, drangen des Vf. Freunde ſo oft in ihn, die Hand von der Arbeit nicht abzuziehen, ſie zu vollenden, und in ein Ganzes zu vereinen; und ſollte ihnen das Publikum *dieſe* Ermunterung und ihren Erfolg nicht Dank wiſſen, welches doch gewiſs der Fall nicht ſeyn kann: ſo ſtünden ſie doch wenigſtens vor dem höhern Tribunal des Witzes und Geſchmacks, an welches ſie ſich dann wenden müſſen, völlig losgeſprochen und gerechtfertigt.

Der einzige ſcheinbare Vorwurf, den man dem Vf. zuweilen gemacht hat, iſt der, daſs er zuweilen in *Hogarth's* Werken Abſichten gefunden zu haben ſcheint, an die der Künſtler ſelbſt nie gedacht haben mag. Er gibt dieſs zu; aber er hat völlig Recht, ſich über das zu beruhigen, was er etwa hinzugedacht hat, wenn er nur nichts weggedacht oder wegerklärt hat. Offenbar gab er auch nicht alles für Erklärung, was ſo ausſieht. Nur halte man auch nicht gleich jede Bemerkung für unnatürlich oder falſch, weil ſie beym erſten Anblick *geſucht* ſcheint. Man mache ſich erſt mit dem Geiſte dieſes ſonderbaren Genies aus dem Ganzen bekannt; ſo wird man ſie oft ſehr *natürlich* finden.

Mit Hn. *Riepenhauſens* Arbeit wird hoffentlich jeder Kenner ſchon für ſich, und noch mehr zufrieden ſeyn, wenn er ſie mit den Originalen zuſammenhält. Daſs ſie dieſe Vergleichung, in aller ihr möglichen Strenge, aushält, iſt unſtreitig das gröſste Lob, was man ihr ertheilen kann, und was ſie in vollem Maaſse zu verdienen ſcheint. Die Blätter ſind etwas verkleinert, aber nicht verkritzelt, nicht in dem Grade verkleinert, daſs der freye Spielraum für Ausdruck und Charakter, worauf hier alles ankommt, verloren gegangen wäre, wie das bey den meiſten engliſchen Verkleinerungen, beſonders bey den Trusleriſchen, der Fall war. Es iſt auch kein Geſichtszug verloren gegangen; und für die Zukunft ſteht von ſeinem immer tiefern Eindringe in *Hogarth's* volle Manier deſto mehr

zu hoffen, da ſchon in den hier gelieferten Blättern, von denen er *Nacht* und *Mittag* zuletzt vollendete, die Fortſchritte ſo ſichtbar ſind. Daſs die engliſchen Unterſchriften der Blätter beybehalten wurden, geſchah vermuthlich, um dadurch ihren Vertrieb in England zu erleichtern; und dieſsmal hoffen wir nicht, daſs ſich *Klopſtocks*:

Wir ſind gerecht; das ſind ſie nicht!

beſtätigen werde. Nur möchten wir ihnen auch den Genuſs des herrlichen Lichtenbergiſchen Commentars — *der hebt uns über ſie* — wünſchen, und dieſem daher eine, ſeiner würdige, Ueberſetzung ins Engliſche. Freylich würde dieſe groſse Schwierigkeiten haben; es ſind zwar der Stellen ſo gar viele nicht, deren Witz und Laune bloſs für den deutſchen Horizont berechnet wären, wohl aber mehrere, wo mit dem deutſchen Ausdrucke manches an Kraft und Schönheit leicht verloren gehen möchte. Der Ueberſetzer müſſe wenigſtens ſelbſt kein gemeiner Humoriſt ſeyn, und, wo möglich, unter des Vf. Leitung und Aufſicht arbeiten. Dann aber brachte auch dieſe Arbeit, die ſchon wegen der groſsen Popularität ihres Gegenſtandes auf gröſsere Verbreitung, als irgend eine ähnliche, rechnen dürfte, dem Witz und Scharfſinn unſerer Nation wahrlich keine geringe Ehre.

Der Vf. war anfangs Willens, dem Werke eine Einleitung in das Ganze, nebſt einem Leben des Künſtlers, und einer Schilderung ſeines Künſtlercharakters u. ſ. w. vorauszuſchicken. Aus Mangel an Zeit aber verſparte er dieſs auf das Künftige für einen beſondern Band. Er bittet übrigens die Leſer, ihm ihre Ideen über die Hogarthiſchen Blätter mitzutheilen. „Mit den „Werken des Witzes, ſagt er, hat es überhaupt die „traurige Beſchaffenheit: ſie beſitzen meiſt ein *Verwesliches* und ein *Unverwesliches*, von deren innigſter Verbindung jedoch eigentlich ihr ganzes Leben, und die „ganze Fülle ihrer Wirkung unumgänglich abhängt. „Laſst uns daher von Werken des Genies, bey denen „es noch in unſerer Macht ſteht, das *Verwesliche* mit „möglichſter Sorgfalt vor der Verweſung ſchützen, und „für die Nachwelt zum Geb auch aufbewahren, die „den andern Theil, ohne unſer Zuthun, von der Na„tur umſonſt erhält." Hier aber wird es wohl gewiſs der Fall werden, daſs *dieſs* Verwesliche, durch Hülfe ſolch eines Commentars, anziehen wird das Unverweſsliche.

Ueberflüſsig wär' es, wenn wir nun noch den Werth und Charakter der Lichtenbergiſchen Erläuterungen näher zergliedern wollten, da beide ſchon aus den bisherigen einzelnen Lieferungen des Taſchenkalenders ſo allgemein bekannt ſind. Und Proben davon auszuheben, wäre eben ſo überflüſsig. Man kennt den reichen, unerſchöpflichen, und höchſt originalen Witz des Vf.; der Schlag auf Schlag wirkt, und weiſs, daſs er in dieſer geiſtigen *Elektricität* nicht minder erfahren und ſelbſterfinderiſch iſt, als in der phyſiſchen. Zu dem bisherigen, ſo lehrreichen als unterhaltenden, Erſcheinungen auf dieſem *Elektrophor* ſind, bey dieſer neuen Exhibition, manche noch hinzugekommen, die nicht minder beluſtigen und belehren. Hievon nur ein paar zur Probe. Bey dem Affen auf dem erſten Blatte, der, dem engliſchen Pobel zur Gemüthsergötzung, und der *Bourboniſchen* Linie zu Ehren, mit dem franzöſiſchen Haarbeutel und dem ſpaniſchen Mäntelchen ausſtaffirt iſt, und der den Helm Alexanders zu einem häuslichen Zweck nützt, der leichter erkannt als genennt wird, bemerkt er folgendes: „Für einen Affen „iſt die Handlung wirklich philoſophiſch und groſs; es „liegt ſo was *modernes* darin, das leichter empfunden „als erklärt wird. Wer hätte, möchte man ſich fragen, „unter dem *altfränkiſchen* Haarbeutel ſo viel *neufränki„ſche* Grundſätze geſucht?" — Von dem phlegmatiſchen Tobaksraucher in der *Punſchgeſellſchaft*, den *Ireland* im Texte für einen Juſtitiarius hielt, ſagte dieſer Ausleger hernach in einer angehängten Note: man glaube, es ſey das Porträt von *Hogarth's* Buchbinder, Nanſens *Chandler*, einem ſtocktauben Manne, dem dieſer Kopf trappant gleichen ſoll. „Das ſchadet nicht, „ſagt Hr. *L.* Ich ſehe nicht ab, warum ein Buchbin„der und ein Juſtitiarius nicht ſollte ausſehen können, „wie ein ſpekulirender Kaufmann." (Dafür hielt ihn Hr. *L.*) „Der erſte *handelt* neben ſeinem Hauptgeſchäf„te her wirklich, und der andere kann ſogar aus ſei„nem Hauptgeſchäfte einen Handel machen. Und dann „iſt es ja bekannt, daſs die Schale nur zu oft mehr ver„ſpricht, als der Kern leiſtet; ein Satzchen, von deſſen „Wahrheit und Nutzen ſich tagtäglich zu überzeugen, „nicht leicht jemand in der Welt mehr Gelegenheit hat, „als die — *Buchbinder*." — Bey dem Bierſchilde auf dem Blatte, *der Abend*, welches das Bildniſs des *Sir. Hugh Middleton* enthält, ſagt Hr. *L.* S. 237. „Man hat „bisher viel von einem deutſchen *Pantheon* geſprochen. „Ich ſollte denken, auf dieſem Wege müſste es zu „Stande kommen können; und wenn *Deutſch* ſeit jeher „ſo viel hieſs, als *gut* und *wohlfeil*, ſo wäre ein Pan„theon auf Gaſtſchildern ein wahrhaft *deutſches Pan„theon*. Man lächelt vielleicht; ich ſelbſt fürwahr „nicht. Was kann ehrenvoller ſeyn, als Jahrhunderte „hindurch von dem Schilde eines Wirthshauſes auf die „unten aus und ein ſteigende Nachwelt herabzublicken, „oder von ihr herauf angeblickt zu werden? Ich ſehe „freylich voraus, daſs der Gedanke wird beſpottelt „werden, aber eben weil er groſs iſt. Es gibt wenig „Menſchen, die ein geſcheidtes Geſicht machen können, „wenn ſie in die Sonne ſehen. Wurde ſich etwa ſchlech„ter im *Herrn von Lebnitz* logiren, als im *Könige von „Preuſsen*? Oder wäre jener etwa da oben über der „Einfahrt oder an der Stange ſelbſt ſchlechter logirt, „als dieſer? Das ſage mir einmal Jemand laut, wenn „er das Herz hat. Und ich möchte wohl den Gelehrten „ſehen, der ſich ſchamen wollte, die Stelle einzuneh„men, die bisher ſelbſt die *Kaiſer* und *Könige* der Er„de mit ihren *Kronprinzen* und *Kronen*; die die *gold„nen Engel* die die *Sonne*, der *Mond*, und die *Sterne*; „die der Könige der Thiere und der Flur, der *Adler* „mit einfachem und doppeltem Haupt, der *Löwe* mit „einfachem und doppeltem Schwanz, und das *Roſs* oft „mit gar keinem; die die *Roſe* und die *Lilie*, die auf „dem Felde ſowohl, als die *franzöſiſche* in aller ihrer

„Herrlichkeit, nicht verschmäht haben. Hat man nicht „ganze Städte, *London*, *Paris* und *Konstantinopel*, mit „allen ihren Bewohnern zu ehren, so aufgehängt? Man „mufs hier nicht einwerfen: Es gäbe auf Schildern auch „*Bären*, *Ochsen*, *Böcke*, und *Mohren*, die offenbar zu den „Affen gehörten; *Schlangen* und *Drachen* und *Gänse*, „die, ob sie gleich von Gold wären, doch immer Gän„se blieben. Das ist kein Einwurf. Denn so ist es von „jeher mit allen Ehrenbezeigungen in der Welt gegan„gen, mit marmornen *Denkmälern* und *Ordensbändern*, „mit *Adelsbriefen* und *Doktordiplomen*, mit *Titeln* und „*Schmutztiteln*, und wird ferner so gehen, bis an das „Ende der Welt, die unser aller Mutter ist. Trug nicht „der Teufel selbst in Gestalt des letztern Herzogs von „*Orleans* den Orden des *heiligen Geistes*? — Vielleicht „würden auf diesem Wege endlich die deutschen Wirths„häuser auch etwas gebessert. Da sieht es noch hier „und da betrübt aus. Es fehlt uns überhaupt noch an „einen deutschen *Howard*, der das für die Wirthshäu„ser thäte, was dieser für die Gefängnisse that."

Halle, b. Franke: *Erzählungen nach der Mode*, theils mit, theils ohne Moral, nebst einem Anhang für gutherzige Leser. 1788. 296 S. 8.

Was an diesen zehn kleinen Romanen (den *Anhang* für gutherzige Leser fand Rec. bey seinem Exemplar nicht) nach der Mode seyn soll, möchte schwerlich zu errathen seyn, wenn der Vf. damit nicht die unselige *Mittelmäfsigkeit* meynt, welche leider unter den deutschen Romanenschreibern herrschende *Mode* ist. Zwey oder drey Erzählungen ausgenommen, die aus fremden Sprachen leidlich übersetzt werden, ist bey den übrigen die Erfindung oft noch weniger, als mittelmäfsig. Der Hauptton soll der satirische seyn; da der Vf. zu den Schriftstellern gehört, die sich selbst kitzeln müssen, um zu lachen, und dabey eine grofse Redseligkeit besitzt: so wird seine Satire mehr Langeweile, als Unterhaltung bewirken. In der zweyten und dritten Erzählung will er durch Scenen der Wollust unterhalten, die aber durch seine fade Darstellung doppelt widrig ausgefallen sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

Freymaurerey. *Ohne Druckort*: *Manifest der unbekannten Ordens-Obern an die Glieder geheimer Grade und Systeme. Im Jahre* 1793. 24 S. 8. Ueber dem sogenannten Manifest selbst steht dieser Titel noch einmal, nur mit dem Unterschiede, dafs die Wörter: *Unbekannte Ordens-Obere* blofs mit ihren Anfangsbuchstaben U. O. O. angedeutet sind, mit dem Zusatze: *nach einer französischen Handschrift*. Zu jenen 3 Buchstaben wird in einer Note bemerkt, dafs sich dieser Chiffre in der *Urschrift* befinde und *Unbekannte Ordens-Obere* bedeute. Eines von beiden mufs aber eine Unwahrheit seyn. Entweder ist dieses Manifest nicht aus dem Französ. übersetzt, oder jene Buchstaben bedeuten im Original etwas anderes; da keine Wörter von dieser Bedeutung mit diesen Anfangsbuchstaben im Franz. vorhanden sind. Dem sey indessen wie ihm wolle, so geben diese Unbekannten durch dieses wortreiche und in einem pathetischen Styl abgefafste Manifest der Welt von der hohen Weisheit, die sie von sich selbst rühmen, eine sehr schlechte Idee. Von ihnen, sagen sie, als dem Mittelpunkte, wären alle Orden, alle geheimen Grade und Systeme ausgegangen. Das erste Geheimnifs dieses Mittelpunktes sey seine Bestimmung, und seine Entstehung, nebst den Mitteln seiner Wirksamkeit, sein zweytes. Da die Geheimnisse des Bundes nur sehr wenigen Meistern hatten bekannt seyn dürfen: so sey der Prüfstein, ob jemand in ihren Bund tauge, dieser gewesen: *seine Neugier gefangen geben unter die Gewalt der Einsicht der Obern*. In dem Maafse als durch Zurückbehaltung des Geheimnisses die Gedult und die weise Entsagung der Neulinge im Bunde geprüft und geläutert werden sollte, wuchs die Ungeduld und die Heftigkeit unkluger Wünsche. Aller Gehorsam verschwand. Wer Arglist und Kühnheit genug besafs, einen ihm gefälligen Zweck und ein seinen Absichten angemessenes Geheimnifs zu erdichten, der gründete einen Bund für sich und seine Gesellen. Man betrachtete im Bunde die Erforschung der verborgenen und minder bekannten Naturkräfte blofs als eine *nutzliche Beschäftigung* erleuchteter und kenntnifsreicher Bundesglieder, und es entstand eine fanatische Sekte, die das Geheimnifs des Bundes in die Verwandlung der Metalle, in Geisterbannen, in Erweckung der Todten, u. s. w. setzte. Man nannte die Ankömmlinge Brüder, sagte ihnen, dafs keiner des andern Herr sey, jeder gleiche Rechte, Pflichten, Arbeiten und Gewinn habe; und nun behauptete man, der einzige Zweck des Bundes sey: alle Menschen in den Stand der allgemeinen Brüderschaft zu setzen, sie zu ihrer natürlichen Freyheit zurück zu führen, und allen Unterschied in der bürgerlichen Gesellschaft aufzuheben. Aus diesem Zirkel, welcher die Menschen glücklich machen *wollte*, aber aus Mangel an hinreichender Einsicht irrte, bildete sich noch ein engerer, welcher das Geheimnifs *verfeinerte*, und indem er Menschenliebe und Menschenglück zum Schilde seines Gewerbes aushing, in dem Innern seines Bundes darauf arbeitete, alles Menschenglück zu seinem Raube zu machen. Diese Sekte sey es, welche die Grundfesten des Bundes bis zum völligen Einsturz unterwühlt habe; die Gährungen der Völker wären ihr Werk. Sie machte die Religion verächtlich; Zügellosigkeit nannte sie Freyheit, die Obrigkeiten Despoten. Sie erfand Menschenrechte, die selbst im Gesetzbuche der Natur nicht anzutreffen wären, und foderte die Völker auf, diese Rechte ihren Fürsten abzudringen. Da nun der Mifsbrauch dieses ihres Bundes alle diese politischen und moralischen Verwirrungen hervorgebracht habe, so soll dieses Manifest alle die, die das *Heiligthum* des Bundes empfangen haben, aufrufen, ihre Stimmen zu erheben, um die Völker und die Fürsten zu belehren, dafs nicht der Bund, sondern seine abtrünnigen Sektirer die Urheber aller gegenwärtigen und noch bevorstehenden Revolutionen gewesen wären und seyn würden; es soll ihnen verkündigen, dafs nun die Zeit gekommen sey, den Bund aufzuheben und den Bau desselben zu zerstören. (Man sieht, dafs das ganze Ding eine blosse Fiction, und weiter nichts als ein Beytrag zu den seit einiger Zeit bekannt gewordenen Bemühungen einiger namenloser, vielleicht durftiger, Schreiber ist, die Philosophie, und besonders den aufgehobenen Illuminatenorden, des Einflusses in die französische Revolution verdächtig zu machen. Man gebe doch Beweise von der Verbindung der Illuminaten mit den französischen Staatenstürmern, wenn welche da sind! Solche dunkle gehässige Andeutungen verdienen keine ernsthafte Widerlegung, sondern Verachtung.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 19. Julius 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, b. Mylius: *Sammlung der beſten und neueſten Reiſebeſchreibungen in einem ausführlichen Auszuge*, worinnen (worin) eine *genaue Nachricht von der Religion, Regierungsverfaſſung, Handlung, Sitten, Naturgeſchichte und andern merkwürdigen Dingen verſchiedener Länder und Volker* gegeben wird. Aus verſchiedenen Sprachen zuſammengetragen. *Ein und dreyſsigſter Band.* Mit einer Karte. 1791. 620 S. 8.

Dieſer Band wird auch unter dem Titel: *Neue Sammlung* u. ſ. w. *Siebenter Band* verkauft. Er enthält *Swinburne's Reiſen durch beide Sicilien*, und *Bourgoing's Reiſe durch Spanien.* Die Fortſetzung dieſes Werks durch eine ſo lange Reihe von Bänden beweiſet, daſs ein groſser Theil des Publicums ſich mit Auszügen begnügt, und es dem Gutdünken eines unbekannten Ueberſetzers anheim ſtellet, ob etwas aus dem Original ausgelaſſen werden ſoll, oder nicht. Rec. hat einen groſsen Theil von dem Auszug aus *Swinburne* mit dem Original verglichen, und gefunden, daſs der Epitomator alles, was Swinburne aus der Geſchichte des Landes und der von ihm beſuchten Oerter anführt, faſt beſtändig weggelaſſen, die Beſchreibung der Antiquitäten abgekürzt, die den Reiſenden betreffenden Anekdoten, imgleichen die bemerkten Tage mehrmalen übergangen, und noch in andern Fällen dem Originale ſeine Völligkeit benommen habe. Bisweilen iſt der Sinn der Urſchrift dadurch verunſtaltet worden; z. E. S. 20. *Die Leidenſchaft für Eiswaſſer iſt in Neapel ſo allgemein, daſs nur eigentliche Bettler Waſſer in ſeinem natürlichen Zuſtande trinken. Es wird jeden Morgen in Booten hinter Caſtelamare herübergebracht, und zu einem groſsen Preiſe verpachtet.* Aber nicht das Eiswaſſer, ſondern der Schnee, woraus Eiswaſſer gemacht wird, wird aus Caſtelamare gebracht. *The paſſion for iced water is ſo great and ſo general at Naples that none but mere beggars will drink it in its natural ſtate; and I believe a ſcarcity of bread would not be more ſeverely felt than a failure of ſnow. It is brought in boats even morning* etc. S. 21. *Der Bürger wird beynahe zum Mangel genöthiget, die Koſten aufzubringen, die ſein äuſsrer Prunk erfodert. The citizen is reduced to great parſimony and almoſt penury in his houſekeeping in order to anſwer theſe demands of external ſhew.* S. 25. wird die Ausfuhr der gezwirnten Seide aus Neapel angeführt, aber die der rohen Seide mit Stillſchweigen übergangen, da doch keine Urſache angegeben werden kann, warum jene, und nicht auch dieſe, überſetzt zu werden verdiente. Bisweilen ſtöſst man auf Stellen, die, wenn der Ueberſ. bey dem Abkürzen nach feſten Regeln zu Werke gegangen wäre, unüberſetzt bleiben muſsten. Was z. E. S. 45. von dem Aufenthalt der Heiden in Dörfern geſagt wird, verdiente gewiſs nicht mehr eine Ueberſetzung, als ſo manche andere ausgelaſſene Stelle. Der Ueberſ. ſcheint dieſes bald ſelbſt gemerkt zu haben, und er hat daher zwiſchen den Perioden *ohne Zweifel iſt mit Hülfe dieſe Bekehrungsmethode der Berg* 1119 *von dem Schutze der Mutter der falſchen Götter befreyet worden, und nunmehr iſt er von Wilhelm von Vercelli der Mutter Chriſti geweihet. Er gründete hier eine Abtey* u. ſ. w. verſchiedenes ausgelaſſen. Wie der Ueberſ. *nunmehr* hat einſchieben, und den Sinn ſo verkehrt hat darſtellen können, als wenn die Einweihung erſt jetzt geſchehen wäre, iſt kaum begreiflich, da das engliſche Original jedem Anfänger in der Sprache verſtändlich ſeyn muſs. *It was no doubt in compliance with the aboſe conciliatory method, that in* 1119 *the mountain was reſcued from the patronage of the mother of the falſe gods and dedicated to the Mother of Chriſt, by William of Vercelli.*

Die Ueberſetzung ſelbſt hat viele Härten; und wenn man noch dazu die Fehler rechnet: ſo gehört ſie zu den ſehr mittelmäſsigen. Es iſt zu wünſchen, daſs der Berliniſche Gelehrte, der nach der Ankündigung die Fortſetzung übernommen hat, dem Unternehmen mehr gewachſen ſey. S. 33. *Montforte — bietet eine Ausſicht über den Paſs und weit in principato ultra dar. Montforte commands the paſs*, d. i. *befreyet den Paſs, and an extenſive view into the heart of the principato ultra.* S. 42. *eine anſtändige Zeitlang.* Wie undeutſch! *decent length of time* d. i. *eine ziemliche Zeitlänge.* S. 47. wird bey Monte Fuſculo in Principato ultra *der Nähe des Kirchenſtaats*, welcher doch weit davon entfernt iſt, gedacht. Der Ueberſ. hätte *papal territories, päbſtliches Gebiet* überſetzen ſollen. Denn es iſt von Benevento, das dem Pabſt gehört, und nicht weit von Monte-Fuſculo entfernt iſt, die Rede. S. 52. *in den letztern Zeiten.* Wie ſchülerhaft für *later times*, das nicht mehr ſagen will, als *nachher.* S. 216. von den im Herculanum gefundenen Manuſcripten *die Schwierigkeit, das gebrannte Pergament aufzurollen, die Stücke aufzuklauben* u. ſ. w. *the difficulty of unrolling the burnt parchment, of paſting the fragments on a flat ſurface* etc. S. 257. *Meereſche Manna aſh*, d. i. *Mannaeſche*, wie auch ſonſt überſetzt iſt.

Die angeführten Beyſpiele waren für den Rec. zu abſchreckend, als daſs er ſich einer genauern Prüfung des Auszugs aus *Bourgoings Reiſe* unterziehen konnte.

Auf der Karte ist der Plan von Madrid nach Bourgoing abgezeichnet.

Zeitz u. Naumburg, b. Heinsius: *Charakteristik der aufsereuropäischen Nationen, welche noch wenig bekannt sind.* Aus den besten und neuesten Reisebeschreibungen zusammengetragen von J. F. G***. 1793. 1. 2. 3. Theil. 1793. XVI u. 646 S. 8.

Die charakterisirten Nationen sind die Jalofer, Fulier, Mandigoer, die Einwohner an Sierra Leona, der Elephanten- und Goldküste; also sämmtlich an der Westküste von Afrika zwischen dem 17ten und 5ten Grade nördl. Breite. Wenn man das Buch nur flüchtig durchblättert, so muss man sich wundern, dass, da es dem Vorgeben nach aus den *neuesten* Reisebeschreibungen genommen seyn soll, nur alte Reisende, als *Le Maire*, *Jannequin*, *Labat*, *Loyer*, *Billault*, *Bosmann*, *Atkins* u. s. selbst in den Artikeln, die durch die neuern Reisen so viel Licht gewonnen haben; z. E. Sierra Leona angeführt werden. Das Buch ist aus der bekannten *Sammlung aller Reisebeschreibungen* (Leipzig, 1784 u. f. 4.) abgeschrieben. Ein solches Machwerk hatte der Vf. die Unverschämtheit, eine aus den *neuesten* und *besten* Reisebeschreibungen *mit Sorgfalt* zusammengetragene Charakteristik zu nennen. Kaum sollte man es glauben, dass er einen Vorredner, der sich *Dressel* unterschreibt, habe finden können, der dies Buch als ein *gewiss in vieler Hinsicht nützliches Werk* anpreiset. Zum Ueberfluss wollen wir den Diebstahl noch genauer anzeigen. S. 7. bis 26 ist wörtlich abgeschrieben aus dem 3ten Bande der a. Saml. S. 163 bis 173. mit unbedeutenden Veränderungen. S. 26—32., oder von den Jalofern an der Senega ist aus dem 2 Bande der ang. Samml. S. 79 u. f genommen. S. 32. kehrt er zu dem 3 Bande der Samml. S. 176. zurück, und schreibt wieder ab. Von der Unwissenheit des Vf. findet sich S. 37. ein artiges Beyspiel. Er las im Original, dass die Heerden in die *Savannas und in die Reisfelder, wenn die Aernte vorbey ist*, getrieben werden. Weil er nicht wusste, was er aus *Savannahs* (Wiesen) machen sollte, so lasst er dies Wort aus, und wenn es nachher heisst, dass man die Heerden in die *Savannas* gehen lasst, so setzt er dafür *Reisfelder*, als wenn die Heerden Reis fräsen. S. 39—54. von den Fuliern an der Senega ist aus S. 325, 336—340. 355—357 des 2 Bandes genommen. Gegen die beliebte Ordnung ist es auch, dass der Vf., der in der Beschreibung der Völkerschaften von Norden nach Süden geht, von den Jalofern und Fuliern am Gambia, oder, wie er mit seinem Original schreibt, an der Gambia, eher handelt, als von denen am Senega. Von S. 54 bis 316 hat der Vf. ununterbrochen den 3 Band der Samml. S. 180—356. vor Augen gehabt. Eine gelehrte Anmerkung des Vf. kommt S. 64 vor, worin er seine Ungewissheit wegen der Erklärung, welche Johson von Ezech. 23. 20. macht, zu erkennen gibt. War es nicht genug, dass solch ein Unsinn einmal gedruckt war? Warum musste er wiederholt werden? Der Vf. hat doch sonst etwas weggelassen, z. E die Proben aus der Sprache der Schwarzen S. 222. Den ersten Abschnitt von Barbots Beschreibung von Sierra Leona S. 258—264. Atkins Beschreibung desselben Landes S. 268—277., obgleich der Vf. S. 173. versprochen hatte, auch diesen zu liefern, ingleichen vieles von dem Naturreiche um Sierra Leona S. 281—356. des 3 Bandes der Sammlung.

Der Vf. überschlägt S. 357—448. des 3ten Bandes, und macht sich wieder an das Abschreiben, vorzüglich von S. 455. des Originals, und ermüdet nicht dabey, bis er S. 474. erreicht. Hier scheint er eine Zeitlang in seinem Original fortgelesen zu haben; denn er ergreift die Feder nicht eher, als bis er an S. 598. kommt. Bisweilen hat er sehr nöthige Worte ausgelassen, z. E. S. 361. des Buchs in der Note, weiss man nicht, von welcher französischen Karte vom südlichen Ocean die Rede ist, wenn man nicht aus der Sammlung S. 598. hinzusetzt, dass sie 1739 herausgekommen ist. S. 387. behauptet der Vf. etwas von den Engländern, was das Original S. 601. den Europäern zuschreibt. Was S. 612 bis 615. des Originals gesagt wird, hat der Vf. gut befunden, wegzulassen. Die Staatsveränderungen und Eroberungen der Karower und Folgias werden in der Mitte abgebrochen. Der Abschnitt hätte lieber ganz übergangen, als so verstümmelt seyn sollen. Die Nachrichten von Sextos oder Sestro und der Malaghattaküste, womit der Vf. den 2ten Theil schliesst, sind aus der Sammlung der Reisen S. 632—648. abgekürzt. Eben so verfahrt der Vf. mit der Elfenbeinküste, womit sich der 3. B. der Sammlung endigt. Er gehet alsdann nach der Landschaft Futa zurück an beiden Seiten des Senega, und schöpfet wieder aus der angeführten Quelle S. 128 bis 139. Die Nachricht von der französischen und portugiesischen Handlung auf der Gambia passet zwar gar nicht auf den gegenwärtigen Zustand, und der Beschreibung von den schwarzen Portugiesen widersprechen neuere Untersuchungen. Allein der Vf. schreibt ab, was S. 147 bis 150 der a. S. zu lesen ist. Was er von der Goldküste S. 455. u. f. sagt, ist aus dem 4ten Bde der mehrgedachten Sammlung genommen, mit Uebergehung dessen, was eigentlich zur Reisebeschreibung gehört.

Berlin, in der Kön. Pr. akad. Kunst- u. Buchh.: *Beschreibung der Religion und heiligen Gebräuche der Malabarischen Hindous nach Bemerkungen in Hindostan gesammelt.* 1791. 150 S. 8.

Die Abhandlung zerfällt in 2 Theile, und da in dem Eingange zu dem ersten noch ein 3ter Theil citirt wird, so glauben wir, dass das Ganze noch nicht geendiget ist, wozu uns auch das *Erster Theil* des Titelblatts berechtiget. Warum ist aber nirgends angezeigt, wann und von wem diese Bemerkungen aufgezeichnet sind? Sie haben alle Merkmale der Aechtheit, und sind an Ort und Stelle von einem nachforschenden Europäer, der die Hindus selbst befragte, und schriftliche Antworten von ihnen erhielt S. 8. 14. 74. 78. niedergeschrieben. Eine Aeusserung des Vf. S. 48. lässt vermuthen, dass er ein eifriger Verehrer der Dreyeinigkeitslehre war. Vermuthlich schreiben sich die Bemerkungen von den Missionarien in Trankebar her, und sind entweder aus den Missionsberichten abgedruckt, oder an den Herausgeber, der sich so wenig, als der Einsender, genannt hat, ge-

ſchickt. Der erſte Theil handelt von dem höchſten göttlichen Weſen, das die Indier Barabarawaſtu nennen, der zweyte von den Göttern, die ſie aus dieſem göttlichen Weſen ableiten, und denen ſie göttliche Ehre erzeigen.

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Neueſte Reiſebeſchreibungen in zweckmäſsigen Auszügen*, aus den gröſseren, meiſt ausländiſchen, Werken. Mit erläuternden Anmerkungen und Zuſätzen. Erſtes Bändchen. 1793. XXXII u. 106 S. 8.

Wenn die folgenden Bände ſich nicht durch Neuheit mehr auszeichnen, als der erſte, der die durch die Forſteriſche Ueberſetzung längſt bekannte Reiſe Wilſon's nach den Pelow-Inſeln oder Geſchichte des Schiffbruchs der Antelope enthält: ſo ſind wir nach der Fortſetzung nicht begierig. Die Anmerkungen ſind zu unbedeutend, als daſs ſie die viel verſprechende Erwähnung auf dem Titel verdienten.

ERLANGEN, b. Walther: *James Bruce*, Eſq. *Reiſen nach Abeſſynien, die Quellen des Nils zu entdecken.* In einem zweckmäſsigen Auszug aus dem Originalwerk von *Sam. Shah*, Eſq. — Aus dem Engliſchen. 1792. I. Bändchen. 264 S. II. Bändchen. 311 S. 8.

Daſs die 15 Quartbände der Bruceſchen Reiſebeſchreibung auch Stoff zu einem Erbauungsbuch enthalten könnten, hätte wahrſcheinlich der (neulich verſtorbene) Vf. ſelbſt nicht vermuthet. Sein engliſcher Epitomator ſah, laut ſeiner Vorrede: „wie ſehr ſich in allen gefährlichen Lagen dieſes Reiſenden die beſchützende Hand der alles regierenden Macht und Vorſehung auf die herrlichſte, rührendſte und augenſcheinlichſte Weiſe gezeigt habe, welche nicht ſelten von einigen Zweiflern verwegen genug beſtritten worden ſey," — und brachte Br. im Auszug in einen Band zuſammen, deſſen deutſche Ueberſetzung nun den V und VI Theil der *Neuen Sammlung wahrer und merkwürdiger Schickſale reiſender Perſonen, als Denkmale der göttlichen Vorſehung* ausmacht. Zum Glück geht die auf dem Titel geprieſene Zweckmäſsigkeit noch auf andere Zwecke, auſser dem der Erbauung; von welchem die Vorrede ſeine Empfehlung hernimmt. Doch iſt auch vieles langweilige beybehalten, wie Bruce's Schiffgeſpräche mit ſeinem Bootsmann. Dem Ueberſetzer entfallen Stellen, wie folgende: S. 177. Ras Michael *rufte zwar auf ihn*, ſtatt: rief zwar ihm zu, und ſchon in der Inhaltsanzeige des erſten Bandchens ſteht: „eines franzöſiſchen Miſſionairs du Roule zum Beſten." Excerpirt iſt alles, Wahres, Falſches und Unnützes nach der Ordnung, ohne alle Berichtigung. Erbaulich genug!

NÜRNBERG, b. Weigel u. Schneider: *Handbuch der alten Erdbeſchreibung nach Anleitung der d'Anvilleſchen Landcharten;* des zweyten Theils erſte Abtheilung oder Aſien (Aſiens) fünftes und ſechſtes Kapitel, oder *Phoenicien, Coleſyrien* und *Paläſtina.* Mit einer Landkarte. Von D. *Paul. Jak. Bruns*, Profeſſor und Bibliothekar in Helmſtädt. Zweyte, verbeſſerte und vermehrte Ausgabe. 1794. CXII u. VII S. Vorr. 8.

Die erſte Ausg. war von 1784 auf LXXX Seiten. Die Verbeſſerungen und Vermehrungen ſind alſo extenſiv, und noch mehr intenſiv beträchtlich. Die Aufmerkſamkeit des Vf. auf neue Beyträge zum geographiſchen Studium dieſer Länder verdient um ſo mehr Lob und Dank, da er dadurch einer an ſich unſcheinbaren, aber durch Kürze und Gedrängtheit vorzüglichen, dem Bibelleſer und Liebhaber der alten Geſchichte nützlichen Arbeit einen erhohten Werth gegeben hat. Vielleicht kann Rec. durch einige der folgenden Bemerkungen die Vermehrung der Nutzbarkeit dieſer Schrift in einzelnen Stellen befördern.

S. II. leitet den Namen *Phönicier* von *Enakim* Joſ. 11, 12. und dem ägyptiſchen Artikel *pi* ab. Die handelnde Nation habe ſich in Aegypten auf ihren Seereiſen ſo nennen gehört, und ſich nachher in Griechenland ſelbſt dieſen Namen gegeben. Dieſer Volksname kann, denkt Rec., um ſo eher ägyptiſchen Urſprungs ſeyn, da die Cananiter oder Phönicier urſprünglich am erythräiſchen Meere Nachbarn von Aegypten geweſen waren. *Michaelis Spicil. Geogr. hebr. ext.* p. 168. Uebrigens ſcheint er nicht durch Tyrier oder Sidonier nach Griechenland gekommen zu ſeyn, da dieſe den Namen Canaan unter ſich beybehielten, ſ. ebend. S. 167., und man von der Benennung Phönicier unter ihnen ſelbſt keine Spur hat. Erhielten etwa die Griechen dieſelbe unmittelbar aus Aegypten? — Die *Gibliten* (Bergleute) 1. Kön. 5, 32. ſollen S. X. von dem alexandriniſchen Ueberſetzer Βίβλιοι, Leute von Byblus, genannt ſeyn. Allein würde nicht der Ueberſ. Βυβλιοι mit υ geſchrieben haben? Rec. hält, da dies nicht iſt, Βίβλιοι für einen Schreibfehler in den LXX, und emendirt Γίβλιοι. Ein halbgelehrter Emendator oder Abſchreiber hat an das benachbarte Byblus gedacht, und γιβλιοι ſchnell in βιβλιοι umgeändert, ohne zu bedenken, daſs die Rechtſchreibung ein υ erfodern würde, wenn der Ueberſetzer Gibliten und Byblitен für einerley Leute gehalten hätte. Rec. hält alſo Byblus und Gibla für ganz verſchiedene Orte. — Der Beyname *Evkydro* bey Sarepta Plin. H. N. V. 19. 17. ſoll nach des Vf. Meynung S. XII. Anſpielung auf die Geſchichte mit dem *Oelkrug* 1. Kön. 17. ſeyn. Das Beywort *waſſerreich* hat aber doch keine Beziehung auf *Oel*? Es deutet wahrſcheinlicher auf Waſſerquellen bey Sarpat. — Bey *Porphyreon* S. XVIII. proteſtirt Hr. B. mit Recht gegen Verdopplung des Orts dieſes Namens. Porphyreon lag nach Scylax ſ. Reland S. 431. nördlich von Sidon. Andere folgten der unrichtigen Deutung des Wilhelmus Tyrius, daſs Kepha und Porphyreon einerley Platz ſey. So entſtand ein doppeltes Porphyreon. Auf der d'Anvilleſchen Karte bey *Paulus* Sammlung merkwürdiger Reiſen in den Orient I. Th. iſt dies zweyte unächte Porphyreon *als ungewiſs* in Klammern eingeſchloſſen. Es hatte füglich ganz wegbleiben können. — Sollte nicht der Ort *Margela* Joſ. 19, 10. bloſs aus einem Schreibfehler entſtanden, und מַעֲלָה, *aufwärts, landeinwärts*, ſtatt מִ־עֲלָה zu leſen ſeyn. Wäre Marela oder Margela ein Name, ſo müſste in der Stelle bey Joſua mit dem

He locale מרעלתה ſtehen. Man findet auch ſonſt nirgends ein Margela, als bey Euſebius und Hieronymus, welche hierin nicht Zeugen ſeyn können, ſondern bloſs aus Joſ. 19, 10., wie ſie dort laſen, muthmaſsten. — *Capharcotia* ſcheint dem Rec. כפר כותיא *Flecken Cutija* oder *Cutäerdorf* zu ſeyn, von כות 2. Kön. 17, 30. Sollten nicht eben dieſe Cutäer in der Folge zu dem Namen Scythopolis S. LIX. Gelegenheit gegeben haben? Scythen hatten wahrſcheinlich bey ihrem *Streifzug* (630 J. vor Chr. Vgl. Herodot I, 105.) nicht Städte gebaut. Aber der Grieche, da er Paläſtina kennen lernte, und von einem Cutäerort *Κυθοπολις* oder *Κυτοπολις* hörte, dachte an Scythen, und ſchuf daraus raſch *Σκυθοπολις*. Vgl. die alex. Verſion Richt. I, 27. Joſephus Archäolog. XII, 8. 5. — Ein doppeltes *Betſaida* mit Reland anzunehmen, ſcheint doch genug begründet, weil Johannes K. 12, 21. nicht wohl anders verſtanden werden kann, als ſo, daſs er *Βηθσαιδα* den Geburtsort des Philippus durch den abſichtlichen Zuſatz: Bethſaida *in Galiläa*, von einem anderswo gelegenen Bethſaida unterſcheiden wolle. So wird Jeſu Geburtsort Bethlehem das Judäiſche Matth. 2, 6. genannt, weil es in Galiläa noch eins gab. — Die Conjectur bey Plinius H. N. V, 14. p. 260. ed. Hard. ſtatt *per oram Samariae* zu leſen: *p. o. Sephelae* iſt dem Rec. höchſt wahrſcheinlich. Vielleicht ſchrieb Plinius *Saphaliae* für שפלה. So wäre die Verwechslung noch leichter geweſen. —

Ein *genaues Regiſter* würde zur Bequemlichkeit der Leſer ſehr viel beygetragen haben. Es müſste aber genauer ſeyn, als das bey der 2ten Ausgabe der Beſchreibung von Aegypten hinzugekommene, aber bloſs vom Buchhändler oder vom Corrector ohne Sachkenntniſs fabricirte.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Frankfurt a. M.*, b. Zesler: *Unterſuchung über die Frage: Wie ſoll man über die Begebenheiten der jetzigen Zeit denken, und wie ſich verhalten, theils um ſich über dieſelben innerlich zu beruhigen, theils* (um) *auch ſeine äuſsere Ruhe und* (ſein) *Glück ſicher zu ſtellen?* In einer Predigt über das gewöhnliche Evang. am 2 Adv. Sonntag 1793. angeſtellt von *Phil. Jak. Leutwein*, ev. luther. zweyten Stadtpfarrer zu Homburg vor der Höhe. 1794. 44 S. 8. — Der Text: *Es werden Zeichen geſchehen* etc., und der Blick auf die darin angedeutete Erſchütterung des jüdiſchen Staats gab eine ſchickliche Gelegenheit für ein Wort zu ſeiner Zeit! Die jetzige Gährung in ſo vieler Gemüthern, ſagt Hr. *L.* mit Recht, iſt bey den meiſten eine Frucht *verkehrter* oder *einſeitiger* Vorſtellungen Sie hat nicht ſelten die traurige Folge, daſs Mitbürger gegen Mitbürger *auf eine völlig zweckloſe und dabey für Moralität und bürgerliche Ruhe äuſserſt nachtheilige Weiſe* eingenommen und entrüſtet werden. Auch härmt ſich ſo manche gute Seele über den Greuel der Verwüſtung und die bedenklichen Zeiten unſerer Tage, und lauft Gefahr, an der Vorſehung irre zu werden.“ — Um Einſeitigkeit zu vermeiden, führt er ſeine Leſer auf das Ideal deſſen, der alles partheylos überſchaut, auf die Vorſehung. „Alles „iſt — dies kann doch kein Chriſt läugnen — Entwicklung „des ewigen Planes Gottes. In den Begebenheiten unſerer Tage iſt Nacht, Gährung, Schutt, Fäulniſs, Chaos; aber ſind „nicht auch Nacht, Gährung, Schutt, Fäulniſs und Chaos von „Gott veranſtaltet, und entwickeln ſich nicht gerade deswegen „daraus Dinge, welche zur Freude und zum Glück der Menſchen abzielen? — Die Fürſten,“ hofft der Vf., „werden ein „Beyſpiel nehmen, und werden die Wohlthäter und Freunde ihrer Völker ſeyn. Die Völker werden ein Beyſpiel nehmen, „und einſehen, daſs *falſche Begriffe von Freyheit und Gleichheit „auf Zügelloſigkeit hinführen*, und daſs durch Zügelloſigkeit der „Wohlſtand und das Glück der Menſchen über den Haufen geworfen werde. Werden nicht alle gute Fürſten, nicht alle gute Bürger eines Staats die Hände bieten, um Mängeln abzuhelfen und Verbeſſerungen zu machen, damit unglücklichen Revolutionen vorgebeugt, Elend verhütet, und Menſchenblut geſpart werde?“ — Als evangeliſcher Prediger bemerkt er: „ſchon „lange war wenig Religion mehr in Frankreich, und *die, welche „noch übrig blieb, war durch Vorurtheile und Irrthümer, durch eitles „Ceremonienwerk und durch Miſsbräuche aller Art äuſserſt entſtellt.* „Daſs dieſe abgeſchafft wurden, iſt gut; es ſind Rieſenſchritte „zur reinen Wahrheit. Freylich iſt es traurig, daſs, wie überhaupt oft in der Welt, das Gute mit dem Schlechten leiden „muſs. . daſs viele ſogar keinen Gott mehr glauben wollen. Aber „*ſteht es wohl in der Menſchen Macht, die Religion ganz zu „unterdrücken . . Es wird ein dringendes Sehnen und Streben eintreten, und ſie nöthigen, die Religion wieder einzuführen.*“ (Eine „ſchon durch den Erfolg ſehr gerechtfertigte Vorausſagung!) „Die Vorſehung wird es lenken, daſs reineres Chriſtenthum „überall an die Stelle des Verfälſchten komme, daſs die Religion „ſich deſto höher hebe, daſs aus Einem Munde die Menſchen „Gott loben, und daſs Eine Heerde und Ein Hirte werde!“ Allerdings kommt es dem Weltganzen mehr darauf an, *was*, als *durch wen* einflufsreiche Dinge geſchehen. Und ſieht man nicht gerade darin immer die Vorſehung, daſs ſo manches durch unerwartete, widrig ſcheinende, von Menſchen nicht ſo berechnete Mittel dem Ziele näher gerückt wird? — Auch in das, was der Vf. dem Einzelnen von Vorſicht und Eintracht ſagt, wo er jeden auffodert, auf ſeinen Beruf mehr als auf die Neuigkeiten des Tags zu achten etc., ſtimmt Rec. ſehr ein, und wünſchte dem Vf. und allen wohlgeſinnten chriſtlichen Volkslehrern alle mögliche Kraft der Gedanken und der Sprache, um dergleichen ächtes Gegengift nach dem Geiſt des wahren Lutherthums empfänglichen Gemüthern tief einzuflöſsen, und alle von den Irrwegen der Partheylichkeit auf den Einen Zweck des allgemeinen Beſten hinzuleiten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 19. Julius 1794.

OEKONOMIE.

Stockholm, b. Carlbohm: *Ny Journal uti Hushållningen.* (Neues ökonomisches Journal vom Monath Sept. 1792 bis Junius). 1793. 6 Stücke m. K.

Wir fahren fort, den vornehmsten Inhalt dieses unter Aufsicht der patriotischen Gesellschaft in Schweden alle 2 Monat erscheinenden Journals kurz anzuzeigen. Im Sept. und Octobermonat; die erste Abtheilung einer Abhandlung von der in Wermeland gewöhnlichen Art Koppelwirthschaft und Abwechselung zwischen Getraidebau und Wiesenwachs, die der Reichsr. *Löwenhielm* dort zuerst eingeführt hat, dem einige Vorschläge beygefügt sind zur Beförderung des gehörigen Gleichgewichts zwischen der Viehzucht und dem Ackerbau. Eine 2te Abhandlung betrifft die Bewahrung der Wiesen vor schlechte Behandlung und Verwahrlosung; diese ist um so nöthiger in Schweden, da der Wiesenbau nur an vielen Orten zu sehr vernachlässiget wird, besonders dadurch, dass man im Herbst und Frühjahr das Vieh darauf treibt. Der Vf. erklärt sich doch gegen die Stallfütterung im Sommer, und will, dass auf nordländsche Weise das Vieh des Nachts in gewisse Viehhütten gejagt werde. Im November und Decembermonat kommt zuerst die Fortsetzung der ersten Abhandl. des vorigen Stücks vor. Der Vf. zeigt, dass eine solche Abwechselung, wobey nur immer $\frac{1}{7}$ des Ackers brach liegt, mehr Mist gebe, grösere Fruchtbarkeit und stärkern Wachsthum des Korns und Grases verschaffe, dass die Viehzucht dabey gewinne, dass es das beste Mittel sey einen alten ausgemergelten Acker wieder gut und fruchtbar zu machen, dass man dabey weniger Hand- und Spanndienste gebrauche, und dass dadurch schädliches Unkraut als *Spergula arvensis* und *triticum repens* im Acker am leichtesten getilgt werden könne, deren Ausrottungsart beschrieben wird. Endlich werde auch dabey eine beschwerliche Art den Acker zu pflügen und zu bereiten, in eine leichtere verwandelt. Was die Hn. *Thom. Krauner* und *Forssenius* über die Koppelwirthschaft geschrieben, wird untersucht, und theils angenommen, theils werden dagegen Erinnerungen gemacht. Die 2te Abhandlung enthält 74 Versuche mit allerhand Art Mooses Seidenzeug zu färben, nebst 15 angestellten Versuchen über die Beständigkeit der dadurch erhaltenen Farben. Sie verloren durch Kochen mit rothen Weinstein, venetischer Seife und römischen Alaun nur wenig von ihrer Farbe. Auch halten sich die Farben in der Sonne, Luft und Regen ziemlich gut. 3 Abhandlungen von der Art, gutes dünnes Bier oder sogenannten Covent zu brauen, wobey nach der Angabe auch einige Hände voll Johannsbeerblätter, Dill, Krausemünze, Salvey und Citronmelisse, und etwas Rockenmehl zu dem Malz genommen werden. 4. Auszug aus Hn. *Collins* Brief aus Philadelphia über die Anpflanzung der Obstbäume und den Cider; von einem grosen Obstbaum könne man bey guten Jahren 2 bis 3 Tonnen Cider erhalten, woraus auch Branntwein destillirt werden kann.

In dem Stück für den Januar und Februar wird die Abhandlung über die Wermeländische Koppelwirthschaft noch fortgesetzt. 2) Gibt Hr. Vicepastor *Runnkrantz* ein bewährtes Mittel an, Zahn- und Rückenschmerzen und andere gichtische Zufälle zu curiren, und zwar durch Elektrisiren während des Paroxismus, womit man einige Stunden anhalten müsse. Im Februar und Marzmonat lesen wir erstlich Hn. Capit. v. Brunyans Bemerkung über den Wiesenbau und Ackerbau in Westmannland, wobey die Ursachen des geringern Ertrages untersucht und Mittel sie aus dem Wege zu räumen, an die Hand gegeben werde. 2)) Von einer geglückten unrechten Aussaat. Ein Bauer in Holland saete im Frühjahr 1790 Winterrocken, und als er das Versehen merkte, Sommerrocken. Der Sommerrocken gab im Herbst grüne Saat, der Winterrocken aber im Herbst 1791 einiges, obgleich nicht eben reichliches Getraide. Im May und Jun. zuerst wiederum die Fortsetzung der Abhandlung von der Wermlandschen Koppelwirthschaft, nebst Hn. Silfverschiöles Bedenken darüber, worin die Gründe für die Koppelwirthschaft sowohl als die dabey in achtzunehmende Vorsichtigkeitsregeln angegeben werden. 2) Hn. H. *Corts* zu Gosport neue Methode, Stangeneisen mit rohen Steinkohlen und geriefelten Walzen zu bereiten, ist aus *Youngs Annales of agriculture* genommen. 3) Eine Abhandlung von Ablegung der Bienen. In einer Anmerkung zeigt Hr. Bar. *Adlermark* die Vortheile dieser Methode, ihre Vorzüge vor der Schirachschen aber auch ihre schwache Seite, und hält doch, die Vermehrung durch das Schwärmen für einfacher und weniger gefahrlich. Wenn die Bienen nicht schwärmen wollen, ist das Ablegen gut. Die jedem Stück beygefügten metereologische Nachrichten, so auch die von den ausgesetzten Preisen, als z. B. auch auf des Thraukochen aus Gasterosteus aculeatus, u. d. m. gehen wir mit Stillschweigen vorbey.

Leipzig, b. Barth: *Allgemeine theoretisch-praktische Stadt- und Landwirthschaft-kunde.* Herausgegeben von *F. I. Leonhardi*, der Weltweisheit Doctor. I. Bandes 2. Stück. 156 S. 3. Stück. 129 S. 1790. 8. (16 gr.)

Das 2te Stück liefert ausser der angehängten Anzeige wenig interessanter Schriften folgende Aufsätze: 1) Ue-

ber das Erfrieren der Bäume im Winter 1788 - 1789. 2) Vergleichung des Vortheils des Gerſten- und Haferbaues. Enthält bloſs Erzählung eines einſeitigen Verſuchs. 3) Ueber eine Art, den Hafer zu *pflanzen* (!) und zu ſaen; aus dem Franzöſiſchen. 4) Bemerkungen der Franzoſen über die Getraidekrankheiten. Beide Nummern verdienten die Bekanntmachung nicht; in der letztern wird ſelbſt geſtanden, daſs man in Deutſchland der Urſache des Brandes, von dem eigentlich nur die Rede iſt, näher auf die Spur gekommen ſey. Die Quelle dieſes Journals kann freylich nie verſiegen, wenn man nicht ſorgfältiger in Auswahl der unzähligen in- und ausländiſchen Producte iſt. 5) *Stumpf's* landwirthſchaftliche (s) Reiſe (journal). Wer unter andern mit Quadratinhalt der zum Gute Tauſchetin gehörigen Ländereyen und deren Ertrage von einem nicht angegebenen Jahre (oder trägt der Boden daſelbſt wirklich einmal ſo viel als das andre?) bekannt zu werden wünſcht, findet hier Zahlen in Menge; ſelbſt Brüche. 6) Briefe des Grafen von C**. 7) Unterthänigſter Bericht von der Beſichtigung des Gutes Daſsdorf im Weimariſchen. Im 3ten Stück findet man 1) Beſchreibung der Feldwirthſchaft um Jena. 2) Erfolg des Kartoffelbaues in Frankreich. 3) 4) 5) Ueber Erdartiſchoken, wilde Cichorie und rothe Feldrüben; aus dem Franzöſiſchen. Der Herausg. hatte im vorigen Stücke engliſche und daniſche Ueberſetzungen verſprochen, und Rec. rechnete aus dieſen Reichen, wo die Landwirthſchaft nicht wie in Frankreich ſchlechter, ſondern hin und wieder beſſer iſt als in Deutſchland, auf intereſſantere Aufſätze. 6) Wirthſchaftlicher Bericht über das Gut M. Bey den entlegenen Feldern dieſes Guts vermiſſet Rec. den zweckmäſsigſten Vorſchlag, die Gebäude in deren Nähe zu verlegen. 7) Ueber den Zweck meiner ökonomiſchen Briefe. Eine ſehr philoſophiſche Abhandlung; in welcher einiges über das „Wachsthum der wirklichen Vernünftigkeit," auch die Behauptung vorkommt, daſs der Vf. durch namentliches Aufführen eines betrügeriſchen Verwalters denſelben *infamiam juris* zuziehen könne. — So ausgedehnt hätte ſich der Leſer die ökonomiſche Gerichtsbarkeit deſſelben wohl nicht vorgeſtellt? 8) Ueber die Eigenſchaften eines guten Landwirths und ſeiner Frau vom Hn. *de Sutieres*. 9) Ueber die fehlerhafte Behandlung der Milch und Sahne und die hieraus entſtehende ſchlechte und theure Butter. Enthält manches Gute. Die Landespolizey dürfte indeſſen nicht das Recht haben, wider Willen der Eigenthümer neue Einrichtungen bey Anlegung der Privatkeller zu machen. Uebrigens hätte dem Setzer und Leſer der Auszug aus den Leipziger Intelligenzblättern vom Butterpreiſe ſeit 1763 erſpart werden können, beſonders da die Differenz wohl hauptſächlich nur in dem fallenden Preiſe des Geldes zu ſuchen ſeyn möchte.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Halle, in der Waiſenhausbuchh.: *Predigten zur Beglückung der Menſchen im geſellſchaftlichen Leben*, von D. *Joh. Gottlieb Burckhardt*, Paſt. der deutſchen evangel. Gemeinde (Gemeine) in d. Savoy in London. 1793. 542 S. 8.

2) Leipzig u. Schleswig, b. Boie: *Predigten über die Evangelien an den Sonn- und Feſttagen des ganzen Jahrs*, von *P. Burdorf*, Pred. an der Domkirche in Schleswig. Erſter Band. 1793. 344 S. 8.

3) Leipzig, b. Böhme: *Predigtauszüge vom J. 1793 zur Wiederholung für ſeine Zuhörer*, von *M. Sam. Ebert*, Pred. zu St. Georgen in Leipzig. 1793. 215 S. 8.

Burkhards Predigten N. 1) ſind, laut der Vorrede, vor Künſtlern, Kaufleuten und Handwerkern gehalten, und für dieſe auch im Drucke beſonders beſtimmt. Hiernach müſſen ſie alſo beurtheilt werden, als Vorträge zur Belehrung der *mittlern Stände und Volksclaſſen* über die Pflichten und Tugenden des häuslichen und bürgerlichen Lebens, über die denſelben entgegenſtehenden Fehler, und über die Glückſeligkeit, die durch jene befördert und durch dieſe gehindert wird. — Dieſer Beſtimmung entſprechen ſie vollkommen. Es wäre wohl zu wünſchen, daſs über ſolche Materien, wie hier vorkommen, z. B. edler Fleiſs und Berufstreue über Miſsgunſt und Nahrungsneid, über die Pflicht, Jedem das Seinige zu geben, über die Wiedererſtattung fremden Guts, über die Pflichten der Gläubiger und der Schuldner u. ſ. f. beſonders vor den mittlern Volksclaſſen, öfter geprediget würde, als gemeiniglich geſchieht; und wenn ſo darüber geprediget wird, wie es hier geſchehen iſt, ſo muſs das nothwendig von groſsem Nutzen ſeyn. Der Vf. beſitzt eine vorzügliche Gabe, Gegenſtände des gemeinen Lebens edel und würdig darzuſtellen, auch wenn ſie mit der Religion nur entfernt zuſammenzuhängen ſcheinen, ſie damit in eine genaue Verbindung zu bringen. Zum Beweiſe mag beſonders die 9te Predigt dienen, in welcher von dem *Einfluſſe der Werke der Kunſt und des Fleiſses auf das Wohl und die Sitten der Menſchen* gehandelt wird. Auch verſteht der Vf. die Kunſt, *local* zu reden, ſo, daſs man gleich ſieht, er habe in einer groſsen Stadt, und zwar in einer Handelsſtadt und in einer Art von Seeſtadt, geprediget. Dadurch erhält denn ſein Vortrag Geiſt und Leben, und die Religioſität, die ihm aus der Seele des Vf. gleichſam eingehaucht iſt, gibt ihm zugleich Kraft für das Herz. Wie ſchön iſt es nicht z. B. geſagt, wenn in der angeführten Predigt die vielfache Betriebſamkeit der Menſchen ſo vorgeſtellt wird: „Wie groſs, wie ſcharfſinnig, „wie wirkſam zeigt ſich der Menſch in Allem! Er be„herrſcht die Erde und macht ſie ſich unterthan. Er „ſetzt dem Meere Dämme und Schranken, und gewinnt „dieſem fürchterlichen Elemente Land und Boden ab, „daſs die blühende Felder und volkreiche Städte ſich er„heben, wo ſonſt Alles mit Wellen, mit Sümpfen und „Moräſten bedeckt war. Er macht ſich Bahn auf den „Waſſer, bauet ſich ſchwimmende Häuſer, und ihm „werden Wind und Meer gewiſſermaſsen unterthan. Na„ckenden Gegenden, ſandigten Felſen, trotzt er gleich„ſam Nahrung und Brod ab, und unter ſeinen Händen „werden Wüſteneyen in Paradieſe umgeſchaffen. Er

„führt Werke auf, welche der alles verzehrenden Zeit „zu trotzen und für die Ewigkeit gebauet zu seyn schei„nen. — Unter dem Meissel des Künstlers empfängt der „rohe Marmor Gestalt, Blick und Odem, und unter „dem Pinsel des Mahlers scheinen die Gegenstände zum „zweytenmale aufzuleben; Stahl, Eisen und andere Me„talle werden unter der Bearbeitung des Menschen ge„schmeidig und biegsam. — Betrachtet eine han„delnde Stadt, einen volkreichen Marktplatz, einen See„hafen, eine Flotte, eine Kunstsammlung, eine Fabri„ke, eine Sternwarte, wenn ihr sehen wollt, auf wel„che tausendfache Art der Mensch für sich und andern „wirkt, wie weit er sich in seinen Vorzügen und Wer„ken über die Thiere erhebt, und wie alle Kräfte seines „Leibes und Geistes zum gemeinen Nutzen angestrengt „sind. Ja, Gott, wie grofs bist du, da du solche Macht „den Menschen gegeben hast! Denn was hat er, dafs „er nicht empfangen hätte? Du hast ihn nur etwas ge„ringer gemacht, als die Engel. Du hast ihn zum Herrn „gemacht über deiner Hände Werke; Alles hast du un„ter seine Füsse gethan. Herr unser Herrscher, wie „herrlich ist dein Name in allen Landen!“ Diese Stelle mag zugleich eine Probe von der edlen und gebildeten Schreibart des Vf. geben. — — Aber bey solchen Vorzügen wünschten wir nun auch, dafs diese Predigten selbst von den geringern Fehlern frey seyn möchten, die ihnen noch anklebeu. Dahin gehören die zu langen und zu weitläuftigen Anfangsgebete, einige nicht ganz richtig ausgedrückte Themata, als Pr. 7. von dem *Wohlstande einer frommen Familie*, ist von dem Glücke des häuslichen Lebens, (weil man glücklich im häuslichen Leben seyn kann, ohne gerade im Wohlstande zu seyn,) Pr. 15. eine Ermunterung zur Demuth, Bescheidenheit und Wohlstand, ist Wohlanständigkeit; ferner einige unlogische Dispositionen, als Pr. 4. von der Wahl des Berufs, wo Th. 3. wie man seinen Beruf treiben müsse, nicht mit unter den Hauptsatz gehört, Pr. 19. die Pflicht der Sparsamkeit, 1) als Tugend betrachtet, 2) in so fern sie in Geldgeiz und *Sammelsucht* ausartet, und also Laster wird; (die Pflicht wird Laster!) auch einige grammaticalische Unrichtigkeiten, als *unsrer* st. *unser* (*nostrum*) *wär*, *thut*, st. wäre, thäte, u. dgl.; endlich hier und da die Einmischung zu fremdartiger Dinge, als was S. 45. von Diogenes und Alexander vorkömmt etc. Dafs der Vf. nicht immer ganz reine dogmatische Ideen hegt, und deswegen auch von einer *schöpferischen Allmacht Jesu*, die sich alle Jahre in der Natur zeige, S. 99. von einem eigentlichen *Dienste Gottes* und von einem Tage, den Gott unter den sieben Tagen der Woche *für sich* fordere, S. 160. 163. von einer *Gnade im Herzen*, die man durch das Gebet in den heiligen Geist erlange, S. 78. reden kann, hat uns eben so wenig Wunder genommen, als dafs der noch an eine eigentliche Verwirrung der Sprache beym Thurmbau zu Babel glaubt, S. 26. Denn eine reine Hermeneutik und Dogmatik ist in England noch nicht, so, wie in Deutschland, zu Hause. Dafs er aber auch übertriebene Moralen einmischt, indem er z. B. S. 53. gegen die eifert, welche die heidnische Götterlehre in Gemälden darstellen, und S. 72. zu denen, die einen unrechtmäfsigen Beruf treiben, neben den Hurenwirthen und Hazardspielern auch die *Schauspieler* rechnet, das fiel uns um so mehr auf, da am erstern Orte die Künste, welche zur Unterhaltung des Luxus und des sinnlichen Vergnügens dienen, mit so vieler Billigkeit beurtheilt und gegen die Vorurtheile der Quacker in Schutz genommen werden. Dieses alles bemerken wir indefs nur, um den Vf., wenn etwa diese unpartheyische Anzeige seiner Predigten ihm auch im Auslande zu Gesichte kommen sollte, auf die noch übrigen Fehler einer sonst vortrefflichen Arbeit aufmerksam zu machen.

Burdorfs Predigten N. 2) sind weder so reichhaltig an Materie noch so gebildet im Stile, als die Burckhardtschen. Es kömmt da hin und wieder noch viel Declamation und wirkliche Tautologie vor, und man wird bey dem Lesen derselben nicht recht befriediget. Da aber die Themata doch meistens praktischen Inhalts sind, und die Anwendung davon immer auf das Herz und Leben der Zuhörer gemacht wird: so werden doch auch diese Predigten nicht ohne Nutzen seyn, und der Vf. wird sich nach guten Mustern leicht zu grösserer Vollkommenheit bilden können. Die beiden besten in diesem Bande, welcher bis *Mariä Verkündigung* geht, sind wohl die 4te und 5te von dem gesellschaftlichen Umgange.

Die Predigtauszüge N. 3) mögen, der auf dem Titel angegebenen Bestimmung gemäfs, den Zuhörern des Vf. bey der Wiederholung seiner Predigten gute Dienste leisten. Andere werden davon wenig Gebrauch machen. Prediger können daraus wenig lernen, und durch gute Predigten verwöhnte Zuhörer werden daran keinen Geschmack finden. Die Methode des Vf., immer einen biblischen Spruch zum Thema zu machen, hat etwas Einförmiges, Ermüdendes, und ist selbst der Deutlichkeit, einem Haupterfoderniffe der hierdurch gesuchten Popularität, nicht selten zuwider. Wer denkt wohl bey dem Thema am grünen Donnerstage, „an ihrer vielen hatte Gott kein Wohlgefallen,“ oder bey den am 3ten Ostertage: „ich werde in meinem Fleische Gott sehen,“ das, was dabey gedacht werden soll? Und was soll hier doch die Stelle aus dem Hiob, die gar nicht hieher gehört. Aber so geht es, wenn man biblische Stellen suchen und darnach haschen mufs. Der Prediger soll nicht Bibel, sondern *über* die Bibel predigen, und das, was die Bibel orientalisch, uns fremd und undeutlich ausgedrückt hat, in unsre Sprache übertragen. Am wenigsten mufs irgend einer Dunkelheit in den Hauptsätzen der Predigten seyn. — Uebrigens wäre es zu wünschen, dafs Alle, die Predigtentwürfe drucken lassen, so, wie Hr. *E.* zur *Wiederholung* ihrer Predigten, nicht zur Präparation auf dieselbe in der Woche vorher drucken liefsen. Denn dadurch verliert die Predigt alles Interesse, leidet für den Prediger und für den Zuhörer, und es ist wirklich ein trauriger Anblick, jenen seine Lection am Sonntage vor diesen schülermäfsig aufsagen, und diese schulmeisterisch nachlesen sehen, ob Jener auch seine Lection gelernt habe. Heifst das vom Herzen zum Herzen reden?

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- und Festtags-Episteln.* Von D. *Johann Wilhelm Rau*, öffentl. ordentl. Lehrer der Gottesgelahrtheit und Pastor der Altstädter Gemeine. *Vierten Theils, Erster Abschnitt.* 1792. *Zweiter Abschnitt.* 1793. in fortlaufenden Seitenzahlen. 195 S. in 8.

Die Methode des Vf. ist aus den vorhergehenden Theilen bekannt. Nach des Rec. Einsichten haben diese Entwürfe einen grosen Vorzug vor vielen andern, die unsern Tägen in ungeheurer Menge herauskommen. Der würdige Vf. übereilt sich nicht; denn im J. 1788 hat er diese Arbeit angefangen, und in diesem 4ten Theil er bis auf den 2ten Sonntag nach Trinitatis fortgerückt. Aber dafür wird auch seine Arbeit desto besser und brauchbarer für Prediger, die solcher Hülfsmittel bedürfen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Anspach*, b. Haueisen: *Lebensgeschichte eines im hohen Alter verstorbenen sonderbaren Mannes M. Johann Wolfgang Brenk's*, der im 46ten Jahre seines Lebens von der christlichen zur jüdischen Religion überging und sich zu Amsterdam beschneiden liess, aus glaubwürdigen Nachrichten beschrieben von *Prof. Will.* 1791. 143 S. 8. — Vielleicht würde ein anderer Titel, z. B. *Beytrag zur Geschichte der menschlichen Narrheit*, dem Inhalt der vorliegenden Schrift angemessener gewesen seyn, als der obige. Doch Hr. *W.* war *Brenk's* Freund — darum muss ihm schon seine getroffene Wahl des Titels zu gut gehalten werden. — Ob es der Mühe werth gewesen sey, dem Publicum von den Verirrungen dieser Carricatur eine so ausführliche Nachricht zu geben, will Rec. nicht entscheiden, sondern nur das, was der Vf. in der Einleitung, gleichsam als Schutzrede wider mögliche Vorwürfe vorausgeschickt hat, hieher setzen, weil er sich dadurch die Mühe ersparen kann, den Sonderling selbst zu schildern. „Ein Mann, *sagt Hr. W.*, bey „dem Frömmigkeit?? Rechtschaffenheit, alte deutsche Treue und „warme Freundschaft, mit allerley Ausschweifungen, und be„sonders dem Renomisten Geist, noch in höhern männlichen Jah„ren contrastirte; ein Gelehrter von den mannichfaltigsten Kennt„nissen in Sprachen und Wissenschaften, der sich zu allerley „Schwachheiten und öfters zum groben Aberglauben neigte; ein „Christ, der von einem geistlichen Geschlecht (*das nun wohl „freylich nicht für Thorheit schätzet*) abstammte, und erst bey „ziemlichen Jahren zur jüdischen Religion übertrat, und sich „beschneiden liess, nachgehends aber sein Glück doch wieder „unter Christen suchte, sein Judenthum verheimlichte, vier „christliche Weiber nahm, und seine Kinder zur Taufe beför„derte; ein Mensch, den die Natur ausgezeichnet, zu allen Be„schwerlichkeiten des Lebens gestählet, und dem sie bis in das „86ste Jahr das Leben gefristet hat: ein solcher Mensch ist für „den Psychologen eine wichtige Erscheinung und verdient, dass „sein Leben genau beschrieben wird." Und von diesem nun das wichtigste. *Brenk* war 1704 den 1. März zu *Eichelsdorf* in *Franken*, wo sein Vater *Martin Caspar Brenk* damals als Pfarrer stand, geboren, wie man aus seinem, erst nach seinem Tode erhaltenen Taufschein ersah, indem *Brenk* selbst, die Zeit seiner Geburt, und folglich auch sein Alter jederzeit hartnäckig verheimlichte. Eine vorzügliche Neigung zur hebräischen Sprache, war Ursache, dass er sich schon frühzeitig zu den Juden hielt, und ehe er noch das Anspachische Gymnasium bezog, Unterricht in derselben bey ihnen suchte, (der nun freylich auch darnach wird beschaffen gewesen seyn.) Dieses Studium setzte er zu Anspach fort, bis er 1722 zu *Altdorf* seine akademische Laufbahn antrat, die er erst nach 27 Jahren mit seiner wohlverdienten Relegation von Halle sehr unrühmlich beschlos. Man muss das 2. Capitel, worin Hr. *W.* das akademische Leben seines Helden gar ausführlich beschreibt, selbst lesen, um sich von den Thorheiten dieses in einem beständigen Wirbel von Verirrungen und Unbesonnenheiten herumgetriebenen Mannes eine Vorstellung zu machen, welches auch der weitläuftigste Auszug nicht würde bewerkstelligen können. Fast immer bis zum teln, ja manchmal bis zum Erhungern arm und dürftig, doch stolz und trotzig — bisweilen fleisig — noch öfters faul und liederlich — bald Theologie, bald Rechtsgelahr bald Philosophie, bald Physiognomie, Chiromantie — bald Talmud — und wer weiss was sonst noch studieren wollen in Handel verwickelt, oder Händel suchend — immer den schmackten Renomisten machend, bald lustig, bald traurig, frey, bald auf den Carcer, und am Ende — wenn er nicht ohne bezahlt zu haben, bey Nacht und Nebel davon gi relegirt und proscribirt — ein Schicksal, das er zu *Jena*, zu *tingen*, zu *Altdorf*, und auch zuletzt zu *Halle* hatte, wo er zu wiederholtenmalen aufhielt, und besonders von dem ber ten Kanzler *von Ludewig* unterstützt wurde. Das war nun lich eine sehr lange, aber auch würdige Vorbereitung zu Schritt, den er nun that, da er 1749 nach Holland reisete. sich daselbst von den Juden *beschneiden* liess. Allein *Brenk* gewiss seine Absicht nicht erreicht. Denn schon 1751 wieder in Deutschland, wo er sich, nach dem alle vorherge Versuche, irgendwo unterzukommen, natürlicher Weise glückt waren, in einem Garten vor *Nurnberg* eine arm *Wohnung unter einem Dache miethete*, eine Art von Intell blatt schrieb, sich aber dabey kaum des Hungers erwehren te. Durch seine um diese Zeit erfolgte erste Verheirathung besserte er seine Umstände einigermasen. 1756 wurde den Hessencasselschen Kreisgesandten in Nürnberg, dem H *Heimenthal*, einem ebenfalls sonderbaren Mann, Secretär; glückte ihm, nach dem Tode des Gesandten, wirklicher tionssecretär zu werden. Allein ein abermaliger blutiger del, den er in Nürnberg hatte, war Ursache, dass er 176 Cassel aus verabschiedet wurde. Nun war *Brenk* aberma seiner alten traurigen und dürftigen Lage. Seine zweyte war todt; er hatte eine dritte an der Seite und kein Brod. lich, da er immer unstätt und flüchtig war, schlug sich ei wisse *Frau von der Lith*, eine zwar sonderbare, doch wohl ge, Dame ins Mittel, kaufte ihm zu *Schobdach*, einem na Wassertrübungen im Anspachischen gelegene Dorf ein Haus und schenkte es ihm. In dieser Gegend trieb er die stische Praxia und advocirte. Das, was er sich damit verd und der Ertrag von seinem kleinen Gütchen, musste, bey samer Haushaltung, doch hinreichen, ihn bis an sein 1789 tes Ende zu ernähren. Seine vierte und letzte Frau, ein junges Mädchen, hatte er sich ungefähr 5 Monate vor dem antrauen lassen. Schon sein äusserliches Ansehen war ab ckend — und damit stimmte alles, Sprache, Gang, Kle Betragen u. s. w. ganz überein. Dass er eigentlich gar Religion zugethan — auch nicht einmal Freygeist gewesen sey halt Rec., ohne über den Mann abzusprechen, für höchst scheinlich. Seine Schriften, die Hr. *W.* sämmlich anführt, von keinen sonderlichen Belang, und grösstentheils nur nigkeiten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 21. Julius 1794.

PHILOLOGIE.

Braunschweig, in d. Schulbuchh., *Encyclopädie der lateinischen Classiker, erste Abtheilung; Dichtersammlung. Dritter Theil. Metamorphosen vom Ovid.* Herausgegeben von *Johann Heinrich Just Köppen*, Director des Andreanums zu Hildesheim.

Auch mit dem Titel:

Ovids Metamorphosen im Auszuge, zum Gebrauche auf Schulen, von *A. C. Meineke*, Rector des Gymnasiums zu Söst. 1791. 400 S. kl. 8.

— *Erklärende Anmerkungen zu der Encyclopädie der lateinischen Classiker.* Herausgegeben von *Carl Gotthold Lenz*, Doctor der Philosophie. *Dritter Theil, erste und zweyte Abtheilung*,

Oder mit der Aufschrift:

— *Erklärende Anmerkungen zu Ovids Metamorphosen zum Gebrauche auf Schulen.* Herausgegeben von *Carl Gotthold Lenz* etc. *Erste Abtheilung* XVIII. und 408 S. *Zweyte Abtheilung* 1792. 526 S. kl. 8.

Von den *Erklärenden Anmerkungen* zuerst. Sie erstrecken sich über alle XV Bücher der Metamorphosen; so viel nehmlich die, für die Dichter-Encyclopädie gemachten *Auszüge* davon enthalten. Allerdings sind sie zum richtigen Verständnifs des Ovidischen Werks ein vollkommenes Hülfsmittel und nehmen auch bey häufigen Veranlassungen auf die Beurtheilung der Vorzüge und Flecken der dichterischen Composition meist durchgängig gründliche Rücksicht. Zu eben diesem Endzwecke, so wie zur richtigen Schätzung des Gedichts überhaupt sind auch die *Vorerinnerungen* S. VI — XVIII geschrieben, in welchen noch aufserdem, zum Theil nach Mellmann's bekannter Abhandlung über die von dem Dichter benutzten Vorgänger das Erheblichste beygebracht ist. Mit diesen Anmerkungen also, und etwa der *Rodischen* Uebersetzung, die Hr. *Lenz* zuweilen ausdrücklich anführt, sind den jungen Freunden des römischen Dichters ein paar Wegweiser gegeben, die sie vor dem geschmacklosen Unsinne, womit noch hie und da auf Schulen die Lesung dieses Dichterwerks getrieben wird, glücklich bewahren werden. Der unrichtigen, schielenden oder gesuchten Anmerkungen und Erklärungen dürften, wenigstens nach dem was wir geprüft haben, nicht viele seyn. Ein paar, die so beschaffen sind, dafs sie wirklich irre führen, oder wo wohl gar Hr. *L.*, weil *er* schief sah, *den Dichter* schief gesehen zu haben beschuldigt, müssen wir anzeigen. Met. I, nennt sie, weil er keinen Namen für sie weifs: „*Palatia*;" setzt aber, voll Ehrerbietungs- und Hoheitsgefühl hinzu:

— — — „*si verbis audacia detur,*
„*Haud timeam, magni dixisse palatia coeli*"

weil es allerdings *kühne Sprache* heifsen kann, des unsterblichen Jupiters Wohnung mit einem menschlichen Namen zu belegen. Hr. L. merkt dabey B. I, S. 57 folgendes an: „Ovid vergleicht die Wohnung des Jupiter mit dem Palatium, dem Wohnsitze des Augusts „auf dem Palatinischen Berge, der ihm an Pracht und „Schönheit so weit alles andre zu übertreffen scheint, „dafs er es sogar für einen kühnen Ausdruck hält, des „Jupiters Wohnung ebenfalls Palatium zu nennen, gleich „als wenn das Haus des höchsten Jupiter dem römischen „Palatium kaum gleiche. *Wahrlich keine kleine Schmeicheley!* Homer hatte doch schon Jupiters Wohnung „als einen prächtigen Pallast geschildert" etc. Die richtige Erklärung, die wir kurz vorher gegeben haben, sichert den Dichter diesmal vor dem Vorwurf der Schmeicheley, und statt der mit Unrecht gerügten Uebertreibung, die doch der Ausleger allein in die Stelle hinein trägt, bleibt den Dichter das Lob, mit Anstand von dem, dem Achtung gebührt, gesprochen zu haben. — Met. V, 288 in der Fabel von dem frevelnden Pyreneus, der sich an den *jungfräulichen* Musen *vergreifen* wollte, heifst es unter andern:

— — — „*claudit sua tecta Pyreneus,*
„*Vimque parat, quam nos sumtis effugimus alis.*"

Hr. L. erklärt B. I. S. 327 das: „*Vimque parat*," wo kurz vorher von den Musen stand: „*Impetus ire fuit*" (wir eilten aufzubrechen; nehmlich aus des Frevlers Wohnung) durch: „*Impetum nostrum vi retundit. Er verhindert uns mit Gewalt, wegzugehen.*" Dieis wäre aber, *nach den Worten: „claudit sua tecta"* das unausstehlichste *Frigus*, das nur ein Dichter haben könnte. Und gleichwohl hat es auch Rode B. I, S. 229 seiner Uebersetz. hier versehen, der vollends ganz wörtlich übersetzt: „Er *bereitet* Gewalt." Wenn man aber aus der Erzählung der Musen V. 1, 273 die Worte erwägt:

— — — „*omnia terrent*"
„*Virgineas (!) mentes*"

und Vs. 275.

„*nondum me totâ mente recepi:*"

so erräth man leicht, worauf das: „*Vimque parat*" im Munde der keuschen Mädchen zu ziehen sey. Nun erhält auch das: „*Impetus ire fuit*," was sonst *grammatisch* richtig erklärt ist, einen viel stärkern Sinn: denn

Seelen das Attentat ahnden laſſen, was der Frevler vorhatte; daher: *ein innrer Drang hieſs uns eilen; Pyreneus verriegelt das Thor; ſchon legt er Hand an uns* — Aus Rodens: „*Jetzt wollen wir weiter gehn*“ und aus Hn. L.: „*cupiditas eundi*“ wird *dieſer Drang, dieſe Aengſtlichkeit*, gewiſslich nicht verſtanden!! — Met. XII. 39 ff., in der Beſchreibung des Pallaſts der Fama, werden V. 59 ff. die perſonificirten Weſen, die in dieſem Aufenthaltsorte wirkſam ſind, aufgeführt, und darunter auch:

Seditioque repens, dubioque auctore Suſurri

namhaft gemacht. Hr. L. macht aus dieſer: „*Repens ſeditio*“ B. II. S. 223: „*den ſchleichenden Aufruhr.*“ Wo wir uns nur darüber wundern, daſs ihn ſchon ein, dem Aufruhr ſo wenig angemeſſenes Beywort, wie das *ſchleichend* iſt, ſeinen Irrthum nicht ſogleich inne werden laſſen. Hr. L. kann ſich indeſs mit Rode tröſten, dem ſogar das einfache Beywort der Urſchrift nicht genug war, und der (B. II, S. 218) „*die im Verborgenen ſchleichende Meuterey*“ daraus gemacht hat. Aber 1) heiſst: *Seditio* nicht Meuterey, die freylich ingeheim agirt, ſondern offenbarer Aufruhr, Empörung; 2) *ſchleicht* die Empörung nicht, ſondern bricht gewaltig aus, und greift eben ſo gewaltig um ſich; 3) hätten beide Herren bedenken ſollen, daſs der Ovidiſche Vers hier einen *Jambum*: *rēpēns* (ſchnell um ſich greifend), und nicht einen *ſpondeum rēpēns* von *rēpo*, wie beide annehmen, erfodern. So nothwendig iſt es, bey Erklarung der Dichter die Kenntniſs der Proſodie nicht für eines der letzten Erfoderniſſe anzuſehen. Wenn übrigens Hr. L. noch in dieſer Stelle die: „*Commenta rumorum*,“ von denen das Original Vs. 54 ſpricht, S. 222 gleichfalls für *perſonificirte* Weſen annimmt: ſo dünkt uns, daſs die Stelle der Urſchrift, wo die perſonificirten Weſen erſt mit V. 59 genannt werden, ihn keineswegs dazu berechtige. — Met. I, 190, wo Zevs den Untergang des verdorbenen Menſchengeſchlechts beſchlieſst, und den bekannten Ausſpruch thut

— — — „*inmedicabile vulnus*
„*Enſe recidendum: ne pars ſincera trahatur*“

rechnen wir die B. I. S. 61 vorgetragene Erklärung, daſs: „*ſincera pars*“ die noch unverdorbenen *Semidei*, oder auch Deucalion und Pyrrha ſeyn, zu den Auslegungen, die man dem Text aufbürdet, der dieſe Ausdehnung des Gleichniſſes nicht verlangt. So iſt auch wohl zuweilen eine unpaſſende Stelle zum Beweis einer Erklärung angeführt, weil die Erklärung ſelbſt nicht paſst, z. B. Met. V. 270, in der Anrede der Muſen an die Pallas:

„*O, niſi te virtus operis ad majora tuliſſet,*
„*In partem ventura chori, Tritonia, noſtri,*“

wird Heſiod. Theag. 7. von den *Tänzern* der Muſen angeführt; indeſs hier blos die *Geſellſchaft* (*chorus, ſing.*), die *Zahl*, der *Bund* der Muſen gedacht werden ſoll. Dagegen hätte in eben dieſem Buche, zu Vs. 242 bey der: „*parva Seriphus*,“ B. I. S. 324 noch Juvenal. Sat. X. 170 angeführt werden können; oder Met. I, 239, von dem in einem Wolf verwandelten Lycaon:

„*Canities eadem eſt* — — —

B. I. S. 69, auſſer, oder ohne Homer, Met. VII. 550; durch welche Stelle auch die ſonſt nicht üble Leſart einer unſrer Handſchriften:

„*Saevities eadem eſt* — — —

zweifelhaft gemacht wird; der wir doch immer noch, wegen des folgenden:

— — — *eadem violentia vultu*“

kein kleines Gewicht beylegen. Zuweilen ſind doch gar zu gewöhnlich Wortfügungen, die wenigſtens Leſern des Ovid nicht mehr fremd ſeyn können, in beſondern Anmerkungen ohne Noth erklart, wie z. B. Met. V. 267, wo die Muſen:

„*felices pariter — ſtudiique locique*“

heiſsen, daſs hier: *propter artes ſuas et loca, quae inhabitant*, *felices* zu conſtruiren ſey, B. I, S. 326. und dergleichen mehr ungewöhnlichere, oder bey den römiſchen Dichtern ſelten vorkommende Wortformen ſind dagegen gut mit Beyſpielen belegt, wie z. B. Met. I, 216 „*Maenala*,“ wo noch auf Virg. Georg. I, 17 hätte verwieſen werden konnen. Mit Vergnügen haben wir auch die brauchbaren Verbeſſerungen neuerer Kritiker und Philologen beachtet gefunden, als Met. VII, 399, ſtatt des hergebrachten: „*juſtiſſime Phineu*“ das dagegen vorgeſchlagene „*juſtiſſima Phini*“ B. II. 40, 41; doch können wir dabey nicht unerinnert laſſen, daſs wir ſchon bey Pierſon, in den Veriſimilibus pag. 7., denſelben Verbeſſerungsverſuch gefunden. In der, *nicht* ſowohl ſchweren, als durch Miſsverſtändniſſe und Verdrehungen aller Art *ſchwierig gemachten* Stelle Met. XII. 436 — 438 hat uns Hn. Lenzens Verſuch, B. II, p. 250, eben ſo wenig Genüge gethan, wie andere neuerlich gemachte Verſuche anderer, die insgeſammt durch eine leichtere Interpunction unnöthig gemacht werden. „*Liquor*“ iſt nicht gerade von Oel oder Wein zu verſtehen, ſondern von jeder liquiden Maſſe, die durch Auspreſſen erhalten wird. Auch Hr. L. conſtruirt und verbindet ganz unrichtig: „*pondus cribri*“ als ob ein *nomen regens*, das andere *rectum* ſey; man muſs unterſcheiden:

— — „*liquor rari, ſub pondere, cribri*“

und *liquor cribri* zuſammennehmen; ausgepreſster Saft, der durch die enge Vorlage durchgeht; dichteriſch und ſchön heiſst er: „*liquor cribri*,“ weil er *ihm* anzugehören, aus *ihm* hervorzugehen ſcheint; er geht aber nur: „*ſub pondere*“ durch, d. h. wenn Preſſen und Drucken dazukommt. „*Spiſſus*“ ſteht ganz am rechten Ort, das *dicke Hervordringen* der Maſſe des Saftes zu bezeichnen, und darf nicht verſetzt, eben ſo wenig: „*ſpiſſo*“ geleſen werden, denn es bezieht ſich auf: „*liquor*,“ nur muſs nach: „*Manat*“ das Semicolon weg. „*Praeli*“ ſtatt „*cribri*,“ wie Hr. L. aus einigen Handſchriften anführt, haben auch zwey der unſrigen, aber beyde nur *als Gloſſe*, und zwar NB. *über dem*: „*pondere*.“ Vortreflich. Eben um *pondere praeli* zu erklären. Die Kelter verurſacht den Druck auf die unausgepreſste Maſſe. Ganz falſch hat man: „*praeli*“ als eine Varietät von: „*cribri*“ angeſehen. Und ſtünde es in Handſchriften, ſo iſt es Miſsverſtändniſs des Abſchreibers, der nicht wuſste, wo

er die brauchbare Gloſſe hinthun ſollte. Auf dieſe Art glauben wir, der hin und her gedrückten Stelle völlig und ohne Zwang geholfen zu haben. Die Folge der Ideen in den: „*Manat et exprimitur*" wird niemand, der Dichter geleſen hat, und zu beurtheilen weiſs, chicaniren: denn freylich heifst es der Natur nach *Exprimitur et manat*. Doch das *Hyſteron proteron* war in der Stelle das Geringſte.

Gegründet und unparteyiſch ſind meiſtens Hn. *L*, Kritiken, welche das Ovidiſche Decorum, und den zuweilen etwas verſchwendeten Witz berühren; nur müſſen auch dieſe nicht übertrieben werden! So ſehen wir z. B. ſchlechterdings nicht ein, wie man an dem Dichter tadeln könne, wie Band I, 69 geſchieht, dafs er auch die Gewänder eine Verwandlung erfahren, und z. B. Met. II, 672, an der *Ocyrhoë*, das hängende Gewand zum Roſsſchweife werden laſſe. Oder ſollte etwa die, in ein Roſs verwandelte *Ocyrhoë*, das weibliche Gewand, wie unſere tanzenden Affen und Pavianen behalten? Uns gefallt demnach das:

— — — „*longae pars maxima pallae*"
„*Cauda fit*,"

eben ſo wohl, als die

— — — „*vagi crines*"
„*In dextras abiere jubas*" — —

und es gehört fürwahr der *hyperkritiſche* Geſchmack eines Julius Cäſar Scaliger dazu, dergleichen tadelnswerth finden zu wollen! gleichwohl ruft Hr. L., B. I, S. 175, mitleidsvoll aus: „*Elendes Spiel des Witzes, dafs das Ende des Gewandes zum Roſsſchweife wird!*" Wer das: „*Elende*" und „*Spielende*" darin findet, mag es auf ſeine Verantwortung finden; nur verlange er nicht, *ſeinen* Geſchmack uns andern aufdringen zu wollen. Dieſs geſchieht aber, wenn man ſolche Ausrufungen und Machtſprüche niederſchreibt, ohne *die innere Unwahrſcheinlichkeit und Unſchicklichkeit der dichteriſchen Phantaſie* dargethan zu haben. Auch das *Froſtige* empfinden wir wenigſtens nicht, wenn das um ſein Gewand bekümmerte Mädchen ſolches bereits in eine befiederte Haut verwandelt fühlt, Met. II. 582. 583. Zu den hingeworfenen unbeſtimmten und unbewieſenen Satzen rechnen wir auch, wenn es B. 1, S. 257 von der Fabel der Thiſbe heifst: „*Die morgenländiſche Sage war gewifs woher: das reizende Gewand mufs ihr Ovid gegeben haben.* Zuſatze und Modifi ationen von dem Seinigen mag er ihr wohl gegeben haben, was jeder griechiſche und römiſche Dichter gethan haben würde; aber warum ſoll nun die Sage gerade *woher* geweſen ſeyn? Verſtunden es etwa die Orientaler nicht, einer Sage Anmuth und Gefalligkeit zu leihen? Die Fabel von der Bolbole nach Ben Sira im erſten Stück der Memorabilien beweiſt das Gegentheil. Sonſt iſt der Fleifs beyfallswerth, mit dem Hr. L. bey dem Anfang jeder neuen Fabel auf die vorhandenen oder vermuthlichen Quellen verweiſt, die nach und nach entſtande e Ausbildung bemerkt, die Veranderungen, die ſie unter den Händen der ſpätern Dichter erhalten, auseinanderſetzt und dergleichen mehr. Ueberhaupt beſteht in der Beurtheilung und Angabe der vom Ovid befolgten Mythen, wie es uns vorkommt, das Hauptverdienſt dieſer erklärenden Arbeit. Auch die griechiſchen Dichter, die jene Mythen für die Bühne bearbeiteten, ſind zu Rathe gezogen, und ſelbſt aus ihren Ueberbleibſeln treffende Stellen zur Erläuterung der ovidiſchen Fabeln mit Geſchicklichkeit beygebracht; ſo z. B. B. I, S. 155 über den Sturz des Phaëthon die Stelle aus dem gleichnamigen Stück des Euripides, unter den Fragmenten Num. 127. Eine ſcharfſinnige Vermuthung iſt es auch, wenn Hr. *L*. B. I, S. 66. 67. bey der dem Ovid (Met. I, 226) eigenen Abweichung von den übrigen alten Erzählungen, den Moloſſer, deſſen Glieder der unmenſchliche Lycaon den Jupiter zur Probe vorſetzte, einen von Lycaons Kindern ſeyn läſst, woraus hernach, durch Verwechſelung der Namen Theſprotus und Moloſſus, ein: „*Obſes de gente Moloſſa*" entſtund, da ein ſo früher Krieg der Arkadier mit den Moloſſern in Epirus Hn. L. nicht wahrſcheinlich dünkte. Wenigſtens iſt der Einfall einer weitern Prüfung werth. Bey den Fabeln phyſiſchen Urſprungs ſind die Schriften älterer und neuerer Naturforſcher und Reiſebeſchreiber zweckmäſig nachgewieſen. Vielleicht wäre es auch keine übelangebrachte Bemühung geweſen, zumal bey den ſeltenen Namen göttlich verehrter Weſen, auf die Schriften ſolcher Gelehrten zu verweiſen, die die Erklärung und Ableitung ſolcher Namen abſichtlich in beſondern Büchern angeſtellt. So würden wir, z. B. B. I, S. 255, bey der Syriſchen Derceto oder Dercetis nicht unterlaſſen haben, auf die Unterſuchungen zu verweiſen die der berühmte Seldenus in dem Syntagmate II. *de Dis Syris*, cap. 3. p. 255 folg. darüber angeſtellt. Da die Anmerkungen für Jünglinge ſind, ſo würden wir, neben der Verweiſung auf den beyfallswerthen Fleifs der Neuern, doch auch ältere gute Philologen und Kritiker, die man jetzt mit Unrecht manchem compilirenden Notenſchreiber nachſetzt, keinesweges vergeſſen haben. Auch dann, wenn neuere Kunſtrichter und Aeſthetiker den Ovid, vielleicht nicht immer ohne Grund, getadelt haben, wünſchten wir, ſtatt der machtſprechenden Sentenzen: „*Spielender Ausdruck, elende Witzeley*, mehr *Auseinanderſetzung*, wie z. B. Addiſons Kritik über Met. II, 312. bey Hurd, II, 62 der Cambridger Ausgabe v. 1757, oder I, 326 nach Eſchenburgs Ueberſetzung u. d. gl. Der deutſche Ausdruck iſt meiſt gedrungen, beſtimmt und rein. Zuweilen ſind den Vf. doch undeutſche Formeln und unbehülfliche, ſchwer zu verſtehende Perioden entwiſcht. Von erſtern B. I, S. 192: „*Den fremden Erdboden, in den man kam, zu küſſen war Sitte.*" Man ſagt aber nicht *in einen fremden Erdboden kommen*; alſo beſſer, wenn ja die Inverſion bleiben ſoll, *den man betrat*. Von der zweyten Art iſt B. II, S. 3, ein Beyſpiel: „*der „Argonautenzug war eins der älteſten Abenteuer, der „Griechen zu W ſſer, welches*" (das Waſſer, oder das Abenteuer?) „*Jaſon auf Befehl ſeines Oheims, des Pelias, „der den Neffen vom Orakel vor ihm gewarnt, aus dem „Wege zu raumen ſuchte, beſtund.*" Bey dem „*beſtand*"

hat gewiſs mancher Leſer durch die Namen Jaſon, Pelias, Oheim, Neffe, Orakel irre gemacht, den Namen deſſen, der es beſtand, ſchon wieder vergeſſen; ſo ſchwerfällig und dunkel iſt dieſe Wortfolge. Warum alſo nicht: der Argonautenzug war eines der älteſten griechiſchen Seeabenteuer. Jaſon beſtand es auf Befehl des Pelias, ſeines Oheims, der — ſuchte. Endlich müſſen wir nicht mit Stillſchweigen übergehen, daſs nur die erſten 17 Seiten der erſten Abtheilung dieſer Anmerkungen von dem verſtorbenen Köppen, alle übrige aber von Hn. Lenz herrühren.

Die lateiniſchen Auszüge, Inhaltsangaben u. ſ. w., um auch von dieſen noch ein Wort zu ſagen hat, etwa bis in die Mitte des VII. Buchs Hr. R. Meineke, das Uebrige gleichfalls Köppen beſorgt. Wo die Interpunction des dazu gegebenen Textes nicht ganz richtig ausgefallen iſt, da hat Hr. L. in den Anmerkungen manchmal nachzuhelfen geſucht, z. B. Met. V, 317. vergleiche B. I, S. 331. — Met. XI, 134:

„*Mite deûm numen Bacchus peccaſſe fatentem*“
„*Reſtituit* — — —

finden wir nicht beſſer, als in allen andern Ausgaben, die wir eingeſehen, interpungirt, auch B. II, S. 179 der Anmerkungen nichts darüber erinnert; da es unſtreitig, wie wir ſchon A. L. Z. 1794 N. 35. erinnert, *ſo* interpungirt ſeyn ſollte.

Mite deûm numen; Bachus peccaſſe fatentem
Reſtituit — — —

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Lagarde: *Geographie, Chronologie, Staaten - Gelehrten - und Künſtler - Geſchichte, Maafs- Münz - und Gewichtkunde* von Alt - Griechenland, in 31 Kupfertafeln und 12 Tabellen. Nebſt einer kritiſchen Abhandlung. Aus der *Reiſe des jüngern Anacharſis*. 1793. 118 S. gr. 4.

Dieſer beſondere und mit vieler äuſserlicher Schönheit veranſtaltete Abdruck von den kernhaften Beyträgen zur Kenntniſs des alten Griechenlands aus *Barthelemy's* berühmten Werke, iſt unter der einſichtsvollen Leitung des Hn. Bibliothekar *Bieſter* zu Stande gebracht worden. Mit Recht ſagt er von den Landkarten, nebſt ihrer kritiſchen Erläuterung, und den Tabellen, daſs ſie den anſchauendſten Blick über den geſammten Zuſtand Griechenlands, in der ſchönſten Periode ſeiner Freyheit: vom J. 480. bis 338. vor Chriſti Geburt gewähren. Die Landkarten mit den Erläuterungen ihres Verfertigers *Barbié du Bocage*, ſind das Genaueſte und Vollendetſte, was man jetzt über die alte griechiſche Geographie beſitzt: und die Tabellen können bey ihrer reichhaltigen Kürze, dennoch in mancher Rückſicht befriedigender heiſsen, als alle bisherige Nachrichten dieſer Art. Hr. B. hat ſich noch das beſondere Verdienſt um die Leſer erworben, die Beſtimmung des deutſchen Maaſses, Gewichtes und Geldwerths überall beyzufügen. Mehr brauchen wir über dieſe Beſtandtheile eines Werks nicht zu ſagen, das ſchon längſt in den Händen aller Geſchmackvollen Freunde des Alterthums iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Prag, Leipzig* u. *Budweis*, b. Diesbach: *Die leidenſchaftlichen Unbedachtſamen*, ein lachendes Sittengemählde in fünf Aufzügen von *Joh. Aug. Halbe*. 1790. 94. S. 8. Seit *Schröder's* und *Iffland's*, mit Beyfall aufgenommenen *Familien- und Sittengemälden* wird dieſer Titel nicht ſelten von dramatiſchen Sudlern gemiſsbraucht, die ſich auch Mahler zu ſeyn dünken, und ihre verzerrten Figuren und unzuſammenhängende Compoſitionen unter jenem Titel zu verkaufen gedenken. Ein *lachendes* Gemählde iſt dem Sprachgebrauch nach eigentlich ein ſolches, das durch die Schönheit ſeiner Farben, und durch ſeine ganze Beſchaffenheit, Vergnügen und angenehme Empfindungen erregt. Dieſe Bedeutung jenes Worts findet hier aber nicht im geringſten ſtatt; denn die grellſten Farben ſind hier ſo dick aufgetragen, und Plan und Ausführung ſo beſchaffen, daſs Verdruſs und Ekel dadurch erweckt werden muſs. Der Vf. ſcheint alſo wohl unter einem *lachenden* Gemälde ein ſolches verſtanden zu haben, das *Lachen* erregen ſoll. Das mag nun wohl ſein Schauſpiel bey den Gallerieen bewirken, die über die plumpen und platten Ausdrücke der beiden Alten, über das unausſtehliche Geſchwätz der *virago* Amalia, über die Farce eines Mädchenduells, und über den S. 72 tentirten Wertheriſchen Selbſtmord jauchzen werden; allein Zuſchauer von Geſchmack werden gewiſs noch vor Ende des erſten Aufzugs das Haus verlaſſen, oder doch dem ungereimten Zeuge nicht mehr zuhören mögen, *Unbeſonnenheiten*, zu denen *Lieblingsleidenſchaften* verleiten, ſind ein viel zu feines Süjet für den Kopf des Vf. Sein Hauptcharakter, ein Verſchwender und Spieler, der ſeine Umſtände durch eine Heirath zu verbeſſern ſucht, iſt ſo zweydeutig geſchildert, ſchwankt ſo zwiſchen Laſter und Tugend hin und her, daſs man unwillig wird, nachdem er entlarvt worden, ſeinem Verſprechen, ſich zu beſſern geglaubt, und ihn gar noch belohnt zu ſehn. Die *Leidenſchaften* der übrigen (Geitz, Liebe, Ehrſucht, Eigendünkel) ſind ſo plump gezeichnet, daſs man die daraus entſpringende Handlungen unmöglich für bloſse *Unbeſonnenheiten* anſehen kann. In dem Dialog wandelt der Vf. bald ſo über den Wolken, tragödirt ſo, daſs er überſpannte Romanenſprache zu parodiren ſcheint, bald ſinken ſeine Späſse ſo tief, daſs man in ein Marionettentheater verſetzt zu ſeyn glaubt. Solche fremde Worte, wie *Sukeln*, *Deſoſter*, *Mojen*, mit deutſchen Lettern gedruckt, werden die wenigſten Leſer verſtehn. Ein *Conventionsgeſchöpf* S. 40 iſt ein ſeltſamer Ausdruck. Gelehrſamkeit bringt der Vf. gar gern an, daher man in ſeinem Dialog das *Rad Ixions*, den *Epiktet*, *Hannibals* Uebergang über die Alpen; u. dgl. findet.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 22. Julius 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Jacobäer: *Neues Magazin für Aerzte.* Herausgegeben von *Ernſt Gottfried Baldinger*, fürſtl. Heſſiſchem Geh. Rath und Leibarzt, der med. Facultät zu Marburg *Primarius*. — Dreyzehnter Band. 1791. 572 S. 8.

Erſtes Stück: *Schmidtmann Geſchichte meiner eigenen langwierigen Kolik, nebſt Bitte um Conſultationen.* Es iſt eine langwierige und beſchwerliche Krankheit, die der der Vf. hier beſchreibt, und die von Atonie, übermäſsiger Empfänglichkeit der Nerven des Unterleibes, und, wie es Rec. ſcheint, von localer Voliblütigkeit abhängt. Der Vf. hat ſchon viel Aerzte fruchtlos gefragt, und viele entgegengeſetzte Arzneyen fruchtlos verſucht. Er beſchwert ſich über Stoll, der ihm gar keinen Rath gab, und über Hn. Marcard, der ihn in Pyrmont in 5 Minuten abfertigte, und ſich gleich an die nächſte adeliche Dame anſchloſs. *Piepenbring über den neuen ſchmerzſtillenden Geiſt des Hn. Prof. Fuchs in Jena.* Man ſoll, wenn man den Braunſtein mit der Miſchung aus Weingeiſt und Vitriolöl übergoſſen hat, bey der Deſtillation die Gläſer oft wechſeln, weil am Ende eine ſaure Feuchtigkeit übergeht, welche den ſchmerzſtillenden Geiſt verderbt. *Baldinger vollſtändige Nachricht vom Bamberger Krankenhauſe.* Es ſind Auszüge aus den Nachrichten über dieſe gute und wohlthätige Anſtalt, welche von Seiten der Direction zu Bamberg von Zeit zu Zeit bekannt gemacht werden. *Fortgeſetzte Nachricht von der Anſtalt für arme Kranke in St. Petersburg*, die bloſs durch milde Beyträge und durch den Patriotismus vieler Aerzte und Wundärzte in dieſer Stadt aufrecht erhalten wird. 1213 Perſonen, die im Jahr 1789 und 1790 aufgenommen wurden, wurden mit einem Aufwand von 5322 Rubeln mit Arzneyen verſehen und verpflegt. *J. H. Scheller verſchiedene Nachrichten*, die ſich ganz gut leſen laſſen, z. B. von einem Program eines Profeſſors der Medicin zu Alcala vom J. 1790, in welchem die Solidarpathologie als *parum congrua philoſophiae orthodoxae et fidei chriſtianae* aufgeſtellt wird. Auch gibt der Vf. Nachricht von Edinburgiſchen und andern auswärtigen mediciniſchen Diſſertationen, von denen er künftig Auszüge zu geben verſpricht, und vertheidigt den Gebrauch des Queckſilberſublimats. *Literariſche Zuſätze zu der Abhandlung von der Peſt*, von *E. G. Baldinger*. Es ſind kurze Auszüge aus Ruſſel und Valli. *Von der Quackſalberey*, beſonders in Holland, wo es jedem frey ſteht, Kranke zu kuriren, der ſich Kunden verſchaffen kann.

Zweytes Stück: *G. C. Conradi kleine Aufſätze.* Ein Knabe wurde von einer heftigen Kolik mit Verſtopfung und Urinverhaltung befallen. Fieberbewegungen waren nur kurz vor dem Tode und Kennzeichen der Entzündung gar nicht vorhanden. Man fand in dem Zellgewebe zwiſchen dem Maſtdarm und der Harnblaſe einen groſsen Abſceſs. Eine andere Krankengeſchichte: Geſchichte einer Darmgicht nach der Ruhr, von zu gröſser Reizbarkeit des Darmkanals, iſt recht gut erzählt. Von der Diät nach chirurgiſchen Operationen, und vor derſelben. Der Vf. bemerkt ſehr richtig, daſs man durch Schwächung des Darmkanals bey Abführungen oft erſt Unreinigkeiten erzeugt. Er iſt auch wider die gar zu ſtrenge Diät nach Staaroperationen, beſonders bey ſolchen, die einer beſſern Koſt gewohnt waren. — *Statuten und Einrichtung des 1792 neu eröffneten Gebärhauſes zu Marburg*, vom Hn. Hofr. *Stein*. Es iſt auch der Speiſecetat für den Winter beygefügt. Die Speiſen für die Schwangern ſcheinen Rec. doch zu grob und zu hart zu ſeyn. Die gelben Rüben Sonntags und Donnerſtags ſind die einzigen leichten Vegetabilien, die die Schwangern erhalten; auſserdem erhalten ſie Erbſen, *Ochſenrampen*, Kartoffeln, Linſen, Kloſse, *Hackeſuppe*, Käſe u. ſ. f. Kartoffeln machen, auſser einer Suppe, zwey Tage in der Woche die ganze Nahrung aus. Nun folgt ein ganzes Heer *elender Recepte* von privilegirten und unprivilegirten Quackſalbern. Es iſt nicht zu läugnen, daſs dieſe Recepte alle elend ſind, und daſs der Herausgeber durch dieſen Artikel im Magazin Nutzen geſtiftet hat: aber, nachdem die Aerzte einmal auf ſolche Recepte aufmerkſam geworden ſind, glaubt doch Rec., Hr. Baldinger könnte den Raum zu etwas nützlicherm, als zu ſolchem Unſinn, anwenden. Am wenigſten billigt es Rec., wenn er ſo viele Recepte von Quackſalbern, Barbierern hier gedruckt findet, die ja in jeder Apotheke zu ſehen ſind. Höchſtens würde er es gut heiſsen, wenn ſolche elende Recepte durch den Druck bekannt gemacht würden, die etwa ein berühmter Praktiker, oder wohl gar ein eingebildeter Profeſſor der Praxis verſchrieben hat. — *Cloſſius Mittel gegen den Bandwurm.* Das Probiermittel, um zu erfahren, ob in zweifelhaften Fällen ein Bandwurm da ſey, aus Terpentin in Eygelb aufgelöſt mit einem gewürzhaften Waſſer, habe der ſel. Cloſſius, wie deſſen Sohn hier berichtet, nie getäuſcht. (Rec. hat es etlichemal völlig unwirkſam gefunden.) Vor dem draſtiſchen Mittel, welches aus Fritzens Annalen, Murrays Apparatus und Starks Nachrichten bekannt iſt, gab Cloſſius etliche Tage Abends Mohnſaft, und lieſs lange vorher eine harte und rauhe Diät beobachten. Das Präparirpulver aus verſüſstem Queckſilber hielt Cloſſius in der Folge für unnöthig, weil er durch viele angeſtellte Verſuche von der Unwirkſamkeit der Queckſilbermittel bey Wurmkrankheiten überzeugt worden ſey. Die Zu-

sätze zum Gummi Gutt habe Cloſſius in der Folge auch für unnütz gehalten. Wollte man aber die draſtiſche Kraft dieſer Purganz mindern, ſo ſoll man nur Ingwer und Salpeter dazu ſetzen. Auch der Zuſatz von bittern Mitteln ſey oft für den Magen vortheilhafter. Selbſt wenn alle drey Gaben des Gummi Gutt, 36 Gran in 6 Stunden, gegeben worden ſind, fühlte der Kranke wohl eine Schwäche, die aber nichts zu bedeuten habe, und durch ein Glas guten Wein ſich verliere. Die dritte Gabe des Gummi Gutt treibe den Wurm allemal und ſicher ab, wenn die beiden erſten Gaben fehlgeſchlagen ſind, und komme der Wurm nicht lebend am erſten Tag, ſo komme er am folgenden todt, mit einem natürlichen Stuhlgang. (Rec. hat dieſes Mittel mehrmals, und ganz nach der Vorſchrift gebraucht. Die Ausleerung, die darauf entſtund, war auch bey ſtarken Körpern, denn andern wurde es nicht gegeben, oft ungeheuer, und mit fürchterlichen Zufällen verbunden. Bey einem Kranken, der etliche vierzig Stuhlgänge auf die zwey erſten Portionen hatte, und bis zur wahren Ohnmacht geſchwacht wurde, kam der Wurm doch nicht. Es möchte daher wohl bedenklich ſeyn, dieſes Mittel ſo allgemein anzuempfehlen, als es bisher geſchehen iſt. *Scheller Nachrichten über neue Schriften und mediciniſche Anſtalten in England, Frankreich und Holland. Auszüge aus nicht mediciniſchen Büchern,* aus *Th. Naogeorgi* regn. Papiſtic. *Jo. Joviani Pontani* carminib., und aus dem Froſchmäuſler, welcher letztere lehrt, daſs man ſchon lang die von einem wüthenden Thier gebiſſenen Stellen gebrannt habe, desgleichen aus *Euſeb. Valli ſulla peſte di Smyrne del* 1784. *Noch ein Beytrag zur Geſchichte des preuſsiſchen Meſſerſchluckers*, von *E. G. Baldinger.* Unter den kleinen Anekdoten und Nachrichten iſt folgender Auszug aus einem Pommerſchen Kirchenbuch artig: „*Referire demüthigſt auf die wegen der unehelichen und getauften Kindern bey und in Maſſow gnädigſte Erinnerung: daſs in drey Jahren ſolches Orts Creaturen ſich allhier nicht eingefunden; denn bey dieſer Geld mahrloſen Zeit ein jedweder nur die ehelichen zu verſorgen, genug zu ſchaffen, übrigens ohne Recompens ſo bald keine Dirne zu der kurzen Freude leichtlich hinzubringen, Maſſow, den* 13 *Jan.* 1668. *M. Dan. Kerſtein, Paſtor et praepoſitus.*"

Drittes Stück: *Antwort an Hn. Hofrath Wedekind in Mainz auf deſſen letzte Erklärung über einige die Pockenkrankheit betreffende Puncte.* Vom D. *C. W. Huſeland.* Dieſer mit groſser Urbanität gegen einen heftigen Aufſatz des Hn. W. geſchriebene Aufſatz, den Rec. für den vorzüglichſten in dieſem Bande hält, enthält gröſstentheils des Hn. Huſelands Gedanken über das Hofmanniſche Pockenſyſtem. Erſt über die Exiſtenz der Pockendrüſen, von der ſich Hr. H., ſo wie Rec., immer nicht überzeugen kann. Da mit Verwachſung der Pockendrüſen die Ausleerung des *humoris excrementitii* durch die Haut vermittelſt dieſer Drüſen nicht mehr erfolgen kann, ſo müſste, wenn die Hofmanniſchen Drüſen wirklich exiſtirten, und bey der Pockenkrankheit verwüchſen, nach dieſer die auffallendſte Zerrüttung in der thieriſchen Haushaltung entſtehen, indem eine Abreinigung, an welche die Natur oft viele Jahre lang gewöhnt iſt, alsdann durch die Haut nicht mehr erfolgen könnte: und ſind die Pockendrüſen keine nothwendigen Abreinigungsorgane, ſondern nur beſtimmt, den zufälligen Gift der Pocken einſt zur Werkſtatte zu dienen, ſo wären die Pockendrüſen, bis die Pocken bekannt wurden, Werkzeuge ohne Abſicht und Nutzen geweſen. Die Hofmanniſchen Pockendrüſen habe noch kein Sterblicher geſehen: und wenn nach dem Hofmanniſchen Syſtem alle anſteckenden Hautkrankheiten ihre eigenen Drüſen haben, welch eine unzählige Menge von Organen in unſerer Haut, die keine andere Beſtimmung, als zu Krankheiten haben, wäre dies! Das Pockengift könne in die Drüſe nicht völlig eingeſperrt werden; denn, falls auch der Ausführungsgang verſchloſſen werde, ſo würden doch die Reſorptionsgefäſse nicht verſchloſſen. Von der Wahl der Pockenmaterie zur Inoculation. Man ſollte ſich kaum vorſtellen, daſs Hr. W. noch hätte in unſern Tagen behaupten können, es ſey gleichgültig, mit faulichter, oder nicht faulichter, Pockenmaterie zu impfen. Die ungeheuern Folgen, die das ſeptiſche Contagium hat, ſind durch ſo viele Beobachtungen erwieſen, daſs es Rec. jedem Impfarzt ſehr verdenken würde, wenn er aus faulichtbösartigen Pocken die Impfmaterie nehmen wollte; und wenn auch nicht geläugnet werden kann, daſs die gutartigſten Pocken nach Einimpfung der Materie von faulichten Pocken erfolgt ſind, ſo zeigt dieſe Thatſache bloſs, daſs dieſen Körpern die Anlage fehle, nach der Mittheilung des ſeptiſchen Contagiums in eine faulichte Krankheit zu verfallen. Ueber die zu kühlende, zurücktreibende Methode bey den Pocken. Die Abreinigung wird durch ſie offenbar gehindert, und dadurch zu den heftigſten Nachkrankheiten Anlaſs gegeben. Zugleich gibt der Vf. viele Beweiſe für den Satz, den Rec. aus vielfacher Erfahrung unterſchreibt: daſs wahres Gift der Pocken dem Körper mitgetheilt werden könne, daſs auch die offenbarſten Zufälle dieſer Mittheilung vorhanden ſeyn können, ohne daſs deswegen doch die wahre Pockenkrankheit ausbricht. Der Grund liegt in der Diſpoſition zu den Pocken, die zu einer Zeit nicht da, zur andern da ſeyn kann. Daher kommen die vielen mit Sorgfalt angeſtellten, und doch fehlgeſchlagenen, Impfungen, und die nachher nach natürlicher Anſteckung erfolgenden Pocken. Daher wird ein Menſch bey einer Epidemie nicht angeſteckt, ſo ſehr er ſich der Anſteckung ausſetzte, wohl aber bey einer folgenden. Rec. hat ſich oft gewundert, daſs die Impfärzte alle pathologiſchen Begriffe von der Anſteckung ſo ganz hintanſetzten. Ueber die Urſache, warum die geimpften Pocken ſo gutartig ſind. Hr. H. iſt der ſchon bekannten Meynung, daſs das Pockengift bey der Impfung ſo ſelten bösartige Pocken errege, weil es ſo lange auf einen Ort eingeſchränkt bleibt, da erſt aſſimilirt wird, und dann, wenn es in dem Köper ſich allgemein verbreitet, dieſen weniger reizt. Rec. iſt der Meynung, daſs das Pockengift, ſo lange es local iſt, die Diſpoſition der belebten feſten Theile ſo ändert, daſs ſie weder ſo ſtark, wie auſserdem von dem Pockengift, wenn die allgemeine Anſteckung erfolgt, noch auf die Art affinirt werden können, daſs der Zuſtand in dem belebten Körper entſteht, der wie

Fäulniſs nennen, und den wir mit Unrecht von der unerwieſenen ſeptiſchen Natur des Pockengiftes ableiten. Sowohl die eine, als die andere von dieſen Meynungen wird aber den Impfärzten nicht behagen, die die Güte der Pocken ihrer Auswahl der Subjecte, beſonders aber ihrer Praparation zuſchreiben, und durch Vorurtheile, die ſie durch ſolche Behauptungen für ſich erregen, ihren Seckel füllen. Doch bleibt wohl ſo viel gewiſs, daſs der Impfarzt immer ſolche Subjecte zur Impfung wählen ſollte, die diejenige Diſpoſition haben, bey welcher die Pocken am leichteſten überſtanden werden, oder daſs er durch ſeine Vorbereitung dieſe Diſpoſition in dem Körper bewirken ſollte. Nur Schade, daſs uns von dieſer Diſpoſition ſo wenig bekannt iſt. *Verzeichniſs ſeniotiſcher akademiſcher Schriften*, von Hn. *Baldinger*. Es iſt nicht vollſtändig, und enthält beſonders die, welche der Vf. ſelbſt beſitzt; doch iſt es nach einer Art von Syſtem, und des Dankes immer werth. *Phyſiſche und mediciniſche Erziehung des ſel. Herrn Etatsraths von Schaafskopf*, ein Auszug aus dem bekannten kauſtiſchen Buch eines unſerer berühmten Schriftſteller.

Viertes Stück: *Verſuch einer hiſtoriſchen Nachricht von den Anlagen und Einrichtungen bey den Schwefelquellen zu Nenndorf*, vom Hn. Hofr. *Schröder*. Wegen der Abſichten, die Fürſten bey Begründung und Verſchönerung der Brunnenanſtalten haben können, mag Rec. mit dem Hn. Hofrath nicht rechten. Er meynt, die Verbeſſerungen, die der Landesherr bey dieſen Badern angebracht hat, dienen die Nachwelt, (warum nicht auch die Lebenden?) zu überzeugen, daſs gute Fürſten auch für die elendeſten Glieder der Geſellſchaft beſorgt ſind; Rec. meynt, daſs die Fürſten ihre Capitalien ſehr wohl anlegen, wenn ſie Bequemlichkeit, und alles, was zum *Luxus* gehört, bey guten Brunnen begünſtigen. Und wie mancher Groſse wendet nicht auch aus noch andern Urſachen für ſolche Anſtalten Geld auf, die gerade mit der Erleichterung ſeiner leidenden, oder nach der Sprache des Vf., *elendeſten* Brüder in nicht groſsem Bezug ſtehen? Das Ganze iſt nichts weiter, als eine Beſchreibung der Anlagen und Anſtalten in Nenndorf, nicht einmal die Zahl der Curgäſte erfährt man genau. *Die neugeſtiftete mediciniſche Leſeinſtitut zu Marburg, zum Nutzen der daſelbſt Studierenden*, von *E. G. Baldinger*. Manche ſonderbare Nachrichten von der Brauchbarkeit der berühmten Gottingiſchen Bibliothek für Lehrer und Lernende, kommen in dieſem weitläuftigen Aufſatz beyläufig vor; z. B. Manche Profeſſoren lieſsen oft 2, 3, 400 Bücher zugleich fodern, lieferten zwar Oſtern und Michaelis ſolche richtig wieder ab, lieſsen ſie aber gleich wieder holen, und behielten ſie alſo gleichſam als Eigenthum die ganze Zeit ihres Lebens. Ein Profeſſor war ſo neidiſch, daſs, ob er gleich das Buch beſaſs, (es war *Adanſon familles des Plantes*,) er dennoch das Bibliotheksexemplar lieh, und noch eins von Hn. Hofr. Büttner, und noch ein anderes dazu borgte. Von dem Marburger Leſeinſtitut fehlen die genauen Nachrichten. Hn. Dr. *Luthers* (zu Neudietendorf) *Beytrag zur medicina forenſi*. Bey einem jungen Menſchen wurde, des Brandes wegen, die Ruthe bey weiten über die Hälfte weggeſchnitten, und er erzeugte doch mehrere Kinder. *Chirurgiſche Quackſalberey in Rufsland, im Jahr* 1781. Unweit Moſcau wohnt ein Quackſalber, der Beinbrüche und Verrenkungen curirt. Auf einen Befehl der Kaiſerin müſſen je zwey und zwey Diſcipel aus dem groſsen Moſcauiſchen Kriegshoſpital auf zwey Monate lang dieſem Bauer zucommandirt werden, der ſein eigenes Hauslazareth hat, wo alle Tage dergleichen Operationen vorfallen. *Meyer über den Pemphygus*. Nicht eigene Beobachtungen, ſondern Anmerkungen über einen Fall, den *Blagden* in den *medical facts and obſervations* bekannt gemacht hatte.

Fünftes Stück: *Mezler über das Mineralwaſſer zu Imnau*. Hundert Cubikzoll dieſes Waſſers enthielten, nach Hn. Claproths Unterſuchung, 115 Cubikzoll Luftſaure, und 38 bis 40 Gran feſte Beſtandtheile, unter denen Bitterſalz, ſalzſaure Bitterſalzerde, luftſaure Kalkerde und luftſaure Eiſenerde die vornehmſten ſind. Mehrere Menſchen ſind ſchon an der Quelle, wenn ſie ſich zu weit wagten, von luftſaurem Gas erſtickt. Das Waſſer wirkt reizend, auflöſend und toniſch. — *Nachricht von P. Campers Leben und Schriften*, geſammelt von *E. G. Baldinger*. Eigentlich keine Biographie, ſondern nur allgemeine Bemerkungen über dieſen groſsen Mann, und Nachricht von einem Beſuch, den Hr. B. bey Camper, da er in Göttingen war, abſtattete. Manches darunter hätte nicht das Aufbewahren verdient. Hr. B. traf Campern, indem er etwas abzeichnete. Er ſagte: *Nolo turbare circulos tuos*, und ſeine liebreiche, menſchenfreundliche Antwort war: *„certe non turbas, ſedeas quaeſo.“* Daſs Camper Purmanns (nicht Burmanns) chirurgiſchen Lorbeerkranz noch für ein ſehr wichtiges Buch hielt, wundert Rec. nicht: wer die Schriften dieſes treflichen Praktikers lieſt, muſs die Menge und Wichtigkeit der Beobachtungen, die er vorträgt, und auf die er allein bauet, bewundern. *Domeier von der Samaritaniſchen Geſellſchaft zu London*. Dies iſt ein Inſtitut, wie Rec., der hier aus Erfahrung ſpricht, ſchon lange eines ſich gewünſcht hat. Spitäler und Krankenanſtalten verſehen die Kranken wohl mit Arzneyen und mit Pflege, oft aber auch mit letzterer nicht, oder dürftig. Wenn ein Kranker aus der Krankenanſtalt entlaſſen wird, ſo kann er gewöhnlich ſich ſeinen Unterhalt noch nicht erwerben; ohne Unterſtützung alſo verlaſst er die Anſtalt, um in dieſelbe bald wieder zu kommen. Und wie manches Mädchen mag in groſsen Städten eine Beute irgend eines Wollüſtlings geworden ſeyn, wenn ſie, nach überſtandener Krankheit, Mangel und Elend auf der einen, auf der andern Seite aber Ueppigkeit und Wohlleben ſah. Dieſen Bedürfniſſen allen hilft die Samaritaniſche Geſellſchaft ab, welche nur Kranke und Geneſende verpflegt. *Literatur* (von Diſſertationen) *für den praktiſchen Arzt*, dermalen nur Titel von Diſputationen über Hautkrankheiten, Hydrophobie, Luſtſeuche, Feldkrankheiten. *v. Hulem Verſuch eines Verzeichniſſes der Schriften über die phyſiſche Erziehung der Kinder und deren Krankheiten*. Beide Aufſätze ſind noch nicht geendigt, es läſst ſich daher für jetzt über ſie kein Urtheil fällen.

Sechstes Stück: *Kaiser Leopold war nicht vergiftet*, ein Aufsatz vom Herausgeber, aus Wiener Privatnachrichten, nach welchem die Krankheit ein entzündlicher Rheumatismus war. — *Carl von Mertens hat die Pest in Moscau nicht gesehen*, auch vom Herausgeber, der aus Privatbriefen die Nachricht gibt, dafs M. höchstens ein- bis zweymal bey Besichtigung der Pestkranken zugegen gewesen seyn könne. *Vertheidigung Stolls wider Hn. Girtanner*, von Hn. *v. Sallaba*. Er beweist aus der *ratio medendi*, dafs Stoll nicht alle Krankheiten einer und der nemlichen Ursache zuschrieb. *Rhasis de varicibus, vicio elephantis, sanguine mortuo sub cute et vena civili*, aus dessen *Elchavi* abgedruckt. Die andern Artikel betreffen insgesammt kleinere Notizen, oder enthalten Auszüge aus andern Schriften.

SCHÖNE KÜNSTE.

ST. GALLEN, b. Huber u. C.: *Athalia, ein Trauerspiel mit Chören*, aus dem Französischen des Hn. *Racine* übersetzt, von *Carl Friedrich Cramer*. 1790. XXIII und 92 S. 8.

Nur ein neuer, und vielleicht ganz willkührlich veranstalteter, sauberer Abdruck von der bekannten Cramerschen Uebersetzung der *Athalie*, die schon 1786 zuerst erschien, und durch die vortrefliche *Schulzische* Composition der Chöre des Originals veranlafst wurde. Es liefse sich mancherley über Ton und Manier dieser Verdeutschung erinnern, wenn man ins Einzelne gehen wollte; dazu aber ist hier nicht mehr Zeit und Ort. *Racine* ist Hn. *C.*, wie er sagt, als Mensch und Dichter von jeher ein Räthsel gewesen; und so scheint es auch mit dem wahren Geiste dieses seines Trauerspiels der Fall gewesen zu seyn. Durch die Umkleidung der gereimten Alexandriner in reimlose Jamben geht bey diesem Dichter, dem besten Versbaukünstler der Franzosen, eine von den Hauptschönheiten verloren; der ganze Ton des Stücks mufste, dieser Aenderung wegen, höher gestimmt werden; und da ging es denn freylich ohne Zerspringen mancher Saite, und ohne Verstimmung nicht ab. Besser, als der Dialog, glückten noch die Chöre, bey denen man doch auch den Zwang des Unterlegens unter die schon vorhandne Musik in Anschlag zu bringen hat. Aber, mit dem Original verglichen, verloren doch auch diese nicht wenig von ihrer Geschmeidigkeit und Ründung. Schwerlich also möchte dem Uebers. das Bestreben gelungen seyn, sein Original nicht allein zu erreichen, sondern auch zu *übertreffen*.

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. *Stuttgart*, b. Cotta: *Von der Verbesserung der Cultur auf der Alp und der ihr ähnlichen Gegenden des Vaterlandes*. Von M. *Steeb*, Pfarrer zu Grabenstetten. 1792. 60 S. 8. (3 gr.) — Ungemein verdient kann sich ein Mann um sein Vaterland, und ein Prediger um seine Gemeine machen, wenn er zur Verbesserung der Landescultur alles mögliche beyträgt, zuerst die Quellen des Verfalls aufsucht und bekannt macht, die Art und Weise zeigt, wie der gesunkenenen Industrie des Landmanns kann aufgeholfen werden; sodann aber auch hauptsächlich, wenn es seine Lage zuläfst, durch eigenen Vorgang im Anbau neuer Producte den harten Unglauben des Landmanns durch den Augenschein besiegt, der nur durch solche gleichsam handgreifliche Art überzeugt wird. Der Vf. hat hier ein weites Feld vor sich auf der grofsen Alp, einer etwas rauhen Gegend des sonst gesegneten Wirtemberger Landes, die noch so viele 1000 unbebaute Morgen Feldes liegen hat, die nicht nur selbst für sich mit Nutzen angebauet, sondern durch deren Anbau mit Futterkräutern den übrigen im Bau liegenden Ländereyen ungemein aufgeholfen, und sie zu einem weit höhern Ertrag gebracht werden könnten. Die rechte Seite berührt der Vf. §. 3. durch den geprüften und erprobten Vorschlag des Kleebaues, und besonders des in seinen Gegenden am besten gedeihenden Esperklees (*Esparrette*), welcher bekanntlich den rothen, sogenannten deutschen, dreyblattrigen Klee und den Luzerner oder ewigen Klee an Festigkeit und Güte übertrifft, nur im Ertrag nachsteht, und nach dessen erster Aernte des Jahrs nicht so hoch erwächst, als letztere 2 Arten. Er berechnet darauf den Ertrag der Kleefelder für sich in einem ganz gemäfsigten Anschlag, der jedoch allerdings beträchtlich genug ist, und wobey keine Brachzeit statt findet. Allein ein noch sehr wichtiger Nutzen zeigt sich bey der dadurch verbesserten Viehzucht und den dadurch verbesserten Viehstand in der Verbesserung der Fruchtfelder durch den vermehrten Dünger, vermittelst welchen sie in einen weit höhern Ertrag gebracht werden; welches alles, wie die Gelenke in einer Kette, zusammenhangt. Denn es bleibt eine ewige Wahrheit, dafs der Ackerbau ohne den verhältnifsmäfsigen Viehstand, der den gehörigen Futterwachs voraussetzt, nur Pfuscherey ist, wobey der Bauer bey Abgabe, Schiff und Geschirr das ganze Jahr umsonst Knecht ist, und oft noch, nach Beschaffenheit des Bodens, wie meist auf der Alp, Sklavenarbeit hat. — Im Verfolg zeigt der Vf. den Nutzen eines guten Viehstandes an sich, und sehr gut den Einfluss des Wohlstandes des Landmanns auf Sittlichkeit und Aufklärung: berührt ferner den Nutzen für den Decimator, für die Schäferey etc. §. 8. die Mittel, den Kleebau einzuführen: 1) von höhern Orts dem Landmann die Erlaubnifs nicht zu erschweren, seine schlechten Aecker nach eigenem Gefallen dazu anzulegen; 2) die ärmere Klasse zum Anfang der Anlage mit einer kleinen Anleihe zu unterstützen; und 3) auch durch Prämien aufzumuntern. — Was der Vf. im Anhang als eine gar haufige Ursache der Viehseuchen angibt, nemlich das frühe Austreiben des Viehes auf die noch nasse und bethauete Weide, ist vollkommen gegründet.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 23. Julius 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

WIEN, b. Mösle: *Homilien der Väter über alle sonntägliche Evangelien des ganzen Jahrs.* nach ächten Ausgaben übersetzt, und zum Gebrauche der Seelsorger und Prediger, wie auch zur heilsamen Hauslesung für christliche Seelen eingerichtet und herausgegeben von einem Seelsorger *H. J. A.* 1790. *Erster Theil.* 394 S. *Zweyter Theil.* 401 S. 8. — Homilien der Väter über die feyertäglichen Evangelien des ganzen Jahres, nach ächten Ausgaben übersetzt, u. s. w. 1791. *Erster Theil.* 388 S. — Ueber die festtäglichen Evangelien der Heiligen insgemein. *Zweyter Theil.* 285 S.

Um sich die Ausübung der öffentlichen Verordnung in den österreichischen Erblandern, Kraft welcher bey jedem Frühgottesdienste in Städten und auf dem Lande eine Erklärung des Evangeliums angestellt werden soll, zu erleichtern, verfertigte Hr. *A.* diese Uebersetzung von Homilien der Kirchenväter. Einige seiner Amtsbrüder, welche dieselben zu Gesichte bekamen, „nickten ihm ihren ungetheilten Beyfall zu, und versicherten ihm, dass er ein heiliges und nützliches „Werk unternommen habe, welches gedruckt zu werden verdiene." Er ist daher diesem Rathe gefolgt, nachdem sie vorher mit allem Fleisse ihre Verbesserungen dabey angebracht hatten. Wer die Predigten der Kirchenväter kennt, weiss wohl, wie viel auch aus den besten derselben wegfallen muss, wenn sie für unsere Zeiten allgemein brauchbar seyn sollen. Ueberhaupt muss man sich beym Lesen derselben so oft in ihr Zeitalter versetzen, und hat für das unsrige so weit schicklichere Methoden, die Religionswahrheiten fruchtbar vorzutragen, dass man jene Predigten am füglichsten denen überlässt, welche sich mit der kirchlichen und theologischen Geschichte des christlichen Alterthums beschäftigen. Da unterdessen das Ansehen der Kirchenväter bey unsern R. Kathol. Mitbürgern noch so gross ist: so dürfen wir es ihnen nicht verargen, dass sie dieselben auch als unveränderliche Muster im Predigen ansehen. Unser Uebersetzer hat eben keine schlechte Wahl getroffen; sie würde aber freyer, und daher auch noch glücklicher gerathen seyn, wenn er sich nicht auf Predigten über sonn- und feyertägliche Evangelien hätte einschränken müssen. Denn da konnte er weniger auf die vorzüglichsten griechischen Lehrer Rücksicht nehmen, als auf einen *Gregor den Grossen* und *ehrwürdigen Beda*, bey welchem letztern man zugleich Auszüge aus dem *Ambrosius* und *Augustinus* antrifft. Es ist wahr, dass er unter andern auch nicht aber wiederum nicht nach einer genauern Wahl; sondern nur für die gedachte Bestimmung brauchbar. So hat er für das so neue *Fronleichnamsfest Christi* eine Homilie aus dem *Chrysostomus* und *Ambrosius* zusammengesetzt. (Hom. über die feyert. Evangel. Th. I. S. 281. fg.) Er fühlte es unterdessen selbst, dass manche abgeschmackte Allegorie und gezwungene Schrifterklärung der Väter wohl geringe Erbauung stiften dürfte; sucht sie aber, so gut er kann, und eben nicht glücklich (im Vorberichte zum erstgenannten Theil,) zu vertheidigen. Besser hätte er für denkende Zuhörer und Leser seiner Kirche gesorgt, wenn er (Th. I. d. Homil. über die sonntägl. Evang. S. 4.) *die Krafte des Himmels*, welche erschüttert werden sollen, nicht durch den heil. *Gregor den Grossen* in *Engel*, *Erzengel*, *Thronen* u. s. w. hätte verwandeln lassen; nicht mit eben demselben in einer besondern Anmerkung (l. c. S. 296.) aus den Worten *Christi* zum todten *Lazarus: Komm heraus*, die Nothwendigkeit der Ohrenbeichte bewiesen; oder (l. c. S. 259.) nicht mit *Beda* an der Eselin und dem Füllen, auf welchem *Christus* in Jerusalem einritt, ein Bild von der Einfalt der Juden und der Heyden, deren Haupt er war, gezeigt hätte. An einem andern Orte (Hom. über die feyert. Evang. Th. II. S. 111. fg.) hat er sich viele vergebliche Mühe gegeben, eine elende Deutung des *Ambrosius* über die *acht Seligkeiten* beym Matthäus aufzuklären; u. dgl. m. Dass er selbst im Stande sey, seiner Gemeine etwas Lehrreiches über Religion und ihre Pflichten zu sagen, sieht man aus den *kurzgefassten Lehrsatzen*, welche er jeder Homilie beygefügt hat, und von welchen wenigstens der grössere Theil praktisch gut ist. Hätte er doch lieber, an statt die weite und sich nicht sehr belohnende Reise zum heil. *Gregorius* anzutreten, gleich selbst über solche Lehren, wie z. B. *Das beste Mittel, das Laster zu meiden, ist, wenn man bey jeder sündhaften Gelegenheit denkt: Gott sieht mich*, u. dgl. m. Predigten aufgesetzt. Einige jener Lehrsätze sind freylich einer weit scharfern Bestimmung bedürftig, wie (Sonnt. Evang. Th. I. S. 162.) dieser: *Da jene, welche sich am Ende ihres Lebens noch wahrhaft zu Gott bekehren, die ewige Glückseligkeit erlangen können: so soll keiner, wenn er auch der grösste Sünder ware, an der Barmherzigkeit Gottes verzweifeln.* Hieher gehört auch, (Festtägl. Evang. Th. II. S. 148.) dass man *die heiligen Lehren aus dem Munde der Priesterschaft so gern als von Gott selbst hören müsse*; u. a. m. Die Uebersetzung ist übrigens zwar deutlich genug; aber etwas steif, und nicht immer in der reinsten Sprache abgefasst.

WEIMAR, b. Hoffmanns W. und E.: *Repertorium*

Digitized by Google

Regiſter über die XII Bände Nova Acta Hiſtorico-Eccleſiaſtica, und über die XII Bände Acta Hiſt. Eccl. noſtri temporis; welches nebſt dem hunderten Theil der letzten XII Bände, den dreyzehnten Band derſelben, und den fünf und zwanzigſten Band dieſer Sammlung ausmacht. *Erſter Theil*, welcher das bibliſche und das Nahmenregiſter in ſich faſst. 1790. 521 S. 8.

Ob es gleich etwas zu viel verſprochen iſt, daſs im gegenwärtigen Regiſter ein Repertorium *der neueſten Kirchengeſchichte* enthalten ſeyn ſoll, indem die Acta H. E. nicht eben weit über die Gränzen der evangeliſchlutheriſchen Kirche hinausgegangen ſind, und ſelbſt die Geſchichte von dieſer nicht ganz vollſtändig enthalten; ſo verkennen wir doch keineswegs den Werth dieſer nützlichen und dem Freunde der neueſten K. Geſchichte unentbehrlichen Sammlung. Die Nova Acta H E. mit welchen ſich dieſes Regiſter anfängt, erſchienen ſeit 1759. Auf das Namenregiſter wird im nächſten Jahre auch das geographiſche und Realregiſter folgen. Freylich zeigt die ungeheure Menge unbekannter Namen, welche man hier lieſt, daſs die Acta H. E. oft mehr Pfarrergeſchichte als Kirchengeſchichte waren; aber die Herausgeber dachten ſich ohne Zweifel Gäſte: *paſcentes variis multum diverſa palato.*

GESCHICHTE.

Eisenach, b. Wittekindt: *Empörungen der Könige und Fürſten wider ihre Groſsen.* Ein Gegenſtück zu der Geſchichte der groſsen Revolution in Frankreich. 1791. 260 S. *Zweyter Band.* 1792. 286 S. *Dritter Band.* 1793. 264 S. 8.

Das jetztlebende Geſchlecht von Bücherfabricanten hat zwar ſchon manchen äuſserſt ſeltſamen Titel ausgeheckt, um ihrer Waare deſto mehr Abgang zu verſchaffen; aber einen albernern, als den dieſer Sammlung vorgeſetzten haben wir nicht leicht geſehen. Der Himmel weiſs, welchen Begriff der Herausgeber derſelben ſich von *Empörungen* gemacht; oder ob er gar keinen davon hat. Genug, es hat ihm beliebt, folgende heterogene Dinge, die eben ſo gut Gegenſtücke zu jeder andern Hof- und Staatsrevolution in der Welt, als zur franzöſiſchen abgeben können, hier zuſammen zu ſtellen. Im I *Bande*: 1) *Ernſt Auguſt, Kurfürſt von Hannover*, wider den *Grafen von Königsmark*; die ſo oft franzöſiſch und deutſch gedruckte *geheime Geſchichte der Herzogin von Hannover.* 2) *Georg der Erſte, König von England*, wider den *Herzog von Ormond* der als ein Anhänger des Prätendenten ſich nach Frankreich flüchten muſste. 3) *Ludwig* XIII. *K. von Frankreich* wider den *Marſchall d'Ancre.* Er lieſs ihn bekanntlich in ſeinem Schloſſe Louvre ſelbſt ermorden, um abhängig von ihm und ſeiner Mutter regieren zu können. 4) *Karl* XII. *K. von Schweden* wider den *Generallieutenant von Patkul*, den er als vorgeblichen Landesverräther und Stifter des Nordiſchen Kriegs, radern lieſs. — Im II *Bande*: 1) *Peter der Groſse*, Ruſs. Kaiſer, wider ſeinen treuloſen Flüchtling hinrichten lieſs. 2) *Eduard III. K. von England*, wider den Graf *Mortimer*; einen durch ſeine Schuld unglücklich gewordenen Günſtling. 3) *Albert, Landgraf von Thüringen*, wider ſeine *Gemahlin und Söhne*, deren unnatürlicher Verfolger er war. 4) *Philipp* II. *K. von Spanien*, wider ſeinen Sohn *Don Karlos*, den er wegen ſeiner verhaſsten geheimen Verbindung zum Tode verurtheilen lieſs. Obgleich die Geſchichte ſeines Endes ſehr ungewiſs iſt: ſo wird doch hier, ſehr zuverſichtlich, inſonderheit auch dieſes erzählt, daſs ſich der Prinz ſelbſt die Adern habe öffnen laſſen. 5) *Ferdinand der Erſte, König von Pohlen*, wider den Cardinal *Martinuzius.* Eine wirkliche Empörung! aber nicht eines Fürſten gegen ſeinen Groſsen, ſondern der groben Unwiſſenheit wider die hiſtoriſche Wahrheit. Dieſer *Ferdinand* den unſer Compilator eigenmächtig auf den polniſchen Thron erhebt, iſt *Ferdinand*, Erzherzog von Oeſterreich, König von Ungarn und Böhmen, und zuletzt Kaiſer. Er nennt ſelbſt (S. 216.) *Carl* V. ſeinen Bruder; und kennt ihn doch ganz und gar nicht. Auch von einem Könige *Johann Corvinus*, der S. 252. vorkommt, weiſs die Geſchichte nichts. Bekannt iſt übrigens die Ermordung des verrätheriſchen Cardinal *Martinuzzi* durch Veranſtaltung des kaiſerlichen Feldherrn *Caſtaldo.* 6) *Karl* IX. *K. von Frankreich* wider die *Hugenotten.* Es iſt die Bartholomäusnacht. — Im III *Bande*: 1) *Victor Amadeus* III. *K. von Sardinien*, wider ſeinen Vater *Victor Amadeus* II. Er lieſs denſelben gefangen ſetzen, weil er die freywillig niedergelegte Regierung durch gefahrliche Ränke wieder an ſich zu ziehen ſuchte. 2) *Ludwig XIII. K. von Frankreich*, wider den *Herzog von Montmorency.* Er, oder vielmehr *Richelieu*, lieſs dieſen mit den Waffen wider ſeinen König geſtandenen Herzog enthaupten. 3) *Eliſabeth. K. von England*, wider *Maria, K. von Schottland.* So ſeicht als möglich, auch mit der Unwahrheit beſchloſſen, (S. 102) daſs *Maria in Tower* enthauptet worden ſey. 4) *Friedrich, Kurfürſt von Sachſen* wider *Kaiſer von Kaufſungen.* Der bekannte Prinzenraub. 5) *Johann II. K. von Caſtilien*, wider den Reichsfeldherrn *Alvaros de Luna.* Das nicht unverdiente Ende eines übermüthigen Befehlshabers. 6) *Jacob II. K. von Groſsbrit.* wider den *Herzog von Monmouth.* Dieſen ſeinen Brudersſohn, der ſich wider ihn empört hatte, verurtheilte er zum Tode. 7) *Ludwig XIII. König von Frankreich* wider die Herren *Cinqmars* und *von Thou.* Strafe ihrer, beſonders des erſtern, Verbindung mit Spanien gegen den König. Seltſam iſt es, daſs *Cinqmars* immer *Herr le Grand* genannt wird, ſobald er Oberſtallmeiſter geworden war, weil die Franzoſen dieſen kurz *Mr. le Grand* (Ecuyer) nannten. 8) *Auguſt, Kurf. von Sachſen*, wider *Wilhelm von Grumbach.* Beynahe das Allerungereimteſte ſteht alſo zuletzt: eine Empörung wider einen Hauptempörer! — Woher der Vf alle dieſe ſchönen Sachen genommen habe, davon ſagt er kein Wort. Manches mag wohl urſprünglich franzöſiſch ſeyn, ſo flüchtig und zum Theil romanenhaft iſt es bearbeitet. Doch was iſt daran gelegen, aus welchen Quellen oder Pfützen ſolche Rhapſodien geſchöpft

TÜBINGEN, b. Heerbrandt: *Lebensbeschreibung Heinrichs des Grofsen*, Königs in Frankreich. Von *Harduin von Peréfixe*, Bischof von Rodez. Aus dem Französischen übersetzt. 1793. 466 S. 8.

Der Uebersetzer scheint entweder nicht gewufst zu haben, dafs es schon 2 deutsche Uebersetzungen dieses Buchs gebe, darunter die neuere v. J. 1753. nicht eben merklich schlechter als die seinige seyn dürfte; ingleichen, dafs seit 30 Jahren mehrere französische und deutsche Lebensbeschreibungen von *Heinrich dem Grofsen*, auch Lobschriften auf denselben, und andere merkwürdige Beyträge zu seiner Geschichte erschienen sind; oder er hat dieselben keiner Aufmerksamkeit gewürdigt. Keines von beiden aber könnte ihn empfehlen. Denn obgleich *Peréfixe* unter den ältern Schriftstellern von dem Leben jenes Fürsten, nach den *Memoires de Sully* leicht der Brauchbarste seyn mögte; so trägt er doch noch zu sehr das Gepräge seines Jahrhundert, als dafs sein Buch 130 Jahre nach seiner Erscheinung, völlig noch den alten Werth behaupten könnte. Manches ist nach seiner Zeit in ein weit besseres Licht gesetzt worden; in Frankreich glaubten schon sehr lange die meisten nicht, was *Peréfixe* S. 192. sagt, *Gott habe Heinrichs Verstand* durch sein heiliges Licht *so weit aufgeklart*, dafs er sich entschlofs, *die heilsame Belehrung der katholischen Prälaten anzuhören*. Bisweilen ist die Bewunderung zu hoch getrieben; wie wenn S. 430 der bekannte Entwurf, einer neu zu errichtenden christlichen Republik, (der doch an sich noch so streitig ist) so grofs genannt wird, dafs *mehr als ein menschlicher Verstand* erfodert worden *sey*, um ihn zu machen. Einiges, was bey dem *Vf.* noch Wunsch ist, hat man gleich nach seiner Zeit in Frankreich eingeführt, wie S. 313. die Seidenmanufacturen; anderer später Veränderungen nicht zu gedenken. Es fehlt auch nicht ganz an unrichtigen Erzählungen; bey einer derselben (S. 432.) dafs *Karl V.* einen *Herzog von Sachsen Wilhelm, aus seinem Kurfürstenthum vertrieben* habe, begnügt sich der Uebersetzer die Anmerkung beyzufügen: „Dafs dieser Name falsch sey, braucht kaum erinnert zu werden." Anstatt solcher unnützen Anmerkungen hätte er, wenn ja das Buch noch einmal übersetzt werden mufste, andere in bündiger Kürze berichtigende, ergänzende und beurtheilende hinzusetzen sollen. Wie kann man z. B. jetzt noch drucken lassen, was man dem ehrlichen *Peréfixe* allenfalls vergibt, dafs *Heinrich* sich bey seinem vorgedachten grofsen Plan, der wider das Haus Oesterreich gerichtet war, unter andern auch an *die Regenten der Länder Böhmen und Ungarn* gewandt habe; (S. 417.) als wenn nicht diese beiden Reiche dem Hause Oesterreich damals unterworfen gewesen wären. Selbst die Sprache unsers Uebersetzers hat mancherley Flecken. An dem eben genannten Orte läfst er *Heinrichen die Regenten einiger Länder untersuchen*, anstatt *ausforschen*; er spricht (S. 422.) von *funfzehn Potenzen*, anstatt *Mächten*; schreibt *Liege*, *Transylvanien* u. s. w. anstatt *Lüttich*, *Siebenbürgen*. Es liefse sich auch wohl eine und die andere Stelle zeigen, worin er den Verstand ganz verfehlt hat.

STENDAL, b. Franzen u. Grofse: *Historisch-merkwürdige Beyträge zur Kriegesgeschichte des grofsen Kurfürsten Friedrich Wilhelms* in der Lebensbeschreibung *Otto Christophs Freyherrn von Sparr*, Röm. Kaiserl. wie auch zu Ungarn und Böhmen Königl. Maj. u. Sr. Kurf. Durchl. zu Brandenburg bestellten General-Feldmarschalls, Geh. Kriegsraths, Obergouverneurs der Churmark Brandenburg, Hinterpommer- und Halberstädtischen Festungen Obristen zu Rofs und Fufs, Erbherrn auf Trampe, u. s. w. zur Erlauterung sehr wichtiger Begebenheiten des Hauses Brandenburg im vorigen Jahrhunderte. Aus archivalischen und mit möglichster Genauigkeit benutzten, authentischen gedruckten und ungedruckten Schriften zusammengetragen. 1793. 14½ Bogen gr. 8. m. 1 K.

Der Vf. dieser Beyträge, eben derselbe, von dem wir bereits einen wohlgerathenen Versuch einer Lebensbeschreibung des berühmten Generalfeldmarschalls Freyherrn von *Derfflinger* erhalten haben, klagt nicht mit Unrecht über den Kaltsinn, mit welchen man jetzt in Deutschland das Andenken mancher verdienstvoller Männer der vaterländischen Geschichte in der Dunkelheit lafse. Die Ursachen davon sind jedoch leicht anzugeben; eine der vornehmsten wird die Nachwelt in der unglücklichen Verfeinerung des historischen Geschmacks finden, für welchen kunstlose, obgleich wahre, Darstellungen, an denen es uns gar nicht fehlt, von trefflichen Mitbürgern, nichts Anziehendes haben. *Sparr* ist einer von den deutschen Feldherren des vorigen Jahrhunderts, die es vorzüglich verdienen, dafs man mit ihnen bekannt werde. Er gehört unter die ersten, welche des Kurf. *Friedrich Wilhelms* weit umfassende Entwürfe für die Gröfse seines Hauses und Staats glücklich unterstützten. Zwar glauben wir, dafs die wenigen Stellen, in welchen ein Geschichtschreiber, wie *Pufendorf*, seiner gedacht hat, ihn schon hinlänglich, vor der Vergessenheit sichern können; allein man hätte doch längst dafür sorgen sollen, seine Lebensgeschichte aufzuhellen. Dieses ist hier mit Hülfe archivalischer und anderer guter Nachrichten geschehen. Indessen ist uns doch gleich beym Anfange ein unauflöslicher Zweifel vorgekommen. Die Mutter unsers Helden, heifst es S. 4, starb 1599 den 13 Novemb. bey der Geburt desselben in einem Alter von 14 Jahren und 4 Wochen; wie solches die ihr gehaltene Leichenpredigt meldet. Gleichwohl wird S. 65. aus den Kirchenbuche von St. Marien zu Berlin die Nachricht angeführt, dafs *Sparr* 1605. auf die Welt gekommen sey. Die erstere Bestimmung wird freylich durch das Alter der Mutter verdächtig; auch gesteht der Vf. jene Leichenpredigt nur aus einem Auszuge zu kennen, den *Hendreich* gemacht hat. Man mochte also wohl dem Kirchenbuche den Vorzug geben, doch kann der Leser nicht entscheiden. Das erste, was man von *Sparrs* Leben weifs, ist, dafs er seit 1632. Oberster in kaiserl. Diensten war. Sein Lehnsherr, der schwache Kurfürst von Brandenburg *Georg Wilhelm* trug ihm zwar 1638 die Direction seiner Artillerie auf; allein viele Jahre darauf findet man ihn noch als kaiserl. Generalmajor, bis ihn *Friedrich Wilhelm* im

J. 1649 in gleicher Würde zu seinem Kriegsrathe, Gouverneur zu Colberg, und Obercommendanten der Festungen in mehrern Provinzen, ernannte, ihm ein Regiment zu Fuss in Colberg, eine Compagnie bey demselben, 2000 Rthlr. wegen des Obergouvernement, und das Versprachen eines jährlichen Gehalts von 5000 Rthlr., wenn das Regiment aufgehoben werden sollte. Vom J. 1651 an, da er die Kurf. Dienste erst antrat, bis in sein Todesjahr 1668 that er sich durch viele Thätigkeit und Geschicklichkeit in aufgetragenen Unternehmungen hervor, niemals mehr als in der dreytätigen Schlacht bey Warschau, im J. 1655. Er entschied den glücklichen Ausgang derselben für Schweden und Brandenburg, indem er die auf Bergen gelegenen Schanzen der Polen eroberte. Nicht geringe Dienste leistete er auch dem Kaiser mit Brandenburgischen Kriegsvölkern in der Schlacht bey St. Gotthard im J. 1664 und scheint dafür von demselben zum Feldmarschall ernannt worden zu seyn. Seine kriegerischen Talente werden zwar S. 67. geschildert, aber, wie der Vf. selbst gesteht, aus Mangel ihrer Nachrichten, nur im Allgemeinen und unvollständig. Das Urtheil über *Friedrich Wilhelms* Frieden mit *Karl Gustav*, (S. 32.), dass er aus einer eingebildeten Noth entstanden sey, können wir nicht unterschreiben. Nach dem grosen Fortgange des Königs in Polen, war der Kurfürst demselben in die Länge gar nicht gewachsen, und durch eine einzige Niederlage völlig zu Grunde gerichtet. In den Beylagen findet man angenehme Erläuterungen über das Brandenb. Kriegswesen das *Friedrich Wilhelm* so wie alles übrige, neu bildete. Das beygefügte Kupfer stellt eine auf *Sparr* 1664 geprägte Schaumünze dar.

Nürnberg, in d. Raspeschen Handlung: *Tabellarisch historisches Handbuch der Kirchen- und Staatengeschichte, bis auf die neuesten und gegenwärtigen Zeiten.* 1793 736 S. gr. 8.

Anfänglich wollte der Vf. dieses Werks *eine tabellarische Encyclopädie*, oder Uebersicht aller menschlichen Kenntnisse schreiben, worin alle dahin gehörige Gegenstände ungefähr so, wie im gegenwärtigen Buche, die Geschichte auf den ersten Seiten, unter den Aufschriften: Jahre, Fürsten, und einzele Merkwürdigkeiten, folglich blos summarisch, ohne Erzählungston und wörtliche Beschreibung, chronologisch, synchronistisch und systematisch vorgetragen werden sollten. Er musste aber diesen Entwurf aufgeben, und sich blos auf die Geschichte einschränken; doch sind noch einige Beziehungen auf jenen Entwurf stehen geblieben: Jetzt also findet man auf 60 Tabellen, welche wiederum unter Abschnitte oder Stücke, wie sie der Vf. nennt, vertheilt sind, die gesammte kirchliche und politische Geschichte folgendergestalt vorgetragen. Die sogenannte *heilige Geschichte* nimmt 2 Stücke und 7 Tabellen ein; sie besteht aus der *Geschichte der Religionen und Weissagungen*, und aus der *Kirchengeschichte*. In jener wird die *patriarchalische, heydnische, jüdische, christliche* und *muhamedanische* Religion; in dieser theils die Geschichte Jesu und seiner Apostel, theils die Geschichte der *Päpste*, tabellarisch dargestellt. Ausgenommen, aber nicht zugegeben, dass diese Trennung der Religions- und Kirchengeschichte von der eigentlichen Weltgeschichte vortheilhaft, ja selbst dem historischen Zusammenhange des Ganzen gemäss sey; finden wir auch in diesen ersten Stücke eine etwas unnatürliche Absonderung der Religionsgeschichte von der kirchlichen. Warum soll überhaupt das Leben *Jesu*, der Apostel und der Päpste in der letztern Platz haben? und wie kann man, ohne den Stifter der Religion zu kennen, wozu erst S. 11. fg. Anleitung gegeben wird, die vorhergehende Religionsgeschichte verstehen? Ausserdem ist auch in diesen Tabellen manches zu berichtigen. Besonders scheint der Vf. in der Geschichte der Päpste, von denen viele gar nicht genannt zu werden verdienten, auf ein älteres Handbuch gerathen zu seyn, und demselben die nicht geringe Anzahl ungewisser und seichter, oder gar falscher Nachrichten abgeborgt zu haben, welche wir hier lesen. Z. B. dass *Calixtus* I. zwischen 219—223. die 4 grosen Jahresfasten gestiftet habe; *Marcellus* von 305—310. der Stifter der 25 Kirchspiele zu Rom, seyn soll; dass *Innocentius* I. von 402—417. die letzte Oelung zu einem Sacrament gemacht; *Bonifacius* II. von 530—532. verordnet habe, dass nach eines Pabstes Tode der Stuhl allemal in 3 Tagen besetzt werden sollte; dass *Vitalianus* (655—669.) befohlen habe, den Gottesdienst in lateinischer Sprache zu halten; *Sergius* I. 687—701.) die Sachsen und *Friesen* zum Christenthum gebracht habe; dass dem *Papste Zacharias* (741—752) *Bamberg*, *Erfurt* und *Merseburg* ihren Ursprung zu danken hätten; u. dgl. m. die sogenannte *Weltgeschichte* (S. 34. fg.) wird in die alte und neue abgetheilt, und jene von der 8—22sten Tabelle, nachdem die Geschichte vom Anfange der Welt bis auf Abraham fortgeführt worden, dergestalt abgehandelt, dass die Geschichte der Israeliten, der Babylonier und der Assyrer, der Phoenicier, und übrigen berühmten Völker, auf einander folgen. Eben *so ist* die neue Weltgeschichte mit der Fortsetzung der jüdischen Geschichte angefangen, und in einer Reihe Nationalgeschichten fortgesetzt worden. Der Plan ist fast durchgehends einerley mit dem, welcher in *Schröckhs* Weltgeschichte für Kinder zum Grunde liegt; dessen Worte sich auch der Vf. öfters bedient zu haben gesteht. In den Tabellen herrscht die Einrichtung, dass eine oder mehrere Spalten die Chronologie, andere die Fürsten, berühmte Gelehrten und andere vorzügliche Männer, einzelne merkwürdige Begebenheiten ferner die wichtigsten Veränderungen im Zusammenhange, und endlich den Zustand der Wisseuhaften, Künste und Sitten in sich fassen. Für eine tabellarische Vorstellung können wohl manche Erzahlungen zu umständlich heisen: und die Spalte, welche einzele Begebenheiten enthält; dünkt uns grosentheils überflüssig zu seyn. Ueberhaupt aber ist dieses Werk von sichtbarem Fleisse noch mancher Verbesserungen von Seiten der Wahl, Genauigkeit und Stellung der Gegenstände fähig, um eine höhere Brauchbarkeit zu erhalten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 23. Julius. 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

Unter der Aufschrift: En Suisse — *Du Gouvernement de Berne.* 1793. 284 S. 8.

Nach der Einleitung ist der Zweck des Vf. die Vertheidigung der bernerschen Regierung gegen verschiedene Libelle. Th. I. C. 1. Von der Regierung überhaupt. S. 2. „Die höchste Gewalt in dem Cantone Bern „liegt in den Händen eines Rathes von höchstens 299 Glie„dern, sämmtlich Bürgern der Hauptstadt, welche sich, „nach den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung, „in verschiedene Kammern vertheilen. S. 3. „Anfänglich beschränkte sich die ganze Republik blos auf Bern „und die Bannmeile der Stadt. Die Stadt dehnte hernach theils durch Ankauf, theils durch Anerbung, theils „durch Eroberung, theils durch freywillige Unterwerfung ihr Gebiet nach und nach aus. Alle Vereinigungen indefs geschahn unter gegenseitigen Verpflichtungen, vermöge welcher die Hauptstadt Bern den Unterthanen mehr oder weniger Freyheiten bewilligte. Die „Unterthanen haben in ihren gemeinen und Municipalstädten ihre eigene Obrigkeit, Polizey, Einkünfte, „ohne andere Zwischenkunft des Souverains, als im „*Fall* einer Appellation. S. 4. Durchgängig herrscht die „gröfste bürgerliche Freyheit.“ Ueber die politische Freyheit drückt sich S. 5 und 6. der Vf. folgendergestalt aus: „Wenn man zu einer guten Staatsverfassung unumgänglich nothwendig glaubt, dafs die Erwählung „der Regenten beym Volke stehe, so bleibt die bernersche Verfassung auch in diesem Sinne gut. Unsere Regenten ernennt eine grofse Majorität des Volkes, freylich nicht mit der Stimme, aber mit dem Herzen. Bey „Aufzählung der Stimmen von allen Einwohnern in dem „Cantone würd' es sich zeigen, dafs mehr als ⅞ dem „gesetzlichen Souverain das volle Recht zur Regierung „feyerlich zukennen.“ Bey solcher Vorausetzung scheint es, dafs der Vf. sich theils ohne Noth wegen des Revolutionsgeistes beunruhigt, theils auch hie und da, besonders in der Einleitung, das Geschrey über verdächtige Anschläge übertreibt. „Ich erkläre,“ fährt er in rednerischem Tone fort, „dafs ich auch ohne Wahlherren und „Urversammlungen die zeitigen Besitzer der souverainen Gewalt zu Führern des Volks wähle; ich wähle „Sie, in wiefern ich freywillig ihrer Erwählung zustimme; jeden Tag gebe ich ihnen die Stimme meines Herzens, wodurch ich Sie zu beständigen Repräsentanten „meines Willens erhebe. Ohne aus meinem Zimmer zu „treten, geniefse ich der Befriedigung, meine Repräsentanten zu ernennen, und so erfreue ich mich mit „allen guten Bürgern der politischen Freyheit.“ C. 2. Von der bürgerlichen Rechtspflege. S. 8. „Die bürgerlichen Gesetze sind nicht in allen Gegenden des Cantons „die gleichen. In den deutschen Gegenden gilt, mit „Ausnahme einiger privilegirten Bezirke, das Gesetzbuch von Bern; in dem Wattlande, dem Gouvernement von Aigle und in der Stadt Lausanne gelten die „einheimischen fortgeerbten Gesetze. Die bürgerlichen „Rechtshändel gehören nicht unmittelbar vor den Souverain selbst. Die Gemeinen und Landstädte haben ihren eigenen Richter erster Instanz. Nur durch den Weg „der Appellation gelangen die Streitsachen vor das Tribunal des Landvogtes, bey welchem Eingebohrne des „Orts sitzen; von diesem Tribunale gelangen sie weiter „an die Appellationskammern in Bern. S. 9. In Bern „befinden sich zwo solche Kammern; die eine für das „deutsche Gebiet, von welcher noch ein Recurs an den „souverainen Rath geht; die andere für das Wattland, „welche (wofern kein Monitorium erfolgt) unwiederruflich entscheidet. S. 10. Vor diesen Kammern stellen „sich die Partheyen in Bern, und sie bezahlen für die „Sentenz eine sehr kleine Summe.“ C. 3. Von der Criminaljustiz. „Mit Ausnahme einiger Städte und Freyherren, welche das Recht über Leben und Tod haben, „geniefsen in allen andern Gegenden die Angeklagten „den Vortheil, dafs sie vor das Tribunal desjenigen Orts, „wo das Verbrechen geschah, gebracht werden. Unter „dem Vorsitze des Landvogts wird vor dem Tribunale „der Proceſs untersucht. Nur Hochverrath gehört unmittelbar vor den souverainen Rath; in jedem andern „Falle wird kein Verbrecher dem natürlichen Richter des „Orts entzogen. Bern bestätigt die Todesurtheile, oder „mildert sie. S. 15. Durchgängig geschont bleibt die „persönliche Sicherheit. Hier aber, setzt der Vf. hinzu, „hier nehmen wir für den Augenblick die letztern Begebenheiten in dem Wattlande während einer aufserordentlichen Epoche aus, und man darf bezeugen, dafs „seit Jahrhunderten jede Handlung willkürlicher Autorität, jede Verhaftnehmung ohne erwiesenes Verbrechen, „jede gesetzwidrige Criminalprocedur durchaus unbekannt gewesen.“ C. 4. Von Besteurungen. S. 18. „Es „gibt nur zweyerley Auflagen, der Zoll und der Territorialimpost. S. 19. Die Salzregie ist für das Volk viel„mehr vortheilhaft, als nachtheilig. Es bezahlt für das „Pfund Salz 1 Sous 9 Deniers. Der Zoll ist sehr gering. „S. 21. Der Territorialimpost besteht, 1) in dem Zehnten, „den durch den ganzen Canton aller nutzbare Boden bezahlt; 2) in den Grund- und Bodenzinsen (*censes foncières*), welche jährlich verschiedene Grundstücke an „den Producten selbst entrichten; 3) in den Laods, oder „dem zehnten Denier, welchen der Souverain in dem „Wattlande von den verkauften Gütern bezieht. Auch

„gibt es Güter, welche vom Zehnten, von den Grund-„zinsen und von den Laods befreyt sind.“ C. 5. Von der Finanzverwaltung. S. 26. „Noch besitzt der Souve-„rain in Bern Eigenthum, Einkommen und einen Schatz, „die, wie der Vf. versichert, den souverainen Rath be-„sonders angehören. S. 27. Er ist Gläubiger von den „mächtigsten Staaten Europens.“ C. 6. Von den Land-vögten. S. 32. „Die Landvögte sind sämmtlich Glieder „des grosen Rathes zu Bern; sie besorgen in ihrem Be-„zirke die Finanzverwaltung, haben den Vorsitz in den „Amtstribunalen, wachen für Ordnung und Sicherheit, „und vollziehen die Beschlüsse des Rathes in Bern. S. „35. Jedes Jahr legen sie vor der Finanzkammer über „ihre Verwaltung Rechenschaft ab. Solcher Landvog-„teyen gibt es ungefähr funfzig. S. 36. Jährlich ertra-„gen die reichern 20,000 Franken; im Durchschnitte, „jede in die andere gerechnet, ertragt jede 10,000 Fran-„ken; die Hauptsumme von allen zusammen bringt also „jährlich 500,000 Franken. Wenn diese Summe auf die „Bevölkerung des Cantons (350,000 Seelen) vertheilt „würde, so würde jeder Kopf nicht mehr als ungefähr „1 Livr. 9 Sols geben müssen.“ Diese Berechnung nimmt der Vf. selbst zurück; keineswegs sagt er, S. 37. „ist es das Volk, welches die Landvögte besoldet; der „Souverain besoldet sie; das Volk bezahlt nur die oben-„erwähnten Zölle, Zehnten, Grundzinse.“ Der Vf. macht sich selbst folgenden Einwurf: „Alle diese Steuern „kommen nur der Hauptstadt und den Bürgern der Haupt-„stadt zu gute, ohne dass das Geld in die Provinzen zu-„rückfliesst.“ Hierauf antwortet er S. 38. „Jedes Jahr „wirft der Souverain wieder Etwas an bestimmten Jahr-„gehalten, an zufälligen Gratificationen, an Werken der „Wohlthätigkeit in die Provinzen zurück.“ Ueber dies-es Etwas wünschten wir von dem Vf. eine detaillirtere Berechnung zu sehen, um so viel mehr, da er sich oben als sinnreichen Berechner gezeigt hat. C. 7. Vom Zu-tritte beym Souverain. Er soll sehr leicht und zutrau-lich seyn. C. 8. Vom Militärwesen. S. 51. „Ausschlie-„ssend beym Souverain steht das Recht, Krieg, Frie-„den, Bündnisse zu machen. S. 52. Keineswegs mit „regulirten Truppen, Garnisonen, Unterhaltung von Fe-„stungen, Kriegessteuern drückt man das Volk nieder. „S. 54. „Jeder Unterthan bleibt vom 16 Jahre bis zum „60 in die Nationalmiliz eingeschrieben, und schafft sich „selbst Gewehr und Uniform an. S. 56. Wenn der Sou-„verain ein Aufgebot thut, so lässt er nach eigenem Be-„lieben aus verschiedenen Bezirken Mannschaft ausho-„ben, und zwar unter solchen Anordnungen und Ver-„theilungen, die für das Volk am wenigsten lästig sind; „auch wird die Mannschaft sogleich beym Ausmarsche „besoldet. S. 57. In Bern ist ein Arsenal, nebst einem „eigenem Kriegsrathe. S. 57. Ein Beweis von dem Zu-„trauen des Souverains zum Volke ist es, dass er jedem „Unterthan zu jeder Zeit sein Gewehr in der Hand lässt. „S. 60. Bern hat vier Regimenter in auswärtigem Dien-„ste. Die Epoche dieses auswärtigen Dienstes hält der „Vf. nicht für einen Zeitpunkt des Unglücks, sondern „für die erste Epoche der eidgenössischen Ruhe. S. 62. „Durch den auswärtigen Kriegsdienst versichert sich die „Regierung nicht nur den Frieden mit den verbündeten „Mächten, sondern auch ihrer Freundschaft.“ Da indess gegenwärtig Bern der Neutralität geniesst, ungeachtet weder Bern noch irgend ein anderer Canton Truppen weder im deutschen noch im französischen Dienste hat, so wird der Vf. erkennen, dass zur Unterhaltung des Friedens und der guten Nachbarschaft andere Mittel wohl weit zuträglicher sind, als Miethtruppen. Die Vermie-thung der Truppen zieht immer ökonomische sowohl als moralische Nachtheile nach sich. C. 9. Von dem Kir-chenwesen und von dem öffentlichen Unterricht. S. 69. Nach unserm Vf. befindet sich unter der bernerschen Re-gierung die Geistlichkeit gerade in einer solchen Lage, wo sie nützen, und nicht schaden kann. S. 70. In Bern, wo die Bevölkerung aus 12000 Seelen besteht, befinden sich zwölf Prediger; in Lausanne, bey einer Bevölkerung von 7000 Seelen, sieben; in Vevai vier Prediger. Jeder, der auf eine Predigerstelle Anspruch macht, muss, für das deutsche Land, in der Hauptstadt Bern, und, für das Wattland, in Lausanne geprüft wer-den. C. 10. Von mildthatigen Anstalten. S. 79. In der Hauptstadt befinden sich zwey Hospitaler; S. 82. zwey Waisenhäuser, aber ausschliessend nur für Kinder der Stadtbürger in Bern. S. 84. Bey Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten, Hagelwetter und andern Unglücksfällen sammelt man in Bern Liebessteuern. (Interessant wären hier einige Steuerverzeichnisse.) S. 86. „Man wirft der „Regierung den ausschliessenden Genuss der seculariir-„ten Kirchengüter vor, und man bedenkt nicht, dass sie „daraus theils die Unkosten des Cultus bestreitet, theils „die Beschwerden der Armuth erleichtert.“ C. 11. Von Missbräuchen überhaupt. S. 106. „So wie aller Orten, „so gibt es auch Missbräuche in Bern; allein sie sind „theils wenig zahlreich, theils werden sie abgeschafft, „so bald sie die Regierung gewahr wird, theils auch „durch die grösern Vortheile vergütet.“ Beyspiele und Detail findet man in diesem Abschnitte nicht. C. 12. Von den Gebrechen der Verfassung. S. 108. „Das erste Ge-„brechen, das man der bernerschen Verfassung vorwirft, „besteht darin, dass die Souverainität nicht bey dem „Volke steht, sondern auf den Senat einer einzigen Stadt „concentrirt ist. S. 111. „Sie steht nicht in Kraft eines „Decrets bey dem Volke, auch wird sie nicht von ihm „ausgeübt; indess aber geniesst es alle Vortheile dersel-„ben.“ S. 113. Den Einwurf, dass das Volk keine selbst-gewählten Landstände habe, beantwortet der Vf. damit, dass es keine verlange. S. 115. „Repräsentanten ernennen, „heisst so viel, als den Andern die Vollmacht ertheilen, für „uns zu wollen. Wozu aber frommt es uns, dass wir eine „solche Vollmacht vielmehr diesen als jenen ertheilen? „Was mich betrifft, setzt der kluge Vf. hinzu, so ent-„fremde ich meinen Willen zu Gunsten Sr. Gnaden und „Excellenzen.“ Sinnreich häuft er Einwurf auf Ein-wurf: „Geniesen wir aber nicht grösserer Freyheit, wo-„fern wir die Regenten selbst wählen?“ Gerade das Ge-gentheil antwortet er. S. 117. „So unvermeidlich „sind die Ränke bey den Volkswahlen, dass man in al-„len (?) Republiken, wo bey den Wahlen die Stimmen „gelten, zugleich noch die letzte Entscheidung dem Loos „überlässt, der göttlichen Vorsehung, welche so wich-„tige Wahlen besser leitet, als es die blinden Sterblichen „nie

„nie thun könnten.“ Fürwahr eine Aeufserung, die des Vf. religiöse Denkart eben nicht in dem schönsten Lichte zeigt. S. 118. „Konnten aber, frägt er, die Repräsen„tanten nicht auf Zeit, z. B. auf zwey, drey Jahre ge„wählt werden?“ In solchem Falle, antwortet er, „würden sie den kurzen Zeitraum ausschliefsend zu ih„rem persönlichen Vortheile benutzen.“ S. 121. macht er die richtige Bemerkung: „Wenn der Despote von „Spahis und Janitscharen unterstützt ist, in solchem Falle „hat das Volk freylich keine politische Freyheit, und „gezwungen ist seine Einwilligung: in einem Lande „aber, wie das unsrige, wo die Regierung keine unmit„telbar nur von ihr abhängende Gewalt hat; in einem „Lande, wo sie sich dem Unterthan anvertraut, und wo „dieser bewaffnet ist, in einem solchen Lande geniefst „das Volk mehr ächte politische Freyheit, als wenn sein „Wahl- und Repräsentationsrecht noch so ausgedehnt „wäre.“ C. 13. Von den Feudalrechten. S. 130. „Diese „Rechte fodern in dem Cantone Berne keine persönliche „Dienstbarkeit oder Leibeigenschaft; sie fodern die Er„stattung nur von dem Boden; sie würden durch ihre „Abschaffung drückendere Auflagen nothwendig machen. „S. 132. Die Feudalverbindlichkeiten sind nichts anders „als Rückbezahlungen an eine sehr gesetzmäfsige Schuld, „grosse Landeigenthümer waren es, die vormals einzel„nen Personen für sich und ihre Nachkommen verschie„dene Grundstücke unter der Bedingung abgetreten ha„ben, dafs ein Theil des Ertrags ihnen, ihren Erben „oder Nachfolgern zukommen sollte. S. 133. Allein „manche dieser Feudalverbindlichkeiten gründen sich we„niger auf solche Verträge, als tyrannische Erpressungen „entweder des Adels oder Geistlichkeit: Der Einwurf, „sagt der Vf., pafst auf sehr wenige Fälle; neben dem „sind nun einmal auch solche Feudalschulden seit Jahr„hunderten anerkannt.“ C. 14. Von den Gebrechen der Verwaltung. S. 138. Eines von den vorgeblichen Mifsbräuchen ist die Einschränkung der Freyheit bey dem Getreidehandel. „Unumschränkte Freyheit aber,“ sagt der Vf., „wäre der Ruin des Feldbauers und Landeigen„thümers. Bey dem Bedürfnisse des auswärtigen Ge„treides würden sie die auswärtige Concurrenz nicht aus„halten, und das Volk würde von Monopolisten gedrückt „werden. S. 139. Die Regierung kauft also selbst aus„ländisches Getreide, und füllt damit die öffentlichen „Magazine. Auf solche Weise erhält sie den Preis des „Brodes in einer Taxe, welche sowohl für den Verzeh„rer als für den Arbeiter vortheilhaft ist.“ Ein ande„rer vorgeblicher Mifsbrauch sind die ausschliefsenden Privilegieen der Stadtbürger in Bern. Von solchen aber weifs der Vf. überall nichts. S. 140. „Die Handelschaft „ist dem Landmanne eben so frey erlaubt, als dem Stadt„bürger. Zu den Compagnien und Regimentern in aus„wärtigem Dienste hat jener eben so gut Zutritt, als „dieser. Dieser, fährt er fort, behält sich freylich die „gröfsere Zahl der Militärstellen vor. Und warum nicht? „Die Stadtregierung in Bern ist es, welche die Militär„capitulationen schliefst; S. 141. sie, diese Regierung, „(*l'Etat de Berne, proprement dit*) macht den Mittel„punct oder den Hauptkern der Republik aus.“ Hier macht es der Vf. der Regierung wohl wenig zu Danke, wenn er die Capitale zu ihrem Hauptaugenmerk macht. S. 143. Die Klagen über den Zoll auch im Innern des Landes weiset er mit Bemerkung zurück, „dafs die frem„den Waaren nicht höher, ja, nicht einmal so hoch zu „stehen kommen, als im Auslande selbst.“ Eine Bemerkung, die er durch Beyspiele hätte klar machen sollen. Auf S. 144. kömmt er zur ersten Epoche des öffentlichen Unwillens im Wattland. Diese Epoche fällt in das Jahr 1781. „Das Land,“ sagt der Vf., „wird von allen an„dern Auflagen als frey angesehn, (*censé exempt*) aufser „denjenigen, welche durchgängig festgesetzt und be„williget sind, (*etablies et consenties généralement*) näm„lich den Territorialimposten. Inzwischen legte bey Ge„legenheit des Strafsenbaues zu Morsee der Rath zu Bern „jedem Besitzer von Grundstücken in diesem Amte eine „Steuer auf.“ Ungeachtet dem Vf. die Nachfrage über die eigentlichen Landesrechte keineswegs schwer seyn mufste, so entschuldigt er sich doch mit seiner Unkunde (?) und überläfst andern die Entscheidung, ob die Besteuerung ein Mifsbrauch sey, oder nicht? „Die Stadt „Morsee machte dagegen Einwendungen.“ Warum läfst uns der Vf. in der Ungewifsheit, ob sie mittlerweile die Steuer bezahlt habe, oder nicht? Nach *I. I. Cart* (*Lettres sur le droit public du pays de Vaud*) hat sie bezahlt. „Der Souverain erlaubte den Einwohnern von „Morsee die Ueberreichung eines Memorials. Wegen „überhäufter Geschäfte aber konnte er es bis auf jetzt (?) „noch nicht untersuchen.“ Wir schreiten zum zweyten Theile des Buchs fort: Ueber die neuesten Vorfälle im Pays-de-Vaud. C. 1. Veranlassung der Vorfälle. S. 159. „Seit mehr als zwey Jahrhunderten genofs unser glück„liches Vaterland einer innern Ruhe, deren Gang nichts „unterbrach.“ Der Vf. weifs also nichts von dem im deutschen Bernergebiete ausgebreiteten Bauernaufruhr im J. 1653; nichts von den pietistischen Unruhen, nichts von den Verfolgungen der *Formula Consensus*, nichts von Hänzi's Verschwörung in dem gegenwärtigen Jahrhunderte. S. 160. „Alles Unheil in seinem Lande kömmt „von der französischen Revolution her.“ Und also auch von ihr die S. 144. erwähnte erste Aeufserung des Mifsvergnügens wegen der Besteurung von Morsee im J. 1781? C. 2. Die ersten Funken; Maafsregeln des Souverains zur Unterdrückung derselben. S. 171. „In Paris „war es Mode, die Souverains zu kritisiren; wer von „gutem Tone seyn wollte, kritisirte also auch bey uns „die Regierung. Einige theils enthusiastische, theils ehr„süchtige, Menschen begleiteten mit den freyern Reden „solche Schritte, die unvermerkt hätten eine Revolution „herbeyführen können.“ Unter solchen Schritten meynt der Vf. nach S. 172. verschiedene Zeitungsblätter, welche die Wiedereinführung der Wattländischen Landstände ankündigten. S. 175. Dem Eindruck solcher Blätter setzte die bernersche Regierung im Sept. 1790 eine *Addresse au Pays-de-vaud* entgegen. S. 182. Die väterliche Warnung erwiederten die vornehmsten Ortsobrigkeiten im Pays-de-vaud mit feyerlichen Versicherungen ihrer Volkstreue. S. 184. „Bey weitem der gröfste Theil der „Einwohner (*la plus grande majorité*) war bereit, für

Digitized by Google

„das Heil der Regenten den letzten Blutstropfen zu ver„gieſsen. S. 185. „Bey ſolchen Geſinnungen der Mehr„heit, bey der Kraft der Regierung, bey ihren reichen „Fonds und Waffenanſtalten, beym Beyſtande des deut„ſchen Landesbezirkes, bey der Unterſtützung und Ge„währleiſtung aller Cantone, was beſorgte Bern von ei„nigen müſsigen oder Schwindelköpfen? S. 186. Aus „der Gegend von La-Côte wendeten ſich die Einwohner „mit theils ehrerbietigen, theils freymüthigen, Recla„mationen an den Souverain. Sogleich ſchickte dieſer „an Ort und Stelle den Schatzmeiſter nebſt andern Raths„gliedern.“ Schade, daſs der Vf. ſo kurz abbricht! Er gibt zuverſtehen, daſs, ungeachtet der Unterſuchung, alles im alten geblieben. C. 3. Von der Verhaftnehmung des Hn. Martin. S. 189. „Hr. Martin, Paſtor zu „Mézieres, ein untadelhafter und durchgängig geſchätz„ter Mann, war um Mitternacht in ſeinem Hauſe arre„ſtirt, und auf Befehl der hohen Regierung nach Bern „geführt worden. Der gewaltſame Schritt erregte durch„gängig lautes Geſchrey. S. 190. Zu dem Schritte „hatte den Souverain eine geheime Angebung verführt. „S. 192. War aber, frägt der Vf., die gewaltſame Hin„ſchleppung nach der Hauptſtadt nicht eine Verletzung „der Provincialfreyheiten? Hätte man den Angegebe„nen nicht zuerſt vor den Richter am Orte vorladen ſol„len?“ Hierauf weiſs er nur ſo viel zu ſagen, daſs bey Klagen über Hochverrath niemand Richter ſey, als der Souverain. Dagegen erinnert Rec., daſs gleichwohl der Souverain im J. 1723 das Gericht über einen bewaffneten Aufwiegler, den Major *Davel*, dem einheimiſchen Richter in Lauſanne überlaſſen habe. S. 195. „Am En„de der Procedur erklärte der Rath in Bern Hn. Martin „wegen ſeines geäuſserten freyern Worts völlig ſchuld„los, und vergütete ihm die erlittene Kränkung theils „mit Ehrenerklärung, theils mit einer Summe von 100 „Louisdors. S. 197. Den Angeber lieſs der Rath unge„ſtraft.“ C. 4. Ueber Angebungen (*Delations*) zweydeutiges ſeichtes Geſchwätz. „Bey delicaten Zeitumſtän„den, heiſst es am Ende des Abſchnitts, muſs der weiſe „Regent von allen ſeinen Leuten Nutzen zu ziehn wiſ„ſen, ſelbſt von nicht achtungswürdigen, (*même des „moins eſtimables*) indem er auch von ihrer Seite (?) „Licht (*was für Licht?* frägt Rec.) ſchöpft, jedoch oh„ne daſs er ſolche miſsbraucht, die ſchaden können. „Den Löwen in der Fabel lobt man, daſs er beym An„marſche alles benutzt, und ſich ſelbſt des Eſels zum „Trompeter bedient.“ Eine Maxime, eben ſo ſonderbar, als die Anwendung der Fabel. C. 4. Freudenfeſte am 14ten und 15. Julius. Abſendung bernerſcher Commiſſarien nach dem Wattlande, in Begleitung von Truppen. S. 226. „Im Frühjahre 1791 hatten ſich von Aufsen „her verſchiedene Libelle gegen die Berner Regierung, „und damit zugleich in Bern falſche Gerüchte von Em„pörungen im Wattlande verbreitet. S. 229. Die Em„pörungen beſchränkten ſich auf Trinkgelage: Bey dem „einen trank man zu Ehren der neuen Franzoſen; bey „dem andern zu Ehren der alten. Da man bey jenen die „dreyfarbigte Cocarde aufſteckte, und die franzöſiſchen „Cannibalenlieder erſchallen lieſs, ſo ſchickte der Sou„verain in Begleitung von einigen tauſend Bajonetten „und zahlreicher Artillerie eine hohe Commiſſion nach „Rolle. S. 236. Sie ſtellte die Polizey wieder her, und „damit endigte ſich die kriegeriſche Expedition. S. 238. „Immer indeſs hatte ſie zwo bis drey Millionen geko„ſtet.“ S. 243. Nicht genug kann der Vf. die eben ſo koſtbaren als gewaltſamen Maaſsregeln loben: „Denn „bereits,“ ſchreibt er, „hatte ein gewiſſer Club von „D.. einen armen Fuhrmannsjungen als auſserordentli„chen Geſandten in den Weinſchenken herumreiſen laſ„ſen.“ C. 5. Von den arreſtirten Perſonen. Sogleich nach dem Anmarſche der Berner Truppen ergriffen einige von den Schwindelköpfen die Flucht, andere geriethen in Verhaft. S. 257. „Ihre ſehr kleine Anzahl,“ ſagt der Vf. ſelbſt, „beweiſet die gänzliche Schuldloſigkeit „der Majorität des Volkes.“ S. 263. rechtfertigt er die ſcharfen Maaſsregeln durch ein *Argumentum ad hominem*, indem er bemerkt, daſs auch in Frankreich die Gewalthaber nicht weniger ſcharf für ihre Autorität eifern. — Sehr wohl begreift Rec, daſs ein ſolcher Apologet bey dem Souverain in Bern wenig Dank habe. Den Mangel ſowohl an diplomatiſcher Gelehrſamkeit als an Einſicht in die gegenwärtige innere Lage der Sachen verbirgt er nur ſchlecht unter ſeiner Redſeligkeit.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in d. Gräff. Buchh.: *Züge aus dem Leben unglücklicher Menſchen.* 1793. 202 S. 8.

„Wichtig und intereſſant müſſen jedem Menſchen Beyträge zur Geſchichte des menſchlichen Elendes ſeyn,“ ſagt der Vf. in der Vorrede, und in ſoferne ſolche „Beyträge Lehren, Warnungen und Mittel enthalten dem Elende abzuhelfen oder ihm vorzubeugen, ſind ſie allerdings dem Menſchen wichtig. — Manche ſchöne und gut geſagte Stelle enthalten dieſe Beyträge, wie z. B. S. 1. „Unglück, wenn es nicht auf einmal zu ſchrecklich „ſtürmt, vermag in dem Menſchen die ſchönſten Tugen„genden zu wecken, macht ſein Herz weich und zur „Hülfe bereit, erzieht ihn zum wahren groſsen Menſchen„freund“ etc. S. 3. redet der Vf. die fühlloſen unter den Glücklichen ſchön und pathetiſch an: „Euch, ihr „kalten Geſchöpfe, möchte ich fragen: habt ihr noch nie „Menſchenthränen geſehen, nie geſehen, wie tief Kum„mer und Armuth niederbeugen, jede Kraft lähmen, „Hoffnung und Blüthe zertreten kann?“ etc. Daſs ſie aber alle obbenannte Eigenſchaften haben, wodurch ſie jedem (verſtändigen) Menſchen intereſſant werden, möchte Rec. nicht behaupten, indem ſie ungleich weniger Lehren und Mittel, als ſentimentaliſche Tiraden von Schickſal und Vorſehung in Stillings Manier etc. enthalten, und überdieſs noch der gröſste Theil des Elendes dieſer Beyträge aus der Liebe entſtanden iſt, wobey denn *more ſolito* vielmehr Phantaſey als Wirklichkeit iſt, mit welchem Fehler vorzüglich die zwey letzten Stücke behaftet ſind.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 24. Julius 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

RIGA, b. Müller: Dr. *Georg Heinrich Jawandts*, ausübenden Arztes in Meiningen, *Beobachtung einer Ruhrepidemie im Meiningiſchen im Monat Sept. und October* 1791. Nebſt einem Anhang Witterungsbeobachtungen. 1794. 186 S. 8.

Voran geht eine gute, nicht zu ſehr überladene, und zur beſſern Kenntniſs der Epidemie, welche der Vf. in der Folge beſchreibt, hinreichende mediciniſche Topographie des Meiningiſchen Dorfes Jüchſen. Nur S. 6., wo der Vf. bemerkt, daſs der dünne Kaffee, den viele Bauern im Dorfe trinken, Krankheiten errege, die man ſonſt unter dem Landvolk äuſserſt ſelten fand, hätte Rec. die nähere Beſtimmung dieſer Krankheiten zu leſen gewünſcht. Die Verbreitung der Seuche erfolgte auffallend ſchnell. Zu Ende des Auguſts fing die Ruhr unter den Bewohnern des in einem Thale liegenden, ſonſt geſunden, Dorfes an, und am 5ten Sept lagen ſchon 26 Menſchen an der Krankheit. In der Mitte des Septembers hatte der Vf. täglich 60 bis 70 Kranke zu beſorgen, und von 500 Einwohnern wurden über 200 von der Ruhr befallen. Die Urſache lag in der vorher heftigen, dann auf einmal nachlaſſenden, Hitze; im September wurden die Tage ſehr heiſs, die Nächte aber ſehr kalt. Es wurden faſt alle bekannten Arten der Ruhr beobachtet, die entzündliche, die gallichte, die ſchleimichte, die faulichte, doch war der allgemeine Charakter der Krankheit gallicht. Die ſchleimichte Ruhr. Ihr Unterſcheidungskennzeichen war, auſser dem gaſtriſchen Fieber, und den weiſsgelben, eyweisartigen Stühlen, eine weiſse, oder weiſsgelblichte mit dickem und zähem Schleim belegte, rauhe, oder zottichte Zunge, und ſo lange die Zunge ſo blieb, ſo lange war an keine Verminderung der Krankheit zu denken. Ueberhaupt macht der Vf. die wahre Bemerkung: daſs ſich bey der Ruhr die Beſchaffenheit der Krankheit auf der Zunge deutlicher und beſtimmter, als in irgend einer andern Krankheit, ausdrückt. Die Kranken an dieſer Art der Ruhr genaſen alle, wenn man nur Brechmittel, dann abführende Mittel, dann eine Miſchung aus Löwenzahn- und Alandwurzelextract und viel dünnes, auflöſendes und ſchleimichtes Getränk gab. Waren die Unreinigkeiten weggeſchafft, ſo wirkte eine Miſchung von der *Tinctura Thebaica* mit drey Theilen Spiesglaswein vortreflich. Die Rhabarber, welcher der Vf. überhaupt nicht hold zu ſeyn ſcheint, ſchadete. Die gallichte Ruhr befiel ſchwächliche Körper und Weiber. Auſser den gewöhnlichen Zufallen, war ein Brennen und Drücken in der Herzgrube bey allen Kranken zugegen. Die Zunge war dunkelroth, nur an der Wurzel gelb, bey einigen gar nicht gelb. Der Magen war äuſserſt reizbar, und 15 Gran von der Brechwurz reichten gewöhnlich hin. Gut war es, wenn das Brennen in der Herzgrube auf das Brechmittel nachlieſs: geſchah es nicht, ſo erfolgte gewöhnlich die fürchterlichſte Complication der Ruhr mit der *febris aphthoſa*, und die Kranken ſtarben. Schade iſt's, daſs der Vf. nicht wenigſtens von den Bemühungen ſpricht, die er anwendete, um die mit Schwämmchen im Nahrungscanal verbundene Ruhr zu heilen. Rec. weiſs aus eigener Erfahrung, wie fürchterlich dieſe Krankheit iſt, und wie ſelten der Erfolg auch den ſorgfaltigſten Beſtrebungen der Aerzte entſpricht. Die Rhabarbar ſchadete auch hier. Das *vitrum antimonii ceratum* war, in hartnäckigen Fällen gebraucht, immer fruchtlos. Der vorgefallene After wurde mit warmen Leinöl gebähet, worauf er gewöhnlich von ſelbſt zurückging. Das künſtliche Zurückbringen ſchadete, weil es zu oft unternommen werden muſste, und den Reiz vermehrte. Die Anzeigen zur Aderlaſſe bey der gallichten Ruhr ſind äuſserſt zweifelhaft, und der Vf. bemerkt ſehr richtig, daſs in keiner Krankheit die Zeichen, welche eine Entzündung der Eingeweide des Unterleibes verrathen, mehr trügen, als bey der Ruhr, beſonders bey der gallichten. Anhaltendes Brennen in der Herzgrube, fortwährendes Bauchgrimmen nach den Stühlen, vermehrter Schmerz des Unterleibes beym Befühlen, Beängſtigung, fliegende Röthe des Geſichts, beſtimmten den Vf. zur Aderlaſſe, die dann auch vortheilhaft für den Kranken wirkte. Zuweilen waren aber auch die Gegenanzeigen ſo ſtark, daſs es äuſserſt ſchwer war, die richtige Anzeige zur Aderlaſſe zu treffen. Von dem Puls, und wie trüglich er ſey, wenn man den entzündlichen Zuſtand der Eingeweide des Unterleibes aus ihm erkennen will. Ueberhaupt verdient der Vf. wegen ſeiner Bemerkungen über die Verbindung der Ruhr mit Entzündung alles Lob. Die bösartige Ruhr. Die Kranken waren betäubt, hatten das heftigſte Brennen auf der Herzgrube, zahlloſe Stuhlgänge ohne viele Schmerzen, und ſtarben ſchnell an der Entkraftung und Fäulniſs. Die Zunge war bey mehrern Kranken verſchieden; aber ein charakteriſtiſches Kennzeichen, welches bey allen bemerkt wurde, war dies, daſs man bey allen an der Spitze zwey und mehrere trockene kleine Runzeln ſah, die im Verlauf der Krankheit immer nach der Länge zu fortliefen, anfangs einen kleinen halben Zoll lang, oder noch kleiner waren, in der Folge aber ſich ausbreiteten, ſo daſs die ganze Zunge runzlicht und ſo trocken wie Holz wurde. Alle Bemühungen, dieſe Ruhr zu heilen, waren fruchtlos; doch bemerkte man, daſs Erleichterung erfolgte, wenn man ſo glücklich war, das Brennen

Digitized by Google

auf der Herzgrube zu lindern. Dies geschah zuweilen durch Schröpfen, Blasenpflaster, und einmal sehr wirksam durch fortgesetzte erweichende Umschläge. Die entzündliche Ruhr, die beste und leichteste unter der Behandlung eines guten Arztes, aber auch die todtlichste unter den Händen der Dorfärzte. Denn bey dieser Ruhr sind nicht allein alle sogenannten specifischen Mittel, sondern auch die schädlich, mit denen man andre Arten der Ruhr gewöhnlich zu heilen pflegt. Der aufgetriebene Unterleib, dessen Schmerzen sich beym geringsten Befühlen vermehrten, war, nebst den übrigen Zufällen des Entzündungsfiebers, das sicherste Kennzeichen. Das sicherste Specificum war eine Aderlasse von 18 bis 20 Unzen. Von der Verwickelung der entzündlichen Ruhr mit nach oben turgescirendem unreinem Stoff. Das Brechmittel, welches den Kranken am Tag vorher getodtet haben würde, beförderte die Genesung, wenn durch die Aderlasse und den antiphlogistischen Apparat die Entzündung vermindert worden war. Von den Ursachen der Bösartigkeit und Ansteckung der Ruhren handelt der Vf. in einem eigenen Kapitel. Nur in Jüchsen wüthete die Seuche: benachbarte Orte, in dem nemlichen Thal gelegen, blieben frey. Der Vf. leitet die Krankheit in dem Dorfe davon ab, dass die Bauern im August, in der Weizenärndte, eiskaltes Wasser gleich aus der den Weizenfeldern benachbarten Quelle tranken, da man dagegen in andern Dörfern in der Aerndte zwar auch kaltes, aber doch erst auf das Feld hingeführtes, also nicht so eiskaltes, Wasser trank. Dass übrigens die Ruhr rheumatischer Natur sey, dies bewiesen auch die mitherrschenden Krankheiten, Rheumatismen, und der Keichhusten, den der Vf. von einer auf die Lungen und die Luftröhre gefallenen rheumatischen Materie ableitet. Das Contagium der Ruhr ging von einem Kranken nicht auf den andern über, wenigstens waren keine sichern Thatsachen da, die dafür sprechen. — Von mehr als 200 Kranken, die der Vf. zu behandeln hatte, starben nur neun, aber auch nicht alle diese würden gestorben seyn, wenn sie nicht so viele Diatsünden begangen, und die Verordnungen des Arztes gehörig befolgt hätten. Zwey Aufsätze, der eine *über die Vorurtheile, die sich den Anstalten der Landesobrigkeit, den Bemühungen der Aerzte, und der lauten Stimme der Vernunft widersetzen*, und *Gedanken und Vorschläge über die Kunst, diese Vorurtheile unter dem Landvolk zu schwachen*, sind gröstentheils aus Zimmermanns Werk von der Ruhr entlehnt. Der Vf., der sich in dieser Schrift durchaus als einen sehr guten Beobachter und denkenden Praktiker gezeigt hat, hat diese Aufsätze deswegen aufgenommen, weil er sah, dass sein Publicum, und das Publicum, von dem Hr. Zimmermann spricht, einerley Vorurtheile hatte.

ERLANGEN, b. Palm: *De vera notione et cura morborum primarum viarum commentatio, cui alterum praemium Ill. Academia Imp. Naturae Curiosorum d. V. Jan. MDCCXCII decrevit*, auctore D. *Gerardo Antonio Gramberg*, Rev. et Sereniss. Episc. Lubecenf. consiliario cancellariae, aulae Ducalis et militiae medico. 1793. 178 S. 8.

Erst sucht der Vf. den Begriff: was sind erste Wege? fe stzusetzen, und gibt dem Nahrungscanal, vom Mund bis zum After, diesen Namen ausschliefsend. Ueber den Begriff der zweyten Wege, der noch schwankender, als der der ersten Wege bey den Aerzten ist, erklärt er sich nicht, so wie er auch das Physiologische der ersten Wege nur kurz berührt. Rec. hatte gewünscht, den Satz S. 24. *tubus inteſtinalis eſt praecipuum emunctorium*, genauer ausgeführt zu lesen, da der Darmcanal bekanntlich das gröfste und thatigste Ausscheidungswerkzeug, sowohl der gröbern, als der feinern Stoffe, im Körper ist. Richtig bemerkt er auch, dass die Anneyen und Gifte erst und vorzüglich auf die ersten Wege wirken, aber freylich auch, ohne sich auf die Art, wie sie wirken, einzulassen. Eine Stelle ist so schön und wahr, dass Rec. sich nicht enthalten kann, sie abzuschreiben. *Magna primarum viarum ſympathia extat, et vis et energia in univerſam oeconomiam animalem, in ſanitatem et morbum, vitam et mortem, animi propenſiones et virtutes, ingenii dotes, verumque gerendarum habitum et robur.* Die Frage: welches sind die Krankheiten, welche einzig und allein von Fehlern der ersten Wege entstehen? beantwortet der Vf. im zweyten Abschnitt. Er nimmt zwey Hauptklassen an: Krankheiten von verletzter Ernahrung, und von verletzter Ausführung des Unraths. Von den deutero, athischen Krankeiten setzt er drey Klassen fest: metastatische, consensuelle, und blofs zufällige. Diese Krankheiten führt er nun einzeln, nach Cullens Manier systematisch geordnet, auf, und es ist leicht einzusehen, dass die Zahl derselben nicht gering seyn kann. Von den Kennzeichen der Krankheiten der ersten Wege. Er theilt sie ein in Kennzeichen in dem *ſtatus acutus* und in dem *ſtatus chronicus*. Rec. hätte gewünscht, dass der Vf. erst von den allgemeinen Kennzeichen der Krankheiten der ersten Wege, und deren semiotischer Würdigung gesprochen hatte; aber er geht zu wenig ins Detail, und wenn er über die Unvollkommenheit der Semiotik in unsern Tagen billige und wahre Klagen erhoben hat, so gibt er gleich bey den einzelnen Fiebern und andern Krankheiten die Unterscheidungskennzeichen an, wie man sie in tausend Büchern liest. Es ist den Aerzten bekannt, wie aufserst schwer sich oft die Zufalle der Unreinigkeit in den ersten Wegen von den Zufallen der sowohl hitzigen, als langwierigen Entzündung des Magens, der Gedarme, der Leber etc. unterscheiden lassen, und doch sagt der Vf. von diesem wichtigen Punct der Diagnosis nichts. Immer steht noch die weisse, die roizige, (*mucoſum linguae ſtratum,*) die gelbe, grüne, schwärzliche Zunge unter den Kennzeichen vieler einzelnen Krankheiten der ersten Wege, ohne dass der Vf. an die aller Aufmerksamkeit werthe Bemerkung nur denkt, dass dieser Ueberzug oft ganz andere Ursachen, als Unreinigkeiten, zum Grund hat, und oft von der Exhalation der Lunge entsteht. Die Ursachen, ganz nach dem System, mit wenig eigenen Bemerkungen, die nicht sehr erheblich sind. Auf den Gebrauch des Spiefsglanzschwefels, (aber in welcher Gabe?) und des Sabadillsaamens sah einst der Vf. eine todtliche Entzündung des Magens entstehen. Der Vf. ist noch ganz der Humoralpathologie ergeben, er glaubt z. B., dass

Fieber entſtehen, wenn die zähen, gallichten und fäulichten Theilchen in die Maſſe der Säfte übergehen, und zwar entſtehen Wechſelfieber, wenn dieſe Theilchen in der kleinſten, nachlaſſende Fieber, wenn ſie in gröſserer, und anhaltende, wenn ſie in der gröſsten Menge in die Säfte übergehen. Wenn dieſe gallichten, ſchleimigten und faulen Theilchen die *fibram membranaceo-muſculoſam* reizen, ſo entſtehen Krampfe; wenn dagegen dieſe Theilchen die Bauchnerven reizen, ſo entſtehen Schmerzen. Vom Conſenſus der erſten Wege mit andern Theilen handelt er ausführlich und genau, ohne doch neue Thatſachen oder neue Erklarungen darzubringen. Von der Therapie viel zu allgemein, daher auch ohne Nutzen für den Praktiker. Was kann es doch immer helfen, wenn es bey jeder Krankheit heifst, da muſs man Brechen erregen, da muſs man purgieren: da muſs man ſtarke, da ſchwache Mittel brauchen? Der Vf. ſagt: er wolle nur die allgemeine Therapie der Krankheiten der erſten Wege liefern; Rec. findet aber kaum eine allgemeine therapeutiſche Regel, auf welche die Vorſchläge des Vf. gebauet wären. Und was helfen alle *praecepta ſpecialia*, wenn ſie nicht auf die feſten Regeln der Therapeutik gebauet ſind? Immer ſoll man bey der *febre bilioſa* Brechen erregen, *ſi turget ſuperne materia mobilis*, Purgieren aber *ſi turget inferne*. *In mucoſa ipecacuannam porrigamus, et digeſtiva reſolventia et incidentia. In intermittentibus ubivis reſolventia et evacuantia roborantibus febrifugis praecedant. In quotidiana et tertiana ſimplici unum alterumve emeticum et laxativum ſuave ſub intervallis datum ac ſolutio ſalium febrem plerumque fugant. In quartanis fortiora reſolventia, et ſal ammoniacum, liquorem digeſtivum Ph. Suec. evacuantia per os alvumque fortiora ac protractiora, tunc — corticis Peruviani pulveres requiruntur. In duplicatis et triplicatis materia febrilis magis abundans, copioſior hujus ſanguine miſcela, profundior meatuum obſtructio, major viſcerum labes, longiores quoque evacuationes poſtulant.* Von ſolchen unbeſtimmten, allgemeinen, zum Theil falſchen Sätzen, wimmelt dieſes ganze Kapitel. Rec. fallt hiebey der Vorſteher eines berühmten groſsen Krankenhauſes in Deutſchland ein. Dieſer gute Mann hat das Unglück, überall Würmer zu ſehen, und der Ausſpruch aus dem therapeutiſchen Dreyfuſs iſt gewöhnlich: Nun da geben wir den *Martem*. Dieſe allgemeine Empfehlung der Purganzen und Brechmittel läuft nun ſo durch alle Krankheiten durch, und bey allen chroniſchen Krankheiten, die der Vf. in ſein noſologiſches Syſtem aufgenommen hatte, empfiehlt er durchaus immer Brechmittel und immer Purganzen. Man muſs zwar bedenken, daſs er dieſe Krankheiten alle neu betrachtet, in ſo fern ſie von den erſten Wegen abhangen; aber da hätte er bedenken ſollen, daſs man in dieſen Fällen nicht immer ausführen muſs, und daſs kein Vorſchlag zur Heilung einer beſtimmten und einen Namen habenden Krankheit nützlich ſeyn kann, falls er nicht auf therapeutiſche Grundſatze gebauet iſt. Bey Behandlung der chroniſchen Krankheiten finden ſich etliche merkwürdige Beobachtungen. Schmalz gab einem Bauer 80 Gran Brechweinſtein ohne Wirkung; der Vf. gab einmal einen Scrupel, ja 42 Gran von dieſer Arzney ohne viele Wirkung. Rec. glaubt auch, daſs die Gemüthsverwirrungen gröſstentheils nicht durch die Aderlaſſe geheilt werden, weil ſie gröſstentheils nicht vom Ueberfluſs des Blutes entſtehen. Der Vf. aber ſagt, er habe nie bey dieſen Krankheiten zur Ader gelaſſen, welches ein unkundiger Leſer leicht ſo auslegen könnte, als gebe der Vf. den Rath, bey dieſen Umſtänden nie eine Ader zu öffnen.

Dürkheim, b. Pfähler: *Anweiſung für Hypochondriſten, ihren Zuſtand gehörig einzuſehen und zu verbeſſern.* Entworfen von *Heinrich Tabor*, ausübendem Arzt zu Frankfurt, und Mitglied des med. Senkenbergiſchen Inſtituts. 104 S. 8. (ohne Bemerkung des Druckjahrs.)

Wenn der Vf. ſagt: es verräth allemal einen groſsen Grad von Stolz, Eigenliebe, oder unbeſonnene Kühnheit, wenn ein Arzt ſeinem erlernten und gleichſam beſchwornen Syſtem ungetreu ein neues Gebäude aufzuführen trachtet, ſo muſs ihn Rec. von allen dieſen Autorſünden und Laſtern freyſprechen, und bemerken, daſs er weder die ältern berühmten Meynungen über die Hypochondrie triftig und mit gehörigen Gründen widerlegt hat, noch daſs ſeine Meynung über die Urſache dieſer Krankheit unter die neuern gehört. Er ſucht Boerhaves Theorie von der ſchwarzen Galle, als Urſache der Hypochondrie, und die Meynung des Willis von der Schärfe des Nervenſaftes, als nächſte Veranlaſſung dieſer Krankheit, zu widerlegen, und dieſe Widerlegung hätte ihm, bey den groſsen Fortſchritten, die die Pathologie der Nervenkrankheiten in unſern Tagen gemacht hat, ſehr leicht ſeyn ſollen und müſſen, falls er nur mit der jetzigen Lage der Pathologie beſſer bekannt und geſchickt wäre, ſeine Begriffe gehörig aufzuhellen, und in gehöriger Ordnung vorzutragen. Wie wenig aber dieſe Requiſite eines auch nur erträglichen Schriftſtellers bey dem Vf. zuſammentreffen, zeigt jede Seite dieſes Werkleins, und unſere Leſer werden ſich von der Aufklarung und Denkungsart des Vf. einen Begriff machen können, wenn wir folgendes ganz ungeſuchte Probeſtück von den Sätzen geben, die er vorträgt. *Wenn Willis*, ſagt er, *ſagt, die Grundurſachen der Melancholie ſind theils eine eſſigſaure Ausartung der Nervengeiſter, theils eine ſchwarzgallige Ausartung des Blutes; ſo muſs ich freylich, was den erſten Punct betrifft, geſtehen, daſs man unlaugbar einen eſſigſauren Geruch bey dem Schweiſſe gewiſſer Kranken wahrnimmt, der alſo ein Verderbniſs gewiſſer Säfte andeutet, ob aber hier die Nervengeiſter, oder andere Säfte verdorben ſeyn, will ich noch nicht entſcheiden. So viel iſt aber gewiſs, daſs bey geſunden nervenſtarken Perſonen der Geruch des Körpers angenehm iſt.* Nachdem er in der Manier, von der die eben gegebene Probe zeuget, weitläuftig über Boerhaves und Willis Meynung von Entſtehung der Hypochondrie geſchwatzt hat, trägt er nun endlich ſeine, wie er ausdrücklich und wiederholt bemerkt, *neue Meynung* über die Grundurſache der Hypochondrie vor, und dieſe iſt

Digitized by Google

— — „*ein Fehler des Nervenſyſtems.*“ Die Nerven beſitzen eine anziehende magnetiſche Kraft, die Nervengeiſter ſind elektriſcher Natur. Die Nervengeiſter ſind feuriger Natur. Sie ſind als Elementarfeuer anzuſehen. *In der Hypochondrie — liegt offenbar der Fehler im Nervenſafte, der entweder in ſeiner Menge zu gering, oder in ſeiner Qualität verdorben iſt, und im letztern Fall iſt die Feuermaterie nicht feurig genug, um die Safte in ihrer gehörigen Flüſſigkeit zu erhalten.* Dieſe Sätze und viele andere, zum Theil noch ſeltſamere, ſtehen ſo ohne allen weitern Beweis da. Am Ende des Buchs ſieht er die Leidenſchaften und den unmäſsigen Genuſs der Liebe als Grundurſachen der Hypochondrie an, und bauet darauf ſeine Kurvorſchläge, die zum Theil ſo ſeltſam, als ſeine Theorie, ſind. *Nehmet*, ſagt er, *ihr Aerzte, die ihr ſo lange die ſchwarze Galle beſtritten habt, nehmet die wohlthatige Freundſchaft in Schutz!* Bloſs durch die Freundſchaft, und durch flüchtige, durchdringende Arzneyen, von denen er aber keine nennt, als den Biſam, will er die Hypochondrie curiren. Der Vf. zeigt ſich bey mehreren Gelegenheiten auch als Freund magnetiſcher Curen, und empfiehlt, auch mit aus der Urſache, *weil die Ausdünſtung oder Berührung eines geſunden Körpers einem andern Kranken allerdings heilſam werden könne*, das fleiſsige Beſuchen der (Frauen?) Klöſter. *Es iſt*, ſagt er, *ein unerſetzlicher Schade für die Phyſik des Menſchen, wenn man, wie bisher, fortfährt, eine Gelegenheit zur Beobachtung zu verabſaumen, die recht zum Beobachten gemacht zu ſeyn ſcheint, ich meyne die Klöſter. Dieſe ſtille Wohnungen der Enthaltſamkeit — haben doch wirklich ſchon vor vielen Jahrhunderten Beyſpiele von auſserordentlichen Begebenheiten geliefert, die nach meiner Einſicht ihren Grund in einer groſsen Anhäufung der Nervengeiſter hatten. Wenn ein gewiſſes Divinationsvermögen in der Seele überhaupt befindlich iſt, ſo muſs daſſelbe um ſo ſtärker ſeyn, wenn die Seele durch körperliche Kräfte, durch mehrere und beſſere Nervengeiſter wirkſamer wird.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Hamburg*, b. Bachmann und Gundermann: *Rettung der Ehre Adolphs, Freyherrn Knigge, welchen der Herr Hofrath und Ritter von Zimmermann in Hannover als deutſchen Revolutionsprediger und Democraten darzuſtellen verſucht hat.* 1792. 46 S. 8. — Der Freyherr *Knigge* gab 1792, ohne ſich zu nennen, die hinterlaſſenen Papiere des ſel. Etatsraths *von Schafskopf heraus*, worin er von dem Zwecke und der Geſchichte des *Pinſelordens* Nachricht ertheilt. Erſterer wird, wie billig, darin geſetzt, der einreiſsenden Zuverſicht zu der trüglichen menſchlichen Vernunft entgegen zu arbeiten; die alte Würde eines auf Autorität und Tradition geſtützten Glaubens wieder herzuſtellen; dem mühſamen und beunruhigenden Unterſuchungs- und Forſchungsgeiſte zu ſteuern; das Reich der ſogenannten Aufklärer auf immer zu zerſtören; diejenigen, die über ihre Brüder ſich erhaben glauben könnten, auf alle Weiſe zur Demuth zu bringen, um die goldne Mittelmäſsigkeit unter den Menſchen zu erhalten; das abſcheuliche Laſter der Toleranz zu bekämpfen; und gegen die vermaledeyete Publicität, Denk- Sprech- und Preſsfreyheit muthig zu ſtreiten. Die Geſchichte des Ordens enthält die auffallendſten und bekannteſten Thaten, welche Dummheit, und zuweilen auch Bosheit in der Welt vollführten, nur daſs in dem angenommenen Ton der Ironie die Unthaten der letztern, z. B. die berüchtigten Angeber bey den Römern, entweder ganz übergangen, oder in einem minder traurigen Lichte als Werke der Thorheit dargeſtellt werden. So ſagen die Brüder unter andern von England: „Mit Untergang des Hauſes Stuart bekamen wir „in England einen groſsen Stoſs; doch iſt Hoffnung da, daſs, „wenn Luxus, Einfluſs des Geldes bey den Wahlen, Titelſucht, „Sectengeiſt und Hang zur Myſtik fortfahren, ſo wohlthätig, „wie ſeit einiger Zeit geſchehen, in Groſsbrittannien ſich ausverbreiten, wir dort wieder ein neues Reich gründen werden.“ Dieſe Stelle denuncirt der Hr. Ritter *von Zimmermann* in der glänzenden Wiener Zeitſchrift 1792. Heft VI. S. 318 u. f., wie er ſelbſt ſagt, ganz Deutſchland im engſten Vertrauen, folgendermaſsen! „Doch hoffet der *Churbraunſchweigiſche Oberhauptmann* für die Dummheit in Groſsbrittannien bald wieder ein neues Reich.“ Demnächſt hebt er, um ſeine Beziehungen des beſagten Freyherrn, als deutſchen Revolutionsprediger und Democraten, *luce meridiana clarius* zu beurkunden, eine Anzahl Stellen aus den Quaſi-Schafskopfiſchen Papieren aus, die insgeſammt zu den Grundſatz zuſammenflieſsen, *daſs aller vernünftigen Regierung ein geſellſchaftlicher Vertrag zum Grunde liege.* Nach dieſer einfachen Darſtellung des Verbrechens und der Anklage, bedarf es nun freylich für den ſchlichten Menſchenverſtand eben keiner Rechtfertigung des von Zimmermann, Hoßmann et Compagnie ſo hart angeklagten churbraunſchweigiſchen Oberhauptmanns in Bremen, ſo wenig als des deutſchen Bürgers und Menſchen, *Knigge*; indeſs pflichten wir dem Vf. dieſer Blätter vollkommen darin bey, daſs die *von Zimmermanniſche* Angeberey nicht eine Privatſache zwiſchen ihm und Knigge iſt, ſondern das ganze deutſche Publicum angeht, welches bey dieſem *erſten* auffallenden Beyſpiel römiſcher *Delation* nicht aufmerkſam genug gemacht werden kann, ſich mit vereinigter Macht durch die tiefſte Verachtung dem Einreiſsen eines Uebels zu widerſetzen, das Gottlob, ſowohl mit dem Charakter der Deutſchen als der Reichsverfaſſung ganz unverträglich iſt. Dies hat er auf eine zweckmäſsige Weiſe, und in einem, bey einer ſolchen Sache, wirklich maſsigen und beſcheidenen Ton gethan; auch verdienen die vorangeſchickten Bemerkungen über die römiſchen Angeber und ihre ſegenreichen Thaten in unſern Zeiten um ſo mehr Beherzigung, da es nicht an Leuten fehlt, welche die Regierungen ſo gerne zum Mistrauen verleiten, dem Hauptlaſter in der Staatsverwaltung, und der wahren Sunde gegen den politiſchen Geiſt, welche die Verbeſſerung aller andern Fehler ganz unmöglich macht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 25. Julius 1794.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LONDON, b. den Robinsons, u. zu Cambridge, bey Flower gedruckt: *Peace and Union*, recommended to the Associated Bodies of Republicans and Anti-Republicans; by *William Frend*, M. A. Fellow of Jesus College, Cambridge. The Second Edition. 1792. 67 S. gr. 8. (1 Sh.)

ESENDAS.: An Account of the Proceedings in the University of Cambridge against *William Frend*, M. A. for publishing a Pamphlet, intitled, *Peace and Union*, etc. — Published by the Defendant. 1793. LIII u. 262 S. gr. 8. (4 Sh. 6 d.)

Da die erstere kleinere Schrift in England, und besonders auf der Universität zu Cambridge, grosses Aufsehen erregt hat, und ihr Vf. darüber in eine gerichtliche Untersuchung gezogen ist, deren Verhandlungen er selbst in dem zweyten Buche dem Publikum vorgelegt hat; so verdienen beide eine ausführliche Anzeige, zumal da die Sache selbst von mehr als einer Seite kein geringes Interesse hat.

Die königlichen Proclamationen, und die Menge der in England seit kurzen entstandenen politischen *Vereine*, sind Beweise genug, von der gegenwärtigen *Gährung* der Gemüther, und fodern jeden Wohldenkenden dringend auf, sowohl die Beschwerden selbst zu erwägen, als auf ihre beste Abstellungsart bedacht zu seyn. Frankreichs Schicksal ist ein zu auffallendes Warnungsbeyspiel, und wohl dem Volke, das Weisheit daraus lernt! Wäre die Frage blos: ob die gegenwärtige brittische Regierungsform bleiben, oder aufgehoben werden müsse; so wäre die Sache bald entschieden. Die brittische Verfassung hat, bey allen ihren Mängeln, doch entschiedene Vorzüge, und zur Abänderung derselben kann man weder Frankreich noch Amerika, noch irgend ein noch so vollkommenes Ideal, zum Muster wählen. Auch sollte man nur auf Verbesserung, nicht auf Umsturz der Verfassung bedacht seyn. Und diese Verbesserung sollte in England billig zuerst die *Parlamentsverfassung* treffen, sowohl in Ansehung der Dauer, als der Volksrepräsentanten. Jene müsste auf *drey* Jahre bestimmt werden. Und wenn es ausgemacht ist, dass mehrere Marktflecken (boroughs) seit der Revolution herabgekommen sind, so sollte man die Zahl der Repräsentanten jetzt allmählig in ein besseres Verhältniss zu bringen suchen, obgleich die blosse Vergrösserung der Stimmenzahl dazu nicht hinreichend seyn wird. Die bisherige alle sieben Jahr geschehende Erneuerung der und die gegenwärtige Art der Ernennung durch Zusammenberufung gleichfalls. Es wäre genug, aus jedem Kirchspiele Abgeordnete zu diesen Wahlen zu ernennen. Der Vf. empfiehlt dabey die ehemalige Eintheilung des Landes zum Grunde zu legen. Er glaubt indess, dass gegenwärtig noch kein vollkommenes Repräsentationswesen zu erhalten stehe. Dazu gehört noch mehr Aufklärung der niedern Volksclassen, noch mehr als Annäherung der verschiedenen Stände. Auch würde diese Vollkommenheit nicht nothwendig von so durchaus glücklichen Folgen begleitet seyn, als man sich gemeiniglich einbildet. Freylich würde sich da die Weisheit der Nation, aber auch ihre Thorheit, gleichsam in Einen Brennpunkt sammeln. Wichtiger noch, als die Parlamentsreform, ist die Sorge für die Verbesserung der englischen *Rechte*. Sie bedürfen einer allgemeinen Verständlichkeit für Jedermann, einer grosen Einschränkung der gerichtlichen Kosten, einer grösern Vollständigkeit der Register über Ländereyen, Besitzungen, und Geburten; der Abschaffung der Freyheit, sein Vermögen entfernten Verwandten zu vermachen, und nähere Blutsverwandte zu übergehen; einer bessern Einrichtung der Pachtgesetze und des Jagdrechts; einer grosen Reform des Armenrechts. Besonders aber sollte die Rechtspraxis, und der gewöhnliche Gang der Geschäfte zweckmäsiger geleitet, und dann auch das Unbehülfliche, Langweilige und Unbestimmte in den rechtlichen Verhandlungen und ihrer Einkleidung abgestellt werden. — *Religion* und Gesetzgebung betrachtet man immer in genauer Beziehung auf einander; der Vf. aber ist der Meynung, dass die vermeynte genaue Verbindung zwischen Kirche und Staat ein leeres Hirngespinst, und vornemlich in England nicht ausführbar sey, wo man mit eben dem Rechte zwischen Armee und Staat, Seeflotte and Staat, Rechtspflege und Staat, eine Verbindung annehmen könnte. Hat, fragt er, der Staat, von dem Augenblicke an, da er protestantisch wurde, sich je in eine Verbindung mit irgend einer Kirche eingelassen? und beruhen nicht alle unsre Kirchengesetze auf dem Willen und Ansehen des Parlaments? Wo versammelt sich die Kirche? wo gibt sie Gesetze? wo trägt sie auf gegenseitige Dienstleistungen bey ihrem Alliirten, dem Staat an?" Die herrschende Kirche in England muss man blos als politische Einrichtung und Anstalt betrachten. Die Absicht derselben ist, zu gewissen Zeiten gottesdienstliche Versammlungen zu halten, und das Volk über gewisse, in einer Parlamentsacte festgesetzte Lehren zu unterrichten. Ob der ertheilte Unterricht den jetzigen Zeiten anpassend, ob der darauf gemachte Aufwand den dadurch erlang-

ſtände politiſcher Unterſuchung. Das iſt aber freylich die Frage, ob der geiſtliche Stand ſeinen Unterhalt billig von der Regierung, oder dem Publikum erhalten, oder durch den Beſitz eines beträchtlichen Antheils an Grundſtücken des Landes, groſsentheils von beiden unabhängig gemacht werden ſollte. Beides hat viel für und wider ſich. „Geſetzt, die Geiſtlichkeit ſtünde, gleich „der Armee oder Flotte, unter der vollziehenden Ge„walt, ſo wäre bey der verwickelten engliſchen Re„gierungsform groſse Gefahr, dafs die königliche Ge„walt gar leicht die des Ober- und Unterhauſes ver„ſchlingen würde. Denn zehn tauſend Schwarzröcke „unter der Leitung eines Einzigen ſind ein weit furcht„bareres Heer, als zehntauſendmal ſo viel Soldaten, „und für die bürgerliche Geſellſchaft ungleich gefahrli„cher.“ — Auch die engliſche *Liturgie* bedarf gar ſehr einer Reform, und iſt nichts weniger als muſterhaft von Seiten der Ordnung, der Sprache, und des Inhalts. Wenigſtens müſſen Aenderungen frey ſtehen, wenn es gleich auf der andern Seite auch erlaubt ſeyn müſste, beym Alten zu bleiben. Wider die Unbilligkeit der Teſt-Acte iſt ſchon ſo viel geredet und geeifert worden. „Kein Satz im Euklides, ſagt der Vf., „iſt klärer, als der, dafs keine Chriſtengemeine durch „das Evangelium berechtigt ſey, Menſchen durch bür„gerliche Vortheile zu ihrer Parthey zu locken, oder „wegen Religionsmeynungen ſie bürgerlicher Vortheile „zu berauben.“ Auch wäre keine Gefahr, keine ſchlimme Folge von der Aufhebung der Teſt-Acte zu fürchten, noch ein zu groſser Anwachs der Diſſenters, oder eine zu herrſchende Ausbreitung ihrer gottesdienſtlichen Eigenheiten, die ohnehin manche innere Vorzüge haben. Vielmehr würde jene Aufhebung weſentliche Vortheile bewirken, Mehr Eintracht und Freyheitsgefühl würde dadurch entſtehen, auch mehr Achtung gegen das Betragen der Geiſtlichkeit. Hienge der Widerruf dieſer Acte blofs vom Könige ab, ſo, meynt der Vf. würde ſie gewifs ſogleich geſchehen. „Denn wie könnte er „das einem gröſsen Theile ſeiner Unterthanen verſagen, „was ihm in den verſchiedenen Ländern ſelbſt zu ſtat„ten kommt, die ſein Anſehen anerkennen? Entweder „iſt er ein Glied der engliſchen Kirche, oder er iſt es „nicht. Iſt er es, ſo wird er ein Diſſenter, ſo bald er „nach Schottland kommt; aber darum verliert er ſeine „Stelle nicht; in Hannover iſt eine andre herrſchende „Religion, und doch bleibt er Kurfürſt.“ Aber Leidenſchaften und Vorurtheile ſind es vornemlich, die ſich dieſer Abſchaffung einer an ſich unbilligen Einſchränkung widerſetzen; und dieſs iſt freylich auf beiden Seiten der Fall; denn auch die Diſſenters ſind noch gar weit von dem Gipfel chriſtlicher Vollkommenheit entfernt. Den ſchlechten Fortgang des Chriſtenthums überhaupt in den letztern vierzehnhundert Jahren ſchreibt der Vf. vornemlich dem Einfluſſe zweyer Meynungen zu, die aller wahren Religion aus dem Grunde verderblich werden können, nämlich: die Abweichung von dem Begriffe der Einheit Gottes, und der Unterſchied des geiſtlichen und weltlichen Standes, beſonders aber die Anmafslichkeit des erſtern. Daraus entſtehen für beide Stände die nachtheiligſten Folgen, die auf ihre Denkart und Sitten Einfluſs haben. — Am Schluſſe ſeiner Schrift begegnet der Vf. noch zwey Einwürfen: erſtlich, dafs der vorgeſchlagenen Reformen zu viele ſind; und zweytens, dafs es gegenwärtig gar die rechte Zeit nicht ſey, überall auf Reformen bedacht zu ſeyn. In Anſehung dieſes Letztern ſagt er unter andern: „Die rechte Zeit, Mifsbräuchen zu „ſteuern, und Beſchwerden abzuhelfen, iſt der erſte „Augenblick, worin man ſie kennen lernt. Verſäumt „man dieſen, ſo werden ſie immer gröſser, bis die Re„gierungen für ihre Sicherheit bekümmert, und von „der Parthey, die bey der Fortdauer des Uebels gewinnt, „noch ſcheuer gemacht werden, ſo, dafs ſie, ohne Ge„fährde des gemeinen Beſten nun weder rückwärts noch „vorwärts können.“ Gerade die jetzige Zeit iſt auch in England für Reform am günſtigſten. „Nur müſſen die Republikaner mäſsig in ihren Forderungen, die Antirepublikaner nicht hartnäckig wider jede Reform eingenommen ſeyn; und die Regierung, verſtärkt durch den Beytritt beider Partheyen zu ihr, als einem Mittelpunkte der Vereinigung, wird der Welt einen geſunden, gedrungenen Staatskörper darſtellen, feſt vereint, eine ſich immer mehr verbeſſernde Verfaſſung zu behaupten, und das gemeine Wohl zu befördern.“

Es iſt dieſer Schrift noch ein Anhang über die Hinrichtung Ludwigs XVI. beygefügt, worin der Vf. zu zeigen ſucht, dafs die franzöſiſche Nation dabey gerade ſo verfahren ſey, wie die engliſche bey der Entthronung Jakobs II. Auch glaubt er, man ſey ſo wenig berechtigt, jene Hinrichtung für ungerecht zu erklären, als die Franzoſen in der freyen Wahl und Einrichtung ihrer Verfaſſung zu ſtören; eben ſo wenig aber auch, den Flüchtlingen aus Frankreich Mitleid und Beyſtand zu verſagen. — Zuletzt noch ein ſehr lebhafter Epilog über die Wirkung des Krieges auf die Armen, veranlafst durch das Geſpräch einiger armen Spinnweiber, von denen das eine ausrief: „Man brandſchatzt uns „um drey Pence vom Schilling, das Viertel unſers Ar„beitslohns! Und wofür?“ Dieſe Worte wünſcht der Vf. mit der warnenden Stimme eines Propheten in die Ohren der Groſsen rufen zu können, auf die, ſeiner Meynung nach, billig die ganze Laſt des Krieges fallen ſollte. „Aber ach! meine armen Landesleute! „ruft er aus, wie viele Jahre von Elend warten eurer „noch, ehe ein einziges Gericht, oder ein einziges „Glas Wein den Tafeln der Begüterten entnommen „wird.“

Bald nach ſeiner erſten Erſcheinung erregte dieſs Pamphlet auf der Univerſität Cambridge keine geringe Gährung. Die politiſchen freyen Aeufserungen darin hätte man jedoch vielleicht ungerügt gelaſſen; aber die Ausfalle wider den geiſtlichen Stand und deſſen Mifsbräuche waren der dort noch ziemlich zahlreichen orthodoxen Partey ein Greuel. Der Handel nahm, wie gewöhnlich, mit Klätſchereyen und geheimen Anſtiftungen ſeinen Anfang, bis verſchiedene Mitglieder des Jeſus-Collegiums eine förmliche Anklage wider den Vf. einreichten, und nun förmliche Sitzungen des Vicekanzlers und des aus 27 Mitgliedern beſtehenden akademi-

schen Senats wider ihn gehalten wurden, worin man Verhör und Untersuchungen anstellte, wovon nun die vollständigen Acten von dem Beklagten selbst in der oben angezeigten Sammlung dem Publikum vorgelegt sind. Er hat diese Sammlung in einer mit lebhafter Wärme abgefafsten Addresse den Mitgliedern des *Unterhauses* zugeschrieben, macht darin seine Sache zur gemeinschaftlichen Angelegenheit des ganzen Landes, und fodert sie dringend auf, dem Geiste der Frömmeley und Schwärmerey auf den englischen Universitäten zu steuern. Zugleich sucht er das Bedürfnifs einer durchgängigen Reform der hohen Schule zu Cambridge darzuthun. Vor allen wünscht er die Unterzeichnung der 39 Artikel abgestellt zu sehen. „Das Ungereimte, die „Lehrsätze des Euklid oder Newton zu unterschreiben, „würde sogleich ins Auge fallen, obgleich ihre Schrif„ten demonstrativ sind; aber für Dinge, die blofs Wahr„scheinlichkeit haben, und die in verschiednen Zeital„tern entweder aus falschen Gründen, oder aus über„all keinen Gründen müssen angenommen seyn, wird „solch eine verbindlich machende Unterschrift von Män„nern vertheidigt und gefodert, die sich anmafsen, Phi„losophen und Christen zu seyn!" — Mit Recht wünscht er ferner, dafs die Nothwendigkeit, sich ordiniren zu lassen, um ein Lehramt bey der Universität zu erhalten, aufgehoben werde, die, wie die Verbindlichkeit der Fellows oder Collegiaten, unverheyrathet zu bleiben, Ueberrest des Katholicismus ist. Aus den *Statuten* sollte manches hinweggenommen werden, was sich gar nicht halten läfst, und für unsere Zeiten durchaus nicht mehr passend ist. Aufserdem aber glaubt Hr. *F.* dem Unterhause den besten Beweis abzustellender Mifsbräuche *in* den hier dargelegten Verhandlungen seiner *eignen Sache* geben zu können. Und in der That, wir dürfen uns Glück wünschen, dafs auf unsern meisten *deutschen* Universitäten ein theils so pedantisch weitläuftiges, theils so dictatorisch absprechendes Verfahren gegenwärtig, wo nicht unerhört, doch unstatthaft seyn würde, als aus dem ganzen Gange dieser Untersuchung hervorleuchtet. Die Hauptanklagen wider Hn. *F.* befanden darin: er habe die Liturgie der englischen Kirche geschmähet; (*defamed*) er habe die englische Kirche abgöttisch (*idolatrous*) genannt; er habe behauptet, dafs alle kirchliche Gerichtshofe, Titel und Rangordnungen dem Geiste des Christenthums zuwider waren; und endlich, er habe die heiligsten Aemter der Kirche entweiht. Liest man indefs die Schrift selbst, so mufs man den Behauptungen des Beklagten im Ganzen beystimmen, dafs jene Anklagen grofsentheils auf gehäfsigen Folgerungen aus mifsverstandnen und verdrehten Aeufserungen dieses Schriftstellers beruhen; und da kann man es ihm nicht verargen, dafs er sich zu keinem Widerruf verstehen wollte, sondern lieber das Urtheil der Verweisung und Ausstofsung über sich ergehen liefs. Was man als Rechtsgrund gegen ihn vorbrachte, war die Uebertretung der akademischen Statuten, und namentlich des Artikels *de concionibus*, dessen Schlufs so lautet: *Prohibemus, ne quisquam in concione aliqua, in loco communi tractando, in lectionibus publicis, seu aliter publice infra universitatem nostram quicquam doceat, tractet vel defendat contra religionem seu eiusdem aliquam partem in regno nostro publica auctoritate receptam et stabilitam, aut contra aliquem statum auctoritatem, dignitatem, seu gradum vel ecclesiasticum vel civilem huius nostri regni vel Angliae vel Hiberniae.* Auf die Verletzung dieses Statuts berief man sich immer, ohne dem Verlangen des Beklagten Gehör zu geben, dafs man ihm seine Irrthümer deutlich angeben, sie ihm aus einander setzen, und ihn darüber eines Bessern belehren möge. Kein Wunder also, dafs ein junger lebhafter Mann die Beschwerden über dieses Benehmen oft bis zu den bittersten Ausfallen trieb, und wenig Schonung mehr gegen seine Richter beobachtete, die offenbar sich gegen ihn zu schwach fühlten, und sich immer mit scheuer Aengstlichkeit hinter die Brustwehr der Förmlichkeit und des Ansehens zurückzogen.

GESCHICHTE.

Augsburg, in d. Wolf. Buchh.: *Allgemeine Kirchen- und Weltgeschichte*, von der *Schöpfung an bis auf unsere Zeiten*. Nach dem Französischen des hochwürdigen Herrn *Augustin Calmet*, Abtes zu Senones, und Präsidenten der Benediktiner-Congregation von St. Viton und St. Hidulph. *Des vierten Theils erster Band*. Fortsetzung der Geschichte der Römer. 1793. 1 Alph. 17 Bog. gr. 8.

Bey der gewaltigen Menge von Weltgeschichten, grofsen und kleinen, originellen und übersetzten, an welchen sich jetzt in Deutschland auch der mannichfaltigste Geschmack sattigen kann, würde die gegenwärtige, die weder grofse Vorzüge, noch grofse Fehler hat, schwerlich viele Leser erhalten haben, wenn nicht *Calmets* orthodoxer Name eine Anzahl unserer katholischen Mitbürger in Schwaben, Baiern, am Rhein, u. s. w. wahrscheinlich um ihn her versammelte. Wir müssen jedoch bemerken, dafs es eigentlich mehrere Verfasser sind, welche bisher nicht sowohl eine Uebersetzung von *Calmets* Werke, als vielmehr ein eigenes nach seinem Plan, geliefert haben. Damit wird auch bis zum Ende der Römischen Geschichte fortgefahren werden; aber mit den Zeiten des entstehenden Christenthums soll *Calmets* Original verdeutscht werden; doch nicht ohne neuere Schriftsteller dabey zu benutzen. In diesem Bande ist die Römische Geschichte, vom Ende des zweyten Punischen Kriegs bis zu den bürgerlichen Kriegen fortgeführt worden. Eine nicht übel gerathene Erzählung; aber etwas zu gedehnt, und die man mit *Fergusons* Geschichte nicht vergleichen darf. *Adel* und *Pöbel* ist keine Eintheilung der Römer, wie man sie S. 562. angegeben findet. Verfehlten Witz mufs man es nennen, womit S 616. dieser Band beschlossen wird: „Man darf das von so *geübten Kriegern* erwarten, dafs sie *sich selbst besiegten*, und Sklaven ihrer selbst, oder vielmehr ihrer Leidenschaften wurden." Nicht selten findet man undeutsche oder unedle Ausdrücke; z. B. der *bissige Cato*, vom Zufall *geprellt* worden, die *verworrenen* Eigenschaften *Hasdrubals*, *metzgen*, *wenigst*, *sonderheitlich*, *einversperren*, u. dgl. m. Hauptsächlich aber hätte der Vf. gewisse unnütze und ihn zu sehr verrathende Ausfälle an ir-

gend einen schicklichern Ort, wozu die Augsburger Pressen Gelegenheit genug darbieten, verspären können. So schreibt er in einer Anmerkung S. 18. weil in einer Rede des *Cato* von geheimen Versammlungen die Rede war. „Die *Maurer*, *Illuminaten* und ehrwürdigen *Jacobiner* hätte der blinde *Cato*, wie billig, ausnehmen sollen." S. 56. veranlasst ihn eine Stelle des *Livius* zu der Frage: „Wie es doch mufs zugegangen seyn, dafs die Bande Philosophinnen schon damals, wo die angebetete *Aufklärungssonne* noch unter dem Horizonte stand, auf die hochweise Maxime verfallen konnte: der Zweck heiliget die Mittel?" Auch ereifert er sich zweymal, und das bald nach einander, (S. 536. u. 543.) über „den *Kirchenraub, oder nach der Sprache unserer Financiers, Secularisation der dem Gottesdienste gewidmeten Güter*, über die gekrönten oder *ungekrönten Räuber* derselben; denen aber — wie solches in der Geschichte des Cimbrischen Kriegs ganz deutlich geweissagt ist — immer so eine Gattung von barbarischen *Cimbern*, seyen es nur *Maitraissen*, oder *Hofschmeichler*, *Muselmänner* oder *Jacobiner hindtrein* das den Göttern geraubte Gut mit schweren Interessen richtig und bald abholen." So viel uns bekannt ist, hat noch keine von diesen argen Menschenclassen etwas von den secularisirten Bisthümern und Klöstern im Protestantischen Deutschland abgeholt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Stuttgard*, b. Cotta: *Ueber das Einweichen und Ersparen des Samens bey der Aussaat, aus mehrern im Grossern gemachten Erfahrungen*, von M. *Steeb*, Pfarrer zu Grabenstetten im Wirtembergischen. 1792. 32 S. 8. (1 Gr. 6 Pf.) Dafs das Schwängern des Samens durch Einweichen in düngende Flüssigkeiten von guter Wirkung und einiger fruchtbar machender Kraft sey, auch dabey eine Samensparniss statt finde, ist richtig; nur hätte der Vf., da er eine besondere Abhandlung über diesen Gegenstand liefern wollte, ihn ausführlicher behandeln müssen. Schon vor 2000 Jahren haben die Ackerleute ihren Saesamen in Dung- und Kalkwasser eingeweichet, wie aus dem *Virgil* und *Columella* zu ersehen ist, und die *Chinesen*, als bekannte fleissige und gute Ackerleute thun es bey ihrem Reis ebenfalls, ob sie schon sehr fruchtbare und salzige Moraste bauen. Nur durch die Bequemlichkeit und Achtlosigkeit des Bauern ist diese nützliche Gewohnheit abgekommen. Ackerleute kalken höchstens ihren Waizen noch ein, oder benetzen ihn mit salpetrigten Wassern, um ihn vor dem Brand zu sichern. Aber auch schon dieses bewährte Mittel hätte sie aufmerksamer machen und weiter führen sollen. Denn dafs das in flüssige Dungmittel eingeweichte Getreide fruchtbarer wird, und mehrere und schönere Körner und Früchte treibt, bestätigt Vernunft und Erfahrung, so gering auch die Salztheile zu seyn scheinen, die sich an das kleine Samenkorn ansetzen und in dasselbe eindringen können. Ihre erste Wirkung ist zwar nur diese, dafs sie den Samen eröfnen, und seine Keime zum Wachsthum befördern: aber sie können auch jedem Korn gleichsam als ein Magnet dienen, um die salpetrichten Theile aus der Erde und vornemlich aus der Luft, (die Hauptnahrungsquelle der Pflanzen) desto mehr an sich zu ziehen. Man lege kalcinirte Flintensteine, oder die kalcinirte steinigte Rinde von alten bleyernen Brunenröhren oder aus einem Theekessel in einem Gefäfs an die Luft; so wird diese Materie, wegen des darin befindlichen Salpeters beständig Wasser- und Luftsäure an sich ziehen, und wenn es abgedünstet wird, den besten Salpeter geben. — Es hat aber das Einweichen des Samens noch mehrere Vortheile, welche der Vf. nicht berührt. Es bewahrt die Pflanzen vor vielen Krankheiten, wie das Einkalken des Waizen, oder seine Benetzung mit scharfem Essig, oder mit Vitriol schon beweiset. Es stellt den Samen gegen den Fraís der Vögel, Würmer und anderer Insekten sicher, da das Mistwasser, Kalk, Salpeter, Salz u. dgl. wegen des Geruchs und Geschmacks, den die Körper davon annehmen, denselben zuwider ist, und wird auch in diesem Betracht derjenige Antheil des Saesamens erspart, den man sonst gewöhnlich für die Vögel und Insekten mitsäen mufs. Es bewirkt ferner, dafs der eingeweichte und ordentlich zubereitete Same geschwind und zu gleicher Zeit aufgeht, da im Gegentheil das nicht eingeweichte Getreide, theils später, theils ungleich keimet, je nachdem ein Körnchen ausgetrockneter als das andere ist, theils gar nicht aufgeht und verdirbt. — Wie lange die verschiedenen Arten des Samens in der Beize liegen sollen, darüber hat der Vf. keine bestimmtere Anweisung geben können, als dafs man dabey auf seine Härte und gröfsere oder geringere Dicke oder Zartheit seiner Hülse, Haut oder Schale Rücksicht nehmen solle. Das Liegenlassen des Samens bis zum völligen Auskeimen ist bey trockenem Erdreich und Winterung gefährlich. Das angeführte Beyspiel der Aussaat des Hn. Kammerrath *Vorbergs* von eingeweichtem Haber, der die Säcke zersprengt, und schon bis zu grünen Graskeimen ausgewachsen war, gibt noch keinen gültigen Ausschlag. Ausser dem, dafs bey einem bereits filzig ausgewachsenen Samen unmöglich eine gleiche Aussaat zu bewirken und zu verhindern ist, dafs nicht klumpenweis an einem Ort viele Halmen aufwachsen sollen, deren Wurzel einander die Nahrung entziehen, und keine recht gedeihen können, auch sehr schwerlich unterzueggen sind, so bleibt es immer mifslich, dafs nicht die ganze Saat bey einfallender Trockenheit verderben würde. Ueberhaupt darf der eingeweichte Same nie in staubtrockene Erde gesäet werden, so wenig als in schmieriges nasses Erdreich, das ohnehin bey keiner Saat taugt, sondern er mufs eine gemafse Feuchtigkeit antreffen, um fortwachsen zu können, da er schon den Anfang zum Keimen gemacht, oder wohl gar schon zum Theil gekeimet ist; denn wenn er sonst nicht die geringste Feuchtigkeit anträfe, so würde er sich nicht erhalten können, und verderben müssen. Hn. Vorbergs Acker, den er mit so stark ausgewachsenen Haber besäen lassen, war feucht und nafs, welches daraus zu schliefsen ist, weil das anhaltende Regenwetter ihn abgehalten, den eingeweichten Samen eher säen zu lassen. Indessen aber, da ein solcher befeuchteter Same sich leicht erhält, wenn er nur etwas weniges Feuchtigkeit im Land antrift, und sich die äufserste Trockenheit in einem wohlgebauten Land, wenn es nicht Sandfeld ist, gar selten ereignet: so kann man im äufersten Fall der Gefahr vorbeugen, wenn man mit dem Einweichen des Samens zurückhält, bis die Erde durch Regen angefeuchtet worden, wenn es anders mit der Saat so lange anstehen kann. — Uebrigens aber bleiben bey aller der Fruchtbarmachung des Samens die bekannten Ackerregeln in ihrer Gültigkeit: dafs man gereinigten und guten Samen nehme: das Feld gut bearbeite und sich nicht berede, das Düngen des Feldes dabey ersparen zu können, (welches auch der Vf. nicht behauptet) wie einige dem Schwängern des Samens mit fruchtbarmachenden Theilen eine solche aufserordentliche Kraft beylegen wollen. Sie kommen nur der Pflanze zu Hulfe, dafs sie sich dadurch mehr entwickle und ausdehne und von der Erde und ihren Salzen, von der Luft, Thau u. s. w. desto leichter, geschwinder und häufiger eine Zugabe empfängt, die jedoch nach Beschaffenheit der Umstände anhaltend und dauernd ist.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 26. Julius 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Frankfurt, b. Andreä: *Etwas zur Beherzigung für Menschen, denen ihre Gesundheit lieb ist.* Für Leser aus allen Ständen, die Aerzte ausgenommen, von D. *Georg Friedrich Hoffmann dem Jüngern*, Arzte zu Frankfurt am Mayn. 1793. 371 S. 8.

Es sind vermischte Abhandlungen über mehrere Gegenstände der populären Medicin, von denen der Vf. selbst sagt, dafs sie nichts als abgebrochene Sätze und flüchtig hingeworfene Gedanken enthalten, die einer müfsigen Stunde ihr Daseyn zu verdanken haben. Bey diesem sehr offenherzigen und wahren Geständnifs hätte der Vf. nur bedenken sollen, dafs dem Publicum mit Arbeiten, die eine solche Entstehung haben, nicht gedient seyn kann, und dafs die Achtung, die jeder Schriftsteller für das Publicum haben sollte, ihn verpflichten mufs, seine Sätze genau durchzudenken, ehe er sie durch den Druck in Umlauf bringt, dann würden dem Vf. allgemeine Behauptungen, wie gleich S. 1.: *Die Alten hüllten ihre Weisheit in griechische und lateinische Kunstwörter, sie hatten eine dunkle Schreibart, klebten an spitzfindigen Definitionen und leeren Wortklaubereyen*, u. s. f. gewifs nicht entwischt seyn. Uebrigens verräth er gute Bekanntschaft mit den neuern diätetischen Schriftstellern, nur nutzt er dieselben, nach Rec. Meynung, etwas zu sehr, er schreibt grofse, lange Stellen aus ihnen aus, und der Leser vermifst dann natürlich nicht selten an dem Vf. den Mann, der, bekannt mit der jetzigen Lage seines Gegenstandes, denselben entweder erweitern, oder ihm nähere Bestimmung und mehrere Gemeinnützigkeit geben will. Die erste Abhandlung ist überschrieben: *über die Schädlichkeit der populären Medicin*, in welchen der Vf. den Satz: dafs man das grofse Publicum über das, was bey Krankheiten zu thun und zu lassen ist, nicht, wohl aber über Gegenstände der Diätetik unterrichten müsse, gut und zweckmäfsig, nur mit Einschiebung zu langer Stellen aus andern Schriftstellern, ausführt. *Von dem Gebrauch der Präservationskuren.* Sie stiften Nutzen, wenn man auf das Daseyn irgend eines Krankheitsstoffes schliefsen kann. (Auch wenn kein solcher Stoff da ist, sondern wenn die Constitution schwach und gegen Krankheitsursachen sehr empfänglich ist.) Ein Gesunder bedarf der Arzney nicht, die seine Gesundheit allemal verändern, das heifst schlechter machen mufs; er mufs aber die gehörige Lebensordnung beobachten. Die Frühlingskuren seyen noch unter den Präservationskuren die unschuldigsten, besonders sey der Gebrauch von Mineralwassern unschuldig, wenn ein Arzt ihn angerathen habe. Von der Aderlassen, als Vorbauungsmittel. Rec. findet doch Bedenken zu behaupten, dafs Personen von mittlern Alter, die gesund sind, gute Verdauungskräfte haben, nahrhafte Speisen genielsen, gehörig verdauen, wenig durch Ausleerungen verlieren, wenige, aber doch mäfsige Leibesbewegungen haben, und sich nicht viel von unangenehmen Leidenschaften anfechten lassen, bald einen Ueberfluss an Blut erzeugen. Die Natur läfst diesen Ueberfluss des Blutes, wenn nur die festen Theile ihre gehörige Thätigkeit haben, nicht zu. Die Schädlichkeit des Aderlassens aus Gewohnheit stellt der Vf. ausführlich dar: recht gut ist auch die Regel, dafs man selbst wenn Vollblütigkeit da ist, diese, nur dringende Fälle ausgenommen, sicherer durch eine zweckmäfsige Lebensordnung, als durch die Aderlässe vermindert. Dafs das öftere Aderlassen die Leute fett macht, ist bekannt. Der Vf. erklärt diese Thatsache von der langsamern Circulation, die Rec. lieber als eine Folge der Schwäche ansehen möchte. Von den Brechmitteln und Purganzen. Der Vf. erläutert erst die Wirkungsart dieser Mittel, dann spricht er von den Umständen, unter denen man gewöhnlich abführt. Er zeigt die schwächende Wirkung dieser Arzneyen, und beweist mit den triftigsten Gründen, dafs Purganzen oft erst die Unreinigkeiten veranlassen, die man durch ihren Gebrauch auszuführen wähnte. Immer ist es, selbst in Fällen, wo man Mangel der Esslust und Unreinigkeiten spürt, am besten den Unreinigkeiten durch eine zweckmäfsige Lebensordnung (und durch Digestivmittel) zu begegnen. Wahl der Purganzen. Der Vf. scheint die blähende und schwächende Manna, und die schwächenden und reizenden Mittelsalze doch zu allgemein zu empfehlen. Den Schaden, den fast alle Purgierpillen thun, stellt er einleuchtend dar. Die gemeine Meynung, dafs eine Purganz, wenn sie nicht wirkt, Schaden thut, hätte Rec. gern weitläuftiger entwickelt gesehen. Eine schwache Purganz kann nie schaden, wenn sie auch nicht wirkt, als etwa durch einige Verminderung oder Reizung der Kräfte des Darmcanals. Von reizenden, starken Purganzen hat man aber oft kein Purgieren, wohl aber Zufall der heftigsten Reizung beobachtet. Von den Mitteln, welche den Schweifs treiben, handelt er nur kurz. Man hat oft die höchste Schwäche, verbunden mit widernatürlicher Empfindlichkeit und Beweglichkeit des Nervensystems von dem übermäfsigen und habituell erregten Schwitzen entstehen sehen. Die blutreinigenden Mittel. Die besten Blutreinigungsmittel sind die, welche nichts wirken, denn diese schaden doch nicht. Wasser sey die beste Blutreinigung. Der Vf. nimmt noch Schärfen im Blute an, und scheint zu glauben, dafs man auf diese gerade durch Arzneyen wirken könne, welches letztere

Rec. nicht glaubt. Aber er ſtellt auch den wichtigen diätetiſchen Satz: je beſſer die Verdauung, deſto beſſer das Blut, auf, und zeigt dadurch wie voll von Vorurtheilen man iſt, wenn man, ohne die Verdauungswerkzeuge, und ohne den Zuſtand der feſten Theile zu verbeſſern, nur immer das Blut zu reinigen ſucht. Von den vornehmſten Urſachen, beſonders langwierigen Krankheiten. Der Vf. handelt unter dieſer Aufſchrift die Lehre von den Speiſen und Getränken, von vegetabiliſcher und thieriſcher Koſt, und von den verſchiedenen Arten der geiſtigen, nicht geiſtigen, warmen und kalten Getränke mehr diätetiſch, als pathologiſch ab. Dann ſpricht er von den Nachtheilen der andern nicht natürlichen Dinge, der Bewegung und Ruhe, des Laufens, des Tanzens, des Fahrens, Reitens, u. ſ. w. vom Schlafen und Wachen, von den ſchädlichen Folgen in Abſicht auf die Geſundheit, wenn die natürlichen Ausleerungen, als Stuhlgang, Ausdünſtung und Urin in Unordnung gerathen, von den Leidenſchaften, und deren guten und ſchlimmen Wirkungen auf die Geſundheit, von dem Einfluſs der Kleider und verſchiedener andere äuſserlichen Dinge auf die menſchliche Geſundheit. Hier ſpricht er auch von Hn. Fauſts bekannten Vorſchlägen. Vom ſchädlichen Einfluſs der Charlatans, Pfuſcher, Harnpropheten, Winkelärzte, von den Univerſalarzneyen und ſympathetiſchen Kuren. Allgemeine Vorſchriften über das Verhalten bey herrſchenden Krankheiten, und zwar ſowohl um dieſe zu verhüten, als auch wenn Menſchen davon befallen worden ſind. Ein Anhang iſt beygefügt mit der Ueberſchrift: Etwas von den wahren Werth der Arzneykunde. Der Vf. will die Heilkunde wider Rouſſeau und andere vertheidigen, hat aber ſeinen Gegenſtand bey weitem nicht erſchöpft. Der Vorwurf des Unwerthes trifft überhaupt die Heilkunde nicht, leider aber machen viele Aerzte, daſs die Wiſſenſchaft nicht ſo wohlthätig ſeyn kann, als ſie ihrer Natur nach ſeyn konnte. Am Ende folgen *noch einige Beyſpiele von den guten und ſchlimmen Wirkungen der Gemüthsbewegungen, aus Hn. Scheidemantels Abhandlung und aus andern Schriftſtellern.*

Leipzig, b. Böhme: *Mediciniſche und chirurgiſche Bemerkungen*, von *Johann Gottfried Otto*, der — Aemter Grafenthal, Probſtzella, Leuterberg, Könitz Stadt und Landphyſikus und des Königl. Preuſſiſchen Amtes Lauenſtein Med. Pract. 1793. 196 S. 8. nebſt einem Kupfer.

Es ſind kleine, von dem Vf. ohne allen Prunk hingeworfene Beobachtungen, in einer Schreibart, die populär und unterhaltend ſeyn ſoll, dieſen Zweck aber zuweilen verfehlt. Mehrere von den Beobachtungen betreffen gemeine und oft vorfallende Gegenſtände, etliche darunter verdienten aber wohl durch den Druck bekannt gemacht zu werden. Bey einer Frau, die *in ſqualore carceris* an der Waſſerſucht geſtorben war, fand man alle Eingeweide des Unterleibes, ſelbſt die Nieren, in einem mit dem Darmfell wenig zuſammenhängenden Sack eingeſchloſſen. Die Eingeweide ſelbſt, waren ſo verändert und verwachſen, daſs man keines derſelben erkennen und unterſcheiden konnte. Schade iſt es, daſs der Vf. ſo wenige Nachricht von der Krankheit und den Umſtänden gibt, unter denen die Kranke ſtarb. Bey einem Kind, deſſen Brandwunden man mit Goulardiſchem Waſſer belegt hatte, bemerkte der Vf. einen Harn mit weiſsem Bodenſatz, und meynt dieſer ſey Bley geweſen, welches die Gefäſse eingeſaugt hatten. Rec. wundert ſich, daſs der Vf. eine ſolche Behauptung ohne alle weitere Unterſuchung wagen kann. — Bey einem 35jährigen Mann bemerkte der Vf., daſs nach einem viertägigen Kopfſchmerz die Nähte des Hirnſchädels an etlichen Stellen um faſt drey Viertel Zoll auseinander gegangen waren, — durch mehrere erzählte Fälle beſtätiget der Vf. die ſchon mehrmal erprobten Heilkräfte der grünen Wachsleinwand bey heftigen Rheumatiſmen. — Gute Wirkungen kalter Umſchläge bey eingeſperrten Brüchen. Tod von einer Verhärtung des untern Magenmundes, einer Krankheit, die in unſern Tagen häufiger iſt, als man wohl glaubt. — Bey einem Manne, der ſich lange an den Schnupftabak gewöhnt hatte, und ſich deſſelben auf einmal entwöhnte, entſtund eine Blödigkeit des Geſichts, die ſich auf den Gebrauch des Schnupftabaks wieder hob. — Eine Frau, bey der das Schwanzbein bey der Geburtsarbeit zerriſſen worden war, konnte keine Winde mehr zurück halten. — Warum ſterben bey zweckwidriger Behandlung ſo wenig Wöchnerinnen auf dem Lande, und in einem namhaften Entbindungshauſe ſo viele? Im Wiener Entbindungshauſe ſterben von 100 Wöchnerinnen 14.: in der Gegend *des Vf.*, wo doch die auffallendſten Fehler im Verhalten der Wöchnerinnen begangen werden, wo man die unglückliche Gebährerin 5, 6, ja 9 Tage lang kreifen läſst, ehe man den Geburtshelfer ruft, *wo die Hebammen wohl examiniret und verpflichtet, aber nicht unterrichtet werden*, und wo man die Stimme des auf die Geſundheitsvorſorge verpflichteten Arztes nicht hören zu wollen ſcheint, ſterben weit weniger. In dem Phyſikatsbezirke des Vf., der aus 4 Städten, 3 Marktflecken und 50 Dörfern beſteht, fielen in 7 Jahren etliche und zwanzig künſtliche Geburten vor. — Kleine Beytrage zur Semiotik. — Schädlichkeit des Einſtreuens mit Bleyweiſs. — Ein Kinderpulver aus Jalappenpulver, Jalappenharz, Weinſteinrahm und Fenchelzucker empfiehlt der Vf. zu unbedingt als allgemeines Abführungs- und Beruhigungsmittel der Kinder: auch glaubt Rec. an die beruhigende Kraft, die der Vf. der Jalappe zuſchreibt, nicht, und hält dieſe Wurzel nur in ſofern für beruhigend, als ſie die ſcharfen Stoffe ausführt. Bey einer Lungenentzündung, die der Vf. S. 47. beſchreibt, wurde die antiphlogiſtiſche Methode, die einzige, die den Kranken retten konnte, nicht gehörig angewendet. Der Vf. gab anfangs Aaronswurzel, Salpeter und Caſcarille, und in der Folge, blos weil er keine Entzündungshaut auf dem Blute bemerkte, die Fieberrinde und die Arnica. Der Kranke ſtarb, und die Leichenöffnung zeigte, daſs die Lungen brandig waren.

PHILOLOGIE.

Frankfurt a. M., b. Hermann: *Sammlung der neueſten Ueberſetzungen der griechiſchen proſaiſchen*

Schriftſteller, unter der Aufſicht des Hn. Prof. *Seybolds*. VIII. Th. 1. B.

Auch unter dem Titel:

Appians römiſche Geſchichte, zum erſtenmal aus dem Griechiſchen überſetzt, und mit erklärenden, berichtigenden und vergleichenden Anmerkungen verſehen von *Fr. W. Dillenius*. I. Band. 1793. 381 S. 8. (16 gr.)

Unter allen griechiſchen Geſchichtſchreibern, die bis auf unſere Zeiten gekommen ſind, hat keinen ein ſo ungünſtiges Schickſal betroffen, als den *Appian*. Die Ueberbleibſel ſeiner römiſchen Geſchichte, die, nach Photius, eigentlich aus 24 Büchern beſtanden hat, wurden zuerſt aus ſehr verſtümmelten und verdorbenen Manuſcripten, auch nicht auf einmal, ſondern nach und nach, wie man ſie entdeckte, herausgegeben, und muſsten nun über 200 Jahre warten, ehe ſie in einer würdigern Geſtalt erſcheinen konnten. Dieſer Umſtand verurſachte, daſs man dem Autor ſelbſt bisher immer nur einen ſehr geringen Werth für die Geſchichte beylegte, und daſs Niemand ſich an eine beſſere Bearbeitung deſſelben wagen wollte, weil die auf ihn verwandte Mühe für verloren gehalten wurde. Erſt in unſern Zeiten begegnete dem guten *Appian* das Glück, daſs ſeine übriggebliebenen Bücher durch Hn. *Schweighauſer*, dem hierzu eine Menge Hülfsmittel zu Gebote ſtanden, ergänzt, verbeſſert, und in einer neuen Ausgabe lesbarer gemacht, folglich auch ſeine Ehre gerettet wurde. Nunmehr lieſs ſich leicht vorausſehen, daſs ſich auch, nach Wegraumung der bisherigen Hinderniſſe, bald Jemand finden würde, der dem Appian ein deutſches Gewand umhinge, und die des Griechiſchen unkundigen Liebhaber der Geſchichte mit ihm bekannt machte. Dieſen Dienſt hat ihm jetzt Hr. *Dillenius*, Oberpräceptor der lateiniſchen Schule zu Urach im Wirtembergiſchen erwieſen, von deſſen Ueberſetzung wir den I. Band vor uns liegen haben. Er enthält die Vorrede, die Fragmente aus den 5 erſten Büchern (von den Königen, die italiſche, ſamniſche und gallſche Geſchichte, von Sicilien und den übrigen Inſeln) das 6. Buch die ſpaniſche, und das 7te die hannibaliſche Geſchichte. Im Ganzen genommen, hat Hr. D. ſeinen Autor treu und richtig überſetzt. Rec. der die Vorrede und den gröſsten Theil des 6ten Buches mit dem Original zuſammengehalten, fand nicht leicht etwas, das eine beſondere Rüge verdiente. Nur dieſs iſt zu erinnern, daſs der Ueberſetzer ſich zu genau an die griechiſche Conſtruction und Verbindung der Satze gehalten, und z. B. oft 3 Perioden nacheinander mit *da*, *als* oder *nachdem* angefangen hat. Dieſs wird dem Leſer äuſserſt unangenehm und hätte doch leicht vermieden werden können. Dem Texte ſind eine groſse Menge Noten untergeſetzt, die theils die vorkommenden Sachen, Antiquitäten und Geographie erklären, theils den Autor rechtfertigen, wo es nöthig iſt, berichtigen, und mit andern Geſchichtſchreibern vergleichen, theils auch zeigen, wie dieſe oder jene Stelle ſonſt noch überſetzt werden konnte. Von den letztern, die ſehr zahlreich ſind, ſagt Hr. D. in der Vorrede, er habe ſie beygefügt zum Beweiſe, wie ſorgfältig er über ſchwerere Stellen nachgedacht habe, und daſs er vielleicht manche andere ihm vorzuſchlagende Verbeſſerung auch im Sinne gehabt. Demungeachtet müſſen wir ſie gröſstentheils für überflüſsig erklären, da ſie weiter nichts als Floskeln enthalten, wie die Stelle ſich ſonſt etwa noch möchte geben laſſen. Ein Lehrer muſs wohl bey mündlicher Erklarung eines Schriftſtellers ſeinen Schülern ſagen, auf wie vielerley Art eine Stelle überſetzt werden kann, und dann zeigen, welche darunter die beſte iſt; aber ein Ueberſetzer der für das Publicum arbeitet, iſt deſſen überhoben, und hat nur den nach ſeiner Einſicht einzigen richtigen Sinn anzugeben. Unter den Anmerkungen erſter Art ſind uns gleich vorne nicht nur manche überflüſsige, ſondern auch einige ſehr bedeutende Unrichtigkeiten aufgeſtoſsen. Z. B. In Appians Vorrede Kap. 2. heiſst es: *Lenkt man hier um, ſo erblickt man Syrien, Paläſtina und einen Theil von Arabien.* — Bey Paläſtina ſteht die Note: *Denjenigen Theil von Syrien, worin Paläſtina liegt, den man Paläſtina nennt.* Nach dem griechiſchen Συρια ἡ Παλαιστινὴ, ſollte es in der Ueberſetzung heiſsen, *das paläſtiniſche Syrien*, ſo hätte die Note erſpart oder nur geſagt werden können, daſs das jüdiſche Land gemeynt iſt. Kap. 3. Note 17. ſteht: *Galater hieſsen ſie (die Gallier) daher, weil ſie bey ihrer Streiferey durch Italien und Griechenland auch in Galatien, eine Landſchaft in Kleinaſien einfielen und ſich zum Theil daſelbſt feſtſetzten.* Rec. traute kaum ſeinen Augen, da er dieſes las. Die Völker, welche die Römer *Galli* nannten, hieſsen bey den Griechen Γαλαται; die Landſchaft in Kleinaſien bekam von ihnen, als ſie ſich darin feſtſetzten, den Namen, nicht aber das Volk von der Landſchaft. Der nemliche Irrthum kömmt auch B. 6. K. 1. vor — K. 5. ſagt Appian: ἡ ὁσα αλλα τηςδε της θαλασσης ονομαται, *oder was es ſonſt für Namen dieſes Meeres gibt.* — Hier kann von keinem andern Meere die Rede ſeyn, als dem mittelländiſchen, deſſen verſchiedene Theile vorher angeführt worden. Allein Hr. D. will unter τηςδε της θαλ. das tyrrheniſche Meer verſtehen, welches dem ganzen Zuſammenhange zuwider iſt. Im 1. Kap. erklärte er doch ſelbſt ἡδε ἡ θαλ. vom mittelland. Meere. K. 10. hätte κοντωτα durch *Fluſsſchiffe*, (die auf dem Nil gebraucht wurden) gegeben werden können; dann ware die Anmerkung erſpart und der Uebelklang im Texte: 2000 *Fahrzeuge nebſt vielen andern kleinen Fahrzeugen* vermieden worden. K. 11. am Ende, ſagt Appian: τῃς ευτυχιας ωναντο δια την ευβουλιαν, welches Hr. D. richtig überſetzt: *und durch ihre Klugheit ſich das Glück zu Nutze machten.* Aber er fügt nun die befremdende Anmerkung hinzu: *Ich leſe hier τα της ευτυχιας, weil ωνεομαι nie mit dem Genitivo rei emtae conſtruirt wird.* — Die letzte Bemerkung hat ihre Richtigkeit; nur gehört ſie gar nicht hieher. Denn ωναντο iſt nicht von ωνεισθαι, *kaufen*, ſondern von ονασθαι *genieſsen*, *frui*. Hr. Seybold hat, als Director bey dem Hermann. Ueberſetzungsinſtitut, ebenfalls hin und wieder kleine Noten zur Berichtigung hinzugefügt. So will er B. 1. am Ende des erſten Fragments für εκκαλωμενοι leſen εγκαλουμενοι, welches aber unnöthig iſt.

Denn *εκπαυχᾶσθαι* ist mit dem andern von gleicher Bedeutung; es steht zwar nicht in den Lexicis, kommt aber beym Euripides (Bach. v. 31.) vor. Er hätte wohl gethan, wenn er das ihm übertragene Recht zu bessern und zu berichtigen, dazu angewendet hätte, oben angeführte und andere ähnliche Unrichtigkeiten zu corrigiren. Noch müssen wir bemerken, dass Hr. D. die lateinische Endung der Volksnamen auf *ensis*, die der deutschen Sprache ganz fremd ist, sehr häufig braucht. So sagt er *karthaginensisch*, *massilienſische Kaufleute* etc. Unsere Sprache erfodert, *karthagische*, *massilische Kaufleute* zu sagen, und dies ist doch sicher viel wohlklingender.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Berlin*, b. Rottmann: *Rede über den Zweck der Chemie; über die Methode, sie zu studiren, und über den Einfluss derselben auf die Arzneywissenschaft.* Am Tage seiner Einführung zum ordentlichen öffentlichen Lehramte der Chemie und Pharmacie, bey dem königlichen Collegio Medico-Chirurgico vorgetragen von D. *Sigismund Friedrich Hermbstädt.* 1792. 44 S. 8. (4 gr.). — Der Vf. will in dieser Rede seinen Zuhörern, vorzüglich denen, die sich zu praktischen Aerzten und Wundärzten bilden, und die vielleicht die Chemie bisher als eine ihnen entbehrliche Nebensache ansahen, „einige Anleitung zu demjenigen „Geschmacke an dieser Wissenschaft ertheilen, den sie vielleicht „noch nicht daran gefunden hatten, weil sie dieselbe nur immer „in ihrer trockensten Gestalt, nie in dem anlockenden Gewande „erblickten, in welchem sie gesehen werden muss, wenn sie „Theilnahme veranlassen soll." Er bemüht sich daher, „den Zweck „der Chemie in einer solchen Gestalt darzustellen, in welcher „diese Wissenschaft erscheint, seitdem sie durch die Bemühungen „der grösten Männer unserer Zeit, so wie derjenigen, welche „sie in der erstern Hälfte dieses Seculi cultivirten, bearbeitet „worden ist, und jetzt wirklich gesehen werden muss." — „Vor„mals bestand," sagt er, „der einzige Zweck dieser Wissenschaft, „in der Erforschung solcher Naturwirkungen, die, für den be„grenzten menschlichen Verstand, unerreichbar waren. Jetzt „ist es der Endzweck dieser Wissenschaft, die so tief in die Ge„heimnisse der Natur einzudringen vermag, ihr selbst nachzuah„men: ja selbst da weiter fortzuschreiten, wo die in der Natur „einmal angelegte Ordnung der Dinge, es ihr unmöglich macht." — „Durch Thatsachen machen die Chemisten Erfahrungen, die „durch die Beurtheilung, des mit den Grundsätzen der Chemie „vertrauten Arztes, zum Wohl der menschlichen Gesellschaft „angewendet, und dadurch zu ihrer völligen Würde erhoben „werden" u. s. w. Hr. *H.* erläutert nun den Zweck, den die Chemie bey der Zubereitung der Arzneyen zu erreichen strebt, mit einigen Beyspielen; sagt dann ferner etwas vom Nutzen der Chemie zur Erforschung der Theile der Körper, zur Bildung neuer Dinge in Künsten, Manufacturen u. s. w. und empfiehlt endlich seinen Schülern die Wahlverwandschaft, ohne welche, wie er zu erweisen sich angelegen seyn lässt, die Chemie blos eine mechanische Kunst sey, und den Namen einer so erhabenen Wissenschaft, den man ihr zugestanden hat, nicht verdienen würde u. s. w. Die Beweise dieses Satzes und der übrigen Behauptungen des Vf. muss man in der Rede selbst nachlesen, da sie keinen weitern Auszug verstatten.

Kriegswissenschaften. 1) *Frankfurt u. Leipzig: Kurze Uebersicht des Feldzuges an der Saar und Blies.* Dec. 1793. 48 S. 8.

2) *Ebendas.: Kurze Uebersicht des Feldzuges im Jahr 1793 zwischen dem Rhein und der Saar*, von einem unpartheyischen Beobachter. Aus dem Tagebuch eines bey der alliirten Armee befindlichen Englischen Officiers frey übersetzt. Fortsetzung und Beschluss. 1794. 40 S. 8.

Unter der Maske eines zuschauenden Engländers erzählt in dieser kleinen sehr interessanten Schrift (N. 1.) ein Ungenannter die militärische Geschichte des Feldzuges der Preussischen Armee, ist einer blühenden Schreibart und mit tief eindringender Sachkenntniss, welche kein Zuschauer, noch weniger ein Fremder, sondern nur ein Mann vom Handwerk, der noch überdem mitgehandelt hat, erwerben kann. Man findet darin militärische Uebersichten und Berechnungen, wie sie bey dem Generalstabe und im Hauptquartier entworfen zu werden pflegen, und auf diese scheint sich das Urtheil des Vf. stets zu gründen. Daraus wird denn auch begreiflich, dass nicht alles nach dem Erfolge, sondern mehr nach der Theorie beurtheilt wird, und dass die Vortheile, welche das Corps eines durch die Eroberung von Mainz bekannten Generals bey Bliescastel und Biesingen erfochten, gewissermaßen mehr dem Ungefähr als militärischen regelmässig-entworfenen Planen zugeschrieben werden. Ob es übrigens gut sey, durch dergleichen Kritiken zwischen den verschiedenen Befehlshabern einer und derselben Armee Eifersucht und Misvergnügen zu erregen, dies zu bestimmen ist nicht die Sache des Literators. Dieser sieht vielmehr vorliegende Schrift als einen reichhaltigen Beytrag für die erst *später* zu erwartende Geschichte der Feldzüge am Oberrhein an, und empfiehlt sie in dieser Rücksicht zur reifen Erwägung. Da das Terrain, selbst bey den Verheerungen der Häuser und Aecker dasselbe bleibt; so ist für den Sachverständigen noch kein Zeitverlust zu befürchten, um die verschiedenen Urtheile mit einander zu vergleichen, und alsdann das seinige fällen zu können.

In N. 2) fährt der sogenannte englische Officier fort, den Gang des Feldzugs von der Schlacht bey Kaiserslautern bis zu dem Rückzuge über den Rhein, in der ihm eigenen kraftvollen, und fliessenden Schreibart, zu erzählen. Das Materielle dieser Fortsetzung kömmt mit dem sogenannten Rapport officiel, zu dem sich der Preussische Hauptmann Hr. v. *Kompz* gegen den Hn. General v. *Hoze* bekannt hat, völlig überein; aber es weicht deshalb desto mehr von dem Tagebuche ab, welches Hr. General *v. Wurmser* durch die Zeitungen bekannt machen liess. Zu diesem Urtheil ist jetzt der Gegenstand noch nicht gereift. Selbst die militärische Ansicht muss durch die Kenntniss der persönlichen und der politischen Verhältnisse ergänzt werden, welche nicht immer einer öffentlichen Darstellung fähig sind. Zu wünschen wäre es, dass von *Braunschweig* und *Wien* aus etwas zur Belehrung des Publicums mitgetheilt, und so auch den unberufenen Schriftstellern der Weg einigermaßen gesperrt würde.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 26. Julius 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Dyck: *Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch praktischer Aerzte.* Funfzehnter Band. Zweytes, drittes und viertes Stück. 1793. 8. jedes St. 12 B.

Zweytes Stück: *Fortsetzung der Abhandlung des Hn. Assalini über die lymphatischen Gefäße und deren Krankheiten.* S. A. L. Z. 1793. N. 246. *A. N. Aasheim Beobachtung einer seltenen Erscheinung bey der Schwangerschaft.* Bey einem Weibe zeigte sich bey jeder Schwangerschaft ein Knoten über den linken Schaambein, anfangs unter der Haut, der mit dem Steigen der Schwangerschaft bis zum Nabel heraufstieg, dann zuweilen wieder abwärts sich begab und bis zum sechsten Monat an Grösse und Härte zunahm. Nach der Geburt verminderte sich der Knoten allmählich, den der Vf. von einer widernatürlichen Beschaffenheit des linken breiten Mutterbandes ableitet. *M. Saxtorph über den innerlichen Gebrauch des Bleyzuckers.* Es sind nur etliche Fälle, welche beweisen, dass der Bleyzucker bey Epilepsie und krampfhaften Krankheiten, in kleinen Gaben nützlich ist. *De Meza praktische Bemerkungen über den Bluthusten. Johann P. Frank. Untersuchungen über die Krankheiten des Rückgrads und des in ihm befindlichen Rückenmarks.* Man wisse von diesen Krankheiten bis jetzt sehr wenig; sogar für die Entzündung des Rückenmarks habe man nicht einmal einen Namen. Jedes Wirbelbein sey als ein Hirnschädel zu betrachten, welcher sein eigenes Gehirn enthalte. Je näher dem Gehirn im Kopfe das Rückenmark sey, desto wichtiger sey es, und daher komme es, dass das in dem obersten, grösten und beweglichsten Wirbelbein enthaltene Gehirn einen wesentlichen Vorzug vor allen übrigen Gehirnen behaupte. Von der Ausdehnbarkeit des Rückenmarks auch nach hinten zu, die bey einigen Krankheiten, z. B. dem Opisthotonus, und bey manchen Gauklern wirklich sehr gros ist. Von der Verenkung des Rückgrads nach äusserlicher Gewalt hat der Vf. etliche eigene und merkwürdige Fälle verzeichnet. Ein Vater warf seine kachektische Tochter im Zorn heftig auf ein Bett. Sie starb plötzlich und Hr. F. fand die Leber zerborsten, drey Ribben zerbrochen, und das Rückgrad heftig beschädiget. *Hr. Callisen von der Einspritzung in die Trommelhole durch den zitzenförmigen Fortsatz des Schlafbeins, in der Absicht die Taubheit dadurch zu heilen.* Der Vf. gibt erst genaue Nachricht von allen Operationen dieser Art, die bis jetzt angestellt worden sind, und deren Unwirksamkeit in vielen Fällen wohl unstreitig daher kam, dass man nicht genug auf die Ursache sah, welche die Taubheit erregt hatte. Denn nur dann kann die Operation von Nutzen seyn, wenn die Ursache der Taubheit durch sie weggeschafft werden kann, z. B. wenn die Krankheit vom Beinfrass des zitzenförmigen Fortsatzes entstanden ist, oder wenn Kennzeichen eines verborgenen Beinfrasses, oder der Ansammlung von fremden Materien in der Trommelhole vorhanden sind: auch ist es eine nothwendige Bedingung, dass die Eustachische Röhre offen sey, denn bey allen, die durch die Operation geheilet wurden, floss die eingesprützte mit fremdartigen Materien vermischte, Feuchtigkeit durch die Nase ab. Das sicherste Kennzeichen, dass diese Röhre offen sey, ist nach dem Vf. die Empfindung eines Druckes von innen gegen das Trommelfell, wenn man bey verschlossenem Mund und Nase auszuathmen sucht. *Th. Percival vermischte praktische Bemerkungen.* Der Vf. empfiehlt, aber nur durch Vermuthungen veranlasst, die Elektricität bey Krankheiten von zurückgetretenem Podagra. Ein Kranker warf nach einem heftigen Husten einen ganzen Klumpen lebendige Maden aus. Bey einem nicht genau genug beschriebenen, doch, wie es scheint, mit rothlaufsartiger Entzündung verbundenen Faulfieber leistete dem Vf. die Fieberrinde in Verbindung mit dem Tränklein des Riviere sehr gute Dienste. Der Kampfer wirkte ungewiss, desto besser aber der Wein. *A. Crawford über das Eiter des Krebses und die luftförmigen Flüssigkeiten, die aus den animalischen Substanzen durch die Destillation und Faulniss entwickelt werden.* Mit Vitriolsäure brausete die Krebsjauche offenbar auf, und bey dem Aufbrausen entwickelte sich Schwefelleberluft. Von dieser Verbindung der Schwefelleberluft mit dem flüchtigen Alkali leitet der Vf. den faulichten eigenen Geruch, die gröfsere Dünne, und die fressende Eigenschaft des Krebsgiftes ab. Da die dephlogistisirte Salzsäure dieses hepatisirte flüchtige Alkali zersetzt, und den Gestank der Krebsschärfe mächtig verbessert, so empfiehlt der Vf. diese gehörig bereitet, und gehörig verdünnt, zum innerlichen und äusserlichen Gebrauch.

Drittes Stück. *Buchhave über den fieberartigen Schaarbock.* Es war ein fast völliger Verlust des Zahnfleisches und der Zähne, mit fieberhaften Zufallen, nach überstandenen Scharlachfieber. *U. B. Aaskow von dem Nutzen des Halbbades bey wässerichten Geschwülsten und andern auf das Scharlachfieber folgenden Krankheiten. — De Meza über die unschädlichen und heilsamen Wirkungen einiger theils verachteten, theils schädlichen Arzneymittel.* Die *bursa pastoris* wurde bey einem heftigen Mutterblutfluss auf die Lenden gelegt, und der Blutfluss verlohr sich. Freylich wurden aber auch andere

Mittel gebraucht; denen Rec. die Kur eher, als der gewifs unwirkfamen Pflanze, zufchreiben machte. Nutzen des Beyfufses zur Beförderung der monatlichen Reinigung. Er wird auch in unfern Gegenden als treibendes Mittel von den Weibern mit vielem Nutzen gebraucht. Nutzen der fchwarzbraunen Myrobalanen zur Stillung der flieſsenden güldnen Ader. *Fourcroy über die Natur der Veränderungen, welche einige thierifche Feuchtigkeiten durch Krankheiten und die Wirkung der Arzneyen erleiden.* Die fogenannte fchwarze Galle, die der Vf. chemifch unterfuchte, fey nichts weiter, als verdickte natürliche Galle. Der Harn folcher Menfchen, welche Gallenfieber hatten, gab, eingedickt, ein Extract, welches fich aus dem Weingeift mit Waffer niederfchlagen liefs. Das phosphorfaure Kalkfatz im Urin nimmt bey mehrern Krankheiten zu, wo die Knochen angegriffen werden, desgleichen bey der Gicht, beym Hüftweh, nach ftarken Flechten, bey fcrofulöfen Gefchwüren. Diefe Entwickelung der Säure fey zwar nicht die Urfache, aber doch die Wirkung der Krankheit, die als eine zweyte Urfache des Weichwerdens der Knochen anzufehen fey. Weil faules Blut und andere faule thierifche Säfte fogleich tödten, wenn fie in die Adern gefprützt werden, fo fchliefst der Vf. dafs die Faulnifs der Säfte bey Fiebern von der Faulnifs toder thierifcher Theile ganz verfchieden fey. Auch das Blut fcorbutifcher Perfonen fey nicht faul, fondern nur nicht gehörig bereitet. *Thouvenel Unterfuchungen und Beobachtungen über das trinkbare Waffer.* Befonders handelt der Vf. von den verfchiedenen Beymifchungen des Waffers aus den Ausdünftungen des Gewächsreichs und von dem Staube, welche dem Waffer einen fumpfichten, aber unfchädlichen, Gefchmack geben. Die Güte des füfsen Waffers werde weniger durch die feften in ihm enthaltenen Beftandtheile, mehr aber durch den Mangel der Luft, wenn es mit derfelben nicht gefättigt fey, vermindert. Das Waffer der Seine fey, ungeachtet es durch ein Kloak, wie Paris, flieſst, ziemlich rein, und wenn es auch Perfonen, die nicht daran gewohnt find, Durchfälle errege, fo zeuge diefs doch von keiner unreinen Beymifchung. Je weniger das Waffer Luft enthalte, defto leichter gefriere es, und defto fchwerer fey es zum Kochen zu bringen. Eis- und Schneewaffer löfet die Seife fchwer auf, auch die rothe Farbe ift in demfelben minder lebhaft. Am beften und hellften ift die rothe Farbe in gashaltigen Waffer. *L. F. B. Lentin über die Schwammkrankheit der Kinder*, aus der *hiſtoire et memoires de la ſociété Royale de medecine* überfetzt. Diefe vortreffliche Abhandlung, die einen der beften Praktiker Deutfchlands zum Verfaffer hat, und das Refultat von einer Menge von Beobachtungen enthält, erhielt bey der *Societé de medecine* blos das Accefſit, vielleicht weil fich der Vf. zu wenig auf die höchften bösartigen Schwämmchen, die in den franzöfifchen Spitalern herrfchen, und in dem *hopital des enfans trouvées* in Paris jährlich mehrere hundert Kinder töden, eingelaffen hatte. Er leitet die Schwämmchen von der Unreinlichkeit, überhaupt von der unvollkommen erfolgenden Ausdünftung ab, empfiehlt zu ihrer Verhütung Abführungen und Bäder, und zur Heilung der gutartigen den Saft von dem Hauslauch (*ſempervivum tectorum*), ein Mittel von dem auch Rec. immer die beften Wirkungen beobachtet hat, und welches in Sachfen als Hausmittel wider die Schwämmchen allgemein bekannt ift. — *De Lavoiſier über die Wirkungen des Vitriol- und Salpeteräthers in der Oekonomie des thierifchen Körpers* Er fucht fie aus der Thatfache zu erklären, dafs der Aether bey einem gewiffen Grad von Wärme fich ganz in entzündbarer Luft auflöft und, vermifcht mit einer beftimmten Quantität atmofphärifcher Luft, eine bleibende Flüfligkeit bildet. Bey folchen Erklärungen bleibt aber nur immer die Frage noch unentfchieden, ob in dem mit Lebenskraft begabten Körper die Erfolge auch fo find, wie fie fich unter dem pneumatifchen Apparat der Scheidekünftler zeigen. *Desperrieres über den Veitstanz und den äuſſerlichen Gebrauch des Kampfers dagegen.* (in Bädern) *de Laſſonne Bemerkungen über den Kampfer.* Er erhöhe auch die Kräfte der ſtärkenden Mittel, z. B. der Fieberrinde, und würke bey jedem Reitz, der die Harnblafe afficirt (als ein befänftigendes Mittel) fpecifik. *De Fourcroy über die Bereitung, die Heilkräfte und den Gebrauch des kalkartigen Meerſalzes.* Es wird aus Isländifchen Kalkſpath, mit Seefalzfaure aufgelöft, bereitet, und foll, nach des Vf. Erfahrung, eines der gröfsten Mittel wider die Scrofeln und überhaupt wider Verftopfungen der Drüfen feyn. *L'Aumonier über eine* (einerhafte) *Verſetzung auf eine Muttertrompete und die Ausrottung eines Eyerſtocks.* — *Halle über die Wirkung des Kampfers in groſsen Gaben und über die Eigenſchaften dieſes Heilmittels den Mohnſaft zu verbeſſern.* Es ift in Deutfchland fchon längft bekannt, dafs der Kampfer als ein befänftigendes Mittel wirkt, und es war Rec. unangenehm hier den alten Streit von der kaltenden oder erhitzenden Kraft des Kampfers wieder aufgewärmt zu finden. Auch ift es nicht neu, dafs der Kampfer in grofsen Gaben gegeben wird, und Hr. Hoffmann war einer der erften, der Beobachtungen hierüber bekannt machte. Mit Mohnfaft verbunden mache der Kampfer, dafs erfterer nicht fo fehr betäube.

Viertes Stück. *I. P. Terras über den Gebrauch der trockenen Charpie bey Wunden und Geſchwüren.* Sie reize zuweilen, und müffe dann mit Salben beftrichen werden. Mehrere Beobachtungen von dem Nutzen des, wie es fcheint, fo bald wieder aus der Mode gekommenen Magenfaftes bey faulen Gefchwüren find angefügt. *Chambon über die hautige Bräune der Kinder* Das Wefen der Krankheit liege in einer Anlage des Körpers und befonders der Lungen zur Vereiterung und Entwickelung des Schleims. *Th. Spen von einem beſonders langſamen Puls.* Es ift Schade, dafs diefer merkwürdige Fall nicht genauer befchrieben ift. Ein fonft gefunder Mann wurde nach einem Rauſch ohnmächtig, und nachdem er fich wieder erholt hatte, und nur noch beräubt und fchlafrig war, fchlug fein Puls 24 mal in einer Minute. Ungeachtet reitzende und erregende Mittel gegeben wurden, fank doch der Puls, bey wiederkommenden Ohnmachten, bis auf 9 Schläge in einer Minute, und unter diefen Umftänden ftarb der Kranke. Die Leichenöffnung entdeckte nichts Widernatürliches. *Von dem*

Nutzen der salzsauren Schwererde bey den Scrofeln. Jones Mac Adair über den Gebrauch des Kupfervitriols und des Schierlings in der Lungensucht Beyde Mittel wurden mit einander verbunden, und leisteten bey der scrofulösen Lungensucht, und bey andern Abzehrungen, die aber der Vf. nicht genau zu bestimmen für gut gefunden hat, treffliche Dienste. *J. Elliot von einer ausserordentlichen Vergrösserung der Milz.* Die Milz wog fast zwölf Pfund, und die Geschwulst war kurz vor dem Tod, nach heftigen Schmerzen entstanden. *Th. Collingwood Heilung eines venerischen Kranken durch eine sehr einfache Quecksilberzubereitung.* Die Krankheit war durch eine Wunde in den Körper gebracht worden. Das mit Zucker zusammengeriebene Queckslber heilete sie. *Th. Cottington von dem Nutzen der Ulmenrinde bey verschiedenen hartnäckigen Krankheiten*, bey dem abzehrenden Durchfall der Kinder, und bey andern langwierigen Durchfällen. Die schleimichten Bestandtheile dieser Rinde, verbunden mit deren tonischen Kraft, lassen allerdings Nutzen von ihr hoffen. Wider die Flechten hat sie oft Rec. als ein sehr bewährtes Mittel gefunden. *W. Perry von einer Verstopfung des Stuhlgangs, bey der sich das, alle drey Stunden zu zwey Unzen gegebene rohe Quecksilber sehr nützlich erzeigte. — J. Haigthon von einer angebohrnen Taubheit.* Man fand nach dem Tod die weiche Portion der Gehörnerven verkleinert. Das Labyrinth war mit einer kasartigen Materie angefüllt. *Portal über die Dauer der Lungensucht.* Der Vf. hat seine Ideen, auch über die Dauer dieser Krankheit, in dem nun erschienen grösern Werk über die Lungensucht weitläuftiger entwickelt. Die längere oder kürzere Dauer der Krankheit hange zum Theil von der Art der Lungensucht selbst ab, und daher komme es, dass die von zurückgetretenen Ausschlägen entstandene so schnell ablaufe, oder auch von dem Alter der Kranken, weil im jugendlichen Alter der Kreislauf lebhafter ist und die Eiterung schneller erfolge, oder von zufälligen Umständen. In einem andern Aufsatz: *von der Beschaffenheit des Blutes bey der Lungensucht*, bemerkt dieser gelehrte Arzt sehr richtig, dass eine Localvollblütigkeit der Lungen das Nasenbluten und die andern Zufalle der Vollblütigkeit in dem ersten Zeitraum der Lungensucht oft bewirke, dass diese örtliche Vollblütigkeit zuweilen auch noch zugegen sey, wenn die Krankheit ihren höchsten Grad erreicht habe. Er hält die Aderlasse nur im Anfang der Krankheit, und als Vorbauungsmittel, für nützlich: in der Folge scheine sich das Blut sehr zu vermindern, wodurch die Aderlasse schädlich werde. *Andry über die Verhartung des Zellgewebes der neugebohrnen Kinder.* Man ist über die Ursachen dieser höchst tödlichen und in grosen Anstalten ungemein häufigen Kinderkrankheit nicht einig. Rec. hält sie für eine Folge der Vernachlässigung der Reinlichkeit, und der davon abhangenden Unterdrückung der Ausdünstung, also für Wirkung derselben Ursache, welche die bösartigen Schwämmchen erzeugt. Blasenpflaster und warme Bäder schienen die ersprieslichsten Dienste zu thun. *Ailhaud über die von selbst entstandenen Oeffnungen in dem Magen und Gedärmen.* In dem am ausführlichsten erzählten Fall waren Zufalle der Entzündung zugegen, und die Löcher im Magen hingen wahrscheinlich von dem Brand ab, in den die Entzündung übergegangen war. *Saillant über die Magenentzündung bey Kindern*, die, wie überhaupt alle Entzündungen bey Kindern, sehr schwer zu erkennen ist. *Caille über die langwierigen Entzündungen, Marquart über den bösartigen Tripper.* Beyde Abhandlungen sind von keinem grosen Belang. Zum Einspritzen beym Tripper wird das Extract von dem Süssholz empfohlen.

MATHEMATIK.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Vorübungen zur praktischen und theoretischen Geometrie für Kinder.* Zum Gebrauch für Lehrer welche keine Mathematiker sind. 1791. 102 S. 8. u. 7 K. (8 gl.)

Der Vf. wollte durch diese Vorübungen den Kindern nicht blos den Gebrauch des Handzirkels, des Parallellineals und der Reissfeder lehren, als wodurch sie blos Figuren zeichnen lernen, deren Nutzen sie nicht kennen, sondern er gedachte ihnen vornehmlich auch den Gebrauch der Figuren durch Anwendung des verjüngten Maasstabes auf die praktische Geometrie zu zeigen und so die beym Feldmessen zum Grunde liegenden Begriffe zu entwickeln. Dass er diese Absicht bey vielen erreichen werde, ist um so weniger zu bezweifeln, da sein Vortrag sehr fasslich und mit mancherley guten praktischen Anmerkungen durchwebt ist. Dass er übrigens etwas flüchtig gearbeitet hat, bemerkt man hin und wieder. So erklärt er §. 19. die reguläre Figur auf folgende Art: Sind die Linien, welche eine Figur einschliessen, alle unter einander, oder doch in gewisser abwechselnder Ordnung einander gleich: so heisst die Figur regular: — hier hätte nothwendig auch der Gleichheit der Winkel, welche die gleichen Seiten miteinander machen, mit sollen gedacht werden, wie auch dieses weiter unten, bey der Lehre von den Vielecken wirklich mit bemerkt wird. Eben so hätte auch am Ende dieses Paragraphen nicht gesagt werden sollen: der Umfang einer jeden Figur heisst die *Peripherie* derselben, denn man braucht diese Benennung blos für den Umfang des Kreises, bey den übrigen Figuren heisst der Umfang *Perimeter*. §. 24 heisst es: „wenn an zwey Figuren alle Seiten und Winkel, in eben der Ordnung, wie sie aufeinander folgen, gleich sind, so dass die eine Figur von der andern sich durch nichts unterscheidet, so sagt man, die Figuren sind einander gleich" — Eigentlich gibt dies die Congruenz; — Gleichheit ist schon vorhanden, wenn beide Figuren einerley Flächen-Inhalt haben, obgleich weder Seiten noch Winkel bey der einen, wie bey der andern sind. §. 104. sagt der Vf.: Ein Prisma ist ein Körper, welche zwey gegeneinander überstehende parallele und gleiche Seiten hat." — Dieser Begriff ist zu weit, indem hiernach auch z. B. ein Dodecaedron ein Prisma seyn konnte. Der Inhalt der Schrift ist übrigens folgender: als Einleitung geht eine Notiz für den Lehrer voraus über die hier unentbehrlichsten Werkzeuge und deren Gebrauch; alsdann folgen die gewöhnlichen Definitionen der Geometrie;

Maafs und Abtheilungen derfelben, hierauf fogleich Aufgaben; Lehrfätze nur gelegentlich, beide ohne Beweife. Ausmeffung der Figuren, Ausmeffung und Theilung derfelben. Am Ende auch Körpermeffungen und Vorfchriften, die Netze zu den geometrifchen Körpern zu verfertigen.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetfchke: *Tafeln der Quadrat- und Kubikzahlen, wie auch der gemeinen Logarithmen von 1 bis 1000, nebft den Logarithmen der Sinus und Tangenten.* Zum Gebrauch der Mathematik für Anfänger. gr. 8. 1790.

Der Herausgeber diefer Tafeln, Hr. Prof. *Meinert*, hat fie zunächft für das Lehrbuch der gefammten Kriegswiffenfchaften für Officiere bey der Infanterie und Cavallerie beftimmt, wovon die beiden erften Abtheilungen auch unter dem allgemeinen Titel, Lehrbuch der Mathematik, zu haben find. Die Verlagshandlung glaubte mit dem befondern Abdrucke diefer Tafeln folchen Anfängern einen Dienft zu leiften, die fich nur mit dem theoretifchen Studium der Mathematik befchäftigen, oder zu ihren anderweitigen Abfichten vollftändigere Sammlungen logarithmifcher und trigonometrifcher Tafeln entbehren können. Uebrigens ift diefen Tafeln auch eine Gebrauchsanweifung beygefügt worden, da man in kurzen Lehrbüchern der reinen Mathematik felten dergleichen Anweifungen findet. Die Rechnung wornach Logarithmen von Zahlen, die nicht in diefen Tafeln enthalten find, gefunden werden, gründen fich auf folgenden Satz: Die Differenzen folcher Zahlen, welche gröfser als 1000, und um 1 oder noch weniger von einander verfchieden find, find den Differenzen ihrer Logarithmen, wenigftens bis in die fiebente Decimalftelle, ziemlich genau proportionirt, und zwar defto genauer, jemehr die Zahlen gröfser als 1000 find. Die Aufgaben felbft find mit Beyfpielen erläutert. Hiebey mufs man aber bedenken, dafs der fo eben angeführte Satz auf die hier vorhandnen Logarithmen nicht völlig paffen kann, weil die dazu gehörigen Zahlen 1000 nicht überfteigen, daher man fich auch nicht wundern darf, wenn man auf die angezeigte Art Zahlen und Logarithmen nicht mit der völligen Genauigkeit erhält. Indefs haben diefe Abweichungen bey blofsen Uebungsrechnungen nichts zu bedeuten. Die Tafeln der Sinus- und Tangenten Logarithmen gehen von einer, und denn von 3 zu 3 Minuten bis zu 90 Graden in 7 Decimalftellen fort und find wie gröfsere Tafeln eingerichtet, dafs man auf einer und derfelben Seite in den 2 verfchiedenen Abtheilungen, nemlich in der einen die Logarithmen der Sinus und Tangenten des Ergänzungswinkels zu 90 Gr. zu den in der andern Abtheilung befindlichen Logarithmen der Sinus und Tangenten irgend eines gegebnen Winkels findet. Auch hier werden die vorkommenden Fälle durch Beyfpiele erläutert. Wenn man die fo gefundenen Logarithmen mit denen in vollftändig berechneten Tafeln vergleicht, fo findet man, dafs fie gegen jene, in der letzten, oder in den beiden letzten Decimalftellen etwas zu grofs find. Bey angeftellter Vergleichung haben wir diefe Tafeln fehr, doch aber nicht ganz correct gefunden, z. B. log. tang. 34°57′ ftehet hier 9,4444199, wo die erfte 4 nach der 9 eine 8 feyn follte.

Frankfurt u. Leipzig. *J. N. Arnould's*, Architect, Kurfürftl. Trierifcher (n) wie auch Kurfürftl. Kölnifcher (n) und Pfalzbayr. beeideter (n) Geometre, *Praktifcher Ingenieur*, worinnen die Rechenkunft und Geometrie, theoretifch und praktifch, vom Proportionalzirkel, von der Bauberechnung und Waffenwaage, von Feftungswerken, Belagerung und Vertheidigung der Städte, von den Sinustafeln und Trigonometrie, von der Geographie oder ein ganzes Land aufzunehmen gehandelt wird. Nebft Anweifung eine Mittagslinie oder Meridian bey Tag und Nacht zu ziehen. Mit Tabellen und 20 Kupfertafeln. 1793. 432 S. 4. (3 Rthl. 16 Gr.)

Der Vf. oder Abfchreiber mag allenfalls ein brauchbarer Feldmeffer feyn; ob ihn aber Eitelkeit, oder Gewinnfucht, oder eine gewiffe Gutmüthigkeit feinem Nächften zu dienen, zum Schriftfteller gemacht habe, das müffen wir dahin geftellt feyn laffen. „Ich kann zwar nicht fagen (fchreibt er in der Vorrede) ob *ich der* Erfinder des fammtlichen allein fey; unterdeffen wird es für das allgemeine Befte gleich viel gelten, es komme die Erfindung her von wem fie wolle, wenn fie nur gut ift; das allein kann ich verfichern, dafs ich mir nichts fremdes zuzueignen verlange; ich begehre nur zu nützen.“ Auf diefe Erklärung hin, fchreibt er nun alles zufammen, was ihm vorkommt, Altes und Neues, Brauchbares und Unbrauchbares, ohne auf das Eigenthum anderer Rückficht zu nehmen. Freylich betrift difs mehrentheils längft verftorbene Perfonen, auffer bey der Ziehung der Mittagslinie, welche aus Helfenzrieder genommen ift. Die Geometrie und Trigonometrie ift aus Wolffens Anfangsgründen abgefchrieben, aber fo nachläfsig, dafs nicht nur manche unverftändliche Worte hineingekommen, fondern dafs auch halbe Beweife, halbe Auflöfungen der Aufgaben fehlen. Anderwärts fchreibt er wieder einen alten Schriftfteller ab, der fich fo, wie Tobias Beutel, immer auf den Euklides beruft. Die Kriegsbaukunft ift aus einem Schriftfteller genommen, der wenigftens fchon 100 Jahr alt feyn mufs. Man findet da noch die hölzerne Gallerie, um über den Graben zu kommen, und dergleichen altväterifche Dinge. Vor allen Dingen hätte fich alfo der Vf. erft felbft unterrichten laffen follen, ehe er andere unterrichten wollte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 28. Julius 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

ST. PETERSBURG: D. *Joh. Andr. Guldenſtedt Reiſen durch Rufsland und im Caucaſiſchen Gebirge*, herausgegeben von *P. S. Pallas*. Erſter Theil. 1787. 511 S. Zweyter Theil. 1791. 552 S. 4. mit vielen Kupfern und einer Karte der bereiſten Gegenden.

Hätte der Vf., (der 1781 in Petersburg ſtarb,) die Ausgabe ſeiner 7jährigen Reiſe durch die ſüdlichen Provinzen des ruſſiſchen Reichs und Georgien ſelber beſorgen können: ſo würden wir gewifs von ihm manche nähere Aufſchlüſſe über einzelne Gegenſtände erhalten haben, die wir, bis andre jene Gegenden eben ſo ſorgfältig unterſuchen, entbehren müſſen. Indeſſen hat Hr. *Pallas* aus dem gelehrten Nachlaſſe des Vf., der oft aus einzelnen Blättern, oder bloſser Anzeige der Reiſeroute beſtand, das wichtigſte zuſammengeleſen, und Naturforſcher, Mineralogen und Geographen werden beider Gelehrten Bemühungen auch in ihrer gegenwärtigen Geſtalt zu ſchätzen wiſſen. Die ganze Reiſe fiel in die Zeit des erſten Türkenkriegs unter der jetzigen Regierung, in die Jahre von 1768 bis 1775; eine Zeit, die für des Vf. Unterſuchungen unter wilden und halbbarbariſchen Nationen nicht die günſtigſte war. Er beſuchte das heutige Caucaſien, die Völker, welche die nördliche und weſtliche Seite des Caucaſus bewohnen, den gröſsten Theil von Georgien, die Kabarda, das ehemalige Neurufsland, und die benachbarten Provinzen. An einer Reiſe nach der Krimm ward G. durch damalige Kriegsunruhen verhindert. Dieſe Gegenden werden hier geographiſch und naturhiſtoriſch unterſucht; allein beſonders wichtig ſind des Vf. Nachrichten vom Caucaſus, den verſchiedenen Nationen, die dies Gebirge bewohnen, und von Georgien und deſſen Provinzen, von denen man hier einen reichen Schatz der intereſſanteſten Belehrungen beyſammen findet.

Auch nur das wichtigſte, was dieſe Reiſe enthält, in unſerer Anzeige vorzulegen, überſteigt die Kräfte des Rec., und würde für den Raum unſrer Blätter zu viel ſeyn. Wir müſſen daher eine Menge reichhaltiger mineralogiſcher und botaniſcher Bemerkungen übergehen, eben ſo viel geographiſche Angaben verſchweigen, und es unſern Leſern überlaſſen, in dem Werke ſelber die mannichfaltigen Kenntniſſe des Vf. zu benutzen. Von dem, was wir uns bey wiederholter Durchleſung angezeichnet hatten, wählen wir alſo nur einiges mit Uebergehung aller naturhiſtoriſchen und mineralogiſchen Bemerkungen aus, nicht um ein Werk zu empfehlen, das ſchon ſeit einiger Zeit in gelehrten Händen iſt, und für deſſen Werth ſchon der Name des Vf. bürgt, ſondern um einigermaſsen zu zeigen, daſs G. eben ſo mannichfaltig die bereiſten Gegenden aufhellt, als andere Petersburger Akademiker, die entweder vor ihm oder mit ihm zugleich auf kaiſerlichen Befehl ausgeſandt wurden, die entfernteſten Provinzen des ruſſiſchen Reichs zu unterſuchen.

Das Land der doniſchen Koſaken fängt nach unſerm Vf. bey Michailow, einem Flecken 700 Werſte von Moſcau an, und erſtreckt ſich gegen Oſten bis Zarizyn. Die ſüdliche Grenze macht der Donez, und die entgegengeſetzte der Choperfluſs. Man rechnet ſie 40,000 Mann ſtark, die aufſitzen können. Ihre Hauptſtadt iſt Tſcherkask am Don, einige Werſte von Aſov. Hier wohnt ihr oberſter Befehlshaber, den ſie Wois Kowoi Ataman nennen. Im Kriege bekommen ſie 12 Rubel Gage, und Proviant für ſich und ihr Pferd, auch Pulver und Bley. Allein ihr Pferd, Reitzeug, Kleidung und Gewehr müſſen ſie ſelber anſchaffen. Auf 2 beſondern Platten ſind Perſonen beiderley Geſchlechts in ihrer beſten und alltäglichen Tracht vorgeſtellt. Die von ihnen bewohnten Gegenden nehmen einen Raum von 191,520 Quadratwerſten ein; ſie ſind aber ſo wenig bevölkert, daſs man auf jeden Koſaken faſt 4 Q. Werſte annehmen kann. Kislar, am Terekfluſs, treibt anſehnlichen Handel mit Perſien. Hier werden jährlich von 1200 bis 2000 Pude perſiſche Seide eingeführt. Der Weinbau erweitert ſich, und 1772 wurden von hier und der benachbarten Gegend 18000 Eimer meiſt nach Aſtrachan verfahren. Die hier eingerückte Beſchreibung der warmen Bäder am Terek ſtand vorher ſchon im Jahrgang 1782 des neuen Petersburger Journals. In Georgien hielt ſich der Vf. den gröſsten Theil des Jahres 1772 auf. Er liefert daher auſser ſeinem Reiſejournal auch eine zuſammenhängende Schilderung dieſes vor ihm ſo unbekannten Landes, das durch türkiſche Einfälle und Streifereyen der Bergtartaren, vorzüglich der Lesgier, groſse Verwüſtungen erlitten hat. Die Perſer nennen das Land Gurgaſſen, die Türken Gurtſcha, die Georgier haben für die Provinzen beſondere Namen; der allgemeinſte aber fürs Ganze iſt bey ihnen Kartwali. Das ganze Land iſt in 9 Provinzen vertheilt, deren Lage, Umfang, Ortſchaften und andere Merkwürdigkeiten hier genau verzeichnet ſind. Eben ſo ausführlich verbreitet ſich Hr. G. über den Caucaſus, vorzüglich diejenigen Striche, die er perſönlich zu bereiſen Gelegenheit hatte. Die Mitte dieſes Gebirges ſetzt er unter 41 Gr. nördl. Br. Die verſchiedenen Völkerſchaften, welche daſſelbe bewohnen, und zum Theil gefährliche Nachbaren der Ruſſen ſind, werden

sämmtlich aufgeführt, und nach ihrer Verfaſſung, Sprache und Lebensart beſchrieben.

In den Jahren 1773 und 1774 bereiſete der Vf. von Kisler aus die öſtliche Küſte des caſpiſchen Meeres, die groſse Kaberda, die Gegenden am Don, und das Gouvernement Katrinoslaw. Die bekannten Ruinen von Madſchar ſind keine Wohnungen, ſondern Mauſoläen, mit einem unterirdiſchen Gewölbe verſehen, welches nicht Keller, ſondern Gräber ſind, worin die Särge geſtellt waren. Aus einigen Inſchriften ſah der Vf., daſs der Ort im 8ten Jahrhundert blühete, und die Einwohner zu den Mahometanern gehörten. Die Stadt Tſcherkask hat wegen der Ueberſchwemmungen im Frühling und Anfang des Sommers eine ſehr ungeſunde Lage. Die gröſste Tiefe des Hafens Taganrock iſt nur 7 Fuſs, daher Kriegsſchiffe von 60 Kanonen einige Werſte tiefer im Meere liegen müſſen. — Die Waſſerfalle des Dnepers führen dieſen Namen ſehr uneigentlich. Es ſind nur Felſenſtücke oder Klippen, die aus dem ſonſt gleichförmig inclinirten Fluſsbette hervorragen, und zwiſchen denen der Strom wegen verengerten Kanals mit gröſserer Heftigkeit und wirblicht flieſst. Manche von dieſen Stellen betragen in der Länge nur wenige Schritte, manche wie der *Nenaſitez* faſt 1 Werſt. Solcher Stellen ſind in einer Strecke von 40 Werſt 15, und der Vf. glaubt, daſs man die meiſten Felſen zur Beförderung der Schiffahrt leicht wegſprengen, oder mit weniger Arbeit die kleinen Nebenarme des Fluſſes ſchiffbar machen könne. Bey Tor ſowohl, als bey Bachmut, in der Provinz Katerinoslav ſind anſehnliche Salzſiedereyen, aber das dazu nöthige Holz ſteht in zu hohem Preiſe. Wahrſcheinlich ſind ſie ſeit der Beſitznehmung von Taurien eingegangen. Auf den Jahrmärkten zu Romna wird ſtarker Handel mit den krauſen ſchwarzen Lämmerfellen getrieben; 100 Stück werden zu 60 bis 70 Rubel verkauft, die Lämmer werden bald nach der Geburt geſchlachtet. Vorzüglich wird das Fell von frühzeitig gebornen Lämmern geſchätzt, wegen des ſammtartigen Anſehens. Es werden aber nie Mutterſchafe, es ſey denn zufällig, geſchlachtet, um das Fell von ungebornen Lämmern zu erhalten. — Die bekannten unterirdiſchen Gänge des Halſcherskiſchen Kloſters in Kiow hat der Vf. ebenfalls beſchrieben, und ihre Länge, Breite und Richtung auf der 7ten Kupfertafel erläutert. Sie ſind drey Fuſs breit und einen Faden hoch, an den Seiten der Gänge ſind zwey Fuſs hoch über den Fuſsboden Vertiefungen ausgehauen, in denen die Särge mit den unverweſeten Leichnamen ſtehen. In den Gängen des h. Antonius, die 20 Faden im Viereck betragen, ſtehen dergleichen 47, und in den Gängen des h. Theodoſius 33. Die Haut und die Finger der unverweſeten Körper ſind braun, und durch die Vertrocknung ſehr zuſammengezogen, überhaupt aber die Körper klein, und nicht ſehr ſaftreich geweſen. Zwiſchen den offenſtehenden unverweſeten Leichnamen ſtehen noch an den Seiten der Gänge in kleinen Gewölben Särge mit verweſeten Körpern. Die Univerſität Kiow im Brezkiſchen Kloſter verdient kaum den Namen eines mittelmäſsigen Gymnaſiums. Von den 500 dort Studierenden wohnen 200 im Kloſtergebäude, und dieſe werden auf öffentliche Koſten theils durch Almoſen, theils durch Vermächtniſſe unterhalten. Das Kloſter reicht ihnen von ſeinem Proviant monatlich einen Garniz Grütze, und einen Pajok Mehl. *Neſchin* in der Tſchernigowſchen Statthalterſchaft iſt der wichtigſte Handelsplatz in Neurufsland. Der Ort hat 16000 Einwohner. Er iſt das Waarenlager des Handels zwiſchen Rufsland, der Krimm, Moldau, Wallachey, Türkey, Schleſien, Danzig und Leipzig. Aus den 3 letzten Gegenden werden holländiſches und engliſches Tuch, ſchleſiſche Leinewand, franzöſiſche und deutſche ſeidene und baumwollene Waaren, Treſſen, ſteyermärkiſche Senſen etc. eingeführt. Gute Pferde werden hier in Friedenszeiten das Stück zu 10, und Ochſen zu 6 Rubel von den Türken, Griechen, Tataren, Koſaken und Kalmucken verkauft.

Eine ſehr genaue Karte von den Ländern zwiſchen dem caſpiſchen und ſchwarzen Meer, zeigt die Gebirgsketten des Caucaſus, und die Lage von Georgien, Armenien und Circaſſien, nebſt den angrenzenden Ländern, die Aſtracaniſche Steppe, nebſt dem Lauf des Terek- und Kubanfluſſes. Eben dieſelbe iſt in einem engliſchen Werke nachgeſtochen, das 1788 in London unter dem Titel: *Memoir of a Map of the Countries comprehended between the Black Sea and the Caſpian with an Account of the Caucaſian nations and Vocabularies of their Languages.* 4. erſchien, und worin der Vf. Hr. *Ettis* Guldenſtedts Nachrichten von den Caucaſiſchen Völkern auszugsweiſe zuſammengeſtellt hat. Eben derſelbe iſt Hn. Pallas, laut der Vorrede, bey Entwerfung dieſer Karte ſehr behülflich geweſen.

HAMBURG, b. Hofmann: *Neuere Geſchichte der Stu- und Landreiſen.* Dritter Band. 415 S. Vierter Bd. 1791. 292 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Beide Theile dieſer längſt durch ihre gute Auswahl, getreue Ueberſetzung und richtigen deutſchen Ausdruck bekannte Sammlung, die Hr. Prof. *Ebeling* in Hamburg beſorgt, ſind gröſstentheils mit des Abentheurers *Benjowski* Reiſen und Schickſalen angefüllt. Da wir dieſe bey ihrer Erſcheinung umſtändlich angezeigt haben; ſo bemerken wir dabey blofs, daſs der Herausg. manche Auswüchſe weggeſchnitten, auch hin und wieder die Urſchrift in den Anmerkungen berichtigt und verbeſſert hat. Als Zugabe zum 4ten Bande hat eben derſelbe auszugsweiſe *Hipolitus Stepanofs* Tagebuch ſeiner Reiſe von Kamtſchatka nach Macao angehängt. Dieſer war Benjowski's Begleiter auf ſeiner Flucht von Kamtſchatka, ward aber von ihm in Macao hinterlaſſen, und ſtarb 1772 in Batavia. Hr. E. hat die kurze Reiſe aus dem Novemberſtück des *Journal encyclopédique* hier eingerückt. Umſtändlicher, und mit mehrern Beſchwerden gegen Benjowski angefüllt, kann man ſelbige in der 7ten Beylage zu *Ary Huyſers betenopte Beſchryving der Oſtindiſchen Etabliſſementen*, Amſt. 1790. finden. Hier wird S. 387. Graf Moriz Auguſt von Beniowski (Benef) wirklich als Haupt der ganzen Unternehmung genannt, auch Hn. Ebelings Muthmaſsung S. 284. beſtätigt, daſs die Flüchtlinge anfänglich Sagalin auf der chineſiſchen Küſte zu erreichen dachten. Dieſer Name ſteht wirklich im Original. S. 289. der deutſchen Ueberſetzung wird

unter den 70 Flüchtlingen, die mit Benjowski entrannen, *ein Kanzler* mit aufgeführt. Uns war dieſes beym Leſen unerklärlich. Benjowski Tagebuch ſagt darüber nichts. Beym Huyſer aber heiſst dieſe Perſon Cancettiſch, welchen Ausdruck wir noch weniger verſtehen, wenn er nicht etwa Cancelliſt bedeuten ſoll.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MARBURG, in der neuen akad. Buchh.: *Archiv für die bibliſche und Morgenländiſche Literatur*, von *Ge. Wilh. Lorsbach*, Prof. der Theologie zu Herborn. Zweytes Bändchen. 1794. 341 S. kl. 8.

Die Fortſetzung dieſes gelehrten Archivs iſt, nach einem Stillſtand von 2 Jahren, zwiſchen dem 1 und 2ten Bändchen, eine unerwartete, immer aber eine angenehme Erſcheinung für den Orientaliſten. Der Vf. hat dem Titel den Zuſatz *bibliſch* gegeben, weil er hier in der 2ten Stelle eine *Beſchreibung niederſächſiſcher Bibelhandſchriften aus dem 15ten Jahrhundert* S. 55 — 238. aufgenommen hat. Sie iſt für den Kenner nicht ohne Intereſſe, und mit Fleiſs ausgearbeitet. Wir wünſchen nur, daſs der getheilte Zweck, den bibliſchen Literator und den orientaliſchen Sprachgelehrten zugleich zu befriedigen, die Liebhaber des Archivs eher vermehren als vermindern möge! Da dieſer für altdeutſche Sprache und Denkart immer merkwürdige Aufſatz den gröſseren Theil des Bändchens einnimmt, ſo enthält es für den Orientaliſten nur 2 Abhandlungen.

I. wird ein arabiſch-perſiſches Wörterbuch, *Mokaddemat Aladab* (*Vorbereitungskenntniſs*) — ein kleines Werk, welches aus dem bey Herbelot und bey Golius (*am Ende* der Vorrede ſeines arabiſchen Lexicons) unter *dieſem* Titel angeführten vielleicht ein Auszug, gewiſs von dem letzteren verſchieden iſt — beſchrieben. Sein jetziger Beſitzer iſt Hr. GRR. *Hezel*. Es verdient bey einer neuen Ausgabe des Golius oder Caſtellus nicht übergangen zu werden. Hr. *L.* beſchreibt hier ſein Aeuſseres, macht auf Schreibfehler darin, von denen er manche beſſert, aufmerkſam, und gibt aus einigen Kapiteln Excerpte zu Ergänzung der arabiſchen Wörterbücher. S. 15. gibt es in der Note c ein von dem Vf. nicht enträthſeltes Beyſpiel, daſs man auch in ſpätern Zeiten Nomina propria aus dem Arabiſchen ins Perſiſche *überſetzte*, und daher z. B. der nemliche Mann im arabiſchen *Alaoddin*, und im perſiſchen Schriftſteller *Bahaoddin* genannt ſeyn kann, weil beide Namen einerley bedeuten. Eine zur Erklärung ſo mancher Verſchiedenheiten in den Perſonennamen der ältern orientaliſchen Geſchichte unentbehrliche Bemerkung! Bey Griechen, Hebräern und Perſern hat der nemliche König oft bloſs aus dieſem Grunde einen ſehr verſchieden klingenden Namen. — Einige deutſche Worte in der Beſchreibung, wie S. 21. *zum Geleucht*, S. 51. *eine Wieke*, ſind Provinzialismen. Wie *Mas* der Diamant, S. 28. unter den Schmiedewerkzeugen ſtehen könne, hatte wohl eine Erläuterung verdient. Caſtellus ſetzt bey *Alaimas* — „ferrum ſecans.“ S. 39. findet ſich eine bemerkenswerthe Sitte. Der Orientale drückt ſeinem Getreidehaufen, wenn er ihn ſicher aufbewahren will, allerley Figuren auf, vermittelſt eines Bretts, in welches dieſe Zeichen eingeſchnitten ſind, und das er *ein Sigill* nennt.

II. folgt die *Beſchreibung einer Niederſächſiſchen Ueberſetzung und Catena über das Buch Jeſus des Siraciden*; um ſo merkwürdiger, da ſelbſt Sen. *Goze* von niederſächſ. bibliſchen Mſſen keines aufgefunden hatte. Das gegenwärtige iſt ſeit 1785 in der Oranien-Naſſauiſchen Archivbibliothek zu Dillingen. Der Ueberſetzer und Sammler, wahrſcheinlich ein Ordensmann, lebte nach einer inneren Spur, welche die Handſchrift enthält, und womit auch die Schriftzüge übereinſtimmen, zwiſchen 1440 und 1447. Das Mſ. ſcheint ſein Autographum zu ſeyn. Hr. L. beſchreibt das Aeuſsere davon genau, gibt das 26ſte Kapitel als Probe, nebſt der Catena von erbaulichen Anmerkungen und Anekdoten, welche daſſelbe begleiten; hierauf auch das 49ſte Kapitel, welches freyer überſetzt, und mit Zuſatzen bereichert iſt. Er hebt ferner einige der Catena eingewebte Legenden aus, und benutzt endlich ſeine Handſchrift als Beytrag zur Literatur der altdeutſchen Dichtkunſt, weil ſie viele Reime aus Freydank u. a. enthält. Ein artiges Emblem von der Freundſchaft verdient Auszeichnung.

„So ſangh der vroideghen en: Nach ſtetem ſchine der ſunnen klar	So ſang der Freudigen einer: So wie der Sonne ſteter Schein —
Nicht ſo de Mane wandelbar,	nicht wandelbar, wie Mondenlicht
ſo vromde ſtat	ſo Freunde ſteht,
Dat is myn raet	Dies iſt mein Rath,
in ſteter leve bunden.“	in ſteter Liebe verbunden.

In der Catena ſind über 90 Autoren, zum Theil unbekannte, citirt. Das Verzeichniſs derſelben wird hier mitgetheilt. An einem andern Ort aber wird Hr. L. ein niederſächſiſches Gloſſarium aus dieſem Codex bekannt machen. Durch die Herrn *Schnurrer* und *Drück* iſt Hr. L. in den Stand geſetzt worden, am Ende ſeiner Abhandlung zu zeigen, daſs 3 niederſächſiſche Bibelausgaben, welche in der Bibelſammlung der herzogl. Bibliothek zu Stuttgart als die älteſten aufbewahrt werden, in ihrer Ueberſetzung von Jeſus, Sirachs Sohn, mit der hier beſchriebenen wenig gemein haben.

III. werden mit Beziehung auf *Gaabs* Abhandlung von ähnlichem Inhalt in den Memorabilien I. St. *zum ſyriſchen Lexicon des Caſtellus und Michaelis gelehrte Beyträge aus Vergleichung des Perſiſchen* geliefert, da aus der letzteren Sprache nicht weniges zu verſchiedenen Zeiten in die aramäiſchen Dialecte übergegangen iſt. S. 246. ſkizzirt der Vf. ſeine Gründe, die altperſiſche und die altchaldäiſche (nicht aramäiſche) Sprache für Eine zu halten, und erklärt nach dieſer Vorausſetzung die meiſt bekannten chaldäiſchen Namen. *Aharman* wird S. 258. als das böſe Grundweſen der Perſer Αρειμανης, erklärt. Ahar iſt *Befleckung*, Maniſch *die Natur*. Rec. zweifelt aber, ob das ης in αρειμανης nicht bloſs griechiſche Endung ſey. Deswegen hat auch bey den Syrern und

Talmudiſten das Wort kein *s* am Ende. Sollte die Sylbe *Man* nicht das perſiſche صایان *nos* ſeyn, und alſo Ariman oder Aharman *inquinatio noſtra* bedeuten? *Arſaces* iſt ein Appellativum: Arſhacojo bedeutet *Erdbeherrſcher*. Das Femininum von dieſem Wort ſteht Jerem. 25, 26. 51, 41. für שֵׁשַׁךְ — Sollte bey dieſem ſeltſamen Ausdruck an شاهنشاه *Schahanſchah* (Rex Regum) zu denken ſeyn, das der Hebräer *Schaſſach* ausſprechen hörte? Ueberhaupt enthält dieſer Artikel auch zum hebräiſchen Lexicon, wo dies Worte aus der Sprache der Chaldäer aufnehmen muſs, manche beleuchtende Beyträge. Rec. wünſcht ſeine baldige Fortſetzung vorzüglich.

Kopenhagen, b. Heins: *Efterretninger om udenlandsk Literatur*, (Nachrichten von ausländiſcher Literatur.). 1793 I. B. May bis Auguſt. 408 S. ohne Vorrede und Subſcribentenverzeichniſs. II. B. Septbr. bis Decbr. 392 S. u. XXIV. Regiſter.

Ein ſehr nützliches Unternehmen, dem däniſchen Publicum die gemeinnützigſten Nachrichten von der Literatur anderer Nationen mitzutheilen. Die Herausgeber, eine Geſellſchaft von Gelehrten in Kopenhagen, ſcheinen auch, ſo weit man aus einigen eigenen Recenſionen urtheilen kann, der Ausführung gewachſen zu ſeyn, und der Redacteur, Hr. Bibliothekſecretär *Nyerup*, iſt durch Fleiſs und Kenntniſſe zu dieſem Geſchäft vorzüglich geſchickt: nur dürfte es zur Erreichung des Endzwecks weſentlich gehören, den Plan noch genauer zu beſtimmen, damit auf der einen Seite kein wirklich wichtiges gemeinnütziges Werk übergangen, oder andere, minder erhebliche, angezeigt werden, wie z. B. *Dumouriez reduit à ſa juſte valeur*, und auf der andern die zu groſse Ausdehnung einiger Recenſionen bey andern eine nachtheilige Sparſamkeit nothwendig mache. Uebrigens werden die meiſten Recenſionen aus deutſchen, franzöſiſchen, engliſchen und ſchwediſchen Journalen, mit Anführung der Quellen, entlehnt; es findet ſich aber auch in jedem Hefte eine Anzahl eigener. Unter dieſen haben uns vorzüglich gefallen die Recenſion von *l'Ami des loix*, *Kotzebue* vom Adel, *Eberhard* über Staatsverfaſſungen, Briefe über den Sectennamen *Lavaterianismus*, *Kochs* Odeum Friedrichs des Groſsen, Schriften aus Upſal, zum Theil von Studirenden, (wobey man intereſſante Nachrichten von dem Zuſtande der Preſsfreyheit in Schweden erfährt,) *Voſſens* Muſenalmach für 1793, *Herders* Briefe zur Beförderung der Humanität, *Ewald*: was ſollte der Adel jetzt thun? Aufserdem kommen am Ende eines jeden Hefts kürzere Nachrichten und literariſche Anekdoten vor, theils aus Briefen, theils aus Journalen und andern Schriften. Verſchiedene dieſer Artikel ſind ſehr intereſſant, beſonders gelegentliche Urtheile über einzelne merkwürdige Stellen der neueſten Schriften. In dem Decemberſtücke S. 382. wird die Schrift *Friedrich Graf von Struenſee, oder das däniſche Blutgerüſt* mit Recht als eine erbärmliche Sudeley verſchrieen; es iſt nicht zu begreifen, wie ſolche Armſeligkeiten noch einiges Aufſehen erregen können. Von der ſchwediſchen Literatur, die leider nicht einmal *ein einziges* eigenes Journal hat, könnte man billig aus dem benachbarten Königreiche vollſtändigere Nachrichten erwarten. Es war uns daher ſehr auffallend, die Anzeige des *Witterkets-Hiſtorie-og Antiquitets-Academiens Handlinger* aus dem *Esprit des Journaux* (!) entlehnt zu ſehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Leipzig*, b. Cruſius: *Verſuch, den ſichern Gebrauch der ſpaniſchen Fliegen oder Blaſenpflaſter näher zu beſtimmen.* 1793. 76 S. 8. — Der Vf. hat es ſich ausdrücklich zum Geſetz gemacht, nur von dem äuſserlichen Gebrauch der ſpaniſchen Fliegen im Blaſenpflaſter, nach der Vorſchrift der *Ph. Danica* bereitet, zu reden, und meynt, dafs wir die Krankheiten noch nicht alle wiſſen, in welcher das Blaſenpflaſter nützlich oder ſchädlich iſt, dafs es alſo Pflicht des Praktikers ſey, dasjenige, was er nach reifen Verſuchen (?) beobachtet und entdeckt, bekannt zu machen. Er betrachtet die ſpaniſchen Fliegen 1) als Abzugs- oder Ableitungs- und Ausleerungsmittel, 2) als Erregungsmittel, 3) als beſänftigendes und zertheilendes, und 4) als Zuſammenziehungsmittel. Die allgemeinen therapeutiſchen Geſetze, nach welchen die Blaſenpflaſter wirken, vermiſst Rec. in dieſem Buche; der Vf. geht die Krankheiten vom Kopf bis zum Fufs durch, und ſagt nicht viel mehr, als dafs er ſie da nützlich, dort ſchädlich befunden habe. So verſichert er bey dem ſchwarzen Staar nie Nutzen von den ſpaniſchen Fliegen am Arm bemerkt zu haben, wohl aber, wenn ſie auf den Nacken gelegt wurden. Unbedingt und wider die therapeutiſchen Regeln empfiehlt er andere Mittel, z. B. bey der Gicht das Guajakharz. Er bemerkt dabey wohl freylich, dafs man andere bekannte Gichtmittel auch nicht zu brauchen unterlaſſen müſſe, billig aber hätten die Umſtände angegeben werden ſollen, unter denen dieſes hitzige und reizende Mittel bey der Gicht Vortheile verſpricht. Bey Augenentzündungen *aller Art* empfiehlt er die Blaſenpflaſter, die doch, wenn groſse und allgemeine entzündliche Reizung im Körper vorhanden iſt, ſicher ſchädlich ſind. Den Nutzen der ſpaniſchen Fliegen beym Eiterauge gibt er als ſehr groſs an, beſonders wenn die Anſammlung des Eiters nach den Pocken, oder nach den Maſern entſtanden iſt. Von den Blaſenpflaſtern, als reizendes Mittel betrachtet. Auch da vermiſst Rec. die Beſtimmungen, unter welchen es als ein ſolches angewendet werden kann. Auch gedenkt der Vf. der groſsen Heilkräfte der auf die leidende Stelle gelegten ſpaniſchen Fliegen, um den bevorſtehenden Uebergang der Entzündung in den Brand zu verhüten, nicht. Er empfiehlt beym Seitenſtich die Blaſenpflaſter ganz unbedingt als ſchmerzſtillende Mittel, da ſie doch bey jeder Entzündung nur mit groſser Vorſicht angewendet werden müſſen, und dieſelbe ſehr oft vermehren, wenn ſie zur Unzeit angewendet werden. Nachläſſigkeiten im Ausdruck finden ſich oft, und zuweilen völlig unbekannte Ausdrücke. Das Frieſel der Kinder ſoll z. B. eine krampfhafte Krankheit ſeyn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 29. Julius 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Schleswig, gedr. b. Serrighausen: *Corpus statutorum Schlesvicensium*, oder *Sammlung der in dem Herzogthum Schleswig geltenden Land- und Stadtrechte*, nebst den für diese Gegenden erlassenen neuern Verfügungen. Mit Anmerkungen begleitet. *Erster Band*, die sämmtlichen Landschaften betreffend, nemlich Eyderstädt, Nordstrand, Stapelholm und Fehmarn. 1794. 813 S. 4.

Für Einländer ist diese Sammlung unentbehrlich; aber auch dem ausländischen Rechtsgelehrten, der sich von der Rechtsverfassung des Herzogthums Schleswig unterrichten will oder muss, wird sie schätzbar und willkommen seyn. Die Unternehmer des Werks sind *C. C. Freyherr von Brockdorf* und *F. C. von Eggers*. Ihre Arbeit hat sich nicht blos auf Besorgung des Abdrucks der Landrechte oder auf das blosse Verdienst eines Sammlers eingeschränkt, sondern sie haben den Werth und die Nutzbarkeit dieser Sammlung durch hinzugefügte zahlreiche Anmerkungen, Hinweisungen auf ältere und neuere Gesetze, Erklärung veralteter, oder undeutlicher Worte, Berichtigung des wahren Sinns u. s. w. zu erheben und zu vergrösern gesucht.

Dieser I Band liefert die Rechte der 4 Landschaften *Eyderstädt*, *Nordstrand*, *Stapelholm* und *Fehmarn*, deren jede ihre eigenthümliche rechtliche Verfassung hat. 1. *Das Eyderstadtische Landrecht* v. J. 1591. nebst den Regisern und andern Verordnungen, die nach Ertheilung desselben ergangen sind. Bey dem Abdrucke des Landrechts ist die neueste Ausgabe v. J. 1737. in so weit zum Grunde gelegt, als sie mit der authentischen Ausgabe v. J. 1591. übereinstimmte. Es bestehet aus 4 Theilen die das Privat- und Criminalrecht betreffen und aus der sogenannten Eyderstädtischen Reformation, die sich mit Polizeysachen beschäftigt. Die beygefügten, für diese Landschaft ergangenen Verfügungen, enthalten 112 Artikel. 2. *Das Spadelandesrecht*. Es ist ein allgemeines Deichrecht, sowohl für die Landschaft *Eyderstädt*, als für das übrige *Marschland*. In der Mantissa zu *Hackmanns* Tr. de jure aggerum findet man es bereits abgedruckt. Beygefügt sind diejenigen Deichordnungen und Verfügungen, welche für die Districte, wo das Nordstrander Landrecht gilt, gegeben werden, z. E. die Tondern-Pellwormsche Deicharde. u. s. w. 3. *Landrecht des Nordstrandes* v. J. 1572. der Abdruck folgt der *Heimrichschen* Ausgabe v. J. 1670. deren Noten sich auch unter dem Texte befinden. Es bestehet aus 3 Theilen und ist mit den nöthigen Regisern versehen. Dies Landrecht ist nicht blos für die Insel Nordstrand sondern auch für die *Buking*- und *Wieding-Harde*, so wie für die Inseln *Sylt*, *Osterland-Föhr* und *Pellworm* verbindlich; daher die Herausgeber auch alle für die genannten Districte erlassenen Verfügungen, deren 40. über besondere Gegenstände mitgetheilt werden, haben abdrucken lassen. Merkwürdig ist die in holländischer Sprache ausgefertigte *Octroy* für die Haupttheilnehmer des neuen Nordstrandes v. J. 1652. die hier, neben dem Originale, mit einer deutschen Uebersetzung von *Heinrich Walter* auf gespaltenen Columnen geliefert ist. — 4. *Stapelholmer Constitution* v. J. 1623. Sie enthält eigentlich kein vollständiges Landrecht, vielmehr scheint sie ursprünglich nur auf die Abstellung gewisser Mängel und Missbrauche gerichtet zu seyn. Inzwischen tritt sie doch, nebst den für die Landschaft Stapelholm gegebenen gesetzlichen Vorschriften, welche die Herausgeber unter 10 Nummern geliefert haben, an die Stelle eines vollständigen Landrechts. 5. *Das Fehmarnsche Landrecht* v. J. 1558. Die Unvollkommenheit desselben in Betracht der übrigen, ist sehr auffallend; indess wird es doch von einem jedesmaligen Landesherrn von neuem bestätigt. Ein Abdruck davon ist in *Dreyers* Samml. vermischter Abhandl. Th. 2. S. 1031. befindlich. Durch die nachherigen Gesetze für die Insel Fehmarn, von welchen 75. der erheblichsten hier abgedruckt sind, ist manches erweitert, berichtigt und ergänzt worden. Die hier abgedruckten speciellen Verordnungen, Rescripte, Mandate u. dgl. welche den 4 Landschaften ertheilet sind, erstrecken sich von Zeit der Bekanntmachung der Landrechte, bis zum Jahr 1750. Von den ältesten Landrechten der 4 Landschaften aber haben die Herausgeber absichtlich keine umständlichern Nachrichten gegeben; weil sie durch die spätern, in dieser Sammlung enthaltenen, aufgehoben sind. Wir müssen dieses auch um so mehr billigen, da bereits bey andern Schriftstellern, ältern und neuern, z. B. in *Dreyers* Samml. verm. Abhandl. *Heimrichs* Nordfriesischen Chronick, *Boltens* Beschreibung von Stapelholm u. a. m. ausführliche historische Nachrichten über die ältern Landrechte des Herzogthums Schleswig anzutreffen sind. — Auszüge aus diesen einzelnen Landrechten zu geben, würde die Grenzen dieser Anzeige überschreiten. Die *Statuten der Städte* sollen die folgenden 2 Bände liefern.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Beygang: *Predigten, hauptsächlich zur Berichtigung irriger Vorstellungen und zur Bestreitung falscher Grundsätze;* von *Friedrich Wilhelm*

Wedag, Prediger der evangelisch-reformirten Gemeine zu Leipzig. *Erster Theil.* 1793. 384 S. 8.

Irrige Vorstellungen in Sachen der Religion zu berichtigen und falsche Grundsätze zu bestreiten, bleibt immer eine von den Absichten, die man, bey Predigten haben muss, wenn man dadurch wirklich erbauen, d. h., nicht bloss rühren, sondern vernünftig belehren und aufklären will, um gründlich zu bessern. Es ist also auch nöthig und nützlich, diesen und jenen herrschenden Vorurtheilen und praktischen Irrthümern in der Religion bisweilen in eigenen, besonders darauf gestimmten Predigten entgegen zu arbeiten; und, wenn der Prediger seine Zuhörer kennt, und, wie Hr. *W.* auf die eigenthümlichen Bedürfnisse derselben Rücksicht zu nehmen weiss; — denn andere Vorurtheile herrschen unter dieser, andere unter jener Classe von Menschen, andere in der feinern und gebildetern, andere in der ungebildetern Welt, auch erhalten dieselben Vorurtheile hier und dort sehr verschiedene Modificationen; — wenn also darauf gehörige Rücksicht genommen wird: so kann der Prediger durch dergleichen *praktisch-polemische* Vorträge, wie man sie nennen könnte, viel Gutes stiften. Aber das sieht nun auch ein Jeder von selbst, dass es eben kein leichtes, sondern ein vorzüglich schweres Geschäft sey, dergleichen Vorträge zweckmäfsig einzurichten, und dass dazu eine ganz eigene Lehrweisheit gehöre. Rec. denkt sich, aufser der schon angeführten, etwa noch folgende Regeln, die dabey beobachtet werden müssen, wenn man seine Absicht, Vorurtheile und Irrthümer nicht bloss zu bestreiten, sondern auch zu besiegen, erreichen will: 1) die Meynungen, die man bestreitet, müssen *wirklich irrig* seyn; man muss also auch bloße Missverständnisse und Missdeutungen sonst richtiger Grundsätze von eigentlichen Irrthümern und falschen Grundsätzen wohl unterscheiden; 2) die Irrthümer, die man widerlegt, müssen *praktischer Art* seyn; 3) sie müssen *überzeugend*, folglich auch so klar und deutlich, so allgemein fafslich, als möglich, widerlegt werden; 4) man muss sich dabey der gröfsten *Bestimmtheit* in einzelnen Ausdrücken sowohl als in der Darstellung der ganzen Sache befleifsigen, damit man nicht auf der andern Seite wieder Missverständnisse und Missdeutungen errege, indem man dergleichen heben will. Diese Regeln scheint Hr. *W.* nicht immer beherziget und befolgt zu haben. Gleich in der 2ten Predigt, wo der *Gesichtspunkt* berichtiget werden soll, *aus welchem man die Religion betrachten muss*, wird es für eine irrige Meynung erklärt, wenn man glaubt: „Die Religion sey uns hauptsächlich zu „dem Ende bekannt gemacht, damit wir durch sie in „den Himmel kommen sollen." Das ist sie doch aber wirklich, wenigstens, wenn von der christlichen Religion die Rede ist. Denn Jesus und seine Apostel weisen uns hauptsächlich auf unsre himmlische Bestimmung hin, und lehren uns hauptsächlich; dieser Bestimmung gemäfs zu denken und zu handeln, unsern Schatz, unser eigentliches Gut, nicht auf Erden, sondern im Himmel zu suchen, und da schon jetzt unser Wesen zu treiben, (Phil. 3, 20.) also auf Erden recht eigentlich für den Himmel zu leben. Dieß, meynt nun zwar Hr. *W.* (S. 35 ff.) gehe mehr die ersten Christen, die als Anfänger im Christenthum noch sehr irrdisch gesinnt waren, und doch auf der Erde unter den damaligen Verfolgungen nicht viel zu erwarten hatten, als uns, an. Aber, wenn man auch zugibt, dass bey jenen Vorschriften auf die Umstände der Zeit besondere Rücksicht genommen sey; so bleibt es doch immer allgemeine Lehre des Christenthums, dass wir nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare sehen, und uns mehr um das Himmlische, als um das Irrdische bekümmern sollen. Selbst in den Stellen, (auf welche Hr. *W.* sich S. 36. beruft) wo Himmel und Himmelreich nicht gerade unser künftigen Aufenthalt in einer andern Welt, sondern das Reich Jesus auf Erden bedeutet, liegt diese Lehre zum Grunde; denn Jesus selbst beschreibt ja sein Reich als ein solches, das nicht von dieser Welt, nicht ein irdisches, sondern ein himmlisches Reich sey, in welchem man für den Himmel gebildet werden soll. Es gehört also recht eigentlich zu dem Zwecke und Geiste des Christenthums, uns über die Erde hinauf zum Himmel zu erheben, oder uns himmlisch gesinnet zu machen, d. h., uns vornemlich nach solchen Gütern und Freuden streben zu lehren, die im Himmel noch fortdauern, und uns an eine solche Denkungsart und Handlungsweise zu gewöhnen, die im Himmel noch gültig seyn wird. Genauer entwickelt, heifst dieß nun freylich nichts anders, als uns tugendhaft denken und handeln und in den Gütern und Freuden der Tugend, nicht in den Freuden der Sinne unser höchstes Gut suchen lehren. Aber das Eigenthümliche des Christenthums ist hierbey, dass es uns dazu durch das beständige Hinweisen, nicht auf unsre irrdische, sondern auf unsre künftige höhere himmlische Bestimmung zu gewöhnen sucht, die auch allein uns himmlisch gesinnt machen kann, da hingegen das bloße Hinweisen auf unsre irrdische Bestimmung uns irrdisch gesinnt machen würde. Wollten wir denn uns dieß Ziel, dieß grofse und einzig würdige Ziel aller menschlichen Hoffnungen und Wünsche, unsern Zuhörern aus den Augen rücken, oder es wenigstens in ihren Augen herabsetzen, indem wir sie lehren die Religion, das Christenthum sey uns nicht vornemlich für den Himmel und um des Himmels willen gegeben? In der That war dieß Hn. *W.* Absicht nicht; denn er protestirt hauptsächlich dagegen S. 33. Er wollte nur den Missdeutungen vorbeugen, die man von der an sich richtigen Meynung, dass uns die Religion als eine Führerin zum Himmel gegeben sey, zu machen pflegt, indem man nun die Religion als eine Wissenschaft ansieht, die mit unserm gegenwärtigen irrdischen Leben, und mit unserer Bestimmung für diese Welt wenig oder gar nichts zu thun habe; und nun ging er auf der andern Seite zu weit. Hier trat also die erste oben erwähnter Regeln ein, dass man bloße Missverständnisse wahrer und richtiger Grundsätze mit falschen Grundsätzen nicht verwechseln müsse. Wie? wenn der Vf. den falschen Gesichtspunkt, aus welchem man die Religion zu betrachten pflegt, so gefafst, und den richtigen Gesichtspunkt, aus welchem man sie beurtheilen muss, dagegen so bestimmt hätte: „Die Religion ist nicht eine vom menschlichen Leben getrennte, mit unsern

sern übrigen Angelegenheiten gar nicht verbundene, in unsre irrdischen Bedürfnisse, Verhältnisse und Pflichten gar nicht eingreifende, müssige, nur den Verstand oder gar nur unsre Einbildungskraft beschäftigende Wissenschaft, sondern eine Wissenschaft des Lebens, eine Anleitung, wie wir in jeder Lage und in jeder Verbindung unsers Lebens uns so verhalten, unsre Bedürfnisse so befriedigen, unsre Verhältnisse so benutzen, und unsre Pflichten so erfüllen sollen, dass wir Gottes Absichten an uns erreichen, unsrer gegenwärtigen Bestimmung gemäss handeln, und uns zugleich auf eine andere höhere Bestimmung vorbereiten." Dann wäre die Vergleichung unsrer gegenwärtigen und künftigen Bestimmung, die hieher nicht gehörte, und die Herabsetzung der letztern gegen die erstere, die viel Anstoss erregt, weggeblieben; dann wäre nicht zweydeutig behauptet S. 32. „Gott habe uns hier eine Religion für die Erde gegeben, dort werde er uns eine andere für den Himmel geben;" nicht S. 33 auf die Frage, was ist also der Zweck unsrer gegenwärtigen Religion? so unrichtig geantwortet: „Nicht die Glückseligkeit des Himmels; nein; diese hängt nur entfernter Weise damit zusammen u. s. f." Wie? die Glückseligkeit des Himmels hinge mit der Religion, auch der christlichen Religion, nur entfernterweise zusammen? da sie doch das einzige Ziel ist, auf welches diese uns hinweiset, da das Christenthum uns lehret, um ihrentwillen Alles hintanzusetzen, wenn es ihr hinderlich werden will, und unser ganzes Verhalten so einzurichten, dass wir ihrer theilhaftig werden können? — Hiernach muss denn auch in der folgenden 3ten Predigt noch manches berichtiget und genauer bestimmt werden, wo der Vf. zeiget, *wie man sich auf Erden der Glückseligkeit des Himmels versichern könne*; nemlich, wenn man überhaupt sich bemühe, so verständig, so gut und glückselig zu werden, als man es in seiner Lage werden kann, insbesondere aber 1) die irrdischen Dinge und seine irrdischen Verhältnisse und Pflichten richtig kennen zu lernen suche, dann 2) dieser Erkenntniss gemäss handle, 3) seiner Seele eine immer harmonischere und heitrere Stimmung geben, und 4) Schwierigkeiten überwinden und Wiederwärtigkeiten mit standhaften Muthe erdulden lerne. „Wie dunkel, und wie unbestimmt? Wer sieht hier die Verbindungen ein, worin das Alles mit unserer himmlischen Glückseligkeit steht? Wäre es nicht deutlicher und richtiger gesagt: Um uns den Himmel zu sichern, müssen wir hier schon 1) uns für den Himmel bilden und 2) für den Himmel wirken? da denn zugleich gezeigt werden konnte, wie wir eben dadurch uns auch für unser gegenwärtiges Leben recht zweckmäsig bilden und in demselben recht thätig und wirksam werden. — In eben der Predigt heisst es S. 70. nachdem die vorhin erwähnten Regeln aus einander gesetzt worden: „Aber, wird mancher „ängstlich fragen, habe ich hier auf Erden nichts mehr „zu thun, um mich der Glückseligkeit des Himmels zu „versichern? habe ich keine Pflichten gegen Gott? und „muss ich nicht auch einen Theil meiner irrdischen Le„benszeit auf die Religion verwenden? Ich antworte: „Pflichten gegen Gott haben wir eigentlich nicht; denn „er ist kein Mensch, der von Menschenhänden bedient „werden könnte." Hier verstösst der Vf. gegen die 2te oben angezeigte Regel. Denn offenbar ist das kein praktischer, sondern ein *spekulativer* Irrthum, den er hier bestreitet. Blos spekulativ ist die Frage, und nur in die *Kritik der Religion* gehörig, ob man von Pflichten gegen Gott reden könne oder nicht. Denn es kommt doch am Ende darauf an, ob der Ausdruck bequem oder übel gewählt sey. Darüber mag man denn in den Systemen der Moral entscheiden. Im populären Vortrage der Religion muss man dergleichen Fragen nicht aufwerfen. Denn was werden die meisten Zuhörer dabey denken, wenn man ihnen sagt, wir haben keine Pflichten gegen Gott? „Werden hier nicht Missverständnisse entstehen, die weit gefährlicher sind als das, Dank und Liebe und Gehorsam gegen Gott u. s. w. für Pflichten in einem zu anthropopathischen Sinn zu halten? Und kann man denn dieser Missdeutung nicht schon durch die Bemerkung vorbeugen, dass man Gott keinen eigentlichen Dienst leisten könne, wie man Menschen dergleichen leistet. — Noch bedenklicher aber drückt der Vf. sich in der 4 Pred. bey der Beantwortung der Frage aus: wie man sich mit der Religion beschäftigen müsse? Seine Antwort ist: 1) „beschäftige dich mit der Religion, wenn dir nichts bessers und nothwendigers zu thun obliegt, und 2) beschäftige dich mit der Religion, wenn du ihren Unterricht, Rath und Trost nöthig hast." Wie übel kann das nicht gedeutet und angewandt werden? Der Vf. erklärt zwar im voraus, dass er unter der Beschäftigung mit der Religion hier nicht die Ausübung ihrer Lehren und Vorschriften, sondern nur das Nachdenken über dieselben, das Lesen und Hören ihrer Unterweisungen, und die Beobachtung gewisser äusserlicher Religionshandlungen verstanden wissen wolle. Aber fürs erste ist das dem Sprachgebrauche und der Natur der Sache selbst zuwider; denn man beschäftiget sich doch auch mit der Religion, wenn man dieselbe auf sein Herz und Leben anwendet, um sie in Ausübung zu bringen. Und überdiess sind jene Regeln noch Missverständnissen unterworfen, wenn auch nur von äusserlichen Religionsübungen die Rede ist. „Beschäftige dich mit Gebet und Andacht, mit Anhörung und Betrachtung der Wahrheiten der Religion u. dgl. wenn du nichts Nöthigeres zu thun hast;" — wer wird nun nicht etwas Nöthigeres zu thun haben? „Beschäftige dich mit der Religion wenn du gerade ihres Raths und Trostes bedarfst;" — wird nun die Religion, die eine Gesellschafterin und Begleiterin unsers ganzen Lebens seyn soll, nicht zu einer blossen Rathgeberin in Verlegenheit und mitleidigen Trösterin in Leiden gemacht werden? Was der Vf. auch gegen diese und ähnliche Missdeutungen hier und da sagen mag: so wird er sie doch nicht verhüten, da sein unbestimmter Ausdruck wenigstens sie veranlasset. Er bemerkt ja selbst am Ende der Predigt, S. 95. dass auf die äusserliche Uebung der Religion, besonders auf die öffentliche gemeinschaftliche Andacht, in unsern Zeiten zu wenig gehalten werde. Hätte diese Bemerkung ihn nicht vorsichtiger machen sollen? In der That aber wollte er nur dem Vorurtheile widersprechen, nach welchem man auf das Aeusserliche in der Religion zu viel Werth

legt. Sein Thema hätte alſo heiſsen müſſen: Daſs man aus den äuſserlichen Religionsübungen nicht die Hauptſache der Religion machen müſse; oder noch beſſer: von der richtigen Schätzung äuſserlicher Religionsübungen; wie man 1) nicht zu viel, aber auch 2) nicht zu wenig darauf halten müſſe. Dann würde Alles deutlicher und beſtimmter, vorgetragen ſeyn; und bey der Beſtreitung irriger Meynungen, beſonders ſolcher, die an richtigere Grundſätze gränzen, und damit leicht verwechſelt werden, kann man kaum deutlich und beſtimmt genug reden. S. oben die 3te und 4te Regel. Aber freylich wären dann die hier vorgetragenen Sätze nicht ſo auffallend ausgedrückt worden; und auffallende wirklich paradoxe Sätze ſcheint unſer Vf. zu lieben. — Darum wird er auch ſelten recht populär. Denn populär wird man nur alsdann, wenn man ſeine Gedanken ſo ausdruckt, wie jeder Andere, der an eine gute gebildete Sprache gewöhnt iſt, ſie ausdrucken würde, und von den Dingen, von welchen die Rede iſt gerade das ſagt, was jeder am meiſten daran bemerkt, oder doch gleich daran finden kann und muſs, wenn er aufmerkſam darauf gemacht wird. Die beſte Predigt iſt die, bey welcher der Zuhörer durch eine angenehme Täuſchung überredet wird, er würde gerade eben das geſagt haben, was der Prediger ſagt, und es eben ſo geſagt haben, wie dieſer. Wer die Kunſt verſteht, kann dabey doch neu und intereſſant werden. Hr. *W.* aber ſagt von den Gegenſtänden, womit er es zu thun hat, faſt nie, was am nächſten, ſondern was am entfernteſten liegt, worauf kein Anderer kommen und woran kein Anderer jetzt denken würde; oder, wenn er das Näherliegende berührt, ſo drückt er es auf eine ſolche Art aus, daſs man es für etwas Unbekanntes, Fremdes und Tiefliegendes anſehen muſs. Dadurch wird er denn natürlicher weiſe unfaſslich und unpopular. Beweiſe hiervon findet man, auſser den ſchon angeführten Predigten auch in der 5ten, wo er von der *angenehmen Stimmung der Seele als der Grundlage zur menſchlichen Glückſeligkeit* redet. Wer verſteht das: angenehme Stimmung der Seele? Ruhige und zufriedene Gemüthsfaſſung, ſoll es heiſsen. So aber wird in der Predigt beſtändig von Stimmen und Verſtimmen der Seele zur Glückſeligkeit geſprochen, und dadurch das Ganze dem gröſsern Theile der Zuhörer unfaſslich gemacht. Einzelne unpopuläre Ausdrücke, als *Moralität*, *moraliſches Weſen*, *moraliſche Beſchaffenheit* u. ſ. f. an die der Vf. ſich ſehr gewöhnt hat, wollen wir nur im Vorbeygehen erwähnen. Auch die Anfangsgebete ſind meiſtens viel zu gekünſtelt, wodurch ſie das Herzliche verlieren, und zum Theil zu weit ausgeholt. Hier und da haben wir auch eine unrichtige Erklärung und Anwendung bibliſcher Stellen gefunden; z. B. S. 58. wo die bekannte Stelle Matth. 7, 13. in welcher Jeſus von dem damals ſchwierigen Eingange in ſein Reich redet, von einem ſchmalen und engen Wege zum Himmel erklärt wird; S. 85. 86. wo die Stellen des N. T., in welchen die Erkenntniſs der Religion Jeſu als die erſte und vornehmſte Wiſſenſchaft des Chriſten beſchrieben wird, auf die Lehrer der Religion allein eingeſchränkt werden; S. 140. wo der Vf. — durch eine unzeitige Anwendung der neueren kritiſchen Moralphiloſophie verleitet — unter dem natürlichen Menſchen, der nichts vom Geiſte Gottes vernimmt, 1 Cor. 2, 14. den bloſs Gutherzigen verſteht, der, was eigentlich Moralität und höhere Tugend ſey, nicht begreifen könne, unter dem Geiſtlichen aber v. 15. den moraliſch gebildeten Menſchen, da Paulus doch bey dem letztern Ausdrucke an nichts anders dachte, als an einen begeiſterten Dichter, deſſen höhere Begeiſterung von einem Unbegeiſterten, ungeweiheten (profano, natürlichen) Menſchen nicht beurtheilt werden könne. — Indeſs bemerken wir dieſs alles nicht, um Hn. *W.* Predigten etwas von ihrem Werthe zu entziehen, oder die Vorzüge derſelben auch nur im mindeſten zu verdunkeln. Denn ſie gehören immer zu den beſten deutſchen Kanzelreden, die wir haben; nicht nur in Anſehung der Wahl der Materien, ſondern auch in Abſicht auf die Ausführung derſelben. Im Ganzen genommen zeugen ſie von einem ſelbſtdenkenden Verfaſſer, und haben wahre Originalität. Viel Philoſophie, richtige Einſicht in das Syſtem der reinen Moral, Welt- und Menſchenkenntniſs, leuchten überall aus demſelben hervor, und man kann aus dieſen Predigten wirklich etwas lernen. *Deſto mehr* aber wünſchten wir denn, daſs ſie auch von den vorhin angezeigten Fehlern frey ſeyn, und daſs die künftigen Vorträge des Vf., deren wir noch mehrere im Drucke zu erwarten haben, davon immer freyer werden möchten. Vorzüglich haben uns in dieſem erſten Bande die 6te Pred. von dem *Unterſchiede zwiſchen einem natürlich guten und einem moraliſch guten* (oder wirklich tugendhaften) *Herzen*, die 7te von dem *Unterſchiede zwiſchen einem fehlerhaften und boshaften*, gefallen, welche auch wohl in dem ganzen Bande die faſslichſten und populärſten ſind. Die 11te, 12te und 13te über das freye Forſchen und Prüfen in Sachen der Religion als unſchädlich für die Ordnung und das Glück der menſchlichen Geſellſchaft," über die Nothwendigkeit bürgerlicher Ruhe und Ordnung," und über „die Quelle des Aufruhrs und der Empörung zur Rechtfertigung der Aufklärung in dieſem Stücke," enthalten beſonders ein Wort zu ſeiner Zeit, männlich und freymüthig geredet. Uebrigens kann der würdige Vf. aus der Ausführlichkeit dieſer Anzeige ſchlieſsen, mit welcher Aufmerkſamkeit wir ſeine Predigten geleſen haben, und wie viel Werth wir auf dieſelben vor manchen andern legen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 30. Julius. 1794.

PHYSIK.

Wien, b. Wappler: *Vollständige praktische Abhandlung von den Arzneymitteln*, nach deren Ursprunge, Unterscheidung, Güte, chymischen Bestandtheilen, Verbindungs- und Wirkungsarten, und pharmaceutischen Zubereitungen, in Verbindung mit der Erhaltungs-, Vorbauungs- und Heilungslehre, nach physischen, chymischen, physiologischen und pathologischen Gründen. Zum Gebrauche für Aerzte und Nichtärzte, bearbeitet von *J. C. Hackel*, D. d. A. K. *Zweyter Theil.* 1793. 704 S. 8.

Der gegenwärtige Theil dieses Werks, dessen erster Theil in A. L. Z. 1793. No. 337. angezeigt ist, handelt die *nährenden Substanzen*, als die erste Classe der *stärkenden Arzneyen*, ab. 1. *Abschn. Von den Nahrungsmitteln überhaupt.* 1. *Kap. Von der Natur der Nahrungsmittel und ihrer zweckmäfsigen Anwendung.* Nahrungsmittel ist, im ausgedehntesten Verstande, alles was seiner Natur nach, und nach der Einrichtung des nahrungsbedürftigen Wesens geschickt ist, die wesentlichen Bestandtheile des letztern darzubieten. Ein Nahrungsmittel für Thiere ist dasjenige, was solche Stoffe enthält, die durch die Kräfte der ersten und zweyten Verdauung, und durch das Vermögen zur Ansetzung und Verbindung in die thierische Natur verwandelt werden können. *2. Kap. Von der Zubereitung der Nahrungsmittel, besonders vom Mehle — und vom Brote.* In dem Anhange von den *Geschirren* wird die Wichtigkeit der zweckmäfsigen Wahl derselben eingeschärft. In den schwarzen oder bleyfarbigen Geschirren ist der Zusatz zum Thon nicht, (wie der Vf. sagt) Wasserbley oder *Molibdena* (Molybdäna), sondern Reisbley oder Graphit. — Dafs zu der äufsern Schmelze des ächten Porzelans Zinn oder auch Bleykalk komme, ist, wenigstens bey dem Berlinischen, nicht der Fall. — Dafs die zinnernen Gefäfse *allemal* noch Bley enthalten, läfst sich doch von ächt englisch zinnernen Gefäfsen nicht erweisen. — *3. Kap. Von der Ordnung, in welcher die Nahrungsmittel abgehandelt werden.* 2. *Abschn. Die Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche.* 1. *Kap. Von den Getreidearten*, und deren Anwendung; wobey zugleich die *Biere* abgehandelt worden. — Die Braunschweiger *Mumme* wird hier an mehrern Stellen *Mumie* genannt. *2. Kap. Von den Hülsenfrüchten.* 3. *Kap. Von den nährenden Wurzeln und Kräutern.* 4. *Kap. Von dem Obste, den Garten- und Baumfrüchten*, wo bey dem Artikel *Weintraube* zugleich von der Weingährung, den verschiedenen Weinen, dem Weingeist, dem Essig, gehandelt wird. 5. *Kap. Von den Erdschwämmen*, denen der Vf. überhaupt, und zwar als Arzt mit Recht, nicht hold ist. 3. *Abschn. Nahrungsmittel aus dem Thierreiche.* 1. *Kap. Von der thierischen Nahrung überhaupt, von den nährenden Bestandtheilen des Thierreichs, von der Art, sie auszuziehen, Von den Fleischbrühen insbesondere.* 2. *Kap. Von den Säugethieren.* 3. *Kap. Von den Vögeln.* 4. *Kap. Von den Fischen.* 5. *Kap. Von den Amphibien.* 6. *Kap. Von den Insecten und Würmern.* 7. *Kap. Von den Producten der Thiere, als Milch, Eier und Honig.* 4. *Abschn. Von den Nahrungsmitteln aus dem Mineralreiche. Von dem Wasser überhaupt. Von den süfsen und Mineralwassern, von der Art, sie zu untersuchen; von ihren Bestandtheilen, und von ihrer Anwendung zum diätetischen Arzneygebrauche. Besondere Bestimmung verschiedener Mineralwasser.* Der Vf. hat zwar in Zusammentragung der hier angezeigten Materien, die meistens aus *Zückert, Spielmann, Bergius*, geschöpft zu seyn scheinen, vielen Fleifs angewendet; nur hätte er ganz unbeschadet bey mehrern Artikeln sich kürzer fassen können. Manches würde seinen Platz schicklicher in einem Kochbuche gefunden haben. Auch sind der Artikel zu viele, welche nur auf sehr entfernte Weise zur Materia alimentaria gezogen werden können, und daher das Buch ohne Noth vergröfsern. So könnten, um nur einiges anzuführen, wegfallen: der Kanariensaamen, — von dem er selbst sagt, dafs er fast ganz allein zum Vögelfutter bestimmt sey, und sonst weder als Nahrungs noch als Heilmittel gebraucht werde, — Lablab, Mungos, Nelumbo, Scirpus maritimus, die Katze, der Igel, das Eichhörnchen, der Fuchs, der Delphin, das Einhorn, u. d. m. Ueberflüfsig ist die detaillirte und dennoch unvollständige Aufzählung der Spielarten der Pfirsche, der Kirschen, und anderer Obstarten, mit ihren Gärtnernamen. — Den Fliederbaum nennt der Vf. das gröfste Geschenk des Urhebers der Natur. — Der letzte Abschnitt von den Wassern, besonders den Mineralwässern, ist nur sehr mittelmäfsig ausgefallen.

Berlin, b. Nauck: *Nützliches Allerley aus der Chemie und Physik.* Ein Beytrag zum chemischen Journal des Herrn Bergrath *Crell.* Mit Kupfern. 1793. 244 S. 8.

Durch dieses Aushängeschild auf dem Titelblatte lasse man sich nicht verleiten, dahinter etwas mehres zu erwarten, als eine, ohne Kenntnifs des gegenwärtigen wissenschaftlichen Zustandes ausgewählte Sammlung, bestehend aus 15 meistens veralteten Abhandlungen; deren abermalige Herausgabe und Uebersetzung der ursprünglich lateinisch geschriebenen, im Jahre 1793 vielmehr ein unnützliches Allerley ist. Die *Geschichte der künstlichen Luft*, von *Spielmann* und *Carminati*

den seit dem erfolgten weit beträchtlichern Fortschritten in Kenntnifs derselben, jetzt nicht mehr interessiren; so wie auch von *Bergmanns Anleitung, künstliche Gesundbrunnen zu bereiten*, eine nochmalige Uebersetzung, bey der schon vorhandenen von B's. sämmtlichen Schriften, überflüfsig ist. *Ittershagen's* Erzeugung des Arseniks durch Kunst, und *Scopoli's* Silbererzeugung im Quecksilber, Kupfer, Zink, Spiesglanz u. s. w. vermittelst der flüchtigen Schwefelleber, gehören zu den längst vergessenen alchemischen Verwandlungsgrillen. *Hagen's* Abhandlung vom Braunstein aus den Act. Nat. Curios. jetzt noch hervorzuholen, ist fast eine Beleidigung des Vfs.; denn so viel darf man von dem Sammler fodern, dafs er wisse, wie sehr seitdem die chemische Kenntnifs des Braunsteins berichtigt und in ein mehreres Licht gestellt worden ist. Eben so wenigen Dank möchte auch H. *Wiegleb* dem Sammler, für die gleichfalls aus den Act. Nat. curios. genommene chemische Untersuchung über den Kiesel, schuldig seyn wollen; da Hr. *W.* anjetzt ohne Zweifel darüber völlig einverstanden seyn wird, dafs die aus 2 Unzen Kiesel vermeintlich erhaltenen 2 Drachmen Alaunerde, ihr Herkommen der Schmelztiegelmasse verdanken.

Braunschweig, in der Schulbuchh.: — *Joh. Heinrich Helmuth's*, Herzogl. Braunschw. Lüneb. Superintendentens, Predigers in Calvörde, u. s. w. *Anleitung zur Kenntnifs des grofsen Weltbaues, für Frauenzimmer*, in freundschaftlichen Briefen. Zwote verbesserte und ansehnlich vermehrte Auflage. 1794. 581 S. m. K. (1 Rthlr.)

In der Anzeige der ersten 1791 erschienenen Ausgabe ist bereits (von einem andern Rec.) genauere Nachricht gegeben worden, was man in dieser Schrift zu suchen hat. Vermehrungen hat diese zwote Ausgabe, wie schon der Titel zu erkennen gibt, allerdings in beträchtlicher Anzahl erhalten. Die Anzahl der Briefe ist von 67 bis auf 106 angewachsen. Veranlassung dazu gaben verschiedene Fragen Emiliens, z. B. über Breite des Erdschattens, über Bestimmung der Umlaufszeit des Uranus; diese zu beantworten, nahm der Vf. Gelegenheit, von den Ursachen der Kreisbewegung der Planeten, von der wechselseitigen Schwere der Weltkörper, und den merkwürdigen Keplerschen Gesetzen etwas zu sagen. Ueberhaupt sind mehrere neue Zusätze und Veränderungen in einzelnen Stellen hinzugekommen; auch hat der Vf. ein sehr ausführliches und brauchbares Register nebst dem Inhaltsverzeichnisse der Briefe angehängt. Rec. setzt die Art des Vf., astronomische Ideen seinen Lesern so viel möglich anschaulich zu machen, aus der ersten Ausgabe als bekannt voraus, und wünschte nur, dafs er für diese wiederholte Auflage mehrere neue astronomische Schriften benutzt haben möchte (z. B. Bode's Erläuterung der Sternkunde. II. Aufl. 1793); dieses würde ihn in den Stand gesetzt haben, manches für seinen Endzweck sehr brauchbare aus den neuesten Entdeckungen nachzuholen, und anderes richtiger und genauer vorzutragen. In der Nachschrift sucht sich der Vf. gegen einige vom Rec. der ersten Auflage in der A. L. Z. 1793. No. 236. gemachte Einwürfe zu rechtfertigen. Um nemlich zu beweisen, dafs in dem Dreyeck, in dessen Spitzen Erde, Planet und Sonne liegen, auch für die obern Planeten alle Winkel (durch Data der Beobachtung) gefunden werden können, um daraus weiter mittelst einer bekannten Seite die Entfernung des Planeten von der Sonne abzuleiten, beruft sich der Vf. auf eine Stelle aus *de la Lande's* astronomischen Handbuche (oder aus dessen übersetztem *Abrége de l'Astronomie*) wo aus Copernicus Buche *de Revol.* libr. 5. c. 9. ein praktisches Beyspiel für die Möglichkeit jenes Verfahrens angeführt sey. Allein aus dem, was hier der Vf. aus *de la Lande* summarisch anführt, wird die Sache um nichts begreiflicher. Rec. hat jenes Handbuch nicht bey der Hand, fand aber das nemliche Allegat in der dritten Ausgabe von *de la Lande's* Astronomie No. 1150., und hiernach läfst sich erst deutlicher einsehen, wie Copernicus durch *Rechnung* (so behauptet der Vf. nach *de la Lande*) den heliocentrischen Ort des Planeten gefunden haben soll. Copernicus leitete durch mehrere nach einander beobachtete Oppositionen, welche ihm mithin den aus der Sonne gesehenen Ort des Planeten gaben, die wahre heliocentrische Bewegung desselben für eine zwischen jene Oppositionen fallende Beobachtung ab; nur so ward es ihm möglich, in dem schon genannten Dreyeck nicht nur den Winkel an der Erde, sondern auch an der Sonne, sammt der Entfernung der Erde von der Sonne, als bekannt vorauszusetzen, und daraus die verhältnifsmäfsige Entfernung des Planeten von der Sonne zu berechnen. Einer ähnlichen noch scharfsinnigern Methode bediente sich nachher *Kepler (commentar. de stella Martis)*, die wahren Abstände des Mars von der Sonne, woraus er so äufserst fruchtbare Resultate zog, aus *Tycho's* Beobachtungen abzuleiten. Die *Keplerschen* und *Newtonschen* Weltgesetze geben übrigens jetzt leichtere, zum Theil indirecte, Methoden an die Hand, das Problem aufzulösen.

Frankfurt a. M., b. Efslinger: *G. F. Parrot's* Professor (s) der Mathematik und Physik in Offenbach, *zweckmäfsige Luftreiniger*, theoretisch und praktisch beschrieben. 1793. 310 S. 8.

Nach Versicherung des Vf. in der ziemlich sonderbar geschriebenen Vorrede hat derselbe in diesem Buche, „alle seine ventilatorische Wissenschaft ausgekramt, und so sehr als möglich ausgedehnt.“ Das letztere ist nun freylich durch vielen Wortaufwand geschehen, wobey der Vf. oft seinen Witz und seine satyrische Laune hat mit ins Spiel kommen lassen. Es kann seyn, dafs der Vf. hiezu Veranlassung gehabt hat; nur dünkt uns, dafs er hiermit nichts bessert, seine Ideen aber dadurch zu weit aus einander stellt. Auf diese Art ist des Vf. Vortrag nicht selten dunkel und oberflächlich worden, bey allen seinem Bestreben recht deutlich und gründlich zu seyn. Sein Buch enthält viel Gutes und Brauchbares — besonders der praktische Theil — und verdient, nach Rec. Ueberzeugung, allerdings in dieser Rücksicht empfohlen zu werden, um so mehr, da man ihm lebhafte und warme Darstellung der guten Sache, eifriges Bestreben, der Menschheit nützlich zu seyn, nicht absprechen kann. — Eine treue Anzeige des Inhalts nebst ei-

nigen Bemerkungen, werden nun das Buch vorläufig bekannt machen können.

Einleitung: Von unſern Kenntniſſen in der Lehre von der Luft überhaupt. (Der Vf. hat hier davon zu wenig beygebracht.) Sie waren bis jetzt nicht hinlänglich wahre Luftreiniger hervorzubringen (die mechaniſchen Eigenſchaften der Luft, worauf ſich ein guter Ventilator gründet, ſind aber doch bisher nicht ſo unbekannt geweſen; auch die bekannten Luftwechſelmaſchinen nicht ſo unbrauchbar als der Vf. ſich vorſtellt, wie er aus dem Berichte vom Bergbaue, Gehlers phyſical. Wörterbuche etc. hätte erſehen können). Allgemein erfoderliche Eigenſchaften eines Luftreinigers (Wegſchaffung der verdorbnen Luft aus eingeſchloſſenen Räumen und wieder Herbeyführung reiner atmoſphäriſcher Luft). Aufzählung der bisher erfundenen Luftreiniger und ihre Unzulänglichkeit (der von Hn. de l'Isle de St. Martin erfundene und im 6. Bande des Mag. für das Neueſte aus der Phyſik und daraus in Gehlers phyſ. Wörterb. beſchriebene Ventilator hat der Vf. hier nicht mit aufgezählt, auch nicht den in Cavallo's Abhandlung über die Natur und Eigenſchaften der Luft. In der S. 303 u. f. befindlichen Nachſchrift holt der Vf. den erſtern nach, und zeigt aufrichtig, wie er auf ſeine Erfindung gekommen iſt. Sein Ventilator weicht auch in ſehr vielen Stücken von jenem ab). Zwey Röhren machen einen Luftreiniger aus. (Es ſollen nemlich in unſerer Wohnung 2 Röhren vorhanden ſeyn, eine deren Mündung mit dem oberſten Theile, und eine deren Oeffnung mit dem unterſten Theile der Luft communiciret. — Dieſe Idee iſt ſchon aus Cavallo's angef. Abhandl. S. 175. bekannt). Dieſer Luftreiniger iſt der beſte, nur ſeine Wirkung nicht groſs genug. — (Der Vf. zeigt nun auf eine ihm eigne Art, mit Verſuchen unterſtützt, wie er beſtmöglichſt einzurichten ſey. — Er gründet in Abſicht des Wegſtrömens der Luft eigentlich ſeine Einrichtung darauf, daſs bekanntlich der Druck der Atmoſphäre durch einen Luftzug etwas abgehalten werden kann, hierauf beruht auch der Ventilator des Hn. etc. de St. Martin.)

Erſter theoretiſcher Theil. 1. Kap. Von den Saugventilatoren: Allgemeine Grundſätze der Lehre der Friction flüſſiger Körper als Mittel zur Mittheilung der Bewegung. Hieraus iſt der Hauptgedanke zu einem Saugventilator, der völlige Gnüge leiſtet, genommen. (Die Friction der Flüſſigkeiten ſoll erſtlich als ein Widerſtand angeſehen werden können, und dann noch als eine Kraft oder wenigſtens als ein Mittel zur Communication der Bewegung. Nach dem Vf. „iſt die Friction der Lufttheile aufeinander, wie bey den feſten Körpern, nichts anders als der Stoſs der an einander zunächſt ſtehenden oder ſich „phyſicaliſch berührender Theile.“ „Folglich iſt die Friction ein wahrer Stoſs.“ Einen ſolchen Schluſs hätte Rec. von einem Prof. der Mathematik nicht erwartet. Wenn alſo Wind die ihm im Wege ſtehenden Lufttheile wegſtöſst (oder drückt): ſo geſchieht dieſs auf die Friction des Windes, vermöge welcher er den Zuſammenhang der Lufttheile überwindet (S. 27.). Der Vf. hätte ſeine folgenden Lehren, ohne das Wort Friction zu gebrauchen, blos aus dem ganz einfachen Satze ableiten können: daſs jeder Wind, ſo ſchwach er auch ſey, die ihm im Wege liegenden Lufttheile bewegen kann. Bey den flüſſigen Körpern läſst ſich Friction nicht in dem Sinne brauchen als bey feſten. Wir kennen die eigentliche Beſchaffenheit jener Körper gar nicht hinlänglich, und wiſſen nicht ob ſich ihre Theile ſo übereinander bewegen als wie ein feſter Körper über dem andern. Und da äuſsert ſich bekanntlich die Friction nicht blos durch Wegſtoſsen, ſondern auch durch Niederbeugen der hervorragenden Theile des einen Körpers die dem andern im Wege ſtehen, oder auch, daſs der zu bewegende Körper über des andern Erhöhungen weggehoben wird. Sich die Theile der flüſſigen Körper voll Erhabenheiten und Vertiefungen, auch nur ſo, wie bey dem polirteſten feſten Körper, vorſtellen, welches man doch thut, wenn man ihnen eine Friction wie den feſten Körpern beylegt, heiſst (wie es freylich von andern Phyſikern auch geſchehen iſt) ſich jene Körper nicht als flüſſige vorſtellen, ſondern als einen Haufen ſehr kleiner Körner, die auf das beſte polirt wären. Der Vf. wird in Woltmanns Beyträgen zur hydrauliſchen Architectur einen Beweis finden, daſs die Waſſertheilchen keine Friction unter einander haben können; noch weniger wohl die Luftheilchen?). — Daſs nun der ſchwächſte Wind die vorliegenden Luftheilchen bewegen kann, dient dem Vf., zu Schwächung des Druckes der Atmoſphäre über der obern Oeffnung der erſten, wie den vorhin erwähnten beiden Röhren (oder, wie der Vf. in der Folge, wiewohl nicht ganz richtig, ſagt, einen luftleeren Raum in dieſer Röhre hervorzubringen), um dadurch ein beſtändiges und hinreichendes Ausſtrömen der elaſtiſchern Luft eines Zimmers zu bewirken. Er trifft daher eine faſt ähnliche Vorrichtung als die iſt, welche den mehr erwähnten Ventilator des Hn. de l'Isle de St. Martin ausmacht. Eine Röhre, die oben 2 kegelförmige Hüte hat, und unten in einem luftdichten Kaſten befeſtiget iſt; ſtatt der Oeffnungen mit Schiebern, gehen aus dem Kaſten Röhren in alle Zimmer, wo die Luft gereiniget werden ſoll. Auch wird der Raum zwiſchen beiden Kegeln durch Wände in 8 Kammern getheilt und der obere Kegel bedeckt. Wie nun das Saugen eigentlich hervorgebracht werde, und welche Verhältniſſe für alle Theile der Hüte des Saugventilators die beſten ſeyn, um ein Maximum von Wirkung hervorzubringen, unternimmt der Vf. im folgenden zu unterſuchen und kommt damit in ein noch ziemlich unbearbeitetes Feld, durch das er ſich in Rückſicht der Ausübung meiſtentheils, ganz gut durchhilft, freylich nicht mit Aufſtellung einer ſcharfen Theorie, wie Euler, Käſtner, Karſten und andere groſse Mathematiker gethan haben würden, und die hier von dem Vf., ob er ſich gleich S. 105. entſchuldigt, zu erwarten geweſen wäre. Indeſſen wird S. 102. verſichert: daſs er ſeine Theorie durch hundertfältige Verſuche, die er mit Ventilatoren von allen Gattungen und Gröſsen gemacht habe, beſtätiget gefunden hat, u. ſ. w.

Im 2. Kapitel werden die *Druckventilatoren* betrachtet. Jeder Druckventilator hat zur Abſicht: 1 die Luft, die der Saugventilator wegnimmt, mit guter zu erſe-

tzen; und 2) die Wirkung des letztern zu vermehren. Dieſs geſchieht, wenn eine gewiſſe Quantität friſcher Luft in den zu reinigenden Ort preſst, die Luft dieſes Orts elaſtiſcher macht, und die obern Schichten derſelben auf die Mündung des Ventilators preſst. Zu dieſer Abſicht wird wieder der Wind gebraucht; aber die Vorrichtung hiezu iſt, in Rückſicht der Hüte, die umgekehrte vorige; Kaſten und Röhren bleiben ungeändert. Die Kegel ſind etwas ſpitziger. Der obere dient zum Auffangen und Fortleiten des Windes in die Röhre, der untere beſtimmt die Grenze der Wirkung des Windes auf den obern u. ſ. w. In Rückſicht der Kaſten bleibt das meiſte wie bey den Saugventilatoren, die Abänderungen werden im 2ten Theile beſchrieben. Nun handelt der Vf. von der nähern Beſtimmung der Kegel; Eintheilung des Druckventilators in 12 Kammern, u. ſ. f. Verſuche über die Bewegung der Luft durch eine 12 Schuh lange Röhre von 2½ Zoll Durchmeſſer. Folgerung hieraus (bewegte Luft von 6 bis 20 Fuſs Geſchwindigkeit verlöre, in der Röhre ⅓ bis ¼ ihrer Geſchwindigkeit; ſchwächere weniger, ſtärkere mehr. Ein Luftſtrom, deſſen Geſchwindigkeit = 1 Fuſs, verliert ⅕ in nur erwähnter Röhre. In 120 Fuſs langen Röhren, von demſelben Durchmeſſer, kann dem Strome die Hälfte ſeiner Geſchwindigkeit genommen werden. Dieſer Verluſt nimmt mit der Geſchwindigkeit ſelbſt ab). Noch: Verſuche mit mehreren neuen Arten von Saugventilatoren. Mit Beſchreibung und Berechnung eines neuen Saugers wird dieſes Kapitel beſchloſſen. (Im weſentlichen mit dem bey dem Bergbaue langſt im Gebrauche geweſenen Windrade einerley, wovon man in Berichte vom Bergbaue, Delius Anleitung zur Bergbaukunſt, Cancrins erſte Gründe der Berg- und Salzwerkskunde 7ten Theile u. ſ. Nachricht findet. Der Vf. hat aber dieſes Windrad weit vortheilhafter eingerichtet, und könnte nun wohl in Bergwerken unter ſchicklichen Umſtänden zu Wegſchaffung verdorbener Luft gut gebraucht werden.)

Zweyter Theil. Praktiſche Beſchreibung der Luftreiniger, und Anwendung auf das gemeine Leben. Zuerſt Beſtimmung des Aufwandes an geſunder Luft für einen Menſchen. Der Vf. gibt ½ Kubikfuſs in jeder Minute an. Die mittlere Geſchwindigkeit bewegter Luft ſetzt er = 1 Fuſs für die Secunde, und findet daher die in der 120 Fuſs langen Saugrohre = ⅛ Fuſs; in der Druckventilators-Röhre aber 1½ Fuſs, woraus er folgert, daſs der Queerſchnitt der Saugröhre doppelt ſo viel Quadratzolle haben müſſe, als Menſchen ſind, für die der Saugventilator wirkſam ſeyn ſoll. Nun, Anwendung auf die Wohnhäuſer: Anlage des Saugventilators; praktiſche Beſtimmung der Durchmeſſer der Röhren; Material und Verfertigung derſelben; praktiſche Beſchreibung der Hüte; Vorſichten wider das Feuer; vom Druckventilator; Gebrauch des Windrades; wie der Zug des Druckvent. zu hindern; Verwandlung des gemeinen Ofens in einen Druckventilator. Ein vollſtändiges franzöſiſches Camin. — Fernere Anwendung auf die Krankenhäuſer: Verhältniſs der Durchmeſſer der Druck- und Saugröhren; die Kaſten des Druckventilators; Conſtruction des Windrades und Druckventilators; ein weſentlicher Nutzen der letztern; etwas theoretiſches über die Luftcirculation; Ofen des Krankenzimmers. — Weitere Anwendung auf die Gefängniſſe; Kirchen; Schauſpielhäuſer; Verſammlungshäuſer; Kühlhäuſer; Schiffe; auf Bergwerke: (der Vf. ſtellt ſich den Zuſtand der Bergleute zu gefährlich vor. Auf gut eingerichteten Bergwerken, wie in Sachſen, und andern Orten wird immer auch auf guten Wetterwechſel Rückſicht genommen. — Der Vf. empfiehlt ſein Windrad hauptſächlich, welches er auch in dieſer Rückſicht erfunden haben will. Mit einem von 12½ Schu in Durchmeſſer will er wenigſtens 27000 Kubikfuſs Luft in jeder Minute wegſchaffen. So eine ſtarke Wegſchaffung auf einmal, iſt nie, oder äuſserſt ſelten, nöthig. Rec., der doch den Bergbau von Jugend auf kennt, erinnert ſich keines ſolchen Falles. Mit mehrerem Vortheile kann man aber, ſtatt der ſogenannten Windfange des Vf. Luftreiniger brauchen, von welchem Gebrauche er wenig beybringt. Es ſcheint dem Vf. an ſpecieller Kenntniſs des Bergbaues zu fehlen). Noch wird die Anwendung gezeigt auf Reinigungscanäle, Schornſteine, Ofenröhren und Reverberlaternen. Zuletzt muſs Rec. noch bemerken, daſs S. 94 die Rechnung falſch iſt. Der Vf. ſagt da $S(1^2+2^2+3^2+4^2\ldots) = S(1+4+9+16\ldots) = S(1+3+5+7\ldots)$. Jene Summe aber iſt $= \frac{1}{6}v(2v^2+3v+1)$ und dieſe $= \frac{1}{2}(1+v)v$, wenn v das letzte Glied iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Leipzig*, b. Fleiſcher: *Ueber die Zubereitungen aus dem Spiesglaſe und dem Gebrauch derſelben bey Krankheiten.* 1792. 72 S. 8. — Der Inhalt dieſes Werkchens zeichnet ſich durch nichts beſonders aus. — Das, zum innerlichen Gebrauch beſtimmte, rohe Spiesglanz mit Waſſer auf dem Reibeſteine feinzureiben, wird S. 6. mit Recht, dem bloſsen zerpulvern und *durchſeihen* — durchſieben, oder durchbeuteln, hat vermuthlich der Vf. ſagen wollen, — vorgezogen. — S. 9. ertheilt der Vf. den Rath, das Spiesglanz mit einer Unze oder 6 Quent. Bitterſalzerde zu vermiſchen; vergiſst aber dabey, das Gewicht des erſtern zu beſtimmen. — S. 11. ſoll man, bey Bereitung des ſchweifstreibenden Spiesglanzes, die verpuffte Maſſe eine Zeitlang im Schmelztiegel zwiſchen glühende Kohlen ſtehen laſſen, und ſo gehörig in Kalch verwandeln, *dann mit einem Löffel etwas Waſſer hinzuſchütten* u. ſ. w. — Wie? zu der im Feuer ſtehenden, glühenden Maſſe? Welche verwirrte Anweiſung! — Nach S. 13. ſoll, im franz. und engl. Spiesglanze, der Schwefel *ungefähr die Hälfte* betragen: da er doch nicht viel mehr als den fünften Theil, darin ausmacht. Die Benennung *Perlenmutter* S. 19. für *Materia perlata*, würde unſtreitig zur Verwechſelung der Sachen ſelbſt Anlaſs geben. — Die Beſchreibung, S. 39. daſs im Huxham. Spiesglanzweine die metalliſchen Theilchen gleichſam *wie Wolken herumſchwimmend* vertheilt ſind, bringt die gegentheilige Vorſtellung von dem hervor, was der Vf. von deren inniger Auflöſung eigentlich hat ſagen wollen. — Am Schluſse ſagt der ungenannte Vf. ganz treuherzig: er hoffe, daſs der *geneigte* Leſer etwas Neues und *der Aufmerkſamkeit Merkwürdiges* von ihm nicht erwartet habe, und ſchmeichle ſich, dieſer *unreifen* und *unbedeutenden* Schrift wegen, Vergebung zu erhalten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 30. Julius 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

AMSTERDAM, b. J. Allart: *Betoog der waare en eeuwige Godheid van onzen Heere J. C. tegen hedendaagsche bestrydingen:* door *Dionysius van de Wynpersse*, S. S. Th. D. Phil. Math. et Astron. Prof. te Leiden. 1794. 216 S. 8. (22 St.) d. i. Beweis der wahren und ewigen Gottheit unsers Herrn J. C. gegen heutige Angriffe, u. s. w.

Vor einigen Jahren setzte die Theolog. Fakultät zu Göttingen auf ausdrücklichen Befehl des Königs von England, der sie zugleich zur Richterin über die einkommende Preisschriften ernannte, einen Preis auf den besten Beweis der Gottheit Jesu. Es kam eine ganze Schaar von Schriften ein, aber die Fakultät erklärte, dass keine derselben der Absicht des ausgesetzten Preises entspreche, und sie also keine bekommen könne. Kurz nachher setzte die im *Haag* errichtete *Gesellschaft zur Vertheidigung des Christenthums* (eigentlich zur Vertheidigung der Lehren des hergebrachten Theolog. Systems) einen Preis auf die beste Abhandlung über denselben Gegenstand, besonders mit Rücksicht auf die Einwendungen der neuern Bestreiter dieser Lehre, und unter mehrern ward der vor uns liegenden Schrift der Preis zuerkannt. Sollte das Urtheil der Haagschen Gesellschaft gegen das Urtheil der in diesem Lehrsatz gewiss orthodoxen Göttingschen Fakultät nicht ganz verlieren, so war natürlich zu vermuthen, dass die von jener bekrönte Abhandlung ganz vorzüglich seyn werde, und Rec. erwartete insonderheit darin eine weise Auswahl der Beweise, eine sorgfältige Trennung der ganz untüchtigen, der schwächern, und der eigentlich stringenten Beweise, eine genaue Entwickelung ihrer Beweiskraft, und eine gründliche Vertheidigung derselben wider die Einwendungen (und Zweifel) der heutigen Bestreiter (und Zweifler). Freylich machte der vorgesetzte Inhalt ihn etwas bange, dass er nicht alles so finden möchte, wie er erwartete, aber er fasste wieder neuen Muth, als er S. 24. las, dass der Vf. von den beyzubringenden Beweisen sagte, „*Wy hebben dezelve niet getragt te tellen, maar te weegen.*" (Ich habe sie nicht zu *zählen*, sondern zu *wägen* gesucht.) Aber Rec. muss bekennen, dass er sich in seiner Erwartung sehr betrogen gefunden habe, und er zweifelt sehr, ob durch diese Abhandlung nur Ein Zweifler werde überzeugt, auch nur ein Einziger Bestreiter dieses Lehrsatzes werde widerlegt werden. Zwar fehlt es in dieser Schrift nicht an einer Menge von Beweisen, die für den zu vertheidigenden Lehrsatz beygebracht worden; (sie sind unter 16 Classen gebracht, und bey jeder findet man eine ganze Schaar von Schriftstellen angeführt) aber wenn man diese sichten wollte, so fürchtet Rec. dass die meisten durchfallen, und nur wenige im Siebe zurückbleiben werden. Der Vf. sucht zwar diese Sammlung von tüchtigen und untüchtigen, von stärkern und schwächern Beweisen einigemal damit zu entschuldigen, dass einige von ihm beygebrachte Beweise, wenn sie auch an sich selbst nicht viel sagten, doch in Verbindung mit einander nicht unnütz wären. Da er aber die Beweise nicht *zählen* sondern *wägen* wollte, wozu denn eine solche Menge untauglicher Beweise? Oder wenn sie durchaus mit paradiren sollten, warum sie dann nicht wenigstens von den stärkern abgesondert, und etwa anhangsweise als solche angeführt, die zwar an sich selbst nichts beweisen, aus denen aber unser Lehrstück, wenn es mit andern Beweisen bestätigt ist, gleichfalls einigermaassen abgeleitet werden kann, oder die durch jenes Lehrstück alsdann neues Licht und neuen Nachdruck erhalten? Möchte man es doch endlich einsehn, dass man einer Wahrheit durch Untereinandermischung guter und schlechter, starker und schwacher, Beweise keinen Dienst, sondern vielmehr Schaden thut! Dadurch, dass man beide ohne Unterschied neben einander setzt, bringt man den Leser nothwendig auf den Gedanken, dass beyde gleiche Kraft haben. Und wenn er dann mit leichter Mühe in einigen offenbare Schwächen entdeckt, so macht er nur gar zu leicht von diesen einen Schluss auf alle, behauptet, wenn er *Bestreiter* der Wahrheit war, mit kühner Zuversicht, dass alle Beweise offenbare Schwächen haben, vermuthet dies, wenn er ein bescheidner *Zweifler* war; und fürchtet es, wenn er die Wahrheit bisher zwar *glaubte*, aber dabey ein *nachdenkender und unparteiischer Untersucher* ist. Dahingegen, wenn gute und schlechte, schwächere und stringente Beweise gehörig von einander abgesondert werden, werden wenigstens die beiden letztern von den Mangeln der einen nicht blindlings auf die andern schliessen, und wird der erste mit seinen zuversichtlichen Behauptungen nicht sogleich Glauben finden. Ob nun der Vf. sich des hier erwägten Fehlers schuldig gemacht habe, mag der Leser selbst aus einigen Proben beurtheilen. So werden z. E. unter den *göttlichen Namen*, woraus der Vf. zuerst die Gottheit Jesu beweist, §. V. nicht allein *mein Gott* in den Worten Thomä, sondern auch *Rabbuni* Joh. XX. 16. und der Name *Herr* und *Heiland* oder *Seligmacher*, wie es in der holländ. Uebersetzung ausgedrückt wird, gerechnet, und zum Beweise von den letztern unter andern auch Luc. II. 11. 2. Pet. I. 11. II. 20. III. 2. 18. angeführt. So wird §. IX. seine Gottheit daraus bewiesen, dass er *unschuldig* litt und starb. Wenn das wahr seyn soll, sagt der Vf., so muss er so

wenig einer Gotteslästerung als eines Aufruhrs schuldig gewesen seyn. Er muss sich also *entweder* nie eine übermenschliche Grösse beygelegt haben, *oder* diese muss ihm wirklich zukommen. Und nun wird zum Beweise dass er sich eine übermenschliche Hoheit beygelegt habe, unter andern angeführt Joh. XIV. 6. XV. 1 — 5. Matth. XI. 27. So wird §. XII. seine Gottheit aus seiner *Oberherrschaft über seine Kirche*, und §. XIV. daraus bewiesen, dass er *der Geist auch der A. T. Offenbarung* ist, und §. XVIII. aus der *Verdammlichkeit seiner Verwerfung*, wobey aber lauter Stellen angeführt werden, die ganz offenbar nur von der Verwerfung *seiner Lehre* reden, z. E. Joh III. 16 — 18. 2. Thess. I. 7 - 9. Hebr. X. 28. 29. XII 25. II. 2 — 5. Wir haben diese Proben, so wie sie uns vorkamen, aus einer Menge mehrerer ausgehoben, und halten sie zur Bestätigung unsrer Behauptung für völlig hinreichend.

Um aber zu beweisen, dass es in dieser Abhandlung auch an einer *genauen Entwickelung der eigentlichen Beweiskraft* selbst der bessern Beweise, und einer *gründlichen Vertheidigung derselben wider die Einwendungen und Zweifler der neuern Bestreiter und Zweifler* fehle, müssen wir auch noch hierbey etwas verweilen. Man wird leicht finden, dass der Vf. bey jeder Klasse der von ihm beygebrachten Beweise zwar den *Major* weiter aus einander setzt, aber nicht den Beweis des *Minor*, auf den es doch eigentlich hier ankömmt, gehörig entwickelt, d. i. dass er zwar (obgleich nicht immer auf eine den Nachdenkenden befriedigende Weise) zeigt, dass der, von dem dies und jenes gesagt, dem dies und jenes beygelegt wird, Gott seyn müsse, aber nicht, dass diess in den von ihm angeführten Stellen von Jesu wirklich gesagt, ihm wirklich beygelegt werde, und dass diese Stellen grade so ausgelegt werden müssen, und keine andre Erklärung zulassen. So wird z. E. Röm. IX. 5. sowohl bey dem Beweise aus göttlichen Namen §. V. als aus der ihm zuerkannten göttlichen Ehre §. VIII. angeführt, aber auch nicht viel mehr als angeführt. Denn die Anmerkung S. 26. dass επι παντων nicht auf πατερες sich beziehe, und die Anmerkung S. 52. dass in mehrern Stellen des N. T. Doxologien auf Christum gefunden werden, (wohin denn doch Offenb. I. 6. auf keine Weise gerechnet werden müste) enthält doch noch lange nicht alles, was zur Entwicklung und Vertheidigung des in dieser Stelle liegenden Beweises zu sagen nöthig wäre. So wird Joh. I. 1. 2. §. V. u. VI. als ein Beweis angeführt, dass Jesu göttliche Namen und Eigenschaften beygelegt werden, ohne dass diess im geringsten weiter entwickelt, und gezeigt wird, weder dass λογος Name der höhern Natur Jesu sey, noch dass Θεος hier in seiner höchsten Bedeutung genommen werden, oder εν αρχη heissen müsse, von Ewigkeit, ohne alles welches diese Stelle so gut als kein Beweis ist. So wird Col. I. 15 — 17. §. VI. zum Beweise seiner Ewigkeit angeführt, die aus den Worten αυτος εστι προ παντων abgeleitet wird, ohne dass eine Silbe über das πρωτοτοκος πασης κτισεως gesagt, oder gezeigt wird, dass προ παντων eine ewige Präexistenz in sich schliesse, und also sowohl den *Arianismus*, als *Socianismus* widerspreche. Rec. lässt es zur Ersparung des Raums bey diesem Exempeln bewenden, die er sonst noch sehr vermehren könnte.

Um indessen einen Beweis seiner Unpartheylichkeit zu geben, muss Rec. noch zum Schluss ausdrücklich bemerken, dass diese Schrift, so wenig sie nach seinem Urtheil zur Widerlegung oder Ueberzeugung neuerer Bestreiter der Gottheit Jesu oder neuerer Zweifler an derselben beytragen kann, sich dennoch vortheilhaft von ähnlichen Schriften, besonders Holländisch-Reformirter sowohl als lutherischer Orthodoxen unterscheidet, indem sie in einem sehr bescheidnen Tone abgefasst ist, und sich des Schimpfens und Verdammens der Andersdenkenden enthält; welches einen rühmlichen Kontrast mit den bey Gelegenheit des neulichen Schisma in der Lutherischen Gemeine zu Amsterdam ans Licht gekommenen Predigten und Schriften der sogenannten orthodoxen Parthey macht. Und mit Rücksicht auf diese letztern kann Rec. sich nicht enthalten, ein paar Aeusserungen unsers gewiss sehr orthodoxen Vf. über ein paar Punkte anzuführen, die von den Schismatikern zu Amsterdam den Predigern vom sogenannten Neuen Licht als gefahrliche Ketzereyen und Verfälschungen des Christenthums vorgeworfen wurden S. 25. Es ist an sich selbst wohl erlaubt, und *mit guten Auslegungsregeln übereinstimmend*, bey solchen Stellen, die ein Geheimniss vortragen, worauf die Vernunft nicht führt, einen Versuch zu machen, ob man durch eine schickliche Erklärung dem Uebernatürlichen ausweichen könne; indem man diese Stellen nemlich *in einem nicht so starken Sinn*, oder uneigentlich nimmt, oder sie nach einer ungewöhnlichern Bedeutung eines Worts, oder *als Anspielung auf Volkssprache und Meinungen*, u. s. w. versteht. S 131. Ich erkenne die Heiligung *für den vornehmsten Theil* der Erlösung von der Sünde, und für die Absicht der Sünde, und für die Absicht der Versöhnung durch Christum " So stark haben sich, so viel Rec. weis die Amsterdammschen Prediger vom Neuen Licht hierüber nicht einmal ausgedrückt. — Solche Aeusserungen in einer durch und durch orthodoxen Abhandlung, die von einer steif orthodoxen Gesellschaft, die sich *zur Vertheidigung des Christenthums* vereinigt hat, vor mehrern andern gekrönt ist, müsten die Schismatischen Ketzermacher in Amsterdam und ihre Vorfechter beschämen und belehren, wenn sie einer Schaam und Belehrung fähig wären.

PHILOSOPHIE.

BERLIN u. STETTIN, b. Nicolai: *Catechismus der gesunden Vernunft: oder Versuch in faßlichen Erklärungen wichtiger Wörter nach ihren gemeinnützigsten Bedeutungen und mit einigen Beyspielen begleitet, zur Beförderung richtiger und bessernder Erkenntniss.* Von F. E. *von Rochow* auf Rekan. *Zweyte Auflage.* 1790. 71 S. 8. (6 gl.)

Jeder Wohldenkende wird den, der unter seine Zeitgenossen *deutliche* Begriffe verbreitet, als einen Wohlthäter des Menschengeschlechts ehren; und die dahin abzweckende menschenfreundliche Absicht des würdigen

Vf

Vf. der, in diesem Katechismus enthaltenen in Frag und Antwort eingekleideten 67 Erklärungen allgemein interessanter und häufig vorkommender Wörter (als z. B. *wollen*, *denken*, *Endzweck*, *Wahrheit*, *Recht*, *Pflicht*, *Ordnung*, *Natur* u. s. f.) ist nicht zu verkennen, und längst allgemein verehrt; so dafs wir nicht nöthig hätten, diese zweyte Auflage besonders anzuzeigen, wenn uns nicht einige Betrachtungen zu wichtig schienen, um sie hier zu übergehen. Zu deutlichen Begriffen wird zweyerley erfodert: 1) dafs sie richtig sind, und 2.) dafs sie von jedem Besitzer selbst erworben, nicht geglaubt, sondern *eingesehen* werden. Ein falscher oder aufgedrungener, (sey er noch so treffend,) wird nie deutlich, und erschwert oft bis zur Unmöglichkeit die Erwerbung des richtigen oder klaren Begriffes. Bisher ist man (einige wichtige Zweige von Kenntnissen leider ausgenommen) in der Art, Kindern nach und nach zu Begriffen zu helfen, den natürlichen Weg gegangen, indem man ihnen selbst die nützliche Bemühung überliefs, aus dem mannichfaltigen Sprachgebrauche die Einheit des Begriffs zu entwickeln, der als eigner Erwerb ihnen wichtig und praktisch wird, ihre ganze Thätigkeit in Bewegung erhält und zu mehreren Entdeckungen reizt. Der vom Vf. eingeschlagene Weg, aus dem Begriffe den Sprachgebrauch zu erörtern, möchte dagegen den mifslichen Erfolg haben, dafs durch zu frühzeitige Bekanntschaft mit dem auswendiggelernten trocknen Begriffe die ganze reichhaltige Materie, zu der er einst führen könnte, von dem Schüler für abgethan und erschöpft angesehen würde, weil Begriffe, aufser Verbindung mit praktischer Erkenntnifs dargeboten, nicht sein Eigenthum werden, ihm gleichgültig bleiben und höchstens historischen Glauben bewirken, der blofs ins Gedächtnifs übergeht, Verstand und Herz leer läfst, und daher keinen, wenigstens keinen wohlthätigen, Einfluss auf das praktische Leben bekommt; (ein Schicksal, welches die für Menschenwürde und Menschenwohl besonders wichtigen Wahrheiten am meisten und fast durchgängig trifft, eben weil man vorzüglich diese angehenden Weltbürgern zu voreilig und auf eine verkehrte Art beyzubringen in guter Absicht bemüht ist). Eine zu früh gewagte Definition ist ja selbst dem Gelehrten im weitern Forschen hinderlich; wie viel mehr noch dem Kinde, das von Natur dazu bestimmt ist, von dunkeln und unbestimmten Begriffen täglich zu deutlichern und treffendern fortzugehen, das den *Geist* einer Sprache fassen soll, den selbst der Erwachsene, der mehr oder weniger schon *einer* Sprache mächtig ist, weder im Wörterbuche noch im Unterrichte findet. Gewifs sind eine irrige Begriffe minder schädlich als fremde auf Autorität hin geglaubte Begriffe (bey denen das Begreifen in zufälliger Umstand wird). Vom Irrthum kommt man eher zurück als vom Vorurtheil; letzteres verursacht Trägheit des Verstandes, dahingegen der Irrthum oft allein im Stande ist, uns die zweckmafsigere Anwendung unsrer Thätigkeit zu lehren.

Dafs Begriffe, die man einem selbstdenkenden Wesen aufdringen will, treffend richtig, wie es der ehrwürdige Vf. nennt, *haarscharf*, seyn müssen, ist wohl unstreitig, weil an fernere Berichtigung nicht leicht zu denken ist; (jeder dahin abzweckende Versuch würde ja einen unerlaubten Zweifel in die Einsicht des Lehrers verrathen). Es wird in dieser Lehrart unbedingter Glaube gefodert; jede Despotie des Verstandes kann aber nur durch wirkliche Weisheit *einigermafsen*, nie ganzlich, gerechtfertigt werden, da sich derselben selbst das höchste Wesen enthält.

Die Definitionen des Vf, von *Vernunft* und *Verstand*, wovon die erste: (S. 12.) „die den Menschen von allen „Thieren unterscheidende Fähigkeit, verständig werden „zu können" und der letztere: (S. 29.) „die durch Ler„nen und Ueben zum zweckmafsigen Gebrauch oder „recht angewendete Vernunft" seyn *soll*, enthalten, ungerechnet, dafs ein irriger Sprachgebrauch den Vf. das Wort *verständig* statt *weise* brauchen läfst, einen unerklärlichen Zirkel. Mehrere Wörter werden nicht *erklärt*. S. 9. ist die Frage: „Was *bedeutet* das Wort „*Seele*?" Antwort: „den unsichtbaren (unkörperlichen?) „Theil *des Menschen*, wodurch sein Körper lebt, und „in Wirksamkeit gesetzt wird." Diese *Bedeutung* hat auch das Wort Nervensaft, und in dieser Bedeutung wenigstens, kann den übrigen Thieren die Seele, wie der Vf. thut, nicht abgesprochen werden. Auf die Frage; „Was *bedeutet* das Wort *recht*?" dienet zur Antwort: „dafs man etwas für regelmäfsig erkläre." Diesem nach gibt es entweder in der ganzen Geometrie keine regelmafsige Figur als den rechten Winkel, oder wahre Schönheit hat immer recht, oder das Recht besteht in der *Erklärung*; lieber gar in der Einbildung! Diese Beyspiele werden zum Beweis der minder *haarscharfen* Begriffe des Vf. hinreichen. Die gute Absicht desselben wird am besten erreicht werden, wenn der Lehrer die Worte, von denen der Lernende deutliche Begriffe bekommen soll, nicht unrichtig braucht. Hierbey kann dieser Katechismus zur Warnung dienen, denn der Vf. gibt selbst mehrere Beweise, dafs Irrthümer im Sprachgebrauche nicht so leicht zu vermeiden sind, weshalb wir uns nur auf das bereits angeführte Beywort: *verständig* beziehen dürfen, so wie sich auch schwerlich alles, was S. 39. und 53. über *unglaubig* und *wahr* gesagt ist, besonders *wahr denken*, rechtfertigen lassen möchte.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Helmstädt*, b. Fleckeisen: *D. Jo. Frid. Klefeker tractatus de nexu, qualis constat inter utramque divinae constitutionis foedus, prophetico, ad insignem illum Petri Apostoli locum* 1 ep. 1 Vers 10 — 12. 1792. 98 S. 8.

Ebendas. *Expositio sermonis Jesu Joh. V. Vers 39. coll. 46. 47. super eius sententia de nexu inter scriptorum mosaicorum argumentum et doctrinam suam nonnulla.* Auctore *Henr. Philippo Sextro*, Th. D. et P. P. O. in acad. Jul. Carol. 1792. 86 S.

I. Das Band, welches die Schriften A. u. N. Testaments verknüpft und die Beziehung der Sachen und Personen in beiden auf einander, so wie überhaupt die gegenseitigen Verhältnisse dieser Bücher in Rücksicht ihres Ursprungs, haben sich die Ge-

Digitized by Google

lehrten in verschiedenen Zeiten und Orten sehr verschieden gedacht. Hr. K. erzählt hier zuerst die dreyerley Meinungen, für deren jede man mehrere angesehene Theologen anführen kann. Einige behaupten, das A. u. N. Test. sey aus natürlichen Ursachen, so wie andere gute Bücher, zu erklären; andere glauben, bey der Entstehung des N. T. müsse man übermenschliche Kräfte annehmen, wenn man auch das A. T. aus natürlichen Ursachen ableiten könne; und endlich noch andere sind der Meynung, beiderley Schriften hätten einen übernatürlichen Ursprung, und wären auf eine von dem gewöhnlichen und ordentlichen Laufe der Natur gänzlich abweichende Art entstanden. Der letztern Vorstellungsart tritt der Vf. bey, und seine Gründe dafür sind die bekannten und gewöhnlichen, jedoch mit allerley guten Bemerkungen durchwebt. Dabey ist aber nicht zu laugnen, dass er, aus Vorliebe zu seinem Glauben, hin und wieder von Andersdenkenden, deren Sinn er verkennt, wegwerfend urtheilt. So sagt er z. E. von den Deisten S. 10. *De illis non opus est dicere, cum, spreta omni veritatis historicae fide ac lege, nudis abstractionis philosophicae rationibus aut formulis ducantur, unde velint dirimi, quae talibus subjecta esse nullatenus possint.* Und S. 11. von den Rationalisten: *Hi aut tollunt omnino (quod quidem facillimum videtur ex ipsis principiis simpliciter philosophantibus, deque fide historica ne quaerentibus quidem) aut aliorsum vertunt, quodcunque sacris in literis de rerum in facto positarum divina constitutione et effectione traditum est: causque divinitatem alienando, rerumque propriitatem infirmando, transmutando et invertendo.* Deisten und Rationalisten (es ist die Rede von vernünftigen, nicht aber von solchen, die ohne alle Gründe in den Tag hineinschwatzen) verwerfen keinesweges die *Glaubwurdigkeit* jener Documente, sondern sie glauben hinlängliche Gründe zu haben, dass man auch diese Schriften, wie jedes andere alte Buch, nach alter Denk- und Sprachweise, nach ihren ihnen eigenthümlichen Local- Temporal- und Nationalverhältnissen verstehen müsse, und nicht die Worte pressen dürfe. Und dabey hat der Vf. jene Gründe, welche die absolute Nothwendigkeit darthun, dass man die Vernunft überall, also auch bey der Bibel als obersten Richter annehmen müsse, keinesweges widerlegt. Wie soll man nun das Bestreben, die Nichtgültigkeit der Vernunft durch die Vernunft zu beweisen, anders als einen seltsamen Zirkel nennen? Wer durch die Vernunft darthun will, dass man der Vernunft nicht trauen dürfe, der gesteht, alles Protestirens ungeachtet, doch zum wenigstens gleich soviel, dass auch seine Vernunftschlüsse fehlerhaft seyn können, und mithin nichts beweisen. Sind aber seine Vernunftschlüsse wahr: so beweisen sie zugleich, wider seinen Willen, dass die Vernunft Gewissheit geben, und überdas, was Wahrheit sey, richten könne, dürfe und müsse. Hierauf sucht der Vf. sein Thema, dass sich die Stellen „vom Messias im A. T. wirklich auf die Person Jesu beziehen," aus 1. Petr. I, 10 — 12. zu beweisen. In dieser Absicht wird diese Stelle umständlich erklärt. Er will dabey die ganz natürliche Lösung nicht gelten lassen, dass Petrus *als* Jude und *wie* ein Jude zu Judenchristen rede, und nicht anders reden konnte; ein Punkt, der bereits mehrmals, auch in dieser A. L. Z. ist erörtert worden. Wie gewiss es aber sey, dass man absolute und hypothetische Wahrheit genau unterscheiden, und besonders hier Petri Aeusserungen nach seinen Nationalideen erklären müsse, beweist selbst die vom Vf. gewählte Stelle. Petrus sagt nämlich darin: *„selbst den Engeln gelustete es, Christi Religion kennen zu lernen."* Diese sehnlichen Wünsche der Engel (*εις ἃ ἐπιθυμουσιν ἀγγελοι παρακυψαι*) sind doch gewiss nichts anders als Vorstellungsart damaliger Zeit. Weil die Engel, wie die Juden glaubten, schon bey Mosis (unvollkommenern) Gesetzgebung beschäftigt waren. (Gal. 3, 19.): so mussten sie sich auch nach Christi weit vollkommenern Religion innigst sehnen. Und so führt Petrus temporelle Gründe an, um die Erhabenheit der neuen Religion zu versinnlichen und seine Zeitgenossen zur Annahme derselben geneigter zu machen. Glaubte er an diese Sehnsucht der Engel, wie Rec. eben nicht in Abrede seyn will: so hat man doch daraus noch kein Stück der christlichen Dogmatik gemacht. Wer sich also in der Hermeneutik gleich bleiben will, der kann aus dem darneben stehenden unmöglich etwas für *eigentliche* Weissagung folgern. Fast scheint es, dass der Vf. diese natürliche Folge selbst fühlte, weil er diesen Theil des Verses weder übersetzt, noch erklärt, sondern ganz mit Stillschweigen übergeht. — Uebrigens hat Hr. K. diese Schrift als Inauguraldisputation für die theologische Doctorwürde nach Helmstädt geschickt, welche Promotion der Hr. D. *Sextro* in der 2. Schrift bekannt macht.

II. Nach des Vf. Meynung muss man bey dem Dogma von der Wirklichkeit messianischer Weissagungen vor den Aeusserungen der Apostel, besonders Jesu eigene Aussprüche genauer prüfen, um sich von Jesu eigener Ueberzeugung über diesen Punkt zu unterrichten. Dazu wählt er hier die Stelle Joh. 5, 39. vergl. 46. 47., und setzt den Zusammenhang derselben sehr gut auseinander. Er kleidet das meiste, was Johannes, nach seiner Art, nur kurz und abgerissen erzählt, in Gespräche zwischen Jesu und seine Zeitgenossen ein; die zugleich die wahrscheinlichen Einwendungen der Gegner enthalten. Nach verschiedenen nützigen Bemerkungen (z. E. S. 45 über *μαρτυρειν*, S. 54 über *πιστευειν*, S 56. ff. über *γεγραπται περι εμου* u. s. w. zieht der Vf. das Resultat, dass man keine *Personal*- sondern bloss *Heilsbeziehung* des A. u. N. Test. annehmen könne. Er zeigt dass Jesus nicht sowohl einzelne Stellen auf ihn besonders deutend aufsuchte, sondern vielmehr nur behauptete, dass der Keim seiner bessern Religion bereits im Mose liege. Jesus baute sein Ansehen nicht auf *einzelne* Stellen im Mose, als auf solche, die von ihm handeln sollten, sondern beruft sich auf die *ganze* mosaische Constitution überhaupt, und besonders auf die Beschaffenheit und innere Vortreflichkeit seiner Lehre. Joh. 7, 16. 17. u. a. m. Unter den Erklärungen einzelner Stellen verdient hier Joh. 5, 31. (S. 25.) bemerkt zu werden, wo der Vf. ἐν (*απεστειλεν εκεινος*) vom Mose, und nicht wie gewöhnlich von Jesus versteht, welches ausser den vom Vf. bemerkten Gründen (aus v. 46. etc.) auch durch den Parallelismus ὁ *πεμψας με* unterstützt werden kann, — Wer jene Kleukersche Schrift liest, darf diese nicht übersehen, da sie, ohne es eben zu sagen, jene gewissermassen berichtigt. Aus dem angehängten kurzen Lebenslauf des Hr. Dr. Kleukers, den *er selbst* verfertigte, ziehen wir eine Stelle S. 79 an, und überlassen das Urtheil dem Leser. Er sagt von sich in der dritten Person: *Eam statim studiorum inivit rationem exigitque, qua per plures, suo quidem ordine et successione, literarum, vel maxime variarum, campos pertransiret, idque eo, ut posset aliquando inter insigniora eruditionis atque doctrinae ornamenta haberi.*

Leipzig: *De gravissimis Theologiae seniorum Judaeorum decretis, quorum vestigia in libris inde ab exilii aetate usque ad seculi quarti post C. N. initia deprehenduntur.* Disp. hist. quam d. XII. Apr. 1794. publ. def. *Car. Henr. Lud. Poelitz*, Erustthalio-Schoerburgicus, Phil. D. A A. Mag. Resp. *Jo. Henr. Pabst*, Th. Cult. 55 S. 4. Der Vf. hat dieses, auch für die Geschichte des ersten Christenthums merkwürdige Thema nicht nur mit rühmlichem Fleiss und vieler — beynahe mit allzuvieler — Belesenheit abgehandelt, sondern auch dabey Proben einer für solche Materien geübten Beurtheilung gezeigt. Er verdient, zu weiteren Arbeiten in diesem Fache aufgemuntert zu werden. Nothwendig aber ist es, dass, sobald der Raum dies gestattet, die Beweisstellen aus den Quellen selbst *neu* gesammelt, geprüft und angeführt werden, da die älteren Sammler oft gerade das wesentlichste übersehen, alles aus einen andern Gesichtspunkt betrachtet und fast ganz ohne Kritik, oft bloss nach den lateinischen Uebersetzungen gearbeitet haben. Auch Corrodi in seiner Gesch. des Chiliasmus und in andern Aufsätzen in den Beyträgen zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion, auf welche der Vf. (der Kürze wegen) oft verweist, hat allzu eilfertig aus jenen Excerpten wieder excerpirt, der Aechtheit der Quellen, ihrem Alter, ihrem Vaterland u. dgl. zu wenig nachgespürt, aber auch durch die daher entstandenen Fehler seiner Arbeiten gegen alles Compiliren in einem Fach, wo eigener Fleiss so verdienstvoll werden kann und die Quellen selbst wohl zu überschauen sind, ein warnendes Beyspiel gegeben. Vorzüglich muss bey dem Thema des Hr. Vf. auch Justins Dialogus c. Tryphone Judaeo und was Origines hie und da von der jüdischen Theologie seiner Zeit anführt, geprüft und verarbeitet werden. — Dass vom zweyten Aufsatz im ersten Stück der Memorabilien (über den *λογος*) nicht der Herausgeber, selbst Vf. sey, zeigt die von demselben beygefügte Note.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerſtags, den 31. Julius 1794.

PHILOSOPHIE.

Halle, b. Franke u. Bispink: *Katechiſmus der natürlichen Religion*, als Grundlage eines jeden Unterrichts in der Moral und Religion, zum Gebrauche für Eltern, Prediger, Lehrer und Zögliuge von *D. Carl Friedrich Bahrdt.* 1790, 204 S. 8.

Göritz, b. Hermsdorf u. Anton. *Sokratiſche Geſpräche zur Einleitung und Erläuterung des Bahrdtiſchen Katechiſmus der natürlichen Religion.* Ein Beytrag zur Beförderung eines vorurtheilsfreyen Nachdenkens der Vernünftigen und Gebildeten, ohne Unterſchied des Geſchlechts, des Alters und des Standes. 1793. 336 S. 8.

Man kennt ſchon Bahrdts hellen Blik in Beurtheilung deſſen, was der geſunden Vernunft des Menſchen gemäſs und zu ſeiner wahren Veredlung brauchbar iſt: man fühlt aber auch überall die Wärme, womit er die faſslichſten und intereſſanteſten Wahrheiten der Religion und Sittenlehre, herauszuheben und recht lebhaft empfindbar zu machen weiſs. Eben dies zeichnet auch wieder dieſen Katechiſmus aus, welcher alles umfaſst, was der Knabe und Jüngling von vernünftiger Religion zu wiſſen nöthig hat, und den Kern des Bahrdtſchen Syſtems der momoraliſchen Religion enthält. Schade iſt es, daſs der Vf. ſich nicht an eine ſtrengere Ordnung gebunden, und die verſchiedenen, hier behandelten, Materien nicht deutlicher von einander abgeſondert hat. Ohne beſtimmte Abſchnitte und Anzeige des jedesmaligen Inhalts lauft alles in der nemlichen Paragraphenzahl bis an das Ende fort; kaum iſt der Begriff der Religion und Gottheit mit ein paar Worten beſtimmt, ſo wird von S. 4 — 29 die Lehre von dem menſchlichen Erkenntniſs- und Willens-Vermögen vorgetragen, und alsdann erſt wieder auf Gott, Vorſehung, Gebet, Unſterblichkeit eingelenkt, die Theorie der menſchlichen Glückſeligkeit erläutert, und an letztere die Moral angeknüpft. Dieſe fängt, wie uns deucht, ganz richtig mit Geſundheitsregeln an (S. 89) weil Geſundheit Grundlage unſerer Glückſeligkeit, und dann die Tugend das eigentliche Mittel zur Befeſtigung unſers Wohls iſt (S. 102). Weiterhin werden nun die Tugenden der Gerechtigkeit und Gemeinnützigkeit, die Rechte der Menſchheit, die natürlichen und bürgerlichen Rechte erklärt, nichts wird vergeſſen, was zum Glück und Wohlſtand des Einzelnen ſowohl als des Ganzen gehört, und endlich beſchlieſst eine Anleitung zur *Beſſerung* das ganze nützliche Werkchen. Aeltern und Lehrern dürfte übrigens, bey allen ſeinn Vorzügen, noch manches daran zur Ergäuzung, näheren Beſtimmung, beſſeren Anordnung übrig bleiben. So hängt es z. B. nicht ganz mit den nachmaligen zuverſichtlichen Behauptungen des Vf. von, alles umfaſſender, Liebe Gottes zuſammen, wenn er auf die Frage: was iſt denn Gott? — antworten läſst: „Gott iſt ein Weſen, das uns *gänzlich unbekannt* iſt.“ Erkennen wir doch ſeine Liebe ſo klar! Eben ſo ſchwankend wird (S. 16) auf die Frage: Was hat Wahrheit für Einfluſs auf die menſchlichen Handlungen? — geantwortet: ſie iſt die *einzige* Hervorbringerin derſelben. — Wollte Gott, es wäre dem alſo! —

Nicht ohne inniges Vergnügen wenden wir uns von dieſer Schrift zu einer anderen, mit ihr verwandten, nemlich zu *den Sokratiſchen Geſprächen*, zu deren Abfaſſung Bahrdt in der Vorrede zu obiger Schrift (S. 6) einige Winke gibt. Seit langer Zeit erinnert ſich Rec. nicht, in dem gemeinnützigen, faſslichen, und doch beſtimmten und unterhaltenden Tone Etwas geleſen zu haben, das ſeinen Kopf wie ſein Herz ſo ganz befriediget hätte, wie dieſe, in Papier und Druck ſehr unanſehnliche, Schrift. Die Einkleidung iſt zuerſt hiſtoriſch, und dann wird ſie erſt im wahren Sinne des Worts *Sokratiſch*. Weſſen empfindlicher Seele die feſte, männliche Freymüthigkeit in der Sprache der Wahrheit zum Anſtoſse werden könnte, dem rathen wir, die Leſung des muſterhaften Buches mit Pfarrer *Rüdigers* Rede an ſeine Gemeinde, und ſeiner Erklärung an das Conſiſtorium, alſo mit S. 32, anzufangen. Verſpürt er alsdann noch nichts von der ſiegenden Macht, welche gerader Sinn, Biederkeit und geläuterte Vernunft ſonſt gewöhnlich über menſchliche Gemüther ausüben, ſo mag er die übrige Geſchichte überſchlagen, und zu den Geſprächen fortgehen, worinn ihm das Chimariſche einer prätendirten völligen Gleichheit der Menſchen, die unabwendbare Einſchränkung gewiſſer unſtreitigen Rechte durch die geſellſchaftliche Verbindung, und ſo vieles was ihn erquicken mag, gleichſam an *einem* fortlaufenden Faden ſelbſt aus ſeiner Seele gewickelt; aber worin ihm auch unvergleichlich ſchön gezeigt wird, wie Verabredungen, Verträge, dann Gemeinſchaft der Güter, Begriffe von Eigenthum, wie Erbeigenthum, Ueberfluſs, nöthiges Auskommen, Mangel, — alſo Ungleichheit, — wie alsdann Dienſtbarkeit, Leibeigenſchaft, erbliche Leibeigenſchaft, endlich das Lehnſyſtem habe entſtehen müſſen, ohne daſs bisher noch von Gewalt die Rede geweſen wäre: wie ſich Obrigkeiten, Demokraten, Ariſtokraten, — alſo ein Adel, — Monarchen gebildet, wie der Despotismus und das Ungeheuer, der Gewiſſenszwang empfangen und gebohren

Digitized by Google

worden, wie zuletzt das Streben der Gesellschaft nach der Wiedererlangung der, ihr gewaltthätig entzogenen, Menschenrechte unaufhaltbar werde, aber mit welcher Vorsicht man auch den schrecklichen Ausbrüchen zuvorkommen müsse, welche mit der Majestät des Pobels unausbleiblich verbunden seyen; — Es mag wenige Schriftsteller geben, die das Werden wie ein Kind, um in das Reich der Wahrheit einzugehen, so gut verstehen, als der Vf. dieser Schrift. Rüdiger, die Hauptperson des Dialogen, scheint seinen Sohn, die zweyte Person, nur noch so am Gängelbande hin und herzuführen, und doch, ehe man es denkt, hat man wieder neu entdecktes Land, zu welchem man also Schritt vor Schritt, ohne es zu bemerken, hingeleitet ward. Möchte solcher gesunden Geistesnahrung aus dergleichen Federn noch recht viele fliefsen!

Wir wollen jetzt nur noch eine kurze Inhaltsanzeige vom *historischen* Theile dieses interessanten Buches geben. In einer abgelegenen, durch Gebirge von der übrigen Welt getrennten, Gegend liegt ein Dörfchen, das etwa zwanzig Feuerstellen enthält. Dies bekommt an Rüdigern einen Seelenhirten, der vor anderen seines gleichen anfänglich blos das voraus hat, dafs er Naturkunde und Chemie erlernt, und seinem Geiste ein reges Streben erhalten hat, es in allem, was er weifs und zu thun hat, immer weiter zu bringen. *Herbold*, der Amtmann des Orts, tragt zur neuen Schopfung, welche nach und nach mit Rüdigers Seele vorgeht, das meiste bey; ein Vorurtheil nach dem andern wird abgelegt, und, wie und wodurch es verdrungen, aber wie es auch wieder durch bessere Belehrungen ersetzt wird, meisterhaft geschildert. Mit vereinigten Kräften und ausserordentlicher Klugheit bringen es beyde dahin, dafs eine gänzliche Aenderung in den Gesinnungen der Gemeinde vorgeht; die Schuljugend wird von *Ernst*, einem einsichtsvollen Schulmeister, durch zweckmassige Kenntnisse aller Art hiezu vorbereitet. Mädchen werden eben so gut gebildet als Knaben, Redlichkeit, Arbeitsamkeit, Frohsinn und Mafsigkeit sind die Tugenden, worauf Religion, Erziehung, Unterricht, Beyspiel, frühe Gewöhnung hinleiten; die Natur selbst, deren Gott man allein verehrt, wird ein grofses, überall offenes und überall gegenwärtiges, Sittenbuch; denn sich selbst sucht man in eben dieselbe Harmonie zu stimmen, welche man, nach der gegebenen frühen Anweisung, in ihr und ihren Gesetzen entdeckt: der alte Gottesdienst fällt auf diese Art von selbst hinweg, das Predigen wird in lehrreiche Gespräche, der Kirchengesang in Loblieder der Natur, und ihres grofsen Urhebers, von einer herzerhebenden frohen Musik begleitet, umgeschaffen, Altar, Crucifixe, Priesterrock und Kragen verschwinden; der Name *Gottesdienst* wird getilgt; was man feyert, — sind Feste der Natur, Sittlichkeit und Vernunft (wie man sie in Deutschland in der Stille heilig halt, nicht wie sie in Frankreich öffentlich geschändet wird, kurz Feste der Vernunft anders, ganz anders entstanden und gefeyert, *ja ehe man noch in Frankreich daran dachte*, — was man jetzt hat, ist keine Sekte mehr, sondern ein Völkchen von Weisen. — Zum Glück des Völkchens und seiner Wohlthäter erfuhren der Superintendent, und sein Vikar, Hr. *Radegast*, erst nach Jahren, was da alles vorgegangen war. Schulmeister *Kauz* aus dem Orte, wo sich Se. Hochwürden aufhielten, verirrte sich auf einer Reise in diese abgelegene Gegend, roch Ketzerey, that es dem Oberhirten kund; dieser berichtete es an das Consistorium, ein Consistorialbote eilt dahin, man fodert Rüdigern eine Verantwortung ab, er gibt sie schriftlich von sich, oder beschreibt vielmehr in seiner Antwort dem Consistorium den ganzen Verlauf seiner eigenen Umbildung und der, daraus erfolgten, Umschaffung seiner Gemeinde, nimmt alsdann von dieser Abschied, beydes mit einer unübertreffbaren Würde, Geradheit und Herzlichkeit. Durch einen übereilten, und nachher von dem gesammten Collegium, das jüngste Mitglied ausgenommen, sehr bereueten Schritt des Präsidenten wird der ganze Prozefs aus den Händen des Consistoriums in die Hände des *Ministers*, eines vortrefflichen Mannes, gespielt. Mit langsam überlegender Weisheit geht dieser, der das edle Herz seines Fürsten ganz in der Gewalt hat, in der Sache zu Werk; der Fürst trägt, wie ein Vater seinem Sohne, dem Abgeordneten des Dörfchens, *Klaas*, alle seine Bedenklichkeiten vor, wird endlich durch diesen Mann bestimmt, selbst hinzureisen, findet da alles über seine Erwartung schön, bestätiget Rüdigern in seinem Amte, und nimmt die ganze frohe Gemeinde in seine unmittelbare Obhut. Alles frohlockt, und segnet den guten Fürsten, ein neues Fest, das Fest der siegreichen Vernunft, wird eingeführt; — nur Wilhelm, Rüdigers Sohn, stimmt nicht ganz in die allgemeinen Lobpreisungen ein, und hieran entspinnen sich die nachfolgenden Sokratischen Gespräche, in welchen Wilhelm mit dem Bekenntnisse schliefst: *Mein Geist demüthiget sich tief vor diesem Fürsten, und meine Verehrung seines erkannten Werths wird mir mein ganzes Leben hindurch eine unzerreifsbare Fessel des Gehorsams und der Unterwürfigkeit seyn.* Rec. versichert, dafs, bey aller Vortrefflichkeit der Schilderung in dem ganzen Buch keine Spur von Uebertreibung ist. Reine Vernunft ist alles!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KOPENHAGEN, b. Schulz: *Minerva et Musae Danicae.* 1793. I. B. 417. S. II. B. 440 S. III. B. 432 S. IV. B. 415 S. 8.

Wir zeichnen, unserer Gewohnheit nach, nur die wichtigsten prosaischen Aufsätze aus, davon sich in diesem Jahrgange eine besonders reiche Erndte findet, und machen die Freunde der dänischen Poesie nur im Allgemeinen darauf aufmerksam, dafs er gleichfalls nicht wenige schöne dichterische Arbeiten enthalt.

Jan. Ueber Krankenhäuser auf dem Lande in Norwegen von Prof. *Strom.* Rede an dem Geburtstage des Kronprinzen Friedrich des unvergleichbaren (mageloſe) nebst einer Nachricht von der Feyerlichkeit des Artilleriekorps an diesem Tage (die Rede hat viele treffliche

Erd-

Stellen; auch ist das Lob, das dem Kronprinzen ertheilt wird so viel wir wissen, wirklich Stimme der Nation. Allein demungeachtet wünschten wir dem Redner mehr Enthaltsamkeit. Auch des Guten thut man zu viel, wenn es unzeitig angebracht wird; das scheint der Redner mehr als einmal übersehen zu haben, noch grösser aber war die Abwesenheit dessen, der die Rubrik des Aufsatzes verfertigte).

Febr. Ueber die Rechtmäfsigkeit der Todesstrafen (Sie werden vertheidigt aus den bekannten Gründen, die jedoch nicht mit hinlänglichem philosophischen Scharfsinn entwickelt sind) Nachricht von der Ausarbeitung des neuen dänischen Wörterbuchs von Prof. *Ehlert*. Eine Traurede (ein sehr interessantes Stück, voll wahrer Philosophie über diese in der menschlichen Gesellschaft so wichtige Einrichtung) Unterschied zwischen einer dänischen Tonne Hartkorn, einem Schleswig Hollsteinischen Pflug Landes, und der Norwegischen Grundhauer (das richtigste Verhältnifs ist, dafs ein Pflug 9 Tonnen Hartkorn ausmacht. Die Norwegische Grundhauer ist in der Verordnung v. 22. Apr. 1682 gleichfalls nach einem gewissen Verhaltnifs gegen Hartkorn angeschlagen, welches noch jetzt besteht).

März, Bericht über den grönländischen Handel von dem Prof. v. *Eggers*. Ueber die Nothwendigkeit der Todesstrafen (erhebliche Zweifel gegen die Anwendung derselben in manchen Fallen, und treffende Bemerkungen über die Veranstaltungen, wodurch sie entbehrlich werden). Einige Züge von dem Leben und Charakter des verstorbenen Conferenzrath *de Hoffmann* (Nur blofse kurze historische Data, nebst einem Verzeichnifs der Schriften dieses höchst würdigen und auch allgemein geehrten Beamten, der am 3. Febr. 1793 in seinem 80sten Jahre starb, nachdem er dem Vaterlande 55 Jahre gedient hatte).

April. Ueber den Gemeingeist, eine Rede von dem Bischof Dr. *Schönheyder* in der Gesellschaft der Wissenschaften zu Drontheim zur Feyer des Geburtstags des Königs und Kronprinzen am 29. Jan. 1793. (Einige gute Gedanken, vermischt mit religiösen Vorurtheilen und schiefen politischen Grundsatzen). Etwas über die kleinen Städte in Dänemark von Hn. G. C. B. (Richtige Bemerkungen über den Verfall derselben, die Aufmerksamkeit verdienen). Wie kann die geringere Anzahl der Staatsbürger die meisten Stimmen ausüben? nebst einigen Bemerkungen über Rousseau's *Contract social* und über das neuere französische Staatsrecht von Hn. Etatsrath Tetens. (Bekannte Sachen mit ermüdender Weitschweifigkeit und viel Selbstgefalligkeit vorgetragen, zum Theil auch sehr falsch angewandt.

May. Statistische Nachrichten von den Norwegischen Kupferbergwerken von Prof *Tharup*. (Interessante, zum Theil noch nicht bekannte Data. *Roraas*, welches schon vor 1644 gebauet ward, hat von 1646 bis 1791 überhaupt gegeben 237863 Schiffpf. 9 Lispf. 6 Pf. Garkupfer, dessen Werth 17 Millionen Thaler betrug; die Eickünfte des Königs an Zehnten, Zoll und Accise werden in dieser Zeit auf 3,189,231 Rdr. 18 Sch. berechnet. *Insät* oder *Quikne*, das älteste im nördlichen Norwegen, Kupferbergwerk, ward schon 1629 gebauet, und gibt jährlich 2 — 300 Schiffpf. Garkupfer. Die übrigen sind Lökken oder Meldal, Selboe, Friderikssgarn oder Foldal und Guldnäs, welches letztere jedoch fast verlassen ist. Ausserdem sind im nördlichen Norwegen 13. und im südlichen 11 jetzt verlassene Werke). Gibt es Wahrheiten a priori, und wie unterscheiden sie sich von den Wahrheiten a posteriori? von Hr. *Chr. Hornemann* eine Abhandlung, welche reifes Nachdenken mit einer sehr zweckmäfsigen Freymüthigkeit verbindet. Die Wahrheiten a priori werden, wie billig, vertheidigt). Ueber den Vorschlag eine Universität in Norwegen zu errichten. (Sehr erhebliche Gründe für die neue Universität von mannichfaltigen Seiten dargestellt, welchen jeder, der das Land kennt, beypflichten wird). Neue Erklärung der Marmortafel mit dem Bilde der Sonne in dem Matthäischen Landhause zu Rom, welche Aleander, Montfaucon und mehrere beschrieben haben von *Nic. Abildgaard*.

Jun. Fortsetzung der Nachrichten von den Norw. Bergwerken (diesmal von den Eisenwerken, deren überhaupt 19 sind. Aus den betrachtlichsten, *Bärum*, ward im J. 1791 für 167000 Rthr. verkauft). Fortsetzung der Anmerkungen über das neuere französische Staatsrecht (Hr. Etatsrath *Tetens* läugnet hier ziemlich sophistisch und arrogant, dafs es unveräusserliche Rechte des Menschen gebe; vertheidigt den unumschränkten Despotismus, die Sklaverey, Leibeigenschaft und ähnliche Greuel, von Seiten der *Rechtmäfsigkeit*. Beyläufig einige Ausfälle auf die Kantische Philosophie, die bey solchen Grundsätzen uns gar nicht unerwartet waren.) *Scalabrini*, ein Italiäner, bey Nachrichten aus Dänemark (der 80jährige Greis, der während vieler Jahre königl. Dänischer Kapellmeister war, und jetzt in Lucca lebt, bricht bey der Nachricht von dem jetzigen Glücke dieses Landes, in ein herzliches und verdientes Lob aus).

Jul. Fortsetzung der Anmerkungen über das neuere französische Staatsrecht (von eben dem Gehalt als das vorhergehende Stück). Nachricht von der Verfassung und möglichen Verbesserung der Stadt *Varde* in Jütland (Einsichtsvolle Bemerkungen über den gesammten Nahrungsstand der kleineren Städte). An den Herausgeber von L***g, nebst dessen Antwort. (Kurze Erörterung der Frage, wie weit Individualität in dem Charakter des Normanns erhalten werden müfste?)

Aug. Ueber Städte von *N. D. T. S.* (in ökonomischer Rücksicht ein wichtiger Aufsatz). Warum soll man Bücher schreiben? (eine sehr glückliche Ausführung des Gewinns, den der Schriftsteller für sich selbst aus seiner Arbeit zieht, so wie des nicht zu berechnenden Nutzens und Vergnügens, das er andern durch Mittheilung und Erweckung von Ideen gewährt) Aufforderung bey Gelegenheit der im Juny Monat d. M. bekannt gemachten Punkte abseiten der Commission für die Universität und gelehrten Schulen (Warme Bitte, an alle Sachkundige, ihre Meynung öffentlich darüber zu sagen). Aus einem Schreiben aus Schweden. (Leider

sieht es dort um den Genuss der Pressfreyheit betrübt genug aus).

Septembr. Ueber den Einwand der Minderjährigkeit. (Er wird mit Recht dem allgemeinen Staatsrecht angemessen gefunden; wenn aber der Vf. scheint den Zeitpunkt der Volljährigkeit noch über das 25ste Jahr ausdehnen zu wollen, so dürfte man ihm wohl nicht beypflichten können). Ist man berechtigt einen anonymen Verfasser zu nennen? (wird mit Recht verneint, wenn nicht das Buch ein Pasquill ist, oder die Sitten angreift). Auf Veranlassung des Aufsatzes im July Monat über die Stadt *Varde* (Erinnerungen, welche das Lokale betreffen, zum Beweise wie sorgfältig man darauf bey jedem Verbesserungs-Vorschlage Rücksicht nehmen müste). Rede in der lateinischen Schule zu *Rönne* auf Bornholm am 27. Jul. 1793 von Rector *Andresen* (manche richtige Gedanken über die moralische Erziehung). Note des brittischen Gesandten am dänischen Hofe, nebst der Antwort des Grafen Bernstorf (diese, ihrem Inhalt nach schon aus politischen Blättern bekannten Staatsschriften, werden hier in der Originalsprache mitgetheilt, welches desto wünschenswerther war, da die Antwort des Grafen Bernstorf, beides in Rücksicht auf Grundsätze und Darstellung ein wahres Meisterstück ist, das mit zu den schätzbarsten Urkunden des praktischen Völkerrechts gehört).

Octob. Ein paar Worte über Landprediger (werth beherzigt zu werden, um die Foderungen an sie herabzustimmen und auf Verbesserung ihres Schicksals ernstlich zu denken). Ueber den Volontairdienst bey königlichen Collegien (zum Theil freylich nur local, aber doch in manchen Stücken auf junge Geschäftsmänner überhaupt anwendbar). Nachricht von der Versicherung der Gebäude gegen Feuerschäden in den Städten des Königreichs Dänemark (veranlasst durch ein königliches Rescript, dass alle Hausväter befragt werden sollten, ob sie lieber auf die bisherige Weise 10 Schilling dänisch d. i. 3 ggl. von jeden versicherten 100 rthl. jährlich, und bey vorfallenden Brandschäden einen ausserordentlichen Zuschuss nach der Repartition, oder für beständig 15 Schilling dänisch bezahlen wollten, unter königl. Zusicherung, dass alsdann nie ein ausserordentlicher Beytrag gefodert werden solle. Man hätte wohl nicht geglaubt, dass die Pluralität sich gegen den letzten Vorschlag erklärte, dennoch war das der Fall; ein Beweis im kleinen, wie oft die Pluralität des Volks fehl greift. Nemlich 4493 Stimmen die für 3,152,780 rthl. versichert hatten, waren dafür, und 8607, die für 5,883,510 rthl. versichert hatten, dawider. In 68 Städten (die kleine Stadt Svannike fehlt) war die Mehrheit nur in 14 Städten für den letzteren Vorschlag, und in 7 erklärten sich alle Stimmen dafür. Uebrigens zeigt eine angehängte Tabelle, dass nach einer 30jährigen Erfahrung, die angeschlagene erhöhete Abgabe zur Bestreitung aller Brandschäden würde hingereicht haben. Die versicherte Summe war im J. 1762 nur 6 544.650 rthl.; jetzt ist sie 9.036.290 rthl. Alle Brandschäden in den gedachten drey ßig Jahren betrugen 288.837 rthl. 34 Schilling).

Novemb. Ueber den Bornholmer Cement von dem Assessor *Hofgaard*. Fortsetzung des Berichts von dem grönländischen Handel von dem Prof. von *Eggers*.

December. Ueber Kalender von R. (Wohlgewählte historische Bemerkungen, mit Anwendungen auf den neuen französischen Kalender). Ueber wesentliche Schulverbesserungen in Norwegen von Prof. *Wilse*. (Mit Bedauren sieht man, dass unter der sonst so wohlthätigen dänischen Regierung dieses für die bürgerliche Gesellschaft so wichtige Fach noch in einer traurigen Lage leyn muss). Etwas über eine Universität in Norwegen (schiefe Einwürfe, aus einer andern periodischen Schrift, dem *Viborger Samler*, mit berichtigenden Anmerkungen abgedruckt).

Dem historischen Artikel in jedem Monate müssen wir eben das Lob beylegen, was wir dem vorigen Jahrgange ertheilet haben. Wir können daher nicht umhin zu wünschen, dass der künftige Herausgeber dieser Monatschrift, Hr. Prof. *Rahbeck*, eben den Ton dann erhalten möge. Vielleicht hat das Publikum Ursache, ihn dazu desto mehr zu ermuntern, da der bisherige Mitherausgeber, und in den letzteren Jahren alleinige Herausgeber, Hr. Secretair *Pram*, der sich durch diese Bemühung und den thätigen Antheil, den er selbst an der Monatschrift nahm, ein sehr grosses Verdienst um die dänische Literatur erwarb, durch verschiedene Unannehmlichkeiten, die er in seinem Abschiede an die Leser am Schlusse dieses Jahrgangs nur kurz berührt, dahin gebracht ist, dieses Geschäft aufzugeben; ein Entschluss, der jedoch bey der in Dänemark geltenden Pressfreyheit und der bekanntlich dort herrschenden Stimmung des Publikums immer noch etwas räthselhaft scheint.

STOCKHOLM, b. Kellerberg. *Journalisten eller utvalda Samlingar Blandade ämnen, hämtade i synnerhet utur de nyaste och bäste Engelska Journaler til nytta och noje förmedborgare af hägge könen.* (Der Journalist, oder ausgesuchte Sammlung vermischter Aufsätze, besonders aus den neuesten und besten englischen Journälen zum Nutzen und Vergnügen für Mitbürger beiderley Geschlechts.) II. Th. 762 S. gr. 8. mit 12 Kupf.

Dieses Lesebuch ist mit ziemlich guter Auswahl geschrieben. Die Schreibart ist natürlich und gut, und die Art: sind so vermischt dass Leser allerley Art daraus bald Nutzen bald Vergnügen schöpfen können; nur sollten die Sammler und Uebersetzer billig bey jeder die Quelle angezeigt haben, woher solche genommen worden, welches doch nur bey wenigen geschehen ist. Am Ende jedes Quartals sind einige englische Bücher aber nur kurz recensirt, doch nicht immer die neuesten, sondern von 1788. u. d. gl. Jedem Quartal sind 3 saubere Kupfer beygefügt, welche die Ruinen von Baalbeck und Palmyra, Francklins Bildniss, der Eremite, und sechs Scenen aus der Iliade vorstellen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 1. Auguſt 1794.

PHILOLOGIE.

Leiden, b. Moſtert: *Obſervationes in Euripidis maxime Hippolytum.* — *Exercitationum academicarum Specimen primum.* — Quod, favente numine, praeſide *Joanne Luzac*, J. U. D et in academia Batava linguae graecae, et hiſtor. patriae profeſſore ordinario, in auditorio literario publice def. *Abraham Bluſſe*, Dordraco-Batavus, die 21 Januarii 1792. 58 S. gr. 8.

Ebendas.: *Obſervationes in loca Veterum, praecipue* quae ſunt de *Vindicta Divina.* — Exercitationum academicarum Specimen ſecundum. — Quod — def. *Janus ten Brink*, Amſtelodamo-Batavus. Die 16 Junii 1792. 126 S. gr. 8.

Ebendas.: *Obſervationes in loca Veterum*, praecipue quae ſunt *de Vindicta Divina.* — Exercitationum academicarum Specimen tertium. — Quod — def. *Johannes Jacobus Schultens*, Amſtelodamo-Batavus, die 26 Junii 1793. 196 S. gr. 8.

Wer ſich durch den Titel dieſer Abhandlungen des Herrn Prof. *Luzac* verleiten läſst, weiter nichts darin, als unzuſammenhängende Bemerkungen, und ſogenannte Conjecturen zu ſuchen; — entweder weil die meiſten Producte dieſer Art in der That zu keinen höhern Erwartungen berechtigen, oder auch, weil die gegenwärtigen auf holländiſchen Boden entſprungen ſind, — der wird ſich im Verfolg ſeiner Lectüre auf eine angenehme Weiſe getäuſcht finden. Er wird allerdings eine Menge der ſcharfſinnigſten Verbeſſerungen verdorbener Stellen, im griechiſchen und lateiniſchen Schriftſtellern, antreffen, aber auch bald mit Vergnügen gewahr werden, daſs die Wortkritik hier der höhern, die ſich mit Unterſuchungen über die Aechtheit alter Ueberbleibſel, und der Geſchichte philoſophiſcher Meynungen überhaupt beſchäftiget, bloſs zur Unterlage dient, und ihr uſurpirtes Vorrecht, als Zweck behandelt zu werden, der letztern, wie billig, einräumt. Sollte er ſich auch hin und wieder genöthiget ſehen, den Behauptungen des Vf. ſeinen Beyfall zu verſagen, ſo wird ihm doch der angenehme Vortrag, der in dieſen Abhandlungen von einem Ende zum andern herrſcht, ein reines, von jenen Behauptungen unabhängiges Vergnügen gewähren. Wir wollen, ehe wir zur Beurtheilung einzelner Stellen übergehen, zuvor den Zweck und die Veranlaſſung dieſer Aufſätze mit den eignen Worten der Vorrede angeben: *Cum Literarum Graecarum ſtudium, quod in Patria noſtra intermortuum pene videtur, a nonnullis tamen in Academia Batava juvenibus minime negligatur, ut, quae inde creſcere ſpes poſſet, eam magis magisque foveret atque excitaret, conſtituit Cl. Praeſes in Scriptores Graecos Latinosque Obſervationes identidem ſic in lucem edere, ut Diſputationi Academicae pro more inſerviant, mox, ſi placuerit, in unam Syllogen colligendae, etc.* — Daſs der Hippolytus des Euripides auch nach den meiſterhaften Recenſionen eines *Valckenaer*, *Musgrave*, und *Brunck* hier und da der kritiſchen Feile noch bedürfe, beweiſt der Vf. durch eine beträchtliche Anzahl von Stellen, deren Unverdorbenheit wenigſtens bezweifelt werden kann. Die vorgeſchlagenen Verbeſſerungen haben uns jedoch nicht allemal befriediget; weil ſie entweder nicht ganz unentbehrlich waren, oder auch, weil ſich der Vf. in der Wahl ſeiner Mittel vergriffen zu haben ſchien. Zu den entbehrlichen Conjecturen würden wir nun gleich die erſte im V. 37. zählen, wo die Rede von Theſeus iſt, nach der gewöhnlichen Lesart ἐναυσίαν ἔκδημον ἀίσσας φυγήν. Die ἔκδημον φυγὴν miſsbilliget der Vf. aus dem Grunde, *quia ipſe Theſeus* ἔκδημος *erat, non exilium, quod certe intra patriam locum habere non poterat.* Er corrigirt demnach ἔκδημος, nemlich Θησεύς, und macht dadurch den Ausdruck des Euripides matt und proſaiſch. Nichts iſt ja bey den griechiſchen Dichtern gewöhnlicher, als dieſe Verwechslung der Beywörter, die auch ſchon andere Kritiker zum Emendiren verleitet hat. Im Euripides ſelbſt finden ſich ähnliche Beyſpiele in Menge, wovon wir nur das folgende anführen, Androm. 399, ἥτις σφαγὰς Ἕκτορος προχηλάτης κατεῖδον. Auch die Römer haben dieſe charakteriſtiſche Eigenſchaft der griechiſchen Dichterſprache überall nachgeahmt, z. B. Properz I, 3. 7. *Ebria quum multo traherem veſtigia Baccho.* Horaz I. Od. 28. 18. *Exitio eſt avidum mare nautis*, wo man ebenfalls *avidis — nautis* hat ſubſtituiren wollen. Bentley hat aber mit Recht jene Lesart, die durch die meiſten Handſchriften beſtätiget wird, vorgezogen. Man vergleiche Dörings Anmerkung zu Catull 64, V. 310. Im V. 268 verbeſſert der Vf. die Worte, ὁρῶμεν τάσδε δυστήνους τύχας auf gleiche Weiſe: ὁρῶμεν τῆσδε δυστήνου τύχας, welche Verbeſſerung uns eben ſo entbehrlich zu ſeyn ſcheint, als die vorige. Eine umſtändlichere Kritik findet ſich S. 10. über V. 428, wo es der Vf. ſehr wahrſcheinlich macht, daſs anſtatt ἁμιλλᾶσθαι βίῳ geleſen werden müſſe, ἀυνεσθαι βίῳ, mit folgender Erklärung: *Hoc unum ajunt vitae eſſe praeſidium et tutamen, ſi cui adſit animus juſtus et aequi rectique amans.* V. 673, τίνα νῦν ἢ τέχναν ἔχομεν, ἢ λόγον Σφαλεῖσαι κἀθαμμα λύσειν λόγου; Brunck bemerkt ſchon, daſs die Lesart λόγον falſch ſey, ohne jedoch etwas Beſsres vorzuſchlagen. Unſer Vf.

liest: κάθαμμα λύσειν νόσου; nicht unwahrscheinlich! Die Liebeskrankheit der Phädra wird in mehrern Stellen dieses Dramas νόσος genannt. Wie aber, wenn Euripides hier nicht die besondere Gemüthsstimmung der Phädra allein, sondern zugleich das Mitleiden und die Betrübniss ausdrücken wollte, die der Chor über die traurige Lage derselben *selbst* empfindet. Demnach könnte man mit einem noch geringern Aufwand von Buchstaben lesen: κάθαμμα λύσειν μόγου. Zur Bestätigung dieser Lesart von Seiten der Sprache führen wir in Androm. 120. ἄκος τῶν δυσλύτων πόνων τε-μεῖν, und V 304. παρέλυσε — πόνους. Auch Horaz bedient sich dieser Metapher Epod. IX 37. *Curam metumque Caesa in verum jurat Dulci Lyaeo solvere.* Eine sehr scharfsinnige Conjectur finden wir S. 45, wo der Vf. im V 746 anstatt, ἐνθά γε προβύλαιον σταλάσσουσ' εἰς ὄθμα πετρὸς, nach einer Stelle des Plinius, (Hist. Nat. Lib. XXXVII, c. 2) der den Hippolytus wahrscheinlich vor Augen hatte, zu lesen vorschlägt: εἰς ὄθμα Πάθου. Die Gründe, die sowohl für diese Emendation von dem Vf. selbst als auch gegen dieselbe von Ruhnkenius angeführt werden, müssen wir dem eignen Nachlesen der Kritiker überlassen. Noch werden in diesem ersten Stück verschiedene Fragmente des Euripides theils erläutert, theils verbessert. Als ein Meisterstück von Interpretation empfehlen wir S. 32, eine Erklärung des Fragments aus der Antiopa: Πολλοὶ δὲ θνητῶν τοῦτο πάσχουσιν κακόν. Γνώμην Φρονοῦντες, οὐ θέλουσ' ὑπηρετεῖν ψυχῇ, τὰ πολλὰ πρὸς φίλων νικώμενοι, welches Musgrave so übersetzt: *Multi mortalium hoc vitii habent, ut, quamvis mente sapiant, nolint tamen obsequi animo suo, ut plerumque ab amicis victi;* ohne Sinn! die übrigen Erklärungen von Grotius, und Heath, sind um nichts besser, ausgenommen dass jener die Redensart νικᾶσθαι πρὸς φίλων richtiger übersetzt, *vinci vel superari a cupidis gaudiis*, Herr L. beweist den Sprachgebrauch, nach welchem τὰ φίλα *voluptatis animo gratae; illecebrae, quae dulcedine sua mentem trahunt*; *gaudia praesertim Veneris* bedeuten, und zeigt aus der Platonischen Philosophie, dass γνώμη und ψυχὴ einander in dem Sinn entgegengesetzt werden, dass man unter jenem Worte die Vernunft (τὸν νοῦν, τὴν Φρόνησιν, τὸν λόγον.) unter diesem das sinnliche Begehrungsvermögen oder die Begierden überhaupt, (τὸ πάθος oder τὸ παθητικὸν) verstehen müsse; gerade so, wie die neuern griechischen Philosophen τὸ πνεῦμα und τὴν ψυχὴν, und Paulus mit andern Schriftstellern des N. T. ἄνθρωπον ψυχικὸν und πνευματικὸν einander entgegengesetzt haben. Es wird ferner gezeigt, dass dieser Theil der Plat. Philosophie älter, als ihr Stifter selbst sey, dass schon vor ihm *Timäus Locrus* und die Pythagoräer überhaupt dasselbe von der menschlichen Seele gelehrt haben, und dass man folglich den Euripides gar wohl aus dem Plato erläutern könne, weil beyde aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft haben können. (Aus dem Xenophon liessen sich noch viele Beweisstellen für die angeführte Bedeutung des Worts ψυχὴ anführen. So heisst es in der schönen Stelle Cyrop I. 3. 15, wo über den Unterschied der Persischen und Medischen Regierungsformen gesprochen wird, von dem König der Perser: μέτρον δὲ αὐτῷ οὐχ ἡ ψυχὴ ἀλλ' ὁ νόμος ἐστίν.) Nachdem nun der Vf. seinen Grund in Ansehung des Sprachgebrauchs von allen Seiten gesichert hat, schlägt er vor, in obigem Fragment zu lesen Γνώμη Φρονοῦντες εὖ, θέλουσ' ὑπηρετεῖν u. s. w. und übersetzt die ganze Stelle; *Mortalium multi hoc pati solent malum; Mens recta sentit, et tamen libidine vili obsequi, cedens voluptatis jugo* — Ohne dieser gründlichen Erklärung zu nahe zu treten, getrauen wir uns gleichwohl die gewöhnliche Lesart zu vertheidigen, und denselben Sinn herauszubringen. Nur müsste man alsdann das Comma nicht nach Φρονοῦντες, sondern nach οὐ setzen. — Die zweyte Abhandlung beginnt mit einer vortreflichen Einleitung über die Kirchenväter. Einige von ihnen, deren Schriften offenbare Spuren des verdorbnen Zeitalters, worin sie geschrieben worden, verrathen, mögen immerhin ungelesen bleiben. Diejenigen hingegen, die von *Justinus Martyr* an bis auf *Cyrillus* und *Theodoretus* von Cyrene gegen die Vorurtheile und Verläumdungen der Heiden eine beste Religion vertheidigt haben, verdienten allerdings fleissiger und mit mehr Sorgfalt studirt zu werden, als in unsern Tagen zu geschehen pflegt. Die erste Stelle unter ihnen behauptet *Clemens* von Alexandrien, der so viel classische Gelehrsamkeit besass, und mithin auf die Sammlung der Fragmente aller Dichter und Philosophen so viel Sorgfalt verwandte, dass der Vf. kein Bedenken trägt, ihn in dieser Rücksicht mit *Plutarch* und *Johannes* von *Stobi* zu vergleichen. Kein einziger Kirchenvater hatte auch so hohe Begriffe von der griechischen Literatur, als Clemens, und wenn andere die Philosophie und Dialektik für eine Erfindung des Teufels hielten, so war nach seiner Ueberzeugung (Strom. I. 2.) das Studium der Weisheit ein Geschenk, welches den Griechen vom Himmel verliehen wäre. Das Lesen der griechischen Schriftsteller sagt er Str. I. 4. ist eine Vorbereitung des Gemüths zur wahren Religion. Diese Behauptung des *Clemens* bringt den Vf. seinem Zweck näher, und nöthiget ihm das Geständniss ab, dass, wenn man alles, was die Griechen von der Gottesfurcht, Vorsehung, Strafen und Belohnungen nach dem Tode, von der Mässigkeit, Liebe zum Vaterland u. s. w. gelehrt haben, sammlen und systematisch darstellen wollte, es jedem unglaublich scheinen würde, dass noch vor 36 Jahren behauptet worden sey, *es lässe sich aus den Schriften der alten Philosophen kein in jeder Rücksicht vollständiges System der Ethik darstellen.* Um so mehr bedauert der Vf. den elenden Zustand, worin sich die moralischen Ueberreste der alten Dichter und Weisen zur Zeit noch befinden, und zeigt an einem einzigen Lehrstück der griechischen Theologie und Moral, *de Vindicta divina*, und den sich darauf beziehenden Stellen, wie viel in dieser Hinsicht zu thun übrig sey. Zum Leitfaden und gleichsam zum Thema dieser Untersuchung wählt er den schönen Prolog des Plaut. *Rudens*, *Qui gentes omnes, mariaque et terras movet*, bis auf die Worte, *Retinete porro, post factum ut laetemini*; theils, weil sich in demselben in der That alles vereiniget befindet, was die Pythagoräer und ältesten Weisen über diesen Gegenstand gelehrt haben, theils auch

auch, um am Ende ſeiner Unterſuchung einen Fehler zu verbeſſern, der in den Worten des Prologs, *poſt factum ut laetemini*, verborgen liegen ſoll. Zuerſt beſchäftiget ſich der Vf mit dem bekannten Fragment der Perictyone, von den Pflichten der Kinder gegen ihre Aeltern, und den Strafen des Ungehorſams; (Stobaeus Serm. 77. p 457) bey welcher Gelegenheit eine vortreffliche Anmerkung gemacht wird über die δίκη κακώσεως der Athenienſer oder *actio malae tractationis*, wie ſie von den Römern genennt wurde; die jeder mit Vergnügen leſen wird, wenn er auch die Anwendung, die der Vf. hiervon auf das Fragment der Perictyone macht, nicht billigen ſollte. S. 111 wird das Fragment eines Ungenannten beym Stob. Ecl. Phyſ. Tit. VII. kritiſch beleuchtet. *Grotius* (Stob. Grot. p. 119.) emendirt: οὐχ ἑυδεὶς Διὸς Ὄφθαλμος. ἐγγὺς ὅ ἐστι καὶ παρὼν τόπῳ, *operi ſed prove et praeſens adeſt*. Im Pariſer Codex ſteht, καὶ περ ὢν πόνῳ. Hieraus macht *Toup* Emend. in Suidam P. III. p. 334. ἐγγὺς ὅ ἐστι καὶ περ ὢν ἄνω, welches der Vf mit Recht verwirft. So könnte wohl ein Evangeliſt, aber kein griechiſcher Dichter geſchrieben haben. Er ſelbſt corrigirt — καὶ περ ὢν πόλῳ, *licet longe abſit in coelo*, unſerm Gefühl nach, ebenfalls matt und unſchicklich. Wir würden lieber leſen: ἐγγὺς ὅ ἐστι, καὶ περ ὢν πρόσω, um des Gegenſatzes willen, wovon ſich viele Beyſpiele bey den Dichtern, unter andern beym Euripides in ähnlichen Stellen finden, z. E. Jon, 585, πρόσωθεν ὄντων, ἐγγύθεν δ' ὁρωμένων, auf welche Worte Cicero Attic. 13. 10. anſpielt, vergl. Eurip. Bacchae, 387, und Aeſchyl. Eumenid. (Grotii Excerpt. p. 37.) κλύει καὶ πρόσωθεν ὢν θεός. — Die S. 116 in Theokritus Idyll. XXI, 14. vorgeſchlagne Verbeſſerung, ὁ πᾶς πόρος, anſtatt, ὁ πᾶς τόκος, iſt nicht neu. So hat ſchon *Köhler* emendirt.

In der dritten Abhandlung kömmt der Vf. auf die Kirchenväter, und die in ihren Schriften zerſtreuten Fragmente der alten Tragiker und Komiker, zurück. Auffallend iſt es in Anſehung dieſer Fragmente überhaupt, daſs Juſtinus Martyr, Clemens und andere, um zu zeigen, wie richtig die Griechen über die Lehre eines einzigen Gottes, über Vorſehung, göttliche Gerechtigkeit, Gottesdienſt und Opfer gedacht haben, faſt überall dieſelben Stellen anführen, und daſs gleichwohl dieſe Stellen, einige Verſe ausgenommen, weder in Plutarch, (der doch oft über dieſe Gegenſtände ſchreibt, und überdieſs ſo gern die Dichter citirt,) noch auch in dem Florilegium des Johannes Stobenſis gefunden werden. Vorausgeſetzt alſo, was ſich mit Grund vorausſetzen laſst, daſs ſie Plutarch und Johannes St. nicht gekannt haben, ſo entſteht natürlich die Frage; wie ſind Juſtinus und Clemens an dieſe Fragmente gekommen? und, haben ſie dieſelben erdichtet? Die letztere Frage wird vom Vf. verneinet, weil er eine befriedigende Antwort auf die erſtere gefunden zu haben glaubt. Daſs die Kirchenväter auch bey andern Gelegenheiten unvorſichtig und unkritiſch zu Werke gegangen ſind, iſt bekannt. Man weiſs, wie viel Autorität ſie den ſogenannten Sibylliniſchen Gedichten einer, *Hecatäus*, *Eupolemus*, *Artapanus*, *Ariſteas* oder *Ariſtaus* beylegen, unter welchen Namen höchſt wahrſcheinlich ein gewiſſer graciſirender Jude aus der Alexandriniſchen Synagoge verborgen liegt, wie in Anſehung des Hecataus ſchon *Philo Herennius* behauptet, in Anſehung der übrigen aber J. *Scaliger* und R. *Bentley* vermuthet haben. Dieſe Vermuthung wird bey unſerm Vf. zur Gewiſsheit durch die Entdeckung, daſs ein Betrüger aus der erſten Claſſe, *Ariſtobulus*, (*origine Judaeus, diſciplinâ Philoſophus, ſectâ Peripateticus*, wie er hier charakteriſirt wird.) der Erfinder aller dieſer ſchönen Sachen ſey, wie nach dem Geſtändniſs des Vf. der ſelige *Valkenaer* unwiderſprechlich dargethan haben ſoll in einer noch ungedruckten *Diſſertatio de Ariſtobulo Judaeo, Scriptore Commentarii in Legem Moyſis, et conditore verſuum ſub nominibus Lini, Homeri et aliorum*, die ſich in den Händen des Hrn. L. befindet, und die er durch den Druck bekannt zu machen verſpricht, ſobald er die ebenfalls von Valkenaer hinterlaſsne neue Bearbeitung der *Fragmente des Callimachus, (opus quidem poſthumum, ſed conſummatiſſimum)* und *Hiſtoriae Maccabaicae vetus Epitome, Graece et Latine*, herausgegeben haben wird. *Ariſtobulus*, der unter Ptolemäus Philometor lebte, und bey dieſem, gleichwie die Juden überhaupt in Gunſt und Anſehen ſtand, ſchrieb ſeinen Commentar über das Geſetz Moſis in der Abſicht, um den König zu überzeugen, daſs die Griechen alles Gute, was ſie von der Religion gelehrt hätten, den göttlichen Schriften der Hebräer verdanken. Um aber dieſe Behauptung auſser allen Zweifel zu ſetzen, interpolirte und verſtümmelte er Verſe des Homer, Heſiodus, Aeſchylus, Sophocles u. a. dergeſtalt, daſs man ſie vielmehr für das Machwerk eines in den Moſaiſchen Schriften bewanderten Juden, als für Ueberreſte jener ehrwürdigen Griechen halten ſollte. Dieſs alles hat eben Valkenaer in der angeführten *Diſſertatio etc.* bewieſen, und auf dieſe Abhandlung beziehen ſich vermuthlich die Worte in *Diatribe Eurip.* p. 34. *Judaeis cur hanc fraudem imputari malim, quam Chriſtianis, exemplo mendacis Judaei nitar aliquando demonſtrare, qui ſi homines etiam primarios decepit, quid de aliis erit exiſtimandum?* Hieraus zieht nun der Vf. den Schluſs, daſs Juſtinus Martyr, und Clemens Alexandrinus, vielleicht auch Antiochenus Theophilus, aus jenem Commentar des Ariſtobulus, ohne ihn allemal zu nennen, (der einzige Vorwurf, den man ihnen machen kann) diejenigen Stellen genommen haben, die ihnen zur Vertheidigung der neuen Religion die bequemſten dünkten, und daſs hernach die neuern Kirchenväter, Theodoretus und andere den Clemens mit eben der Unvorſichtigkeit, (an Betrug von ihrer Seite iſt hier nicht zu denken) wie dieſer den Ariſtobulus, ausgeſchrieben haben. Was es aber auch mit dieſer Sache für eine Bewandniſs haben mag, ſo erhellt wenigſtens aus der nun folgenden ſcharfſinnigen Kritik des Hrn. L. deutlich, daſs die fünf Fragmente, die hier mit der oben erwähnten Stelle des Plautus verglichen werden, ſie mögen nun den Ariſtobulus, oder einen andern ſpätern Schriftſteller zum Verfaſſer haben, unächt ſind, und, ſo wie ſie auf uns gekommen, von keinem attiſchen Dichter geſchrieben ſeyn können. Die Beweiſe, die alle aus der Sprache ſelbſt abgeleitet ſind, müſſen wir der

eignen Prüfung des Lesers überlassen. — Die Worte des Plautus, *id eo fit, quia Nihil ei acceptum est a perjuris supplicii*, veranlassen den Vf., eine Untersuchung über die Meynungen der Alten, den *Meineyd* betreffend, anzustellen, die allein die Mühe dieser Aufsätze gelesen zu haben, reichlich belohnen würde. So fürchterlich und unerbittlich streng sie sich auf der einen Seite die Gottheit in Bestrafung eines freywilligen und feyerlich abgelegten Meineyds dachten, so mild und versöhnbar schien ihnen dieselbe auf der andern gegen solche Menschen, die gezwungen oder aus Noth, um Leben und Freyheit gegen Feinde zu retten, falsch geschworen hatten. Dieses wird unter andern mit einem Fragment des Euripides bewiesen, und zugleich gegen Valkenaer Diat. Eurip. Cap. 18. p. 187. behauptet, dass der Zusatz des Dichters, die Götter verzeihen auch Aeltern, die ihre eines Mords überführten Kinder gegen das Gesetz in das väterliche Haus aufnehmen, obgleich sie sich dadurch selbst der Mordthat theilhaftig machten, ebenfalls in der Vorstellung von der Versöhnbarkeit der Götter in Fällen, wo die Natur mit dem Gesetz in Collision kömmt, seinen Grund habe, und dass folglich die Lesart, ἢ πασὶν ἀνδάνειαι — richtig sey. — Der zur Ueberzeugung gewordene Glaube, *der Meineydige kann der Strafe der beleidigten Gottheit nicht entgehen*, hatte einen sehr wohlthätigen Einfluss auf das Verfahren der Athenienser in Criminalprocessen, welches sich überhaupt von den bey uns gewöhnlichen Proceduren in dergleichen Fällen so vortheilhaft unterscheidet. Wir können uns nicht enthalten, eine hieher gehörige Stelle abzuschreiben, um zugleich eine Probe von der Schreibart des Vf. zu geben: *Quidni enim mirum accidat iis, qui non nisi de indagandis, exquirendis, convincendis reis, de quaestione habendâ, de necessario in re criminum equuleo, somniant, — quidni mirum accidat huic Juris consultorum genti, reo Athenis defensionem caussae liberaliter fuisse permissam; nullis neque judices neque accusatorem eum ursisse interrogationibus, nullis territasse minis, nedum carnificum tormentis; nec unquam apud Graecos, praesertim Athenienses, cuiquam nisi Tyranno in mentem venisse, liberos homines cruciatibus ad confitendum crimen adducere? Sed hoc parum: Plus est, tam longe abfuisse Athenienses ab adsiciendo malis nondum convicto reo, ut illum ne vinculorum quidem incommodis aut squallori carceris subjicerent. Quin, reo, post caussam jam dictam habitamque primam a se orationem, licebat, si, auditis probationibus adversarii, defensioni suae diffideret, fugâ saluti suae consulere, et ea, quae ipsi integra manserat, eundi redeundique liberâ uti facultate, ut, amissis tantum et in aerarium redactis bonis caetera salvus in peregrinum solum evaderet.* Hierauf folgt eine Beschreibung von den bey Criminalprocessen im Areopagus gewöhnlichen Feyerlichkeiten, wobey zugleich gegen Sigonius und andere gezeigt wird, 1. dass hierzu ein besondrer, den Manen und unterirdischen Göttern geweihter Tag, (der 30 jedes Monats, welcher τριακὰς hiess,) bestimmt war; 2. dass die Priester des Tempels der Eumeniden, in der Nähe des Areopagus, die vorläufigen Opfer verrichteten; 3. dass die sogenannte Διωμοσία nicht aus einem, sondern aus drey besondern Eidschwüren bestand, wovon der erste vor der Anklage, der zweyte nach der ersten Rede des Anklägers und des Beklagten, der dritte nach gefälltem Urtheil der Richter zum Vortheil des Anklägers abgelegt wurde. Dem Beklagten war es erlaubt, nach dem ersten Schwur und der darauf folgenden Vertheidigungsrede, (πρόσρησις λόγου,) wenn er seine Sache für verloren hielt, sich durch die Flucht zu retten, woran ihn weder die Richter noch irgend ein anderer Mensch hinderlich seyn durfte. Sobald er hingegen zum zweytenmal geschworen und betheuert hatte, dass er in seiner Vertheidigung der Wahrheit getreu geblieben sey, dann musste er den Ausgang des Processes abwarten, und sich dem Ausspruch der Richter unterwerfen.

Die Gründe, mit welchen hierauf der Vf. die Gelindigkeit der Athenienser gegen Mörder und Meineydige mit der Vorstellung; dass sie der strafenden Gottheit doch nicht entgehen können, und insofern schon unglücklich genug sind, in Uebereinstimmung bringt, müssen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, übergehen, und erinnern nur noch, dass die in den Worten des Plautus, *post factum ut laetemini*, versprochne Verbesserung auf einen der künftigen Aufsätze *emant* ist, dem wir mit Verlangen entgegen sehen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Maurer: *Wöchentliche Unterhaltungen über die Erde und ihre Bewohner von Zöllner und Lange.* Fünften Jahrgangs, drittes und viertes Vierteljahr. 1788. von S. 414 bis 814. (ohne das Register.)

Mit diesen Quartalen ward diese gemeinnützige Zeitschrift von Zöllner beschlossen. Sie enthalten Aufsätze über die speculative Philosophie, über das Erhabne und Schöne vorzüglich in Rücksicht auf beide Geschlechter, und allgemeine Uebersicht des menschlichen Wissens, welche auch besonders abgedruckt sind. In demselben Verlage, aber von andern Verfassern ist sie fortgesetzt unter dem Titel:

Wöchentliche Unterhaltungen über die Charakteristik der Menschheit. 1 bis 3 Jahrgang.

Auswahl gemeinnütziger Gegenstände, fassliche und angenehme Darstellung haben auch dieser Fortsetzung vielen Beyfall verschafft. Wir wünschten nur, dass die Mitarbeiter, bey steter Rücksicht auf ihr gemischtes Publicum, hie und da bestimmter und vorsichtiger in ihren Urtheilen seyn möchten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. August 1794.

TECHNOLOGIE.

INGOLSTADT, b. KRÜLL: *Anfangsgründe der Bergwerkskunde.* Von Franz von Paula *Schrank*, der Gottesgel. u. Weltweish. Doctor, kurpfalzbaierschen wirklichen geistlichen Rathe, Prof. der Landwirthschaft, ökonom. Botanik, Forstwissenschaft u. Bergwerkskunde an der Univers. zu Ingolstadt. 1793. 392 S. 8. (20 gr.)

Die *Einleitung* enthält: Encyklopädie des Bergbaues, oder vielmehr eine Skizze dazu. Viel Gutes, das wohl zu beherzigen ist. Zuerst Begriff der Bergwerkskunde; dann im Allgemeinen (§. 2, 3.), wie man sie erlernen kann. Unsers Erachtens könnte der Unterricht in der Bergbaukunst mit grosem Vortheile in 2 *Klassen* gebracht werden. In der ersten Klasse dürfte von der gesammten Bergbaukunst nur das gelehrt werden, was ihr, so zu sagen, eigenthümlich ist, was man gemeiniglich das Praktische des Bergbaues nennt; davon aber so viel, dass die Lehrlinge von der ganzen Kunst eine vollständige Uebersicht erhielten. Zu diesem *1sten Curs* in der Bergbaukunde könnte unsers Vf. Lehrbuch dienen, *wenn* ein geschickter Lehrer das Mangelhafte verbessert, *das* Fehlende ersetzt, und ihm so das einseitige benimmt. Werden die Vorlesungen an einem Orte gehalten, wo selbst Bergbau im lebhaften Umtriebe steht, wie zu Freyberg, in Schemnitz etc: so wird der Unterricht vorzüglich gut ausfallen, wenn die Lehrlinge, während des 1sten Curses, unter Anleitung des Lehrers fleisig fahren, dadurch das Gelernte repetiren, sich damit recht vertraut machen, und dadurch selbst noch die erlangten Kenntnisse erweitern. Diesen Unterricht kann keiner entbehren, er mag sich dem ganzen Bergwesen oder nur einzelnen Theilen desselben widmen; keiner, er mag sich zu einem Rechnungsführer, oder zu einem praktischen Beamten, oder zu einem gelehrten Bergmanne, qualificiren wollen. Der Unterricht der zweyten Klasse ist nur für diejenigen unumgänglich nothwendig, welche sich auf das ganze Bergfach legen; er trägt gleichsam die *höhern Kenntnisse*, das Philosophische der Bergbaukunst vor, und kann ohne eine gewisse Summe gründlicher Kenntnisse aus den da hinein schlagenden Hülfswissenschaften nicht vollständig verstanden werden. — Nun geht der Vf. die einzelnen Theile der Bergwerkskunde und die nöthigen Hülfswissenschaften durch. Nach ihm mus ein Bergmann lernen: Physik, Mathematik, Chemie, Mineralogie, Gebirgskunde, Bergbaukunst, Aufbereitungskunst, Probierkunst, Scheidekunst, (Schmelzkunst, Siedereyen,) Markscheidekunst, Bergmaschinenkunst u. Bergrecht. Die vier ersten Wissenschaften setzt der Vf. voraus; Probierkunst und Scheidekunst überläst er der Chemie; Markscheidekunst und Bergmaschinenkunst der angewandten Mathematik, und das Bergrecht eignen Lehrern, und trägt daher nur Gebirgskunde, Bergbaukunst und Aufbereitungskunst vor, zuletzt aber noch die Bergwirthschaft.

Erster Theil: Gebirgskunde. 1ste Abhandlung. *Oberirrdische Erdbeschreibung.* A) *Physische Erdbeschreibung.* „In Rücksicht seiner Oberfläche läst sich der Erdball in 3 Theile theilen, die gröblich unter einander gemengt sind: Berge, Ebnen, Kessel oder Wassersammlungen." Von den Vertiefungen des festen Landes erwähnt er blos der Kessel und Schlünde, die Thäler aber, welche er erst unten (§. 17.) bey einer andern Gelegenheit gedenkt, sind hier ganz vergessen. Schlünde und Krater unterscheidet der Vf. blos durch ihre jahere Tiefe. — §. 12. findet man eine ziemlich vollständige Zusammenstellung von den Höhen der merkwürdigsten Berge, von denen einige weniger bekannt sind. Nur wäre auch hier zu wünschen, dass der Vf. neuere Schriften, z. E. Lasius u. a. benutzt hätte. — Form und Gruppirung der Berge wird genau durchgegangen; doch wäre bisweilen in der Terminologie etwas zu verbessern. — Der Vf. theilt (§. 21.) nach ihrem innern Baue die Gebirge ein in ganze Flötze und vulcanische Gebirge. *Ganze Gebirge* sind ihm die aus einem festen ununterbrochenen Gesteine, und *Flötzgebirge*, die aus über einander liegenden, oft dicken Schichten, bestehen. Des Vf. ganze Gebirge sind nichts anders, als das, was Werner und andere Geognosten Urgebirge nennen. Der Ausdruck aber ist unpassend, weil mehrere Urgebirge stratificirt sind, z. E. Thonschiefergebirge. So ist auch des Vf. Definition der Flötzgebirge ganz unbestimmt, indem er zwar von Schichtung spricht, aber nicht diese, sondern das Uebereinanderliegen *verschiedenartiger Flötze* meynt; denn sonst gehörten Granitgneis und andere Gebirge, in wie fern sie auch aus einzelnen Schichten bestehen, zu den Flötzgebirgen. §. 21. sagt er: es könne leicht das Ansehn haben, als ob er einen doppelten Eintheilungsgrund dabey vor Augen habe, und bey seinen ersten beiden Classen mehr auf die Structur, und bey der letzten Classe auf die Entstehung der Gebirge Rücksicht nähme. Indessen enthält die erste Classe blos den Granit; die 2te die übrigen uranfänglichen, die gesammten Flötz- und aufgeschwemmten Gebirgsarten. B) *Mineralogische Erdbeschreibung.* In der Einleitung warnt der Vf. vor den modischen Geogonien, setzt den Unterschied zwischen gemischten und gemengten Mineralien auseinander, und zeigt in einer Anmerkung sehr gut, wie lächerlich es sey, in den Gebirgsarten auf ihre

Mischung Rücksicht zu nehmen, wovon sich selbst einige unserer verdienten Chemiker noch nicht überzeugen können, wie die Analysen des Gneis, der Grauwacke etc. beweisen. Nun folgt das System der einzelnen Gebirgsarten nach des Vf. Ordnung: 1) Granit; 2) Schieferfels; 3) Kalkfels; 4) Quarzfels; 5) Speckstеinfels; 6) Hornfels; 7) Trümmerstein (Wacken); 8) vulkanische Gebirgsarten. Der Vf. geht nun jede dieser Gebirgsarten einzeln durch, handelt erst von den dieselben constituirenden Fossilien, dann zählt er die einzelnen Unterarten und Abänderungen auf; spricht ferner von der Form der hieher gehörigen Berge, von der Erzführung der Gebirgsart und ihrem geographischen Vorkommen. Interessant ist besonders, was über die Erzführung (z. E. beym Kalkfels) gesagt wird; dafür aber verräth der Vf. sehr einseitige Kenntnisse in der mineralogischen Geographie, und hätte sich wenigstens mit den sächsischen und harzer Gebirgen nur etwas bekannter machen sollen. Ueberall, wo der Vf. seinen eignen Gang geht, zeigt er sich fast durchaus als einen scharfsinnigen, genau prüfenden Naturforscher von richtigem Gefühl und richtiger Beurtheilungskraft; um so unangenehmer ist es, wenn man denselben so sehr an einem *Fichtel* und a. *hängen* sieht: zu verkennen ist es übrigens auch nicht, wie viel Einfluss Hr *Haidinger* auf unsers Vf. Geognosie hat. Da der Vf. hier wider seinen Willen leicht mehrere Vorurtheile verbreiten könnte: so muss dieser Theil seines Buchs etwas ausführlich durchgegangen werden. — 1) *Granit.* Wenn behauptet wird, Granit komme nie in Schichten vor, so verwechselt der Vf. offenbar Schichtung und schiefriges Gewebe; geschichteten Granit gibt es wohl, nie aber schiefrigen. Unter den seltnern Gemengtheilen des Granits vergisst der Vf. die Granaten, rechnet aber dafür unrichtig die Hornblende her, indem er den Wernerischen Syenit unrichtig als eine Unterart des Granits betrachtet. 2) Zum *Schieferfels* rechnet er Gneis, Glimmer- und Thonschiefer, mit den ihnen untergeordneten Arten. Warum fasst aber der Vf. mehrere wesentlich von einander verschiedene Gebirgsarten unter Einen Namen zusammen? Zum Gneis werden mehrere Arten gerechnet, die zum Glimmerschiefer gehören. Die Abänderung, die der Vf. für den Gneis der Sachsen ausgibt, wird blos von den gemeinen Bergleuten so genannt, welche ehedem allen in der Nähe ihrer Erzgänge aufgelösten Gneis allein mit diesem Namen belegten. Der Vf. irrt sehr, wenn er den wahren Speckstein nicht als einen Gemengtheil sehr vieler verwitterter Gneisarten annehmen will; eben so, wenn er behauptet, Granit könne in Gneis durch Verwitterung übergehen. Die Fichtelsche Hypothese, nach welcher der Gneis regenerirter Granit ist, verdiente keine so weitläuftige Widerlegung, so wenig als man noch 1793 der eingebildeten Verwandtschaft des Gneises mit dem Basalte im Ernst gedenken sollte. — Des Vf. Gestellstein ist der Wernerische Quarzfels, der in Sachsen, so wie am Harze, gar nicht erzführend ist, wie der Vf. mit Haidinger glaubt. — Den Murkstein gibt der Vf. richtig als Unterart entweder des Quarzfelses oder des Glimmerschiefers an; nur erwähnt er fälschlich den Feldspath unter seinen Gemengtheilen, und vergisst dafür den Schörl. Rec. möchte auch den Naberger Zinnstockwerk findet sich keineswegs in Murkstein, wie aus *v. Charpentiers* mineralogischen Geogn phie der Kursächsischen Lande hätte ersehen werden kö nen. — Zum Thonschiefer rechnet der Vf. nicht allei den uranfänglichen, sondern auch den feinkörnigen Gra wacken-Mergel und Brandschiefer, die doch beide n in Flötzgebirgen vorkommen. Beym Hornschiefer wi der Ferberische und der Wallerische unterschieden. Z erstern rechnet der Vf. einige Abänderungen des Wernerischen Quarzfelses, zu letztern aber Werners Sie Grünstein, Hornblendschiefer und alle Hornblendeg steine. In einer Anmerkung behauptet der Vf. von Kie schiefer der neuen Oryktologen (Werners) mit eben so vi Unkenntniss, aber mit weniger Unbescheidenheit als Hr *v. Fichtel*, dass sich diese Gebirgsart *nie* in Gebirgsmass fände, ungeachtet die Kieselschieferberge in Böhme (bey Prag und an vielen andern Orten) und Sachsen (i der Gegend von Haynichen u. s. f.) bekannt genug sind. Auch unterscheidet der Vf. neptunischen und vulkan schen Hornschiefer; zu letztern scheint er den Grü stein zu rechnen. — 3) Kalkfels. Diesen theilt der Vf wie Werner, in 3 Arten ab: in uranfänglichen, aufg schwemmten (Werners Mittelkalkstein), und regenerirt (Werners Flötzkalkstein), zieht aber dieser Eintheilung noch eine andere in gemeogten und ungemengten vo welche wieder mannichfaltige Unterabtheilung zulä Die Anmerkung, dass der Gallmey blos in Kalkgebirg breche, ist ungegründet. — 4) *Quarzfels.* Hier zeigt sich des Vf. *gänzliche* Unbekanntschaft mit allen den Fo schritten, welche besonders in der Geognosie in sächs gemacht worden sind, wieder sehr auffallend. Er schäftigt sich weitläuftig, dass er den Quarzfels als Gebirgsart aufführe, und spricht davon als von etwas unerhörten, weiss aber nicht, dass Werner dies schon längst vor ihm gethan hat; eben so hält er die baierschen Quarzfelsen für die einzigen in Deutschland, und kennt weder die sächsischen (bey Frauenstein, Linda, Oberschöna etc.) noch die Harzer. — 5) *Speckstеinfels.* Hiezu zählt der Vf. a) den Topfstein; b) den Serpentin, α) ungemengten, β) gemengten; c) den Speckstein. Dieser letztere verdient nicht den Rang einer eignen Gebirgsart, in fern er nicht gemengt ist, und im letztern Falle scheint ihn der Vf. mit Chloritschiefer zu verwechseln, wenigstens nach §. 60. — 6) *Hornfels.* Hieher werden die verhärteten Thon- und Hornsteinporphyre gerechnet. Was sich der Vf. unter den Porphyriten und Pseudopor phyren der Sachsen denkt, versteht Rec. nicht. Seines Wissens ist diese so schwankende Benennung vielleicht nirgends seltner im Gebrauche, als eben in Sachsen. Zum Hornfels rechnet der Vf. auch die Grauwacke, aber ganz mit Unrecht. Als Gangart findet sich Porphyr nur selten. — 7) *Wacke* nennt der Vf. alle Breccien und Sandsteine, und verbindet also mit diesem so sehr gemissdeuteten und dadurch schwankend gewordnen Worte, wieder einen ungewohnten Begriff, weshalb er durch die Anm. 1. kaum gerechtfertiget wird. Ueber die Sandsteingebirge, (zu denen jedoch der Vf. fälschlich auch den Trippel- und die Steinkohlenflötze zu zählen scheint,) manche interessante Bemerkung. — 8) *Vulcanische Felsarten.* In der Einleitung zu diesem Abschnitte zeigt sich

kraft und nicht gemeinem Scharfsinne, dem zu einem vollkommenen Geognosten nur mehrere Erfahrung und weniger Einseitigkeit zu wünschen wäre. Sehr richtig werden die eigentlichen Vulcane und das, was Werner Pseudovulcane nennt, unterschieden; aber die Literatur über die vulcanischen Gebirgsarten ist äusserst mangelhaft. Die vulcanischen Erzeugnisse zerfallen in Producte, (wohin der Vf. Trafs, Lava und Basalt rechnet,) und Producte, (wozu die Leucite, Lavenschörl u. a. gehören,); letztern gesteht der Vf. zum Theil neptunischen Ursprung zu. Beym Trafs praktische Anmerkungen über die Bindeeigenschaft der Eisenerde. Den Basalt in Platten lafst der Vf. durch Zusammensinterung der vulcanischen Asche entstehen, so wie die einbrechende Hornblende u. a. Krystalle allen chemischen Principien zuwider, durch Aussinterung und Krystallisation. Wenn die zusammengebackne vulcanische Asche erzführend ist, so entsteht nach dem Vf. das *Saxum metalliferum*, welches nichts weniger als Werners Wacke, wie vermuthet wird, ist; vielmehr rechnet Hr. *Werner* den Graustein von jeher zu den Thonporphyren und seine Wacke ist ein einfaches grünlich graues, dichtes, mattes erdiges Fossil. — Bey den Laven werden unterschieden: a) eigentliche Laven, wohin, wie leicht zu vermuthen ist, der Vf. auch fälschlich den Obsidian rechnet; b) dichte; c) gleichartige Laven; d) vulcanische Schlacken, wie der rheinische Mühlstein und Bimsstein. Den plattenförmigen Basalt verwechselt der Vf. augenscheinlich mit Mandelstein und verwittertem Porphyr (§. 83.) Den säulenförmigen Basalt lafst der Vf. nach der Beroldingischen Hypothese entstehen. Ueber die Entstehungsart der prismatisch abgesonderten Stücken überhaupt. Aus den einzeln aufgeführten Arten des Basalts sieht man, dafs der Vf. mit diesem Worte einen sehr unbestimmten und viel weitern Begriff verbindet, als andere Mineralogen. Basalt soll ein äthiopisches Wort seyn, und soviel als *gebrannt* heifsen. — Trapp. — Porphyrfels, zu dessen Grundmasse der Vf. Jaspis annimmt, und hieher doch auch den *Serpentino verde antico* rechnet. Er läfst ihn durchs Feuer entstehen, weil er oft blasig ist, (dies ist er aber fast nie im Innern der Berge, sondern nur nahe am Tage, indem diese Form eine Folge der Verwitterung des Feldspaths ist. Für den vulcanischen Ursprung beweist sie nichts; denn man kennt auch blasigen Quarz, Kalkstein, Wacke etc.), und die Gemengtheile des Granits hat (welches letztere doch selten ist). Der Porphyr ist häufiger, (besonders in Sachsen,) erzführend, als der Vf. glaubt — Mandelstein, wo der Vf. den mit Achatkugeln übersehen hat. — Zeolithfels nach Fichtels Bemerkungen.

Zweyte Abhandlung. Unterirrdische Erdbeschreibung. Der Vf. unterscheidet hier wieder Massen-, Lager-, und Flötzgebirge. — Weitläuftig handelt er von *Gängen*, sowohl in geognostischer als bergmännischer Rücksicht. In seiner Definition (§. 100.) von Gängen fehlt das Hauptkennzeichen, dafs sie aus Fossilien, die vom Gebirgsgesteine verschieden sind, bestehen müssen, welches erst §. 105. angeführt wird. — Vom Streichen der Gänge. Nach dem Vf. u. a. ist es die Richtung nach einer gewissen Weltgegend. Allgemeiner und bestimmter gesprochen ist das Streichen eines Ganges, die Lage seiner [illegible] und wird nach dem Winkel bestimmt, den eine stündige Linie, die man sich auf dem Saalbande des Ganges vorstellt, mit der Mittags- oder Magnetlinie macht. Dieser letztere Winkel kann mittelst des Compasses unmittelbar beobachtet werden, und heifst observirter Streichwinkel, jener mufs aber erst durch diesen und der Magnetabweichung gefunden werden, und heifst daher reducirter Streichwinkel. In der Markscheidekunst ist dieser Unterschied wichtig, und auch für den Grubenbau, weil die Richtigkeit vieler von dem Markscheider zum Behufe einer sichern Veranstaltung zu machenden Angaben, mit darauf beruhet. Wie der Vf. §. 101. Anm. 1. den Compafs beschrieben hat, kann man nicht sehen, ob er den sonst gewöhnlichen Setzcompafs meynt, oder den itzt gebräuchlichen Grubencompafs, den die sächsischen Markscheider auch Hängecompafs nennen. Wie die Ungarn und Schweden ihren Compafs eintheilen, hätte doch auch erwähnt werden sollen. — Unrichtig ists, wenn der Vf. sagt: angewachsene Gänge waren selten reich; und bald darauf, edle Erze würden in der Teufe reichhaltiger. Beides ist in verschiedenen Erzrevieren sehr verschieden. Ueber Veredlung der Gänge; auch durch unedle zufallende Klüfte, wie sehr häufig im sächsischen Erzgebirge. Zuletzt zählt der Vf. die verschiedenen Fossilien auf, die in Gängen brechen, rechnet aber darunter ganz unrichtig Feldspath, Glimmerschiefer und Thonschiefer, so wie eine Menge andere sehr gewöhnliche fehlen. Ueberhaupt würden dem Vf. v. Charpentiers miner. Geogr.; Werners Abhandl. von Gängen; Lasius etc. bey dieser wichtigen Materie sehr viel Dienste geleistet haben. — *Flötze.* Hier kommen einige nicht ganz genaue Bestimmungen vor, die aus des Vf. Abtheilung der Gebirge folgen. Unvollständig und fehlerhaft ist auch das Verzeichnifs der Fossilien, die in Flötzen brechen. Das Kochsalz bricht in Stöcken und eignen Gebirgsmassen. Alaunschiefer in Thonschiefergebirgen als Lager. Vitriolerze ebenfalls in Lagern. Schwefelkiese in Lagern. Eisenthonerze in aufgeschwemmten Gebirgen. — Zwischen Stockwerke und Stocke macht der Vf. keinen Unterschied. Was er Steinscheide nennt, heifst eigentlich *Stockscheider.* — Tage- und Seifenwerke: falsch ist es, dafs sich gediegen Queckfilber in Seifenwerken finden sollte.

Dritte Abhandlung. Anzeigen der Mineralien. Voraus das nöthige historische vom Bergspiegel, der Wünschelruthe, der Magnetkugel, der Magnetnadel; (alles gut gesagt). In wie ferne Kahlheit der Gebirge, gewisse Nebel, feurige Lufterscheinungen, Quellen, Schneeschmelzen, Thau, Geschiebe, Guhren, Waschwerke etc. Anzeigen von Mineralien sind. (Sehr gut.) — Zuletzt einige geognostische Regeln für die Schätzung der Bauwürdigkeit eines unverritzten Feldes, die theils von dem Aeufsern des Gebirges, (wo der Vf. besonders dem Hn. von Trebra folgt,) theils von der Gebirgsart, theils auch von dem Miteinanderbrechen mehrerer Fossilien, hergenommen sind. Im bergm. Taschenbuche würde der Vf. für diese Materie noch manches brauchbare gefunden haben.

Zweyter Theil. Bergbau. Iste Abhandl. Schürfen. Dies Wort hat der Vf. in einem sehr weiten Sinne genommen. Darunter versteht man auch alte, aber auf-

gelaſſenen, Bergwerken. Sonſt ſchürft man nur im unverritzten, friſchen unverhauenen Gebirge. Das Unter- und Aufſuchen aufgelaſſener Bergwerke iſt nicht auch Schürfen. Richtige Regeln über jenes Unterſuchen und Aufſuchen. — Aufſuchung bekannter Gänge in benachbarten Gebirgen; bey Gängen, die blofs in einer und derſelben Gebirgsart ſtreichen, iſt das Ausſtecken eines Ganges, (worüber in *Lempens* Fortſetzung ſeiner Markſcheidekunſt ausführliche Anweiſung gegeben wird,) ein ſicheres Hülfsmittel, woferne nur dabey, wie auch der Vf. meynt, mit auf die geognoſtiſchen Kennzeichen, gehörige Rückſicht genommen wird. Regeln, in Gebirgen, die ſchon unterſuchten und bebaueten Gebirgen mehr und weniger benachbart ſind; oder völlig unverritzt ſind, Gänge zu entdecken. (Viele und richtige geognoſtiſche Beobachtungen in verſchiedenen Gebirgen angeſtellt, geben die beſten Regeln; auch zu Aufſuchung der Gänge und anderer Lagerſtäte in völlig ungebauetem Gebirge.) Bey mehrerer Bekanntſchaft mit guten geognoſtiſchen Schriften, werden dem Vf. auch mehrere Regeln, als er hier beygebracht hat, zur Kenntniſs kommen. Wenn man in einem Gebirge einen Gang entdeckt, ſo ſoll man da mehrere ſuchen, und dann den Ort ihres Zuſammenkommens, wobey man ſoll zu erfahren ſich bemühen, ob ſie einander parallel ſtreichen, oder einander zufallen. (Gänge können 1) entweder ganz parallel ſeyn, d. h. einerley Streichen und Fallen, ſowohl der Gröſse als Beſchaffenheit nach haben; oder 2) ſie ſtreichen einerley, haben aber nicht einerley Fallen, und das ſind parallelſtreichende Gänge, welche entweder im Ausgehenden, oder im Fallen, in der Tiefe, zuſammenkommen; oder 3) ſie haben einerley Verflächung der Gröſse und Gegend nach, und dieſe kommen nur im Streichen zuſammen; oder 4) ſie haben weder einerley Streichen noch Fallen: dieſe kommen ſowohl dem Streichen als Fallen nach zuſammen. Das Zuſammenkommen nach ihren Streichen, oder im Ausgehenden kann bey der Entblöſsung gebraucht werden, nicht ihr Zufallen, welches letztere in anſehnlicher Tiefe geſchehen kann.) — Wie auf einem neu gefundenen Gange angeſeſſen werden muſs. — Aufſuchung der Flötze. — Worauf man zu ſehen habe, wenn man ein Bergwerk findig gemacht hat.

Zweyte Abhandlung: Treibung der Stolle und Strecken, und Abſinkung der Schächte. Dieſs und das folgende hauptſächlich nach Delius; die Regeln und Vorſchriften aber ganz gut zuſammengeſtellt, und das nicht ohne eigne Bemerkungen. — §. 159. Nicht jeder ſeigere Schacht iſt ein Richtſchacht; nur der, welcher vom Tage wieder im Quergeſteine ganz ſeiger im Hangenden eines Ganges um ſelbigen in einer gewiſſen Tiefe zu erſinken, niedergebracht wird — *Stolln:* S. 169. iſt Flügelort und Querſchlag nicht richtig erklärt. Ein Flügelort entſteht, wenn von der Hauptrichtungslinie eines Stollns weg, eine Strecke in einer andern Richtung, ſie mag jene recht- oder ſchiefwinklicht ſchneiden, getrieben wird. Ein Querſchlag iſt eine im Quergeſteine getriebene Strecke. Wird z. E. von einem Schachte aus, oder von einem Gange zum andern, oder von einer Strecke zur andern in derſelben Sohle liegenden u. ſ. w., eine Strecke im Quergeſteine getrieben, ſo iſt das ein Queerſchlag. S. 173. II. Oft thut man beſſer, tiefe Erbſtolln auf Gängen zu treiben. Da muſs man von der geraden Linie abweichen, wie es der Gang erfodert. Tiefe Stölln haben auch oft mit zur Abſicht die Bauwürdigkeit des Gebirges in der Stollnteufe zu unterſuchen. S. 173. III. Ein Erbſtolln, der viel Waſſer abzuführen hat, muſs eine tiefe Waſſerſeige haben. Es gibt Stölln, die 7 und mehr Fuſs tiefe Waſſerſeigen haben, und dabey 5. 6 und mehr Fuſs weit ſind. S. 174. Nicht blofs Gegenörter werden durchſchlägig; auch Schachte und Ueberhauen, Schächte mit Strecken etc. S. 175. V. iſt ein Druckfehler, und muſs man 20 bis 24 Zoll leſen. Die Treibung tiefer Stolln erfodert allemal, wegen Abſinkung der Lichtlöcher, der Förderung etc., die Treibung wenigſtens eines hohern Stolls, oder daſs ſelbiger ſchon vorhanden ſey. — *Schachte.* S. 179. 1. iſt Bremsſchacht falſch erklärt. Man nennt Bremsſchacht oder Bremmer einen Schacht, der höchſtens 10 bis 12 Lachter tief iſt, nicht jeden abgeſetzten Schacht. Zur 2manniſchen Förderung mit dem gemeinen Hornhaſpel kann ein Schacht 20 bis 24 Lr. tief ſeyn. Wo nun, wie es ſonſt ſehr gewöhnlich war, aus anſehnlichen Tiefen mit dem 2männiſchen Haſpel gefordert wird, gehen auf ſeiger fallenden Gängen, aus bekannten Urſachen, die Förderſchächte insgemein nicht in gerader Linie nieder: der folgende ſteht allezeit wenigſtens um einige Lachter ſeitwärts von dem vorſtehenden, und heiſst nicht Bremsſchacht. Auf flach fallenden Gängen gehen zwar oft die Mittellinien der Förderſchächte in einer und derſelben fort, die Haſpel werden allezeit auf das Hangende in ſchicklicher Weite geſetzt; aber man findet auf ſchlechten Gängen öfters auch die zweymanniſchen Förderſchächte abgeſetzt, und dieſe heiſsen nicht Bremsſchächte. Ueberhaupt trifft man, beſonders auf Gangbergbau viel Schächte unter einander an, die nicht in gerader Linie fortgehen, ſondern ſeitwärts abgeſetzt ſind, wie es das Locale, dieſe und jene ſpeciellen Abſichten und ſonſt Nebenumſtände, (die Unterſuchung des Ganges, die Beförderung des Wetterwechſels, die Förderung etc.) erfodert haben. Nach S. 179. 4 ſoll blofs über Geſenke eine Hornſtadt kommen. Dieſs iſt nicht ſo. Denn bey allen Schächten, wo mit dem Haſpel gefördert wird, muſs für jeden Haſpelknecht eine Hornſtatt ſeyn, Raum, wo der Haſpelknecht zur gehörigen Umdrehung des Haſpels ſtehen kann. Iſt dieſer Raum nicht ſchon da, ſo wird er beſonders ausgebauen. Was S. 182 ff. in Rückſicht der Anlegung eines ſeigern Schachtes geſagt iſt, gilt mehr von Hauptſchachten, die ſeiger vom Tage niedergebracht ſind. Indeſſen hätte der Vf. doch auch noch die übrigen Fälle, wo ſeigere Schächte zu ſinken ſind, bemerken, und dafür ebenfalls Regeln ihrer Anlegung geben ſollen; eben ſo auch für flache Schächte. Denn daſs ſeigere Schächte nicht in allen Fällen den Vorzug haben, bemerkt der Vf. ſelbſt §. 168. Nr. 2. Es läſst ſich erweiſen, daſs es bey ſchmalen Gängen, die nicht ſonderlich flach fallen, vortheilhafter iſt, gleich vom Tage nieder auf ſolchen die Hauptſchächte abzuſinken. Freylich bey anſehnlich flach fallenden Gängen, — z. B. 50, 45, 40 u. w. Grade, wo das Nebengeſtein ſehr ſchmeidig und nicht ſonderlich haltbar iſt, — thut man allezeit beſſer, Richtſchächte zu ſinken.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. August. 1794.

TECHNOLOGIE.

INGOLSTADT, b. Krüll: *Anfangsgründe der Bergwerkskunde.* Von Franz von Paula *Schrank* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Dritte Abhandlung, Grubenzimmerung. A) *In* (auf) *Stollen und Strecken.* S. 186. In Sachsen und auf dem Harze, heissen nur die beiden Stöcke, die an die Ulmen zu stehen kommen, und welche der Vf. mit *Delius* Stempel nennt, Thürstöcke; sein dritter heisst die Kappe. S. 189 u. f. Die Pfähle werden an andern Orten (z. E. in Sachsen) auch aus 3 Ellen langen Schwarten gemacht. B) *Schachtzimmerung.* Rec. bemerkt nur: dass, selbst in seigern Schächten, die Zimmerung, wo die Kappen oder Stempel mittelst Hohlkehlen mit den Jöchern verbunden werden, gar nicht, bey halbwege starkem Drucke aus den Stossen, steht, wie Rec. an mehreren Orten gesehen hat. Jöcher und Kappen müssen mit Gesichtern verbunden seyn, wie Thürstöcke und Kappe, und wie man aus dem Berichte von Bergbaue lernen kann. S. 206. wird gesagt, dass in flachen Schächten keine Tragstempel nöthig wären. Allerdings, wenn er mit Polzen oder ganzen Schrote verwahret werden muss. Freylich ist die Zimmerung in solchen Schächten mühsamer und schwerer als in seigern, wenn der flache Schacht durch die Zimmerung nicht verkrüpelt werden soll.

Vierte Abhandlung, Die Arbeit auf dem Gestein. Die verschiedenen Grade der Gesteinsfestigkeit, die im 1sten Stücke des 1sten Jahrganges des bergmänn. Journals von Hn. Werner angegeben und beschrieben sind, hätte der Vf. immer annehmen können. Sie sind in der Praxi allerdings brauchbar. — Die Bergeisen macht man besser gleich aus Stahl. — Man steckt gewöhnlich die Räumnadel gleich an die Patrone und schiebt letztere durch erstere mit in das Loch. Darauf stampft man getrockneten und von Steinen gereinigten Lehm gehörig fest. Wenn das Loch etwa ⅓ voll ist, muss man die Räumnadel ein wenig herausziehen; ebenfalls auch, wenn das 2te Drittel des Loches besetzt ist. Thut man dies nicht: so kann man die Nadel, wenn das Loch gehörig und völlig besetzt ist, äusserst schwer herausbringen. Das Brandröhrgen, oder der Zünder, oder die Raquete, wie es auch an einigen Orten heisst, ist theils von Schilf, theils von Pappier, mit nassen Pulver ausgeschmiert und hernach getrocknet. Jetzt schlägt man an einigen Orten des Kursächs. Bergbaues, ehe man das Loch mit Lehm besetzt, wieder einen hölzernen Pfropf besser über selbiger, dass zwischen der Patrone und dem Pfropfe ein luftvoller Raum bleibt. Man kann das Loch nun weit sicherer besetzen und im letztern Falle wirkt das Pulver auch mehr. Man bohrt einmännisch zu 15, 18, zuweilen auch zu 20 Zoll tief; die Löcher werfen denn noch gut, wenn sie nur gut angelegt sind. Die zweymännischen Bohrlöcher sind, auf Strassen und in Fürstenbauen von vieler Weitung, und wo das Gestein fest ist, beym Schiessen aus dem Ganzen weit vortheilhafter als die einmännischen, wie die Erfahrung ebenfalls gelehrt hat. Man gewinnt mit einer gewissen Anzahl zweymann. Bohrlöcher mehr als mit doppelter Anzahl unter ähnlichen Umständen angelegter einmann. Bohrlöcher. Wo das Gestein sich leicht zieht, oder viel Ablosungen hat etc., da tritt der Fall ein, den der Vf. §. 209. Nr. 2. angeführt hat. Uebrigens ist es gewiss, dass ein Schuss, wenn er vortheilhafter wirken soll, mehr reissen und Gestein trennen als werfen muss.

Fünfte Abhandl, Vom Grubenbau. Gleich anfangs (S. 230.) merkt der Vf. sehr richtig an, dass auch bey dem Bergbaue: „*mit der wenigsten Auslage die grösste „Einnahme zu bewirken ist. Aber die wenigste Auslage „ist nicht allemal die, welche, für sich selbst betrachtet, „die kleinste ist, wie die grösste Einnahme nicht allemal „die ist, welche mir ein gegebenes Gewerbe in der kürzesten „Zeit und in der grössten Menge verschaffet.* Wenn der „Ertrag irgend eines Gewerbes durch grosere, rechtzeitige Auslagen gesichert und vergrösert, wenn er durch „eine *kluge Genügsamkeit* um *so viel dauerhafter* gemacht „wird, hingegen durch eine *unzeitige Sparsamkeit* seine „Quelle bald *armlich* wird, oder *gar versiegt:* so *sind „jene grössern, aber rechtzeitigen, Auslagen die klein„sten*, so ist jener *kleinere, aber dauerhaftere, Ertrag „der grösste.*“ So wahr und einleuchtend dieser Grundsatz ist, so sehr wird er insgemein missverstanden, obgleich seine Nichtbefolgung bey dem Bergbaue weit nachtheiliger ist als bey irgend einem andern Gewerbe. Uebrigens handelt der Vf. blos vom Baue auf Gängen und Flötzen. Stockwerke sieht er in Rücksicht der Abbauung als sehr mächtige Gänge an und empfiehlt für sie den ungarischen Queerbau. So überzeugt Rec. von den grosen Vortheilen des Queerbaues auf mächtigen Gängen ist, so wenig ist noch ausgemacht, ob er wirklich für Stockwerke, wie das Altenbergl. und andere sind, vortheilhafter in Absicht der Gewinnung ist, als der gewöhnliche Stockwerksbau, den der Vf. doch auch hätte beschreiben sollen. Wenn man indessen den beschriebenen Queerbau mit dem gewöhnlichen Stockwerksbaue genau vergleicht: so dürfte, wenigstens bey

von Statten gehen oder eingerichtet werden können als durch erstern. — Bauwürdige Gänge werden bekanntlich durch Strafsenbau, Förstenbau und Queerbau abgebauet, wovon der Vf. auch hauptsächlich handelt; er sagt aber wenig oder gar nichts von Hülfs- und Versuchsbauen, die doch auch mit zu dem Grubenbaue gehören. Vom Strafsen- und Förstenbaue hätte indessen noch mancherley können beygebracht werden. Es fehlen z. B. Regeln für die gute und vortheilhafte Anlage eines Strafsen- oder Förstenbaues; es hätte mehr, als §. 236 u. f. geschehen ist, von den Vortheilen und Nachtheilen des einen und des andern Baues beygebracht werden können etc. — In Rücksicht des Baues auf Flötzen betrachtet der Vf. nur die schwebenden Flötze, die wenig oder gar kein Fallen haben. Flötze, die auf dem Kopfe stehen oder ein starkes Fallen haben, d. i. mit dem Horizonte einen ansehnlichen Ngwinkel machen, nimmt er, mit Hn. von Trebra, in Hinsicht der Abbauung, für Gänge. Sonach wird hier hauptsächlich vom *Strebenbau* gehandelt. Doch geht der Vf. nicht tief genug in die Sache. Hohe Flötze empfiehlt er durch eine Art von Queerbau abzubauen. Der Pfeilerbau, gehörig angelegt, ist so etwas und hier besser als der eigentliche Queerbau, wie man auf gut betriebenen Steinkohlenwerken sehen kann; freylich mufs da der Pfeilerbau so angelegt seyn, dafs mit geringen Kosten eine ansehnliche Quantität Kohlen gewonnen werden und die Arbeiter dabey doch auch gehörigen Verdienst haben können. *Von der Grubenmaurung.* Es scheint anfangs, dafs zwar der Vf. den Nutzen der Grubenmauerung erkenne, aber nicht hinlänglich, ob er gleich des Hn. von Trebra Anempfehlung für sich hat und auch anführt. Doch widerlegt er §. 253. die von ihm §. 257. nach Delius vorgebrachten Einwendungen gegen diese Art des Grubenausbaues. Auf den kursächs. Bergwerken, als in Freyberg, Schneeberg etc. können aus Erfahrung die grofsen Vortheile der Grubenmauerung, besonders der Kalkmauerung, gezeigt werden. Im bergmänn. Journal von 1793 wird der Vf. schöne Beyträge zur Kalkmaurung finden, sowohl in Rücksicht des ökonomischen und technologischen als mathematischen; auch eine kleine Nutzberechnung im Magazin für die Bergbaukunde, 2tem Theile. — §. 259. zu Ende steht: „wirklich hat man in „Marienberger Revier des Bergamtes Freyberg" etc. Das Marienberger Revier hat ein eignes Bergamt, das nicht unter dem Bergamte zu Freyberg, sondern unter dem dasigen Oberbergamte steht, wie alle Bergämter des kursächs. Erzgebirges. — Uebrigens hätte hier Rec. mehr von dem technologischen und mathematischen der Grubenmaurung (freylich das mathematische so gemeinfaslich wie möglich vorgetragen), erwartet.

Sechste Abhandlung. Von der Förderung. Zuerst die bey der Streckenförderung gewöhnlichen Fortschaffungszeuge: Laufkarn, Hunte. Der ungarische Hunt wird vorgezogen. Aus von Böhmers Grubenförderung hätte der Vf. noch andere sehr vortheilhaft eingerichtete Hunte (so wie gute Harkel), können kennen lernen, auch sonst vieles in Rücksicht des technologischen, ökonomischen und mathematischen, das hier hätte sollen benutzt werden. — Zu Umtreibung der stehenden Winde, des gemeinen Bergwerksgöpels, zieht der Vf. mit Recht die Pferde den Ochsen vor. Er gibt das mechanische Moment eines Pferdes 3mal gröfser als das eines Ochsens an. Rec. weifs aber aus Beobachtung, dafs eine und dieselbe Last aus einer und derselben Tiefe mit 3 Pferden in 6 Stunden, mit 4 Ochsen aber in 7 Stunden aufgefördert wurde. Sonach verhielte sich der Effect eines Ochsens zum Effecte eines Pferdes $= 9 : 14 = 1 : 1\frac{5}{9}$. Die Pferde waren weder von einem schlechten noch sonderlich starken Schlage. — Die Pferdegöpel auf den kursächs. Bergwerken, besonders zu Freyberg, Anneberg und Schneeberg, sind viel besser als die ungarischen eingerichtet. Im bergmännischen Journale von 1792 findet man einen beschrieben. Eben so hat auch Rec. daselbst die Wassergöpel vortheilhaft und mechanisch gut eingerichtet gefunden. Die da gebräuchliche Verrichtung des Tonnenfaches und der Tonnen, erleichtert den Gang dieser Maschine sehr, und ist auch bey Haskoln nachgeahmt worden, wie man aus dem vorhin angeführten Buche Hn. von Böhmers ersehen kann. — Zuletzt ertheilt der Vf. die für den Bergbau sehr wichtige und daher sehr wohl zu beherzigende Regel: *„Man treibe die Wirthlichkeit aufs höchste und vermeide alle Fülligkeit, Ersparnifs an Zeit ist oft mehr Gewinst als Ersparnifs an Summen."*

Siebente Abhandlung. Von der Wetter- und Wasserlosung. Wetterlosung. Der Vf. braucht §. 290. das Wort: Stickluft, statt: mephitischer Luft. Das erste würde Rec. nach der neuern Chemie, lieber und richtiger für die sogenannte phlogisticirte Luft gebraucht haben. §. 291. sucht der Vf. einen Beweis für den Satz: dafs im Winter die Wetter durch tiefere Tagesöffnungen und im Sommer durch höhere, einfallen, zu geben. Allein der Satz ist nicht allgemein, wie selbst aus des Vf. Beweise erhellet, und wie er auch §. 292. selbst bemerkt. Doch sieht man, dafs er ihn mit Jars u. a. für allgemeiner nimmt als Delius thut und er auch wirklich ist. Dafs jener Satz nicht so allgemein ist, wird auch in 1sten Bande der Beobachtung und Entdeckung aus der Naturkunde versichert. Nur dann fallen im Sommer die Wetter zu den höhern Tagöffnungen ein, wenn (wie sich selbst aus des Vf. Beweis ergibt), die tiefern (ihrer Lage nach), mehr von der Sonne beschienen werden als jene, folglich dadurch die Luft über der tiefern Oeffnung wärmer, mithin leichter und specifisch elastischer wird, also da in die Höhe steigt. Delius erklärt alles so ziemlich richtig; nur denkt er sich erwärmte Luft schlaffer als kältere, da doch jene nur eine geringere Dichte, aber dabey eine gröfsere specifische Elasticität besitzt, indem für unsere atmosphärische Luft, die nur genannte Elasticität, der Wärme proportional ist. — Die zur Beförderung des natürlichen Wetterwechsels gegebenen Regeln sind gut und in der Praxi längst gebraucht worden. Für den künstlichen Wetterwechsel zieht der Vf. in Absicht der Wirkung mit Recht die Wassertrommel und den Wetterofen vor, wozu Rec. noch den Harzer Wettersatz setzt. Die Wetterlutten thun nicht für das Einziehen der Wetter die gehörigen Dien-

ste, besser, wenn man sie zum Ausziehen der Wetter braucht, welches leicht angeht. Uebrigens würde der Vf. noch viel Brauchbares über die Wetter im Magazin für die Bergkunde gefunden haben. — *Wasserlosung.* Hier ist der Vf. in der That zu oberflächig: er handelt *diese wichtige* Materie nicht ganz auf 7 Seiten ab. Er hätte können, ohne Zeichnung, mancherley Gutes über die Wasserlosung mit Maschinen sagen können. Er konnte die Einrichtung dieser Maschienen als bekannt voraussetzen und durfte sich nur mehr über ihren Gebrauch in diesem und jenem Falle, über ihre Vortheile, Unterhaltung etc. auslassen.

Dritter Theil. Aufbereitungskunst. 1ste Abhandlung. Grundsätze der Aufbereitungskunst. Die in der Note §. 317. erwähnte und zu Schemnitz gebräuchliche Vorrichtung oder Gradationswäsche ist was an andern Orten eine Klaubwäsche heifst. Rec. hat sie auch auf verschiedenen Gruben in der Freyberger Revier, nebst noch andern hübschen Wäschvorrichtungen, eingeführt gefunden. Von der auf der Grube Kurprinz Friedrich August befindlichen, steht eine Beschreibung im 3ten Theile des Magazins für die Bergbaukunde, wozu sich im 10ten Theile ein schätzbarer Beytrag findet. — Zu dem Siebsetzen (§. 319. u. f.) finden sich im bergmänn. Journale schöne Beyträge; auch welche zu den Pochen und Waschen, ebenfalls auch im 2ten Theile der Bergbaukunde. — Der Stofsherd wird §. 342. zu kurz abgefertiget. Im nur erwähnten 3ten Theile des Magazins für die Bergbaukunde ist einer abgebildet und beschrieben, wie sie in Freyberg mit vielem Vortheile eingeführt sind. Aus der letzten Abhandlung dieses Theiles wird man auch seine Behandlung abnehmen können. Die *Stofsherde* hält Hr. von *Trebra* unter allen Herden mit Recht *für die glücklichste Erfindung.* Sie bereiten mehr, reiner und mit viel weniger Kosten auf. Bey den röschgepochten Erzten übertrifft der Stofsherd die Glauchherde nicht so sehr; aber ansehnlich bey den zähgepochten: besonders vortheilhaft ist er daher, wo edle Geschicke durch Waschen auf den Herden müssen aufbereitet werden; 4 Stofsherde wirken in diesem Falle mehr als 12 Kehr- oder Glauchherde. Diefs widerspricht freylich Delius Urtheil, der aber bekanntlich auch nicht ohne Vorurtheil war, so viel Verdienste er übrigens hat. *Zweyte Abhandlung. Vom Teichbaue.* Rec. sieht nicht wie diese Materie zur Aufbereitungskunst kommt. Wollte der Vf. aber von den Aufschlagewassern Unterricht ertheilen: so mufste er nicht die Auffammlung derselben, sondern auch ihre Aufsuchung, Herbeyleitung und zweckmäfsige Vertheilung, abhandeln.

Vierter Theil. Von den Bergwerkspersonen und der Bergwirthschaft. Hauptsächlich wird hier von letztern gehandelt. — §. 364. wird das Wort Kux, weiblichen Geschlechts genommen, ist aber männlichen Geschlechts. Man spricht nicht die Kux, sondern der Kux, des Kuxes etc. — Ziemlich ausführlich über die verschiedenen Arten der Gedinge, wozu sich aber noch manches setzen liefse. Der Vf. schreibt in Rücksicht des richtigen Verdingens auf dem Gesteine vor, dafs von den Steigern, Geschwornen und übrigen Grubenbedienten, drey Schichten hindurch Arbeit soll gemacht und daraus das Gedinge bestimmt werden. Diefs Verfahren ist sehr weitläuftig, und auch nicht nöthig: man mufs nur solche praktische Beamten verdingen lassen, die sich durch Erfahrung eine hinlangliche Kenntnifs vom Gesteine erworben haben, indem sie alle mogliche Gesteinsarbeit geraume Zeit hindurch selbst getrieben haben. Beym Verdingen zeigt sich besonders der Nutzen der vorher erwähnten Grade der Gesteinsfestigkeit, hauptsächlich wenn man sie mit Rechnungen verbindet, wie im 4ten und 10ten Theile des Magazins für die Bergbaukunde stehen. Die Schemnitzer Art auf dem Gesteine zu verdingen (S. 372.) ist eigen und auf die ersten und längst bekannten Lehren der Theorie der Zuverlafsigkeit und Versuche gegründet, von der Lambert in seinen Beyträgen so schön gehandelt hat. Das Verdingen nach dem Gewichte oder des Gehaltes des gewonnenen Erztes läfst sich, ob es gleich in Niederungarn längst gebräuchlich ist, allgemein nicht einführen. Bey sehr edlen Geschicken kann es wegen dem zu starken Steigen der Löhne mit dem Metallgehalte, nicht mit Vortheile angewendet werden. Den gröfsten Vorzug hat es, aus begreiflichen Ursachen, beym Bauen auf Gängen wo edle Geschicke in Nestern einbrechen, nur mufs man die Arbeiter immer unter guter Aufsicht haben. Indessen steht dieser Verdingungsart, die ungleichförmige Vertheilung des Gehaltes in den gewonnenen Erzthaufen entgegen, wodurch es leicht geschehen kann, dafs die Gewinnerlöhne entweder für die Grube oder die Arbeiter nachtheilig ausfallen. Genaue Erztproben und bewährte Kenntnifs des Erztgehaltes kann jedoch dieses Nachtheilige sehr vermindern. — Die S. 380. Nr. 2. aus dem Delius für die Hunteförderung beygebrachte Gedingtabelle ist nicht richtig, wie in der 2ten Auflage von Beyers grundlichen Unterrichte vom Bergbaue nach Anleitung der Markscheidekunst, ist gezeigt worden. — Die Zimmerung zu verdingen, thut man nicht wohl, da solche Gedinge leicht der Grube zum Nachtheile gereichen können.

SCHÖNE KÜNSTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Ueber Deklamation*, von *H. G. B. Franke. Zweyter Theil.* 1794. 294 S. 8.

Von dem ersten Theil dieser in ihrer Art schätzbaren Schrift hat zu seiner Zeit ein andrer Recensent (A. L. Z. v. 1792, III. 437.) die Anzeige geliefert, und den Werth nicht verkannt, der ihr sowohl von Seiten des Inhalts als der Behandlung gebührt. Jener erste Theil war theoretisch, und betrachtete die Declamation im Allgemeinen; dieser zweyte hat eine specielle Anwendung zur Absicht, und führt daher zur Aufschrift: *Angewandte Declamation.* Indefs gaben eben die Beyspiele des Praktischen dem Vf. zu mancher weitern Erörterung des Theoretischen Gelegenheit; und auch hier findet man sich lehrreich und anziehend von einem Manne unterhalten, der über seinen Gegenstand reiflich nachgedacht, und ihn sich überall, wo er hörte, las, oder unterrich-

tete, lebhaft vorſchweben liefs. Zuerſt werden einige Bemerkungen vom Ausdruck der Seele durch die Rede überhaupt vorausgeſchickt, vornemlich in Hinſicht auf den gröſsern oder geringern Grad ihrer Thätigkeit und Ruhe, und den gleichartigen Stufengang, den hier das Gemüth und ſeine Dolmetſcherin, die Rede, beobachten. Sodann wird jeder einzelne Zuſtand der Seele mit ſeinen verſchiedenen Modificationen, in dieſer Beziehung, beſonders durchgegangen; und da handelt der Vf. erſtlich vom Ausdruck im Zuſtande des Denkens, oder von der Ideendaclamation, wo die Abſtufungen wieder ſo mannichfaltig ſind, als die Denkarten ſelbſt, indem Ueberlegung, Wahrnehmung, Ungewiſsheit, Zweifel, Ueberzeugung, Folgerung, u. ſ. f. jede ihren ganz eignen Ton des Vortrags fodern. Bey dieſer Gelegenheit macht der Vf. einige feine und für den Unterricht brauchbare Bemerkungen über den Periodenbau, und über die darin liegenden Verhältniſſe der Gedanken und Sätze unter einander. Durch den bey dieſem Abſchnitte zum Grunde gelegten Unterſchied des objectiven uud ſubjectiven Ausdrucks in der Declamation, gewinnt die Deutlichkeit und Beſtimmtheit nicht wenig. In der folgenden dritten Abtheilung iſt die Rede vom Ausdruck im Zuſtande der Gemüthsbewegungen und Leidenſchaften, oder von der Empfindungsdeclamation. Hier wird eine allgemeine Betrachtung über den Empfindungsausdruck überhaupt vorausgeſchickt, uud unterſucht, worin er ſich vom Vortrage der Gedanke unterſcheide. Dadurch nemlich, dafs dieſer die Verhältniſſe der Ideen nach ihrer Lage, Stellung, Folge, u. ſ. f. und die ganze Richtung und Wendung des Verſtandes dabey angibt; jener hingegen mehr die Wirkungen der Eigenſchaften einer Sache darlegt, uud die daher entſtandenen Gefühle, die entweder angenehm oder unangenehm ſind, anzugeben ſucht. Daher die vielen Interjectionen und Beywörter; daher auch der Umſtand, dafs die Declamation der Empfindung den Accent mehr auf Adjective, als auf Subſtantive, ſetzt. S. 122. hat der Vf. einen ganz glücklichen Verſuch gemacht, dieſen Unterſchied des Vortrages der Empfindung und der Gedanken durch Bezeichnung der Längen und Kürzen in der Tongebung in einem Beyſpiel anſchaulich zu machen. Sehr richtig iſt auch der phyſiologiſche Unterſchied bemerkt, dafs an der Empfindungsſprache mehr die Bruſt, an dem Gedankenvortrage aber mehr die feinern Schwingungen der Hirnfiebern Theil nehmen. Bey der Betrachtung jeder einzelnen Empfindung und des ihr entſprechenden Ausdrucks der Rede legt der Vf. nicht die zu weitläuftige und zu allgemeine Eintheilung der Empfindungen in angenehme und unangenehme zum Grunde, ſondern verſucht lieber eine eigne, nach der Verſchiedenheit, wie ſich eine Empfindung im Innern fühlt, und in ſofern einige Empfindungen mit dem Gefühle der Ausdehnung, der Erweiterung verbunden ſind, andre hingegen verengen, andere ſchwächen und erſchlaffen. Jede dieſer drey Arten hat denn wieder ihre Unterabtheilungen, die nach einander durchgegangen, und mit Beyſpielen erläutert werden. Endlich handelt der Vf. noch im vierten Abſchnitte von dem Ausdruck im Zuſtande des Vorſtellens, oder von der Phantaſiedeclamation, die auch die maleriſche heifsen kann, und welche die Abſicht hat, die Gegenſtände nicht blofs verſtändlich, ſondern anſchaulich zu machen. Auch dieſe hat ihre verſchiedenen Grade, darnach ſich richtende Erfoderniſſe und Rückſichten, die man auf dieſelben nehmen mufs, *um durch* Malerey nicht mehr zu verderben als zu heben, *um nicht* lächerlich und abgeſchmackt zu werden, wo man rührend und eindringlich ſeyn will. — — Auch dieſer zweyte Theil macht dem Beobachtungsgeiſte und dem lautern Geſchmacke des Vf. Ehre, und ſein Buch gehört zu der gewifs nicht zahlreichen Klaſſe unſrer abhandelnden Schriften, die ſich auch durch edle und blühende Schreibart auszeichnen, ohne dafs jedoch ſeine Belehrung über Declamation ſelbſt Declamation geworden wäre.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Danzig*, b. Troſchel: *Zwey Predigten bey Gelegenheit der feyerlichen Erbhuldigung, welche Sr. Majeſtät dem Könige von Preuſsen Friedrich Wilhelm II. den 7. May* 1793 *in Danzig geleiſtet wurde.* Gehalten von *J. W. Linde*, Pred. an der heil. Geiſtkirche. 1793. 46 S. gr. 8. — Dieſe Predigten bürgen für den Geſchmack, wie für das Wahrheitsgefühl der Danziger, da ſie, wie Rec. weifs, ihrem Vf. von mehreren ſeiner Zuhörer abgefodert worden ſind. Der Ton in denſelben iſt der Würde der Kanzel angemeſſen, nichts weniger als ſchmeichelnd, wie es leider bey ähnlichen Veranlaſſungen ſonſt oft der Fall iſt. Durchweg herrſcht die Sprache eines Mannes, der, ohne dem anerkannten Werthe der bürgerlichen Verfaſſung, in welcher er bis dahin lebte, etwas zu vergeben, mit männlichem Anſtande in eine neue übergehen, und ſich in die Zeit zu ſchicken verſteht. Die von der Regierung vorgeſchriebenen Texte ſind zu der auf dem Titel angezeigten Feyerlichkeit zweckmäfsig benutzt. Ueber *Hiob* 36, 5—7. wirft der Vf. am Vorbereitungstage zur Huldigung die Frage auf: *Woher weifs ich, dafs wir am Tage der Huldigung unſerm Könige mit Willigkeit und Treue ſchwören?* und die Antwort, nach einer auf die Geſchichte des Menſchen, oder der Entwickelung ſeiner Neigungen, Begierden und Grundſätze, ſich gründenden Eintheilung heifst: *Wir ſchwören* 1) *als verſtändige und erkenntliche Männer*, 2) *als geübte und erfahrne Bürger*, 3) *als aufgeklärte und entſchloſſene Chriſten.* Am Danktage nach der Huldigung knüpft er den Inhalt ſeiner Betrachtungen wieder an, um über 2 *Sam.* 14, 17. zu zeigen: *Wie Liebe und Treue gegen den neuen König*, zu welcher er vorhin ermuntert hatte, *durch Bekanntmachung mit dem Charakter des Königs nach ſeinen einzelnen Zügen, durch Entſchloſſenheit ſelbſt auf den König einzuwirken, und durch Gebet zu Gott für ſein Wohlergehen*, geäufsert werden müſſe. Alles darüber geſagte zeichnet ſich durch Ausführung und Einkleidung gleich vortheilhaft aus, daher auch Rec. einzelne Stellen auszuheben ſich enthält, die aufser dem Zuſammenhange ſehr verlieren würden. Als Muſter guter Caſualreden, mit Rückſicht auf ein im Denken geübtes, oder doch durch Lectüre gebildetes Auditorium, verdienen dieſe Predigten ganz geleſen zu werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 4. August 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Bremen, b. Förster: *Jesaias zweyter Theil*, neu übersetzt und kritisch bearbeitet von *Gerhard Krägelius*. 1791. 108 S. gr. 8.

Der erste Theil dieser Uebersetzung ist in der A. L. Z. 1791. No. 101. angezeigt worden. Wir wollen uns statt eines allgemeinen Urtheils diesmal auf *eine* Stelle etwas näher einlassen, und wählen dazu den Anfang des 27. Kapitels, dessen Lesart bekanntlich von neuern Kritikern für sehr verderbt gehalten wird. Dass Hr. K. viele Conjecturen gewagt habe, beweist schon die Uebersetzung K. 27, 1—6. 1. *Dann wird Jehovah durchbohren Leviathan, die zaubernde Schlange, Und Leviathan, die sich schlangelnde Schlange Und würgen das Ungeheuer im Meere.* 2. *Alsdann wird ein angenehmer Weinberg seyn Und Wein in ihm vom köstlichsten Geschmack.* 3. *Ich, Jehovah, bewache ihn mit meinen Augen, Mit meinem Angesichte decke ich ihn. Bey Nacht schütze ich ihn, Und bey Tage bewahre ich ihn.* 4. *Eine Mauer brauche ich nicht. Wer wird mich zur Dornhecke machen können? Mit Kriegessturm will ich über sie herfallen Und alles in Brand stecken.* 5. *Der Feind wird sich halten an meiner Kraft, Und Friede machen mit mir, Ja Friede wird er machen mit mir.* 6. *Es wird die Frucht aus der Wurzel hervorkommen. Jacob wird aufsprießen, Und aufblühen Israel, Und früchtevoll wird der Erdkreis seyn.* V. 1. liest der Vf. וְנָקַר oder vielmehr יִקַּר statt יִפְקֹד, und glaubt, dass die LXX so gelesen haben. Aber ἐτάξει muss man von ἐτάγω, nicht, wie Hr. K. will, von τήγνυμι ableiten; und in dieser Uebersetzung wird פקד öftrer, z. B. Exod. 32, 33, 34, 7. durch ἐτάγω ausgedrückt, auch sogar hier und noch in 4 Stellen des Jesaias. S. K. 15, 7. 24, 21. 26, 14. 26, 21. Es bleibt also die vorgeschlagene Lesart eine bloße Muthmasung, die, nach des Rec. Gefühl, nicht eben wahrscheinlich ist, weil פקד einen schicklichen Sinn gibt und sowohl die Autorität der alten Versionen, als der hebräischen Handschriften für sich hat. Für ברח liest er חבר ohne irgend eine Auctorität und ohne dringende Ursache. Denn alles spricht für die gewöhnliche Lesart, auch Hiob. 26, 13. man mag nun dadurch mit Schultens *serpentem mali ominis*, oder mit den LXX. die fliehende oder schnelle Schlange verstehn. V. 2. hat Hr. K. חמר und חמר וחמר in ענג und ענג in ענג verwandelt. Die erste Aenderung hat etwas für sich. Denn für חמר steht bey den LXX. καλὸς, ἐπιθύμημα Allein hieraus folgt nicht einmal, dass die LXX. חמר zweymal gelesen, sondern nur, dass sich hier, wie Ps. 20, 1. eine doppelte Uebersetzung eben desselben Wortes eingeschlichen hat. Auch würde diese Muthmasung durch Berufung auf die vielen Handschriften und Ausgaben, von denen einige חמר, andre חמר lesen, nichts gewonnen haben, weil die Aehnlichkeit des ר und ר die Quelle dieser verschiedenen Lesart ist. Rec. getraut sich zwar nicht, zuverlässig zu entscheiden, welches die wahre Lesart sey, doch ist er geneigt, mit den LXX. und dem Chaldäer חמר vorzuziehen. Im ersten Satz ist weiter keine Aenderung nöthig, wenn man construirt, *tum vineam quod attinet, canite de ea.* Allein da ein Wechselgesang Gottes und des Weinbergs folgt: so kann sich Rec. des Gedankens nicht erwehren, dass man für לָהּ vielleicht לָהּ, wie die Poëten mit eben dem Rechte für לן schreiben können, mit welchem Moses Gen. 49, 11. עירה für עורן setzt, aussprechen müsse: *Alsdann sing, o geliebter Weinberg, mit ihm diesen Wechselgesang.* Der Pluralis von ענן steht dieser Auslegung nicht entgegen, weil כרם das ganze jüdische Volk bedeutet. Setzt doch Jesaias auch Kap. 7, 13. den Pluralem zu בית דויד. Vielleicht hat der Vf. der Vulgata auch לָהּ gelesen. Denn er übersetzt: *in die illa vinea meri cantabit ei*, und *ei* kann sich hier wohl nicht auf *vinea* beziehen. V. 3. leitet Hr. K. אשקנה von נשק ab und liest מִנִּי statt מִן, oder vielmehr לִמְנִי. Dass נשק *decken*, oder ohne Metapher *beschützen* heißen könne, wird nicht bewiesen. Und die gewöhnliche Lesart giebt, wenn man רגעים nach dem Arabischen von einem häufigen Regen versteht, einen guten Sinn: *ich tränk ihn oft mit Regen.* Auch der letzte Satz bedarf keiner Veränderung. Denn יִפְקֹד kann man impersonaliter nehmen, *ne quis eum invadat.* Im letzten Satze liest Hr. K. mit Lowth אפקד und hat den Syrer, auch den Chaldäer, und nicht wenige hebräische Handschriften zu Gewährsmännern dieser Lesart. Es entstehn auch auf diese Art ein paar Parallelsätze. Nun liesse sich zwar diese Concinnität sogar ohne Abänderung der vorhergehenden Sätze erhalten, wenn man מִן in מִנִּי verwandelte und also übersetzte: *Mit meinen Augen blick' ich auf ihn des Nachts, des Tages bewach ich ihn.* Man könnte auch behaupten, dass der Syrer so gelesen und nur מִנִּי nicht ausgedrückt habe, weil dieß ein poetischer Pleonasmus ist. Allein dass die gewöhnliche Lesart, ob sie gleich keine so concinnen Sätze gibt, die ächte sey, wird durch die Gewohnheit der Hebräer, פקד mit על im bösen Verstande zu nehmen, bestätigt. Der Parallelismus der Sätze kann hier nichts entscheiden, da von einem einzelnen Satze die Rede ist, der einige Aehnlichkeit mit der Zeile Ps. 1, 2 hat: *Und sein Gesetz durchforschet Tag' und Nach-*

te lang. V. 4. lieſt Hr. K. חומה für חֵמָה *ira.* Nun iſt zwar dieſe Aenderung nicht ſchlechterdings nöthig. Denn die gewöhnliche Lesart gibt, wenn man dieſen Satz mit dem vorhergehenden Vers verbindet, einen guten Sinn: *Tag und Nacht will ich ihn ſchützen; denn ich zürne nicht auf ihn.* Aber חומה paſst doch viel beſſer zu dem Folgenden, wenn man dem Sprachgebrauche gemäſs ſo überſetzt: *Wär ich doch umzaunt mit Geſträuch und Dornen.* Und dieſe Lesart hat auch nicht bloſs die LXX. nebſt dem Araber, ſondern auch den Syrer für ſich. Doch Hr. K. gibt noch eine andre Ueberſetzung von dieſer Stelle: *Eine Mauer iſt zwar nicht da, die ihn umgibt. Aber wie würd' er mir Dorn und Diſteln bringen können? Mit Kriegsſturm würd ich ja ſogleich über ihn herfahren, und alles auf einmal in Brand ſtecken.* Er nimmt nemlich an, daſs man ſtatt לי leſen könne לְוֹקְחָה, welches die LXX. durch *ἢ οὐκ ἐπελάβετο αὐτῆς* ausgedrückt haben ſollen. Aber die Autorität dieſer aus einer ſo fehlerhaften Handſchrift des Jeſaias ziemlich frey überſetzten Verſion entſcheidet gegen die übrigen und gegen den Zuſammenhang nichts, auch iſt es hart, anzunehmen, daſs מי hier *wie* heiſse, da מי יתן ſonſt immer einen Wunſch anzeigt. Daſs Hr. K. die Worte zuſammen nimmt, welche durch trennende Accente, die, auch als muſicaliſche Zeichen betrachtet, das Ende der Sätze anzeigen, von einander abgeſondert ſind, erweckt auch kein gutes Vorurtheil für ſeine Erklarungen. Der letzte Satz hat keine Schwierigkeit, wenn man annimmt, daſs in demſelben die Feinde des jüdiſchen Volkes redend eingeführt werden, wie Pſ. 2, 3. die Rebellen. V. 5. verwandelt der Vf. אן in אוֵי ohne weiter einen Grund zu haben, als den, daſs die LXX. אן gar nicht ausdrücken. Rec. iſt geneigter, dafür הוֹי zu ſetzen, oder anzunehmen, daſs אן hier, wie Hiob 22, 11. 2 Sam. 18, 13. u. ſ. w für אוֵי ſtehe und *ha!* bedeute. Hr. K. lieſt ferner תבואה באה משרש und beruft ſich auf die LXX., welche *ὁ ἐρχόμενοι τέκνα* haben, und darauf, daſs am Ende תבוּה folgt; das erſte beweiſt vielmehr, daſs die Griechen ה אים laſen und dieſs durch *τεκνα* erklärt, und, wie das oft der Fall bey den LXX. iſt, hernach in den Text genommen worden, das letztere aber, daſs הבאים hier ein Synonym von תנובה ſey, welches man deſto eher annehmen kann, weil בוא auch bisweilen *naſci* heiſst, z. B. Eccleſ. 1, 4 u. 5. 14. Dieſs vorausgeſetzt, kann הבאים hier das bedeuten, was Pſ. 80, 12. durch יונקות ausgedrückt wird. Nun iſt weiter keine Aenderung nöthig; aber Hr. K. vernachläſsigt auch hier die Accente und lieſt יִבְרַח oder וְיִבְרַח, ohne daſs man weiſs warum? Wenn man zu den wenigen, von uns für nöthig befundenen, Aenderungen noch die Bemerkung zu Hülfe nimmt, die aus der V. 2. vorgeſchlagenen kleinen Aenderung nothwendig folgt, daſs 3—6. verſchiedene Stimmen wechſeln, die ſich leicht errathen laſſen: ſo erhält man folgende Ueberſetzung: 1. *Dann wird Jehovah ſtrafen Mit ſeinem grimmigen, ungeheurem, gewaltigen Schwerdte Den Leviathan, die ſchnelle Schlange, den Leviathan, die ſich ſchlängelnde Schlange, Und tödten den Drachen des Meeres.* 2. *Dann ſing', o geliebter Weinberg, mit ihm dieſen Wechſelgeſang:* 3. (Jehovah) *Ich, Jehovah, bewach ihn, mit häufigem Regen tränk ich ihn. Damit ihm niemand ſchade, bewach ich ihn Tag und Nacht.* 4. (Der Weinberg) *Ich habe keine Mauer! O wär ich umzäunt mit Geſträuchen, Mit Dornen zur Zeit des Krieges!* (Der Feind) *Ich fall ihn an, Verbrenn' ihn ſogleich.* 5. (Der Weinberg) *Ha! Er befeſtigt meine Schutzwehr. Er verſchafft mir Sicherheit, Sicherheit verſchafft Er mir.* 6. (Jehovah) *Seine Senker läſst Jacob Wurzel ſchlagen, Sprofsling und Blüthen treibt Iſrael. Und füllt den Erdkreis mit Früchten.* Ob Hr. K. zu viel und Rec. zu wenig geändert, und welche Aenderungen Grund haben, dieſs zu entſcheiden, überlaſſen wir billig den Leſern und geben bloſs die Verſicherung, daſs der Vf. ſeiner Methode durchgängig treu geblieben ſey. Auf die Anfrage, ob es für alle poetiſche Bücher des A. T. überhaupt und für das Buch des Jeſaias insbeſondre, gut ſeyn würde, wenn man den Text ſo, wie er iſt, bloſs nach einem gewiſſen kritiſchen poetiſchen Maaſsſtabe abdrucken lieſse, kann Rec. nach ſeinem Gefühl keine andre, als bejahende Antwort ertheilen.

Halle, in der Buchhandlung des Wayſenhauſes: *Pentateuchus ex recenſione textus hebraei et verſionum antiquarum latine verſus* notisque philologicis et criticis illuſtratus a *Joan. Aug. Dathio*, editio altera emendatior. 1791. 708 S. gr. 8.

An dieſe zweyte Ausgabe der Ueberſetzung des Pentateuchs hat der ſelige Dathe ſelbſt in jedem Verſtande die letzte Hand gelegt. Denn bloſs die Vorrede zu dieſer Ausgabe rührt von einer fremden Hand her, die der edeln Denkungsart und Beſcheidenheit, mit welcher der Vf. dieſs treffliche Werk angefangen und vollendet hat, ein verdientes Denkmal ſetzt. Der Eifer des Vf., dieſs Werk immer mehr zu vervollkommnen, iſt in allen angebrachten Aenderungen eben ſo ſichtbar, als ſeine Beſcheidenheit. Gen. 1, 2. opfert er ſeine ehemalige Erklarung der Döderleiniſchen auf; denn er verſteht, wie dieſer, durch den *Geiſt Gottes* nicht mehr den *Wind*, ſondern *Gottes ſchöpferiſche Kraft.* Und die Gründe, die ihn zur Aenderung ſeiner Meynung bewogen, wären dieſe: 1) weil Moſes an andern Orten durch רוּח אלהים die göttliche Kraft verſteht, und 2) weil, ſo oft in dieſer Beſchreibung der Schöpfung eine neue Begebenheit erzählt wird, der Vf. ſagt: *Gott ſprach.* Rec. ſcheint der erſte Grund um deswillen nichts zu entſcheiden, weil dieſes erſte Lied, wie auch Hr. D. ſelbſt einräumt, und Moſes Kap. 2, 4. durch die Nachſchrift nicht undeutlich zu verſtehn gibt, vor Moſis Zeiten gedichtet und nur von dieſem eingerückt worden iſt. Der zweyte Grund trifft auch Dathens erſte Erklärung nicht. Denn wenn hier der Dichter den Wind nur als eine wirkende Urſache des entſtehenden, oder wiedererſcheinenden Lichtes erwähnt hat, wie D. in der erſten Ausgabe annahm, weil der Wind zu Zerſtreuung der, die Sonne verdunkelnden, Dünſte viel beytragen konnte: ſo konnte der Dichter nicht ſagen: *Gott ſprach,* es

entstehe der Wind, sondern er mufste diesen Ausdruck bis zur Beschreibung des wiedererscheinenden Lichtes sparen. Daher findet Rec. die Uebersetzung dieser Stelle in der ersten Ausgabe: *tum ventus, a deo immissus, movebat has aquas, et deus (sic) jussit, ut lux oriretur*, immer noch treffender, als die gegenwärtige: *tum vis divina his aquis supervenit, et jussit deus lucem oriri.* Auch da erwähnt Hr. *D.* die Meynungen andrer, wo er ihnen nicht folgt, um seinen Lesern die Wahl zwischen den verschiedenen Meynungen zu erleichtern, wie Gen. 2, 5. Doch opferte er seiner Bescheidenheit nie seine Ueberzeugung auf. Daher erklärt er sich Gen. 3, 8. mit aller Freymüthigkeit und mit wichtigen Gründen gegen die Meynung derer, welche in diesem Kapitel ein Philosophem über die Verwandelung des goldenen Zeitalters in das silberne finden, eine Behauptung, die ihm zu kühn und zu unsicher vorkommt, weil sie blofsen Muthmassungen eben so viel Spielraum läfst, als die allegorischen und mystischen Erklärungen; er zieht also billig die simple Erklärungsart vor, die Hr. Eichhorn ehedem von dieser Stelle gab. Gen. 4, 7. beweist Hr. *D.* dafs die *enallage generis* hier lange nicht so hart sey, als die Ellipse des Namens *Abel*, welche Hr. Döderlein annahm. Gen. 10, 21. gibt er einen deutlichen Beweis seiner Wahrheitsliebe. Denn obgleich die Erklarung dieser Stelle, bey welcher er dem Worte גַּם die Bedeutung *multitudo* aus dem Arabischen vindicirte und רוּא zum folgenden Satze zog, den Beyfall eines Michaelis und andrer erhalten hatte: so bezweifelte er doch selbst die Richtigkeit derselben, nachdem er Schellings Abhandlung über die Geburtsfolge der Söhne Noah gelesen hatte. Er bemerkt daher in dieser Ausgabe, dafs nach dem Sprachgebrauche הַגָּדוֹל zu אָח gezogen werden mufs, und nicht mit יֶפֶת construirt werden kann, auch räumt er ein, dafs הוּא nach לְשֵׁם eben so gut absolute stehn könne, als nach einem Affixo, und beruft sich auf Gen. 4, 26. Er übersetzt daher diese Stelle in der Anmerkung weit richtiger also: *Semo quoque nati sunt filii. Hic est pater Hebraeorum, frater Japheti natu major.* Gen. 11, 7. will Hr. *D.* auch kein Philosophem finden. Gen. 19, 24. übersetzt er in dieser Ausgabe also: *Jehova depluit in Sodomam et Gomorrham sulphur et ignem jactis fulminibus e coelo* anstatt *imbrem sulphureum et igneum a Jehova.* Diese Uebersetzung ist ohne Zweifel viel natürlicher und richtiger, als die vorige. Gen. 43, 9. gibt Hr. *D.* עָרַב mit Hn. Funken *deducere: Ego eum deducam a me debes eum repetere.* Und Gen. 44, 32. verlangt die Partikel מֵעִם sogar diese Bedeutung, *deduxit (servus tuus) puerum a patre meo* Exod. 23, 19. vertheidigt der Vf. seine Erklärung gegen Michaelis, V. 21. aber geht er zu Herders Meynung über und versteht durch מַלְאַךְ יְהוָה nicht mehr den unerschaffenen Engel Gottes, sondern die Feuer- und Wolkensäule, als Symbol der göttlichen Gegenwart. Die Richtigkeit dieser Behauptung bestatigt er durch Exod. 14, 19 wo das, was in dem einen Parallelsatze *der Engel Gottes* heifst, im andern *die Wolkensaule* genannt wird. Auch beruft er sich auf Exod. 13, 21. wo gesagt wird, dafs Jehovah des Tags in der Wolkensäule vor dem Israelitischen Volke hergegangen sey. Es würde überflüfsig seyn, die wenigen Zusätze und Aenderungen zu erwähnen, die in den übrigen mosaischen Büchern noch vorkommen, da die angeführten zur Genüge beweisen, dafs diese Ausgabe den Namen einer verbesserten Ausgabe verdient, und dafs jede Aenderung in derselben ihrem Vf. Ehre macht.

SCHÖNE KÜNSTE.

Riga, b. Hartknoch: *Azor*, des Sohnes Babuk, *Reise nach Persepolis*, oder *die verkehrte Welt.* 1793. 102 S. 8. (8 gr.)

Ein scythischer Philosoph, *Azor*, wird von einem der Schutzgeister Asiens, nach *Persepolis* abgesendet, um die politische Unruhen und Umänderungen in dieser grofsen Stadt zu beobachten. In XVI. Kapiteln wird erzählt, was dieser junge Philosoph daselbst wahrgenommen habe, in welche er verflochten worden, wie man ihn aufgenommen, und unterhalten habe.

Unter Persepolis ist *Paris* gemeynt; unter *Ossymandias* der letzte König, *Ludwig* XVI.; unter *Arima-Tonania*, die Königin; unter *Aurim* Maury; unter *Vebaner — Barnave*; unter *Beaumira* — Mirabeau u. s. w. — Sonst ist weiter kein Schlüssel beygefügt. Indessen lassen die Schilderungen und eingeführte Reden selten Zweifel übrig, worauf jedes Kapitel bestimmt hinziele. Der Vf. scheint eine gemäfsigte Demokratie oder beschränkte Monarchie, und überhaupt die Hauptsätze der französischen Constitution von 1791, unter dem Schleyer historischer Allegorien, empfehlen zu wollen. *Mirabeau* und *Barnave* werden sehr herausgehoben. Der König und die Königin sprechen voller Moral und Rührung, bereuen, dafs sie sich verführen lassen, die Rechte des Volks manchmal zu verkennen, geben die beste Zusicherungen zur Beruhigung u. s. w.

Offenbar ist das Buch im J. 1792, noch vor der Arretierung des Königs geschrieben, und die Jahrzahl 1793 wohl nur des Drucks oder der Messe wegen vorgesetzt. Der Vf. würde wahrscheinlich mehrere Kapitel sehr umgeandert haben, wenn er die Aufschlüsse der nächsten Monate (nur etwa bis in den October 1793) vermuthet hätte. Uebrigens ist die Allegorie eben nicht sehr sinnreich erfunden, oder mit anziehenden Schilderungen durchgeführt. Die Liebesintrigue, welche episodisch angebracht ist, soll wohl das Interesse verstärken, mag aber nur empfindsame Jünglinge und Mädchen, welche in jedem Buch etwas romanhaftes verlangen, reizen und wird auch diese schwerlich befriedigen.

Leipzig, b. Dyk: *Grundsätze der Kritik*, von *Heinrich Home*, übersetzt von *Johann Nicolaus Meinhard.* Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe. *Erster Band.* 505 S. *Zweiter Band.* 514 S. *Dritter Band.* 548 S. 1790. 91. gr. 8.

Es gereicht diesem bekannten ästhetischen Werke nicht weniger, als der Lehrbegierde und dem Geschma-

cke des deutschen Publicums zur Ehre, dass die Uebersetzung desselben, wie das Original, öfterer neuer Auflagen bedurfte. Und so wie dies letztere bey Wiederholung des Drucks durch Zusätze und Verbesserungen gewann, so war dies auch schon bey der 2ten deutschen Ausgabe der Fall, und ist es noch mehr bey der gegenwärtigen 3ten, deren Besorgung ein in diesem Fache der Literatur rühmlich bekannter Gelehrter, Hr. *Schatz* in Gotha, übernommen hat. Sein Verdienst um diese Arbeit ist in der That nicht geringe. Er verglich das Ganze, Wort für Wort, mit der letzten, von dem Vf. selbst noch besorgten, Originalausgabe, und verbesserte noch einige Unrichtigkeiten und Uebereilungen, die dem ersten Uebersetzer sowohl, als den beiden vortrefflichen Männern, (Hn. *Weisse* und Hn. *Garve*) welche die Durchsicht der ersten Ausgabe übernommen hatten, entgangen waren, wovon er in seiner Vorrede ein paar Beyspiele anführt, die allerdings einer Verbesserung sehr bedürftig waren. Mehrerer Aenderungen aber bedurfte der Stil überhaupt, wegen der seit 25 Jahren so beträchtlich grösere Ausbildung deutscher Sprache und Schreibart; vornemlich aber die ehedem in Prose übersetzten poetischen Stellen, welche Hr. Sch. jetzt in Verse, und, so viel wir verglichen, meistens glücklich und treffend übersetzt hat. Hie und da möchte man indess wohl die deutschen Hexameter wohlklingender, und die Jamben geschmeidiger und minder verschränkt, wünschen.

Zu jedem Bande sind ausserdem noch *Anmerkungen, Berichtigungen* und *Zusätze* gekommen, die gewiss, im Ganzen, dem Scharfsinne des Herausg., und der auf seinen Schriftsteller verwandeten Aufmerksamkeit Ehre machen. Sie sind nicht immer widerlegend, sondern oft Bestätigung und weitere Ausführung der in der Schrift selbst befindlichen Bemerkungen; oft aber auch mit Einsicht und Gründlichkeit abgefasste Rügen dessen, was *Home* zu einseitig beurtheilt, zu voreilig gelobt oder getadelt hatte. Durch das beygefügte zwiefache Register der Schriftsteller und Sachen hat dies immer sehr schätzbare Werk an Brauchbarkeit gleichfalls gewonnen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Mannheim*, b. Schwan u. Götz: *von den Gränzen des Rechtes, der Moral und der Klugheit*; und dem aus der genauen Berichtigung und Absönderung (Absonderung) dieser Begriffe zu erwartenden Nutzen für die Gesetzgeber, die Magistrate und die ganze Gesellschaft. Vorgel. in den Churpfalz. physikalisch-ökonom. Gesellsch. zu Heidelberg von *J. A. Völlinger*, Churpfälzischen (m) Rathe, und Prof. d. Staatswirthschafts-Hohenschule zu Heidelberg. 1791. 61 S. 8. — So übereinstimmend wir auch mit dem Vf. über die Wichtigkeit einer genauen Unterscheidung der von ihm abgehandelten Gegenstände denken; so wenig können wir uns doch überzeugen, dass derselbe durch diese Schrift auch nur das Mindeste zur Erreichung dieses Zwecks beygetragen habe. Nirgends liegen bestimmte Begriffe zum Grunde, und das Ganze ist daher ein schwankendes, bald nur halb wahres, bald nur halb verständliches, mit Gemeinplätzen, Beyspielen und Zeugnissen anderer Schriftsteller sonderbar durchflochtenes Räsonnement. Zum Belege dieses vielleicht hart scheinenden Urtheils, setzen wir die Hauptstelle, wo der eigentliche Unterschied angegeben werden soll, mit des Vf. eignen Worten her. „Der Mensch," sobald er „existirt," heisst es S. 25. „äussert eine Kraft." Bey Verwendung seiner Kraft ist das erste, das unumgänglich nöthige, diese Kraft selbst, folglich seine Existenz zu erhalten. Darin liegt der Finalgrund des Rechtes. Der Mensch, sobald seine Existenz gesichert ist, äussert seine Kraft in Erweiterung, Erhöhung, *Verlängerung* (!) und Veredlung derselben, darin liegt der Grund der Moral. Der Mensch, als vernünftiges Wesen auch begabt mit Sinnlichkeit, äussert seine Kraft nach Vorstellung des Zweckes, und der Bedienung der dieser Vereinigung der Sinnlichkeit mit dem vernünftigen Wesen angemessenen Mittel dazu; dies ist der Grund der Gesetze der Klugheit." Wir fürchten nicht, dass der Leser nach dieser Stelle noch andre Beweise in Absicht des Inhalts fodern werde. Was aber den Stil betrifft: so ist auch dieser sehr weit von der Correktheit entfernt, die sich doch von jedem Schriftsteller mit Recht erwarten liesse. Theils sind wir auf mehrere Sprachfehler gestossen. (So wird das Adjectivum der *einzelne* schlechterdings indeclinabel gebraucht. S. 7. für den *einzeln* Menschen, beym *einzeln* Menschen. S. 9. die *einzeln* Aeste u. s. w. Wenn der Vf. das Wort declinirt, schreibt er es hingegen der *einzele*. So S. 22. u. a. a. O. m. S. 11. wird *wegen* mit dem Dativ construirt. S. 13. warum wurden die Juden so oft *auf* ihren Sabath geschlagen? statt *an* ihrem; Theils sind uns provinzielle, auch nicht wenige selbstgebildete, und gewiss nicht empfehlungswürdige Ausdrücke vorgekommen (z. B. S. 6. Uebelwesen. S. 14. Gefach. S. 16. Gauckelwohl. S. 19. Treuheit. S. 39. Geltendmachung.) Auch an unrichtigen oder geschmacklosen Phrasen fehlt es nicht. So S. 21. ein Schatten der Menschheitsrechte ist gangbar geblieben. S. 23. denn die Universalgesellschaft ist die City (Hauptstadt) der Natur. S. 24. Gelon handelte als Minister der Menschheit und folgende ganz auch sonst merkwürdige Periode. S. 15. Wenn einer das Glück hat, eine anderst getüpfelte oder gewundene Muschel zu finden, einem noch nie benannten Grase oder Unkraut den Taufnamen zu geben, Maschinen- und Manufacturwerkzeuge bis ins Kindische zu *vervollkommnen*, jeder Zwiebel- und Knoblauchzehl und Güte jedes Staates *heraufzustatistifiren*, der Industrie und Production durch so überkluge und detaillirte Vorschriften beyzuspringen, dass er ihr einen Zuwachs an Zeit durch Abkürzung des Gähnens zu gewinnen weiss, wie nutzbar, wie wichtig dem Staate und der Menschheit scheint dann ein solcher Schulapostel nicht. (!!)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 5. August 1794.

PHILOSOPHIE.

REGENSBURG, in der Montag- u. Weisischen Buchh.: *Ueber die Selbstkenntniss, ihre Hindernisse und Vortheile.* Von *A. Weishaupt.* 1794. 128 S. gr. 8.

Das *Ideal* des Selbstkenners zu entwerfen, die Bestandtheile dieser Kenntniss anzugeben, und aus ihnen sowohl die Schwierigkeiten als auch die Vortheile derselben vor Augen zu legen, nicht damit der Mensch diesen ungeheuren Gegenstand in seinem ganzen Umfange erschöpfe, sondern nur ein jeder anschaulich überzeugt werde, wie wenig er von dem thue, was er vermöge seiner Kräfte thun könnte und sollte, und dass er sich besser, als bisher, kennen lerne, — diess ist der Zweck gegenwärtiger Schrift. Kein Maasstab kann allgemein seyn, welcher nicht zu gleicher Zeit der höchste ist. Dieser allein ist unwandelbar und untrüglich. Allen Menschen liegt daher daran, diesen Maasstab zu finden, und sich dessen zu bedienen. Aus dieser Ursache kann, wie der Vf. richtig bemerkt, wenn von Selbstkenntniss und Vervollkommnung der Menschen die Rede ist, wohl zu wenig, aber nie zu viel gefodert werden; auch ist nicht zu läugnen, dass alles, was hier zu den wesentlichen Bestandtheilen der Selbstkenntniss gezählt ist, von jedem, nach einer genaueren Zergliederung, als in dem Begriffe derselben enthalten, gedacht werden müsse, ungeachtet sie der Vf. selbst gleich anfänglich (S. 4.) nur auf gewisse bestimmte innerliche Eigenschaften des Menschen und unter diesen wieder ganz allein auf solche einschränkt, *welche Handlungen veranlassen; auf Aeusserungen des Willens, und ihre Gründe.* Das Erkenntnissvermögen kommt hier nur in so ferne in Betracht, als solches unsern Willensäusserungen zum Grunde liegt, als, durch gewisse Vorstellungen, entsprechende Handlungen hervorgebracht werden. Es ist in der That angenehm, den Ideen des Vf. vom Anfange an bis zur höchsten Steigerung des von ihm entwickelten Hauptbegriffes zu folgen, und Form sowohl als Materie machen diese Schrift insbesondere für junge Männer vorzüglich empfehlungswerth. Da uns aber der Raum dieser Blätter nicht gestattet, den Ideengang des Vf. Schritt vor Schritt zu bemerken, so begnügen wir uns mit einer kleinen Probe davon. — Wer sich selbst will kennen lernen, muss zuvörderst die *allgemeine*, und dann wieder die *besondere*, Menschennatur studieren (S. 6, 7.) und muss mit Zuverlässigkeit vom Sichtbaren auf das Unsichtbare schliessen, die Gründe eigener sowohl als fremder Handlungen mit Genauigkeit bestimmen lernen. Diese Gründe sind *seine Vorstellungen.* Aber nicht jede Vorstellung bringt bey allen Menschen dieselbe Wirkung hervor: es kommt auf ihre Verbindung mit andern an; man muss daher nicht bloss seine Vorstellungen, sondern auch ihre besondern Folgen und Verknüpfung, kurz *seine eigenthümliche Ideenreihe kennen*, und ist diess geschehen, so wird erfodert, dass man sich, nach jenen Merkmalen, auch noch unter eine gewisse Gattung oder Art stellt, d. i. über sich urtheilt und bestimmt, welche von allen möglichen, contradictorisch entgegengesetzten Eigenschaften und Prädicaten einem, als individuellem Wesen, kraft einer so modificirten Ideenreihe, zukommen. Nun ist man zwar auf dem rechten Wege, aber noch nicht am Ziele. Zu welchem Ende wollte ich wissen, dass ich ehrgeizig oder eigennützig bin? gilt es gleich viel, diese oder die entgegengesetzten Eigenschaften zu haben? Um dies zu entscheiden, so ist höchst nothwendig, dass man die vielen zerstreuten Urtheile unter ein allgemeines höchstes und letztes Urtheil bringt, sie in einem letzten und gemeinschaftlichen Gesichtspunkte vereinigt, und auf diese Art über sich und seinen gesammten innern Zustand ein Endurtheil spricht, — ein Urtheil, durch welches alle übrigen besonderen Urtheile einen Zweck und eine Bedeutung erhalten. (S. 19.) — Hier lagen die Aufschlüsse *Kants* in der Moralphilosophie dem Vf. so nahe, und der, von diesem festgesetzte, Unterschied zwischen Verstand und Vernunft hätte ihm zur Erörterung dieses letzten wichtigsten Punktes so dienlich werden können, dass man nicht einsieht, warum er keinen Gebrauch davon machte. Doch, es gefiel ihm nun einmal besser, bey dem Begriffe der *sittlichen* Vollkommenheit stehen zu bleiben, ohne sich über das Prädikat, welches er dieser Vollkommenheit beyfügt, oder über die *Sittlichkeit selbst* weiter zu erklären. Seiner Meynung nach beziehet sich das Endurtheil, welches die Selbstkenntniss schliesst, schlechthin auf die Frage: *bin ich vollkommen oder nicht?* und diess drückt er nun bald wieder so aus: *besitze ich moralischen Werth?* bald: *erreiche ich den letzten Zweck meines Daseyns?* bald: habe ich diejenige Reihe von Vorstellungen, welche ein jeder Mensch kraft seiner Bestimmung haben soll, *deren Folge der Zustand eines dauerhaften Vergnügens ist?* Derjenige kennt sich also, nach dem Vf., selbst, *welcher seinen moralischen Werth, den Grad seiner sittlichen Vollkommenheit, das Verhältniss, in welchem jede seiner Handlungen, Bewegungsgründe und Vorstellungen in Hinsicht auf den letzten Zweck seines Daseyns steht, mit Wahrheit und Zuverlässigkeit bestimmen kann.* (S. 20.) Aus diesen Grundzügen wird nun in der Folge nicht bloss das Ideal des Selbstkenners entworfen, sondern es werden auch die grossen Vortheile daraus abgeleitet, welche eine wahre Selbstkenntniss verschafft. Sie

sie veredelt seine Absichten, befördert die ganze moralische Besserung, die richtige Beurtheilung anderer, die Weisheit und Klugheit; gibt der Seele Charakter und Stärke, volle Beruhigung und wahren Trost. Möchte doch das, durch die Anhängsel des Aberglaubens herabgewürdigte, und gerade demjenigen Alter, welches desselben am meisten bedurfte, dem jugendlichen am verächtlichsten gemachte, zur moralischen Vervollkommnung aber unentbehrliche Geschäft einer regelmäsig angestellten täglichen Selbstprüfung, ohne welche die Kenntnifs seiner selbst nicht wohl erlangt werden kann, durch diese und ähnliche Schriften in ihre verlorne Würde wieder eingesetzt werden.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Ueber Geisternähe und Geisterwirkung*, oder über die Wahrscheinlichkeit, dafs die Geister der Verstorbenen den lebenden sowohl nahe seyn, als auch auf sie wirken können. Einige Versuche von *G. E. W. Dedekind.* 1793. 152 S. 8.

Mit einer, in der That seltenen, Geschwindigkeit erlebte diese Schrift in *einem* Jahre zwey Auflagen, wovon jedoch die zweyte weder verbessert noch vermehrt ist. Der Vf. fühlte wohl selbst, dafs in einem Zeitalter, wie das unsrige, mit seiner Geisternähe und Geisterwirkung nicht viel zu machen sey, und eilt daher gleich in der Vorrede hinter die Aegide der kritischen Philosophie, indem er sagt: *er übergebe dem Publicum die feste Hoffnung!!* dafs die, von ihm hier aufgestellten, Hauptideen von den künftigen Verhältnissen unsers Geistes nach dem Tode *durch die praktische Vernunft so gut realisirt werden können, und gegen allen möglichen Zweifel so siegend stehen bleiben werden, als die Idee von Unsterblichkeit??* — Wie eine Philosophie, dergleichen die kritische ist, welche selbst die Möglichkeit, etwas über Geister zu bestimmen, läugnet, ja im Gegentheile die Unmöglichkeit hievon erwiesen hat, nun bey Hn. D. zu der Ehre gelangt, die Stütze seiner Declamationen zu werden, begreifen wir keineswegs. — Die Hauptsache, welche auf dem Titel angegeben wird, nimmt gerade den kleinsten Theil des Werkchens ein, und wird mit dem Bruchstücke aus einer, am dritten Ostertage 1790 gehaltenen, Predigt unter der Rubrik: *Etwas über das fortdaurende Verhältnifs der Geister der Verstorbenen mit der Erde und mit ihren Bewohnern* S. 71. abgefertiget. Aus dieser theuren, für den Kanzelvortrag so äufserst passenden, Wahrheit werden dann in der Folge noch weit kostbarere Folgen abgeleitet, wie z. B. diese: *die Engel und die, zur Engelwürde* (statt Engelswürde) *erhabenen Geister der Vollendeten sind Schutzgeister der Menschen.* — Wirklich? — und damit wir ja das festiglich glauben, so kommt sogleich *Eine*, besonders abgefafste, *Widerlegung des, aus der Lehre von dem Zustande der Bösen nach dem Tode hergenommenen, Einwurfes gegen das Ueberall und Naheseyn der Vollendeten*; auch wird dabey noch menschenfreundliche Rücksicht genommen auf folgende zwey Vorwürfe: *dafs die Lehre von einem beachtenden! und schützenden Einflusse der Engel und der Geister der Verstorbenen auf uns und unser Schicksale theils auf einen quälenden (warum nicht lieber wahnsinnvollen?) Aberglauben leite, theils der täglichen Erfahrung widerspreche*; und endlich schliefst das liebe Buch mit geheimen Nachrichten, welche sein Vf. *über den stufenweisen Gang der Glückseligkeit nach dem Tode*, vermuthlich von einem Engel oder einem mit der Engelsdignität in Händen hat. — Dies sind doch Predigten! Doch, man höre nur, wie majestatisch und angemessen für die wunderlichen Schauspiele, die man da sehen soll, sich die ganze Scene gleich in der ersten Predigt eröffnet. Nach vorangeschicktem: *Auferstehn, ja aufersteh'n wirst du, mein Staub*, — beginnt der Redner in eigener Manier, wie folgt: *Ja! ja du Herr des Lebens und des Todes! ja, du Herr des Todes und des Lebens! was so wahr, so rein, so unvertilgbar tief in unserem innigsten Gefühle liegt, was mit so vielem Anspruch in dem ganzen Menschenwesen fodert,* (wer versteht dies?) *was uns allein im Sturm der Leidenschaften halten, und zu schönen, grofsen, aufopfernden Tugendthaten reifen lassen, was uns zum edeln Ausdauern im unverdienten Leidensdruck nur stärken, und im Gefühl der Todesnacht vor einer schrecklichen, dem Ursprung unseres kaum gefühlten Daseyns fluchenden, Verzweifelung uns schützen kann — Wunsch! Ahnung! Hoffnung der Unsterblichkeit! — Das, Auferstandener! hast du uns durch deine Lehre, das uns durch deine segensvolle Auferstehung als Christen wissen, als Christen glauben lassen.* Nun geht es in eben dem Tone an die *Menschen! Staubbewohner! Sterbliche!* deren Sterblichkeit unter den widernatürlichsten Tautologien gar kläglich beschrieben wird, bis man endlich erfährt, dafs es nichts destoweniger mit ihrer Unsterblichkeit gewifs seye. — Die Nähe abgeschiedener Geister, *ohne dafs sie jedoch sichtbar werden*, beweist der Vf. in seinem Bruchstück einer Predigt ungefähr folgendermafsen. Die Seele, sagt er, dauert *mit ihren Fähigkeiten* nach dem Tode fort: zu diesen Fähigkeiten gehört auch das *Erinnerungsvermögen*; bleibt dieses, so mufs man sich unfehlbar auch der hinterlassenen *Seinigen* noch in jener Welt erinnern: hieraus, meynt er, müsse eine Sehnsucht nach ihnen entstehen, und diese Sehnsucht könne schlechterdings nicht ohne Befriedigung gelassen werden, wenn nicht die Seeligkeiten des Himmels selbst wieder sehr unvollkommen ausfallen sollen. *Aber*, setzt er hinzu (S. 81.) *ja, möchte man mir einwenden, wenn das Zurückkommen aus den entfernten Welten auf die Erde nur so möglich wäre, als das Zurücksehnen uns jetzt wahrscheinlich ist!* (Wem ist es wahrscheinlich?) *Möglich? Warum nicht möglich? Warum sollte es nicht unserem Geiste nach dem Tode, nach der Entfesselung von seinem schweren niederdrückenden Körper, eben so möglich seyn, nach unserer Erde sich wiederum zurückzuschwingen, als er in einer andern Welt sich aufzuschwingen dann im Stande ist? Mögen wir es uns auch denken, wie wir wollen, ein Vermögen, eine Kraft sich aufzuschwingen, müssen wir dem Geiste des Verstorbenen doch zugestehen, wenn er nicht immer nur ein eingeschränkter Erdner bleiben soll; und dieses Vermögen, diese Kraft, — die vielleicht nichts anders als das blofse Wollen ist, — sollte es dem Geiste mehr beschwerlich und minder möglich machen, sich nach Gefallen einst auf die*

gen hinlänglich seyn, um jedem gesunden Auge zu zeigen, was an diesem Buche sey, zu dessen genauer Prüfung der Vf. mit einer so vielbedeutenden Miene auffodert. Es ist ein trauriger Beweis, wie sehr der wahre Zweck des Predigtamtes auch noch in unsern Tagen, wo wir *Spaldings* klassische Schrift hierüber besitzen, mifskannt, und wie immer noch lieber geschwärmt als belehrt werde.

STUTTGART, b. Erhard u. Löflund: *Sophylus oder Sittlichkeit und Natur, als Fundamente der Weltweisheit.* In zwey Gesprächen. Nebst einer Abhandlung über den Geist des Zeitalters, von M. *Chr. Gottfr. Bardili*, Professor an der Karlshohenschule. 1794. 204 S. 8. 16 S. Vorr.

Diese Dialogen enthalten ein philosophisches System, welches der Vf. zu seiner eigenen Beruhigung entworfen und bewahrt gefunden hat. Die Hauptideen desselben sind ungefähr folgende: Von dem Charakter des Menschen hängt vorzüglich die Art ab, wie er sich und die Welt betrachtet. Ist dieser in der Ordnung, so lernt der Mensch aus täglicher Erfahrung in und an sich selbst das moralische Gesetz kennen, welches ihm die Realität des Begriffs von der Freyheit erweist, ihn dadurch zur Annahme vernünftiger Zwecke in der ganzen Welteinrichtung führt, und so in ihm die Ueberzeugung von den beiden übrigen Problemen der Vernunft wirkt und befestigt. Man sieht bald, und der Vf. erinnert uns selbst daran, dafs er bey diesem Ideengange vornemlich der Kantischen Philosophie gefolgt sey, die ganze Darstellung zeugt von Scharfsinn und philosophischem Geiste, und wir zweifeln daher nicht, dafs die Lectüre dieser Dialogen für geübte Denker lehrreich und unterhaltend seyn werde. Nur folgende Bemerkungen mögen uns vergönnt seyn. Wenn es, wie bekannt, in unsrer Literatur noch sehr an guten philosophischen Dialogen fehlt: so kann ein Grund dieses Mangels allerdings in der Schwierigkeit dieser Manier, ein andrer vielleicht in unsrer Sprache liegen: ein sehr erheblicher ist unstreitig in der unglücklichen Wahl der Materie zu suchen. Trockne Speculation oder eine lange Reihe zusammenhängender Forschungen sind offenbar für diese Form nicht: die Verfasser bemühen sich vergeblich, solche Gegenstände in einen natürlichen und angenehmen Dialog zu verarbeiten. Die eingemischten Individualitäten, die Auffrischung des unscheinbaren Stoffs durch Farben der Phantasie, und die absichtliche Nachlässigkeit im Gange des Gesprächs verwirren den Leser, und führen ihn unvermerkt von den vorgetragnen Wahrheiten ab, oder unterbrechen ihn wenigstens im Zusammenhange seiner Gedanken. Selbst der Vortheil des Dialogs, dafs sich dabey bequemer Einwendungen anbringen und heben lassen, ist für den Leser nur allzuoft mehr Störung als Erleichterung, besonders wenn es die Vff. nicht verstehn, erhebliche Einwürfe, und diese zur rechten Zeit zu machen. Rec. gesteht, dafs er die angezeigten Gespräche wiederholt gelesen hat, um den Ideengang darinn zu fassen, und er zweifelt noch, dafs ihm dies ganz gelungen sey: so sehr ist der Faden der Speculation durch die eingewebten Erzählungen, Beschreibungen und Herzensergüsse theils verzogen, theils ganz unkenntlich geworden. Auch sind die sprechenden Personen selbst offenbar zu idealisch angelegt, und ihr Denksystem hat etwas Romanhaftes, der gewöhnliche Fehler philosophischer Dialogen. Stellenweise gleicht das Gespräch mehr einem Examen: hin und wieder gränzt es an poetische Prosa. Passt wohl folgende Stelle in den Ton eines Gesprächs, oder überhaupt in den guten Ton? S. 56. „*Bannstrahlen lagerten sich*, wie weiland der Cherub mit dem „Flammenschwerdte, zwischen gesunde Vernunft und „Aberglauben; die *Metaphysik streckte das Gewehr*, oder „*stund* selbst dabey *Schildwache*: die Naturkunde kam; „Deutschland, Italien, England und Frankreich bothen „der Fremdlingin ihre besten Köpfe an: sie ward grofs, „und kein Bannfluch und kein *scholastisches Piket* ver„mochte der Kraft zu widerstehen, womit sie *einbrach* „und zertrümmerte, bis *das Paradies* der gesunden Ver„nunft wieder *erobert* war." Was kann geschraubter seyn, als folgende Stellen gleich beym Anfange. „Bey„nahe," sagt Sophylus, „hätte ich die Sonne, wie einst „ihr gekrönter Verehrer (Julian) mit schwärmender An„dacht empfangen." Echekrates versetzt: „Er stieg her„ab, dein gekrönter Sonnenpriester, vom Unendlichen „herab zur letzten Stufe seines Thrones, fiel nieder, als „hätt' ihn der Anblick betäubt, und hielt sich noch am „Saume seines atherischen Gewandes. — Wir steigen „jene Ketten, welche die Welt am Throne der Gottheit „befestigen, hinan, bis sich selbst Sirius sammt dem Ster„nenheere unter unsern Füfsen dreht, und nur die gro„fse Einheit für alles, was ist, die intensive Unermefs„lichkeit im Vater der Geister allein, und ohne ihres glei„chen, vor uns liegt." Der Vf. mag es uns verzeihen, aber wir können das nicht anders, als Bombast nennen, und haben es aus Erfahrung, dafs diese falsche Lebhaftigkeit dem Verständnisse der vorgetragnen Ideen durchaus mehr schadet, als nützt. Einen gleichen Vorwurf kann man der Erzählung S. 81 ff. und dem darin angebrachten Traume — ein allzu abgenutztes Vehikel — machen. Auch getrauen wir uns nicht, Ausdrücke, wie *das Paradies anblümen* (mit Blumen besetzen), *vaterländische Kugel*, *elende Drehkugel* für Erde, *ein Licht ausstrahlen* (durch Strahlen auslöschen), zu vertheidigen. Andre Fehler, z. B. feste als Adverbium, darfen, an jemand fordern u. d. gl. übergehen wir. Im 2ten Gespräche hat der Vf. eine Hypothese über den Zusammenhang der organischen Natur vorgetragen, die sich als solche empfiehlt, wenn sie gleich im Grunde nur durch eine leichtere Formel sich von den gewöhnlichen unterscheidet. Die angehängte Abhandlung enthält zum Theil treffliche Gedanken, aber meistens in poetischem Schwunge vorgetragen, und in vielen Stellen überaus unnatürlich, z. B. S. 115. „Der reine Beweggrund der Pflicht wird dem„nach durch die Lebhaftigkeit eines leidenschaftlich re„gen Gefühls so in mir durchdrungen, dafs ich nicht „weifs, welchem von beiden ich den grofsten Einfluss „auf gegenwärtige Arbeit zuschreiben mufs." Der Hauptgedanke in der Abhandlung ist folgender: „Unser Zeit„alter ist reich an trefflichen Ideen: allein zu diesen Ideen

„fehlt 1) noch der Charakter, 2) unter den beſten von „ihnen ein bündiger Zuſammenhang, 3) die kluge Rück„ſicht auf die Schwäche des Menſchen.“ Der Aufſatz iſt bey Gelegenheit der erſten Geſetzgebung Frankreichs niedergeſchrieben, und wird dem philoſophiſchen Beobachter der Weltbegebenheiten manchen guten Geſichtspunct andeuten; dem deutſchen Patrioten wird beſonders die Apologie des deutſchen Charakters von S. 178 u. f. den Vf. achtungswerth und lieb machen.

BERLIN, b. Oehmigke: *Neue philoſophiſche Bibliothek*, herausgegeben von *Kieſewetter* und *Fiſcher*. 1793. 238 S. 8.

Dieſe Bibliothek iſt dazu beſtimmt, Auszüge aus neuern philoſophiſchen Schriften von Wichtigkeit, mit Anmerkungen darüber, zu liefern. In dieſem erſten Stücke beſchäftigen ſich die Herausgeber mit Heydenreichs Betrachtungen über die Philoſophie der natürlichen Religion von S. 1 bis 80, Platners philoſ. Aphorismen N. A. von 81. bis 162., und Maaſs Verſuch über die Einbildungskraft von 163 bis 238. Die Auszüge ſind ziemlich genau, und die Anmerkungen zeugen von vertrauter Bekanntſchaft mit der kritiſchen Philoſophie. Dennoch machen die erſtern die Lectüre der ausgezognen Werke nicht entbehrlich, und die letztern ſind nur für einen Vertrauten der Wiſſenſchaft berechnet, der ſolche Werke ohnedem ganz zu leſen pflegt. Wir glauben, daſs die Herausgeber ſich um die Verbreitung philoſophiſcher Kenntniſſe verdienter machen würden, wenn ſie, anſtatt detaillirter Auszüge, lieber im Allgemeinen den Geiſt wichtiger philoſophiſcher Werke und die darin zum Grunde liegenden Principien darſtellten, über einzelne Puncte ausführlich ihre Meynung mittheilten, und auf vorzügliche Stellen aufmerſam machten, wenn ſie das für die Philoſophie zu werden ſuchten, was die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften für ihr Fach iſt.

ERDBESCHREIBUNG.

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Fabriken- und Manufacturſtand in Böhmen*, im J. 1792, 3¾ Bog. 8.

Eine intereſſante Ueberſicht vom Manufactur- und Fabrikfleiſse im Königreiche Böhmen. Zuerſt liefert der Vf. ein *Verzeichniſs von den Waaren*, die in genannten Jahren hier verfertigt wurden, nebſt der *Anzahl der Perſonen*, die dabey beſchäftigt waren, desgleichen Anzeige des *Werths der Waaren, und wieviel davon in- und auſserhalb der öſtreichiſchen Lande abgeſetzt wurde*; 2) folgt ein *Verzeichniſs der Handelshauſer*, nebſt Beſtimmung, womit ſie handeln. 3) *Anzahl der Fabriken*, und *Fabrikanten*, der *Stühle* etc., vom J. 1785 u. 1792. Aus allem dieſem zeichnen wir nur folgendes aus: Von allerhand leinenen Artikeln, (mit Inbegriff der Spitzen, auch der Wachsleinwand), wurde im Jahr 1792 für 16,819,123 fl. verfertigt, davon ſetzte man innerhalb der öſtreichiſchen Erblanden für 8,816,358 fl., und in andern Landen für 7,982,765 fl. ab. Man zählte 249,540 Flachsſpinner, von denen ſich ein Drittel das ganze Jahr hiemit beſchäftigte. Leinwand wurde auf 38,811 Weberſtühlen bereitet, von dieſen ſind ⅓ beſtändig im Gange. Der Werth dieſer Waare betrug im Durchſchnitt 13,168,950 fl. Von ſchafwollnen Waaren verfertigte man für 8,797,320 fl., wovon für 1,412480 fl. in fremde Lande verſendet wurde. Von baumwollnen Waaren wurden für 1,735,925 fl. gemacht, in fremden Landen debitirte man für 517,915 fl. Der Werth der ſeidnen Waaren betrug 448,260 fl., dieſe fanden ſämmtlich, innerhalb der öſtreichiſchen Lande Abſatz. An gedruckten Tüchern und gedruckter Leinwand bereitete man 1,272,682 fl., davon ging auswärts für 424,227 fl. Der Werth der fabricirten Papierwaaren, mit Inbegriff der Papier-maché-arbeiten, auch der Papiertapetenmalerey, betrug 206000 fl. für 31900 fl. wurde hievon auswärts verkauft. Die Fabrication der Lederartikel, und der rauhen Pelzwerke, belief ſich auf 2,203,408 fl., hievon blieb faſt alles im Umfange der öſtreichiſchen Lande; denn nur für 1071 fl. ging auswärts. Der Werth der Metallwaaren betrug 927,580 fl., wovon für 114,566 fl. an Fremde verkauft wurde. An Glaswaaren *lieferte* Böhmen für 1,715,962 fl. Auswärts verkaufte man hievon für 1,217,400 fl. Die im Lande verfertigte Alaun, Schmalt, Stärke, Haarpuder, Mennig, Potaſche, Vitriol, Schwefel, Bleyſtifte hatten einen Werth von 407,621 fl., wovon man für 97,800 fl. ins Ausland verſendete. Verſchiedne andre Artikel, als: Drechslerwaaren, Haarkämme, Bürſten, muſikaliſche Inſtrumente, Saiten, italäniſche Blumen, Pergamentbilder, Siegellack, hatten einen Werth von 60,690 fl. Das Ausland erhielt hievon für 21,610 fl. Von allen hier genannten böhmiſchen Manufactur- und Fabrikproducten belief ſich der Ertrag auf 35,645,447 fl., worunter aber der, in der Königsſaaler Zuckerſiederey gewonnene Zucker, nebſt verſchiednen Artikeln noch nicht mit begriffen iſt. Von allen obigen Waaren erhielt das Ausland für 11,840,734 Fl. Im J. 1792. zählte man 138,412 Fabrikanten, im J. 1785 nur 88,872. Im erſtgenannten Jahre hatte Böhmen 340,128 Flachs-, Schaafwolle- und Baumwolleſpinner, im letztern Jahre 88,872. Ungern vermiſst man bey den hier mitgetheilten ſchätzbaren Handelsnachrichten, die Anzeige, wieviel von jeder Waare in Böhmen ſelbſt geblieben iſt, desgleichen genauere Beſtimmung, in welche von den öſtreichiſchen Provinzen die Waaren, und wieviel hievon, in jede derſelben verſendet wurde?

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. Auguſt 1794.

PHYSIK.

SALZBURG, b. Mayer: *Dominici Beck* Capitularis Oſchenhuſani etc. *Inſtitutiones Phyſicae*, praelectionibus publicis deſtinatae. *Pars I. Phyſicam generalem complectens.* Editio tertia multum aucta. 1790. 174 pag. cum figuris.

Da dieſes Lehrbuch ſich ſowohl durch Gründlichkeit, als Leichtigkeit der Darſtellung vortheilhaft auszeichnet; ſo wünſcht Rec. bey der Anzeige dieſer neuen Ausgabe auch diejenigen auf daſſelbe aufmerkſam zu machen, denen es etwa noch nicht bekannt iſt. Beſonders empfiehlt er dieſen erſten Theil einem jeden, der zum Studium der eigentlichen Naturlehre wohl vorbereitet zu ſchreiten wünſcht, indem er hier diejenigen Vorkenntniſſe, ohne welche keine gründliche Natureinſicht möglich iſt, kurz und faſslich beyſammen findet. Nach einer kurzen Einleitung über die Phyſik überhaupt, und der Erklärung der verſchiedenen Eigenſchaften der Körper, beſchäftigt ſich der Vf. von S. 39 — 133 mit der Lehre von der Bewegung; hierauf folgen bis S. 248. die Anfangsgründe der Statik und Hydroſtatik, und zuletzt die nöthigen Erklärungen einiger chemiſchen *Operationen*. Beſonders empfiehlt ſich dem Anfänger die Bewegungstheorie, die ſo abgefaſst iſt, daſs er, auch ohne Kenntniſs der höhern Analyſis, ſie gründlich zu erlernen im Stande iſt. Indeſſen hält es Rec. für Pflicht, die Mängel dieſes Lehrbuchs eben ſo unpartheyiſch als ſeine Vorzüge, anzugeben. So vermiſst er in dieſer Bewegungstheorie die Lehre vom Stoſse der Körper, von der Schätzung des Raums, der Zeit, Geſchwindigkeit und Quantität der Bewegung, ingleichen die phyſiſch-mechaniſchen Grundſätze von der beſtändig gleichen Quantität der Materien, und Beharrungszuſtande der Körper und von der Gleichheit der Wirkung und Gegenwirkung, da doch allen dieſen Materien, nach einer richtigen *Topik*, gerade hier, und nirgend anders ihre eigentliche Stelle gebührt. Ganz unrichtig iſt der Geſichtspunkt, aus welchem der Vf. die *zuſammengeſetzte* Bewegung betrachtet, wenn er dieſelbe § 38. ſo erklärt: *motus compoſitus oritur, dum corpus determinatur ad motum a pluribus ſimul cauſis, in illud juxta diverſas quidem, non tamen e diametro oppoſitas, directiones agentibus.* Wenn alſo ein Körper von 2 Urſachen zugleich nach *derſelben* Richtung oder nach *gerade entgegengeſetzten* Richtungen bewegt wird; ſo hält er die bewirkte Bewegung nicht für eine zuſammengeſetzte, ſondern einfache — und aus welchem Grunde? weil es hier eben ſo viel ſey, als ob eine einzige Kraft, die im erſten Fall der Summe der beiden Kräfte, und im zweyten ihrer Differenz gleich iſt, in den Körper wirkte. (§ 38-42.) Allein wenn eine Bewegung aus dieſem Grunde nicht eine zuſammengeſetzte ſeyn könne; ſo wäre ſie es auch in dem Falle nicht; wenn zwey Kräfte den Körper nach *indirect* entgegengeſetzten Richtungen bewegen. Denn hier iſt ja der Effect gleichfalls eben derſelbe, als ob in derſelben Zeit eine einzige Kraft den Körper durch die Diagonal des Parallelogramms triebe, das mit den beiden Kräften und dem Winkel ihrer Richtungen beſchrieben wird, und der ganze Unterſchied zwiſchen dieſen und den beiden erſten Fällen beſteht blos darin, daſs in dieſen der gedachte Winkel das eine mal = 0, und das andere mal = 180° wird, daher auch bekanntermaſsen die beiden erſten Fälle unter der trigonometriſchen Formel für den dritten Fall wirklich mit begriffen ſind. Der Irrthum des Vf. liegt alſo darin, daſs er blos auf die Richtung der Bewegung, nicht aber auf die Veränderung ihrer Geſchwindigkeit ſieht. Allein wenn man ſich eine Bewegung als zuſammengeſetzt denkt; ſo will man nicht blos wiſſen: wie aus mehrern geradlinigten Bewegungen, zu denen ein Körper zugleich beſtimmt wird, einen einzigen nach einer andern Richtung, ſondern vorzüglich: wie aus ihnen eine *geſchwindere* oder *langſamere* möglich ſind. Denn da die Geſchwindigkeit eine *intenſive* Gröſse ſey; ſo entſteht hier eben beſonders die Frage: wie ſich z. B. aus zwey gleichen einzelnen Geſchwindigkeiten ein doppelter *Grad* von Geſchwindigkeit erzeugen laſſe. Tadelhaft iſt es endlich, daſs der Vf. bey dieſer neuen Ausgabe keine Rückſicht auf Kants metaphyſiſche Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft genommen, ja derſelben nicht einmal erwähnt hat. Für den kritiſchen Philoſophen iſt daher das, was er S. 1 — 46 vortrügt, unbefriedigend. Doch! die Mode, ſo zu thun, als ob jene kantiſche Schrift gar nicht exiſtirte, ſcheint ſich bey unſern Phyſikern immer erhalten zu wollen.

GREIFSWALDE, b. Röſe: *Herrn Lavoiſier* (weiland) Mitgl. d. kön. Acad. d. Wiſſ. zu Paris, *phyſikaliſch-chemiſche Schriften.* Aus dem Franzöſiſchen geſammlet und überſetzt mit Anmerkungen. Fortgeſetzt von *D. H. F. Link*, ord. Prof. d. Naturgeſch. Chem. u. Botan. in Roſtock. *Fünfter Band.* 1794. 288 S. 8.

In dieſem Bande liefert Hr. *L.* die übrigen noch nicht überſetzten Abhandlungen des, um die Scheidekunſt ſo verdienten — leider! nun auch als ein Opfer der Blutdürſtigen Pariſer Demagogen gefallenen — *Lavoiſier's*; einige *in extenſo*, andere, vornemlich die älteren mit

Abkürzungen. Zuerst: *die Fortsetzung der* (im vorigen Bande abgebrochnen) *Abhandlung von der Wirkung des Feuers, welches durch Lebensluft angefacht wird, auf mineralische Substanzen.* Ferner: *Abhandlung über die Verbindung des Sauerstoffs mit dem Weingeist, dem Oel, und andern brennbaren Körpern.* — *Bericht über den Cider der Normandie.* — *Bemerkungen über die Zerlegung des Wassers durch vegetabilische und animalische Substanzen.* — *Versuche über die Zerlegung des Salpeters durch Kohlen.* — *Versuch über die Wirkung des Vitriol- und Salpeter-Aethers in der thierischen Oekonomie.* — *Abhandl. über die Veränderungen, welche die Luft unter einigen Umständen, wo viel Menschen beysammen sind, erleidet.* — *Ueber das Verbrennen des Eisens* Auch fand Hr. *L.* für nöthig, einen Auszug aus dessen *Traité, elémentaire de Chimie* hinzuzufügen, da manches, was in jenen Abhandlungen gesagt ist, darin berichtiget, erweitert und vermehrt sich findet. Ein Anhang des Uebersetzers, über einige Grundlehren der Chemie, macht den Beschluss. In selbigen, und in einigen jener Abhandlungen eingeschalteten Anmerkungen, theilt Hr. *L.* über mehrere Gegenstände, vornemlich über das Gewicht der Körper, über die Elemente, über den Warmestoff, über die chemische Verwandtschaft, und über einige Einwürfe gegen die antiphlogistische Theorie, seine eigene Meynungen und Urtheile mit. Ob er nun gleich mit einigen Theorien, wie auch mit einem Theile der Nomenclatur seines Autors nicht ganz zufrieden ist, so erklärt er sich doch im Ganzen für das antiphlogistische System, und zeigt an mehrern Beyspielen dessen Vorzug vor den ältern. Mit Recht misbilligt er den entscheidenden und bittern Ton, welchen sich einige von den Gegnern des neuen Systems bey ihren Angriffen erlaubt haben. „Eine Theorie" fragt er „von einem Manne vorgetragen, dessen Apparat vielleicht jeden andern übertrifft, der unermüdet in Anstellung mannigfaltiger Versuche ist, den gewiss jeder für einen Mann von Kopf erkennen muss, den es nicht an Hülfskenntnissen, der Philosophie, Mathematik und Physik mangelt, verdient die so weggeworfen zu werden?" — Bey diesem Bande befinden sich 3 Kupfertafeln mit eben so vielen aus dem *Lavoisier* copirten Geräthschaften davon auf dem Titelblatte keine Anzeige gemacht ist.

Leipzig, b. Böhme: *Sammlung auserlesener Abhandlungen über die interessantesten Gegenstände der Chemie.* Aus dem Lateinischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet; von *C. F. A. Hochheimer.* 1793. 294 S. 8.

Hr. *H.* hat sich hier einer anderweitigen literarischen Handlangerey gewidmet, indem er akademische Streitschriften „dem chemischen Publikum, worunter sich doch viele befinden, denen die lateinische Sprache *nicht angenehm* ist" in deutscher Sprache vorlegt. Das Geschäfte, die unter der Menge der akadem. Dissertationen und Programmen doch zuweilen noch vorkommenden guten, — obgleich *rari nantes in gurgite vasto* — aus dem Wuste der übrigen hervorzuziehen, wäre übrigens wohl Dankenswerth; nur müsste es bald nach Erscheinung der Originale geschehen. Auch möchte eine Uebersetzung *in extenso* wohl nur bey einem kleinen Theile derselben nöthig seyn; bey den mehresten aber ein Auszug genügen, welcher das wirklich interessante, als Körner vom Spreu gesichtet, darlegte. Die hier übersetzten hatten zwar zur Zeit ihrer Erscheinung mehr und weniger ihren Werth; nur jetzt kann deren Inhalt nicht mehr durch Neuheit reitzen. *Inhalt.* 1) *Von der Spanischen Soda.* Diss. von Djeus Leiden 1773. 2) *Von der Salzsaure und ihrer Dephlogistisirung.* Programm von *Gallisch.* Leipz. 1782. 3) *Von dem brennbaren Geiste in der Milch.* Diss. v. *Oseretskowsky.* Strasb. 1778. 4) *Von den riechenden Grundstoffe in den Pflanzen.* Diss. v. *Michalowsky.* Königsb. 1788. 5) *Von einigen Goldsalzen;* u. 6) *von einigen Quecksilbersalzen.* Beides Progr. v. *Eschenbach.* Leipz. 1785. 7) *Von einigen Bernsteinsalzen;* und 8) *einige Bemerkungen über die Spiesglasbutter.* Beides Progr. v. *Leonhardi.* Leipz. 1775. 9) *Von dem zusammenziehenden Stoffe der Pflanzen.* Diss. v. *Wannowsky.* Königsb. 1791. 10) *Untersuchung des Harns und der Phosphorsaure.* Diss. v. *Lauth.* Strasb. 1781. 11) *Von dem Weinsteine.* Diss. v. *Cartnus.* Strasb. 1780. 12) *Untersuchung des Camphers.* Diss. v. *Kosegarten.* Gött. 1785. — Die Uebersetzung selbst ist soviel Rec. bey einiger Vergleichung der ersten Abhandlung mit deren Originale ersiehet, richtig und gut. Der Anmerkungen sind nur wenige. Wenn Hr. *H.* in einer derselben (S. 97.) sagt: „*Lavoisier*, der das Phlogiston verwerfen will, nimmt dafür seinen *Kohlenstoff* an, der jedoch nur dem Namen nach von dem Phlogiston unterschieden ist;" so scheint dieses einen Mangel an hinlänglich klaren Begriffen von *L.s* Theorie anzudeuten.

Frankfurt a. M., b. Gebhard u. Körber: *C. H. Stucke*, Apothekers in Lennep, u. Mitgl. d. Gesellsch. naturf. Freunde in Berlin, *chemische Untersuchungen einiger niederrheinischen Fossilien eines Vesuvians, und des Wassers im Basalt.* 1793. 144 S. 8.

In Gemafsheit des von dem verdienstvollen *Vf.* der *niederrheinischen Reise* geleisteten Versprechens, die merkwürdigern Contenta einiger dortigen gemengten Gebirgsarten chemisch zerlegt darzustellen, erscheint nun gegenwärtige Schrift; wodurch zu dessen Erfüllung ein guter Anfang gemacht worden. Da diese Untersuchungen von einem Manne herrühren, welcher sich bereits als chemischer Schriftsteller vortheilhaft angekündigt hat, so gereicht solches zu einem günstigen Vorurtheile über die Richtigkeit der dargelegten Resultate; obgleich derselbe, wie aus seinen, getreu angezeigt scheinenden, Relationen erhellet, mit einigen Schwierigkeiten und Unfallen, die die Wiederholung einer und andern dieser Analysen eben nicht überflüssig machen mochten, dabey zu kämpfen gehabt hat. — I. *Zerlegung eines krystallisirten Feldspaths.* Es ist dieses das unter dem Namen *Drachenfelser Feldspath* bekannt gewordene Fossil, dessen Bestandtheile nach Hn. *Stucke's* Angabe, in 100 Theilen betragen: *Kieselerde* 33. *Thon*, 46 *Bitterde* 9½. *Kalkerde* 2¾. *Eisen* 3½ *Kupfer* (?) ¼ bis ½ *Wasser* und *Luft* 2½. Die Gegenwart der Bittererde, und

das Uebergewicht der Thonerde über die Kieſelerde, verbunden mit der im Aeuſsern, durch ſein glaſiges Anſehen, durch Ermangelung des eigentlichen ſpathigen Gefüges, u. ſ. w. ſich ſo ſehr auszeichnenden Abweichung, geben, nach Rec. Dafürhalten, genugſamen Grund an die Hand, dieſes Foſſil ganz vom Feldſpath zu trennen. II. *Chemiſche Unterſuchung einer verhärteten Porcellanerde*; welche am Fuſse des Drachenfelſer Berges, in geringer Tiefe unter der Dammerde, in ein bis anderthalbzolliger Mächtigkeit vorkommt. Sie enthalte: *Kieſelerde* 83 ½, *Thonerde* 2 ¾, *Bittererde* 1, *Kalkerde* ¼, *Eiſen* 1 ½, *Waſſer und Luft* 10 Nach des Hn. B. R. *Noſe* ganz richtiger Bemerkung, ſtimmt ſie in Ganzen mit dem Verhalten der Opale und Hydrophane ſehr überein. III. *Zerlegung der baſaltiſchen Hornblende aus dem Unkelſteiner Baſalt.* Deſſen hier angegebene Beſtandtheile ſind: *Kalkerde* 32 ½, *Kieſelerde* 28, *Thonerde* 12 ¼, *Eiſenkalk* 22 ¾, *Braunſtein* ½, *Luft* 4 ½. IV. *Zerlegung eines Veſuvians.* Bekanntermaſsen hat jetzt H. *Werner* die ſogenannten veſuviſchen Edelſteine, ſonſt auch wohl Schörle genannt, mit dieſem Namen belegt. Obſchon der Vf. bey der Analyſe auch dieſes Foſſils viel Fleiſs und Mühe angewendet hat, ſo ſcheint er doch ſelbſt ſie noch nicht als ganz vollendet betrachten zu wollen. Doch vermeint er, die Beſtandtheile folgendermaſsen beſtimmen zu können: *Braunſtein* 40 ½, *Eiſen* 16 ½, *Kalkerde* 16, *Kieſelerde* 26 ½. Eine wiederholte genaue Unterſuchung dieſes Foſſils würde ganz vorzüglich zu wünſchen ſeyn. V. *Unterſuchung des Waſſers im Unkenſteiner Baſalt.* 84 Gran der aus den Höhlungen dieſes Baſalts geſammelten Waſſers hinterlieſsen nach dem Verdunſten ½ Gran trocknen Rückſtand welchen H. *St.* auf ¼ Gran Bittererde, ¼ Gr. Thonerde, und ⅛ Gr. Kieſelerde ſchätzt. — Aus der angehängten Nachſchrift des *Hn.* B. R. *Noſe*, welche über ein und anderes hieher gehörige einige Auskunft mittheilt, will Rec. nur noch deſſen Anzeige ausheben, dafs der *Glanzſpath* zum Talkgeſchlecht gehöre, und ſeine Stelle ohnweit des Amiants und Kyanits erhalten dürfte. — In den Wunſch, womit Hr. N. dieſe Nachſchrift ſchlieſst: dafs doch künftig alle Chemiſten ſich der Glaubwürdigkeit ſtreng befleiſsigen und ihren Werth einſehen mögten! — ſtimmt Rec. von ganzem Herzen mit ein.

Erfurt, b. Keyſer: *ſyſtematiſches Handbuch der Pharmacie für angehende Aerzte und Apotheker*, von *Joh. Barthol. Trommsdorf*, Apothekers zu Erfurt, u. d. Kurfürſtl. Maynz. Akad. d. Wiſſ. Mitgl. 1792. 346 S. 8.

Dem ehemaligen Mangel eines, dem jetzigen wiſſenſchaftlichen Zuſtande der Pharmacie angemeſſenen Lehrbuchs iſt zwar gegenwärtig hinlänglich abgeholfen: doch kann vorliegendes, wegen ſeines deutlich und in guter Ordnung vorgetragenen Inhalts, neben den vorzüglichern *Hagenſchen*, *Hermſtädtſchen*, u. a. noch wohl Platz finden; da wahrſcheinlich deſſen Vf. zugleich die Abſicht gehabt, ein wohlfeileres Handbuch den Anfangern in die Hände zu bringen. Nur hätte er entweder über die einfachen Arzneymittel ſich etwas mehr auslaſſen, oder ſein Buch nicht Handb. der *Pharmacie*, ſondern der *pharmaceutiſchen Chemie* betiteln müſſen. Viel zu dürftig iſt z. B. dasjenige, was er §. 6. von den Sammeln und der Behandlung friſcher Vegetabilien ſagt; woſelbſt auch das ſchnellere Trocknen derſelben in angemeſſener Ofen-Wärme, wenn es wie in unſerm nördlichern Clima gewöhnlich der Fall iſt, an einer hinlänglichen Luftwärme ermangelt, zu empfehlen geweſen wäre. §. 235. wird *Gagat* irrig unter den Kieſelarten, und zwar als einerley mit *Achat* (Agath) genannt; und §. 237. der *Laſurſtein* ſehr uneigentlich unter die in Apotheken aufgenommenen Kalkerden gezählt. — Dafs §. 312. das Verpuffen nur einzig und allein bey ſalpeterſauren Salzen ſtatt finde, und kein anderes Salz dieſe Erſcheinung liefere, kann doch anjetzt nicht mehr geſagt werden; indem das mit Lebensluftſtoff überſättigte Digeſtivſalz dem Salpeter hierin noch weit vorgehet. Wenn Hr. *T.* §. 316. ſagt, dafs man nicht wiſſe, was aus der Salpeterſaure wird, die unter dem Verpuffen verlohren geht: ſo beweiſet dieſes ſeine Unbekanntſchaft mit den Erfahrungen der neuern oder antiphlogiſtiſchen Chemie; an der er doch ſelbſt zum Ritter zu werden mitunter verſucht hat. — §. 511. zweifelt er an der Exiſtenz einer ächten, auf Waſſer ſchwimmenden flüchtigen Salzaethers, und zwar aus dem Grunde, weil deſſen Bereitung dem Hn. *Weſtrumb* nicht gelungen iſt. Dieſem Zweifel kann aber Rec. ſeine eigene Erfahrung, die ihm mehrmals wohl gelungene Verfertigung deſſelben, entgegen ſtellen. — Den wahren Grund von der groſsen Verſchiedenheit des ätzenden und verſüſsten Sublimats hat der Vf §. 588. wohl nicht getroffen; wenn er ſagt, dafs ſolcher *nur* in dem verſchiedenen Verhältniſſe der Salzſäure beſtehe. — Ungegründet iſt §. 665. die Behauptung, dafs das ſalzſaure Eiſen ſich nicht kriſtalliſiren laſſe; da es bey gehöriger Behandlung allerdings, und zwar in ſchönen lichtgrünen Kriſtallen, anſchieſst. — Der ganze 670 §. mit der Hypotheſe der Herleitung des ſüſsen Geſchmacks der, mit vegetabiliſchen Sauren bereiteten, Eiſentincturen von einem ſich dabey erzeugenſollenden Zucker, hätte wegbleiben können. Ohnedem iſt es falſch, dafs *alle* Pflanzenſäuren mit dem Eiſen einen ſüſsen Geſchmack erzeugten: denn dieſes thun nur die Säfte derjenigen Früchte, welche die *Apfelſaure* enthalten; dahingegen die eſſigſauren und zitronenſauren Eiſenauflöſungen nichts weniger als ſüſs ſind. — Obgleich der Vf. §. 519. ſagt, es ſey *auſser allem Zweifel*, dafs der *Weingeiſt* aus Eſsigſaure, Luftſäure, Brennſtoff und Waſſer beſtehe, ſo gehört ſolches dennoch zu den unbeſtätigten Hypotheſen, dergleichen er mehrere als ausgemachte Lehrſatze aufführt; welches aber am wenigſten in einem Lehrbuche geſchehen ſollte.

SCHÖNE KÜNSTE.

Paris, b. Prault: *Dictionnaire des arts de Peinture, Sculpture et Gravure.* Par M. *Watelet et M. Levesque* *Tome I. A* bis *D.* LII und 656 S. *Tome II. E.* bis *G.* 648 S. *Tome III. H.* bis *Pas.* 780 S. *Tome IV. Pas* bis *Pri.* 675 S. *Tome V. Pri* bis *Z.* 834 S. 1792. 8. (11 Rthlr. 6 Gr.)

Dieſes Wörterbuch iſt nicht mehr und nichts weniger, als ein wörtlicher Abdruck des 1788 bey *Panckoucke* zu Paris erſchienenen Theils der *Encyclopedie Methodique, ou par ordre des matiéres* welcher die *ſchönen Künſte* zum Gegenſtand hat, und in der A. L. Z. 1790. N. 204 u. 206. und 1793 N. 78. ausführlich recenſirt iſt. Rec. ſieht den Nutzen, den dieſer Nachdruck leiſten ſoll, nicht ein; da ja auch die Partien der Encyklopädie *einzeln* verkauft werden; auch iſt darüber weder von dem Verleger, noch von dem Redacteur Levesque etwas angezeigt. Das Octav-Format dieſes Wörterbuchs allein möchte bequemer, als das Quartformat der Encyklopädie ſeyn. Uebrigens iſt der Preis des erſtern unverhältniſsmäſsig höher, als der Preis dieſes Theils der Encyklopädie, welcher durchaus dieſelben Artikel enthält. Aus der *Eloge de Mr. Watelet* welche vorangedruckt iſt, und am 29 Auguſt 1786. in der königlichen mediciniſchen Societät von dem Secretair derſelben *Vic-d'Azyr* verleſen ward, ſollen nur noch einige literariſche Notizen über den verſtorbenen Watelet ausgehoben werden, ohne übrigens dem hochklingenden Lobrednerton über dieſen Schriftſteller, Dichter und Künſtler, von dem *Winkelmann* richtig ſagte, er habe in gebundener und ungebundener Rede vieles über die Kunſt geſungen und geſchrieben, was er nicht verſtanden, in allem beyzuſtimmen. *W.* ward 1718. in Paris geboren. Er äuſserte früh Talente zur Muſik und Zeichnung, machte Künſtler-Reiſen durch Deutſchland und Italien, und blieb einige Jahre in Rom. — (Sein ſchüchterner Geſchmack und ſeine beſchränktere Einſicht und Irrthümer in manchen Theilen der Kunſt, die ihm, wie mehrere ſeiner Schriften es beweiſen, ungeachtet ſeines Studiums in Rom, eigen blieben, ſind allenfalls mit der Gewöhnung *W.* an die damals geltenden verjährten Vorurtheile der franzöſiſchen Künſtler-Schulen und Kunſtlehrer, worin *W.* erzogen war, zu entſchuldigen. *Les compoſitions*; ſo charakteriſirt Levesque in dem Vorbericht ſelbſt jenes Zeitalter der Kunſt in Frankreich. *de nos ariſtes, leurs agencemens, leurs diſpoſitions, leurs expreſſions, les caracteres qu'ils donnoient aux têtes, leur deſſin, leur couleur, tout, s'il eſt permis de parler ainſi, ſentoit chez eux le terroir, et leur productions, applaudies dans le pays ou elles avoient pris naiſſance, perdoient leur valeur dés qu'elles étoient transplantées. J'ai vu des tableaux que tout Paris avo t admirés dans une expoſition publique, ſe montrer fades, ſans vie et ſans couleur, dans une galerie d'un Palais etranger, quoi qu'on eut pris ſoins, de ne leur pas aſſocier des voiſins trop redoutable.* Eben dieſe Vorurtheile der alten franzöſiſchen Malerſchule, veranlaſsten denn auch Watelets Geringachtung der Antike überhaupt.) — Nach ſeiner Rückkehr nach Paris erwarb er ſich Ruhm als Maler, Dichter und Schriftſteller. Er ſchrieb ſein Lehrgedicht unter dem Titel *l'art de peindre.* — Das für die Encyklopädie beſtimmte *Dictionaire des arts* fing er bald darauf an, hinterliefs aber nur den Buchſtaben *A* und *B.* ganz und *C.* bis zu den Artikel *Conference* vollendet, (Hr. *Levesque* übernahm nach ſeinem Tode die Vollendung des Wörterbuchs). Von einem dritten Werk unter dem Titel: *de l'origine et de la deſtination des arts liberaux* erſchien nur der erſte Theil, und auch dieſes Werk hat *W.* unvollendet gelaſſen. In ſeinen Erholungsſtunden überſetzte er ausländiſche Werke der Dichtkunſt und machte eigne Arbeiten dieſer Art. — Noch exiſtirt von ihm ein *Eſſai ſur les jardins.* In ſeinen letzten Jahren beſchäftigte er ſich mit dem Grabſtichel und arbeitete damit nach Rembrandts Manier. Er ſtarb i. J. 1786.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Ohne Druckort*: *Ueber Imm. Kants philoſophiſche Religionslehre.* In einem Briefe an einen Freund. 1793. 32 S. 8. Dieſer Brief, welcher einen kurzen Auszug oder eigentlicher nur die Hauptideen aus jedem Abſchnitt des genannten Werkes mit einigen eingeflochtenen Bemerkungen, Zweifeln und Einwürfen enthält, war, (wie der Vf. ſagt), blofs zum Privatgebrauch eines Freundes beſtimmt, der das Werk wegen vieler Geſchäfte nicht leſen konnte, und daher nur die Hauptideen durch einen Auszug zu erfahren wünſchte. Der Hauptinhalt des kantiſchen Werks iſt zwar ſehr gedrängt, aber doch treu und faſslich dargeſtellt. Deſto mehr mufs man ſich wundern, dafs die Bemerkungen nicht allezeit treffend ſind, und gewiſſe Sätze nur deswegen bezweifeln oder beſtreiten, weil ſie der Vf. nicht verſtand. Gegen den Begriff vom radikalen Böſen wird erinnert: durch die Annahme einer böſen Maxime werde das Böſe nicht erklärt, weil daraus noch nicht erhelle, warum der freye Wille die Uebertretung des Geſetzes und nicht vielmehr die Befolgung deſſelben in ſeine Maxime aufnehme; das Böſe ſey ſchon erklärt, wenn man ſage: Vernunft und Sinnlichkeit erfordern oft entgegengeſetzte Sachen, wird jene dieſer untergeordnet, ſo iſt es eine böſe Handlung. — Wenn aber dieſe Handlung moraliſch ſeyn ſoll: ſo mufs ſie durch Freyheit geſchehen, und ſetzt alſo eine Maxime voraus. — Eben ſo unerheblich ſind die Einwürfe gegen den Satz: das radikale Böſe kann nicht in der Sinnlichkeit gedacht werden, denn es wäre ſonſt nicht verſchuldet. Der Vf. fragt unter andern: ob der Grund des Böſen eben verſchuldet ſeyn müſſe. Und doch iſt leicht einzuſehen, dafs, wenn der Grund des Böſen nicht verſchuldet iſt, es auch das aus jener Quelle entſpringende Böſe nicht ſeyn kann, woraus dann ferner folgte, dafs es gar kein moraliſches Böſe gebe. — Wenn der Vf. die Verpflichtung aus dem ethiſchen Naturſtande in ein ethiſches gemeines Weſen überzugehen, bezweifelt, und zwar aus dem Grunde, weil in beiden Zuſtänden eben dieſelbe Vernunft eben daſſelbe Geſetz vorſchreibe, und eben dieſelbe Freyheit angenommen werden müſſe, und daher die Verpflichtung und die Hinderniſſe zu einem guten Lebenswandel in beiden gleich ſtark ſeyen: ſo hat er nicht daran gedacht, dafs die Hinderniſſe, durch welche die Menſchen unter einander die Erfüllung ihrer Pflichten erſchweren, nach und nach aufhören müſſen, wenn ſie ſich verbinden mit vereinten Kräften das Reich Gottes herbeyzuführen, oder mit andern Worten, die moraliſche Geſinnung in jedem andern zu beleben, zu ſtärken, und auszubreiten. — Uebrigens iſt der Vf. in den meiſten Punkten mit Kant einverſtanden und überzeugt, dafs nicht nur die Religion, ſondern auch der chriſtliche Glaube durch Kants Werk viel gewonnen habe und in Zukunft noch mehr gewinnen werde. Durch dieſes Geſtändniſs unterſcheidet er ſich von demjenigen gelehrten Katholiken, welche nach S. 5. den Umſturz der Religion und Jakobiniſche Grundſätze aus der Kantiſchen Philoſophie wittern; nur drückt er ſich auf eben derſelben Seite etwas zweydeutig darüber aus. Dieſes macht ſeinem Herzen und Verſtande um ſo mehr Ehre, da er auch ein Katholik iſt, ob er gleich einige Partheylichkeit für ſeinen Glauben merken läſst, da wo er Kanten einer Partheylichkeit gegen denſelben beſchuldiget. Er glaubt nemlich: es liege mehr in Privatverhältniſſen als in der Natur der Sache, dafs die meiſten Reſultate jenes Werks günſtiger für den Proteſtantiſmus als Katholicismus ausfallen. — Das Publicum würde nicht viel verloren haben, wenn dieſer Brief ungedruckt geblieben wäre.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. August 1794.

TECHNOLOGIE.

Halle, b. Kümmel: *Beschreibung und Geschichte des Hallischen Salzwerks* von *Joh. Chr. Förster* Kön. Pr. Kriegs- und Domänenrath und Professor zu Halle. Nebst Urkunden und einem Kupfer. 1793. 262 S. in 8. (2 fl. 30 Kr.)

Das ganze Buch hat drey Hauptabtheilungen: 1) *Beschreibung des Hallischen Salzwerks*, 2) Geschichte des Hallischen Salzwerks. 3) Urkunden. *I. Abtheil. 1. Kap. von den Salzbrunnen und den Gaben derselben.* Die Gegend um Halle ist ungemein Soolenreich, so dass nicht noch mehrere Soolquellen eröffnet werden könnten. Vormals hatte man auch bey Giebichenstein einen Salzbrunnen, welcher 1702 mit seiner Auszimmerung von ohngefähr entdeckt wurde; diese Soole wurde vor dem Sieden gradirt, aber wegen der grosen Unkosten wurde 1711 dieses Sieden eingestellt und das Gradirhaus abgebrochen. Auf königliche Kosten wurde 1704 der sogenannte königliche Brunnen abgeteuft und daraus bis 1711 auf königliche Rechnung Salz gesotten, weil es an Extrasoole für die königliche Rechnung fehlte. Seit 1709 verminderte sich der Salzabsatz der Pfännerschaft, es ergab sich also bald aus dem alten Brunnen hinlänglicher Ueberschuss von Soole für die königliche Siedereyen, und man achtete daher die neuen Brunnen nicht weiter. Die ganze Saline benutzt überhaupt 4 Brunnen, deren Soole sowohl in der Quantität als in der Qualität sehr verschieden ist. Der *Deutsche Brunnen* ist der beste, 35½ Ellen tief. Der *Gutjahrsbrunnen* ist nicht so reichlich und 45 Ellen tief. Der *Meterizbrunnen* ist in der Qualität der geringste und 38½ Ellen tief. Der *Habekorn* gibt die wenigste Soole und ist 35½ Ellen tief. Nach Hn. Grens Untersuchung enthält 1 Pfund der 16 Unzen Soole aus dem Deutschen Brunnen 6 Loth Quent. 9 Gran reines Küchensalz, 23 Grane Kalcherde, 2½ Gran Gyps, 1½ Gran rohe Kalkerde. Zur Untersuchung dieser Brunnen wurden Zimmermeister beeidigt, welche solche von Zeit zu Zeit befahren musten. Alle zehen Jahre wurden vom Salzgraf und einigen Räthen solenne Brunnenfahrten vorgenommen, welches aber gleich nach Beendigung des 7jährigen Kriegs eingestellt wurde. Der Deutsche Brunnen ist in 32 gleiche Theile oder *Stühle* eingetheilt, und jeder Stuhl in 8 Pfannen, also enthält der Deutsche Brunnen überhaupt 1536 Pfannen. Dabey werden noch mehrere Laasse genau bestimmt. Der Gutjahrsbrunnen enthält 1008 Pfannen, der Meterizbrunnen 1360, der Habekorn 1008. Zugleich wird genau bestimmt, wieviel Soole auf jede Pfanne für eine Woche gerechnet wird. Auf jede Siedwoche oder 6 Siedetage werden aus allen 4 Brunnen zusammen versotten 16680 Zober, welches nach Bestimmungen, die sich S. 8 finden, 37029 Zentner beträgt und nach Rec. Ueberrechnung gegen 5000 Ztr. Salz austragen möchte. Aber bey unaufhörlicher Bearbeitung der Brunnen lässt sich dieser Ertrag nicht auf jede der 52 Wochen in Anschlag bringen; man hat daher von Zeit zu Zeit *Kaltlager* oder Ruhewochen, in welchen die Brunnen nicht bezogen werden. Nach S. 15 mögten sich aber doch 42 Siedwochen jährlich anschlagen lassen, welches jährlich einen Salzertrag von 42 × 5000 = 210000 Zentnern gibt. Soviel Salz könnten die Brunnen liefern, aber der Mangel an Salzdebit verstattet bey weitem nicht soviel zu versieden. Das übrige in diesem Kapitel betrifft blos das Verhältnis, nach welcher sich die mancherley Theilhaber unter einander zu berechnen haben und ist für fremde Leser sehr wenig interessant. *2tes Kap. von den Arbeitern unter den Brunnen und den Aufsehern derselben.* Was hier für Rec. interessant ist, ist die vormalige Anordnung zur Beyschaffung der Brunnensoole nach den Siedhäusern, welche vormals blos durch Menschen geschahe, woraus sich nach der gemachten Anordnung für gemeine Leute eine Art von *Präbende* ergab, die sie im Alter, in Schwachheit und Krankheit ohne Mühe und Arbeit geniessen konnten; Trefflich! Rec. erinnert sich einer dem K. Joseph geschehenen Bekanntmachung einer Spinnmaschine, wodurch eine Menge Spinnerinnen entbehrlich gemacht werden konnte. Joseph belohnte den Erfinder als *Kaiser*, aber als *Menschenfreund* erlaubte er nicht die Einführung dieser Maschine, weil durch sie soviele Arme ihr Brod verlieren müsten: ein ächter Beleg zum Beweis von Josephs oft verkannter Grösse! Möchten doch alle Verbesserer landesherrlicher Fabriken bedenken, dass Beförderung des Menschenwohls die erste Pflicht der Fürsten und der einzige Zweck aller Anstalten seyn müsse, und dass es eigentliche Kränkung menschlicher Rechte ist, wenn man den Ertrag *ohnehin schon einträglicher* landesherrlicher Anlagen dadurch zu vergrösern sucht, dass man die Zahl der dürftigen Arbeiter, welche bisher durch eine solche Anstalt ernährt wurden, vermindert. Nur dann hat ein Verbesserer einer *für sich selbst solchen einträglichen* Anstalt Anspruch auf wahres Verdienst und auf Dank, wenn er sie durch seine Kenntnisse so zu vervollkommnen vermag, dass eine grösere Anzahl hülfsbedürftiger Menschen als vorher dabey ernährt werden kann, oder dass des Eigenthümers Vortheil ohne jene Zahl zu vermindern vergrössert wird, aber das ist freylich kein so leichter Weg, sich selbst einigen Glanz zu verschaffen und für seine eigene Börse zu sorgen; es ist nicht die Sache gewöhn-

licher Financiers. *3tes Kap. von den Kothen.* Hr. F. erinnert, dafs man bis jetzt die Kothen auf mancherley Art abgeändert habe, dafs sie aber selbst jetzt noch nicht so beschaffen seyen, wie sie seyn sollten, wenn man nach den neuesten auf Theorie und Erfahrung gestützten Grundsätzen Salz sieden wolle; die vielen sich einander durchkreuzenden Rechte der vielerley Eigenthümer setze bey dem Hallischen Werk wichtigen Hauptumänderungen die gröfsten Schwierigkeiten entgegen. Dafs ein gewisser Salinen-Inspector, *Abich*, gegen eine in der That königliche Belohnung hier eine Pfanne mit einem Circulirheerd auf eine längst vorher bekannt gewesene und in mehreren vorher schon erschienenen Schriften genau beschriebene Weise angelegt hat, wird von Hn. F. hier nicht bemerkt, vielleicht weil es ihn auf zu grofse Weitläuftigkeit geführt haben würde, die Unentbehrlichkeit eines auswärtigen Mannes bey einer Anlage, wozu Hr. F. selbsten hinlängliche Geschicklichkeit gehabt hätte, begreiflich zu machen. Gemeiniglich gab es nicht völlig 100 Siedehäuser, niemalen aber über 112. Die Kothen waren vormals sehr schlecht gebaut, sie hatten auch keinen besondern Qualm- oder Schwadenfang, und die Eigenthümer sahen sich daher alle 30 bis 40 Jahre genöthigt, ihre Kothen neu bauen zu lassen. Die Arbeiter und Kothmeister in den Kothen waren von jeher die sogenannten *Halloren*, die aber nie einen Anspruch auf diesen Verdienst zu machen hatten, sondern nach Gutdünken angestellt oder abgeschafft werden konnten. Sie sind noch jetzt die eigentlichen Arbeiter beym Sieden, womit sie durch die Erfahrung und vorgeschriebene Regeln bekannt werden. Das jetzige Verfahren wird weiter unten beschrieben. Durch einige Probesiedungen wurde jedem Siedmeister die erforderliche Soolenmenge und Feuerung zu einer bestimmten Menge Salz festgesetzt; was nun ein geschickterer Siedemeister an der Feuerung ersparte oder an mehrerem Salz herausbrachte, war Nebenverdienst für ihn. Es war eine sehr übele Einrichtung, dafs die Siedmeister zugleich selbst Verkäufer des Salzes waren, und nun ihren Herrn nach Abzug aller gehabten Unkosten nur den Ueberrest einhändigten. Diese Administration wurde ihnen mit Recht vor etwa 19 Jahren entrissen. Hr. F. rühmt übrigens die grofsen Verdienste der Halloren um die Stadt bey Feuer- und Wasseranoth; sie haben besondere Privilegien auf das Lerchenstreichen und Fischefangen in dem Saalstrom. *4tes Kap. Von den Inhabern der Kothen und Güter und von den Pfannern.* Es müssen hier drey Arten von Interessenten unterschieden werden: 1) die *Koth Eigenthümer*, welche das Eigenthum einer oder mehrerer Kothen oder auch nur eines Theils einer Kothe haben, womit aber nicht sogleich das Recht des Salzsiedens verbunden ist; 2) die *Gutsherrn*, welches die wahren Eigenthümer der aus den Brunnen kommenden Soole sind und nicht nothwendig zugleich Kotheigenthümer zu seyn brauchen. Sie müssen allemal das Hallische Bürgerrecht haben; jeder solcher Gutsherrn darf aber in einem jeden Brunnen höchstens einen Stuhl besitzen. 3) *Die Pfanner oder Salzjunker* haben das Recht, eigenthümliche oder erpachtete Soole in einem ihnen ganz- oder nur zum Theil eigenthümlichen oder nur erpachteten Siedhaus zu versieden. Hier wäre es zu weitlauftig, die ausführlich bestimmten Erfoderniffe und Rechte der Pfänner auch nur im Auszuge mitzutheilen. Sie machen, da sie allemal angesehene Bürger seyn müssen, eine ansehnliche Gesellschaft aus, die wegen ihrer vielen und wichtigen Angelegenheiten einen eigenen *Syndicus* hat, welcher sowohl der Jurisprudenz als in der Salzwerkskunde gute Kenntniffe haben mufs. *5tes Kap. Von dem Holzamte und Salzcaffe.* In den alten Zeiten bediente man sich zum Verfieden des Strohfeuers, wofür aber in der Folge die Feuerung mit Holz eingeführt wurde; auch bey dieser Holzfeuerung fanden sich grofse Schwierigkeiten, welche aber durch die schon im J. 1582 getroffene Einrichtung des Holzflöfsens gehoben wurden. Die mit den Sachsen von der Pfännerschaft abgeschlossenen Holzcontracte waren so wichtig, dafs sie in den Jahren 1608, 1612 und 1678 auf 100000, 80000, 150000, 200000 Klafter gingen. Bey solchen Contracten sah auf das Holzbedürfnifs der Stadt Halle mitgesehen, welche es um einen bestimmten Preis von der Pfännerschaft bekommt. Die bey diesem Holzwesen vorfallenden vielen Geschäfte veranlafsten die Errichtung eines Holzamts. Schon 1624 ging man mit Einführung des Steinkohlenbrandes um, ohne das Vorhaben auszuführen; zu Ende des vor. Jahrhunderts machte man einen neuen Versuch damit, bis man endlich 1707 erst damit vollends zu Stande kam, nachdem ein hallischer Salzsieder darauf verfallen war, die zum Salztrocknen fehlende Hitze durch angebrachte blecherne Röhren zu erhalten, wodurch nunmehr weit weniger Holz verbraucht wird. Seit 16 bis 18 Jahren ist dem Holzamt zugleich die Administration der Salzcaffe übertragen worden. *6tes Kap. Von den Thalgerichten* Um das gesammte Salzwerk ordnungsmäfsig zu regieren, ist von Alters her ein *Salzgraf* und den *Oberbornmeistern* darüber gesetzt worden. Durch den Recefs vom 10ten Juni 1579 verlohr der Churfürst von Sachsen das vorher gehabte Recht, den Salzgrafen mit dem Blutbanne zu belegen. Im jetzigen Jahrhundert hat sich diese ganze Einrichtung sehr abgeändert; die Oberbornmeisterstellen sind ganz eingegangen, und der König wählt Einen aus dem Schöppenstuhl zum Salzgraf. *7tes Kap. Von der Lehntafel, Besatzung und Friedewirken.* *8tes Kap. Von der Wichtigkeit dieser Saline.* Sie ist seit dem 30jährigen Krieg aufserordentlich herabgesunken, und nur noch im J. 1740 war sie von gröfserem Belang als jetzt, da der Salzdebit so sehr geschwächt worden ist. Bis zu Anfang des 30jährigen Kriegs hatte man jährlich zwischen 40 und 50 Siedewochen; jetzt aber bleibt die Zahl der Siedwochen immer zwischen 12 und 20. Im Ganzen ist nach Hrn. F. Angabe der Ertrag der Soolengüter um $\frac{1}{4}$ gefallen. Dieser Verfall habe auf die Stadt, auf die Population, auf alle Gewerbe den nachtheiligsten Einfluss. „Es ist zwar wahr, sagt Hr. F. am Ende dieses Kapitels, dafs vormals mehrere Menschen und Familien bey dem Salzwerke standen als erfodert wurden, wenn man nach dem Gesetze der Sparsamkeit hätte arbeiten lassen wollen; allein Sparsamkeit ist zwar bey einem einzelen im Tugend, nicht aber jederzeit bey einer ganzen Kl

„von Menschen" etc. Rec. war es angenehm, auch hier wieder einen Mann von edler Denkart zu finden, der kein Financier von gemeinem Schrot und Korn ist. Nunmehr folgt die Geschichte des Hallischen Salzwerks, das wahrscheinlich schon vor Christi Geburt im Gang gewesen. *Erste Periode* bis auf den Erzbischoff Ernst 1476. *Zweyte Periode* von 1476 bis auf die Regierung des Churfürsten Friedrich Wilhelm 1680. *Dritte Periode* von Friedrich Wilhelm bis auf den Tod Friedrichs des zweyten. Wie der Verfall in dieser Periode immer grösser wurde, wird umständlich erzählt. Friedrich der Grosse wollte zwar dem Werk geholfen wissen, aber alle Bemühung war vergebens. Er verfiel endlich auf die Idee, Steinsalz aus dem bereits gesottenen Salz für das Vieh verfertigen zu lassen; es wurde mit etwas Thon zusammengestampft, aber der Zweck wurde nicht erreicht; es wurde nachher versucht, das gesottene Salz zu Rothenburg schmelzen zu lassen, man erhielt auch ein treffliches Steinsalz, aber es war zu kostbar (vielleicht auch zu alkalisch?) Auch die Bemühung, Arzney- und Fabriken-Mineralien aus dem Salze zu erlangen, führte nicht zum Zweck. *Vierte Periode.* Nachricht von den Einschränkungen und neuesten Einrichtungen unter Friedrich Wilhelm II. Der würdige Preussische Minister Frh. v. Heinitz sah ein, dass sich die schlimmen äuseren Verhaltnisse dieses Werks nicht abändern liessen und dass eben darum der fernere Bestand desselben von einer zweckmäsigen inneren Einrichtung abhänge. Es wurden zu dem Ende im J. 1787 drey Commissarien zu diesem Geschäfte ernannt, worunter sich Hr. F. selbsten befand, nach dessen Gutachten auch nachher die ganze bisherige Einrichtung abgeändert wurde. In einem zu diesem Ende neu erbauten gemeinschaftlichen Siedhause wurde gegen Ende des J. 1790 schon zu sieden angefangen. Dieses Siedhaus ist 210 Fuss lang und 52 Fuss breit; es enthält eine Sied- und drey Soggpfannen, jede zu 22 Fuss lang 18 Fuss breit und 16 Zolle tief. Erst im November 1790 geschahe die erste Siedung, und schon im Febr. 1791 musste Hr. *Senff*, welcher das Siedhaus nach seinem Plan hatte errichten lassen, Beschwerden über die Unbrauchlichkeit dieses Gebäudes erleben, indem eine beträchtliche Quantität in Tonnen abgegebenen Salzes als feucht, gelb und unbrauchbar wieder zurückgenommen werden musste. Hr. *Senff* weigerte sich, Abänderungen vorzunehmen; die Untersuchung wurde daher Hrn. Kämmerer Weber übertragen, und dieser fand mehrere Abänderungen nöthig, die auch vorgenommen wurden. Der Erfolg davon entsprach der Absicht und machte Hn. Weber Ehre. Inzwischen enthält sich Rec. mit Fleiss aller Anmerkungen über die hier umständlich von Hn. F. erzählten Mängel, welche Hr. *Weber* gegen Hrn. *Senff* anzugeben gewusst hat, weil er Hn. Senff's Verantwortung nicht an der Seite hat, und jene Klagen schon zu einer Zeit erhoben wurden, wo nicht nur noch alles Mauerwerk frisch und voll von Feuchtigkeiten seyn konnte, sondern auch die Jahreszeit selbst für Hn. S. nicht vortheilhaft war. Rec. liess vor mehrern Jahren selbsten ein Siedhaus erbauen, es wurde mitten in einem sehr heissen Sommer beendigt und doch waren einige Monate zum Sieden nöthig, ehe der Feuerzug unter der Pfanne und in der Trockenkammer nach Rec. Wunsch ausfiel; alsdann war er aber so trefflich, dass er nachher ein besonders zum Luftzug angelegtes Gewölbe beständig verschlossen halten musste und dass er heilig versichern kann, nie einen bessern Zug gesehen zu haben. Rec. liess sich auch damalen durch einige Rathgeber, welche wegen des äusserst schlechten Zugs sogar auf den Gedanken kamen, dass aus Versehen der Ausgang am Ende des Heerds etwa ganz möge zugemauert worden seyn, nicht irre machen, sondern hielt es für nothwendig die allmalige Austrocknung alles Mauerwerks abzuwarten, und blos hiermit erreichte er aufs vollkommenste seinen Zweck. Vielleicht foderte dieses auch Hr. Weber? Aus diesen Gründen also will Rec. hierüber nicht entscheiden, und man wird ihn um soviel unpartheilicher halten, da er bey seiner Ehre versichern kann, dass ihm die Existenz der beyden Männer bis diesen Augenblick ganz unbekannt war. Zum Schluss dieses Kap. wirft Rec. noch die Frage auf, ob es nicht vortheilhaft für das Salzwerk seyn möchte, nur ein einziges zweywändiges 400 Fuss langes Gradirhaus anzulegen, gesetzt auch dass solches nur durch eine Windmühle zu betreiben wäre? Hierüber mit Entscheidung zu sprechen fehlt es Rec. an hinlänglicher Lokalkenntniss. Den Beschluss dieses Buchs machen die Urkunden und dann die Erklärung des beygefügten Kupfers, wodurch das neue Siedhaus vorgestellt wird.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Crusius: *Versuch über die Gränzen der Aufklärung unter den Römern* von *Joh. Jak. Wilh. Münnich*, Pastor in der Stadt Hadmersleben. 1789. 431 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 Ggr.)

Das Wort Aufklärung nimmt der Vf. in der weitesten Bedeutung, nach welcher nicht blos richtige Begriffe über des Menschen wesentliche Bedürfnisse, sondern auch Wissenschaft, Verfeinerung, Bildung und Cultur, darunter begriffen werden. Der Entwickelung der wesentlichen Kennzeichen einer vollkommnen Aufklärung bey einem Volke hat er ein eignes Kapitel gewidmet, welches das 2te der Ordnung nach ist, aber wohl richtiger das erste wäre. Im 1sten Kap. stellt er Betrachtungen über das Zeitalter der höchsten Aufklärung in Rom an. Nachdem er die Widersprüche in Augusts Charakter und öffentlichem Leben, welches theils aus schlechten und ausschweifenden, theils aus vernünftigen und weisen Handlungen zusammengesetzt war, ausgeführt hat, so löst er am Ende das Räthsel dadurch, dass er alle Tugenden dieses Fürsten für Heucheley erklärt, wie August selbst am Schlusse seines Lebens durch die Frage an seine Freunde bewiesen habe: *Ecquid iis videretur mimum vitae commode transegisse.* (Das menschliche Leben verglichen alte und neue Schriftsteller mit einem Schauspiele. Warum also einen so gehässigen Sinn in diese Worte legen, die nichts mehr und nichts weniger zu sagen scheinen, als: ob er seine Rolle gut gespielt d. h. ob er seinem Posten gut vorge-

ſtanden habe? Freylich iſt dieſer bildliche Ausdruck vorzüglich der Handlungs- und Wirkungsart eines Staatsmanns und Regenten angemeſſen, der oft ſeine wahren Plane und Geſinnungen aus politiſchen Gründen hinter einer Maske verſtecken muſs!) Seine künſtliche und zuſammengeſetzte Rolle habe ihm Mäcenas, Agrippa und Meſſala vorgezeichnet, und ſowohl dieſe, als die Livia, haben ihn in der Ausführung derſelben unterſtützt. Auguſt war nicht Schöpfer des goldnen Zeitalters der Cultur in Rom, ſondern die Cultur ſeiner Zeit war die Frucht der vorhergehenden Zeit. Wenn Rom je ein goldnes Zeitalter der Cultur hatte, ſo war es das des Cicero und der Triumviri. Aber Rom iſt nie zu einem vorzüglichern Grade von Aufklärung gelangt. Nicht alle Theile der Wiſſenſchaften wurden von den Römern bearbeitet. Einige wurden ganz verachtet und vernachläſsigt: nur wenige bis zu einer gewiſſen Vollkommenheit hinaufgetrieben. Die Philoſophie ward nie allgemeines Studium der Römer. Nur einige Auserwählte trieben ſie, an ihrer Spitze Cicero. „Was die Engel in der Ordnung der Welt ſind, das ſind die Philoſophen in der Ordnung der Politik" ſagt der Vf. etwas ſonderbar in ſeiner Digreſſion über den Werth der Philoſophie für das bürgerliche Leben. Mathematik, Stern- und Erdkunde ward faſt gänzlich vernachläſsigt. Das Studium der Sprache und der Beredſamkeit wurde mit dem glücklichſten Erfolge bearbeitet. Es war ein Product der republikaniſchen Staatsverfaſſung und ſank mit dem Fall derſelben. Rechtsgelahrheit und Geſchichte wurde eifrig betrieben, doch faſt ausſchlieſslich die vaterländiſche Geſchichte (und auch dieſe ſehr einſeitig!) In der Dichtkunſt lieferten die Römer Meiſterwerke; doch erreichten ſie nie ihre griechiſchen Muſter. Ferner herrſchte in Rom keine allgemeine Freyheit im Denken (?) und Schreiben: man wollte manchen Wiſſenſchaften das Bürgerrecht verſagen; die Philoſophie tolerirte man höchſtens. C. III. über den Zuſtand der Künſte. Die Römer waren bloſse Kunſtliebhaber, und brachten es, auſser der Pantomime, zu keinem hohen Grade von Vollkommenheit darin. C. IV. über den Zuſtand der Religion. Die religiöſen und moraliſchen Begriffe der Römer waren ſehr ungelautert. Ihr Gottesdienſt ſehr abergläubiſch, zum Theil die Ausſchweifungen ſehr begünſtigend. C. V. die einſt rauhen, aber reinen und einfachen, Sitten der Römer gingen in der Folge in die gröſste Sittenverderbniſs über. C. VI. die R. Erziehung taugte wenig oder nichts, C. VII. Luſtbarkeiten und Zeitvertreibe. Die Römer führten die griech. Spiele ein, aber ohne den Geiſt derſelben zu ahnden. Ihre Luſtbarkeiten in geſellſchaftlichen Zirkeln gingen auf groben Genuſs an Schmauſen und Trinkgelage. (Der Vf. ſpricht hier zu allgemein; die urbanen Römer waren mit den feinern Vergnügungen des geſelligen Lebens gar nicht unbekannt). C. VIII. u. IX. die Geſetze und die Polizey waren im Ganzen zweckmäſsig, aber ſie wurden vernachläſsigt und kamen im Verfall. — Das Bild, welches der Vf. von den Römern entwirft, iſt nicht geſchmeichelt, doch im Ganzen wahr. Aber Manches iſt übertrieben, vorzüglich im Cap. über die Religion, wo er ganz im Tone der Kirchenväter über die Greuel des Heidenthums ſeufzt. Das Buch hätte gewonnen, wenn viele weitläuftige und unnütze Abſchweifungen weggefallen wären. Es enthält viele freye, kühn gedachte und ſtark ausgedrückte, Wahrheiten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit, *Roſtock*, b. Adler: *Sanitatis humanae ex facie medicinae practicae commutatae ſchematiſmus rhapſodia anthroponoſographica. Poſt impetratum MDCCLXXXIII in academia nuper Buetzovienſi Doctoris gradum ut legi ſibi iniunctae faceret ſatis medicorum in Academia Roſtochienſi reſtaurata ordini gratioſo exhibuit MDCCXCIII. Jo. Phil. Stucker.* Erſt von den Hämorrhoiden, und was für Einflüſſe deren Erregung auf die Geſundheit der Menſchen gehabt habe, und von Stahl, der aus Eigennutz dieſen Blutfluſs für ſo wichtig gehalten habe. In Halle, und in der Gegend umher ſeyen Hämorrhoiden noch ſehr häufig, vielleicht weil ſich von den Zeiten der Stahlianer die Anlage zu dieſem Blutfluſs noch herſchreibe. Kämpfs Klyſtiere, meynt der Vf, könnten vielleicht in Zukunft ſo wirken, wie ehedem die balſamiſchen Pillen, und die Hämorrhoiden wieder erregen. *Schema catarrheumaticum*, oder eigentlich von den Nachtheilen der erſchlaffenden Kurmethode, bey Nerven- und andern Krankheiten, die freylich ſo gut, als die von jeder andern Kurmethode Statt haben, die aber auch nicht Statt haben werden, wenn man nur die Kurmethoden richtig, und nach Indicationen anwendet. Rec. vermiſst in dieſem Aufſatz faſt durchaus die Beſtimmung, wo die erſchlaffende Kurmethode ſchädlich iſt, worauf doch eigentlich alles ankommt. Die Fieberrinde mache die Nerven beweglicher, und befördere Nervenkrankheiten. (Allerdings, und unter gewiſſen Umſtänden, wie dies R. Whytts Kurmethode gar oft beſtätigt hat: aber eben die Beſtimmung der Umſtände vermiſst wieder Rec. durchaus. *Schema atonico-nervoſum.* Selten ſeyen jetzt entzündliche Fieber in Städten; häufig dagegen Schleim- und Nervenfieber. Zu den langwierigen Krankheiten geſelle ſich Nervenſchwäche, und daran ſey der Thee, die Brechmittel, die Elektricität, der Magnetiſmus, das Aderlaſſen (das doch jetzt unſtreitig weit ſeltener gebraucht wird, als ehedem) und der Gebrauch des Mohns ſchuld. *Μεταβασις εις το δεγμα.* Warum der Vf. hier eine griechiſche Aufſchrift wählt, ſehen wir nicht: ſeine ganze Schreibart iſt überhaupt geziert, ſonderbar und undeutlich. Er beweiſt die Wahrheit der, wir glauben allgemein anerkannten, Thatſache recht gut, daſs, ſeit man bey der Kur der Fieber mehr ausführt (und dem Fieberreiz durch antiphlogiſtiſch beſänftigende Mittel begegnet) die exanthematiſchen Fieberkrankheiten weit ſeltener ſind. *Schema gaſtricum.* In dieſem Aufſatz hat der Vf. theils die Nachtheile der Ausführungen an ſich, beſonders aber die Umſtände recht gut angegeben, unter denen ſie entweder unwirkſam, oder ſchädlich ſind.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 7. August. 1794.

PHILOSOPHIE.

Halle, b. Francke u. Bispink: *Antilogie des Realismus und Idealismus.* Zur nähern Prüfung der ersten Grundsätze des Leibnizischen und Kantischen Denksystems. Von *E. G. F. Wrede.* 1791. 340 S. 8.

Abermals ein Versuch, die kritische Philosophie in ihren Grundpfeilern zu erschüttern. Hr. *W.* führt dieselbe durchgehends unter dem Titel des Idealismus auf, ohne sich zu fragen: mit welchem Rechte? und was Idealismus sey? Unter Idealisten hat man jederzeit diejenigen verstanden, die das Daseyn der Körper, oder der äusern Gegenstände im Raum bestreiten. Aber wo hat *Kant* dieses bestritten? Hat er nicht vielmehr bewiesen, dass wir vom Daseyn dieser, nicht erst, wie Descartes meynte, durch einen unsichern Schluss von einer gegebenen Wirkung auf eine bestimmte Ursache, sondern unmittelbar durch Anschauung eben so gewiss sind, als von unserm eigenen Daseyn, ja dass, ohne die Existenz beharrlicher Gegenstände im Raum, sogar das Bewusstseyn unsers eigenen Daseyns in der Zeit schlechterdings unmöglich wäre? Nur das hat Kant zugleich bewiesen, dass man sich von der Realität der äussern Dinge, die uns bloss empirisch durch Wahrnehmung gegeben wird, und daher von der Form unsers sinnlichen Anschauungsvermögens abhängt, einen unrichtigen Begriff macht, wenn man sie für *transcendental* hält, und sich einbildet, dass die äussern Dinge auch *an sich* so beschaffen sind, wie sie uns unser äusserer Sinn darstellt — und diess aus dem ungekünstelten Grunde, weil er unwidersprechlich gezeigt hat, dass der Raum nichts weiter, als die subjective Form unsers äussern Sinnes, mithin in Beziehung auf diesen etwas sehr reales, ohne Rücksicht auf diesen hingegen nichts ist. Aber auf gleiche Art hat er auch bewiesen, dass selbst die Realität unsers Ichs, so wie es uns die innere Wahrnehmung als in der Zeit existirend darstellt, bloss in empirischer, keinesweges aber in transcendentaler Bedeutung, als ob wir, auch abstrahirt von unserer Sinnlichkeit, Zeitwesen wären, zu nehmen sey, weil die Zeit gleichfalls nichts als die Form unsers innern Sinns ist. Die Realität der Gegenstände, die uns durch innere und äussere Wahrnehmung gegeben wird, ist also nach Kant bloss eine empirische und bedingte, weil sie von der Empfänglichkeit unsers sinnlichen Anschauungsvermögens abhängt, ihre *transcendentale unbedingte* Realität hingegen, oder die Art ihres Seyns *an sich*, ohne Raum und Zeit (wie dieses etwa in einer *nicht sinnlichen*, sondern *rein intellectuellen* Anschauung, die wir nicht kennen, sich darstellen würde) liegt ganz ausser dem Gebiete menschlicher Erkenntniss, und ist daher für uns eine *bloße und unbestimmte Idee* von einem *Etwas*, das uns ganz unbekannt ist. Bloss in dieser Rücksicht belegte Kant seine Sinnenlehre, durch welche die Realität der äussern Gegenstände im Raum, d. i. der wahre Realismus zuerst gründlich erwiesen worden, und auch allein erweislich ist, mit dem Namen des *transcendentalen Idealismus*, der also nichts weiter sagt, als dass alles Reale, was wir durch die äussere Wahrnehmung von den Körpern kennen, eben so wenig etwas transcendentales, d. i. ihnen, auch unabhängig von unserer sinnlichen Art, sie anzuschauen, *an sich* zukommendes ist, als alle das Reale, was wir durch die innere Wahrnehmung von unserm Selbst kennen. Will man dieses also für Idealismus im eigentlichen Sinne halten; so muss man dem grossen Weltweisen nicht bloss vorwerfen, dass er das Daseyn der Körper leugne, sondern zugleich, dass er *sein eignes Daseyn* leugne!!

Alles dieses sollte doch billig ein jeder sehr wohl beherzigen, ehe er die kritische Philosophie unter dem gehässigen Titel des Idealismus aufführt, und sich an ihre Widerlegung wagt. Wie wenig dieses aber auch von Hn. *W.* geschehen, zeigt seine Schrift von Anfang bis zu Ende. So verwirrt er nicht nur gleich Anfangs den innern Sinn mit dem Verstande, indem er S. 7. jenen für bloss *denkend* erklärt, sondern er gibt sogar S. 12. vor, dass nach der kritischen Philosophie die Data unserer Erkenntniss theils Phaenomena, theils *Noumena* und jene äusserliche, diese aber innerliche Momente der Sinnlichkeit seyn, da doch Kant die Gegenstände des innern Sinns eben sowohl, als die des äussern, für Phaenomena erklärt, unter einem Noumenon hingegen ausdrücklich *nicht-sinnliche* Gegenstände, Objecte des *reinen Verstandes* versteht. Und nun das Hauptziel seiner Schrift? Dieses geht dahin, zu beweisen, dass unser Verstand bloss eine *reine Receptivität* sey, und dass wir also die äussern Gegenstände so anschauen, wie sie *an sich* sind.

Die ganze Untersuchung des Vf. betrifft daher folgende 3 Aufgaben: I. Wie werden die äussern Gegenstände uns gegeben, indem wir sie uns vorstellen; *an sich*, oder *uneigentlich?* (Eine sehr unrichtige Antithese! Denn *unserm Vorstellungsvermögen* kann doch im *eigentlichen* Sinne ein Ding nur gegeben werden, sofern dasselbe ihm die Materie oder den Stoff zur Vorstellung gibt. Dagegen würde das gerade ein Geben im *alleruneigentlichsten* Sinne seyn, wenn man sagen wollte, dass ihm das Ding selbst oder an sich gegeben würde.) II. Sind nothwendige Sätze der Erkenntniss bloss a priori möglich? III. Sind Raum und Zeit die Formen unserer Sinnlichkeit? Da Kant seine transcendentale Aesthetik

gerade auf die beiden letzten Sätze, als einen wegen ihrer unmittelbaren Evidenz, unerschütterlichen Grundpfeiler baut: so muss jede zweckmässige und gründliche Beurtheilung derselben schlechterdings mit diesen anfangen. Allein Hr. *W.* hat es für zuträglicher gefunden, den Kampfplatz erst mit dunkeln und unbestimmten Begriffen zu eröffnen, und durch diese nachher die klaren und evidenten desto leichter zu verwirren. Er fängt nemlich mit der ersten Aufgabe an, und sucht unmittelbar zu entscheiden, dass die äussern Gegenstände, indem wir sie uns vorstellen, uns als Dinge an sich gegeben werden, d. i. von uns so angeschaut werden, wie sie an sich wirklich sind. Sein Beweis ist deutlich und kurz ausgedrückt dieser: Wahrheit ist die Gleichheit der Ideenbeziehung auf einander mit der Objectbeziehung auf einander. Nun gibt es zwar eine solche Gleichheit der Ideenbeziehung der Vorstellungen des innern Sinnes auf einander mit der Beziehung der Vorstellungen des äussern Sinns auf einander, mithin gibt es zwischen den Vorstellungen des innern und äussern Sinns Wahrheit. Indessen ist diese Wahrheit bloss *subjectivisch*, weil hier die Objecte, deren Beziehung betrachtet wird, bloss Vorstellungen des äussern Sinns, also bloss etwas Subjectives in uns sind. Nun aber kommt die gesammte Menschenvernunft ins Spiel, und dringt aus einem nothwendigen Bedürfniss auf ein drittes Datum, worauf sich die correspondirenden Vorstellungen des innern und äussern Sinns zugleich beziehen, nemlich das reelle Object. Da wir nun nach dem Lehrbegriffe des Idealismus von den reellen Gegenständen nichts wissen, auch keine Vorstellung haben können davon, wie es zugeht, dass sie zusammen genommen mit unserm Subjecte die Vorstellung äusserer Gegenstände erzeugen: so bleibt uns, wegen der Bedürfnissnothwendigkeit der Verknüpfung der subjectiven Momente unserer Sinnlichkeit mit reellen Gegenständen, gar nichts anders übrig, als bloss Wahrheit zwischen den erstern und letztern zu haben, das heisst: alle Verhältnisse der Vorstellungen des äussern oder des innern Sinns unter sich, sollen den Beziehungen des Reellen unter sich correspondiren, oder welches eben so viel ist, Formeln von den Beziehungen des Reellen unter sich seyn, und so müssen demnach auch alle Kategorieen sich schlechterdings auf reelle Gegenstände beziehen.

Hiedurch glaubt nun Hr. *W.* nicht nur die *Idealisten*, sondern auch zugleich ihren Gegner *Kant* ganz klar widerlegt zu haben. Allein *jene* haben bekanntlich dieses Räsonnement noch nie befriedigend gefunden, indem sie das Bedürfniss, mit den Vorstellungen des äussern Sinns reelle Gegenstände ausser uns zu verknüpfen, nicht für ein Postulat der Vernunft, sondern für ein bloss Spiel der Phantasie erklären. *Kant* hingegen, der die Unmöglichkeit des letztern, und daher das Daseyn reeller Gegenstände ausser uns, zuerst dargethan, kann dieses ganze Räsonnement, da es ihn nicht antastet, völlig zugeben. Denn nach seinem Lehrbegriff wissen wir von den reellen Gegenständen sowohl in als ausser uns nicht nur sehr viel, sondern unser ganzes Wissen betrifft bloss sie. Sie eben sind nach ihm die wahren Gegenstände der Erfahrung, auf sie sind alle Kategorieen anwendbar, und darin eben besteht nach ihm die objective Wahrheit, dass jeder Reihe empirischer Vorstellungen eine Reihe reeller Objecte entspricht. Nur entsprechen ihr diese reelle Objecte bloss so, wie unsere Sinnlichkeit für sie empfänglich ist, d. i. als *Erscheinungen*, wie sie aber, unabhängig von unserer Sinnlichkeit, *an sich* beschaffen seyn mögen, davon weiss Kant nichts, und missgönnt es keinem, der hievon etwas zu wissen wähnt. Sollen also die Schlüsse des Hn. *W.* den Kantischen Lehrbegriff antasten: so muss er — und eben darin steckt das Missverständniss — unter *reellen* Gegenständen Gegenstände meynen, wie sie *an sich* sind. Alsdenn aber ist sein ganzes Räsonnement nichtig. Denn das ist zwar, wie Kant selbst behauptet, ein nothwendiges Bedürfniss unserer Vernunft, das, was uns erscheint, auch unabhängig von diesem sinnlichbedingten Prädicat, an sich als ein unbedingtes Etwas zu denken. Dass aber dieses Etwas uns auch so *erscheinen* müsse, wie es *an sich* ist, und daher die Kategorieen auch auf Dinge an sich anwendbar seyn müssen — das anzunehmen, ist kein Vernunftbedürfniss, keine Foderung des Gemeinsinns, sondern steht vielmehr mit den klaren Begriffen von Raum und Zeit im offenbarsten Widerspruch.

Nun sucht Hr. *W.* zwar ferner darzuthun, dass, wenn die Kategorieen auf Dinge an sich nicht anwendbar sind, und wir von letztern gar nichts wissen, die kritische Philosophie auch gar nicht Dinge an sich behaupten könne. Denn da sie von ihnen nichts *weiss*: so könne sie sich a) nicht einmal einen *Begriff* von ihnen machen, und sie daher auch nicht für *Raum- und Zeitlos* ausgeben, vielweniger könne sie b) da die Kategorie der Ursache auf sie nicht anwendbar ist, beweisen, dass unser äussere Sinn von ihnen *afficirt* werde, und hieraus auf ihr Daseyn *schliessen*, ja sie könne c) nicht einmal nach ihren Daseyn *fragen*, oder es *zugeben*, weil auch die Kategorie des Daseyns von ihnen nicht gilt. Allein hier zeigt sichs besonders, dass Hr. *W.* die kritische Philosophie nur eben so oberflächlich, als der gröseste Theil ihrer Gegner, kennt. Denn a) beweist diese ja selbst ausdrücklich, dass ein bestimmter positiver Begriff von den Dingen an sich für uns unmöglich ist, und dass wir sie bloss unter der unbestimmten negativen Idee eines *Etwas*, das *nicht Erscheinung*, d. i. *nicht* etwas *im Raum und in der Zeit* befindliches ist, denken können, und es ist daher eine nicht geringe logische Uebereilung, wenn Hr. *W.* nicht einsieht, dass das negative und übrigens ganz unbestimmte Prädicat des Raum- und Zeitlosen, schon in der Idee eines Dinges an sich unmittelbar enthalten ist, b) behauptet sie selbst, dass wir nicht das mindeste davon wissen, wie unser äusserer Sinn von *Dingen an sich* afficirt werde, sondern nur, dass alle unsere Vorstellungen, da sie, vermöge der innern Wahrnehmung, in uns successiv entstehen, eine *Ursache* haben müssen, das heisst: unser Vorstellungsvermögen muss von irgend etwas, es mag dieses zu unserm Selbst gehören, oder etwas von uns verschiedenes seyn, *afficirt* werden, und daher, sofern es hiezu fähig ist, ein *passives* Vermögen seyn, das wir eben darum *Sinnlichkeit* nennen, mithin ist die Sinnlichkeit ein vom Verstande wesentlich unterschiedenes Vermögen, indem letzte-

rer, zufolge unsers Bewufstseyns, als ein die Vorstellungen *verbindendes* Vermogen in *Spontaneität* und *Selbstthätigkeit* besteht. Auf diesem Wege beweist also die *kritische* Philosophie nur, *dafs* wir *afficirt* werden, und dafs daher Sinnlichkeit und Verstand zwey ganz verschiedene Quellen und Vorstellungen sind, die jedoch nur in Vereinigung Erkenntnifs moglich machen. Dafs aber die Gegenstände, die uns der aufsere Sinn unmittelbar als aufser uns im Raum darstellt, nicht zu unserm Selbst gehören, sondern etwas von uns verschiedenes sind, das leitet sie nicht aus dem Afficirt werden, also nicht durch einen Schlufs von einer gegebenen Wirkung auf eine bestimmte *Ursache* her, sondern, wie Rec. schon anfangs bemerkt hat, vielmehr daher: weil unser innerer Sinn uns selbst blofs als in der Zeit darstellt, mithin alles, was zu unserm Selbst gehört, blofs wechselnd ist, folglich etwas Beharrliches vorausgesetzt, als woran allein der Wechsel wahrgenommen werden kann. Dieses Beharrliche aber konnen wir nicht selbst seyn, eben darum, weil der innere Sinn unser Selbst blofs als in der Zeit, folglich im blofsen Wechsel darstellt, also mufs es etwas vor uns verschiedenes seyn, das uns nicht durch den innern, sondern durch den äufsern Sinn dargestellt wird. Dieser aber stellt uns die Gegenstände als im *Raum* vor. Nun ist zwar *der* Raum selbst beharrlich; aber da der Raum selbst nicht wahrgenommen werden kann; so kann er das Beharrliche, an welchem der Wechsel wahrgenommen wird, nicht seyn. Also mufs es im Raum *beharrliche Gegenstände* geben, die von uns verschieden sind, und so sind wir vom Daseyn reeller von uns verschiedener Gegenstände, die uns der äufsere Sinn als im Raum befindlich darstellt, nicht nur eben so gewifs, als von unserm eigenen Daseyn, das uns der innere Sinn als in der Zeit vorstellt; sondern ohne das erstere konnten wir uns des letztern gar nicht einmal *bewufst* werden. Auf diese bündige Art, nicht aber, wie Hr. *W.* die Sache vorstellt, beweist Kant (Crit. d. r. V. S. 274—279. zweyte Aufl.) wider die Idealisten das Daseyn reeller Gegenstände unmittelbar aus dem *blofsen Bewufstseyn unsers eigenen Daseyns in der Zeit*. c) Da uns indessen diese Gegenstände nicht anders, als im Raum und in der Zeit gegeben werden; so ist von selbst einleuchtend, dafs blofs ihr *empirisches* Daseyn, d. i. so fern sie *Erscheinungen* sind, für uns *erkennbar*, d. i. unter der *bestimmten Kategorie* der *Existenz* denkbar ist, ihr *Seyn an sich* hingegen d. i. was dieses, unabhängig vom Raum und Zeit, als blofsen Bedingungen unserer Sinnlichkeit, bedeuten mag, ist eine ganz unbestimmte leere *Idee*, und nach *diesem* ihrem Seyn zu *fragen*, nöthigt uns blofs ein *subjectives* und *formales* Bedürfnifs unserer Vernunft, bey jedem *bedingt* Gegebenen etwas *Unbedingtes* vorauszusetzen. Wenn daher die kritische Philosophie sagt: es *gibt* etwas uns Unbekanntes, was ohne alle Zeitbedingung *schlechthin ist*, und den Erscheinungen zum *Grunde* liegt; so pradicirt sie von diesem *Etwas an sich* gar nicht die Kategorieen der *Existenz*, der *Substanz* und der *Ursache*, wie man ihr leider gewöhnlich aus offenbarem Mifsverstande vorwirft, indem sie ja ausdrücklich lehrt, dafs diese auf Dinge *an sich* nicht anwendbar sind, sondern alle jene Ausdrücke sind hier blofse *unbestimmte logische* Formen, von Gegenständen *überhaupt* zu urtheilen, die nichts weiter sagen, als: da das uns gegebene empirische Daseyn der äufsern Gegenstände etwas von unserer Sinnlichkeit abhangendes, mithin Bedingtes ist; so setzt dieses ein *unbedingt* oder *schlechthin seyendes Object*, als die absolute *Bedingung* von jenem voraus, ohne von diesem blofs logisch-gedachten Subject, von seinem absoluten Seyn, und in welchem Sinne es die Bedingung des Erscheinens seyn mag, den mindesten realen und bestimmten Begriff zu haben.

Rec. würde sich die Mühe erspart haben, den wahren Sinn der kritischen Philosophie in Ansehung der reellen Gegenstände aufser uns so sorgfaltig auseinander zu setzen, wenn Hr. *W.* nicht leider so viele Collegen hatte, die sich eben so rasch an ihre Widerlegung machen, ohne erst zu fragen, ob sie nicht einen Kampf mit ihrem eigenen Schatten beginnen, und in wessen Kopfe eigentlich die Ungereimtheiten und Widersprüche, mit denen sie um sich werfen, ihren Sitz haben mögen. Was Hr. *W.* weiterhin von der Möglichkeit der Form der Dinge an sich beybringt, und die Art, wie er seine beiden letzten Aufgaben, dafs nothwendige Sätze a posteriori möglich, und dafs Raum und Zeit Formen der Dinge an sich seyn, zu beweisen sucht, dreht sich nicht nur unter lauter Schlüssen aus unbestimmten leeren Begriffen immer fort um eben den falschen Satz: es sey die Lehre des *Gemeinsinns*, dafs unter den reellen Gegenständen, die wir kennen, nichts anders als Dinge an sich zu verstehen seyn, sondern zeigt zugleich seine Unbekanntschaft mit dem wahren Sinne der kritischen Philosophie immer auffallender, je weiter man liest. So sind ihm nach derselben z. B. die Gegenstände im Raum durchweg nichts weiter als der Raum selbst, und aller äufsere Unterschied der Gegenstände müfste sich also blofs aus den möglichen Combinationsformen des Raums und der Zeit S. 82. 83. angeben lassen, d. i. die *Qualität* derselben müfste nichts anders, als *Quantität* seyn!! Die Art aber, wie Hr. *W.* über Raum und Zeit, und besonders über die Mathematik philosophirt, ist unter aller Kritik. Der Vortrag des Hn. *W.* ist übrigens so figurirt, dafs er zum Muster eines unphilosophischen Vortrags dienen kann. Dem Rec. war fast das halbe Buch hindurch nicht anders, als ob er auf den Kampfplatz eines Grammatikers versetzt wär. Ueberall sah er sich im Gedränge von *Imperativen*, *Conjunctiven* und *Indicativen*, und am bängsten wurde ihm, wenn der *Indicativ* durch alle *Casus declinirt* wurde, und jeder *Casus* der *Declination* seinen besondern *Imperativ* erwartete. Zur Probe mag folgende Stelle S. 63. dienen, die ohnehin merkwürdig ist, da sie den Beweis enthalt, dafs die afficirenden Gegenstände nicht die Form des afficirten Subjects annehmen können: „Indem das Subject modificirt wird: so leidet seine Form selbst eine Modification, das heifst, sie wird genöthigt, von dem Indikative, das heifst hier von der am längsten ausdauernden, oder sich gleichmäfsig wiederholenden Gestalt der Form, zu deklinirn. Folglich kann die Affection des Realen sich so

wenig nach der Form richten, dafs jene (die Affection) allemal einem Undinge zu Gebote ſtehen müſste, wenn ſie von einer Form befehliget würde, die in der Affection nicht einmal ſo viele Geſetzlichkeit hat, dafs ſie ihren Indicativ unwandelbar erhalten kann: denn die Declination der Form von ihrem Indicative iſt völlig unbeſtimmt, und folglich ſind in derſelben, durch mehrere Caſus, lauter verſchiedene Geſetze gegeben. Sollen dieſe befolgt werden, ſo müſſen ſie alle mit einander befolgt werden, weil keins derſelben beſtimmt werden kann, welches unter allen, ſeinen Imperativ zur Ausübung bringen ſoll; daher würde dieſe letztere gänzlich unterbleiben müſſen. Allein da ſie ausdrücklich gefodert wird, ſo müſſen alle Imperative zugleich zur Ausübung ſchreiten. Nun ſind aber alle Imperative der Declination nicht gleichzeitig, ſondern der eine Caſus der Declination ſchon immer vergangen, wenn der andere eintritt, und daher iſt auch der, jedem Caſus der Declination zugehörige Imperativ nicht mehr vorhanden; folglich muſs die Affection, wegen der Nothwendigkeit der Ausübung aller Imperative (in Gedanken,) ſich nach einem einzigen gegenwärtigen, und allen vergangenen Formgeſetzen, auch wohl gar nach einigen zukünftigen, wenn ſolche noch möglich ſind, nemlich, wenn man noch nicht den letzten Caſus der Declination bey der Formmodification berührt hat, auf einmal zugleich richten; folglich jedes Geſetz, welches nicht mehr, oder noch nicht da iſt, ein ausübendes Geſetz ſeyn. Das iſt der gröſseſte Widerſpruch.“ Ja wohl!

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Schleswig u. Leipzig, b. Boie: *Grundſätze einer richtigen Politik nach dem Phocion.* Von einem Däniſchen Bürger. 1794. 158 S. 8.

Es iſt ein wahres Uebel für die in unſern Tagen ſo hart angefochtene Sache der Publicität und Preſsfreyheit in politiſchen Gegenſtänden, wenn ſich junge Schriftſteller zu Rittern für ſie aufwerfen, denen wenig mehr als guter Wille zu Theil ward. Solche unberufene Streiter geben nicht nur der Gegenparthey ſehr wichtige Gründe an die Hand, welche ſie aus der Schwäche und Geringhaltigkeit der angeblichen Producte des politiſirenden Geiſtes hernehmen; ſondern ſie erregen bey dem gröſsern, unbefangenen Publicum, das eigentlich zwiſchen beiden Partheyen richten ſoll, eine Unluſt und Ekel vor dergleichen Unterſuchungen, wobey diejenigen immer gewinnen, die das Licht ſcheuen. Man ſollte daher allerdings es der Kritik zur heiligen Pflicht machen, die Staatsklügler aus dem Gebiet ernſter politiſcher Unterſuchungen zu verſcheuchen, ſo wie ſie die Dichterlinge, die den Parnaſs nicht erreichen werden, von dem Wege ſchon durch ihre Geiſſel abtreibt. Und vor allen Dingen iſt es gröſse Wohlthat für alle, für den Einzelnen, wenn die Belehrung zeitig kommt, wenn ſie den Rittersmann bey ſeinem erſten Ausritt zum abſitzen bringt, oder ihn, wenn etwa der erſte Fall nicht ganz hoffnungslos war, warnt, ſich weiter zu wagen, als ſeine Kraft reicht. In dem letztern Falle befindet ſich der Verfertiger dieſer Schrift, welcher ſich am Ende unterzeichnet hat, der Hr. Graf Jens Juel *Ahlefeldt-Caurnig*. Er hatte im verfloſſenen Jahre zwey kleine anonyme Broſchüren herausgegeben, *Schreiben eines Däniſchen Bürgers an den Kronprinzen*, und *Dänemarks gegenwartige Politik, von einem Dänischen Bürger*. Beide ſind in der A. L. Z. 1794. N. 7[illegible] gezeigt; die letztere nach der däniſchen Ueberſetzung. Ohne ſich gerade auszuzeichnen, verdienten ſie doch *als fliegende Blätter betrachtet*, Beyfall; denn ſie hielten, beſonders die erſtere, freymüthige und Theil wahre Bemerkungen über Gegenſtände der meinen Aufmerkſamkeit. Aus eben dieſem Grund regten ſie auch einiges Aufſehen, wie man daraus ſ[illegible]ſen kann, dafs ſie ein paar andere Broſchüren laſsten. Aber nun ſtieg zugleich des Vf. Idee von politiſchen Wichtigkeit und ſeinem Schriftſteller über alles Maafs und Verhältnifs. Er beſchloſs „durch den Druck ſeine Ideen über Glück oder „der bürgerlichen Geſellſchaft mitzutheilen, und „und wünſchte auf dieſem Wege *Aufklärung* und „dieſe hin und wieder Gutes zu verbreiten.“ Als Pröbchen dieſer Beſtrebungen erhalten wir Auszug aus *Mably's* bekanntem Phocion, verändert, wo das Original mit ſeinen Ideen einſtimmte, und „die Beſchäftigung ſeiner „den, die auf dieſe Art zu einem Syſtem „iſt, legt er dem Publico mit der Zuverſicht „man die Stimme der Wahrheit darin nicht „und ſeiner Abſicht Gerechtigkeit wiederfahren „werde.“ Ohne uns mit ihm darüber einzulaſſen unter einem Syſtem der Politik zu verſtehen ſey wie weit dieſe Schrift ſich zu einer ſo vielumfa Benennung eigne, können wir doch ohne Bedenk ſichern, dafs das ganze, einige allgemein bekan danken Mably's über die Gründung der Politik ralität des Einzelnen ausgenommen, durchaus in Betracht Aufmerkſamkeit verdiene, und ohne alle den und Nachtheil in den allgemeinen Schlund, könne, der früh oder ſpät alle überflüſsige Druc ten begräbt. An ſeiner guten Abſicht hingegen wir nicht zweifeln, und eben um deswegen müſ noch von Amtswegen ihn auf den bis zur Unerm keit ſelbſtgefälligen Ton aufmerkſam machen, in der Schlufsrede uns von ſeiner bisherigen Sch lerey unterhält, damit das Publicum deſto ſiche ſen könne, ſobald wieder kein unreifes, am w angeblich ſyſtematiſches, Product von ihm zu e

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 8. August 1794.

PHYSIK.

STUTTGART, b. Metzler: *Beschreibung einiger Elektrisirmaschinen und elektrischer Versuche.* 5te Fortsetzung. Mit Verbesserungen und Zusätzen zur 4ten Fortsetzung, von M. *Gottlieb Christoph Bohnenberger.* 1790. 333 S. gr. 8. mit 5 Kupf.

Der 1ste Abschnitt enthält die Beschreibung zweyer Maschinen, von welchen die 1ste mit der in der 4ten Fortsetzung beschriebenen fast gänzlich übereinkommt. Das Hauptstück ist bey derselben ein 20 Zoll langer und 10 im Durchmesser haltender Cylinder von grünem böhmischen Glase. Der Vf. glaubt, dafs das grüne Glas weniger Feuchtigkeit anziehe, als das weifse, und ist überhaupt wegen Abhaltung dieser Feuchtigkeit sehr verlegen. Rec. hat sich aus einer grofsen Menge von Versuchen überzeugt, dafs es bey dieser angezogenen Feuchtigkeit nicht sowohl auf die Art der Masse, als vornemlich auf die Dicke und Temperatur derselben ankomme. Sobald ein Cylinder im Glase etwas stark und dabey beträchtlich erkältet ist: so schlägt sich im warmen dunstigen Zimmer eine Menge Feuchtigkeit, die sich mit dem freyen Wärmestoff, der ins kalte Glas dringt, verbunden hatte, auf der Oberfläche desselben nieder, da sie nicht, eben so wie der Wärmestoff, in dasselbe hineindringen kann; man darf also nur dem Glase eine etwas höhere Temperatur geben, als diejenige ist, welche die Luft des Zimmers hat, so wird man vor der Feuchtigkeit sicher seyn, das Glas selbst mag übrigens grün oder weifs aussehen. Solche Nebenbemerkungen über einzelne Theile der Maschine macht der Vf. mehrere, und sie haben in mancherley Rücksicht mehr Werth, als die eigentliche Beschreibung der Maschine selbst, da man ja leicht hunderte und tausende von Vorrichtungen angeben kann, wodurch sich elektrische Erscheinungen erwecken lassen. So wird z. B. bey einer Walzenmaschine von Wollen- oder Seidenzeug mit Recht bemerkt, dafs es weit vortheilhafter sey, die Walzen 3 Fufs im Durchmesser zu machen, und dafür die Entfernung derselben von 4 Fufs auf 2 Fufs zu setzen; denn auf diese Art kommt die Zeugbahn weit eher herum, und liefert deshalb weit mehr elektrische Materie an den Conductor. Aufserdem ist auch ein beträchtlicher Theil von des Vf. neuern zweckmäfsigen Untersuchungen durch Bemerkungen des Rec. in der A. L. Z. bey den vorigen Fortsetzungen, veranlafst worden. Die im 2ten Abschnitt beschriebenen Versuche betreffen Ladungen belegter Flaschen, wo bey der einen der Knopf mit dem Reibzeug, und die bey der andern mit dem Conductor des Cylinders in Verbindung steht. Durch solche Vorrichtungen läfst sich eine Ladung der Flasche bewirken, wo man niemals ein Zerbrechen derselben oder eine Entladung über den unbelegten Rand befürchten darf; das Uebermaafs geht nemlich bey einer solchen Anwendung über den Cylinder in das Reibzeug zurück. Es folgen nun eine Menge artiger Versuche mit einer doppelten Verstärkungsflasche, wo nemlich eine in der andern steht, mit den zugehörigen Erklärungen aus der Franklinischen Theorie, die sich freylich weit natürlicher hätten geben lassen, wenn der Vf. 2 verschiedene Materien angenommen hätte, die beym Reiben des Cylinders getrennt, und bey den Explosionen wieder schnell und gewaltsam vereinigt werden, und wo, ehe diese Vereinigung wirklich geschieht, die eine von den beiden Materien sich allemal in die Nachbarschaft desjenigen isolirten Leiters drängt, welchem die andere Materie bey dem Elektrisiren im Uebermaafs ist mitgetheilt worden. Uebrigens sind auch diese Versuche selbst nicht wesentlich von denen verschieden, wo man eine Flasche an der andern ladet, ja mit denen ganz einerley, welche Adams und Cuthberson bey ihren über einander gestellten Flaschen beschrieben haben; unser Vf. bemerkt aber mit Recht, dafs jene Beschreibungen sehr schwankend und unvollständig abgefafst sind, und er sieht sich dadurch veranlafst, sie einer genauen Kritik zu unterwerfen, und durch Vergleichung mit den seinigen ihnen diejenige Bestimmtheit und Berichtigung zu geben, deren sie bedürfen. In der Folge beschreibt Hr. B. noch 2 andere Arten von zusammengesetzten Flaschen, und zeigt, wie man sich aller 3 Arten mit Vortheil zu einer Batterie bedienen könne, die bey gleicher Belegungsfläche weniger Raum auf dem Tische einnimmt. Ein Versuch über das Entzünden des Phosphors mittelst des elektrischen Funkens, gelang dem Vf. nie anders, als wenn die Spitze des Drahts, an welchem der Phosphor, etwa von der Gröfse eines Hirsenkorns steckte, gegen einen Körper, der die positive Elektricität hatte, mit mafsiger Geschwindigkeit bewegt wurde, die Elektricität mochte übrigens stark oder schwach seyn; war hingegen der Fall umgekehrt, so blieb die Entzündung allemal, auch bey der stärksten Elektricität, aus. Er zieht deshalb aus seinen Versuchen den Schlufs, dafs der Phosphor niemals durch einen Funken, er sey einfach oder verstärkt, sondern allezeit durch den an der Drathspitze sich bildenden Stern, angezündet werde. Es schien auch nicht gleich viel zu seyn, wie tief die Drathspitze in den Phosphor gebracht, oder wie er sonst angesteckt wurde; zieht die Spitze ganz durch denselben hindurch, so dafs man sie sehen kann: so gelingt der Versuch nicht, und eben so widrig ist der Erfolg, wenn das Phosphorstück etwas grofs, und die Spitze nicht tief genug hineingebracht worden ist. Rec.,

welcher vor einiger Zeit ebenfalls vielerley Verſuche über die Entzündung verbrennlicher Subſtanzen mittelſt der Elektricität, und unter denſelben auch mehrere über die Entzündung des Phosphors anſtellte, bediente ſich eines Conductors, der durch eine Glasröhre in 2 über einander ſtehende Theile getrennt war, von welchen der obere die poſitive, und der untere, der mit dem Reibzeug in Verbindung ſtand, die negative Elektricität hatte. Auf einen vorſtehenden Arm dieſes untern Conductors wurde ein metallenes Schalchen befeſtigt, in daſſelbe etwas Druckpapier, und auf dieſes ein dünnes Scheibchen Phosphor gelegt. Ein Drath mit einem Knopf vom obern Conductor wurde dem Phosphor ſo nahe gebracht, daſs beym Umdrehen der Maſchine Funken in das Schälchen auf den Phosphor ſchlugen. War nun der Phosphor ſo eben erſt von einem Stängelchen abgeſchnitten, und mit Löſchpapier ein wenig abgetrocknet worden: ſo ging die Entzündung allemal ſogleich vor ſich; hatte hingegen das Scheibchen einige Zeit an der freyen Luft gelegen, und ſich deſſen Oberfläche mit einer dünnen Schicht Phosphorſäure überzogen, ſo konnten die ſtärkſten und anhaltendſten Funken unter übrigens ganz gleichen Umſtänden, keine Entzündung bewirken. Es wäre alſo wohl noch zu unterſuchen, ob bey Hn. B. Verfahren nicht vielleicht auch ein ſolcher Ueberzug von Phosphorſäure Einfluſs auf den Erfolg ſeiner Verſuche gehabt hätte. Eine ſehr einfache und leichte Vorrichtung beſchreibt er auch, ganz freyes, auf einer Glastafel ausgeſchüttetes Schieſspulver, ſelbſt mit einer Flaſche, die nur ½ Quadratfuſs Belegung hat, anzuzünden; doch gehört viele Behutſamkeit zu dieſem Verſuch. Eben dieſelbe Bewandniſs hat es auch mit einem andern, wo eine Flaſche in ein- und demſelben Augenblick zu entladen, und wieder aufs neue zu laden iſt. Man muſs nemlich 2 belegte Flaſchen an den Knopf eines elektriſirten Leiters ſo ſtellen, daſs die eine etwas weiter als die andere davon entfernt iſt, wo aber die Verſchiedenheit in dieſer Entfernung auf das genaueſte abzumeſſen iſt. Eine merkwürdige Anwendung hievon macht der Vf. auf die Gewitter, wo ſich zuweilen eine ſtarke elektriſche Wolke entladet, und in dem Augenblick wieder von einer entfernten einen Theil ihrer Ladung enthielt; und dieſes Entladen und Wiederladen kann ſich beſonders alsdann, wenn mehrere Gewitter zugleich am Himmel hinziehen, durch verſchiedene Diſtanzen bis auf eine groſse Entfernung erſtrecken. Der 3te Abſch. enthält einige Zuſatze und Verbeſſerungen. Man ſieht hieraus, daſs Hr. B. nicht bloſs Entwürfe macht, ſondern auch unermüdet darauf bedacht iſt, ihnen die möglichſte Vollkommenheit zu geben. In einem Anhange beſchreibt er noch eine von ihm erfundene philoſophiſche Lampe. Es iſt dieſes die ſonſt ſchon bekannte Einrichtung des Heronsbrunnens, um entzündbare Luft mit Hülfe des elektriſchen Funkens anzuzünden. Hr. B. ſammelt die entzündbare Luft erſtlich in eine Blaſe, und drückt ſie dann aus dieſer in das untere Gefäſs ſeiner Lampe. Dieſes Verfahren hatte er ſchon in ſeiner 1ſten Fortſetzung bekannt gemacht, und ein andrer Rec. in der A. L. Z. hatte es gemiſsbilligt; Hr. B. wünſchte den Grund dieſer Miſsbilligung zu wiſſen, der ihm aber nicht bekannt gemacht wurde. Wir wollen ihm unſere Meynung nicht vorenthalten. Mehrere Erfahrungen haben uns gelehrt, daſs die entzündbare Luft leicht und bald durch die Zwiſchenräume der Blaſe entweicht, und Stickluft zurücklaſst. Viel ſicherer und leichter verfährt man alſo, wenn man eine gebogene Röhre in den Stöpſel der Flaſche befeſtigt, worin die entzündbare Luft bereitet wird, und das andere Ende jener Röhre an die obere Mündung der elektriſchen Lampe ſchraubt. Auf dieſe Art füllt Rec die ſeinige binnen 2 oder 3 Minuten ohne alle weitere Umſtände, und erhält die reinſte und wirkſamſte entzündbare Luft. die Entbindungsflaſche muſs aber freylich etwas groſs und ſtark im Glaſe ſeyn. Zum Beſchluſs beſchreibt Hr. B. noch eine Vorrichtung, wie man einen Glascylinder ſowohl von innen als aufsen reiben kann, die er aber noch nicht ſelbſt zur Ausführung gebracht hat.

TÜBINGEN, b. Heerbrandt: *Leichtfaſsliche Chemie, für Handwerker und deren Lehrlinge, worin die Anwendung dieſer Kunſt auf die Verarbeitung aller Metalle, und die Bereitung verſchiedener Farben kurz und gründlich gezeigt wird. Vorzüglich für Mahler, Gold- und Silberarbeiter, Vergolder, Farber, Saiffen-(Seifen-)ſieder und andere Künſtler und Profeſſioniſten.* Von *J. A. Weeber.* Neue verbeſſerte Ausgabe. 1793. 134 S. 8.

Dieſes Werkchen, welches, obgleich in einem ungebildeten Stile geſchrieben, doch mit unter einige nicht ganz üble praktiſche Anweiſungen enthält, und wovon die erſte Ausgabe in der A. L. Z. 1792. N. 3. angezeigt worden, hat in dieſer gegenwärtigen doch nur ſehr unbeträchtliche Verbeſſerungen erhalten. Immer noch ſchreibt der Vf. *Minnluge* (*Minium*), *Umbraun* (Umbra), *Traubentröſter* (Treſter) u. ſ. w. Das Vitriolſauer bildet hier noch mit dem Pflanzenlaugenſalze *würfliche* Kryſtallen. Auch müſſen wohl dem Vf. Würfel und Spieſse gleichförmige Figuren ſeyn, da er ſagt: „man hat — bey der Deſtillation des Kochſalzes mit Salpeterſäure, — zum Rückſtand einen *würfelichen* Salpeter, der in kleinen *Spieſsen* zu Kryſtallen anſchieſst.“ — Unter den Anweiſungen ſcheint Rec. vornemlich auch die, einen lieblichen und geiſtreichen Wein aus Stachelbeeren (*Ribes Groſſularia L.*) zu bereiten, einer mehreren Empfehlung werth zu ſeyn. — Wenn der Vf. ſagt: „die Erze finden ſich — *in Flöſsen*, wenn das Erz gleichſam wie ein Fluſs fortlauft;“ ſo iſt dies keine unebne Derivation des Wortes *Flötz*. — Daſs der Vf. unter der Rubrik: *Verfälſchungen*, einiges vorbringt, was einer Verläumdung ähnlich ſieht, wird in den beygefügten Anmerkungen eines Ungenannten gerügt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KOPENHAGEN, b. Heins: *Dana. Et Maanedſkrift.* (Dana. Eine Monatsſchrift. I. Bind. 1793. 312 S. kl. 8.

Dieſe neue däniſche Monatsſchrift, welche ihre älte-

ren

ren Mitschwestern in Ansehung der äufsern Eleganz sehr übertrifft, ist ein erfreulicher Beweis mehr, wie sehr sich der Geschmack für populäre Literatur in diesem Reiche unter dem Schutz der goldenen Preſsfreyheit ausgebreitet hat. Im Junius 1782 erreichte die einzige Schrift dieser Art, die man hatte, ihr Ende mit dem 12ten Monatsstück, weil es an Aufsätzen und an Lesern fehlte, und seit d. J. 1784, wo Dänemarks vortrefflicher Kronprinz, Preſsfreyheit nicht durch ein Gesetz, (denn das bestand schon seit 1771,) gab, sondern sie bloſs durch eine liberale Art der Regierung im Umlauf brachte, hat Dänemark 4 neue, originale periodische Schriften bekommen, die eigentlichen gelehrten Blätter, und verschiedene andere Wochenblätter und Zeitschriften, geringeren Gehalts, ungerechnet. Die *Minerva* nemlich ist seit 1785 ununterbrochen fortgesetzt, und hat bisher noch immer den ersten Rang behauptet; *Iris* und der *dänische Zuschauer* von *Rahbeck* (eine Wochenschrift) haben beide mit 1791 ihren Anfang genommen; seit dem Jenner d. J. kommt nun auch diese *Dana* hinzu, welche nach der Schutzgöttin Dänemarks benannt ist. Der Inhalt derselben ist zwar mannichfaltig, indessen ist er doch vorzüglich der schönen Literatur gewidmet. Daher hat auch jedes Monatsstück den stehenden Artikel Literatur, worunter man umständlichere, zum Theil mit vieler Einsicht, und meistens unpartheyisch geschriebene Recensionen der neuesten einheimischen Producte findet, die in die Philosophie, Geschichte, und besonders in die schönen Wissenschaften einschlagen; ferner einen andern stehenden Artikel an den Nachrichten von dem dänischen Theater, die gleichfalls sich vortheilhaft auszeichnen, und jetzt die beste Notiz in diesem Fache geben.

Unter den übrigen Aufsätzen nennen wir besonders folgende: die Kronik der Bienen, ein Gedicht in 4 Theilen von *J. Smidth*. Fabeln von *Ql*. Der erhörte Wanderer von *Smidth*. Claudine von Florian, übersetzt von *Hoſt*. Gesang an die Tonharmonie, von *Hogh Guldberg*, mit einer sehr gefälligen Musik, von dem Kammerherrn *Giedder*.

Ohne Druckort: *Etwas wider die Feinde Josephs des Zweyten, oder Antwortschreiben an einen Gönner der Schrift: Kaunitz und Garampi — über die Augsburger Kritiker.* 1792. 130 S. 8.

Unerachtet diese Schrift ganz polemisch und aus dem Zusammenhange mit einer wohl bekannten Controvers herausgehoben ist: so fehlt es ihr doch keineswegs an Interesse. Sie verbreitet sich, gröstentheils nach Sonnenfels und Martini, über einige der wichtigsten Momente des allgemeinen Staatsrechts in der Anwendung auf die deutsche Reichsverfassung und die Regierung Josephs II. Viel Wahres und Nützliches ist darin enthalten; aber auch manches, wobey man die bey der Behandlung einiger für die Menschheit höchst bedeutenden Gegenstände so vorzüglich nöthige Präcision, Consequenz und Behutsamkeit gar sehr vermisst. Eine genauere Zergliederung und Prüfung dieser Schrift würde hier viel zu weit, bis auf einige der ersten, wesentlichsten Fragen führen, worüber es in Europa und noch weiter unter Kanonendonner zur Sprache gekommen ist. *Specielle* Vertheidigungsgründe für den höchst wahrscheinlich verkennten Monarchen, die doch der Titel anzukündigen scheint, sucht man darin vergebens.

Der Ton dieser Streitschrift ist gröstentheils, — wenigstens in Bezug auf des Vf. sattsam bekannte Gegner, — noch gemäſsigt genug. Freylich muſs man hie und da unverständliche Anspielungen oder auch Ausbrüche von Heftigkeit übersehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, in d. Weidmannischen Buchh.: *Das vermeynte Grabmal Homers*, nach einer Skizze des Hn. *Lechevalier* gezeichnet von J. Dom. *Fiorillo* — erläutert von *C. G. Heyne*. Mit fünf Kupfertafeln. 1794 38 S. gr. 8. — Der unermüdet forschende und jetzt, indem wir dieſs schreiben, auf einer Reise durch Portugal und Spanien zur Vollendung seines grofsen, ganz Europa umfassenden Reiseplans begriffene *Lechevalier* begleitete vor einigen Jahren eine Dame nach Petersburg, und fand bey seiner Anwesenheit daselbst Gelegenheit, einen alten marmornen Sarkophag mit Basreliefs, der im vorletzten Türkenkriege aus einer Insel des Archipelagus nach Petersburg in das gräfl. Stroganowsche Sommerpalais gebracht, und unter der sonderbaren Benennung *Grabmal des Homers* auch auswärts bekannt worden war, an Ort und Stelle genau abzuzeichnen. Bey einer spätern Durchreise durch Göttingen theilte Hr. L. diese Skizze dem Hn. Hr. *Heyne* mit, und gab ihm die nöthigen Erläuterungen dazu in Gegenwart des Hn. Prof. *Heeren* und Hn. *Fiorillo*, der es übernahm, Zeichnungen zu einem Kupferstich darnach zu verfertigen. Diese erhalten wir nun hier auf 5 Kupfertafeln, wovon die erste eine Vorstellung des ganzen Sarkophags gibt, die vier folgenden aber die Figuren in halb erhobener Arbeit nach den vier Seiten des Monuments abbilden. Hr. Hr. *Heyne* setzte aus Freundschaft für Hn. Lechevalier und um das Publicum nicht länger in Ungewissheit über ein altes Denkmal zu lassen, von dem sich seit 20 Jahren so viele und widersprechende Gerüchte durch Europa verbreitet hatten, schon vor einem Jahre eine archäologische Erläuterung dazu, die aber jetzt erst zugleich mit den Kupferstichen ausgegeben worden ist. Den Anfang macht eine historische Einleitung über die Entdeckung dieses Denkmals auf der Insel Nio (im Alterthume *Jos*) durch einen sonderbaren Abentheurer, dem Grafen *Pusch von Krinen*, der im russischen Seedienste die Inseln des Archipelagus plündern half, und bey dieser Gelegenheit auch diesen Sarkophag nach Livorno brachte, von wo er, nachdem er dem vorigen Könige von Preussen vergeblich angeboten worden war, nach Petersburg, man weiss selbst nicht durch wen, gekommen ist. Diese Nachricht hat Hr. Heyne aus *Björnstahls Reisen* II, 169. entlehnt. Wir hätten aber wohl gewünscht, aus dem bey Björnst. angeführten, von dem Grafen von *Krinen* selbst herausgegebenen *Ragguaglio di tutte le antichità*

chità da esso scoperte, e specialmente del sepolcro di Omero. Livorno 1773., und aus einem andern historischen Versuche des *Giuseppe Ricci*, Florenz 1775., der auch dort erwähnt wird; noch etwas bestimmteres über diesen antiquarischen Grossprecher zu erfahren, da ja diese seltenen Schriften nirgends wahrscheinlicher, als in der Göttingischen Bibliothek, zu suchen sind, und der Name dieses Menschen seitdem völlig verschollen ist.

Die Hauptvorstellung auf der einen langen Seite des Sarkophags, *die Entdeckung des als ein Mädchen verkleideten Achilles auf der Insel Scyros durch den Ulyss*, veranlasst zuerst eine Entwicklung dieser alten Dichtersage, und einen Blick auf ihre Veranlassung durch einige von den cyclischen Dichtern weiter ausgeführte Verse Homers. Man weiss schon, wie ein *Heyne* einen solchen Gegenstand ausführt. Selbst die Art der Ausführung ist belehrend, und die gedrungene Kürze derselben musterhaft. Es lag nicht in dem Plane des Erläuterers, alle Schwierigkeiten und Widersprüche, die sich auch bey dieser Dichtersage finden, zu lösen. Sonst hätten wir wohl einige Rücksicht auf das Räthsel genommen, zu sehn gewünscht, wie Neoptolemus, der Sohn Achills, mit der Deidamia im toten Jahre des Trojanischen Kriegs schon als mannbarer Held auftreten kann. Schon *Fabretti ad tabellam Iliadis* p. 359. fand dies unerklärbar. Wenn aber S. 15. in der Anm. gesagt wird; das satirische Drama des Sophokles, Αχιλλεως ερασται habe auch aus dieser Verkleidungsgeschichte des Achilles auf Scyros seinen Stoff entlehnt, so dürfte dies wohl kaum mit den noch vorhandenen Fragmenten aus diesem Stücke T. IV. p. 608 f. *ed. Brunk* zu vereinigen seyn, wo offenbar auf die frühere Erziehung des Achilles unter den Phönix und Chiron angespielt wird, so wie etwa auch der *mollis Achilles* beym Ovid. Trist. II, 411. nicht von dem unter die Mädchen versteckten Jüngling, sondern von dem Knaben, der den Satirn gewisse Gefälligkeiten erwies (τα παιδικα beym Scholiasten des Aristoph. Vesp. 1021.) zu erklären ist. Auch würden wir die grosse Gruppe von Seegöttern, die Plinius als ein Meisterwerk des Scopas anführt, nicht wie hier geschieht S. 17. in der Anmerk. auf den Transport des jungen Achilles nach Scyros, sondern auf seine Apotheose und feyerliche Begleitung auf die ihm geweihete Insel Leuce am Ausflusse des Isters (Pausan. III, 19. p. 259. Schol. Apoll. Rhod. IV, 814.) beziehen. Darauf führt schon der bey der Gruppe des Scopas präsidirende Neptun. Zur Reise nach Scyros braucht Thetis doch selbst beym Statius Achill. I, 222. nur *delphinas bijuges*. Auf diese Auseinandersetzung der Geschichte folgt nun eine kurze Darstellung der Scene, meist nach der Achilleide des Statius, und nur die Vergleichung des Basreliefs selbst, wobey mit Recht die Anmerkung angefügt wird, dass man aus dieser Uebereinstimmung des Dichters mit dem Kunstwerke noch gar nicht zu dem Schlusse in *Spence's* Manier berechtigt sey, als habe der Dichter gerade *dieses* oder ein ähnliches Kunstwerk vor Augen gehabt. Die eilf Figuren auf dem Relief werden einzeln durchgegangen und erläutert: hier dürfte sich vielleicht in *artistischer* Hinsicht noch eins und das andere erinnern lassen. Die ganze Composition, in so fern auf einem alten Relief von Composition die Rede seyn kann, möchte wohl die Muthmassung bestätigen S. 37., dass die Hauptseite in keinem so guten Stile gearbeitet sey, als das Uebrige. Indess ist doch der gute Geschmack des Künstlers daran nicht zu verkennen. Die drey Schwestern sassen auf drey Stühlen. Das also, was in der Mitte entweder auf dem Kunstwerke selbst nicht deutlich genug zu sehen war, oder von *Lechevalier* nicht scharf genug gezeichnet wurde, und in der Erklärung für einen Korb oder Basis gilt S. 24., kann wohl nichts anders seyn, als der Stuhl, von welchem Deidamia in ihrer Angst aufgesprungen ist, da sie nun bittend vor den losbrechenden Achill niederkniet. Auch das ist ein schöner Gedanke des Künstlers, dass er durch eine ungewöhnliche Verlängerung des Horns, durch dessen Blasen der verkappte Achilles zuerst seiner Rolle ungetreu wurde, und das hier beynahe das Ohr des Achills berührt, selbst das Auge der ungeübtesten Beschauer sogleich auf die Hauptfigur hinlenkt, und durch diesen kleinen Zug der ganzen Scene ein Leben einhaucht, welches durch die spielenden Amorinos in einem ähnlichen Relief in die in der Villa di Belvedere zu Frascati bey *Winkelm. Monum. Ined.* p. XV. schwerlich ersetzt wird. Auch in der Erzählung des Appollodor III, 13. 8. und Hygin f. 96. spielt dieser *tubicen* eine Hauptrolle. Noch bezieht sich eine von den zwey Kehrseiten auf den Aufenthalt Achills zu Scyros. Hier spielt er zwischen zwey Mädchen, von die vordere ohne Zweifel die Deidamia ist, auf der Leyer. Die schöne Stelle des Statius Achill. I, 572 ff. wird hiebey sehr passend verglichen. Mit diesen zwey Scenen der Achilleide auf Scyros wechseln nun auf den zwey andern Seiten des Sarkophags zwey verwandte Scenen aus der Centaurenfabel. Auf der einen schmalen Queerseite unterrichtet Chiron den Achill im Bogenschiessen. Der Künstler lässt, wie dies in den schönsten Kunstwerken so häufig der Fall ist, einige Nebendinge ganz weg, die man aber sehr leicht hinzudenken kann. Man denke sich nur den Bogen in die Hand des Lehrlings, und den Köcher auf seinen Rücken. Dann erklärt sich auf einmal die beym ersten Anblick so gezwungene Verbeugung der rechten Hand auf den Rücken. Man könnte aber auch sagen, dass diese Bewegung der Hand, um hinterrücks einen Pfeil aus dem Köcher zu ziehen, einen gewissen Handgriff erfodert habe, wie bey unserm heutigen Militair der schnelle Griff in die Patronentasche. Chiron lasse also hier seinen Zögling blos den Handgriff exerciren. Wie gewöhnlich dieses Manoeuvre im Alterthume gewesen sey, zeigen auch so viele, wenigstens nach ächten Antiken ergänzte, Statüen; z. B. in den *Marbres de Dresde* N. 70. 123. 127. Die letzte Seite, dem Stile nach ohne Zweifel die schönste und edelste, enthält den Kampf zweyer Centauren mit einem Löwen und einer Löwin. Alle vier Figuren haben einen bewunderswürdigen Ausdruck, und diesem hat der Künstler nicht ohne grosse Ueberlegung selbst die Proportion aufgeopfert. Hr. HR. *Heyne* schliesst seine scharfsinnige und geschmackvolle Erläuterung mit dem Wunsche, dass ein Kunstkenner in St. Petersburg nun Zeichnung und Erklärung noch einmal genau nach dem Original mustern, und auch die Maasse genauer angeben möge. „Der Sarkophag," setzt er hinzu, „hat die Asche einer angesehenen Person, *wahrscheinlich erst aus den Zeiten der Römer*, enthalten." In der That kann über dies und so vieles andere, was hier kaum angedeutet ist, nur die Autopsie urtheilen.

Wir können die Anzeige von diesem durch Inhalt und Schicksale merkwürdigen Denkmale des Alterthums nicht schliessen, ohne den feinen ächtattischen Witz bemerkbar gemacht zu haben, mit dem der Vf. der Erklärung die Trockenheit und Steifheit einer antiquarischen Untersuchung zu beleben gewusst hat. Möchten doch die Parabel von dem Fasse des Diogenes recht viele Gelehrte beherzigen, die ihre unberufene Theilnahme an den Welthändeln nur zu oft auf ihre eigenen Unkosten viel zu laut werden lassen! Folgende Probe mag vielleicht manchen reizen, diese kleine Schrift schon um des in ihr herrschenden Tones willen seiner Aufmerksamkeit werth zu halten. Die Rede ist, vom Achill, der die Insel plünderte, wo er erzogen war. „Indessen das Völkerrecht hat zu allen Zeiten seine Ausnahmen „gehabt. Vielleicht wollte Lycomed nicht mit in Krieg gegen „den Nationalconvent in Troja ziehn, der sich für den Paris „erklärt hatte. Das ganze damals bekannte Europa nahm aber „doch an der Rache Antheil; denn das Beyspiel war gefährlich; „es konnte andern auch begegnen, dass ihnen die Frauen geraubt „wurden; und dazu lässt man es nicht gern kommen. Eine „*Neutralität fand also nicht statt*: Lycomed musste mitgehn, oder „sich plündern lassen."

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. Auguſt 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

Braunschweig, in d. Schulbuchh.: *Reiſe von Braunſchweig nach Paris im Heumonat* 1789. von *J. H. Campe.* 1790. 372 S. 8.

In der bekannten Campiſchen Sammlung von Reiſebeſchreibungen für die Jugend, macht dieſe Reiſe den 3ten und in der kleinen Kinderbibliothek den 14 Th. aus. — Ein Auszug dieſer ſchon i. J. 1790. herausgekommenen und allgemein geleſenen Briefe, würde überflüſſig ſeyn; deswegen erlaubt man ſich nur einige allgemeine Bemerkungen. Die Briefe ſind an die erwachsne Tochter des Vf. gerichtet, und, wie bekannt, zur Lectüre für die Jugend überhaupt beſtimmt. „Er ſchreibe, ſagt Hr. C. in der Vorrede, nur das, was er für wahr und nützlich halte, und um dieſes zu erkennen, habe er es an Fleiſs und Aufmerkſamkeit nie fehlen laſſen. Er ſey aber, wie andre Menſchen, dem Irrthum unterworfen, könne in ſeinen Beobachtungen, Beurtheilungen und Entſcheidungen über die ſich ihm auf der Reiſe darſtellenden Gegenſtände fehlen, ſich ſelbſt täuſchen, unrecht ſehen, falſch hören oder unrecht urtheilen, und verdiene deshalb, bey ſeinen übrigens guten Abſichten, billige Nachſicht.“ — Dieſe Erklärung iſt beſcheiden, und muſs von billigen Beurtheilern dieſer Briefe beachtet werden; dennoch werden auch dieſe bey mehrern Stellen derſelben, beſonders über Deutſchland und Brabant, ſich nicht wohl überzeugen können, daſs ſie ihre, von dem Vf. ſelbſt ihnen gegebne, *Beſtimmung*, einer *faſslichen*, *nützlichen* und *belehrenden Lectüre für die Jugend*, — (bey welcher Klaſſe von Leſern der Maſsſtab des Alters bey weiten nicht allein, ſondern vielmehr der der Kenntniſs und der Verſtandes- und Urtheilskraft hauptſächlich in Betracht zu nehmen iſt,) durchaus erfüllen. — Manche Bemerkungen und Nachrichten nemlich ſind in dieſen Briefen unvorbereitet, unerklärt und bloſs hingeworfen, und folglich den Verſtandeskräften ſehr vieler, man könnte wohl behaupten der meiſten, jugendlichen Leſer, nicht angemeſſen, folglich ihnen unverſtändlich, und können auf ihre lebhafte Einbildungskraft gerade entgegengeſetzte Wirkungen, falſche Bilder und Begriffe, und nachtheilige Eindrücke hervorbringen. In der Gegend von Paderborn z. B. ſah der Vf. ein, durch einen Erdfall entſtandnes, ungeheures Erdloch, und zweifelt nicht, daſs der Aberglaube der dortigen Landleute nicht ermangeln werde „*eine ganze Legion Teufel* „und *Poltergeiſter* in dieſes fürchterliche Erdloch einzu„quartiren, und der *furchtſame Wanderer* zur Nachtzeit *mit klopfendem Herzen* und *emporſträubendem Haar* dar„an vorübergehen werde.“ Den jungen Leſern von reifern Jahren nutzt dieſes ſupponirte kraſſe Ammen-Mährchen nicht, und was für widrige Eindrücke kann es dagegen bey jüngeren und weniger vorbereiteten Leſern wirken? — In Paderborn herrſcht der „*plump*„*ſte aberglaubiſchſte Katholicismus*, mit allen *ſchandlichen* „*Miſsbräuchen* welche gewöhnlich damit verbunden ſind „u. ſ. w.“ Rec. wünſcht allen jungen Leſern der kleinen Kinderbibliothek eine, mit frühreifer Beurtheilungskraft, verbundne Mäſsigung, um bey ſolchen und vielen ähnlichen Bemerkungen, in der Folge dieſer Briefe, über religiöſe und politiſche Verfaſſungen nicht zur Intoleranz u. ſ. w. hingeriſſen zu werden, welche oft auf ihr ganzes künftiges Leben einen nachtheiligen Einfluſs hat. Man denke nur hierbey an jene in der Jugend durch ſchlimme Beyſpiele und unvorſichtige Aeuſserungen anderer empfangne und nachher ſo ſchwer zu bekämpfende Eindrücke in Anſehung der Juden, wenn gleich zu dieſen Eindrücken allerdings noch mehrere Urſachen mitwirkten. — Die Metaphern, womit der Vf. mehrere Briefe ſchlieſst, mögen auch in der Folgezeit eines väterlichen berichtigenden Commentars bey Mlle. Campe bedurft haben; als da ſind: „er reiſe zum Grabe des Despotismus, — er müſſe eilen nach Paris zu kommen ehe die Hydra des Despotismus völlig todt geſchlagen werde, *wobey wie es hieſse die Köpfe der Ariſtokraten, wie Mohnköpfe* (!!) *fliegen* u. dgl. Eines ſolchen unzeitigen und unüberlegten Spaſses, ſollte ſich jeder Mann von einigem feinen Gefühl und Billigkeit ſchämen — und ein *Erzieher* in Briefen für die Jugend gewiſs enthalten! — Bey der Rückkehr „von dem Leichenbegängniſs des franzöſiſchen Despotismus“ (über die hoch und leer ſchallenden *Worte*!) erwartet Hr. C. in Lüttich einer zweyten *Revolutionsfeyer*, und in Brabant einer dritten mit beyzuwohnen zu können, und ſetzt in einer Note hinzu, daſs dieſe von ihm vorhergeſehenen beyden *Staatsumwälzungen* dort geſchwinder, hier aber ein wenig ſpäter, als er glaubte, eingetroffen ſey. Aber nicht ausführlich und gründlich genug belehrt der Vf. hier ſeine jungen Leſer von den *Urſachen* dieſer bevorſtehenden *Staatsumwälzungen* und von der Art und Weiſe dieſer wirklich eingetroffnen *Um-* und *Wiederumwälzungen*, erfahren ſie gar nichts: welches doch zur Verſtändigung dieſer nun einmal berührten Materie ſo nothwendig geweſen wären. In Brabant waren die Volksgährungen ſchon ausgebrochen und der Vf. unterläſst nicht ſeine, beym Anblick dieſer Scene empfundnen, Staatsumwälzungs-Schauder ſeiner Tochter mitzutheilen: folglich hätte man von ihm mit allem Recht auch die nähere Entwicklung und Erläuterung der Urſachen und Wirkungen der elenden Capucinaden in Brabant, die von d-

grofsen französischen Revolution sogar nichts ähnliches hatte, erwarten können. Die grofsen Worte, welche er auch bey dieser Gelegenheit gebraucht, als, verletzte Menschenrechte, Erwachen der Vernunft und Aufklärung bey dem Volk u. s. w. sind bey dieser von Pfaffen erregten Empörung gar nicht anwendbar. Ein kurzes und versteckes Wort ist zwar einmal, über die guten Absichten Josephs bey seinen gemeinnützigen Reformen in Brabant, aber ohne eigentliche Anwendung auf die gerade durch diese *guten* Reformen, welche das Pfaffenregiment zerstören sollten, erregten Verschwörungen der Priester gesagt. Die Aeufserungen am Schlufs des 9ten Briefes, über die zweifelhafte Aussicht bey den Unruhen in dem unter dem Despotismus des Aberglaubens und der Priester stehenden Lande, hätten, zu Nutzen und Frommen der jungen Leser der kleinen Kinderbibliothek, denen dieses Schaugericht doch nun einmal aufgetischt war, als der eigentliche Gesichtspunkt der Beurtheilung dieser Staatsbegebenheit, weiter ausgeführt und ihnen näher vor die Augen gerückt werden müssen. — Die folgenden Briefe sind von Paris, dem grofsen Schauplatz der Revolution, in dessen grofsen Ocean Hr. *C.* sich wie er sagt, *Kopf über, Kopf unter!* (so viel als *à tête perdue*) hineinstürzen und seinen schaukelnden Wellen überlassen will, datirt. Hier, so wie auf der Reise bis dahin durch Frankreich, bezieht er sich oft, und verweiset seine Tochter und mit ihr also auch seine übrigen jungen Leser und Leserinnen, auf seine bekannten *Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution geschrieben*, und auf die darin mitgetheilten Bemerkungen und Nachrichten. Ueber den Gehalt eines Theils dieser Briefe ist bekanntlich das unbefangne Publicum längst eins. Solche Spiele der Phantasie als in einem Theil dieser befagten Briefe enthalten und mit so schmeichelnden Farben übertüncht sind, dafs selbst denkende Männer, welche den französischen Nationalcharakter nicht genau kannten, dadurch getäuscht wurden, kann Rec. der minder oder mehr erwachsnen Jugend nicht empfehlen. — Die vor uns liegenden Briefe über Paris hingegen sind fast durchaus für jedes Alter lesenswürdig und verständlich. Sie enthalten, darstellende Beschreibungen vieler Sehenswürdigkeiten, charakteristische Züge und Anecdoten, Erzählungen aus der ältern französischen Geschichte. Skizzen von Volksscenen, kleine Aventüren des Tages, allgemeine Beobachtungen über die National-Bildung der Franzosen u. dgl. lehrreiche und unterhaltende Bemerkungen mehr. — Mit dem Schlufs dieses Bandes, wo die Fortsetzung der Briefe noch versprochen wird, sind diese abgebrochen, weil dem Vf., nach der Vorr. zum 9 Th. der Sammlung, die Lust und Ueberzeugung fehlte mit der Fortsetzung Nutzen zu stiften — und vielleicht hat er aus mehrern Gründen wohlgethan, hier die Mittheilung seines Pariser Tagebuches an die Jugend zu unterbrechen.

LEIPZIG, b. Schwickert: *Joh. Ernst Fabri* Prof. d. Philos. *Geographie für alle Stände.* Erster Theil, *erster Band.* 1786. 1247 S. gr. 8. *Zweyter Band*, welcher den Beschlufs vom österreichischen Kreise, den schwäbischen und bairischen Kreis, und einige Abschnitte vom fränkischen Kreise enthält XXII u. 1052 S. gr. 8. *Dritter Band*, welcher den Beschlufs vom fränkischen Kreise und einige Abschnitte vom obersächsischen Kreise enthält. 1791. XIV u. 1234 S. *Vierter Band*, welcher die Fortsetzung und den Beschlufs von obersächsischen Kreise enthält. 1793 XX u. 924 S. gr. 8.

Noch ist kein Werk über die allgemeine Erdbeschreibung vorhanden, was in einer solchen Ausführlichkeit alle Theile dieser Wissenschaft umfafste und wenn man einerseits den rastlosen Fleifs des Vf. in Sammlung, Anziehung und Verarbeitung einer so grofsen Anzahl geographischer und statistischer Werke bewundern mufs, so kann man sich andererseits des Wunsches nicht erwehren, dafs doch endlich der Vf. bey seinen allgemein anerkannten Verdiensten um den Schulunterricht in der Geographie sowohl, als um die Verbreitung geographischer Kenntnisse unter allen Klassen von Lesern, durch irgend eine öffentliche Unterstützung belohnt, und er in den Stand gesetzt werde, dieses wirklich für alle Stände brauchbare Werk in günstigerer Lage als bisher fortzusetzen.

Des ersten Theils erster Band beginnt mit den Vorkenntnissen aus der mathematischen und physischen Geographie. Dann folgt die allgemeine Abhandlung über Europa; die Beschreibung von Deutschland überhaupt und denn vom österreichischen Kreise, die Beschreibung von Niederösterreich und Inneröst erreich.

Die folgenden drey Bände erstrecken sich über die übrigen Länder des österreichischen Kreises, den schwäbischen, baierischen, fränkischen und obersächsischen Kreis.

In der Vorrede des letzten Bandes meldet Hr. F. dafs vom fünften Bande das erste Alphabet bereits abgedruckt, und nach dem Schlusse dieses vierten Bandes der Anfang des sechsten der Presse übergeben werde, ohne deutlich zu bestimmen, ob mit diesem sechsten die Beschreibung von ganz Deutschland vollendet seyn werde. Ueber diese Menge von Banden, welche der erste Theil begreift, wird sich niemand wundern, wenn man bedenkt, dafs nicht leicht eine brauchbare Schrift, so viel derselben auch, seitdem Büsching so vortreflich vorgearbeitet, mit jeder Messe erschienen, unbenutzt gelassen ist. Von den vorzüglichsten Topographien und Städte-Beschreibungen z. B. Nicolais Reisen, und Beschreibung der Reisen Berlin und Potsdam, Dafsdorfs Beschreibung von Dresden u. s. w. hat sich Rec. durch genauere Vergleichung selbst überzeugt, dafs nichts wichtiges daraus übergangen ist. Sehr viele Schriften, die die specielle Naturgeschichte des Landes, die Beschaffenheit und den Ertrag der Gebirge sowohl, als der Aecker, Wiesen, und Weiden, die Oekonomie, Produkte, Manufacturen, und Fabriken; die Handlung, Einwohner, ihre Zahl, Beschaftigungen, und wie viel z. B. mit dem Bergbau, mit den Manufacturen u. s. w. beschäftigt sind, was und wie viel sie produciren; Religionsverfassung, Landesregierung, Vorzüge und Wür-

den des Landesherrn, Lehnsverhältnisse, Landesverfassung, Landstände, Landescollegien, Aemter, Expeditionen, Bergwerksverfassung, Finanzwesen, Abgaben, Schulden, Hofstaat, Kriegsverfassung, Wissenschaften, Künste, Schulwesen u. s. w. betreffen, sind vollständig genutzt, und man findet von allen hier genannten Artickeln sehr detaillirte Anzeigen. Dabey hat der Hr. F. sich das Verdienst erworben, dass er nicht blos in der Einleitung das ganze Verzeichniss der gebrauchten, oder hieher gehörigen Schriften angezeigt, sondern auch häufig im Text selbst namentlich die anführt, die man darüber nachschlagen kann. Dazu kommen nun noch sehr viele handschriftliche Nachrichten z. B. im 3ten Theile von der gefürsteten Grafschaft Henneberg. Weil hier der Zusätze im Anhange zu viel würden geworden seyn; so hat der Vf. mit Bewilligung des Verlegers den ganzen 2ten Bogen mit sehr kleiner Schrift umdrucken lassen, und so mehr als ein Drittel des ersten Textes an neuen Zusätzen geliefert.

In ein weitläuftiges Detail bey der Anzeige eines solchen Werkes zu gehn, wäre ganz unzweckmafsig, und nach dem Plan der A. L. Z. unmöglich. Also nur ein paar Bemerkungen; wozu uns die Durchlesung der letzten beiden Bände veranlafst hat. In dem kurzen Abrifs der Geschichte des deutschen Ritterordens im 3ten Bande wird Heinrich von Wallpott der erste *Grofs-* und *Deutschmeister*, Otto von Karpen der 2te, und dessen Nachfolger Herrmann II. genannt; nemlich der 3te Ordensmeister, der hier ausgelassen ist, war Herman I. Bart. Bekanntlich haben diese 3 ersten Ordensmeister zu Acon oder Acre sich aufgehalten, und sind nie nach Deutschland gekommen. Auch waren sie keine *Grofs-* und *Deutschmeister*, sondern blos Meister des Hospitals Sanctae Mariae zu Jerusalem, wie sie Pabst Coelestin in seiner Bestätigungsurkunde nennt. Selbst Herman II. von Salza der zuerst nach Deutschland gekommen, und in den Reichsfürstenstand erhoben worden, hat sich noch nicht einmal einen *Grofsmeister* (Magister generalis) genannt, ob er gleich häufig von andern aus Achtung so genannt wurde. Es steht hier ferner: die Ordensbrüder hätten sich 1223 in Preufsen niedergelassen, und ein gewisses Schlofs Vogelsang zum ersten Wohnort bekommen — das ist aber erst 1230 geschehen denn, nach dem Dusbury, dem ältesten Geschichtschreiber des Ordens, dem Hartknoch und andern, ward zuerst 1226 der Vergleich zwischen Conrad von Masow und dem deutschen Orden wegen der wider die Preufsen zu schickenden Hülfe geschlossen, und Hartknoch meynt sogar, dass statt 1226 die Jahrzahl 1229 müsse gesetzt werden, welches jedoch wohl nicht so leicht zu erweisen seyn möchte. Dass sich der Schwerdträger Ritterorden in Liefland unter Otto von Karpen (oder vielmehr um die Zeit, da er Ordensmeister in Palästina war; denn er selbst hat wahrscheinlich nie etwas von den liefländischen Schwerdtbrüdern gehört,) schon ausgezeichnet habe; mögte auch wohl einer Verbesserung bedürfen. Höchst wahrscheinlich sind die Ritter welche sich vor Ankunft des deutschen Ordens in Preufsen hervorgethan, als die nach dem Muster der liefländischen Schwerdtbrüder von Herzog Conrad gestifteten Ritter von Dobrin. Gesetzt aber man wollte darunter die 1205 vom Rigischen Bischof Albert gestifteten und 30 Jahr darauf mit den deutschen Brüdern vereinigten Schwerdtbrüder verstehen: so konnte je dieser erst gestiftete Orden, der nie stark gewesen, und seiner Schwäche wegen sich schon 30 Jahr drauf mit dem deutschen Orden verbunden, zu des Otto von Karpen Zeit, der 1206 gestorben, sich noch nicht ausgezeichnet haben. Doch wie leicht ist es nicht, bey einer so ungeheuren Menge von Sachen, die in diesem Werke kurz und zweckmäfsig zusammen gebracht sind, im Ausdruck einmal etwas zu versehen?

In der Naturgeschichte der in Pommern einheimischen Vögel im 4ten Bande ist der Eisvogel (Alcedo Spida Lin.) vorzüglich bemerkt. Er ist ja aber auch in andern deutschen Provinzen so selten nicht. Unter den Fischen verdienen die *Sterlette* einer Erwähnung, die König Friedrich II. aus dem kaspischen See bringen liefs, und damit nach unsern Vf. einige Seen des preufsischen Pommern besetzt worden sind. Nach Hn. Bloch III Th. der einheimischen Fische ist dies nicht ganz richtig. Friedr. II. liefs allerdings 50 Stück Sterlette aus dem kaspischen See bringen, und 30 kamen lebendig an. Damit besetzte er den Cüstriner Stadtgraben, und einen See bey Stettin, aus diesem aber verliefen sie sich bey dem ersten grofsen Wasser, ohne dass sie in einem Teiche oder Flusse wieder gefunden wurden. Nur in dem Cüstriner Stadtgraben haben sie sich bis jetzt erhalten.

Von eben diesem Verfasser ist in der letzten Ostermesse die 3te Auflage des geographischen Lehrbuchs für die ersten Anfänger, so den 2ten Theil des Schützischen N. Elementarwerks ausmacht, erschienen, welches auch als ein separates Lehrbuch unter folgendem Titel zu haben ist:

Halle, b. Gebauer: *Joh. Ernst Fabri* Prof. der Philos. *Elementargeographie. Erster Theil.* Dritte durchgehends umgearbeitete Auflage. 1794. 452 S. gr. 8.

Auch hier bemerkt man überall die Sorgfalt, womit der Vf. Veränderungen die seit der 2ten Auflage vorgegangen, nachgetragen, Zusätze eingeschaltet, und Unrichtigkeiten verbessert hat. Es wird sich also dieses Lehrbuch noch ferner in dem Ruhm eines der brauchbarsten Hülfsmittel beym ersten Unterrichte der Kinder in der Geographie zu seyn, behaupten; selbst Lehrern, die andere Bücher z. B. das von Hn. Gaspari zum Grund legen, wird es bey der Wiederholung nützliche Dienste leisten.

Leipzig u. Budissin, b. Deinzer: *Reise nach dem Nordpol* aus dem Tagebuch eines Grönlandfahrers, herausgegeben und mit Anmerkungen vermehrt von *J. C. S.* 1791. 52 S. 8.

Die Leser haben dadurch nichts verloren, dass wir diese Schrift so spät anzeigen. Wir gedenken ihrer blos der Vollständigkeit wegen. Der Vf. ist ein nun schon verstorbener Chirurgus, *Hertwig*, der die Reise

nach Grönland mitgemacht hat, das Jahr ist nicht einmal genannt. Er mag ein guter ehrlicher Mann gewesen seyn. Wir zweifeln nicht an der aufrichtigen Erzählung seiner Fahrt nach Grönland, ohne die geringste Erdichtung, und ohne irgend eine andere Nebenabsicht zu erreichen, als nur die, dem Verlangen seiner Freunde ein Genüge zu thun, und ihre Neugierde zu befriedigen. Und dabey hätte der Sohn des guten Mannes und der Herausgeber es sollen bewenden lassen. Denn sonst enthält die Reise im Grunde lauter bekannte und oft schon besser gesagte Dinge. Ein gewisser Mag. Trample soll überdiefs schon vor etwa 10 Jahren eben diefs Manuscript zu bearbeiten sich erdreistet haben, mit dessen Arbeit der jetzige Herausgeber aber gar nicht zufrieden ist. Von der wenigen geographischen und Naturhistorischen Kenntnifs des Vf. findet man auch hier Beweise genug. Nur eine unbedeutende Anmerkung von dem Herausgeber unter dem Text S. 45. hat Rec. bemerkt. Einige Anmerkungen über die Grönlander hat er, wie er selbst versichert; aus *Sanders* Schrift über die Weisheit und Güte Gottes in der Natur erborgt.

GESCHICHTE.

1. Leipzig, b. Gabler; *Vertheidigung Ludwig des Sechszehnten, aus dem Französischen des Herrn von Lally-Tolendal.* 1794. 234 S. 8.

2. Chemnitz, b. Hoffmann: *Ludwig XVI. vor Deutschlands Richterstuhl, oder Gemälde aller Greuel und Mifshandlungen, die dieser unglückliche König erduldet* (erduldet) *hat.* 1793. 160 S. 8.

3. Augsburg, b. Bürglen; *Gespräch im Reiche der Todten zwischen König Ludwig XVI. Leopold II. und Gustav III.* 1793. 59 S. 4.

1. Des edeln *Lally-Tolendal* Vertheidigungsschrift ist nicht durchaus ein Muster eines guten Vortrages: neben einfachen und kraftvollen Stellen enthält sie auch gesuchte, und wortreiche; die Lage in der sie geschrieben ward, hätte wohl noch gröfsre Mängel entschuldiget.

Eben deshalb aber mufste sie, wenn sie übersetzt werden sollte, einem geschickten Uebersetzer in die Hände gerathen. Der gegenwärtige ist allenthalben, wo sein Original durch ungekünstelte Beredsamkeit glänzt, hinter demselben zurück geblieben, und scheint es da, wo es dunkler und gesuchter wird, nicht immer ganz verstanden zu haben. Zum Beweise des letztern, und zugleich zu einer Probe des Styls diene die Stelle des Einganges wo *Lally*, von dem *wunderbaren Interesse* spricht, welches der König, ungeachtet aller Bemühungen seiner Feinde, ihn herabzusetzen, immer noch in den Augen der ganzen Welt behielt: „Wer ist denn der Mann, dem so viele Drangsale, so „viele *Autoritaten* (*volontés*) so viele Kräfte, nicht je„ne *anziehende Einnehmlichkeit* haben rauben können, „welche das Verhängnifs in seine Person gelegt hat“ (der Sinn dieser Stelle ist gänzlich verfehlt: Im Original heifst es *dépouiller de l'interet attaché à sa personne par la necessité.* Wo ist hier von *anziehender Einnehmlichkeit* die Rede?) „Es ist der directe Abkömm„ling, der rechtmäfsige Erbe jener fünf und sechzig „Könige — — den Rechte des Bluts, ein vierzehn„hundertjähriges Herkommen und die *gleichhellige* Ein„stimmung der Franzosen mit jener erhabnen *Magi„stratur* bekleidet hatten, welche wir Königthum nen„nen, dessen Nahme mit dem Gesetz so *wesentlich „verschmolzen* war, dafs er auch dann noch dessen „*Inhaber* (dépositaire) und Organ blieb als er (es) schon „nicht mehr schuf. u. s. f.“ Da wo der Vortrag blofs *historisch* wird, ist die Uebersetzung gröfstentheils richtig, und im gewöhnlichen Verstande des Wortes, treu.

2. Die Hälfte dieses elenden Geschreibsels ist eine schlechte Uebersetzung der Vertheidigungsrede der *Defeze.* Vielleicht noch ein Glück für den, welcher sich durch den Titel verleiten liefs, dieses Büchlein zu kaufen. Denn, was der Vf. *ex propriis* zu Markte bringt, ist unter aller Kritik.

3. In einer kurzen vorläufigen *Nachricht* versichert der Vf.: „er habe blofs, nach Auftrag *des Hn.* „Verlegers, die Absicht gehabt, denjenigen, die gröfsre „Werke wegen höherm Preise nicht kaufen können, — — die Hauptumstände der Revolutionsgeschichte kürzlich zu beschreiben. — — Er liefert daher hier aus mehrern gröfsern Werken einen kurzen „Auszug. u. s. f.“ — Hat man aber je gehört, dafs man einen *historischen Abrifs* in ein *Gespräch im Reiche der Todten* einkleidet? Und sollte man dieses veraltete Gewand jetzt wieder hervorsuchen, wenn man nicht von Witz und Laune überfliefst? Sollte man es wagen, wenn man nichts besseres ans Licht zu bringen weifs, als folgendes: (S. 13.)

„*Gustav* III. Ich lausche nun mit horchenden Ohren begierig, Ludwig, Ihr Schicksal noch weiter zu „vernehmen.“

„*Ludwig XVI.* Trauriges Geschäfte für mich! Ihnen: als herzlicher Theilnehmer, will ich mein „ferneres Schicksal, das Ihnen nach Ihrer Ermordung „noch unbekannt scheinet zu seyn, kürzlich erzählen. „Im Tempel war seit dem 10ten August 1792. für mich „und meine Familie der Aufenthaltsort. u. s. f. — —

„*Gustav.* Ist es nicht schaudernd eine solche Behandlungsart erfahren zu haben? O, öfters gebenedeiter Freyheitsgeist, führst du darinnen deinen Ruhm, „Unschuldige in Fesseln zu legen?“

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. August 1794.

PHILOSOPHIE.

JENA, b. Cuno's E.: *Ueber den Verſuch einer Kritik aller Offenbarung.* Eine philoſophiſche Abhandlung von M. *Friedrich Immanuel Niethammer*, Adjunct der philoſophiſchen Fakultät (nunmehr Prof. der Philoſophie) zu Jena 1792. 117 S. 8.

Dieſe Abhandlung kündigt ihren Vf. als einen Mann an, von deſſen Scharfſinn und Forſchungsgeiſt die Philoſophie manche ſchätzbare Früchte erwarten darf. Hr. N. ſchrieb ſie, ihrer erſten Beſtimmung nach, als eine akademiſche Streitſchrift und zu einer ſolchen hätte er in der That keine zweckmäſsigere Materie wählen können, als die ihm ein eben damals erſchienenes Werk darbot, das mit Recht die gröſseſte Aufmerkſamkeit auf ſich zog, und das, trotz ſo mancher Bemühung, es gleich Anfangs herabzuwürdigen, immer ſeinem Vf. groſse Ehre erworben hat, und die Grundlage zu allen künftigen Unterſuchungen über Offenbarung bleiben wird, wofern ſie anders von einem feſten Princip ausgehen ſollen. Auſser dem nächſten Zweck, einen ſo wichtigen Gegenſtand bey dieſer Gelegenheit öffentlich zur Sprache zu bringen, hatte er noch die allgemeine Abſicht; durch einen zweckmäſsigen Grundriſs der Kritik aller Offenbarung, und durch eine mit Rückſicht auf die Bedürfniſſe gewiſſer Leſer geordnete Zuſammenſtellung der Hauptmomente ihres Inhalts, den Gegenſtand ſelbſt mehr allgemein verſtändlich und einleuchtend zu machen, und dadurch vielleicht einige Schwierigkeiten wegzuräumen, welche einem oder dem andern Leſer das Verfahren der Kritik ſelbſt erſchweren könnten. Dieſe Abſicht dürfte durch den im zweyten Abſchnitte gelieferten faſslichen Grundriſs jenes Werks auch wohl ziemlich erreicht werden. Um dieſelbe noch beſſer zu erreichen, ſchickt Hr. N. im erſten Abſchnitt noch einige vorbereitende Betrachtungen über folgende Punkte voraus:

1. *Ueber die Entſtehung des Begriffs einer Offenbarung*, die er in der Kindheit der Völker bey den noch ungebildeten Söhnen der Natur aufſucht, die bey auffallenden äuſsern und innern Naturerſcheinungen da, wo ſie keine bekannte Urſache fanden, eine unbekannte ſetzten, welche ihre Gottheit hieſs.

2. *Ueber den Begriff der Offenbarung überhaupt*, die er im engſten Sinne durch eine *von Gott unmittelbar geſchehene Belehrung* erklärt, und hiebey zeigt, daſs zu jeder möglichen Erkenntniſs, daſs eine gewiſſe Belehrung eine göttliche Offenbarung ſey, eine von der Gottheit unmittelbar hervorgebrachte Wirkung in der Sinnenwelt d. i. *Wunder* gehört.

3. *Ueber die Beſtimmung des Inhalts einer Offenbarung*, von welchem er zu zeigen ſucht, daſs er weder der *Form*, noch der *Materie* nach, ſich aus dem Begriffe der Offenbarung beſtimmen laſſe. Denn geſetzt, die für eine gewiſſe Lehre vorhandenen Thatſachen wären hinreichend, ihren unmittelbaren göttlichen Urſprung zu erweiſen; ſo müſste die Vernunft dieſelbe nicht nur ohne alle Rückſicht auf die *Form* ihres Inhalts, ob dieſer unbegreiflich, ob er allen Geſetzen unſers Denkens widerſprechend, ja ob er ſogar dem Geſetz unſerer praktiſchen Vernunft entgegen wäre — dennoch als wahr und untrüglich annehmen, ſondern eben dieſes müſste ſie auch ohne alle Rückſicht auf die *Materie* des Inhalts thun, geſetzt auch, daſs dieſe nicht bloſs Moralität und Religion, ſondern theoretiſche Erweiterung der Erkenntniſs aller Art zum Zweck hätte. Dieſe Schlüſſe ſcheinen dem Rec. nicht befriedigend. Denn lieſse es ſich durch Thatſachen *hinreichend erweiſen*, daſs eine gewiſſe Belehrung unmittelbar von Gott ſey; ſo wäre ja hiedurch eines Theils ihre untrügliche Wahrheit zugleich mit erwieſen, mithin wäre die Vernunft vor aller Beſorgniſs, irgend etwas, was den Geſetzen unſers Denkens oder der praktiſchen Vernunft entgegen wäre, in ihr anzutreffen, vollkommen geſichert, und die Sphäre ihrer Thätigkeit würde in dieſem Falle zwar allerdings bloſs darauf eingeſchränkt ſeyn, den wahren *Sinn* ihres Inhalts zu entwickeln, die *Scheinwiderſprüche* zu heben, und für die, die ihn erſt mittelbar durch andere empfangen hätten, vor allen Dingen ſeine *Aechtheit* zu unterſuchen, indeſſen würde ſie hiedurch im Grunde gar nicht verengt werden, ſondern eben ſo groſs bleiben, als wenn man mitunter unrichtige Lehren zu beſorgen hätte. Anderntheils liegt es eben ſo klar ſchon im Begriffe einer *göttlichen* Belehrung, daſs ihr *Endzweck* durchaus kein anderer, als Beförderung der Moralität ſeyn könne, denn der *Heilige* kann ſchlechterdings keinen andern haben, und Rec. ſieht daher nicht ein, wie Hr. N. dieſes S. 28 als zweifelhaft vorſtellen konnte. Nun iſt unter allen Beförderungsmitteln der Moralität *Religion* das erſte und unentbehrlichſte, indem ohne Glauben an Gott und Unſterblichkeit das praktiſche Geſetz ſich ſelbſt widerſprechen würde. Alſo liegt es ſchon im Begriffe einer Offenbarung, daſs die Hauptgegenſtände derſelben *Moral* und *Religion* ſeyn müſſen, und da von Gott und dem Leben nach dem Tode, als überſinnlichen Gegenſtänden, gar keine *theoretiſche objective* Erkenntniſs für uns möglich iſt; ſo folgt zugleich von ſelbſt, daſs eine *objective theoretiſche* Erweiterung unſerer Religionskenntniſſe kein Gegenſtand einer Offenbarung ſeyn könne. Das einzige, was der Offenbarungsbegriff hierin unentſchieden lieſse, wäre alſo Erweiterung unſerer *ſubjecti-*

ven Religionskenntniſſe, d. i. Eröfnung gewiſſer uns gänzlich verborgener *Ideen* von Gott, und gewiſſer für unſere Moralität und Beruhigung von ihm getroffenen auſſerordentlichen Veranſtaltungen dergleichen, z. B. unzählige Chriſten von je her in der Lehre des Evangeliums anzutreffen geglaubt, haben. Soll daher der Offenbarungsbegriff auch eine dergleichen ſubjective Ideenerweiterung in der That ausſchlieſsen; ſo muſs bewieſen werden, daſs ſie widerſprechend ſey. Was aber die Naturobjecte betrift, von denen allein objective theoretiſche Erkenntniſs für uns möglich iſt, ſo läſst es zwar der Begriff einer unmittelbaren göttlichen Belehrung an ſich unentſchieden, ob dieſelbe zur Beförderung der Moralität nicht wirklich ein Gegenſtand der Offenbarung ſeyn könne (S. 29), und ſie könnte durch gedachten Begriff, nur unter der Bedingung ausgeſchloſſen werden, wenn hieraus für unſere Kenntniſſe überhaupt der Nachtheil, den eine von Hr. N. S. 30 angeführte Stelle aus einer allerdings vortrefflichen Schrift beſorgt, wirklich zu fürchten wäre, weil das, was die freye Entwickelung und Thätigkeit der Vernunft hemmt, unmöglich Zweck der Gottheit ſeyn kann. Da aber dieſe Stelle zu viel beweiſt, indem hieraus offenbar folgen würde, daſs aller Unterricht, und das ganze Erziehungsgeſchäfte überhaupt das verderblichſte Uebel für die Menſchheit wäre; ſo pflichtet Rec. Hn. N. allerdings bey, daſs der bloſse Begriff einer unmittelbaren göttlichen Belehrung über dieſen Punkt nichts beſtimmt. Geſetzt indeſſen, eine durch Thatſachen hinreichend erwieſene Offenbarung enthielte unter ihren Lehren, zu beſſerer Beförderung der Moralität durch ſchnellere Cultur des Verſtandes auch objective Naturkenntniſſe; ſo würden dieſe doch, als Gegenſtände des Wiſſens, von deren Wahrheit der Vernunft ſich ſelbſt zu überzeugen im Stande iſt, zu ihrer *Beglaubigung* jene übernatürliche Thatſachen gar nicht nöthig haben, ſo wenig, als das Moralgeſetz und die mit ihm unzertrennlich zuſammenhangenden Poſtulate der praktiſchen Vernunft zu ihrer *Beglaubigung* eines *Wunders* bedürfen, ſondern die geſchehenen Wunder müſsten in dieſem Falle einen ganz andern Zweck haben, den auch der Verfaſſer der Kritik aller Offenbarung vortrefflich entwickelt hat.

4. *Von dem theoretiſchen Ueberzeugungsgrunde für das Daſeyn einer Offenbarung.* Dieſer beruht auf der Möglichkeit der Ueberzeugung, daſs ein gewiſſes Factum entweder der Innen- oder der Auſsenwelt unmittelbare Wirkung Gottes ſey. Eine ſolche Ueberzeugung aber iſt weder durch *Anſchauung* möglich, weil Urſache als Begriff, und Gott als ein überſinnliches Weſen keine Objecte möglicher Anſchauung ſind, noch durch einen *Schluſs*, weil daraus, daſs ein Factum aus den uns *bekannten* Naturgeſetzen nicht erklärbar iſt, weder folgt, daſs es überhaupt nicht durch Naturgeſetze möglich ſey, noch, daſs es gerade durch die Cauſalität Gottes, und nicht etwa durch die Cauſalität irgend eines andern überſinnlichen Weſens bewirkt ſey. Die Gegner der Offenbarung haben alſo vollkommen Recht, die Unerweiſslichkeit derſelben zu behaupten, aber offenbar eben ſo Unrecht, wann ſie ihre Unerweiſslichkeit für einen Beweis ihres Nichtſeyns halten, da es doch etwas ganz anders iſt: nicht einſehen, daſs etwas wahr iſt, oder einſehen, daſs es nicht wahr iſt. Der ganze Streit, in wiefern er durch *Erkenntniſsgründe*, objectiv entſchieden werden ſollte, muſs alſo auf immer unausgemacht bleiben. Ja geſetzt auch, daſs eine Belehrung, welche eine ſolche Sanction durch eine auſserordentliche Erſcheinung erhält, noch ſo zweckmäſsig, der Weisheit und der Güte Gottes ſo angemeſſen, den Menſchen ſo heilſam und nützlich, ihrem Sinne nach ſo unerforſchlich und doch, ſo bedeutungsvoll, ihren Inhalt nach ſo erhaben und heilig, und mit Einem Wort Gottes ſo ganz würdig iſt: — ſo erklärt Hr. N. es doch eines philoſophiſchen Kopfes ganz unwürdig, den göttlichen Urſprung derſelben — der doch zum wenigſten nicht unmöglich iſt, — als das wahrſcheinlichere anzunehmen, und da die Lehre ſelbſt für uns moraliſch ſo ſchwache Geſchöpfe von ſo wichtigem praktiſchem Nutzen ſeyn kann, ſie zu unſerer Unterſtützung im Guten zu *glauben*. Dergleichen Declamation, die alle freye Unterſuchung tödtet, wünſcht Rec. als wider die Würde des Philoſophen ſtreitend, überhaupt weg, beſonders aber bey einem ſo wichtigen Gegenſtande, und wo die Sache ſelbſt nicht einmal klar iſt. Denn wenn Hr. N. alles *Glauben* aus *theoretiſchen* Gründen für unphiloſophiſch erklärt; ſo verwirft er auch den *doctrinalen* Glauben, der etwas um eines *ſubjectiven* Bedürfniſſes der *theoretiſchen* Vernunft willen, für wahr hält, z. B. wenn man deſshalb eine höchſte Intelligenz annimmt, weil die *Vernunft in* der Nachforſchung der Natur überall zweckmäſsige Einheit vorausſetzen muſs, da doch *Kant* ſelbſt, der hierin gewiſs, ſo ſtrenge als möglich iſt, zugeſteht: er könne ſelbſt in dieſem *theoretiſchen* Verhältniſſe ſagen, daſs er *feſtiglich* einen Gott *glaube*, und daſs der Ausdruck des Glaubens in dieſem Falle ein Ausdruck der Beſcheidenheit in objectiver Abſicht, aber doch zugleich der *Feſtigkeit* des *Zutrauens* in *ſubjectiver* ſey. Allein wer eine Offenbarung aus den von Hn. N. angeführten Gründen glaubt, der hält ſie nicht einmal aus einem bloſsen theoretiſchen Bedürfniſſe, für wahr, ſondern vorzüglich aus einem praktiſchen, weil er dieſen Glauben für ein nothwendiges ſubjectives Beförderungsmittel ſeiner Moralität hält, und er dabey zugleich die völlige Sicherheit hat, daſs er nie eines Irrthums bey dieſer Annahme werde überführt werden können. Ein Glaube aus dieſer Quelle aber iſt ja einerley mit dem, welchen Hr. N. S. 112 ſelbſt als philoſophiſch und *für uns* völlig gültig erklärt. Auſserdem aber ſcheint ſelbſt bey der Behauptung, daſs wir nie ſicher wiſſen können, ein Factum ſey nicht durch Naturgeſetze möglich, das bloſse Berufen auf die Eingeſchränktheit unſerer Naturkenntniſſe dem Rec. heut zu Tage bey weitem nicht befriedigend. Denn da wir nunmehr vermittelſt der Kategorieen nicht nur alle *metaphyſiſche* Naturgeſetze in ihrem ganzen möglichen Umfange kennen, ſondern auch das *Princip* wiſſen, auf welchem ſie beruhen, nemlich weil ohne ſie keine empiriſche Erkenntniſs von Gegenſtänden d. i. keine Erfahrung möglich iſt; ſo entſteht jetzt allerdings die Frage; ob ſich nicht Facta denken laſſen, von denen der Charakter des Uebernatürlichen objektiv erweiſslich

wäre, und ob nicht namentlich viele von denen, die uns vom Stifter der christlichen Religion erzählt worden, in diese Classe gehören? Wenn ich z. B. Wasser, das ich in ein Gefäss goss, binnen wenigen Augenblicken in köstlichen Wein verwandelt, oder einen in völliger Fäulniss liegenden Körper schnell ins Leben zurückkehren sahe; so würde ich wohl schwerlich Bedenken tragen, mit apodiktischer Gewissheit zu behaupten: diese Facta waren *durch Naturgesetze* schlechterdings unmöglich, weil sonst alle Möglichkeit der Erfahrung wegfiel. Denn wäre das erstere Factum durch Naturgesetze möglich, so könnte ich niemals mit objektiver Gewissheit sagen: was ich ins Gefäss giesse ist *Wasser*, weil ich nicht wissen könnte, ob nicht während der Zeit, da ich den Begriff: *Wasser* denke schon statt dessen Wein da wäre, und wäre das *zweyte* Factum *durch Naturgesetze* möglich; so könnte ich nie sagen: der Mensch ist todt, und ihn beerdigen lassen, weil er vielleicht, mittlerweile da ich dieses sagte, ihn dem Grabe übergab, schon wieder lebendig seyn könnte. Wäre aber von einem Facto, das zur *Beglaubigung* einer Lehre ausdrücklich angekündigt worden, objectiv erweislich, dass es nicht durch Naturgesetze möglich sey; so wäre es zugleich apodiktisch erwiesen, dass es durch die Causalität *Gottes* bewirkt sey, weil es schlechterdings wider die Moralität des höchsten Wesens streitet, Facta, die in der That übernatürlich sind, zur Beglaubigung der Lehre eines Betrügers zuzulassen, gesetzt auch, dass sich durch die Causalität irgend eines andern uns unbekannten übersinnlichen Wesens in der That möglich wären. Uebrigens aber versteht es sich von selbst, dass auch in diesem Falle eine objective apodiktische Gewissheit vom *Daseyn* einer Offenbarung aus Wundern nur für *diejenigen* Statt finden könne, die dergleichen Beglaubigungsfacta selbst wahrgenommen. Denn alle übrigen können sich demungeachtet *theoretisch* hievon nicht anders, als auf dem Wege der *historischen Glaubwürdigkeit* jener Thatsachen versichern.

5. *Von der Möglichkeit der Offenbarung*, wo Hr. N. zeigt, dass der Begriff ganz problematisch ist, so dass, weder die Möglichkeit noch Unmöglichkeit erwiesen werden kann.

6. *Vom praktischen Ueberzeugungsgrunde für das Daseyn einer Offenbarung*, der in folgenden Satze besteht: „Wenn zur vollständigen Erfüllung des Sittengesetzes Offenbarung erfodert wird; so lässt sich erwarten, dass eine Offenbarung wirklich sey."

MATHEMATIK.

BERLIN und STRALSUND; b. Lange: *Versuch einiger Beobachtungen über die Witterung der Mark Brandenburg besonders in der Gegend um Berlin*, von *Carl Ludwig Gronau*, zweyten Prediger der reformirten Parochialkirche, ordentlichen Mitglieds der Berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde. 1794. 315 S. 8. (1 Rthlr).

Der Vf. hat hier gesammlet, was er von Beobachtungen über die Witterung der Mark Brandenburg nur auftreiben konnte. Er fangt mit dem Jahre 177 vor Christi Geb. an. In diesem Jahre sey nach dem Livius und Sethes Calvisius eine so strenge Kälte, vermuthlich in Italien, gewesen, dass fast alle Bäume erfroren sind, wie müsse es also nicht in der Mark Brandenburg ausgesehen haben? (Man sieht hieraus warum der Vf. sehr oft auch die Witterungen anderer Länder mit aufgenommen hat. Sie sollen vermuthlich in den folgenden Theilen dieses Buches, zu Schlüssen in Absicht auf die Witterungskunde der Mark Brandenburg benützt werden.) Die Beobachtungen gehen bis zum Jahre 1791, doch fangen sich die detaillirten, und die Mark Brandenburg selbst betreffenden, erst mit dem Jahre 1701 an. Die in den letzten Jahrzehenden hat der Vf. selbst angestellt, ältere hat er aus des ehemaligen berlinischen Astronomen Kirchs meteorologischen Nachlasse, und andern ihm von guten Freunden mitgetheilten Hülfsmitteln gezogen. Was rückwärts 1701 von Witterungen vorkommt, ist theils aus Pilgrams Witterungskunde (Wien 1788) theils andern dem Vf, zu Gesichte gekommnen Annalen geschöpft, betrift aber, wie gesagt, nicht gerade die Mark Brandenburg, sondern auch andere Länder, kann also überhaupt zu Vergleichungen dienen — Der Vf. war anfänglich willens, diese Reihe von Beobachtungen erst mit dem gegenwärtigen Jahrhunderte zu schliefsen. Da er aber nicht wissen könne, ob er dieses meteorologische Jubiläum erleben werde, oder er alsdann noch im Stande seyn konnte, Wetterbeobachtungen aufzusetzen, so begnüge er sich hiermit nur die ersten 91 Jahre einstweilen den Liebhabern der Meteorologie mitzutheilen, und hoffe den Rest, der erst im Jahr 1801 die völlige Zahl der 100 Jahre beschliefse, in einem 2ten Theile, so wie in einem 3ten die Resultate aus diesem Beobachtungen, und die Gründe worauf man die Vorerkündigung der Witterung, die Wiederkehr gewisser Perioden u. d. gl. gebaut habe, nachfolgen zu lassen. Unserem Bedünken nach dürften diese Resultate wohl nur ein Zeitvertreib seyn, so wie alle bisherigen meteorologischen Cykel in den Köpfen derjenigen, welche sich überreden können, in dem ungeheuren Ocean atmosphärischer Auflösungen und Niederschläge einmal einen Silberbaum zu finden.

PARIS, b. Désaints W.: *Traité de Navigation*, contenant la Théorie et la Pratique du Pilotage, par *Bouguer*. Troisieme Edition, augmentée de plusieurs notes et additions par M. *de la Lande*. 1792. 8.

Die erste Ausgabe des *Bouguer'schen* Werks über die Schiffahrt erschien bereits 1753. Nach Bouguers (1758 erfolgten Tode veranstaltete *de la Caille* 1760 die 2te Ausgabe, welcher er einiges zusetzt, anders abkürzte. Diese La Caille'sche Ausgabe wurde beynahe unverändert 1769 und 1781 wieder abgedruckt. Nachdem auch hievon die Exemplarien sich vergriffen hatten, und eine neue Ausgabe nothwendig schien, so übernahm Hr. *de la Lande* diese Ausgabe, welche er, ohne Rücksicht auf die zwey letztgenannten, die dritte nennt. Sie verdankt ihm mehrere nützliche, hin und wieder auch literarische Zusätze, auch Ergänzung einiger Stellen durch so viele Theorie, als der Schiffer braucht, um von manchem vorher blofs historisch angezeigten Verfahren die Gründe genauer einzusehen.

hen. Was die Schiffahrtskunde durch neue und bequemere Methoden, hauptsächlich in Absicht auf Längenbestimmung, seit Bouguer und de la Caille gewonnen hat, ist am gehörigen Ort eingeschaltet. Diese neue Ausgabe des Bouguerschen *Traité de Navigation* durch Hn. de la Lande steht übrigens in keinem Zusammenhang mit dem (vorhin angezeigten) *Abregé de Navigation* des nemlichen Verfassers.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Dresden*, b. Walther: *Entdecktes Geheimniss der allgemein vorhandenen brauchbarsten Gährungs-Mittel zum Backen, Brauen und Brandweinbrennen*, mit Vergleichung der *Meßmacherischen*, *Wegnerischen* und *Westrumb'schen* und meiner verbesserten Gährungs-Arten; auch Lehre, ein Fünftheil mehr Brandwein zu erhalten, vom Kurfürstl. Sachsl. Kommissionsrath *Riem*, beständigen Sekretär der ökonomischen Societät, und Mitglied mehrerer ökonomischen und naturforschenden Gesellschaften. Als Beylage zu meiner neuen Sammlung. 1793. 52 S. 8. Es ist seit einiger Zeit mit Geheimnisskrämereyen des Unfugs viel und mancherley getrieben; aber auch von manchem Edeldenkenden öftere Beschwerden gegen die Abstellung dieser Prellereyen laut genug gesagt worden. Der Vf. gegenwärtiger Schrift, Hr. C. R. *Riem*, ist einer dieser wackern Männer, welcher sich dergleichen Arten von Erwerbungssucht aus allen Kräften widersetzt hat, und hoffentlich dadurch manchem Unkundigen die Louisd'or erhalten hat, welche der Bude eines Geheimniss-Krämers, ohne diese kleine Schrift, zugewandert wären.

Wenn man erwäget, welch ein nöthiges Hülfsmittel die Bierhefen bey der Brandweinbrennerey Bier- und Essig-Brauerey u. s. w. abgeben, und mit wie vielem Kostenaufwand diese Hefen oft von entfernten Orten herbeygeschafft werden müssen, besonders wenn diese Geschäfte im Grosen betrieben werden; so muss man gewiss solchen Männern, wie den Freyherrn von *Meßmacher*, *Riem* und *Westrumb* danken, dass sie ein Surrogat, welches die Stelle jenes Mittels grosentheils ersetzt, auf eine so uneigennützige Weise öffentlich bekannt machten.

Um so mehr aber ist es zu bewundern, wenn sich diesem ungeachtet noch Leute, wie in Braunschweig und Hamburg finden konnten, welche dem Publikum ein ähnliches Ding, unter dem Titel eines Geheimnisses, für einen und zwey Louisd'or, selbst mit Abfoderung eines Eydes (???) für dessen Verschweigung, anzinnen können. In gegenwärtigen Bogen stellet Hr. *R.* die verschiedenen Gährungsmittel, als: das *Meßmacherische*, *Westrumb'sche* und die seinigen neben einander — sie weichen im wesentlichen wenig von einander ab. Dann beschreibt er das sogenannte *Wegnerische*, so wie es ihm von einem Freunde, auf einem gedruckten Blatte, mitgetheilt worden.

Hoffentlich erspart Rec. manchem Leser den Louisd'or wann er das ganze Verfahren hier einrückt: S. 33. 36. *das Gährungsmittel*. Wenn man abgekühlt und das gewöhnliche Gährungsmittel, nemlich recht guten Geest oder Bierhefen in das Küfen gethan, und durchgerühret hat, so läst man es damit dreyviertel Stunden stehen, damit es sich senket, und die Masse oben klar wird, alsdann nimmt man aus einem Kufen von 4 Berliner Scheffel oder 300 Pfund Schrot, 16 Eymer (der Eymer zu ohngefehr 9 Kannen, 108 Kannen 11 Ohme gerechnet) so dünne ab, als man es nur abschöpfen kann. Diese 16 Eymer kommen zusammen in ein besonderes reines Küfen, das nicht am Feuer sondern kühl stehen muss. Man nimmt eine kleine Hand voll Hopfen, streuet solchen drüber, und deckt es zu. Diese 16 Eymer geben nun den folgenden Tag das Gährungsmittel ab. Des Nachts kommt dieses in eine Gährung, und es setzt sich ein Schaum oder Geest darauf, mit dem man auch wohl Bier in Gährung bringen kann. Will man den folgenden Tag wieder abkühlen, so läst man an das Küfen so viel fehlen, dass die 16 Eymer noch hineinkommen, ehe man sie aber hineinthut, rührt man die Masse stark um, und das thut man auch, wenn man das Ferment hineingethan hat; man muss deswegen zum Aufbehalten des Gährungsmittels zwey Küfen haben — das was man gebraucht hat, wird sogleich mit heisem Wasser rein ausgespühlt, und bleibt ledig stehen auf den folgenden Tag; alle Wochen einmal, thut man die beyden Gährungsküfen voll reines kaltes Wasser, und läst's über Nacht darin stehen. Man verfahrt übrigens den dritten, vierten und folgende Tage, wie den zweyten Tag, und so gibt eine Küfe mit Zusetzung des Hopfens dem andern das Gährungsmittel ab. Dies ist die ganze Procedur. Wollte man es unter drey Viertelstunden herausnehmen, so hat es nicht die Stärke, weil die gährenfollende Masse noch nicht von dem Ferment genug beseelt worden. Nimmt man es später heraus, nemlich: nach Verlauf von 3 bis 4 Stunden, da sich die Gährung völlig zeigt, so würde das Ferment eine zu frühe Säure bewürken, welches von den aufkommenden Trabern herrührt, mithin schädlich seyn. Auch darf die gährende Masse da nicht mehr gestöret werden, denn selbst Klopfen und Stosen an die gahrenden Küfen ist nicht gut. Das ganze Geheimniss beruhet auf dem rechten Zeitpunkt, und die Zuthat des Hopfens, und die Bewahrung des Gährungsmittels für die Säure. Bey grosser Hitze die dem Brandtweinbrenner, wie bekannt, schädlich ist, ist der Versuch nicht sicher zu machen, so wenig als man von dem besten Geest den stets gehörigen Brandwein bekömmt, oder gut Bier brauen kann. *Das erste* Küfen kann etwas weniger geben, weil einige Eymer herausgenommen sind, die folgenden aber nicht. Das Bierbrauen, da nemlich ein Getränk dem andern das Ferment liefert, und das *ad infinitum* fort, hat mich auf jenen Gedanken gebracht — nur den Zeitpunkt zu treffen, und es vor zu früher Säure zu bewahren, darauf habe ich lange vergebens gedacht, bis ich es gefunden. Ich glaube die Sache kann noch weiter getrieben werden, so dass man von einem Küfen so viel Geest erhielte, womit zehn andere in gehörige Gährung zu bringen wären — doch ist dies bisher nur eine blosse Spekulation, wovon ich indessen den Versuch machen werde, zweifele aber fast gar nicht an einem guten Erfolg. Ein jeder mache nun den Versuch von meiner angegebenen Methode sorgfältig, so wird er sicher finden, dass die Erfindung alles übertrifft, was bisher von dergleichen künstlichen Gährungsmitteln bekannt geworden, und keiner wird mit gutem Gewissen sagen können, dass es ihm nicht das wenige Geld hundertfach werth sey, dasfür den Erfinder über das Drittheil mit Kosten aufgeht, hoffet daher, dass ein jeder seinem Eyd getreu, es für sich allein benutzen, und damit der Erfinder für seine grose Mühe belohnt werde, bey seinen Freunden empfehlen wolle. Bey warmer Witterung giesse man den Liquor an das Gährungsmittel, es präservirt für Säure und Fäulung, bey kühler Witterung ist es entbehrlich."

Besagter Liquor wird S. 37. folgendermassen beschrieben: „Nimm ein Pfund Hopfen, ein Pfund Holzasche, ein Viertelpfund Salz, giesse darauf fünf Kannen Wasser, und lasse es eine Stunde kochen, giesse es reine ab, und verwahre diesen Extrakt in Bouteillen. Nimm davon zu dem Gährungsmittel, von vier Berliner Scheffel eine Achtel Kanne. Den Brenner zu täuschen, nehme ich etwas Brandwein darunter, bediene es mich Winter und Sommer, um ihn irre zu führen, und damit dieser das Geheimniss mehr in dem Liquor, als in der eben angezeigten Procedur suchet."

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 11. *August* 1794.

PHILOSOPHIE.

WIEN, b. Stahel: *Von der Liebe des Vaterlandes.* Ein philoſophiſch-hiſtoriſcher Verſuch. Erſter Theil. 392. S. Zweyter Theil. 380 S. 1793. 8.

Den erſten Keim des empiriſchen Begriffs von *Vaterlandsliebe*, — eines Worts, das vielleicht nie ſo ſehr gemiſsbraucht worden iſt, als zu unſern Zeiten, deſſen eigenthümlicher Sinn alſo völlig beſtimmt zu werden verdient, — findet Rec. in der Anhänglichkeit an dem *Grund und Boden*, auf welchem der Menſch geboren wurde, ſich nährte und erwuchs. Von dieſem dehnte er ſich auf die *geſellſchaftliche* Verbindung mit den auf demſelben Boden lebenden Menſchen, und von dieſen auf die *bürgerliche* oder *Staatsverfaſſung*, zu welcher dieſer Boden mit ſeinen Bewohnern gehört, aus. Nach dieſer letztern Ausdehnung des Begriffs beruht der Patriotismus auf der Anhänglichkeit an die Gegenden und deren Bewohner, die unter einer und derſelben *Staatsverfaſſung* ſtehen. Dafs es nicht *unter einem und demſelben Regenten* heifsen könne, erhellet daraus, dafs mehrere Länder eines und deſſelben Regenten von verſchiedener Verfaſſung ſeyn können, deren jede nur den Bewohnern ihres Landes, denen der übrigen aber nicht gefällt. Der *Patr.* dieſer letztern Art kann keinen feſten und dauerhaften Grund haben, ſo lange jene Anhänglichkeit ein Werk der blofsen Gewohnheit iſt, mit denſelben Menſchen an demſelben Orte oder in demſelben Lande zu leben, und mit ihnen auf irgend eine beliebige Weiſe regiert zu werden; denn man kann ſich gar leicht an andere Menſchen, an andere Oerter und Gegenden und an andere Regierungsweiſen gewöhnen, man kann überzeugt werden, dafs das bürgerliche Syſtem, in welchem wir leben, ungleich unvollkommner und mangelhafter ſey, als andere, die wir kennen; jede Veränderung unſerer Geſinnungen gegen unſere Mitbürger, jeder Gedanke an ſchönere und fruchtbarere Gegenden, beſſere Regierungen und Staatsverfaſſungen, würde alſo auch unſere Anhänglichkeit an unſer Vaterland erſchüttern. Oder, wäre jemand für ſein Vaterland und die Verfaſſung deſſelben, ungeachtet ihrer Gebrechlichkeit, die er entweder nicht bemerkte oder nicht achtete, eingenommen, ſo würde ſein Patriotismus nur *blind* ſeyn, und dieſer erſterben, ſo bald ihm die Augen aufgingen. Die Anhänglichkeit an unſer Vaterland kann alſo nur dann von Beſtändigkeit ſeyn, wenn ſie eine Wirkung der Ueberzeugung iſt, dafs durch die politiſche Verfaſſung, unter welcher wir leben, nicht allein der Zweck des Staats, nemlich die Sicherung der natürlichen und unverlierbaren, ſo wie der im Staate wohl erworbenen Rechte, durch äufsere Zwangsgeſetze, ſondern auch der Endzweck aller Staatsverfaſſung, nemlich die Erziehung der Menſchen zu einem Zuſtande, in welchem ſie, unabhängig von äufsern Zwangsgeſetzen, in einem blofs *geſellſchaftlichen* Verhältniſſe, ihren eigennützigen Trieb durch das Geſetz ihrer eigenen Vernunft einſchränken und regieren, am zuverläſſigſten befördert und erreicht wird. Und einen ſolchen letzten Zweck aller Staatsverfaſſung müſſen wir ſetzen, ſo lange er noch möglich iſt, und der Staat noch als blofses Mittel zu einem höhern Zweck gedacht werden kann. Der Patriotismus beſteht nach allem dieſem in der aus der Ueberzeugung von der Güte und Zweckmäfsigkeit unſerer Staatsverfaſſung entſpringenden thätigen Anhänglichkeit an dieſelbe. Je gegründeter jene Ueberzeugung iſt, deſto wahrer und ächter wird auch der *Patriotismus* ſeyn; aber mit der Erreichung jenes Endzwecks aller Staatsverfaſſung wird er auch aufhören, und der *Kosmopolitismus*, als eine in demſelben Verhältniſſe höhere Tugend, in welchem der durch den Staat zu bewirkende Zuſtand (das goldne Zeitalter der Dichter) vorzüglicher iſt, als jener, an deſſen Stelle treten

Mit dieſen Vorſtellungen ſind wir an die Leſung dieſes weitläuftigen Werks gegangen, nach deren Vollendung wir weder unſere Begriffe zu ändern, noch unſere Einſichten in die Natur des abgehandelten Gegenſtandes zu vermehren Gelegenheit gefunden haben. Der Vf. iſt ein junger Mann, der von ſeinem Werke ſelbſt ſehr beſcheiden urtheilt, und die Unvollkommenheit deſſelben mit ſeiner Lage, am Fuſse der ungariſchen Alpen, in welcher ihm, aufser wenigen ausgeſuchten Werken, keine Bücherſammlungen zu Dienſten ſtanden, und mit ſeiner Jugend entſchuldigt. Wenn dieſe Beſcheidenheit auf ihrer Seite Nachſicht verdient, ſo verlangt doch auch die Kritik auf der ihrigen, dafs jene Nachſicht nicht auf Koſten der Wahrheit ihres Urtheils geſchehe. Es mufs alſo frey von uns geſagt werden, dafs zwar dieſes Buch kein verächtliches Product ſey, und dafs ſein Vf. Aufmunterung verdiene. Er verräth allerdings Anlage zum Selbſtdenken, und ſeine Schreibart iſt gut und rein. Ueberall aber offenbaren ſich Spuren der Unreife ſeiner Denkkraft und des Mangels an Gründlichkeit, wodurch ſein Vortrag ſchleppend, mager und declamatoriſch wird.

Das ganze beſteht aus zehn Kapiteln, die durch beide Theile fortläufen. *Erſter Theil. Einleitung: Von dem Wachsthum und Abfall der Staaten, ihren Urſachen und Graden.* Die Stufen des Wachsthums und Abfalls gibt der Vf. ſo an: 1) *werdende* Staaten, durch weiſe Geſetzgeber oder Eroberer. 2) *Steigende* St. 3) *Blü-*

hende St., und 4) Staaten in ihrem *höchſten Flor*. Die höchſte Blüthe iſt Anfang der Schwäche, alſo: 5) *ſinkende* St.; a) ſolche, deren Abnahme äuſserer Glanz verhüllt; b) deren Verfall von aufsen ſichtbar iſt; c) ſterbende Staaten. Es fällt fogleich in die Augen, dafs zwiſchen 2, 3 und 4 ſo wenig als zwiſchen a, b und c) ſich ein realer Unterſchied befinde; und folglich auch der Vf. ſtatt wahrer unterſcheidender Merkmale von jeder dieſer ſogenannten Stufen, nur unbeſtimmte, auf mehrere dieſer Stufen paſſende Gemeinplätze aufſtellen konnte. So ſagt er z. B. von *ſteigenden* Staaten: „Das Anſehn der Geſetze wird immer mehr befeſtigt, der Staat durch Bündniſſe mit benachbarten Nationen geſichert, und durch Genufs des Friedens beſeliget. Künſte werden erfunden, und zu immer gröſserer Vollkommenheit gebracht. Der Staat bereichert ſich durch Handlung, oder durch Bearbeitung der Landesproducte, oder durch beide Wege zugleich.“ Was hindert wohl, dieſes auch von blühenden, und im höchſten Flor ſtehenden, Staaten zu ſagen, und was iſt zwiſchen *Blüthe*, die auch höchſte Blüthe ſeyn kann, und höchſtem *Flor* für ein Unterſchied? Bey den *blühenden* Staaten „zeigt ſich die Stärke der Nation in allen Theilen der Staatsverwaltung. Die Nahrungszweige werden immer mannichfaltiger. Die Induſtrie des Volks ſteigt. Gewerbe, Künſte, Wiſſenſchaften, Handlung gehen ihren ungeſtörten Gang. Die Nation *gleicht einem zur Vollkommenheit gediehenen an Früchten reichen Baum*. Und doch ſoll es noch einen höhern Grad, einen *höchſten Flor*, geben! „Die Nation hat nun die höchſte Stufe ihrer *Gröſse* erreicht. Sie gleicht der allen Stürmen trotzenden Eiche. Leider iſt dieſer Zeitpunkt des höchſten Flors der Staaten von kurzer Dauer. Die höchſte Blüthe iſt der Anfang ihrer Schwäche.“ Wenn dieſer Ausſpruch wahr wäre: ſo möchte man die Staaten wohl warnen, dieſer gefährlichen Stufe nicht nahe zu kommen. Aber man ſieht wohl, dafs der Vf. über Zweck und Endzweck des Staats und die beiden angemeſſene innere Verfaſſung, Verwaltung und Geſetzgebung nicht klar dachte; es darf uns alſo auch nicht wundern, dafs wir nicht erfahren, was er unter *Gröſse*, *blühen* und *Flor* des Staats verſteht. Eben ſo unbefriedigend und unbeſtimmt ſind die zu dieſen Stufen angeführten Beyſpiele aus der Geſchichte, deren ſich der Vf. reichlich bedient, und weshalb er ſein Werk einen *philoſophiſch-hiſtoriſchen* Verſuch genannt hat. Die Staaten von Sparta und Athen, die als *werdende* Staaten, von weiſen Geſetzgebern gegründet, angeführt werden, können auch als Beyſpiele zu allen übrigen Graden des Steigens und Fallens mit gleichem Rechte gebraucht werden. Die *werdenden* Reiche Alexanders des Gr., Timurbegs, Dſchingiſchans, Attilas wurden nicht aufgelöſt, weil dieſe Regenten *unweiſe* Eroberer waren, ſondern weil ihre Nachfolger nicht ihren Kopf und ihren Muth hatten. Auch der jüdiſche Staat hatte das Loos, unterjocht zu werden, und ſeine Selbſtſtändigkeit zu verlieren, ungeachtet er, den der Vf. als Beyſpiel eines auf dauerhafte Fundamente gegründeten werdenden Staats anführt, von *Moſes*, der hier das *Muſter eines weiſen Volkserziehers* genannt wird, ſelbſt geſtiftet war. Karthago, die Niederlande und die Republik Venedig könnten nicht blofs als Beyſpiele für *ſteigende*, ſondern auch für blühende und in ihrem höchſten Flor ſtehende, mithin auch — da der höchſte Flor der Anfang der Schwäche ſeyn ſoll — nebſt Frankreich unter Ludwig XIV das hier nur als Beyſpiel eines *höchſtflorirenden* Reichs gilt, unter die Rubrik der *ſinkenden* Staaten geſtellt werden. Die Urſachen, oder, wie es der Vf. nennt, die ſicherſten Zeichen der *ſteigenden Gröſse* der Staaten, ſind Sittlichkeit und Patriotismus, die ihres *Verfalls*, Unmoralität, Schlaffheit und Eigennutz. Durch dieſes bereitet ſich der Vf. den Uebergang zu ſeiner Abhandlung vom Patriotismus ſelbſt. Kap. I. Natur der Vaterlandsliebe. Entwicklung und Feſtſetzung des Begriffs; Bemerkungen. Der Begriff der VL. wird durch den Begriff des Vaterlands beſtimmt, in wiefern darunter die *Nation* verſtanden wird. Die Nation iſt eine zuſammengeſetzte Geſellſchaft, die einen allgemeinen Zweck hat, innere und äuſsere Sicherheit, ſowohl des Lebens, als des Eigenthums; welcher Zweck das allgemeine Beſte iſt, zu welchem jedes Mitglied beytragen muſs. Jeder Staat iſt um deſto glücklicher, je mehr die ganze Verfaſſung deſſelben auf die Erreichung dieſes allgemeinen Wohls abzweckt; je beſtimmter die Rechte und Verbindlichkeiten der einzelnen Glieder und Stände deſſelben ſind; je mehr die einzelnen Bürger und Stände zum ſteten Streben nach dem allgem. Beſten durch allgemeine Anſtalten, das heifst, durch öffentliche und gemachte Geſetze, vornemlich aber durch *Erziehung*, gebildet werden. In dieſem Zuſtande iſt *ein gewiſſer Allgemeingeiſt* herrſchend, d. i., jeder Bürger erkennt die Verbindlichkeit, zum Wohl des Staats mit beyzutragen. Es entſteht *Eifer* für das allg. Beſte, der mit Aufopferungen mancher Art verbunden iſt, und — *dieſer thätige Eifer für das allgemeine Beſte iſt Vaterlandsliebe*. Allein 1) wird der Begriff der Vaterlandsliebe nicht blofs durch den Begriff des Vaterlands, als Nation genommen, beſtimmt. Auch die beſondern einzelnen Staaten einer Nation ſind Vaterland, und ihre Glieder können Patrioten ſeyn. 2) Der Zweck des Staats iſt in zu enge Grenzen eingeſchloſſen, da die Rechte des Menſchen und Bürgers ſich weiter als auf das bloſse Leben und Eigenthum erſtrecken. 3) Iſt es unbeſtimmt gelaſſen, wie die Verfaſſung des Staats zur Erreichung ſeines Zwecks beſchaffen ſeyn müſſe; und ohne dieſe Beſtimmung läſst ſich der Begriff des Patriotismus ſchlechterdings nicht ausmitteln. 4) Die Rechte und Verpflichtungen der Staatsglieder und Stände können *völlig beſt* ſeyn, und in Anſehung derſelben der Zweck des Staats gleichwohl verfehlt werden, weil einzelnen Bürgern und Ständen Rechte gegeben, und mehrern oder allen Bürgern Verbindlichkeiten aufgelegt werden können, welche, ſo beſtimmt ſie auch ſind, der bürgerlichen Freyheit, oder dem allgemeinen vernünftigen Willen aller Staatsglieder widerſtreiten. 5) Dafs ein Staat deſto glücklicher ſey, wenn durch ſeine Verfaſſung, durch die Beſtimmung der Rechte und Verbindlichkeiten ſeiner Glieder, durch öffentlich bekannt gemachte Geſetze, und durch Erziehung das allgemeine Beſte befördert werden ſoll, iſt weiter nichts, als ein bloſser Zirkel; denn das Glück des Staats iſt weiter nichts, als dieſes allgemeine

Beſte

Beste, und umgekehrt. Wie durch kundgemachte Gesetze, die keine andere, als *Zwangsgesetze* sind, das Volk zum steten Streben nach dem allgemeinen Besten *gebildet* werden könne; sehen wir nicht ein. Eben so wenig 6) wie aus dem von dem Vf. geschilderten Zustande jener *Gemeingeist* herrschend werden, und ein thatiger *Eifer* für das gemeine Beste entstehen könne. In allen europäischen Staaten ist durch Verfassung, Bestimmung der Rechte und Verbindlichkeiten der Staatsglieder, und durch Gesetze das Leben und Eigenthum desselben gesichert; wir müssen aber gestehen, dafs wir noch keinen kennen, in welchem jener sogenannte *Gemeingeist* und *Eifer* ganz allgemein und lauter herrschend wäre, oder in welchem ein Bürger sich willig entschlösse, alle Vortheile, die ihm ein anderer Staat darböte, aufzuopfern, um nur sein Vaterland, blofs um seiner Verfassung, seiner Gesetze und der Rechte willen, deren er sich in demselben zu erfreuen hat, nicht zu verlassen. Uebrigens ist 7) der Vaterlandsliebe hier ein gar zu eingeschränkter Spielraum gesetzt, und gerade ihr charakteristisches Merkmal übergangen. Ein Bürger kann für die Erhaltung der Sicherheit des Lebens und des Eigenthums seiner Mitbürger sich sehr thätig beweisen, ohne gleichwohl im eigentlichen Sinne des Worts *Patriot* zu seyn, und zwar aus dem Grunde, weil er durch Einsichten und Kenntnisse überzeugt ist, dafs die politische Verfassung seines Landes weder den Zweck noch Entzweck des Staats zu befordern und wirklich zu machen geschickt ist. Aus demselben Grunde kann ein Staatsglied den guten Regenten verehren und lieben, ohne ein Patriot zu seyn, und als Patriot den schlechten hassen und verachten. Wenn blofs Gehorchen und seine Verbindlichkeiten als Bürger erfüllen, zum Charakter des Patrioten berechtigte, dann wäre freylich nichts leichter, als Patriot zu seyn; und wenn die Ueberzeugung von der Güte und Brauchbarkeit der Staatsverfassung zur Wirklichmachung des Zwecks und Endzwecks des Staats nicht der Grund des Patriotismus seyn soll, so ist freylich jeder seiner Pflicht gehorsame Unterthan, er mag unter *Franz II* und *Carl August*, oder unter *Tippoo Saheb* leben, — ein *Patriot*. „Die Liebe des Vaterlandes kann zur *Leidenschaft* werden, die ganz sich ihrer selbst vergifst, die zu erstaunlichen Aeufserungen der Kraft und zu den äufsersten Aufopferungen uns hinreifst. Diese *leidenschaftliche* L. d. V. ist dem Vf. *Patriotism* im engern Sinn, oder *Enthusiasm fürs Vaterland*, gleichweit vom Kaltsinn und von blinder Schwärmerey entfernt; der, wenn er durch *Religion* und *Trieb der Ehre* zugleich angefeuert wird, den *höchsten Grad* erreicht." (Ein *leidenschaftlicher*, *enthusiastischer*, ein durch *Religion* und *Ehrtrieb angefeuerter* Patriotism soll *keine Schwärmerey* seyn! wer begreift das?) Da politische Freyheit und Gleichheit in jeder Regierungsform bestehen kann und sollte, indem die höchste Gewalt in einem Staate, er sey ein demokratischer, oder aristokratischer, oder monokratischer, nur der Verkündiger und Vollstrecker des allgemeinen vernünftig bestimmten Willens ist und seyn darf; so folgt auch, dafs unter der Vaterlandsliebe der Bürger, nach welcher Form sie regiert werden mögen, kein Unterschied statt finde. Der Vf. ist aber anderer Meynung. Er behauptet, dafs sich die Vaterlandsliebe nach den Regierungsformen auf die verschiedenste Weise modificire; dafs der Republikaner sein Vaterland anders liebe, als der Unterthan eines monarchischen Staats. Der Bürger des *eigentlichen Freystaats* liebe zunächst seine *Freyheit*, sammt dem Antheil, den er an der Regierung seiner Republik habe. Der *aristokratisch* beherrschte, liebe zunächst die Gesetze, dann den Ueberrest der Freyheit, den die Regierer ihm gelassen hätten; der Unterthan eines Fürsten hingegen zunächst den Fürsten, dann auch die *Landesconstitution*, soweit sie mit dem allg. Besten vereinbar sey, und die Gesetze. (Nach dieser letzten Bestimmung würde sich der Patriotismus in monarchischen Staaten wieder in gröfsere und kleinere Portionen eintheilen lassen, je nachdem die Landesconstitution und die Gesetze mehr oder weniger mit dem allgemeinen Besten vereinbar wären. Kap. II. *Gründe der Vaterlandsliebe.* Sie sind: Gewohnheit, Ideenassociation und Wirkung der Einbildungskraft, bleibender Eindruck der ersten Empfindungen auf unser ganzes folgendes Leben, Eigenliebe, Eigennutz, Anhänglichkeit an Personen, denen wir Dankbarkeit für uns geleistete Wohlthaten schuldig sind, Dankbarkeit gegen das Vaterland für Nahrung und Sicherheit des Lebens und des Eigenthums; Theilnehmung an der Landesconstitution, *für welche wir aus* mehr oder *weniger vernünftigen Gründen eingenommen sind*(!), Theilnahme an dem Wohl der Nation, von welcher wir uns als Glieder eines Körpers betrachten; und endlich Pflichtgefühl, das aus dem Verhältnifs des Bürgers zu dem Staat sich herleiten läfst. (Auf den einzigen wahren Grund der Vaterlandsliebe hat der Vf. keine Rücksicht genommen, und ob er wohl ihm nahe zu kommen scheint, wenn er S. 163. sagt: dafs die Theilnahme an der Landesconstitution um desto mehr zur Vaterlandsliebe wirken müsse, je mehr wir Gelegenheit hätten, uns von der Weisheit und Wohlthätigkeit derselben zu überzeugen; so geht er doch vor ihm vorbey, ohne sich weiter mit ihm abzugeben, und zu bestimmen, inwiefern die Landesverfassung weise und wohlthätig sey, und ein Grund der Vaterlandsliebe werden könne. Noch eine Stelle, die uns besonders aufgefallen ist, schreiben wir zur Bestätigung unsers obigen Urtheils ab, und schränken uns in Ansehung der übrigen 8 Kap. auf eine blofse Anzeige ihres Inhalts ein. S. 160. will der Vf. die grofse Frage, wie er sie nennt, beantworten: *Was ist das allgemeine Wohl?* und da lautet dann seine Antwort so: „Das *allgemeine Beste* ist das *Wohl des Ganzen*, d. h.: das, was dem *ganzen Staat*, oder der *ganzen Nation* — nicht einer Volksklasse, und noch viel weniger dem Fürsten allein, am *zuträglichsten* ist. Es ist dem Wohl des ganzen Staats am zuträglichsten, wenn Ruhe und Ordnung im Staat gehandhabt, wenn das Ansehn der Gesetze heilig gehalten, wenn jedem Bürger Schutz und Gerechtigkeit ertheilt, und jeder Verbrecher ohne Standesrücksicht und ohne Ansehn der Person bestraft wird. Oft ist das allgemeine Beste nur das, was dem Staat, *das heifst*, der Nation, von welcher der Landesfürst das Haupt ist, *am wenigsten*

ſchädlich — was unter allen Uebeln, die den Staat treffen können, *das geringſte* iſt. Die nähere Beſtimmung des allgemeinen Beſten hat ihre groſse Schwierigkeit. Sie ſetzt Ueberſicht der ganzen Staatsverfaſſung, ſie ſetzt *Kenntniſs des Nationalcharakters und der ganzen Staatskraft* voraus. Die Schwierigkeiten häufen ſich noch mehr, wenn wir, was wir mit Grunde annehmen können, hinzufügen, daſs Fürſten oft die wohlthätigſten Anſtalten, durch welche ſie das Glück ihrer Länder zu befeſtigen ſuchen, *verheelen* müſſen, um dieſe Anſtalten von inneren oder äuſseren Feinden nicht vor der Zeit vereitelt zu ſehen." III. *Aeuſſerungen der Vaterlandsliebe.* Thätigkeit für das gemeine Beſte und Aufopferungen für das allgem. Wohl. IV. *Wirkungen der VL.* Sie veredelt die ganze Denk- und Handlungsart der Nation; ſie iſt ein ſicherer *Beweis* der Blüthe und Glückſeligkeit der Völker; ſie iſt das feſteſte Band der Staaten; ſie macht die Völker unſterblich, und ſtellt ſie andern zum Muſter auf. *Zweyter Theil.* V. *Patriotiſche Züge und Charaktere aus der Geſchichte der Phönicier und Karthaginenſer, Griechen und Römer.* VI. *Unterſchied der VL. in Republiken und Monarchien.* VII. *Vom Patriotismus im engern Sinn, oder von der Begeiſterung für das Vaterland.* VIII. *Von den Urſachen, wodurch die VL. in den Völkern geſchwächt und ausgerottet wird:* Eigennutz und Eigenliebe, Geiſt des Standes, Zwietracht, Ehrgeiz und Herrſchſucht, Despotismus der Regierungen, Religionsverfolgungen und Gewiſſenszwang, drückende Armuth, zu groſse Bevölkerung, Mangel der Erziehung zur VL. und Anhänglichkeit an unpatriotiſchen Nationalvorurtheilen. IX. *Vom Afterpatriotismus:* Empörungsgeiſt und Schwärmerey für das Vaterland, Privateigennutz, Geiſt des Standes, Vorurtheil des Alterthums, Vorurtheil des Neuen, partheyiſche Verachtung anderer Nationen, Nationalſtolz und Nationalhaſs. X. *Von der Erziehung zur Vaterlandsliebe.* Hiezu werden folgende Regeln gegeben: 1) Erhaltet den Geiſt der Väter, oder wecket ihn von neuem, d. h., erhaltet oder wecket von neuem die Tugendliebe der Völker. 2) Flöſset dem Zögling *Liebe der Landesverfaſſung* ein, und bildet ihn zum *nützlichen* Bürger des Staats, in welchem er geboren iſt. 3) Verbreitet mit Weisheit *zweckmäſsige* Aufklärung unter der Nation. 4) Suchet mit Unterdrückung des *Eigennutzes* und des *Standesgeiſtes* den *Allgemeingeiſt* unter dem Volke zu wecken. 5) Wecket in Fällen, die dieſes Hülfsmittel nothwendig machen, die *patriotiſche*, und wofern dieſe nicht hinlänglich iſt, zugleich die *religiöſe Begeiſterung.* (Der wahre Patriotismus bedarf eines *ſolchen* Beyſtandes fürwahr nicht, und wo man ſeine letzte Hoffnung auf dieſen ſetzt, da mag der Patriotismus ſchlecht genug beſchaffen ſeyn. Doch ſetzt der Vf. noch hinzu: daſs man die *patriotiſche Schwärmerey* ſowohl als den *fanatiſchen* Eifer für Religion verhüten müſſe. Wie aber *patriotiſche* und *religiöſe Begeiſterung* von *patriotiſcher Schwärmerey* und *religiöſem Fanatismus* verſchieden ſind, und wie ſich verhüten laſſe, daſs die Menſchen die Grenzlinie zwiſchen beiden überſchreiten, darüber findet ſich hier keine Belehrung.) 6) Erziehet die Völker zur Toleranz. 7) Bildet die Völker zur Menſchenliebe. 8) Wecket und leitet die wahre *Ehrliebe* unter den Nationen. (Bey ſo gebildeten Nationen werden die Verſuche, ſie in politiſche und religiöſe Begeiſterung zu ſetzen, ſchwerlich anſchlagen; die fünfte Regel hätte alſo ganz wegbleiben können, wenn man auch den übrigen, ſo unbeſtimmt und unzureichend ſie auch zur Beförderung der Vaterlandsliebe ſind, gehen laſſen wollte. Sind die Glieder eines Staats dumm: ſo werden ſie, die Verfaſſung des Staats mag zweckmäſsig ſeyn oder nicht, ohne jene Mittel das thun, was ihnen auszurichten aufgetragen wird; ſind ſie aufgeklärt, ſo werden ſie ſich nicht politiſch und religios begeiſtern laſſen, und ihre Pflichten aus Liebe zur Pflicht erfüllen.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Baſel* u. *Gotha*, b. Thurneyſen u. Ettinger: *Tägliches Taſchenbuch für das Jahr* 1793. 8. (16 gr.) *Daſſelbe für das Jahr* 1794. (mit dem Zuſatz auf dem Titel: *für alle Stände.*) — Dies Taſchenbuch iſt auf wirkliche Brauchbarkeit in täglichen Geſchäften des bürgerlichen und Privatlebens calculirt, und alſo ein *Taſchenbuch* im eigentlichen Sinne, welches die bisherigen nicht ſind. Es ſoll jährlich wiederholt, und, ſo viel möglich, berichtigt, und nach dem ganzen Umfange ſeines Zwecks erweitert werden. Auch iſt der Inhalt des diesjährigen gegen den des vorigen ſchon beträchtlich verbeſſert und vermehrt. Da es nicht ſehr bekannt ſcheint, ſo theilen wir den ganzen Inhalt mit. Zuerſt Kalendernachrichten; von der Sonne, dem Monde und den Planeten, Von der Erde insbeſondere. Darſtellung, was eine Ortsveränderung auf der Erde am Himmel beträgt. Zeit- und Feſtrechnung. Kalender der Juden. Von den Finſterniſſen und andern Himmelserſcheinungen des 1794ſten Jahres. Mondsviertel. Hierauf folgen 53 doppelte liniirte Seiten, zur Einnahme und Ausgabe und zu Anmerkungen auf jeden Tag des Jahres eingerichtet. Dann auf 96 S. Verzeichniſs der üblichen Längenmaaſse, Gewichte und Münzen in Europa; Verhältniſs der Zahlung nach den in Deutſchland üblichen 16 Münzfüſsen; Eintheilung des Ellen-, Getreide- und Weinmaaſses, des Handelsgewichts und der Münzen in einigen der vorzüglichſten Städte Deutſchlands: Vergleichung der Meilen nach der gefundenen Länge eines Grades von mittlerm Umfange der Erde, 29576 Ruthen zu rechnen; Erklärung der Cours-Zettel; Reſolvirungs-Tabellen der Reichsthaler in Reichsgulden und der R.Gulden in R.Thaler; beſondere Zahlenbenennungen; Beſtimmung des Werths der bekannteſten in- und ausländiſchen Münzen nach dem 20 Fl. Fuſs, 24 Fl. Fuſs und hannöveriſchen Kaſſengelde; 518 Poſtrouten, zu welcher 35 Städte Deutſchlands als Mittelpunct angenommen ſind, mit Angabe der Meilenzahl von einer Station zur andern, und Hinweiſung in die entfernteſten Staaten; Angabe der Geleiſe in verſchiedenen Ländern; Verzeichniſs der vornehmſten Meſſen und Jahrmärkte. Das Taſchenbuch iſt in rothes Leder gebunden, und mit einer Brieftaſche verſehen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 12. August 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Lemgo, b. Meyer: *Jahrbücher des Kayserlichen Reichs-Kammergerichts.* Jahrgang 1788 von *Johann Melchior Hofcher.* I. Band. I. u. II. Theil, 1789 u. 1790. 186 u. 284 S. II. Band. 1791. 284 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wir haben die Anzeige dieses Buchs bisher verzögert, in der Hoffnung, bald eine Fortsetzung derselben zu bekommen, und solche zugleich mit erwähnen zu können. Es scheint aber, dafs der fleifsige Vf. (der jetzt die Stelle eines Protonotarii bey dem kaiserl. Kammergericht bekleidet, und sich auch durch andere Schriften um dasselbe verdient gemacht hat) dieses nützliche Unternehmen, vielleicht wegen Mangel des Absatzes, aufgegeben habe. Sein Plan ist allerdings vielumfassend. Er will nicht nur in jedem Jahrgange die ergangenen *merkwürdigen Decrete* und *Urtheile* vollständig liefern, und dadurch eben das leisten, was Barth, Blum, Deckherr und Ludolf in ihren bis 1688 gehenden Sammlungen gethan haben; sondern er will auch die seitdem zurückgebliebene Lücke ausfüllen, dabey jedoch nur vom Jahre 1740 anfangen, (weil die von Ludolf in seiner Observationen II. bis IV. Theil, und im III. Theil seiner Symphorematum enthaltene *Appendices et fasciculi sententiarum cameralium selectarum*, die bis 1739 gehen, für eine solche Sammlung passiren können) und nur eine Nachlese von den darin etwa fehlenden Urtheilen liefern. Hiernächst sollen diese Jahrbücher 2. eine vollständige *Uebersicht aller anderen wichtigen Ereignisse bey diesem Gericht* enthalten; nemlich a) *die Veränderungen bey dem Personale*, und eine Anzeige der neuern *Präsentationsgeschichten*; b) eine umständliche Schilderung der *Verfassung in Hinsicht der Behandlung der Geschäfte*, wobey α) die Schreiben kaiserl. Majestät an das Kammergericht; β) Reichsschlüsse über dessen Verfassung; γ) darauf gefolgte *Conclusa Pleni*; δ) darüber an Kaiser und Reich erstattete Berichte; ε) *Conclusa Pleni* überhaupt, welche in die Verfassung einschlagen; provisorische Verfügungen, auch Uebereinkunft in vollem Rath über theses, die sonst *in praxi variante* verfirten (Senatus consulta) ζ) Berichte und gemeine Bescheide darüber vorkommen; c) diejenigen Berathschlagungen in Pleno, welche auf die innere Verfassung des Gerichts einen so nahen Bezug nicht haben; d) eine vollständige Anzeige der über die Verfassung des Kammergerichts herausgekommenen Schriften; e) eine Nachlese zu den in des Hn. v. Balemanns Sammlung enthaltenen *Conclusis Pleni* und gemeinen Bescheiden; wie auch f) eine Ergänzung des dort befindlichen *Verzeichnisses der privilegiorum de non appellando*; g) merkwürdige *statutarische Verordnungen*, die in den bey dem Kammergerichte anhangigen Rechtssachen vorkommen, in so weit solche in andern Sammlungen noch nicht enthalten sind; h) die merkwürdigsten unter den neuern, in Kammergerichtl. Processsachen vorgekommenen Deductionen und Promemoria, nach Verhältnifs der Wichtigkeit entweder ganz oder Auszugsweise; i) auserlesene *Muster von Probrelationen*; k) eine Auswahl meisterhafter *Streitschriften*. Nach dieser Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit von Artikeln, sollte es nie an hinlänglichen Stoff fehlen, um wenigstens einen ziemlichen Band für jedes Jahr zu liefern. Der Vf. will auch nach Befinden andere Gegenstände aufnehmen, von denen in dem angegebenen Plane nichts erwähnt wird. Diese 2 Bände, wovon der erste in 2 Theile abgesondert ist, enthalten nur den Jahrgang 1788. Es fehlen aber dabey noch die 2 letzten Abschnitte, welche *periodum quinquennalem*, auserlesener merkwürdiger Urtheile vom Jahre 1740 bis 1745, ingleichen ein Verzeichnifs der bey dem Kammergericht immatriculirten Notarien enthalten sollten. Ueberhaupt ist auch die von dem Vf. zuerst vorgezeichnete Ordnung des Werks nicht ganz beybehalten, und der 8te Abschnitt, welcher den Urtheilen bestimmt war, wegen seiner Voluminosität, zum 2. Bande gemacht worden. Der nützlichste Theil dieses Unternehmens ist unstreitig die fortgesetzte Sammlung merkwürdiger Decrete und Urtheile. Der Vf. bemerkt mit Recht, dafs die mit dem Jahre 1789 angefangene *Wetzlarer* Zeitung, welche ein Verzeichnifs der Urtheile und Decrete enthält, diesen Artikel nicht überflüfsig mache; weil dieses Verzeichnifs theils an sich mangelhaft sey, theils die Urtheile nicht *in extenso* liefere. Er beobachtet bey den Decreten und Urtheilen die gröfste Genauigkeit und Vollständigkeit, wozu ihm, das Amt, welches er bekleidet, die beste Gelegenheit verschaffte. Es ist auch ein gutes Register dabey befindlich. Nur hätten, bey den Urtheilen, die darüber gesetzte lateinische Summarien hier und da kürzer und bündiger gefafst, auch aus der Sammlung der Decrete manche Interims- und Vorbescheide, z. E. die Erkennung der Berichtschreiben, die Ertheilung oder Abschlagung der Fristerstreckungen etc. füglich ganz weggelassen werden können, da solche zu den *merkwürdigen* nicht gehören.

Jena, in der Cröcker. Buchh.: D. *Joh. Lud. Schmidts*, herz. Sächs. Cob. Meining. Hofr. und ord. Prof der Pand. auf der herz. sächs. Gesammtacademie zu Jena, wie auch des herz. sächs. gem. Hofger. des Schöppenst. und der Juristenfac. das. Beysitzers, *practisches Lehrbuch von gerichtlichen Klagen und Ein-*

den. Vierte annoch nutzbarer eingerichtete Ausgabe. 1792. 814 S. ohne das Regiſter. 8.

In dieſer neuen Ausgabe hat der nun verſtorbene Vf. die bisher beobachtete Ordnung beybehalten; eine Ordnung, die für ein Aggregat von Rechtsmaterien, das keiner ſtreng ſyſtematiſchen Anordnung fähig iſt, im Ganzen genommen, nicht unzweckmäſsig iſt. Daſs man es dabey mit den Eintheilungsgründen nicht ſo genau nehmen dürfe, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſs zeigt ſich gleich bey der etwas unbequemen Haupteintheilung der Klagen in ſolche, die wegen annoch bereits zuſtändiger Rechte angeſtellt werden können, und ſolche, wodurch wegen verlorner Rechte, eine Wiedereinſetzung in den vorigen Stand Rechtens geſucht wird. Trifft man doch unter den Klagen der erſten Art die meiſten Reſtitutionsklagen an. Uebrigens hat dieſes Buch durch die häufigen Zuſätze des Vf. ſehr an Brauchbarkeit gewonnen. Beſonders ſcheint derſelbe auf die Erinnerungen *Webers* (in den *Beytr. zu der Lehre von gerichtl. Klagen und Einreden*) hin und wieder Rückſicht genommen zu haben. So ſind §. 80. a. b. c. d. und §. 132. a. b. c. d. allgemeine Bemerkungen über die Frage: wem die Beweisführung obliege, eingeſchaltet, wobey jedoch die Begriffe von wahrer und ſcheinbarer Verneinung weder richtig ſind, noch ein brauchbares Kriterium für das *onus probandi* abgeben. Auch bey einzelnen Rechtsmitteln findet ſich jene Frage nun ſehr häufig beſtimmt. Auſser einem ſorgfältigen Nachtrag der neuern Literatur hat die Vollſtändigkeit der Sammlung durch Einrückung einiger Rechtsmittel, z. B. der Imploration zur Erlangung eines Zuſtandes, des *remedii indemnitatis* (Separationsgeſuchs der Erbſchaftsglaubiger) u. a. zugenommen. §. 363. a. b. c. d. werden die Beſtimmungen der *actionis donat. pr. nupt. repet.* genauer angegeben. Sollte aber nicht dieſe Klage durch *condictio ſine cauſa* entbehrlich werden? Die in der That unverkennbare Verſchiedenheit zwiſchen der *Condictio ex chirographo* und der Executivklage iſt §. 880. a. b. c. d. weiter auseinandergeſetzt worden. Doch möchten wir bey jener den Beklagten nach Ablauf der 2 Jahre mit der Einrede nicht empfangenen Geldes nicht ſchlechterdings ausſchlieſsen. Auch der Stil einiger Formulare, z. B. §. 254 u. 354. iſt verbeſſert worden. Bey andern, die der Modernisirung vielleicht eben ſo bedürftig waren, z. B. §. 259. 324. u. a. iſt es beym Alten geblieben. Ohne nun noch anderer hin und wieder eingeſtreuten Zuſätze zu erwähnen, werden ſchon dieſe wenige Bemerkungen hinreichend ſeyn, den Vorzug dieſer neuen Ausgabe ins Licht zu ſetzen.

Berlin, b. Vieweg d. ä.: *Handbuch des deutſchen Staatsrechts* nach dem Syſtem des Hn. geheimen Juſtizrath Pütter. Zum gemeinnützigen Gebrauch der gebildeteren Stände in Teutſchland, mit Rückſicht auf die neueſten merkwürdigſten Ereigniſſe, bearbeitet von dem Hofrath und Profeſſor *Haberlin* zu Helmſtädt. Erſter Band. 1794. 620 S. gr. 8.

Ein deutſches Staatsrecht für Liebhaber iſt bey dem gegenwärtigen politiſchen Drange unſers Publicums keine unerwartete Erſcheinung. Zwar dürfte es überhaupt die Frage ſeyn, in wie weit unſre verwickelte und hin und wieder ſo unbeſtimmte Staatsverfaſſung für bloſse Dilettanten angenehm beſchrieben werden könne: wenigſtens will es Rec. nicht einleuchten, wie bey einer Arbeit, die auf dieſe Wirkung berechnet wurde, das Syſtem des Hn. G. J. R. *Pütter* zum Grunde gelegt werden konnte. Es iſt hier nicht die Frage, in wiefern der Plan dieſes vortrefflichen Mannes für den Gelehrten von Profeſſion der zweckmäſsigſte ſey: für den bloſsen Liebhaber iſt er es gewiſs nicht. Dieſer will die Hauptlehren von der höchſten Gewalt u. ſ. w. *ſchnell* und *mit einmal* überſehen, und ſeine leicht ermüdete Aufmerkſamkeit nicht erſt durch manche Nebenfragen, wie die von der Religion, im Reich oder von den Canzleygebräuchen in den deutſchen Reichslanden abſpannen laſſen, ehe er auf dieſe Hauptfragen geführt wird. Auch würde er ſich lieber vieles mit wenigen Worten ſagen laſſen, was ihm, wenn man einmal Püttern §. für §. folgt, weitläuftig vorgetragen werden muſs. Indeſſen wird Hn. Hofrath Haberlin dadurch, daſs er ſeine Schüler auf einem andern Wege hätte führen ſollen, das Verdienſt ſeines Ganges überhaupt nicht entzogen, vielmehr hat er gerechte Anſprüche auf unſern Dank. Sein Kommentar iſt leicht, faſslich und mit vielen Erläuterungen aus der neueſten politiſchen Geſchichte durchwebt, die hier durch kein Verſchönerungsglas betrachtet wird. Zwar fehlt es im Ganzen an Räſonnement, an prüfender Vergleichung deſſen, was *iſt* mit dem, was ſeyn *ſollte und könnte:* aber abgerechnet, daſs auch hier *die ſtrenge* Treue gegen ſeinen Autor den freyen Ideengang des Vf. hemmen muſste, ſo laſſen ſich Unterlaſſungen der Art aus dem Grunde der erlaubten Selbſtliebe billig entſchuldigen. Dieſer Band enthält die vier erſten Bücher von Pütter und es werden ihm noch zwey andre nachfolgen: zu viel, wie es ſcheint, für den *gemeinnützigen Gebrauch der gebildeteren Stände.* Mit vorzüglichem Fleiſse iſt das Kapitel von den Gränzen des deutſchen Reichs, ſo wie das von dem Reichstage gearbeitet: dem Kapitel von dem Rechte der höchſten Gewalt hingegen und der wichtigen Unterſuchung, in wie weit die Reichsſtände ihre Landeshoheit der höchſten Gewalt im Reiche unterordnen müſſen, wünſchten wir etwas mehr Beſtimmtheit. In Rückſicht der Meynungen iſt der Vf. faſt durchaus Püttern gefolgt, deſſen Schriften, beſonders die *Entwicklung* und die *Beytrage* ſehr ſorgfältig benutzt worden ſind. Gewiſs verdient er auch dafür unſern Dank. Mögen auch einige von Pütters Lehren auf Hypotheſen beruhen: wer kann zweifeln, daſs ſie im Ganzen den Grundſätzen des allgemeinen Staatsrechts und dem Wohle Deutſchlands die angemeſſenſten ſind?

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Kopenhagen, b. Poulſen: *Maanedskriftet Iris.* 1793. I. B. 328 S. II. B. 328 S. III. B. 328 S. IV. B. 328 S. 8. ohne Inhaltsverzeichniſs.

Die wichtigſten Aufſätze, ſind auſser verſchiedenen vorzüglichen poetiſchen Stücken, folgende:

I. B.

I. B. Bemerkungen eines Dorfpfarrers über die Umſtände welche ſeine Amtsbrüder entſchuldigen, wenn ſie nicht genug zu der Aufklärung des gemeinen Mannes zu wirken ſcheinen (zum theil richtig, zum theil unbefriedigend). Ueber den Selbſtmord (vorzüglich in Rückſicht auf die Beweggründe). Ueber den Aberglauben des Landmanns, von Paſtor *Faber* (populäre Aufklärungen einiger Vorfälle aus den neueren Zeiten). Ueber akademiſche Lehrbücher von Profeſſor *Tode* (Bedenklichkeiten, die ein akademiſcher Lehrer ſehr zu beherzigen Urſache hat, ehe er ſich an die Arbeit wagt).

II. B. Fortſetzung des Plans zu einem Lehrbuch der Religion für heranwachſende Chriſten (Verhalten des Menſchen gegen ſeine leidenden Mitbrüder; eben ſo voll von wahrer geſunder Vernunft und in einem ſo angemeſſenen Ton als die erſteren Stücke). Bedenken über die Mittel, dem Lebendigbegraben zuvorzukommen, von D. *Herholdt* (Gründe gegen die Errichtung eines Leichenhauſes, wozu der Hofprediger Boſtholm in einer kleinen Schrift das Kopenhagener Publicum aufgefodert hatte). Etwas über peinliche Strafen von Doct. *Böttcher* (richtige Bemerkungen gegen den Arreſt bey Waſſer und Brod, der wenigſtens dahin abgeändert werden ſollte, daſs ein Theil des Brods als Suppe in Waſſer gekocht würde; auch müſſe billig, ſobald ein Arreſtant krank würde, von einem Arzt ſein Zuſtand gehörig unterſucht werden, ohne zu ſolchen grauſamen Proben zu ſchreiten, daſs man z. B. einem epileptiſchen ein glühendes Eiſen in die Hand ſteckt).

III. B. Nachricht von einer Dorffeyer (nachahmungswürdige Aufmunterung des guten und fleiſsigen Landmanns). Bemerkungen über die A. L. Z. N. 77. d. J. recenſirte Schrift: *Abnahme der Achtung der Vorzeit für die Gerichte durch den Einfluſs der Geiſtlichkeit und des Adels* (die Eigenſchaften der Richter, die ganze Lage der Umſtände und ſelbſt die Art der Procedur wird mit Recht auch mit als eine Hauptſache angeſehen; übrigens aber bringt der Vf. zur Vertheidigung der Geiſtlichkeit manche Gründe vor, die bey einer nähern Unterſuchung wohl nicht Stich halten dürften). Zwey Reden in der Freymaurer Loge St. Olai zu Chriſtiania zum Andenken *Tullins* (eines vortrefflichen Dichters, der ſeinen Zeitgenoſſen ſchon in ſeinem 37ſten Jahre 1765 entriſſen ward) und *Conrad Clauſons* (eines ungemein thätigen und geſchickten Eiſenwerksbeſitzers) von Kammerherrn *Anker*. Kritiſche Unterſuchungen und Bemerkungen auf Veranlaſſung der Idee von einer hohen Schule für das Königreich Norwegen und in Rückſicht auf die Foderungen und Erwartungen der Geſellſchaft und der Individuen von einer ſolchen Anſtalt, von Secr. *Gudenrath* (Einige gute und freymüthige Ideen, obgleich mit vielen unreifen vermiſcht).

IV. B. Wohlgemeynte Epiſtel vom Lande auf Veranlaſſung eines Blatts des Bürgerfreundes (die Geiſtlichen, inſonderheit die Landgeiſtlichen werden gegen einige freymüthige Erinnerungen in jener Wochenſchrift ſehr weitläuftig, aber wahrlich weder gründlich noch anſtändig vertheidigt). Erinnerungen gegen das erſte Heft des Entwurfs eines chriſtlich-evangeliſchen Geſangbuches von Paſtor *V. K. Hiort* (ſeine Bemerkungen ſowohl in Rückſicht auf Moral als Poeſie). Fortſetzung der kritiſchen Unterſuchungen und Bemerkungen von Secr. *Gudenrath*. Antwort auf die Bemerkungen über die Schrift: Abnahme der Achtug u. ſ. w. (B. III.) von dem Verfaſſer *G. C. Baden* (meiſtens treffend, aber nicht immer in anſtändigem Ton). Briefe eines jungen reiſenden Arztes (für dieſsmal über die Reiſe von Kiel nach Hamburg. Ein ſehr intereſſanter Anfang, der für die Fortſetzung viel gutes verſpricht. Von Hamburg und dem dortigen Theater. Auf der Bibliothek des Gymnaſiums zeigt man unter andern Merkwürdigkeiten zwey Theile *Autographa principum et nobilium*, welche aus Briefen, Stammbüchern und Bücherartikeln, u. ſ. w. geſchnitten, und hier aufgeklebt ſind. Aus einem Stammbuche, das, wie der Erzähler glaubt, der ſchwediſchen Prinzeſſin *Ulrica Eleonora* gehörte, waren folgende Stellen aufbewahrt. Von *Karl* IX.: *factus eſt Dominus protector meus*; von *Chriſtian* IV.: *Deo et Patriae*; von *Guſtav Adolph*: *Non properanti omnia clara et certa, feſtinatio improvida et caeca*; von dem unglücklichen *Karl I.*: *Si vis omnia ſubjicere, ſubjice te rationi*; von *Chriſtine*. *Fata viam invenient*).

Auch in dieſem Jahrgange iſt jedem Hefte unter der Rubrik *Kritik* und *Analyſe* eine Anzahl kurzer, von Prof. *Tode* verfaſster, Recenſionen, und eine kurze hiſtoriſche Ueberſicht von dem Zuſtande Europens hinzugefügt. Die letztere ſcheint an Werth mehr zu verlieren als zu gewinnen, zumal da, wo der Vf. ſich auf politiſche Prophezeyhungen einläſst, die bekanntlich im höchſten Grade miſslich ſind.

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen erſchienen:

Berlin, b. Himburg: *Les Nuits champêtres* par M. *de la Veaux*. Nouvelle Edit. avec figures en taille-douce. 1794. 149 S. 8. (1 Rthlr.)

Ebend., b. Ebend.: *Der Mann von Gefühl*. 4te Aufl. m. K. 1794. 224 S. 8. (1 Rthlr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Berlin*, b. Mylius: *Commentarius in primam partem libelli de Xenophane Zenone et Gorgia*. Praemiſſis vindiciis Philoſophorum Megaricorum ſcripſit *Georg. Lud. Spalding*. 1793. 8. XIV u. 83 S. (8 gr.) — Die Veranlaſſung zu dieſer Schrift, welche in Anſehung der Sprachkenntniſſe, des kritiſchen Scharfſinnes, der Beleſenheit und gründlichen Kenntnis der griechiſchen Philoſophie dem Vf. wahre Ehre macht, war die Bewerbung um die philoſophiſche Doctorwürde in Halle. Sie iſt

ist eine wahre Bereicherung der griechischen Literatur, und wegen der Aufklärung, welche die dem Aristoteles beygelegte, höchst verdorbene kleine und nicht unwichtige Schrift erhält, war sie es werth, dass der Vf. sie durch den Druck bekannt machte.

In der ersten Abhandlung vertheidigt der Vf. die Megarischen Philosophen gegen die ihnen gemachten Vorwürfe, dass sie Streitigkeiten liebten um zu streiten, und nichts als leere Spitzfindigkeiten in den Munde führten. Es lässt sich, wie er sagt, nicht denken, dass Männer wie Euklid, Diodorus Cronus und Stilpo, von deren Wahrheitssinne und sittlichem Charakter uns die Denkmäler der Geschichte überzeugen, so elende Spielereyen des Verstandes zu ihrer einzigen Beschäftigung sollten gemacht haben. Vielmehr findet er höchst wahrscheinlich, dass diese Männer zufolge einer Nachricht des Cicero (Lucullus c. 42.) und Laertes (II. 106.) das Eleatische System annahmen, einige Nachbeter hingegen, wie Eubulides und Alexinus, sich wenig um den Geist des Systems bekümmerten, sondern nur durch auffallende, dem gemeinen Menschensinne widersprechende, Behauptungen eitlen Ruhm suchten. In diesem Gesichtspunkte zeigt der Vf., wie die wenigen Sätze, welche von den Megarikern auf uns gekommen sind, theils aus der Eleatischen Philosophie entsprungen, theils mit derselben in sehr enger Verbindung stehen. Und es ist nicht zu leugnen, dass auf diesem Wege einige Behauptungen der Megariker sehr glücklich von dem Vf. aufgeklärt worden sind. Nur dürfte diese Idee leicht zu weit führen, dass man eine Verbindung mit dem Eleatischen System zu finden meynte, die doch nur scheinbar ist und wenn wir nicht irren, so ist diess dem Vf. auch wirklich begegnet. Die Behauptung des *Euklides*, „Gut sey nur dasjenige, was eins sich immer ähnlich und gleich ist," lässt sich in der That aus dem Eleatischen System ableiten. Allein es ist doch noch eine Verschiedenheit zwischen beiden: Eins ist den Eleatikern das Reale; Eins ist dem Euklid das Gute. Und wer weiss, ob nicht Euklid den Begriff des Guten von dem Plato angenommen hatte. Zum wenigsten scheint *Cicero* diess Acad. IV. c. 42. anzunehmen. — Wenn *Diodorus Kronus* die Wirklichkeit der Bewegung bestritt, so scheint er mit den Eleatikern gemeinschaftliche Sache gemacht zu haben. Allein da er sich dahin erklärte, es sey nicht möglich, dass sich ein Körper bewege, aber dass er bewegt worden sey, das leugne er nicht, weil es die Wahrnehmung lehre. (Sextus adv. Math. X., 85. 86.) so lässt sich das mit dem Grundsatz der Eleatiker nicht vereinigen. — Endlich die Behauptung des *Stilpo* (Diogenes II. 119.) es gebe keine Geschlechtsbegriffe, oder vielmehr, es fehle ihnen an objectiver Realität, scheint, wo wir nicht irren, dahin zu zielen, dass nicht durch den Verstand, sondern nur durch die Sinnlichkeit etwas erkannt werde, wogegen die Behauptung der Eleatiker, dass die Sinnlichkeit die Quelle des Scheins und der Verstand der Wahrheit sey, streitet. — Durch diese Bemerkungen soll übrigens dieser Abhandlung ihr Werth gar nicht entzogen werden; er bleibt ihr, wenn auch der Vf. in einigen Punkten zu weit gegangen seyn sollte.

Was nun den Commentar über die 2 ersten Kapitel der gedachten Schrift betrifft: so hat sich der Vf. ein wahres Verdienst erworben, dass er durch seinen kritischen Scharfsinn den Text derselben grösstentheils, und wie uns dünkt, meistens glücklich wieder hergestellt, und dadurch die Erklärung des Inhalts möglich gemacht hat. Ob gleich Hr. *Fulleborn* schon sehr aufgeräumt hatte: so war doch noch sehr viel zu thun übrig. Der Vf. benutzte die Leipziger Handschrift, die Verbesserungen des genannten Kritikers, und wo er von diesen verlassen war, da half er dem Text durch richtigere Interpunktion und durch Conjecturen, wobey ihm seine Belesenheit, sein kritisches Gefühl und seine Sprachkenntniss sehr zu Statten kamen. Ein nicht kleineres Verdienst besteht darin, dass er endlich nach mancherley Vermuthungen so glücklich gewesen ist, den Philosophen, von dessen System der Stagirite, oder wer sonst Verfasser dieser Schrift ist, handelt, mit grösster Zuverlässigkeit bestimmt zu haben. Wir müssen sowohl von den kritischen Verbesserungen des Textes als auch von dieser Entdeckung noch etwas sagen. Den Text nach der Sylburgischen Ausgabe hat Hr. Sp. gleich voran abdrucken lassen. Nach demselben heisst es S. 3. gegen das Ende des ersten Kap. ἀμφὶς δὲ πιθ', μᾶλλον ἀντὶ (δόξα), καὶ θᾶττον ἀεὶ προεῖτο πάντες ταύτην ἐκείνης τὴν δόξαν. ὡς δὲ καὶ συμβαίνειν ἀν τις εἰπεῖ τὰς φύσεις, καὶ ἀδύνατον γενέσθαι τι ἐκ μὴ ὄντος καὶ μὴ πολλὰ εἶναι τὰ πράγματα, ἐλέγχοιτο μὲν ἂν ὑπ' ἀλλήλων ταῦτα. Wenn man mit dem Vf. für ἀεὶ — ἂν für προεῖτο — προσεῖτο, und in dem zweyten Satz für συμβαίνειν, συμβαινει, und mit den Leipziger Handschr. für ἀν τις εἰπεῖν lieſt φύσεις gegen φύσεις vertauscht, und μὴ ausstreicht, so ist Licht und Zusammenhang da. S. X. Sylb. p. 4. wird ein Vers des Empedokles angeführt, welcher einen Grund enthalten soll, warum es keinen leeren Raum gebe, und so lautet: καὶ γὰς θήσεσθαι ὅπη καὶ τις αἰὴν ἐρεῖ δὲ, ὅμως. Hr. Sp. verbessert ihn so: καὶ γὰς φησιν εσεσθαι ὅπη κέ τις αἰὴν ερεῖδῃ, betrachtet ihn als Parenthese und fängt mit ὅμως den Nachsatz an. Eben so glücklich ist die Berichtigung der Parmenidischen Verse S. XI. wo für βεβαιότερον welches auch Plato Sophista S. 256. Zwbr. A. hat) die wahre Lesart βαιότερον aus dem Simplicius und für ἐστι μιχθὲν οὐκ ἐστὶ τῷ αἰχῇ, πλέμει χρεὼ ἐστὶ τῷ τῇ hergestellt wird. So treffend und zahlreich aber auch die Verbesserungen sind, und so viel diese kleine Schrift, welche für die Kritik ein wahres *stabulum Augiae* ist, gewonnen hat: so ist doch noch immer eine starke Nachlese nöthig, ehe sie ganz lesbar wird. So muss z. B. S. IX. Z. 3. τυγχάνομεν δὲ ἔχοντες ἀμφοτέρας τὰς ὑπολήψεις, ταύτας für — τυγχανομενα δὲ ἐχοντος etc. gelesen werden. Einige Stellen und vorzüglich das Ende des 2ten Kapitels sind so verdorben, dass er nicht einmal die Hand anzulegen wagte. Dass nicht alle Conjecturen *der richtigen* Lesart gleich nahe kommen, lässt sich schon *von selbst* vermuthen. S. VIII. am Ende heisst es nach der Sylb. Ausg. ἐκ δὲ τοῦτο μὴ εἶναι τι, (dass nemlich etwas aus Nichts werde), ὡς ἔστιν ἂν τὰ ὄντα πολλά. γένοιτο γὰς ἂν ὄν, ὅτι ἐστὶν ἄπειρον εἶναι. ἢ δ' ἔστι καὶ ἕν; nach Hn. Spaldings Veränderung: ἐκ δὲ τοῦτο μὴ εἶναι τι, ὡς εἶναι τὰ ὄντα πολλά. (γένοιτο γὰς ἂν ὄν ὅ, τι ἐστὶν) ἄπειρον δὲ εἶναι — τί δὲ τοιοῦτον καὶ ἕν. Rec. schien die ganze Stelle einer weniger abweichenden Veränderung zu bedürfen. Man darf nur lesen: γένοιτο γὰς ἂν ὄν τι, ὅ ἐστιν ἄπειρον τῷ εἶναι, so kommt ein Sinn heraus, der mit dem Vorhergehenden und Folgenden recht gut zusammen passt. Wenn Etwas nicht aus Nichts werden kann, so gibt es nicht viele existirende Dinge. Denn sonst müsste etwas wirklich werden, was des Seyns beraubt ist. Ist dem also, so ist alles nur Eins. —

Es ist bekannt, dass *Fabricius* und *Tiedemann* der Leipziger Handschrift zufolge annahmen, dass die 2 ersten Kapitel vom Zeno, und die 2 folgenden vom Xenophanes handeln. Nach diesen suchte *Fulleborn* zu beweisen, dass auch in den 2 ersten Kapiteln die Rede vom Xenophanes sey. Nach den Gründen, die Hr. *Spalding* S. 31. 63 — 65. anführet, kann es keinem Zweifel mehr unterworfen seyn, dass die 2 ersten Kapitel die Lehre des Melissus zum Gegenstande haben. Denn nachdem, was uns Aristoteles, Simplicius und andere von den Eleatikern zum Theil mit ihren eignen Worten berichten, legte Parmenides dem Eins Endlichkeit, Melissus aber Unendlichkeit bey, Xenophanes aber behauptete es sey weder endlich noch unendlich. In den ersten Kapiteln will der Vf. die Behauptung des Philosophen widerlegen, welcher sagte, Alles sey Eins und das Eins sey unendlich. Es kann also kein anderer als Melissus gemeynt seyn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. August. 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Beer: *Handbuch des proteſtantiſchen Kirchenrechts nach den neueſten, beſonders churſächſiſchen Geſetzen*, v. von *Jacob Friedrich Kees*, des Churfürſtl. Sächſ. Oberhofgerichts und des Conſiſtorii zu Leipzig, wie auch des Landgerichts im Markgrafthum Niederlauſitz Aſſeſſor. 1791. 359 S. 8.

Dieſe Schrift ſoll, nach dem Zweck des Vf., nicht nur halbjährigen akademiſchen Vorleſungen füglich zum Grunde gelegt, ſondern auch von einem jeden, der nicht ohne alle Hülfswiſſenſchaften iſt, dazu benutzt werden können, ſich von den Satzen des geiſtlichen Rechts, die ſo vielen Perſonen im gemeinen Leben zu wiſſen nöthig ſind, richtige und deutliche Begriffe zu bilden. — Der Inhalt derſelben iſt folgender; Begriff des proteſtantiſchen Kirchenrechts; Schlüſſe der Kirchenverſammlungen; päbſtliche Geſetze; Einſchränkung der päbſtlichen Geſetze in Deutſchland durch Concordaten und öffentliche Verträge; kurſächſiſche geiſtliche Geſetze; Begriff und Eintheilung der geiſtlichen Perſonen: Beſtellung geiſtlicher Perſonen: Rechte und Verbindlichkeiten geiſtlicher Perſonen; vom Patronatrechte; von den Verbrechen der geiſtlichen Perſonen, ihren Strafen und von Niederlegung des geiſtlichen Amts; von den Sakramenten; von der Liturgie; von Verlöbniſſen und von der Ehe; von Pfarr- und Kirchengütern überhaupt und deren Verwaltung; von geiſtlichen Entrichtungen und dem Allmoſen; von Pfarr-Dotalen und Pfarr-Inventariis; von den geiſtlichen Gebäuden und Kirchenſtühlen; von Begräbniſſen; von Erbſchaften geiſtlicher Perſonen und vom Gnadenhalbenjahr; vom Verfahren in geiſtlichen Sachen und den dieſsfalſigen Inſtanzen. Aus dieſer Inhaltsanzeige ſchon zum Theil, noch mehr aber aus der Ausführung ſelbſt erhellet, daſs der Titel dieſes Werkes noch zwey Rückſichten zu viel verſpricht. Einmal wird in demſelben bloſs das *Privatkirchenrecht* behandelt, des *Staatskirchenrechts* hingegen überall nicht gedacht, ſo daſs man hier von den rechtlichen Verhältniſſen der verſchiedenen Religionstheile in Deutſchland gegen einander; von dem Unterſchiede der Majeſtätsrechte in Anſehung der Kirche, und der Collegialrechte der Kirche; von dem Grunde und den Gränzen der Gewalt evangeliſcher Landesherrn in Kirchenſachen; von den Rechten katholiſcher Landesherrn in Anſehung der Kirchenſachen ihrer evangeliſchen Unterthanen und umgekehrt u. ſ. w. gar nichts findet — dann iſt zweytens daſſelbe nur in Kurſachſen brauchbar, denn der Vf. hat ſichtbar immer allein die kurſächſiſche Verfaſſung und Geſetze vor Augen gehabt, und des gemeinen Rechts nur dann ganz kurz Erwähnung gethan, wenn es auch noch in Kurſachſen ohne alle nahere Beſtimmung vollkommen anwendbar iſt. — Aber auch aus dieſem verengten Geſichtspunkte betrachtet, iſt dieſe Schrift des vermiedenen Aufwands von Gelehrſamkeit ſowohl, als auch ihrer flieſſenden und faſslichen Schreibart wegen, wohl als Handbuch für ſolche, die keine Rechtsgelehrte von Profeſſion ſind, keinesweges aber als Lehrbuch bey akademiſchen Vorleſungen brauchbar. Dazu fehlt es ihr an wiſſenſchaftlicher ſyſtematiſcher Form (dieſs zeigt die obige Inhaltsanzeige); an Vollſtändigkeit (hier kann, um nur eines Umſtandes zu gedenken, das Kirchenſtaatsrecht unmöglich ganz mit Stillſchweigen übergangen werden, und wie der Vf. des Eides gar nicht gedenken konnte, iſt wirklich ſchwer zu begreifen); an Benutzung der neueſten Literatur (dieſe iſt ganz vernachläſsigt, man findet wenig andere Schriftſteller als Carpzov und ſeine Gefährten angeführt); endlich an Präciſion und Beſtimmtheit der Begriffe. (So heiſst es z. B. S. 2. *Privatkirchengeſetze* ſind diejenigen, welche die Rechte und Verbindlichkeiten der Mitglieder der Kirche, als ſolcher, *unter einander* (nicht auch gegen Dritte?) beſtimmen — Ferner: wie nun jede öffentliche Verſammlung zu einem gemeinſchaftlichen Endzweck verbundener Perſonen ohne Genehmigung der höchſten Gewalt im Staate, in ein Verbrechen ausartet, ſo ſind die Rechte der Kirche im Ganzen gegen den Staat aus den Geſetzen des Landes, oder den zwiſchen dem Fürſten und den Mitgliedern der Kirche geſchloſſenen Verträgen zu beſtimmen. Wer nennt eine Kirche tolerirt, wenn ſie die Geſetze weder genehmigen noch verbieten. (Wenn alle öffentliche Verſammlungen zu einem gemeinſchaftlichen Endzweck verbundener Perſonen *ohne Genehmigung der höchſten Staatsgewalt* ein Verbrechen ausmachen; ſo gibt es gar keine tolerirte Kirche, denn dieſer geht ja nach des Vf. eigenen Begriffen eine ſolche Genehmigung ab.) — Weiter S 23. In der proteſtantiſchen Kirche heiſst eine geiſtliche Perſon im allgemeinen Verſtande eine zum Dienſt der Kirche berufene und nach vorgängiger Prüfung ihrer Fähigkeit dazu vom geiſtlichen Gericht confirmirte Perſon, *welche unter des letzteren Gerichtsbarkeit ſteht.* (Dieſer Beyſatz iſt nach des Vf. eigenen Ausführung von dem Gerichtsſtande der Geiſtlichen in der Allgemeinheit unrichtig.) — Endlich S. 172. Die Erbrechte der Eheleute finden nach deutſchen Rechten nicht eher ſtatt, als nach erfolgter Beſteigung des Ehebetts. (In der Allgemeinheit iſt auch dieſer ſowohl nach dem urſprünglich deutſchen, als nach dem jetzt geltenden deutſchen Rechte unrichtig.) — Nach dieſen Betrachtungen wird wohl dieſe Schrift mit den neuern, der Hn. *Wieſe* und *Schnaubert* nicht in Colliſion kommen.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: D. *Joh. Ant. Lud. Seidenstickers Entwurf systematischer Pandecten*, zu Vorlesungen. 1791. 52 S. 8.

Nach der Natur der Sache sollte man denken, zu dem Entwurf und der Ausführung eines ganzen Rechtssystems werde, ausser natürlichen ausgezeichneten Geistesgaben, eine durch anhaltendes Studium und langjährige Erfahrung erworbene detaillirte Uebersicht des ganzen grossen Feldes der Rechtswissenschaft unumgänglich nothwendig erfodert; und der Deutsche insbesondere, der seine so sehr unsystematische Gesetzgebung, und die so verschiedenartige Quellen seines Privatrechts nur einigermassen kennt, sollte billig die Schöpfung eines Systems dieses seines Privatrechts für eine doppelt schwere Aufgabe halten. — Aber die Geschichte des Tages, diese grosse Lehrmeisterin des Menschengeschlechts, scheint uns fast von dem Gegentheil überzeugen zu wollen. — Kaum sind unsere jungen Männer der Schule entschlüpft; so ist nach der neuesten Sitte das erste, wodurch sie sich dem Publicum zu empfehlen suchen, nichts mehr und nichts weniger, als — ein neues System; — und zwar begnügen sie sich, nicht damit ihre Kräfte an einem einzelnen Theile zu versuchen, sondern das ganze in Deutschland geltende Privatrecht ist das Feld, auf das sie sich gleich beym Eintritt in die gelehrte Welt wagen. — — Was solche übereilte Versuche, neue Lehrgebäude aufzustellen, der Wissenschaft frommen, ist nicht schwer zu bestimmen. — Ueber dem ewigen Feilen an der Schale wird der Kern vergessen, und unsere an superficielle Kenntnisse ohnedem sich so sehr gewöhnende studirende Jugend, wird durch lauter Methode von dem Quellenstudium am Ende ganz abgeleitet. — Rec. ist gewiss keiner von denjenigen, die blind am alten hängen; er weiss auch gar wohl, dass die ältere Methode die Rechtsgelehrsamkeit zu behandeln eben so unlogisch war, als die Pandectenordnung unsystematisch ist, und er schätzt deswegen die Verdienste einiger neuern Gelehrten, die hier eine andere Bahn brechen, besonders diejenige des für die gelehrte Welt nur zu früh gestorbenen *Hofackers* nach ihrer ganzen Grösse; allein er ist auch eben so lebhaft überzeugt, dass 1) so lange unser Privatrecht auf so ungleichartigen Quellen beruht, ein logisch richtiges System desselben nicht denkbar ist, und jeder Versuch der Wissenschaft nicht nur nichts nützt, sondern vielmehr schadet, weil er den Studirenden verwirrt und vom Quellenstudium abführt. Römisches Recht, deutsches Recht, Lehenrecht, Kirchenrecht fliessen aus so verschiedenen Quellen, dass sie sich in eine Form unmöglich giessen lassen. Mischt man sie unter einander: so findet der Studierende ihre Zusammensetzung nicht mehr, und weiss so keinen Grund seines Glaubens anzugeben; dass 2) am Ende es ziemlich gleichgültig ist, ob man das Personenrecht dem Sachenrecht, oder das Sachenrecht dem Personenrecht voranschickt, wiewohl das erstere immer noch das natürlichste scheint; dass 3) die Wissenschaft nicht viel dabey gewinnt, ob man diese und jene einzelne Rechtslehre, unter dieser oder jener Rubrik abhandelt. Genug schon, wenn die Ordnung nur natürlich und also so ist, dass ein jeder in dieselbe sich leicht finden kann; dass endlich 4) langjährige erprobte Erfahrung dazu gehört, *das* brauchbare von dem unbrauchbaren abzusondern, und die oft sehr versteckten Räder, durch die die verschiedenen Rechtstheile in einander greifen, aufzufinden. — Von diesem Standpunkte aus die Sache betrachtet, kann dann auch wohl das Urtheil über die vorliegenden systematischen Pandecten nicht sehr günstig ausfallen. — Einmal scheint Hr. *S.* seine Arbeit zum voraus schon sich zu leicht genommen zu haben, denn er schreibt gleich im Eingang der Vorrede: „Eine Anzeige meiner Vorlesungen über geläuterte Pandecten (*Göttingen* b. Dieterich 1790. 8.) gab mir neulich Gelegenheit, einige Ideen über die Methode des römischen Rechts zu äussern. Sie beschäftigten mich ganz, und ich fühle Beruf, sie durch ein Compendium *gleich in dem ersten halben Jahre!!!* auszuführen. Aber bald musste ich mich zu einer längern Frist entschliessen, und ich sah wohl, dass mich die erste Hitze des Vorsatzes betrogen hatte. Statt des angekündigten grössern Werks liefere ich vorläufig nur einen kurzen Entwurf, theils um indessen doch einen nothwendigen Leitfaden zu haben, theils *um hier oder dort* einen in den Stand zu setzen, mir vorher noch lehrreich werden zu können." — Dann glaubt der Vf. das ganze römische Recht unter allgemeine Grundsätze zusammenstellen, und alles einzelne aus diesen wieder herleiten zu können. — Ein Glaube, der Rec. Glauben weit übersteigt, der aber die Quelle mancher nur gar zu viel versprechenden Aeusserungen unsers *Methodisten* seyn mag. So heisst es z. B. S. 40.: „Um *dem Gedächtniss* bey den vielen Feyerlichkeiten des Erbrechts, und namentlich der Testamente zu Hülfe zu kommen, und um die vielen positiven Gesetze mehr unter Grundsätzen und legislatorischen Absichten zu vereinigen, muss sich der Docent in die Situation setzen, als solle er die Mittel zur Rechtsgewissheit, welche der Grund der Feyerlichkeiten ist, unter Anleitung der Natur der Sache erst erfinden, *und dann die Resultate dieser Speculationen mit dem Positiven exegetisch vergleichen.*" Desgleichen S. 43. bey der Lehre von Legaten und Fideicommissen: „Die vielen subsidiarischen Bestimmungen der Positivgesetze sind nur Supplemente zum Willen des Disponenten, Unterschiebungen natürlicher Präsumtionssätze, einzelne Falle und Beyspiele, die die Natur der Sache unerschöpft lassen. Diese trockene Nomenclatur wird zur grössten Wohlthat des Verstandes belebt *durch ein allgemeines Raisonnement über Präsumtionen und Rechtsätze, wie sie sich unmittelbar, auch ohne alle Rücksicht auf das Positive, aus dem wahrscheinlichen Willen und der Absicht des Testirers ergeben.*" — Ferner das hier skizzirte System selbst hat durchaus nichts hervorstechendes, und manches, gewiss nicht unerhebliche hätten wir dagegen einzuwenden. — Endlich bedient sich dann auch Hr. *S.* einer ganz neuen, zum Theil sehr hieroglyphischen Terminologie. Z. B. Juristische Umstandslehre; Stände der moralischen Beschaffenheit; Stände der Proprietät und Obligationen etc.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Wever: *Voltair's sämmtliche Schriften.* XVI. B. 447 S. 1788; XVII B. 531 u. XX S. 1789;

XVIII B. 542 S. 1790; XIX B. 648 S. XX B. 627 S. XXI B. 473 S. 1791; XXII B. 548 S. XXIII B. 582 S. 1792; XXIV. B. 491 S. XXV. B. 530 S. 1793.; XXVI. B. 518 S. 1794. 8.

Die erſten vier Bande dieſer Ueberſetzung ſind bereits im Jahrgang von 1786 Nr. 303. angezeigt und beurtheilt worden. Was damals ein anderer Mitarbeiter über ihren Werth ſagte, ſcheint dem Vf. der gegenwärtigen Anzeige einer andern Reihe von Banden ſo gegründet zu ſeyn, daſs er ſich bloſs darauf beziehen zu dürfen glaubt. Nur einige kleine Erinnerungen will er hinzufügen, die vielleicht den einſichtsvollen Ueberſetzern, bey ihrem unverkennbaren Beſtreben ihrer mühevollen Arbeit immer mehr das Gepräge möglicher Vollendung aufzudrücken, nicht gleichgültig bleiben werden.

Es ſind gewiſs *zu viele ausländiſche* Worte beybehalten, die zum Theil wenigſtens recht gut verdeutſcht werden konnten. *Mokiren; inſultiren; imponiren; protegiren; enrhumirt; Fadaiſe; Bêtiſe; indiguiren; Gourmand; Indigeſtion; Sottiſe, Tracaſſerie, Pillori* u. ſ. w. — Wie es ſcheint, verwerfen die Herren Ueberſetzer den Gebrauch der Conjunctivs und Optativs gänzlich; ſonſt fände man nicht, z. B. XXII, 394.: „Gott gebe, daſs er die deutſchen Jeſuiten *wegſchickt!*“ Wofern ſie einen Optativ in unſerer Sprache annehmen, ſo war hier ein Fall, wo es ſchlechterdings gebraucht werden muſste. Ferner ſollte nicht *lehren* überall mit den Dativ conſtruirt ſeyn, weil es gewiſs die beſſern Autoritäten gegen ſich hat.

Was den *poetiſchen* Theil der Ueberſetzung betrifft, ſo müſſen wir geſtehen, daſs es Rec. nicht gefallen wollte, *überall* den Jamben ohne Unterſchied und ohne Rückſicht *auf* die Verſchiedenheit des Gegenſtandes gebraucht *zu finden*. Seinem Gefühle nach gehörten zu andern Gegenſtänden auch andere Versarten, beſonders mit Beybehaltung des Reimes, wie es auch hier und da, nicht ohne Succeſs, ſchon geſchehen iſt. Schwer mag das freylich ſeyn; aber unmöglich iſt es nicht für vereinigte Kräfte, die ſchon ſo viele Schwierigkeiten überwunden haben.

Die zahlreichen Anmerkungen der Ueberſetzer, mit Fleiſs und Wahl aufgeſucht und bearbeitet, erleichtern die Lecture, und enthalten zugleich eine Gallerie von Schilderungen intereſſanter Menſchen.

Nach der ſchon bekannten guten Einrichtung wird der *Briefwechſel mit d'Alembert* und die *Correſpondenz mit Gelehrten, Staatsmännern* etc. welche die Bände XXIII bis XXVI. in ſich begreifen, jener ſowohl als dieſe, beſonders ausgegeben.

STUTTGART, b. Steinkopf: *Theologiſche und kritiſche Verſuche* von *M. C. L. Camerer*, Vikarius zu Dufslingen im Wirtembergiſchen. 1794. 201 u. 14 S. 8.

Das Durchleſen der hier abgedruckten *vier* Abhandlungen hatte uns durch die Wahl des Gegenſtandes, die Wahrheitsliebe und den Fleiſs in der Bearbeitung, auch durch die Gutmüthigkeit, ja Gewiſſenhaftigkeit des darin herrſchenden Tons für den Vf. als einen hoffnungsvollen jungen Theologen äuſserſt angenehm eingenommen. Um ſo traurige war uns auf den letzten Blättern die Ueberraſchung, daſs derſelbe (nach der empfindungsvollen Anzeige ſeines Bruders, welcher als Mathematiker uns ſonſt ſchon ſehr vortheilhaft bekannt war) bereits von dem Schauplatz der ſublunariſchen Theologie vor Beendigung des Abdrucks dieſer Verſuche abgetreten ſey.

In der erſten Abhandlung findet man am meiſten eigenes, ſo unerwartet es manchem ſeyn mag, daſs ſich *über den Canon des Alten Teſt.* (dieſs iſt die Ueberſchrift der Abhandlung) viele neue Bemerkungen noch geben laſſen. Der Vf. las das N. T. nebſt den Schriften des Philo und Joſephus ganz eigentlich in der Abſicht, um aus genauer Prüfung *aller* Citationen gewiſs ſich zu überzeugen, welche Bücher *erweislich* zu Jeſu Zeiten in der Sammlung geweſen ſeyen, die bey den damaligen Juden kanoniſches (normatives) Anſehen über Religion und Theokratie hatte. *Eine* ſichere Stelle iſt ihm für die Bejahung genug. Hingegen zeigt er, daſs dem Prediger und hohen Lied der Antheil am jüdiſchen Canon zu Jeſu Zeit nicht ſicher zu vindiciren ſey, wenn man nicht Melito und Origenes dafür als Auctoritäten gelten laſſen wolle; wozu dieſe beide nach ſeinen gegründeten Bemerkungen nicht ohne gerechten Widerſpruch gebraucht werden können. Muſtermäſsig iſt es, wie der Vf. über dieſe Frage bloſs hiſtoriſch und uneingenommen alles nimmt, wie die Zeugniſſe liegen, und ſich jedes Hineintragen zu Gunſten eines vorgefaſsten Ziels verbietet. Der Prediger und das Hohelied werden im N. T., bey Philo und Joſephus *nie*, Ruth, Eſras, Nehemias und Eſther *nie als Schriften* angeführt. Die eine von Eichhorn für Eſra, als Schrift, angeführte Stelle aus Philo iſt (§. 11.) nicht beweiſend. Wenn Eichhorn in ſeiner Einleitung S. 109. ältern Schriftſtellern über den jüdiſchen Kanon zugibt, daſs die Bücher, auf welche ſich Joſephus als auf glaubwürdige Quellen der jüdiſchen Geſchichte berufe, damals im Kanon der Juden geſtanden ſeyn, ſo bemerkte dagegen der Vf., daſs nicht alles, was Joſephus *βιβλια αρχαια εβραιων* nenne, ſondern bloſs, was er als *ιερας βιβλους* citire, *ſicher* zu ſeinem Kanon gerechnet werde. Er gibt zwar zu, daſs aus Zuſammenſtellung anderer Anzeigen vom B. der Richter, Ruth, Eſra, Nehemia, Eſther ebenfalls behauptet werden könne, Joſephus habe ſie in ſeinem Kanon gehabt; deſto ſcharfſinniger aber zeigt er, daſs *für* Koheleth und das Lied der Lieder auf keine Weiſe eben dieſs geſichert werden könne. Denn daſs Joſephus ſeinen Kanon, wie Origenes gezählt habe, werde nur bittweiſe angenommen. Melito aber war *nicht*, um vom Kanon ſich ſicher zu unterrichten, in den Orient gereiſt, ſondern hatte nur auf ſeine Reiſe darüber Nachricht — niemand weiſs, von wem — eingezogen. Bey ihm fehlt ſogar Eſra, und das Auskunftsmittel, daſs Melito Eſra und Eſther als Ein Buch gezählt habe, iſt nicht glaublich, weil *M.*, wenn er ſonſt 2 Bücher unter Einem Titel begreift (wie die Bücher der Könige und Chroniken) ſie doch als zuſammengeſetzt für 2, 4 u. ſ. w. aufzählt. Auf das Anſehen eines ſolchen Erzählers, deſſen Quellen unbekannt und verdächtig ſind, laſſe ſich alſo die gewöhnliche Behauptung nicht bauen, daſs die beiden Aufſätze, Koheleth und das Hohelied, von Jeſu unter den von den Juden ſeiner Zeit für göttlich gehaltenen

Schriften angetroffen worden seyn, dass der allegorisierende Philo von dem Hohenlied, einer Schrift, an welcher die Allegorie nachher so manchfache Nahrung fand, gar keinen Gebrauch mache, sey allzu auffallend dagegen. Melito aber hat nach seinem Ausdrucke: ἡ παλαιὰ σοφία entweder ein Apokryphum in den Kanon setzen gehört, oder ist wenigstens zweifelhaft gewesen, ob er von den Proverbien oder von der unächten Weisheit Salomos annehmen solle, dass sie von seinen Gewährsmännern zum jüdischen Kanon gerechnet sey. Welch ein Untersucher! Gegen Origenes, wenn man ihn zur Auffindung des Kanons der Zeiten Jesu gebrauchen will, gilt dieses sehr, dass er Baruch ohne den mindesten Unterschied unter andern kanonischen Aufsätzen citirte und höchstwahrscheinlich dessen Brief als einen Brief Jeremia in seinem Kanon annahm. Der Vf. zeigt also, man könne *nicht erweisen*; dass der jüdische Kanon in Jesu Zeitalter anders als auf folgende Art berechnet worden sey:

Erste Klasse zu 5.

5 Bücher Mosis. 1 – 5.

Zwote Klasse zu 13.

Josua	6.	Esther	13.
2 Richter und Ruth	7.	Jesaia	14.
2 Bücher Samuels	8.	Jeremia	15.
2 Bücher der Könige	9.	Ezechiel	16.
2 Bücher der Chroniken	10.	Daniel	17.
Esra	11.	12 kleine Propheten	18.
Nehemia	12.		

Dritte Klasse zu 4.

Hiob	19.	Psalmen	21.
Sprüchwörter	20.	Klaglieder	22.

Wir wüssten nicht, was gegen diese Berechnungsart einzuwenden seyn möchte, wenn nicht sonsther die Kanonicität von Koheleth und Canticum dargethan wird. Wenn hingegen der Vf. auf Josephus Archaol. B. 10. K. 11. §. 7. sich bezieht, wo dem Daniel βιβλια im Plural zugeschrieben werden, und daraus für erwiesen hält, dass von Daniel damals mehrere Schriften vorhanden gewesen seyn, die also verloren seyn müssten, so ist die Stelle zwar merkwürdig, leidet aber doch auch eine andere Deutung. Ueberhaupt zeigt diese Abhandlung sehr gut, dass man über streitige Punkte in der gegenwärtigen Materie eher, was nicht erwiesen und doch allzu gewöhnlich angenommen sey, entdecken könne und müsse, als dass zu positiven Behauptungen neue Schritte gemacht werden können. Uebrigens ist, wenn auch nach des Vf. Weise genau bestimmt wird, welche Aufsätze zu Jesu Zeit für Producte göttlicher (gottgefälliger) Begeisterung gegolten haben, alsdann freylich die Behauptung noch nicht entschieden: dass die Juden darüber historisch, kritisch und philosophisch richtig dachten; weil noch nicht *erwiesen* ist: dass die Begründer des Christenthums über eben diese Schriften, die sie als historische Quellen über das fromme und verehrte jüdische Alterthum nützten, nach historischer Kritik gentheilt, oder, statt der so gelehrten Kunst ächter historischer Kritik, über diese Fragen, welche die Religion *nicht zunächst* angingen, einen Ersatz aus der übersinnlichen Welt erhalten hatten.

Die II. Abhandlung *über den Kanon des Neuen Testaments* enthält am wenigsten eigenes. Wäre zu einer detaillirten Recension der III. Abhandlung *Prüfung der Zieglerischen Einleitung in den Brief an die Hebräer* (meist einer Vertheidigung des Hn. *Storr*) hier noch Raum, so würde am Ende doch das Resultat *dieß seyn*, dass die Sache wenig gewinne, wenn irgend *Persönlichkeiten* eingemischt werden und eine allzu polemische Form gewählt ist. In der IV. Abhandlung wird aus einer sehr mühsamen Vergleichung des griechischen altestamentlichen Bibeltextes im N. Test. mit eben dem Text bey Philo, Justin, Theophilus Alex. Irenäus und andern, sicherer als bisher je geschah, gezeigt: *nach welchem Text das A. T. in dem Neuen angeführt werde*, und das Resultat mit dem von Eichhorn in seiner Bibliothek der biblischen Literatur 2. Band S. 955 ff. gegebenen verglichen, von welchem es nicht häufig abweicht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Kummer: *Kein Platz im Gasthofe.* Eine dramatische Posse in 3 Aufzügen von *M. H. Arvelius.* Nach einem französischen Original. 1793. 94 S. 8. — Rec. kennt das französische Original nicht, nach welchem diese *Posse* bearbeitet seyn soll. Die deutsche Schaubühne hätte indessen nichts verloren, wenn ihr der Vf. mit diesem Stücke *kein* Geschenk gemacht hätte: da sie schon ein ähnliches — weit besseres Lustspiel, *der taube Liebhaber* (nach dem Englischen) — besitzt. Die Handlung in dem gegenwärtigen Stücke ist sehr gedehnt; in den Charakteren ist wenig Abstufung, die Situationen sind matt, der Dialog ist wässericht. Auch ist es sehr unbegreiflich, wie der Hr. v. *Neuraich*, ein sonst kluger, gedenkender Mann, seine einzige Tochter einem Thoren, wie dem Landjunker Reitesel versprechen kann, und zwar so, dass der Theil, durch dessen Verschulden diese Heirath vielleicht nicht zu Stande kommen sollte, verbunden ist, den andern 10000 Rthlr. zu bezahlen.

Druckfehler. In No. 236. d. J. S. 170. Z. 30. von oben lies *bestreicht* statt *befreyet.*

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. August 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

ULM, b. Wohler: *Juriſtiſches Magazin für die deutſchen Reichsſtädte.* Herausgegeben von *Tobias Ludwig Ulrich Jäger*, Canzleyadjunct u. Advoc. in Ulm, (nunmehr Rathsconſulent in Ulm.) Erſtes Bändchen. 1790. 402 S. 8. (ohne den Anhang.) Zweytes Bändchen. 1791. 488 S. 8. (ohne den Anhang.) Drittes Bändchen. 1793. 525 S. 8.

Das Reichſtädtiſche Staatsrecht gehört bekanntlich zu den noch ſehr unbebauten Feldern unſers deutſchen Territorialſtaatsrechts. Der Grund davon liegt theils in der eigenthümlichen, und überdem noch ſo ſehr abweichenden, Verfaſſung der einzelnen Reichsſtädte; theils in der geheimnifsvollen Hülle, mit welcher die meiſten ſtädtiſchen Magiſtrate noch immer die innere Verfaſſung und Einrichtung der ihrer Leitung anvertrauten ſtädtiſchen Gemeinheiten zu bedecken ſich beſtreben; theils endlich in dem auch noch in unſern Zeiten ſo viele andere deutſche Regierungen beherrſchenden Geiſte, nach welchem ſie, durch eine engbrüſtige Politik irre geführt, die gewöhnlichſten Regierungshandlungen, die ihrer Natur nach jedem aus dem Volke, dem daran gelegen, ohne allen Rückhalt bekannt gemacht werden ſollte, in das feyerliche Gewand wichtiger Staatsgeheimniſſe einkleiden. — — Gerade am auffallendſten; indeſſen bleibt dieſes Benehmen immer bey den ſtädtiſchen Magiſtraten, die als bloſse Verweſer der, der ganzen ſtadtiſchen Gemeinheit zuſtehenden, landeshoheitlichen Gerechtſame von ihrer Verwaltung Rechenſchaft abzulegen rechtlich ſich nie weigern können; allein ſo wie gewöhnlich, ſo dürfte wohl beſonders hier die Furcht, es möchten Miſsbräuche entdeckt werden, der einzige Grund des geheimen Haſſes gegen Publicität ſeyn. — — Unter dieſen Umſtänden iſt es ein, allen Dank des Publicums verdienendes Unternehmen, daſs Hr. J. die vorliegende Materialienſammlung veranſtaltete. Solchen wiederholten Verſuchen kann am Ende die Geheimnifsſucht doch nicht widerſtehen, und ſo gewinnt die Wiſſenſchaft immer breiteres Feld. — Staatsrechtliche Verhältniſſe hat der Herausg. allezeit zum vorzüglichſten Augenmerk; aber der Abwechſelung und Vollſtändigkeit wegen, und um ein gröſseres Publicum zu gewinnen, nimmt er auch privatrechtliche, ſtatiſtiſche und hiſtoriſche Artikel auf. — Der Inhalt der vorliegenden drey erſten Bände iſt der: *Erſter Band.* 1) *Ueber das ſtatutariſche Recht der Reichsſtadt Ulm in Schuldſachen.* Nach dieſem ſoll die Obrigkeit auf die eingereichte Klage des Gläubigers gegen ſeinen Schuldner, dieſem keine Friſt zur Zahlung zu geſtatten, ſondern unter gewiſſen Vorausſetzungen augenblicklich Execution durch Perſonalarreſt, oder Pfändung, welches *das Stadtrecht*, und in der Volksſprache *das Einfallen* heiſst, verhängen; daneben werden verſchiedene beſondere Verordnungen wegen des ſchädlichen Borgens, wegen der Art und Weiſe, die Gläubiger ſicher zu ſtellen, wegen der Verträge in Schuldſachen, wegen der Location der Gläubiger beym Concurs, endlich wegen der Beſtrafung muthwilliger Fallirten gemacht. 2) *Beſchwerden der Reichsſtadt Dünkelsbiel über die wiederholte Brandenburg-Anſpachiſche gewaltſame Sperranſtalten*, vom Jahr 1789. Die genannte Reichsſtadt hat gegen das hier beſchriebene unerhörte gewaltthätige Verfahren von Seiten Anſpachs die verbandmäſsige Unterſtützung des ſchwäbiſchen Kreiſes angerufen, und dadurch ein nachdrückliches Vorſtellungsſchreiben von dieſem an den Hn. Markgrafen bewirkt. 3) *Schwäbiſch-Hall- und Gemündiſche Beſchwerden wegen Fruchtſperre und angehaltener Tranſitofrüchten*, vom J. 1789. Sind gegen Anſpach, Elwangen und Oettingen gerichtet, und haben Interceſſionen von Seiten des Kreiſes zur Folge gehabt. 4) *Fragmentariſche Geſchichte des neueſten Reichshofrathsproceſſes der geſammten Schwäbiſch-Gemündiſchen zugewandten Landesunterthanen gegen den dortigen Magiſtrat, verſchiedene Beſchwerden betreffend.* Eine merkwürdige Leidensgeſchichte einer ſeit Jahrhunderten unter dem Druck und den Miſsbräuchen eines pflichtvergeſſenen ſtädtiſchen Magiſtrats ſeufzenden Bürgenſchaft, welcher erſt 1777 durch leſenswerthe reichshofräthliche Erkenntniſſe, und eine darauf abgeordnete kaiſerliche Executionscommiſſion ein Ende gemacht wurde. 5) *Obrigkeitliche Verordnungen der Reichsſtadt Frankfurt* vom Jahr 1788. Sie betreffen a) die Aufhebung der Vakanzen oder Ferien bey Gericht; b) das Verbot aller Weinniederlagen in daſigem Stadtgebiete auſserhalb der Stadt; c) das Verbot, Pelzwaaren 14 Tage vor dem Geleitstage in der Stadt, oder innerhalb der Bannmeile vor- und aufzukaufen; d) die Geleitslöſung während der Meſſe; e) die Ablegung der Brunnen-Rechnung; f) die Betrüger-Fallimenten; g) die Edictalladungen in Concurs-Sachen; h) das daſige Töpferhandwerk; i) das Buchbinderhandwerk; k) das Tobacksrauchen beym Einfahren des Heus und der Früchte; l) die Inſtruction für die die daſigen Schützen; m) das Verbot oder Dungausfuhr aus daſigem Stadtgebiet; n) das Verbot, während der Meſſen keine Waaren oder Güter nach geſchehenem Kanonenſchuſs über die Straſsen zu tragen, oder zu fahren; o) das Dreherhandwerk. 6) *Obrigkeitliche Verordnungen der Reichsſtadt Frankfurt*, vom Jahr 1788. Sie ſind folgende: a) Verbot des ſchnellen Fahrens und Reitens in der Stadt; b) Verbot der Umzüge und Schmäuſe bey Handwerksgeſellen; d) die beſſere Verwaltung der Einnahme und Aus-

gabe der Künstler-Gesellschaften und Handwerker betreffend; d) wiederholtes Verbot der Lotto- und Wettecomtoir; e) Holz- und Steinkohlenbrand betreffend; f) die Zulassung auswärtiger Baumeister betreffend; g) Schanzenordnung; h) die Verlängerung der Heegzeit betreffend; i) Verbot, fremde Kranke in die Stadt zu bringen; k) der Mehlvorrath auf bevorstehenden Winter betreffend; l) Unterricht und Ordnung, wonach sich diejenigen Gesellschaften, die sich zur Privatreinigung auf dem Bauamte einschreiben lassen, zu richten haben. 7) *Steuerfuss der Reichsstadt Regensburg.* Die hier verzeichneten Abgaben sind nicht übermässig. 8) *Etwas von Hypotheken und weiblichen Interceſſionen nach Reichsstadt Augsburgischen Statuten.* 9) *Exemtionsstreit zwischen Memmingen und dem kaiserlichen Landgericht.* 10) *Memmingen betreffende Supplemente zu Wegelins Werk von den Reichsstädten.* Ist ein blosses Verzeichniss einiger weniger Verordnungen und Schriftsteller Memmingen betreffend. 11) *Kleiner Beytrag zum Recht der Jagdfolge in den Reichsstädten Ulm, Memmingen, Frankfurt.* 12) *Aelteste Nürnbergische Prachtgesetze aus dem XIV Jahrhundert, ein Beytrag zur Geschichte des Luxus, der Moden und des Wohlstandes der Reichsstädte.* 13) *Merkwürdigkeiten und Alterthümer aus der peinlichen Rechts- und Gerichtsverfassung der Reichsstadt Nürnberg.* 14) *Reichstagsnachrichten.* Sie betreffen die kammergerichtliche Visitation; die in dem städtischen Collegium bekanntlich bestrittene Sigillationsart; die neue Wahl eines Bischofs zu Regensburg; die Nuntiatursache; das Zwischenreich. *Anhang. Die Jurisdiction über Civilsachen in der Reichsstadt Ulm.* Vom Herausgeber dieses Journals. Beschreibt die Instanzen-Ordnung in Schuldsachen, nach der besondern Verfassung der Reichsstadt Ulm. *Zweyter Band:* 1) *Capitulationspuncte der Frankfurtischen Bürgerschaft von* 1525. 2) *Gehobene Beschwerden der Nürnberg. Bürgerschaft von* 1525. Zwey wichtige Actenstücke, die diese Sammlung vorzüglich zieren. 3) *Kurze Uebersicht des bey dem kaiserlichen Reichshofrath anhängigen Processes der Reichsstadt Regensburg gegen den Hn. Fürsten zu St. Emmeram, die vertragswidrige Beeinträchtigung bürgerlicher Nahrung betreffend.* Ein neuer Beytrag zu dem traurigen Gemälde von der deutschen Reichsjustizverfassung. Ein Präcedenz-Streit zwischen den kreisausschreibenden Fürsten des baierischen Kreises hindert die Vollstreckung des zu Gunsten der Reichsstadt Regensburg ergangenen oberstrichterlichen Ausspruchs. 4) *Ursprung und Verfassung des Regensburgischen Hausgrafen-Amts.* Ihm sind alle Handwerksinnungen untergeben. 5) *Vergleich zwischen dem Hn. Reichserbgeneralpostmeister Fürsten von Thurn und Taxis und dem Magistrat zu Frankfurt am Main, die Gerichtsbarkeit der daselbst wohnenden kaiserlichen Reichspostbeamten und Bedienten betreffend,* vom Jahr 1789. 6) *Artikel aus Statuten und Reichsschlüssen der Reichsstadt Isni, welche der Bürgerschaft am Schwörtag jährlich publicirt werden.* Diese Statuten und Rechtsschlüsse sind 1544 errichtet, den ersten May desselben Jahres publicirt, 1622 den 8ten Febr. renovirt, und bis jetzt, einige wenige neue dazu gekommene Artikel ausgenommen, unverändert gelassen worden. 7) *Reichshofräthliche Conclusa in Sachen der Bürgerschaft in Wimpffen wider den Magistrat daselbst,* von 1779 und 1783. Sind sehr umständlich, und zur Einsicht der besondern Verfassung der Reichsstadt Wimpfen lehrreich. 8) *Innere Rathsordnung der Reichsstadt Dinkelsbühl.* Die Zeit der Errichtung dieser Ordnung konnte der Vf. nicht auskundschaften. 9) *Der Frawen Wirt zu Ulm aid und Ordnung.* In dem Manuscript ist die Zahl des Jahrhrhunderts so undeutlich geschrieben, dass es ungewiss bleibt, ob es das Jahr 1410 oder 1510 seyn soll. Uebrigens enthält diese Ordnung, ausserdem dass sie ein neues Beyspiel von den in damaligen Zeiten unter obrigkeitlicher Genehmigung und Aufsicht errichteten Frauenhäusern gibt, manches lesenswerthe. 10) *Von der Besetzung und Erneuerung des Memmingischen Stadtregiments.* 11) *Reichsstadt Memmingische bürgerliche Vermögenssteuer.* 12) *Beytrag zum Codici diplomatico Norimbergensi.* Ist ein Schenkungsbrief des schwedischen Königs Gustav Adolphs vom Jahr 1632 an die Stadt Nürnberg über das in derselben gelegene deutsche Haus sammt allem Zubehörungen. 13) *Zweyerley Berichtigungen, Nürnberg betreffend.* Betreffen zwey literarische in v. *Selchow Electis juris Germanorum*, S. 239., und von Sartori Beyträgen in reichsstädtischen Sachen, 1. B. S. 288., wo zwey Schriften angeführt werden, die gar nicht existiren. 14) *Reichstagsnachrichten bis auf das Jahr* 1791. Betreffen die Fortsetzung des Reichstags während eines Zwischenreichs, die reichsstädtischen *Monita* zur Wahlcapitulation, die Wiedereröffnung des Reichstags nach dem Regierungsantritt Leopold II, die Unruhen in der Reichsstadt Kölln. 15) *Fragmente aus dem Ulmischen Staatsrecht.* Sind Reformationen und Constitutionen Karls V, die Ulmische Regimentsverfassung betreffend, und ein Vergleich zwischen der Ulmischen Obrigkeit und Bürgerschaft vom 2ten Septbr. 1787. 16) *Nachrichten, die Oekonomie, das Rechnungs- und Steuerwesen der Reichsstdt Isni betreffend,* von 1775. 17) *Geschichte eines wichtigen Streits zwischen der Kaufmannschaft und allen Zünften und Gewerben in der Reichsstadt Ravenspurg und dessen Entscheidung.* Ein lesenswerther Aufsatz, der über die so häufig vorfallende Collisionen zwischen den verschiedenen Zweigen der bürgerlichen Nahrung viel Licht verbreitet. 18) *Etliche Artikel, christliche Ordnung betreffend, auf dem Städte-Tag zu Memmingen beschlossen den 26sten Febr.* 1531. Sind wegen ihres Einflusses auf mehrere statutarische Verordnungen einiger Reichsstädte merkwürdig. Schade, dass der Herausg. nicht mehr historische Aufklarung über diese Artikel beybringen konnte. *Anhang. Versuch einer actenmässigen Geschichte der zehen vereinigten Reichsstädte im Elsass von ihrem Ursprung bis auf gegenwärtige Zeiten.* Leidet keinen Auszug. Der Herausg. hat sich übrigens nicht darüber geäussert, ob er, oder wer der Vf. sey. *Dritter Band:* 1) *Regimentsordnung der Reichsstadt Augsburg vom Jahr* 1719. 2) *Nachricht von der Sublevationsdeputation in Ulm.* Diese Deputation ist eine Anstalt, die sich in ihrem Zweck und in ihrer Einrichtung dem nähert, was in den übrigen reichsständischen Territorien gewöhnlich mit dem Ausdruck: — *Kammercollegium* — bezeichnet wird. 3)

Kleiner Beytrag zur Localkenntniſs Nürnbergs. Betrifft a) das Recht der patriciſchen Familien, ihre Töchter, in einer beſondern alten, hier beſchriebenen, Tracht trauen zu laſſen; b) die nürnbergiſchen Leichen mit Zahlmännern, welches Perſonen ſind, die, um Lohn gedungen, die Leichen begleiten; c) das Verzeichniſs deſſen, was einem zum Tode verurtheilten Miſſethäter zu Nürnberg in den drey letzten Tagen an Speis und Trank abzureichen gewöhnlich iſt. 4) *Gefahrliche Machinationen der Katholiken wider den guten, edeln achtzigjahrigen Herrn Antoni von Albig, Beyſaſſen zu Kempten, und D. Georg Zeamann, Pfarrer daſelbſt, vom Jahre* 1625. unbedeutend. 5) *Geſchichte, betreffend der Kemptiſchen Weberſchaft Unruhe und Aufſtand gegen einen ehrſamen Rath daſelbſt vom Jahre* 1615 *u* 1616 *wegen des Zumuthens an die Kaufleute daſelbſt, daſs ſie die ankommene Leinwandlegel nicht in ihre Gewölber oder Gewahrſam nehmen, ſondern auf öffentlichen Wagſtadel ab- und wieder aufladen, auch wegführen ſollen.* 6) *Actenſtücke, den Streit über Mittheilung der kaiſerlichen Commiſſionsacten und Verordnungen zur Kenntniſs der Verfaſſung in Ravensburg, oder der Verhaltniſſe des geheimen, des innern Raths, der Herrn des Gerichts und des groſsen Raths, als Volksrepräſentanten unter und gegen ſich, betreffend. Von den Jahren* 1766 — 1792. Noch ſind die bezeichneten Verhältniſſe nicht ganz ins Reine gebracht. 7) *Grundgeſetze der Reichsſtadt Wangen.* 8) *Etwas über die politiſche Verfaſſung der Stadt Goſlar.* Aus dem Journal von und für Deutſchland von 1790. Band II. Stück II. abgedruckt. 9) *Auszug eines unter dem* 18*ten Jul.* 1706 *von der Juriſtenfacultät zu Tübingen erſtatteten Gutachtens, einige über das Wahlrecht zu Biberach aufgeworfene Fragen betreffend.* 10) *Einige Verträge der Reichsſtadt Iſsni.* 11) *Verfaſſung der Stadt Hamburg.* Aus *Normanns* geographiſchem und hiſtoriſchem Handbuche der Länder- Völker- und Staatenkunde des erſten Bandes fünfter Abtheilung ausgehoben. Eben dieſs iſt der Fall bey den vier folgenden Artikeln. 12) *Etwas von Bremen.* 13) *Etwas von Lübeck.* 14) *Etwas von Regensburg.* 15) *Etwas von Frankfurt.* 16) *Etwas von Worms.* Aus dem Journale von und für Deutſchland von 1784. IV. St. N. 4. 16) *Etwas von Rothenburg an der Tauber.* Aus *Moſers* reichsſtädtiſchem Magazin S. 682. 18) *Aeltere Schwörbriefe der Reichsſtadt Ulm.* Sind von den Jahren 1327 und 1345. 19) *Aachen, wie es war, und wie es werden ſollte.* Iſt ein vollſtändiger Auszug aus folgender Schrift: Entwurf einer verbeſſerten Conſtitution der Reichsſtadt Aachen. Verfaſst von dem herzogl. Cleviſchen Subdelegatus *von Dohm.* 1790. Von dem merkwürdigen kammergerichtlichen Urthel in dieſer Sache, welches unter dem 17ten Febr. 1791 ergangen, und den darauf erfolgten Ereigniſſen will der Herausg. in dem folgenden Bande Nachricht ertheilen. 20) *Bemerkungen über die Nürnbergiſche Staats- und Steuerverfaſſung, nebſt einer Nachricht von den innerlichen Zwiſtigkeiten dieſer Stadt.* 21) *Eine Austrägalcommiſſion im Kempten.* Unterm 12ten Febr. 1788 erkannte der Reichshofrath in den Streitigkeiten der Reichsſtadt Kempten gegen das Hochſtift Kempten, auf Bitte der Stadt einer Austrägalcommiſſion auf Conſtanz und Wirtemberg, die auch wirklich ausrückte. 22) *Reichſtadt Hamburgiſche Verordnung, das ſchärfere Verbot der Werbungen arbeitsfahiger junger Leute zur Bevölkerung entfernter Pflanzſtädte betreffend.* 23) *Nördlingen gegen den Hn. Fürſten zu Oettingen-Oettingen und Oettingen Wallenſtein, eine widerrechtlich angelegte Fruchtſperre und reichsconſtitutionswidrige Abſtrickung der freyen Getreidezufuhr in die Reichsſtadt Nördlingen und deren Schranne betreffend.* 24) *Kurzer Auszug aus der Wahl- und Regimentsordnung der Reichsſtadt Iſsni vom* 12*ten May* 1729. 25) *Ueber das Verhältniſs zwiſchen Magiſtrat und Bürgerſchaft in Reichsſtadten.* Ein Auszug aus einer im Jahr 1779 zu Göttingen unter dem Titel: *De nexus inter magiſtratum ac cives civitatum imperii fundamento ac effectu* erſchienenen Streitſchrift. 26) *Noch etwas über Augsburgs Verfaſſung.* Aus *Normanns* oben angezogenem Werke. 27) *Ueber Oligarchendruck in Worms. Ein merkwürdiges Actenſtück fürs Archiv der reichsſtadtiſchen Oligarchie überhaupt, zur Beherzigung der Patrioten.* Frankfurt und Leipzig, 1787. Iſt ein Auszug aus einer Druckſchrift, die in Sachen der Bürgerſchaft zu Worms gegen das Collegium der Dreyzehner bey Reichshofrath übergeben worden iſt. (ſ. A. L. Z. 1788. Nr. 176*b*.) 28) *Auszug aus der Stadt Weiſſenburg am Nordgau Statuten und Ordnung.* Gedruckt durch Carl Meyer 1739. 29) *Das Ulmiſche rothe Buch.* Unter dem rothen Buche verſteht man das älteſte Ulmiſche Geſetzbuch, welches Verordnungen aus dem 14ten und 15ten Jahrhundert enthält, und deswegen jenen Namen führt, weil die Geſetze und Verordnungen mit rothen Anfangsbuchſtaben geſchrieben ſind. Hier ſind einige Stellen daraus abgedruckt — Die vorſtehende Inhaltsanzeige zeigt, daſs die reine Ausbeute für nähere Kenntniſs der reichsſtädtiſchen Verfaſſung aus dieſen drey erſten Bänden zwar noch nicht ſehr erheblich iſt; allein der Fleiſs des Herausg. laſst für die Zukunft mehr Zuwachs hoffen, wozu wir ihm alle Unterſtützung aufrichtig wünſchen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

JENA, in d. akad. Buchh.: *De morbo Gallico ſcriptores medici et hiſtorici partim inediti partim rari et notationibus aucti. Accedunt morbi Gallici origines Maranicae.* Collegit, edidit, gloſſario et indice auxit D. *Ch. Gothfr. Gruner.* 1793. LIV und 624 S. 8.

Es war vielleicht nur dem deutſchen Fleiſse, und in Deutſchland nur wenigen Gelehrten, auſser Hn. *Gruner*, möglich, uns die Urkunden über eine der fürchterlichſten Geiſseln des Menſchengeſchlechts mit der Vollſtändigkeit und Genauigkeit zu liefern, als es nun von dieſem unermüdeten Manne, ſowohl in dem Supplement zum Luiſini (Jena, 1789. ſ. A. L. Z. 1790. N 322.), als in dieſer Sammlung, geſchehen iſt. Bekanntlich gaben, nach Aſtruc und Sanchez, zwey würdige Gelehrte, Hr. Hensler, deſſen Unterſuchungen ſowohl über die Luſtſeuche, als über den Ausſatz mit einer muſterhaften Ge-

nauigkeit angeſtellt ſind, und Hr. Girtanner der Frage über die Entſtehung der Luſtſeuche ein neues Intereſſe; man fand neue Quellen und Urkunden auf; man bezog ſich auf ſie, und da allen, die ſich bey dieſem Streit intereſſirten, es wichtig ſeyn muſste, die Beweiſe, auf die man ſich bezog, ſelbſt zu prüfen, ſo verdient gewiſs Hr. Gruner allen Dank, daſs er alles ſammelte, was er von dieſer Krankheit auffinden konnte. Er hat über 300 Bände von Werken der Dichter, Geſchichtſchreiber und Aerzte jener Zeiten ſelbſt geleſen: er hat überall, und nicht bloſs in Deutſchland, ſeine Netze ausgeſtellt, und die Ausbeute war wohl ſehr reichlich, wie dieſe Sammlung einleuchtend beweiſt, aber doch nicht ſo, daſs man behaupten könnte, die Sammlung der Urkunden ſey nun vollſtändig und geſchloſſen; denn es fehlen noch 9 Schriften von dem Zeitpunkt des Ausbruches der Seuche an, bis 1539. Er hat dieſe Schriften in der Vorrede verzeichnet, und es iſt zu wünſchen, daſs auch dieſe noch in ſeine Netze fallen mögen. Vielleicht liegt ein Theil derſelben, und noch manches ganz unbekannte in der vaticaniſchen Bibliothek, deren Schätze von Handſchriften und gedruckten Schriften der Aerzte aus dem Mittelalter noch wenig, oder eigentlich gar nicht bekannt ſind.

Vor der Sammlung ſelbſt ſteht eine gelehrte Abhandlung des Hn. Gr. *Morbi Gallici origines Maranicae.* Seine Meynung von Entſtehung der Luſtſeuche iſt aus dem Aphrodiſiacus, und aus mehrern Aufſatzen im Almanach für Aerzte ſchon bekannt. Hier hat er die Gründe für dieſelbe wieder zuſammengeſtellt, und mit einem Aufwand von Gelehrſamkeit erläutert. Er glaubt, die Luſtſeuche rühre bloſs von den aus Spanien vertriebenen Maranen her, in ſo fern ſie von fleiſchlicher Vermiſchung abhangt; das epidemiſche Fieber aber, unter dem ſie ſich zeigte, habe von der Peſt hergerührt, die zu jener Zeit, vom Jahr 1492 bis zu Ende des Jahrhunderts in Italien herrſchte, im Anfange des 15ten Jahrhunderts aber nachlieſs. Zu dieſer Zeit ſey auch die Luſtſeuche ſeltener mit Fieber verbunden geweſen, und langwieriger geworden. Die Schriften und Excerpte über die Luſtſeuche, die in dieſer Sammlung enthalten ſind, betragen an der Zahl 27. Manche darunter ſind klein, aber doch wichtig, z. B. ein Nürnbergiſches Geſetz, die Franzoſen betreffend, von 1496, ein Auszug aus dem Stiftungsbrief des Nürnbergiſchen Zwölfbrüderhauſes, von 1710. Andere aber ſind groſs und weitläuftig, und darunter verdient das Werk des *Julianus Tanus de Saphati* die gröſste Aufmerkſamkeit. Es iſt dem Pabſt Leo X zugeſchrieben, und zu Anfang des XVI Jahrhunderts verfaſst worden. Es befindet ſich als Manuſcript in der Laurentianiſchen Bibliothek zu Florenz, und Hr. Foſſi, Secretair der Akademie der Wiſſenſchaften zu Florenz, gab Hn. G. die erſte Nachricht davon. Das Werk ſelbſt iſt ſehr weitläuftig, voll von Lehrſätzen des Ariſtoteles und Galenus, wie ſie von den Arabern in das Abendland übergingen, und zugleich voll von Excerpten aus den Arabern und Arabiſten, die Aernte für die Geſchichte der Krankheit und deren Heilung aus dieſem mehr als 200 Seiten einnehmenden Buche iſt freylich ſehr gering; indeſſen verdient doch Hr. G. Dank, daſs er dieſe bisher völlig unbekannte Urkunde durch den Druck bekannt gemacht hat, aus der man wenigſtens ſieht, daſs der Vf. von der Krankheit keiner andern Meynung war, als ſeine Zeitgenoſſen, und daſs er dem Queckſilber, als Salbe gebraucht, groſse Heilkräfte wider die Pocken und Blattern von dieſer Krankheit zuſchrieb. Die übrigen Stellen ſind aus *Antonius Codrus, Jacobus Unreſtus Wilibald Pirckheimer, Auguſtinus Niphus*, deſſen Büchlein *de morbo Gallico* den Johannes Paſcal zum Verfaſſer hat, *Hieronymus Emſer, Philippus Beroaldus, Leonardus Giachinus, Janus Cornarius, Thomas Rangonus, Jo. Ant. Roverellus*, der ein Büchlein herausgegeben hat: *Liber de morbo quodam Paturſa affectu tractatus* 1537. 8., in welchem er Almenars Buch *de morbo Gallico* mit Weglaſſung der Vorrede wörtlich abgeſchrieben hat. Ein eigener praktiſcher Theil iſt indeſſen vom Roverelli, und Hr. G. hat nicht allein das Werk des Almenar, welches ſich Roverelli zueignete, ſondern auch den dem Roverelli eigenen Theil von S. 310. hier abdrucken laſſen. *Remacli Fuchſii morbi Hiſpanici curandi per ligni Indici decoctum exquiſitiſſima methodus*, Paris, 1541., iſt völlig abgedruckt. Dann folgen Stellen aus *Aloyſ. Blundellae epiſt. medic.*, die Krankheit betreffend, aus *Ant. Fumanelli operib.* aus *Hieronym. Cardanus, Hercules Bonacoſſus, Bernardinus Corius, Joannes Langius, Joach. Curaeus, Jo. Heſſus, Thomas Eraſtus, Achilles Pirminius Gaſſarus, Jo. Crato a Krafftheim.* Von der Schrift des *Thomas Jordanus, luis novae in Bloravia exortae deſcriptio*, Frankfurt, 1580., iſt der gröſste Theil abgedruckt. Ein recht gutes Gloſſarium zum beſſern Verſtändniſs der arabiſchen und arabiſtiſchen Wörter iſt angefügt.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Freymüthige Erklärung eines Deutſchen über zwey herrſchende Miſsbräuche.* 1792. 1 B. 8. Daſs die Geiſtlichen in gewiſſen Gegenden Deutſchlands nicht nur die öffentlichen Schenkhäuſer beſuchen, ſondern auch ihre eigenen Wohnungen in ſolche Häuſer verwandeln, wird hier mit Ernſt und Laune gerügt. Stellen aus Synoden und Kirchenverſammlungen nehmen dabey nicht weniger als ſechs Seiten ein. Er muſste wohl dieſes für nothwendig halten, wenn ſeine Auffoderung in jenen Gegenden, für die er ſchrieb, von Wirkſamkeit ſeyn ſollte; auſserdem möchte man wohl darin einen Beweis finden, daſs auch in einer Schrift von einem Bogen unzweckmäſsige Weitſchweifigkeit herrſchen kann.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 14. Auguſt 1794.

OEKONOMIE.

STUTTGART, b. C. Fr. Cotta: *Encyklopedie der Forſtwiſſenſchaft, oder Sammlung der beym Forſtweſen vieljährig erprobten Bemerkungen, Vortheile.....* von *Joh. Albrecht Mayer*, Hohenl. Neuſtein. Rath, und Stadtvogt d. Aemt. Forchtenb. u. Niedernhall. 1ſter Theil von A bis F. 1793. 8. S. 497. [Pr. 1 fl. 30 kr.]

In der Einleitung, verſichert der Vf.: „er habe viele Reiſen bloſs, um Forſtkenntniſſe zu ſammeln, und zu berichtigen, angeſtellt; — habe 13 Jahre mit eiſernem Fleiſs Bemerkungen geſammelt, ein Regiſter darüber geführt, und ſey dadurch in den Stand geſetzt worden, über *alle* Fälle im Forſtweſen ein gewiſſes *Ganzes* — ein Reſultat, zu finden!“ — — Solche Aeuſserungen berechtigen zu groſsen Erwartungen. Ob ſie erfüllt werden dürften, wollen wir noch nicht entſcheiden. Das erſte Fragment des Ganzen; das gegenwärtig vor uns liegt, erſtreckt ſich noch nicht weit genug dazu. Aber, daſs uns viele Rubriken in dieſer Inventur von A bis F nicht gehörig ausgearbeitet, und viele dagegen mit unnützen Weitläuftigkeiten, und Gemeinſprüchen überladen ſcheinen, können wir doch jetzt ſchon nicht bergen. In einem Buche, das den Umfang, wie das vorliegende iſt, haben ſoll, muſs der Raum nach Möglichkeit geſpart werden, um gedrängte Nachrichten aufnehmen zu können, und Voluminoſität zu vermeiden. Mehrere Blätter in der *Einleitung* enthalten Declamationen, die einen guten Staatsdiener ſchildern und deſſen Belohnung anempfehlen ſollen; und in dem Buche ſelbſt kommen gar viele moraliſche und politiſche Definitionen vor, z. B. *Accord*, accordiren bedeutet überhaupt die Uebereinſtimmung der Willensmeynung zu einem und eben demſelbigen. — *Alles*; unter dieſer Rubrik heiſst es: „*Alles* was iſt, beſteht aus zweyerley „Grundeigenſchaften: es gehört unter die Zahl der *Kor*„*per* und hat was *leeres* an ſich. Hievon hängt ſeine „Beweglichkeit, ſeine Beſtandtheit ab.“ — — *Aufwand* — iſt der Gebrauch ſeiner Kräfte um einen gröſsern Vortheil, als die aufgewandten Kräfte ſind, dadurch zu erlangen. — *Beſtrafung* heiſst ſoviel, als eine freundſchaftliche Erinnerung, wegen einer nicht rechtlichen Handlung. Die Definitionen, welche unter den Rubriken: Bedingung; Betrug; Capital; Credit; Echo; Ehre Eigennutz; Fleiſs; Furcht u. ſ. f. vorkommen, ſind (faſt alle) weder genau, noch zweckmäſsig in einem Buche dieſer Art angebracht.

Ferner nehmen mehrere eingerückte Urthels-Sprüche, und *wörtlich* mitgetheilte kammergerichtliche Beſcheide öfters halbe und ganze Seiten ein. Dieſe Inſerate ſcheinen uns ſehr zweckwidrig.

Noch einen gröſsern Anſtoſs aber, welcher der Forſtwiſſenſchaft eigentlich angeht, veranlaſſen die unbeſtimmten Angaben der Längen- und Flächenmaaſse indem nemlich in unzähligen Stellen von Schuh und Zollen geredet, und nirgends (ſo viel Rec. hat erſehen können) geſagt wird, ob rheinländiſches oder ein anderes Maas dabey zu verſtehen ſey. Unter dem Artikel: *Ausklaftern*, kommen allein die Worte vor: „Eine Klafter wird zu 6 Nürnberger Fuſs gerechnet.“ Dieſe Angabe iſt ſehr wenig belehrend, da der Vf. an dieſer Stelle von körperlichem Inhalt redet, und dabey allemahl drey Dimenſionen anzugeben ſind. Von Schuh, und Zoll und Morgengröſse hätte namentlich unter den Rubricken: Ackermeſſen, Anſchlagen, und Anpflanzen, genaue Beſtimmung gegeben werden ſollen. —

Der Vf. bringt einige Belehrungen über Rechnung in Forſtſachen bey, und zeigt in Beyſpielen, wie er ſich dabey benehme; die Vortheile geübter Arithmetiker, und Geometer, nach der heutigen Cultur ſcheint er aber nicht zu kennen. — Unter der Rubrik, *Decimalbruch* heiſst es: — das ſey ein Beywort aus dem lateiniſchen, ſo nur in *einigen* Zuſammenſetzungen in der Rechenkunſt und Geometrie gebraucht wird! — Daſs *Buchſtaben-Formeln* exiſtiren, welche in den beſten forſtwiſſenſchaftlichen Büchern der letzten Jahrzehnden vorkommen, und daſs damit bey ſehr wichtigen Fragen allerdings viel ausgerichtet wird, davon erfährt der Leſer dieſes Buchs bloſs auf einer einzigen Seite (25) etwas, das ſehr wenig bedeutet, und die Vortheile nicht ahnden läſst, welche bey wichtigern Unterſuchungen von einem *Oppel*, *Hennert*, *Burgsdorf*, *Däzel*, und andern, der Aufmerkſamkeit aller Forſtliebhaber empfohlen ſind. — Allzu wenig ausgeführt, und mit Eile bearbeitet ſcheinen uns die Artikel: *Abart; Aberglaube;* (wo es ſich wohl der Mühe verlohnt hätte, eine Reihe verderblicher Einbildungen, welchen Förſter gewöhnlich nachhängen, mit aufmerkſamen Fleiſs geſammelt, aufzuſtellen.) Ferner: *Ablegen*, *Abſenken* — *Abſchreiten; Adamsapfel; Adamserde; Ameiſe; Anpflanzen; Auslichten; Baumrinde; Buſchholz; Eichelleſen*; (Die Behauptung, hiebey vorkommt. „Wer die Eicheln „leſen dürfe, dürfe auch die Schweine dahin treiben!“ — leitet viele Einſchränkungen, und ſollte nie als ein allgemeines Geſetz ausgeſprochen werden.) Unter D vermiſst man die Artikel: *Dauben* und *Daubenhauer;* auch unter F die über *Fuſs;* (auch unter B *Böttcher.*) Ferner kommt unter *Fohre* oder *Forle* gar nichts vor, als eine Verweiſung auf *Fichte;* und unter dieſem Artikel ſucht man vergebens nach näheren Beſtimmungen und

Unterscheidungen des Forlen und Fichtenholzes. Die Rubrik: *Flügel der Samen* fehlt ganz; die zwey Zeilen unter dem Artikel *Fliegen*, die davon Erwähnung thun, leisten natürlich kein Genüge. *Floz* ist vielleicht auf *Gefloz* verspart. *Forstuhr* ist sehr flüchtich behandelt, und gibt gar unzureichende Belehrung.

Dieser angezeigten Gebrechen ungeachtet, hat das Buch dennoch nicht unbedeutenden Werth. Die Schreibart ist fliefsend, deutlich, und meistens modern und correct; es enthält viele recht gute Bemerkungen und geprüfte Erfahrungen, zeigt auch von Lectüre und Bekanntschaft des Vf. in bewährten Forstbüchern. Seine Bemühung, physikalische Kenntnisse zu verbreiten, und Forstliebhabern (noch mehr aber Förstern, die Bildung suchen) öfters Grund und Ursache vieler Erscheinungen im Wald zu erklären, welche gewöhnlich keiner Erklärung werth geachtet werden, ist vorzüglich lobenswerth. Die Artikel: *Anziehen; Blatt; Baum; Befruchten; Berg; Beschneiden; Blitz; Blume; Clima; Tafern Feuer; Frost*; *Frucht* mit Zugehör ... verdienen, wie uns dünkt, vorzügliche Aufmerksamkeit und Beyfall. Auch ist es gut zu heissen, dafs der Vf. sich nicht scheut, hier und da Provinzial-Ausdrücke in Forstsachen zu Artikeln oder Rubriken zu machen. In einem Sachwörterbuch, wie das vorliegende ist, scheint diese Freyheit zweckmäfsig, manchmal schlechterdings nothwendig zu seyn; freylich mufs man sich derselben mit Beurtheilung und Klugheit bedienen, und nicht gar *alle* terminologische Einfälle aufnehmen. Der Vf. hat dabey mit Vorsicht gehandelt; und wir wünschten blofs, dafs er öfters die Provinzen Deutschlands genannt hätte, in welchen einzelne Benennungen bekannt sind, oder andern weichen. —

Läfst es sich der Vf. gefallen, bey Fortsetzung seines Werkes cultivirte Kenner in Forstsachen zu berathen, und ihre Erinnerungen bey einzelnen Artikeln anzunehmen, auch durch Nachträge Ergänzungen beyzubringen, so kann sein Buch ein sehr interessantes Werk werden. Unsere Rüge der angezeigten Mängel hat gar nicht die Absicht, den Vf. bey dem Publikum verdächtig zu machen, oder Kaufslustige abzuschrecken. Im ganzen verdient er immer für seine Bemühung Achtung und Dank.

München, b. Lindauer: *Ueber Forsttaxirung und Ausmittlung des jährlichen nachhaltigen Ertrags zum Gebrauch oberdeutscher Taxatoren, Geometer, und Förster.* Mit 1 illumin. Forstkarte, und 2 Tab. 1793. 8. S. 123. [Preis 30 kr.]

Auf einem Zueignungs-Blatt nennt sich als Verfasser Hr. Prof. *G. A. Dazel*. In der Vorrede gibt derselbe die Absicht dieser Schrift zu erkennen; sie ist: „die „*preufsische* Methode, zu taxiren, ist deutschen Provinzen, wohin sie noch nicht gelangt ist, vielleicht auch „nimmer gelangen würde, zum Nutzen deutscher Fürsten und Völker bekannter zu machen, und das Geheimnifs aufzudecken, was einige oberdeutsche Forstbediente aus derselben machen wollen.“ — Hierauf erklärt sich derselbe umständlich über die Freyheit, die er sich in dem Buche genommen, hie und da algebraische Formeln einzumengen, und sucht die Vorurtheile der sogenannten Praktiker zu widerlegen. Rec. denkt im Ganzen eben so, wie der Vf.; aber er kann sich doch nicht überzeugen, dafs es räthlich sey in Schriften, welche, wie die vorliegende, Aufklärung unter viele Forstliebhaber verschiedener Gattung verbreiten sollen, algebraische Formeln ohne Erläuterung hinzustellen, wie der Vf. bey wichtigen Veranlassungen S. 35. in Beziehung auf den jährlichen Holz-Zuwachs, S. 111. bey der Angabe, wie der zukünftige Holzbestand auf den gegenwärtigen zu reduciren sey; und S. 113. über den jährlichen Ertrag und die Dauer des Hiebes, dieses gewagt hat. Alle Vorerkenntnisse der dabey angebrachten Formeln lassen sich freylich ohne mehrere Bogen damit zu füllen, nicht aus einander setzen; aber die Anzeige *einiger* Wege, auf denen der Verstand zu solchen Gleichungen gelangt, sollte doch niemals umgangen werden. Der Vf. hat sogar selbst *alle* Citationen auf bestimmte Bücher, in welchen die Beweise der vorgebrachten Formeln zu finden seyen, vermieden. — — Das Buch selbst ist von reichhaltigem Inhalt, und wir wünschten, dafs es in die Hände vieler Forsttaxatoren käme; die meisten aber würden dabey wohl mehr, als nur eine Stunde zu studiren haben? zur flüchtigen Lectüre ist es nicht geschrieben. Um Verlangen darnach zu erregen, zeichnen wir nur folgendes in Kürze daraus. Auf den ersten Blättern wird gehandelt: Von allmälicher Entwicklung der Methode zu taxiren, von Eintheilungen des Holzes nach verschiedenen Beziehungen. Darauf über die fehlerhafte Taxirungsart älterer Förster. Erfordernisse eines Probeschlags und Probemorgens nach verschiedenen Classen des Holzes in 12 Fällen. Ueber *drey* Methoden, den Holzbestand in einem Probeschlage zu schätzen. Verfahren in Zählung der Bäume darauf. Berechnung auf Cubikfufs und Klafter, bey hochstammigen Buchen ins besondere. Ueber die Verhältnifs von Stammklaftern zu Scheiterklaftern; über die Schätzung des Prügelholzes. — Verfahren, wenn Probemorgen besondrer Gattung in aufzunehmenden Schlägen fehlen. Weiter folgen: (kurze) Bemerkungen über den Betrieb des Holzes auf Stammholz, und dann auf Schlagholz. Ueber Bestimmung der Umtriebszeit. Uber das Problem: „Die Zeit zu finden, „in der Holz gewisser Gattung eine gewisse Länge und „Stärke erreicht?“ — Ueber *Jahresringe*, und deren genaue Erforschung. Ueber das Problem: „Die Zeit des stärksten Wachsthums zu finden, welches einem Stammholz bey seiner Art und seinem Boden zukommt? — Ueber Rücksichten auf Vieh-Weiden (der Vf. schreibt *Weidenschaft*) und Hägung. Hierauf handelt der Vf. von Vermessung der Forste, Ausfertigung dienlicher Forstkarten, deren Zeichnung und Colorirung. Endlich von Besichtigungen zur Taxirung selbst; von den einzelnen Pflichten des Försters, des Geometers und des Taxators; und von der Ordnung in Entwerfung der Plane zur Taxirung. Beyspiele wirklicher Taxirungen gehen bis zum Schlufs. Der Vf. ist im wesentlichen des Hn. Forstraths *Hennert* Methode gefolgt; aber man sieht fast durchgehends, dafs er selbst

gedacht, und vieles nach eigner Art ausgeführt hat. Es wäre zu wünschen, dieses solide Buch wäre in Sphen abgetheilt, und hätte ein Register.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Leipzig, b. d. Dyckischen Buchhandl.: Der liebreiche Ehemann, oder der Schein betrügt, ein Lustspiel in 5 Aufzügen, von *J. Ch. Brandes*. 3te Aufl. 1790. 126 S. 8.

London, b. Richardson: Travels during the Years 1787, 1788. a. 1789; undertaken more particularly with a view of ascertaining the Cultivation, Wealth, Resources and national Prosperity of the Kingdom of France. By *Arthur Young*, Esq. F. R. S. The second Edition. 1794. 1 Vol. 619 S. 2 Vol. 336 S. 4. (2 L. 5 Sh.)

Ulm, in d. Wohlerschen Buchhandl.: Der allerleichteste und allezeit fertige Hausrechner — mit beygefügten Tabellen für Zins, Liedlohn, Frucht, Wein, Gewicht. 2te Aufl. 1794. 184 S. 8.

Leipzig, b. Heinsius d. J.: *J. C. May* Versuch einer allgemeinen Einleitung in die Handlungswissenschaft theoretisch und praktisch abgehandelt. Neue Auflage. 1 Th. 1793. 406 S. 2 Th. 414 S. 8. (2 Rthlr.)

Erfurt, b. Fritsch: *J. G. Heineccii* fundamenta stili cultioris, cum animadversionibus, emendationibus, additamentis et praefatione *J. M. Gesneri*, edidit *J. N. Niclas*. Editio nova. 1790. 534 S. 8. (16 gr.)

Frankfurt a. Mayn, in d. Andreaischen Buchhandl.: Geschichte Peter Clausens, von Ad. Freyh. v. *Knigge*. 2te Aufl. 1 Th. 238 S. 2 Th. 232 S. 3 Th. 220 S. 1794. 8. (2 Rthlr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Literargeschichte. *Bayreuth*, mit Hagenschen Schriften: *Lebensumstände* — Herrn *Philipp Ernst Spiefs*, Königl. Preufsis. wirkl. Regierungsrath zu Bayreuth, vordersten geheimen Archivarius des Plassenburgischen Archivs — von ihm eigenhändig verfafst. Bey seiner Beerdigung am 8 März 1794. abgelesen und — nebst der dabey gehaltenen Standrede zum Druck befördert. 1794. 30 S. 4. Verdiente es je ein Gelehrter, dafs ihm ein seiner würdiges Denkmal errichtet würde, so wäre dieses gewifs der vor kurzen verstorbene *Spiefs* — ein Mann, der sich eben so sehr durch seine gelehrten Kenntnisse, durch seine, in einem Fache, wo nur wenige zu Hause, die wenigsten aber zu glänzen im Stande sind, bewiesene Thätigkeit, als durch seine erprobte Rechtschaffenheit, auf das ruhmvollste ausgezeichnet hat. Die gegenwärtige kleine Schrift mag indessen die Stelle eines solchen Denkmals vertreten, das uns um so viel willkommener seyn mufs, da die wichtigsten Lebensumstände des seel. Mannes, meistens mit seinen eigenen Worten darin angeführet worden sind. Derselbe hatte nehmlich einen eigenhändigen Aufsatz, welcher die merkwürdigsten Veränderungen seines Lebens enthielte, hinterlassen, mit der beygefügten Verordnung, dafs derselbe bey seiner Beerdigung öffentlich abgelesen werden sollte. Dieser Verordnung gemäfs hat Hr. Consistorialrath *Kopp* zu *Bayreuth* denselben mit seiner, bey dem Grabe des Verewigten gehaltenen Standrede solchergestalt zu verweben gesucht, dafs dadurch dem Verlangen desselben das vollständigste Genügen geleistet wurde; und diese *Standrede* ist nun in der vor uns liegenden Schrift mitgetheilt. Wir wollen hier die „wichtigsten Lebensumstände des unvergefslichen Mannes kürzlich mittheilen. Derselbe wurde 1734. den 27 May zu *Etzenstatt* im Anspachischen, wo sein Vater, *Johann Jacob Spiefs*, nachheriger Dechant und Stadtpfarrer zu *Leutershausen*, damals Pfarrer war, gebohren. Er bezog frühzeitig das Gymnasium zu *Anspach*, und brachte es, besonders durch den gelehrten Rector *Geret* dahin, dafs er schon 1752 die Jenaische Academie besuchen konnte. Die Rechtsgelehrsamkeit war zwar das eigentliche Studium, das er sich erwählet hatte; doch legte er sich ganz vorzüglich auf die Geschichtskunde, und da er das Glück hatte in dem Hause des berühmten *Buder* zu wohnen, so war es ihm bey seinem Fleifse etwas leichtes in dieser Wissenschaft die schnellsten Fortschritte zu machen. Allein schon 1754 mufste er *Jena* wieder verlassen, und in sein Vaterland zurücke kehren, wo ein, dem Ansehen nach, eben so sonderbares, als ungünstiges Schicksal seiner wartete, das aber die Vorsehung so zu lenken wufste; dafs dadurch sein künftiges Glück fest gegründet werden sollte. Da um eben diese Zeit die Vermählungsfeyerlichkeiten des Marggrafen *Carl Friedrich Wilhelms* zu *Anspach* vollzogen wurden, erhielt er die Erlaubnifs dieselben mit ansehen zu dürfen. Seine ungewöhnliche Gröfse fiel dem Marggrafen in die Augen; *Spiefs* wurde daher sogleich durch einen Officier in das Residenzschlofs abgeholt, und daselbst in Angesicht des ganzen zahlreichen Hofs — zwar unter vielen Versicherungen vorzüglicher Gnade — doch *ganz wider seinen Willen gezwungen, Militairdienste anzunehmen*. Und so war der wackere Mann zu Ende des J. 1754. Cadet unter der, aus lauter Leuten von bewundrungswürdiger Gröfse bestehenden Leibcompagnie des Marggrafen, der damals zu Günzenhausen residirte. Nach dessen frühzeitig erfolgten Tode wurde er 1758. Fahndrich und 1762 Unterlieutenant. Es ist leicht zu erachten, dafs sich ein Mann, wie *Spiefs* war, grofsen Zwang anthun mufste, um sich durch Widerstreben nicht noch gröfsere Unannehmlichkeiten auszusetzen. Indessen konnte doch durch ein so gewaltsames Verfahren, das Feuer, das in der Seele desselben brannte, nicht getilget werden — und war etwas, das denselben einigermassen schadlos hielte; so war es die Erlaubnifs die man ihm ertheilte, das fürstliche geheime Archiv und die Bibliothek in Anspach zu benutzen. Hier war er auch an der rechten Quelle, aus welcher er reichlich schöpfen und seine Kenntnisse im Staats-Lehen- und deutschen Rechte, vorzüglich aber in der allgemeinen sowohl als in der vaterländischen Geschichte erweitern konnte. Endlich erschien mit der 1769 erfolgten Vereinigung der beyden Fürstenthümer Bayreuth und Anspach auch seine Erlösungsstunde: *Spiefs* wurde von dem geheimen Ministerium zur Einrichtung des ältesten geheimen Archives zu Plassenburg, ohne sein Wissen und Verlangen vorgeschlagen, und darauf von dem Marggrafen *Alexander* zum Hof und Regierungsrath und ersten geheimen Archivar zu gedachtem *Plassenburg* ernannt. Nun war er an der Stelle, wo er sich als den Mann, der er wirklich war, legitimiren konnte. Er that dieses auch mit rastlosem Eifer, bis an das, in diesem Jahre am 5 März erfolgte Ende seines Lebens. Die Achtung die er sich bey so vielen wahren Gelehrten in und aufserhalb Deutschland, das ihn besonders als allgemeinen Lehrer der Diplomatik verehrte, zu erwerben gewufst hatte, war seinen unverkennbaren Verdiensten ganz angemessen; und wenn ihn auch die Grofsen ihrer Aufmerksamkeit würdigten und ihm Beweise von ihrer Gewogenheit gaben, so gereichte ihnen dieses selbst eben so sehr zu Ehre, als ihm. Ganz vorzüglich schätzte ihn der gegenwärtige vortrefliche Abt des fürstlichen Reichsstifts zu *St. Bla-*

ſien im Schwarzwald, bey dem er noch im vorigen Jahre, und da ſeine Geſundheitsumſtände, bereits nicht mehr die beſten waren, auf Verlangen deſſelben einen Beſuch abſtattete. Dieſer würdige Prälat ließs ſogar während der langwierigen Krankheit deſſelben in dem daſigen Kloſter für ſeine Wiedergeneſung Betſtunden halten. Das beygefügte vollſtändige Schriftenverzeichniſs des ſeel. Mannes gibt dieſer kleinen Schrift allerdings einen erhöheten Werth, welche auch wegen der in dem hinterlaſſenen ſchriftlichen Aufſatze des Verewigten geäuſserten, ungemein rührenden religiöſen Geſinnungen geleſen zu werden verdient.

Erlangen, gedr. b. Hilpert: *De vita, ſcriptis et ſyſtemate myſtico Sebaſtiani Franci* Differit *Samuel Theophilus Wald*, Vratislavienſis Philoſoph. Doctor Theolog. Baccalaureus Graecarum litterarum in Univerſitate Regiomontana ordinarius Profeſſor etc. MDCCLXXXXIII. 62 S. 4. Auſſer dem eben angezeigten Titel fand Rec. in dem ihm zu Handen gekommenen Exemplar, noch einen *zweyten Titel* der ihn belehrte, daſs dieſe Schrift von dem Vf. der theologiſchen Facultät zu *Erlangen pro ſummis in theologia honoribus rite obtinendis* übergeben worden ſey. Dieſer Umſtand machte ihn noch aufmerkſamer auf dieſelbe, als er es ſchon vorher, des Gegenſtandes wegen geweſen war, weil er mit Recht erwarten zu können glaubte, in einer, würdigen Männern, bey *Erlangung der höchſten Würde in der Gottgelahrtheit* vorgelegten Probeſchrift, etwas, wo nicht ganz vollendetes, doch wenigſtens etwas erträgliches, anzutreffen. Allein er fand ſich leider ſehr getäuſcht. Schon die an der Spitze ſtehenden Quellen, aus denen der Hr. Vf. geſchöpfet zu haben, *ſcheinen will*, machten ihn gegen das daraus hergeleitete argwöhniſch, zumal da er eine der *neueſten* und *beſten* vermiſste. Sollte auch Hn. W. die, in Herrn Pr. *Waldau's Neuen Beytr. zur Geſchichte Nürnbergs* 2 *B. S.* 129. *u. f.* befindliche Nachricht von ſeinem Helden unbekannt geblieben ſeyn: ſo hatte ihm doch das, was Herr *Adelung* in der *Geſchichte der menſchlichen Narrheit* Th. 2. S. 11. u. f. von dem Leben; Meynungen und Schriften dieſes ſonderbaren Mannes eben ſo gründlich, als ausführlich geſagt hat, nicht verborgen bleiben ſollen. Es iſt wahr, daſs man, was die eigentliche Lebensgeſchichte deſſelben betrifft, nur weniges mit Gewiſsheit zu ſagen weiſs. Da aber auch nur dieſes wenige gröſstentheils aus ſeinen Schriften genommen werden muſs; ſo würde ihn ſchon das ungleich vollſtändigere und richtigere Schriftenverzeichniſs von *Adelung* ſicher ſehr wohl zu ſtatten gekommen ſeyn. Gleich die erſten Schriften die Hr. *Adelung* anführt, und die Hn. W. ganz unbekannt geblieben ſind, würden ihn Gelegenheit geben haben, ſeine Leſer zu belehren, daſs *Nürnberg* der erſte Ort geweſen ſey, wo *Sebaſtian Frank* als Schriftſteller, auftrat. Hier war es, wo er *Althamers* Diallage unter dem Titel *Vereynigung, der ſtreitigen Sprüche in der Schrift* verteutſchte und 1528. 8. drucken ließs. (Rec. beſitzt davon das 1527. bey *Friedr. Peypus in Nürnberg* gedruckte Original. *Althamer* war damahls noch Pfarrer auf dem Lande und zwar zu *Eltersdorf*. Die Dedication iſt datirt *E rure*, und ſomit iſt aufgeklärt, was in der Frankiſchen Ueberſetzung das — *vom Feld* — bedeuten ſoll.) Im J. 1529. erſchien: *Klagbrief oder Supplication der armen dürftigen in Engenlandt, an den König daſelbſt geſtellet, widder die reychen geyſtlichen bettler.* *Frank* will dieſe Schrift, in welcher das Unweſen der Cleriſey auf die fürchterlichſte Art geſchildert wird, aus dem lateiniſchen überſetzt haben. Die Dedication der Schrift von *der Trunkenheit* iſt datirt: *Juſtenfelden. Anno domini. M. D. XXXI.* Man hat darüber geſtritten, ob dieſes *Juſtenfelden*, das im Nürnbergiſchen gelegene Pfarrdorf *Gnſtenfelden* ſey." Rec. glaubt dieſe Frage bejahen zu dürfen, ungeachtet er es eben nicht für nöthig hält, anzunehmen, daſs *Frank* daſelbſt *Pfarrer* geweſen ſey. Noch iſt in dieſem J. 1531. zu *Nurnberg* eine, auch Hn. *Adelung* unbekannt gebliebene Frankiſche Schrift unter dem Titel: *Eine kunſtlich hofliche Declamation und heftiger Wortzank dreyer Brüder vor Gerichten von Phil. Berealde u. ſ. w.* in 4 gedruckt werden. Von allen dieſen Schriften wuſste Hr. *Wald* — nichts. Die erſte, die er anführet, iſt die Chronick (Cronica) *Abconterfayung vnd entwerffung der Turckey* — *Angſpurg* 1530. 4. Es iſt aber auch eine Nürnbergiſche Ausgabe von eben dieſem Jahre vorhanden, die Hr. W. nicht kannte, und von welcher die Augſpurgiſche nur ein Nachdruck iſt. Vermuthlich erſchien um dieſe Zeit auch die Frankiſche Ueberſetzung von dem *Eraſmiſchen Encomio Moriae* u. ſ. w. die Hr. W. ebenfalls übergangen hat. Von den angeführten gröſsern hiſtoriſchen Wercken dieſes Mannes, hätte man doch wohl in einer Schrift, die denſelben ganz zum Gegenſtand hat, eine ausführlichere Inhaltsanzeige und Würdigung erwarten ſollen. Wie es aber möglich geweſen ſey, daſs Hr. *D. Wald* die *Chronica der Teutſchen* n. VII. mit folgenden Worten, *Chronicon Germanorum vel potius clanis poematis celeberrimi Theuerdanck de quo conf. Koeleri diſp. de inclyto libro Theuerdanck Altorf.* 1714. *p.* 15. — habe anzeigen können, iſt Rec. ganz unbegreiflich. Gerade die citirte Kohleriſche Diſputation, würde ihn, wenn er auch die Chronick ſelbſt nie zu Geſicht bekommen hätte, das Gegentheil von dem, was er ſo zuverſichtlich behauptete, gelehret haben. Schon das iſt äuſserſt lächerlich, daſs er die *Chronik* — ein Werk das CCCCII. foliirte Blätter füllet beträgt, mit dem *Clavis des Theurdanks* welcher im Original 8 Blätter, für ein und eben daſſelbe Werk hält. Aber auch das iſt falſch, daſs *Frank* dieſen Clavis in ſein Werk aufgenommen habe. Er ſelbſt ſagt es deutlich genug, wenn es auch der Augenſchein und eine angeſtellte Vergleichung nicht bewieſe, daſs er — *Die wunderbarlichen ſieg vnnd kunmütigen helden thaten Maximiliani in dem Theurdank begriffen, ſummirt vnnd in einer ſumm obenhin angeregt habe.* — *Franks Sammlung der Spruchwörter* — eines ſeiner nützlichſten und brauchbarſten Werke, hätte billig näher beſchrieben werden ſollen, zumal da dieſes, wie ſchon *Adelung* bemerkt hat, bisher noch von niemand geſchehen iſt. Gerne würde dieſes hier Rec. thun, wenn es der Raum geſtattete; doch will er nur dieſs berühren, daſs ſich dieſe Sammlung von dem vorhergegangnen ähnlichen Werke des *Agricola* merklich unterſcheidet, auch ungleich reichhaltiger iſt. Es beſtehet aus 2 Theilen, von denen der erſte 163. und der zweyte 211 Bl. ſtark iſt. Hr. W. gibt von der nemlichen *Egenolphiſchen* Ausgabe zweyerley Format, 8 und 4 an. Auch Hr. *Adelung* nimmt das Octavformat an. Allein das Werk iſt zuverläſsig in 4. gedruckt. Doch genug von *Franks* Schriften. Wir erinnern nur noch, daſs Hr. W. im 5ten Abſchnitt unter dem Titel *Placita* von S. 20—53. und alſo auf 4 Bogen einen Auszug aus *Franks* paradoxis geliefert, und dann im 6ten und letzten Abſchnitt das *Syſtem* dieſes Mannes zu beſtimmen geſucht habe. Unſere Meynung davon zu ſagen, iſt hier der Ort nicht. Wir ſetzen bloſs dieſes einzige hinzu, daſs *Frank* noch genauer ſtudiert werden müſſe, wenn man über ſein Syſtem ein richtiges Urtheil fällen wollte. — Und dazu will Rec. eine bisher ganz unbekannt gebliebene Schrift dieſes ſonderbaren Mannes, allen denen, die Luſt und Belieben haben, ihn näher kennen zu lernen, beſtens empfehlen. Sie iſt 1534. in 4 erſchienen und hat folgenden Titel: *Das Gott das ainig ain, vnd höchſtes gut, ſein almechtigs, wars, lebendigs wort, will, kunſt, geſatz, Sun, ſinn, Character, liecht, leben, Bild, Reich, arm, gauſt, kraft, hand, Chriſtus, der Neumenſch, vnd das weybs Som, neben der Schlangen ſomen, in aller menſchen herz ſey, Aber zur ſeligkait nit gnug, wir ſeyen dann auch Widerum in Got, Chriſto, vnnd ſeinem Reich, wie ſy in vnns. Item das wort, Chriſtus, der new menſch, werde dann in vnns wie empfunden vnd empfanngen, ahs geboren, gewiſst, geleſen, gebraucht, vnd angelegt. Zeugnuſs der hailigen ſchrifft, der Hayden, alten lerern vnd vattern zuſamengetragen durch Sebaſtian Franken von Word.* Eine der letzten Schriften, die bisher ebenfalls noch nicht bemerkt wurde, iſt: vom Glauben und Werken, Zeugnus der Schrift; Frankf. druckts Cyriack Jacob 1543. 8. Zum Beſchluſs führen wir noch einen bisher unbekannten aber zuverläſſigen Umſtand ſeiner Lebensgeſchichte an, die Verheurathung deſſelben mit einer *Ottilia Behaimin*, die er ſich 1528. den 17 Merz zu *Nurnberg* antrauen ließs.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. August 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Lübeck u. Leipzig, b. Bohn: *Chreſtomathia Hexaplaris* adornata a *Jo Ge. Trendelenburg*, Gr. et OO. Litt. in Gymnaſio Gedanenſi P. P. O. et ſociet. germ. Elect. Manhem. Collega. 1794. 319. u. XXXVI. S. 8.

Sollte es auch unter dem ganzen Stand der Theologen, wie wir hoffen wollen, keinen geben, welcher den Namen Hexapla nicht gehört hätte; ſo iſt doch gewiſs mancher, der ſich keinen anſchaulichen, auch nur hiſtoriſchen Begriff von dieſer Sammlung der älteſten Griech. Ueberſetzungen des Alten Teſtaments verſchafft hat. Und doch waren dieſe Verſionen im kirchlichen und Privatgebrauch von ſo ausgebreitetem Einfluſs auf Entſtehung, Einkleidung und Ausbildung des Chriſtenthums durch mehrere Jahrhunderte hin, daſs nicht leicht die erſte Geſchichte eines einzigen chriſtl. Dogma und ſeiner exegetiſchen Begründung ohne Kenntniſs der Eigenheiten jener Ueberſetzungen gründlich verſtanden werden kann. Man baute damals bekanntlich auf das Alte Teſt. weit mehr von chriſtl. Dogmatik, als ſpäterhin. Und doch war faſt niemals der hebr. Grundtext die Quelle, aus welcher man Beweisſtellen jener Art borgte, ſondern immer eine der griechiſchen Verſionen, welche, ſelbſt häufig untereinander gemiſcht, auch von der kirchlichen Ueberſetzung der lateiniſchen Kirche die erſte Quelle waren. Wer weiſs es nicht, oder wer ſollte es wenigſtens nicht wiſſen, daſs der Stoff zu dem ganzen Artikel von den meſſianiſchen Weiſſagungen und wenigſtens die Halfte der Materialien für den Artikel von der Gottheit des Meſſias in den erſten Jahrhunderten aus der alexandriniſch-griechiſchen Ueberſetzung des A. T. hergenommen war und daſs dann dieſe Verſion ſelbſt, ohne Kenntniſs der übrigen in den Hexaplen geſammelten, nicht genau zu beurtheilen iſt.

Hr. *Tr.* bemerkt ſehr richtig, daſs die nöthigſte Bekanntſchaft mit ſo merkwürdigen exegetiſchen, kritiſchen und theologiſchhiſtoriſchen Quellen fürs erſte durch ein kleines Leſebuch am beſten verbreitet werden könnte, in welchem das Aeuſſere der Hexaplen in einer Probe gezeigt würde, und dann ausgewählte Stücke derſelben mit den nöthigen Anmerkungen nach älteren und neueren Hülfsmitteln zu finden ſeyn müſsten. Und dieſs iſt es, was die gegenwärtige Chreſtomathie planmäſsig darbietet. Sachkundigen Lehrern auf Gymnaſien und Akademien fehlt es nun nicht an einem guten wohlfeilen Handbuch, durch welches ſie angehende Theologen zur Kenntniſs dieſer für das Studium des A. und N. Teſtaments und der älteren Kirchengeſchichte ſo wichtigen Stücke der bibliſchen Philologie hinreichend vorbereiten und anführen können. Und wir wünſchen, daſs der nützliche Zweck des Herausg. recht häufig erreicht werden möge!

Er hat, um die Vergleichung zu erleichtern, gerade diejenigen Stücke nach den griechiſchen Verſionen abdrucken laſſen, welche in Hufnagels hebr. Chreſtomathie (*Selecta vet. Teſt. Capita hiſtor. argumenti — Norimb.* 1780.) nach dem Grundtext, für den Elementarunterricht abgedruckt ſind. Das erſte Kap. der Geneſis iſt ganz in der Form der Hexaplen vorausgeſchickt, und am Ende ſind einige Pſſ. und Stücke aus den Proverbien beygefügt. Die Anmerkungen geben meiſt die Quellen an, aus welchen ein gegebenes Hexaplar. Fragment genommen wurde, enthalten aber auch Winke zur Erklärung und zur kritiſchen Berichtigung derſelben. Die Praemonita geben von der Geſchichte der Hexaplariſchen Verſionen und ihrer Sammlung, von den dabey gebrauchten Zeichen und von den Hülfsmitteln Montfaucons und des Vf. zu Wiederherſtellung der Hexaplen hinreichende Nachricht. Beyläufig müſſen wir uns wundern, daſs auch Hr. *Tr.* die Hexapla ein *opus criticum* nennt, wie dieſs freylich faſt immer geſchieht. Dieſe Arbeit von Origenes hat zwar vielen Stoff für den Kritiker, aber an ſich kaum einen für den erſten Anblick blendenden Anſtrich von Kritik. Orig. verbeſſerte oder veränderte an den aufgenommenen Verſionen nichts aus Vergleichung von andern Handſchriften, nichts, ſoviel wir wiſſen, *ex conjectura critica*. Sein ganzer Zweck war *exegetiſch*. Er nahm den hebr. Text, wie er ihn fand, wollte den gewöhnlich unwiſſenden chriſtl. Kirchenlehrern die Mühe, irgend den Grundtext zu befragen, aufs möglichſte durch die hebräiſche Columne mit griechiſchen Buchſtaben erleichtern, und ſie auch durch die zunächſt beygefügte, dem Hebräiſchen ſich anſchmiegende, Verſion des Aquila noch weiter hiezu unterſtützen. Hierin iſt gar nichts von kritiſchem *Zweck*. Die LXX. als die damals recipirte griech. Kirchenverſion ſuchte Origenes ebenfalls gar nicht nach Regeln oder Zwecken der Kritik zu ihrem urſprünglichen Text zurückzuführen. Seine ganze Abſicht war offenbar nur dieſe, daſs dieſe Kirchenverſion mit dem hebr. Text ſeiner Zeit genauer übereinſtimmen und alſo die daran gewöhnten Chriſten wiſſen ſollten, was von der Kirchenverſion wirklich im Grundtext ſich finde, da ſonſt wohl oft aus Stellen derſelben, die der Jude oder hebräiſchgelehrtere Ketzer im Grundtext nicht fand, ſogar argumentirt wurde. Entdeckte derjenige, gegen welchen polemiſiert wurde, dergleichen Fehler der griech. Kirchenverſion, ſo muſsten Kirchenväter und Volk —

denen das Hebräiſchlernen noch fremder war, als manchem, welcher daſſelbe auch jetzt für das *Studium* der Theologie entbehren zu können glaubt — an dieſer einmal angenommenen, und ſo hoch verehrten Quelle ihres Kirchenglaubens irre werden. Dieſen ganz unkritiſchen Leuten kam Orig. auf eine ganz unkritiſche Weiſe in ihrer Noth zu Hülfe und hob alle Diſſonanz der LXX und des hebr. Texts durch eine blos mechaniſche Arbeit auf, indem er den hebr. Text, wie er einmal war, vorausſetzte, Stellen, welche jener damals hatte, die Kirchenverſion aber nicht ausdrückte, mit dem Zeichen des Zuſatzes einſchob, andere Stellen aber, die der damalige Grundtext nicht hatte, in den LXX als ſolche, die im Hebr. mangeln, mit Obelen anſtrich. Bey ihm waren dieſe Zeichen, denen er vielleicht am meiſten ſeinen kritiſchen Ruhm zu danken hat, nicht Zeichen der Kritik, und den hohen Titel eines vir χριτικωτατος hat ſich alſo Orig. an den Hexaplis ſicher nicht verdient, wenn wir gleich ſeinem ausdaurenden Sitzfleiſs den Beynamen Adamantius nicht abſprechen wollen. Wir ſind ganz gewiſs, daſs Hr. *Tr.*, die Sache nur einen Augenblick aus dieſem Geſichtspunkt genommen, ſelbſt mit uns übereinſtimmen wird.

Recht ſehr aber müſſen wir ihn noch zu Ausführung des Vorſatzes aufmuntern, welchen er in der Vorrede bekannt macht. Die Bahrdtiſche Ausgabe der Hexaplen nach Montfaucon (Leipzig und Lübeck 1769. II. Tom. gr. 8.) hat allerdings das empfehlende eines guten, meiſt correcten Drucks und eines bequemen Formats. Aber, wer Hexaplariſche Stücke ſtudiren will, muſs dennoch zur Montf. Ausgabe, ſo oft er die Quellen der gefundenen Fragmente zu wiſſen nöthig hat, zurückgehen. Hr. *Tr.* nun iſt entſchloſſen, nicht nur alle dieſe Quellenanzeigen in einer Zugabe zur Bahrdtiſchen Edition nachzuholen, ſondern auch alles, was indeſs zu den Hexaplis von neuen Beytragen und Verbeſſerungen einzeln bekannt worden iſt, oder aus älteren Schriften geſchöpft werden kann, geordnet zu ſammeln und mit ſeinen eigenen Bemerkungen vermehrt zugleich zu ediren. Unfehlbar gibt ein dritter Band, welcher dieſes enthalten wird, der Bahrdtiſchen Edition der Hexaplen einen beträchtlichen Vorzug und wir zeigen hier recht gerne an, daſs Hr. *Tr.* andere Sachkundige um Mittheilung von Emendationen und Beyträgen öffentlich bitten. Da *Holmes* bey ſeiner Variantenſammlung über die LXX auch auf Hexaplariſche Noten in den verglichenen Handſchriften Rückſicht nehmen läſst und dieſe wahrſcheinlich ſeinem Werk einrücken wird, ſo wird die Trendelenburgiſche erwünſchte Arbeit vor Herausgabe jener Collationen nicht wohl vollendet werden können. Damit ſie aber ja nicht unterbleibe, ſo wünſchen wir ſehr, daſs Hr. *Tr.* alles, was ſich indeſs dafür ſammlen, bemerken und ordnen läſst, wirklich ins Reine bringen möge, um alsdann, was aus Holmes für die Hexapla zu gewinnen iſt, in kürzerer Zeit einſchalten und ſein wichtiges *Auctarium hexaplare* gewiſs vollenden zu können, welches, wenn wir noch etwas wünſchen dürfen, mit einem *Gloſſarium in Hexapla* verbunden werden ſollte.

GÖTHEBORG, b. Norberg: *Pröfning ſä wäl af Hn. Tellers, Steinbarts och Eberhards ſom ſkras Tvifvelsmäl och inkaſt emot Läran om Jeſu Chriſti Guds Sons blodiga död, til förſoning för weredenes Sinder.* (Prüfung der Zweifel und Einwürfe der Hn. Teller, Steinbarts, Eberhards und Mehrerer gegen die Lehre von dem blutigen Tode Jeſu Chriſti des Sohnes Gottes zur Verſöhnung der Sünde der Welt) *af Jac. W. Faxe*, Theol. Prof. Contr. Proſt, Kyrkoherde — 1792. 1 Alph. 3 Bog. 8.

Wenn man den Zuſtand der Theologie in Schweden, die Lage dortiger Theologen, die weitläuftige Cenſur theologiſcher Bücher, und die dort noch immer an das kirchliche Syſtem gebundene Denkungsart kennt, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, daſs dieſes Buch wie auch ſchon der Titel zu erkennen gibt, nicht im geringſten von der alten Orthodoxie abweichen werde. Hr. Prof. *F.* hat ſich ſchon mehrmals als einen ſtrengen Vertheidiger derſelben gezeiget, und ſo tritt er auch hier auf. Die Gründe, die er, welches doch an ihm zu rühmen iſt, ohne Bitterkeit gegen die Gegner des Syſtems anführt, ſind die bekannten. Die Hauptſache, worauf es bey Widerlegung des Socinianismus ankommt, ſagt er, iſt die, daſs man, was die Freunde deſſelben auch für Gründe zu ſeiner Vertheidigung anwenden, ſich doch immer an die klaren und deutlichen (?) Ausdrücke der h. Schrift halte. Denn da die Wirklichkeit der Verſöhnung Jeſu nicht auf die Vernunft, ſondern auf *Gottes* freyen und geoffenbarten Willen beruht: ſo kann dieſe wichtige Wahrheit auf keine andere Art als nach der h. Schrift abgemacht werden." — Aber da kommt es dann doch alles wieder auf die richtige Exegeſe deſſen, was die Schrift ſagt, an. Die 4 Bogen ſtarke Vorrede iſt, faſt ganz gegen Hn. Prof. *Kölmark* und wider einige Sätze deſſelben in ſeiner Einleitung zur Philoſophie und Moral 1785, gerichtet, wo man doch oft geneigt ſeyn dürfte, Hn. Kölmark Recht zu geben. Dann gibt Hr. F. eine Nachricht von den auch von ihm ſogenannten neuern Socinianern und ihren Schriften, wohin er beſonders die Schriften Tellers, Baſedows, Gruners, Steinbarts, Bahrdts, Eiſens, des Verf. der Predigten für das Landvolk, Damms, Eberhards, Prieſtley und Sykes rechnet. Semlern ſpricht er doch von der Beſchuldigung des Socinianismus frey, macht aber doch einen Unterſchied unter dem frühern und ſpätern D. Semler. Er hat dabey auch die Schriften der ältern Socinianer geleſen; und da man unter dieſen und jenen neuern keinen andern Unterſchied finde, als das was die neuere einer feineren Philoſophie und mehr Uebung in der Kritik zu danken haben; ſo hat er ſich nur hauptſächlich mit Unterſuchung der Gründe und Vorſtellungen eines *Tellers*, *Steinbarts* und *Eberhards* beſchäftiget. Dieſe Unterſuchung iſt in Briefen zwiſchen zween Freunden, Euphranor und Theocles, angeſtellt. Die Einwürfe gegen die gewöhnliche Verſöhnungslehre beruhen entweder auf den Unterſchied der Lehre und der Lehrmethode, oder ſie ſind aus der Natur und Beſchaffenheit der Sache ſelbſt hergenommen, oder ſie gründen ſich auf Gottes Natur und Eigenſchaft und die Be-

schaffenheit göttlicher Strafen; oder sie werden aus Ausdrücken der h. Schrift selbst hergenommen. Hr. F. hat sie so gut als er konnte, zu entkräften gesucht. Er läugnet nicht, dass er sich dabey mit vielem Nutzen der *Seilerschen* Schriften bedient habe; doch pflichtet er selbst Seilern in seinem Begriff von Gottes Gerechtigkeit, und den Absichten bey seinen Strafen nicht völlig bey. Diesem Briefwechsel sind noch 2 Anhange beygefügt. Der 1ste, ein kurzer Auszug aus den Schriften der Kirchenväter, um ihre Denkungsart und Lehre vom Versöhnungstode des Sohnes Gottes daraus zu erkennen, ist aus Hn. D. *Seilers* 3ten Cap. seiner ältern Geschichte vom Versöhnungstode Jesu doch hin und wieder etwas abgekürzt übersetzt, und soll beweisen, dass keinesweges Augustinus der erste gewesen sey, der die Lehre von einer stellvertretenden Versöhnung eingeführt habe. Der 2te über das, was die Heiden bey ihren angenommenen Opfern und Versöhnungsmitteln gedacht und sich vorgestellt haben, ist aus dem letzten Cap. des Grotius, *de satisfact. Christi* übersetzt. Ein Zeugniss der Hn. Doctoren Domey und Hartmark v. J. 1789, (denn seitdem hat der Vf. schon sein Buch in Handschrift fertig gehabt) dass sie auf Verlangen des hochwürdigen Priesterstandes diese Schrift durchgelesen, und sie der reinen angenommenen Glaubenslehre völlig gemäss gefunden haben, ingleichen ein paar ausgezogene Stellen aus den Symbolischen Büchern, sind als Schutz- und Schirmbriefe, dem Buche vorgesetzt, das übrigens doch im Ganzen über diese Materie keines der schlechtesten ist, und sich auch durch vollständige Behandlung der Gegner von manchen ähnlichen Werken unterscheidet.

Stockholm, b. Carlbohm: *Compendium Theologiae Symbolicae Ecclesiae Lutheranae congessit, disposuit et edidit Johannes Moller*, Professor Praepositus et Pastor in Westerhaninge. 1793. 227 S. 8.

Nach dem Titel sollte man fast hier ein eigenes Werk über die Symbolik von dem Hn. Vf., den man schon aus mehrern Schriften als einen geschickten Mann kennt, erwarten. Seine Absicht war auch anfanglich, eine neue unsern Zeiten angemessene schwed. Uebersetzung der symbolischen Bücher herauszugeben; die er hernach dahin anderte, einen so viel möglich wörtlichen Auszug aus solchen in lateinischer oder schwedischer Sprache drucken zu lassen. Aber auch davon kam er zurück, nachdem ihm des jetzigen Hn. Prof. Wald zu Königsberg *Theologiae Symbolicae Lutheranae descriptio. Halae* 1786 zu Gesichte kam. Er hielt solche seinem Zweck angemessener als alles, was er selbst darüber schreiben konnte, und liess sie also hier mit dem etwas veränderten Titel wieder abdrucken. Er hat sich kleine und geringe Veränderungen erlaubt, und hin und wieder etwas weggelassen, zugesetzt und verbessert, worüber wir nicht urtheilen können, da wir die Schrift des Hn. Wald nicht zur Hand haben; die aber billig auf eine oder andere Art von dem Waldischen Text hätten unterschieden werden sollen. Zum Nutzen derer, für welche Hr. Möller eigentlich schrieb, hat er von S. 133 — 148, die *Praenoscenda Theologiae symbolicae*, aus dem ersten und allgemeinen Theil des *Breviarii Theol. Symb. Ecclesiae Lutheran.* von C. F. Fr. *Walch*; von S. 149 — 170, die *Doctrinam Symbolicam de fidei nostrae capitibus thesibus comprehensam*, in eben der Ordnung und wörtlich aus *C. F. Boerneri Instit. Theol. Symbol.* und von S. 171 — 227., einen Abdruck der Augsburgischen Confession aus der Rechenbergischen Ausgabe der *Librorum Symbolicorum* angehangt. Am Ende ist endlich auch noch das *Decretum Concilii Upsaliensis* vom J. 1593; in der lateinischen Uebersetzung aus *Bugenii Inventario Eccl. Suecogoth.* beygefügt worden.

LITERARGESCHICHTE.

Lübeck u. Leipzig, b. Bohn: *Geist der Philosophie, und Sprache der alten Welt.* Erster Theil. von *Wilh. Fr. Hezel*, F. Hess. GRR. und Prof. zu Giessen. 1794. 346 S. 8.

Für den angehenden Theologen und für viele andere Mitglieder der Lesewelt, welche noch nicht anschaulich genug von dem vielfachen Unterschied der Denkart und folglich auch der Urtheile des Alterthums und der jetzigen, oder überhaupt, der cultivirteren Welt überzeugt sind, eine ganz brauchbare Schrift! Auch durch die äussere Form, insofern diese vom Verleger abhieng, empfiehlt sie sich dem Leser. Dem Kenner aber kann es angenehm seyn, die hieher gehörige Stellen der Bibel und des Homers unter gewisse Rubriken gesammelt zu finden. Das jetzige Bändchen erläutert als *erste Hauptregel* die Beobachtung: *Wie sich der Mensch auf den untern Stufen der Kultur etwas, als wahrscheinlich, denkt und erklärt, so drückt er's nun, als würklich* aus; oder kürzer; *Wie gedacht, so gesagt!* Diese Hauptregel wird durch untergeordnete spezielle Classificationen der Falle, auf welche sie sich bezieht, erläutert. Die *erste* Rubrik dieser Art ist: *Alles Frappante* (Auffallende) *und Unerwartete ist* (dem Alterthum) *meist unmittelbare Würkung der Gottheit.* Daher heissen alle durch Vorzüge ausgezeichnete Menschen Lieblinge der Gottheit. Daher ist (dem Alterthum) Gott selbst oder ein Engel Gottes, oder ein Naturphanomen, das als Omen gilt, oder ein ausserordentlicher Mensch als Gottes Engel, da, wo eine ganz besondere Würkung der Gottheit bemerkbar scheint. Was der Vf. unter c. als die dritte Rubrik angibt, sollte, logischer geordnet, die *zweyte* seyn. Denn die, welche er zur Zweyten macht, ist wie er sich S. 113 ausdrückt: *nur Gattung von der obigen.* Er will sagen: Art, Untergattung! Kurz; die *zweyte* Classe ist diese: *Auffallend schlimme Würkungen denkt und beschreibt die alte Welt als Einwürkungen böser Geister.* Vorher noch hatte einiges, was nun unter besondern Rubriken auftritt, sogleich unter die erste gebracht werden sollen; dass nemlich alles ausserordentliche als Gottes Werk gedacht und beschrieben, und auch alles von Gott zugelassene als Würkung der Gottheit angesehen und angegeben wurde. So gewiss die logische Genauigkeit diese 2 Classen von Stellen noch unter die erste Rubrik geordnet haben würde, eben so gewiss hätte bey der zweyten Rubrik von den bösen Würkungen zugleich angegeben werden sollen: dass alles ausserordentlich böse teufelisch schien und genannt wurde.

Digitized by Google

In pſychologiſche Betrachtungen: Warum die alte Welt überhaupt ſo gedacht habe und worauf ſich die Verſchiedenheit in den gleichartigen hebräiſchen und Homeriſchen Schilderungen der Urſachen unerklärter Würkungen gründe, hat ſich der Vf. nicht eingelaſſen. Er ſammelt, ohne genaue Ordnung und ohne ein ſtufenweiſes Fortſchreiten vom Deutlicheren zum Schwereren, bibliſche und Homeriſche Stellen (letztere nach Stollbergs und Voſſ'ens Ueberſetzung) unter ſeine Claſſen und ſucht zu zeigen, wie ſein Erklärungsmittel bey ihnen anſchlage. Oft iſt nun dieſs unfehlbar das richtige und einzigmögliche. Aber wenn ein Schlüſſel alle Schlöſſer öfnen ſoll, ſo knackt er, ſagt das Sprichwort. Nicht ſelten hat es ſich der Vf. gar zu leicht gemacht, durch ſein: Wie gedacht, ſo geſagt, *alles* aufzulöſen. Da ſeine Schrift mehr für Nichtgelehrte Forſcher, als für Kenner beſtimmt ſeyn kann, ſo hätte es doppelte Behutſamkeit erfodert, zu verhüten, daſs nicht die Auflöſung hie und da wunderboller als das Räthſel ſelbſt würde. Es iſt, um nur eine Art von Beyſpielen anzugeben, wider die Wahrſcheinlichkeit, ähnliche Erfolge immer aus dém nemlichen Zufall abzuleiten. Aber hier iſt *überall*, wo von tödtendem Feuer Gottes die Rede iſt, *Gewitter und Blitz*, auch z. B. bey 3. B. Moſ. 10, 1. 2. wo doch ein particulares in dem Opferzelt entſtandenes Feuer, welches von daher kam, wo man ſich dem Jehovah näherte, alſo eine Flamme angedeutet wird, welche vom Altar aus die beiden jungen Prieſter die ſich als Trunkene (V. 8. 9.) unvorſichtig naherten ergriffen hatte. Daher wird der Erfolg V. 6. ein *Brand* genannt. — Vorübergehende Umſtrahlungen eines Menſchen ſind als Folge von Electricität möglich und geben den Anblick eines nicht verzehrenden Feuers. Der Vf. erinnert an Iliad. 5, 1. ff. an den Julus in der Aeneide. Man kann den Knaben Servius Tullius hinzuſetzen. Aber wie ſollte ſich hieraus Moſe's glänzendes Angeſicht, Exod. 34, 29 ff. erklären laſſen, das als ein *bleibendes* Phänomen beſchrieben wird? Das Signal, welches das Aufbrechen der nomadiſchen Lager Iſraels in der Wüſte beſtimmte — gleichfalls als ein *fortdauerndes* Phänomen beſchrieben — ſoll jedesmal ein Gewitter geweſen ſeyn. S. 245. Hätte das Nomadenvolk, ſo oft ein Wetter kam, aufbrechen, und wenn daſſelbe vorbey war, ſtill halten wollen, ſo würden ſie oft gute Weideplätze zu verlaſſen und da, wo nichts zu finden war, lange zu verweilen genöthigt geweſen ſeyn! Da jetzt im allgemeinen dergleichen Arten von Auflöſungen allzu bekannt ſind, und alſo an ſich kein Verdienſt mehr geben können, ſo kann in der That das Verdienſt des Schrifterklärers dabey nur in einem genaueren Erforſchen der Umſtände, im behutſamen Ausſuchen einer den Theilen der Erzählung möglichſt angemeſſenen Deutung, oder in dem Bekenntniſs und dem Beweis beſtehen, daſs und warum bey einer nicht mit Wahrſcheinlichkeit aufzulöſenden Wundergeſchichte die gewöhnlichen Entrathſelungen nicht anwendbar ſind. Weit beſſer iſt es, zu zeigen, in wiefern uns die Data verlaſſen, als wenn man durch oberflächliche Deutungen eine häufig richtige Art, das Alterthum zu beleuchten, lächerlich und auch für Fälle, wo ſie angewendet werden ſoll, unbrauchbar macht. Am meiſten Zwang ſcheinen dem Rec. die Stellen gelitten zu haben, wo der Vf. unter *Engel* geradezu und nicht blos vergleichungsweiſe, wie 2. Sam. 14. 17. Menſchen von beſonderer Art verſtehen will, wie Röm. 8, 38. 39. 1. Kor. 4, 9. 6, 3. 11, 10. 13, 1. Gal. 4, 14. 1. Tim. 5, 31. Wenn Paulus ſagt: Verſtünde ich die Sprachen der Menſchen und *Engel*, ſo ſollen Engel S. 282. „durch *Wiſſenſchaften* gebildete *Menſchen*, *Gelehrte*" ſeyn. Wenn der Apoſtel, der auch ſonſt zwiſchen Erde und Himmel eine beſondere für die Gute würkſame, nahe Communication annimmt, ausruft: ich bin ein Schauſpiel geworden der *Welt*, der *Engeln* und den Menſchen, ſo ſoll *die Welt* Juden und Nichtjuden bedeuten, damit aus Engeln ungewöhnliche, aus Menſchen gewöhnliche — Menſchen gebildet werden können.

Auch da, wo die Erklärungsweiſe des Vf. richtig anzuwenden iſt, finden wir den höchſtnöthigen Unterſchied zwiſchen dem hiſtoriſchen und philoſophiſchen Sinn ſolcher Stellen ſelten bemerkt. Das gewöhnlichſte nemlich iſt, daſs der alte Schriftſteller ſein Urtheil über die Urſache eines Erfolgs völlig mit dem Erfolg ſelbſt in ſeinen Gedanken vereinte und die von ihm hinzugedachte Urſache ſo gewiſs, als den Erfolg, für richtig hielt. Dieſs muſs der Schriftforſcher nicht wegexegeiren, wenn er nicht klare Spuren hat, daſs der alte Erzähler es beſſer für ſich ſelbſt wuſste und ſich blos im Volkston oder in einer einmal in die allgemeine Sprache aufgenommenen Redensart ausdrückte. Wie andere Zeitalter über ſolche Urtheile des Alterthums zu urtheilen haben, da wenigſtens auf dieſs Vermögen zu urtheilen kein Zeitalter je ein Monopol hatte, gibt ſich leicht von ſelbſt.

Noch eine Frage hätte der Vf. nothwendig beantworten ſollen. Homer iſt Dichter, die meiſten bibliſchen vom Vf. mit Homer verglichenen Stellen ſind proſaiſch und hiſtoriſch. Wird man nicht mit Recht einwenden: Das Dazwiſchenkommen der Götter, das Zurückführen aller Erfolge auf die Gottheit iſt — Homers *Dichterſprache*. Wie iſt daraus ein unpoetiſch gedachtes und als bloſse Thatſache erzähltes Stück der Bibel zu erklären? — Die einzig mögliche Antwort iſt: Selbſt der alte Dichter dichtete nur ſolche Urſachen der Phänomene, wie ſeine Zeitgenoſſen ſie wirklich zu denken gewohnt waren! Aber dieſe Antwort bedarf und verdient eine ſehr genaue Entwickelung, zu welcher wir den Vf. auffodern. Vieles in dem eigenthümlichen der alten Dichtereyen, auch der Grund: warum jene Maſchinerien in einem Zeitalter, wo die meiſten nicht mehr ſo denken, nicht äſthetiſch würken, warum z. B. der nach dem legalſten Satisfactionsſyſtem gebildete Gott der Meſſiade dem ganzen Gedicht ſovieles nimmt, und warum darin Adramelech mehr Eindruck macht, als alle in Bewegung geſetzten Thronengel? — hängt mit dieſer Entwickelung zuſammen. Für den Zweck des Vf. aber iſt ſie, wenn er ſeine Parallele zwiſchen Homer und der Bibel feſt ſtellen will, unentbehrlich. — Uebrigens wünſchen wir, daſs die Fortſetzung dieſer Schrift, die wir auch gern ſehn werden, durch Vermeidung aller entbehrlichen Weitſchweifigkeit ſo kurz möglich und nützlich werden möge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. Auguſt 1794.

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Hartmann: *Die Republik Athen.* Etwas zur *Parallele der alten und neuen Staatskunſt* — Skizzirt von *D. Chr. Koeler*; Rector des Gymnaſiums zu Detmold. 1794. 113 S. 8.

Wenn der Vf. nicht den Endzweck dieſer kleinen Schrift auf dem Titelblatte ſelbſt angegeben, wenn er die Abſicht gehabt hätte, bloſs im Allgemeinen, ohne irgend einen ſpeciellen Geſichtspunkt zu faſſen, über die *Athenienſiſche Staatsverfaſſung* zu belehren, ſo würde ſeine Arbeit eine beſſere Aufnahme finden, als ſie höchſt wahrſcheinlich jetzt zu erwarten hat. Beleſenheit und Kenntniſſe in ſeinem Fache wird ihm Niemand abſprechen, obgleich nicht zu läugnen iſt, daſs diejenigen, welche ſich dieſes Buch zum Wegweiſer wählen, ungleich beſſer fahren würden, wenn ſie, ohne gerade ſyſtematiſche Strenge zu fodern, mehr Methode und folglich auch mehr Klarheit antrafen.

Ganz ein andres Anſehen aber gewinnt die Sache, wenn man das, was der Titel verſpricht: *Parallelismus der alten und neuen Staatskunſt*, in des Vf. Vortrage ſucht. Nicht jeder Gelehrte iſt verpflichtet, ein gründlicher Politiker zu ſeyn: wer aber alte Verfaſſungen zur Belehrung unſers Zeitalters aufſtellen will, muſs mit politiſchen Gegenſtänden vertrauter, und in politiſchen Ideen und Grundſätzen feſter ſeyn, als Hr. K. es zu ſeyn ſcheint. Es iſt nicht allein unmöglich, auf ſeine Schilderung der Athenienſiſchen Staatsorganiſation ein Urtheil über das Charakteriſtiſche und den Werth derſelben zu bauen, ſondern es iſt ſogar äuſserſt ſchwer, das Urtheil, welches er ſelbſt darüber fällt, zu verſtehen. Er iſt ſo wenig ſicher in ſeinen politiſchen Principien, daſs er manchmal Lob und Tadel auf eine ſchwer verſtändliche Art unter einander mengt, und nicht ſelten in offenbare Widerſprüche verfällt. So ſagt er z. B. S. 45: „Selbſt *Solon* konnte „der zu mächtigen Partey des *Adels* nicht ganz widerſtehen. *Der Sturm bog ihn*, und hatte Einfluſs auf „die Eintheilung des Volks in vier Klaſſen nach dem „Vermögen. Dieſer Eintheilung zu Folge, waren die „drey reichern Klaſſen allein amtsfähig, und die letztre „nur ſtimmfähig. Dafür hatte nun zwar auch dieſe „weniger zu den Staatsausgaben beyzutragen; auch „laſst ſich zur *Vertheidigung* der Sache ſagen, daſs der „ungebildetere Theil des Volks ſich aus mehr denn einem Grunde zur Regierung nicht ſchickte. Allein *es „war doch ungerecht*; daſs der Kopf des Aermern der „*von der Natur zum Staatsmann* beſtimmt war, es bloſs „deswegen nicht werden konnte, weil es zufällig weniger Vermögen beſaſs.“ — Und nicht viel weiter S. 60. heiſst es: „Neben dem Vornehmen konnte auch „der gemeinſte Bürger, falls er ſich nur das“ (in einer andern Stelle ſehr gering angegebne) „Vermögen dazu „erworben hatte, die erſten Stellen im Staat bekleiden“ zum Beweiſe werden *Kleon*, *Iphikrates*, *Demoſthenes*, *Aeſchines* — und wie ſehr lieſse ſich die Reihe noch verlängern — angeführt, die von den niedrigſten Geburt zu groſsem Anſehen ſtiegen. Alſo war es doch gar nicht *unmöglich*, daſs Leute aus dem niedrigſten Stande, *wenn die Natur* (um mit dem Vf. zu reden) *ſie zu Staatsmännern beſtimmt hatte*, ihre Beſtimmung erfüllten? — Die Verwirrung, die dieſer Widerſpruch in dem Gemüth des Leſers hervorbringen muſs, wird noch groſser, wenn der Vf. hinzuſetzt: „Indeſſen mach„te freylich die beſsre Bildung der Reichen etc. — — — „daſs die meiſten Staats- und *Militz*-Bedienungen mit „ehemaligen Adelichen und Reichen beſetzt wurden, „wiewohl auch nur in den ſpäten Zeiten der *unreinen* „*Soloniſchen Conſtitution*“ (der Zuſammenhang ergibt, daſs dieſes ſo viel heiſsen ſoll, als: *in den Zeiten, da die Soloniſche Conſtitution verunreinigt* d. h. verderbt war. Aber welch ein zweydeutiger und fehlerhafter Ausdruck!) „denn früher, zur Zeit des perſiſchen Krie„ges commandirten *ſehr viele Arme*, wie Ariſtides“ — Nun! welcher Tadel fällt denn eigentlich auf Solons Organiſirung der vier Volksklaſſen? —

Das Reſultat des Vf. iſt, daſs der Athenienſer bey der Conſtitution ſeines Staats *glücklich* war. Unter den Ingredienzien ſeiner Glückſeligkeit befinden ſich freylich einige, von welchen ein Schriftſteller unſrer Tage vielleicht nicht ganz in dem Tone, in welchem unſer Vf. davon ſpricht, reden ſollte. S. 57. „Kein Bürger „nährte ſich eben darum ſo von dem andern als jetzt; „kein Bürger *brauchte ſelbſt ſo ſehr zu arbeiten*, auſser „wenn er arm war und tagelohnern muſste, wie die „*Θῆτες* oder die niedrigſte Klaſſe der Bürger: ſonſt „konnte er ſich's bequem machen. Er war mehr Auf„ſeher und Reviſor ſeiner Sklaven.“ (Freylich ein recht bequemer Poſten.) „Es blieb ihm daher zu ſeinen Ver„gnügungen zu gymnaſtiſchen Spielen, zu gelehrten „Unterhaltungen, zum Theater, *zum Spaziergehen am „Fluſs Iliſſus* Zeit genung übrig.“ — Wahrlich, daſs eine halbe Million Sklaven umſonſt arbeiten muſs, damit zwanzig tauſend Bürger Zeit behalten, am Iliſſus ſpazieren zu gehen — das ſollte man doch nicht ſo mit groſser Seelenruhe als die Bedingung und das Reſultat einer weiſen Staatsverfaſſung aufſtellen!

Der allerſchwächſte Theil des Buches iſt die Anwendung auf das jetzige Zeitalter. Der Vf. ſagt zwar

gegen den Schluſs, „er überlaſſe dieſe Anwendung ſeinem Leſer und dem gröſsern Kenner des neuern „Staatsweſens;“ — aber, wenn der Titel nicht ganz täuſchen ſollte, muſste wenigſtens einer ſolchen Anwendung für den Kenner des neuen Staatsweſens alles gehörig vorbereitet ſeyn: So wie es hier liegt, ſind um eine *Parallele* zu ziehen, gerade gar keine Data vorhanden. Und was ſoll denn eigentlich das Gegenſtück zur *Republik* Athen liefern? „*Die neue Republik Frankreich*“ meynt der Vf. — wäre es wohl der Mühe werth, zwiſchen zwey ſo ganz heterogenen Dingen, weil ſie zufälligerweiſe einen und denſelben *Namen* führen, eine Vergleichung anzuſtellen? Und wenn es ſich denn nun überdieſs, „aus Erfahrungsdatis des politiſchen Alterthums weder behaupten noch laugnen „läſst, daſs die franzöſiſche Republik *nach ihrer urſprünglichen Conſtitution*“ (was doch der Vf. ſich hierunter „wohl für eine Conſtitution denken mag?) „beſtehen „könne, da ſie ohnehin noch in heftiger Gährung und „von vollkommner Entwicklung noch fern iſt“ — welche Frucht iſt dann aus der ganzen Parallele zu erwarten?

Dresden, b. d. Gebr. Walther. *Notitia ſuccincta numiſmatum Imperialium Romanorum, quae ab antiquariis maximo, quae magno, quaeque modico pretio cenſentur.* 1789. LXVIII. pag. 4.

Die Idee des Vf. verdient Dank, beſonders von denen, welche eine Aufſicht über die Münzſammlungen haben, oder ſelbſt Münzſammlungen anlegen wollen, und doch von der wirklichen oder relativen Seltenheit und dem daher entſtehenden Werthe der verſchiedenen Kaiſermünzen noch nicht ganz unterrichtet ſind, wenn gleich die Ausführung derſelben vorizt auch noch nicht die ganz vollendete Genauigkeit und Vollſtändigkeit hat. Der Vf. hat auf ſo vielen Tabellen, als dieſes kleine Werkchen Seiten hat, nach chronologiſcher Folge der Kaiſer und Kaiſerinnen einen ſolchen Ueberblick der Münzen derſelben gegeben, daſs es der Liebhaber ſogleich überſehen kann, von welchen Kaiſern viele, wenige oder gar keine Münzen vorhanden ſind, welche wieder unter den letztern theils von den lateiniſchen, theils von den griechiſchen, von den ägyptiſchen und Colonien-Münzen ſowohl in Gold und Silber als in Bronze und zwar dieſe nach ihren drey verſchiedenen Formen beſonders ſelten und ſchatzbar gehalten werden. Mehrmalen hat er die eigentlich ſeltneren Münzen nach einer kurzen Beſchreibung, gröſstentheils auch den von den ältern Numismatikern beſtimmten Werth derſelben angegeben. Nach einer genauen und ſorgfältigen Prüfung der ganzen Arbeit des Vf. müſſen wir ihm das Zeugniſs geben, daſs er als Kenner der ältern Numismatik, mit Sorgfalt und Zuverläſsigkeit ſeine Data geſammelt habe. Indeſſen ſcheint er mit den in der ältern Numismatik erſchienenen neueſten Werken, die ſo viele vorher nicht bekannt geweſene Schätze mitgetheilt und das ganze Gebiet der Münzkunde um vieles erweitert haben, nicht ſo bekannt, wie mit einem Vaillant, Morelli, Haym und andern ältern Schriftſtellern. Manche Angabe würde anzanders ausgefallen ſeyn, wenn er aus den Werken eines Eckhel, Guſſeme, Geſsner, und den Pembrockiſchen und Bentinckiſchen Münzverzeichniſſen ſeiner mühſamen Arbeit die Vollendung zu geben gewuſst hätte. Nach dem Zeugniſſe des Gräflich Bentinckiſchen Catalogs ſind allerdings von *Sextus Pompejus* Münzen in klein Bronze vorhanden. Vom Lepidus haben ſchon *Morell* Imper. Tab. VII und *Geſsner* Impp. Tab. VII Münzen in Bronze und von der Cleopatra *Eckhel* Cat. Muſ. Caeſar I. *Geſsner* Tab. II. *Guſſeme* II. p. 202. eine Münze in groſs Bronze angeführt. Vom Druſus hätte der Vf. die Goldmünze wenigſtens anzeigen ſollen, welche vom *Tenzel* in Sel. numismat. mitgetheilt worden iſt und bey allen Zweifeln eines *Morelli*, *Vaillant* und *Havercamp* doch noch das vor ſich hat, daſs auch eine ähnliche Münze in groſs Bronze vorhanden iſt. Von der Druſilla haben *Guſſeme* eine Münze in klein Bronze mit den Köpfen der Druſilla und des Caligula und von der Meſſalina das *Muſeum Pembrock. Geſsner* in Impp. und *Guſſeme* Münzen in groſs und mittel Bronze bekannt gemacht. Von der Claudia theilt *Eckhel* Num. vet. Tab. 17. eine Münze in klein Bronze mit den Köpfen der Claudia, Octavia und Agrippina mit. Der Poppea ſpricht der Vf. die griechiſchen Münzen gänzlich ab und mit Unrecht. Der Gräflich Bentinckiſche Catalog, das *Muſeum Pembrockian. Geſsner* und *Guſſeme* liefern griechiſche Münzen derſelben ſowohl in Silber als in Bronze. Von den ägyptiſchen Münzen *des K. Otho* ſagt der Vf. S. XI. XVIII. aegyptiaci numi diverſi extant; es exiſtiren aber zuverläſsig mehrere. Auch von der Domitilla iſt eine griechiſche durch *Guſſeme* III. p. 93. zum Vorſchein gekommen. Nur von den griechiſchen und Colonien-Münzen der Plotina würden wir geſagt haben, ſunt rariſſimi; die römiſchen Münzen derſelben ſind aus den Pembrockiſchen, Geſsneriſchen, Gräflich Bentinckiſchen, und andern von *Eckhel* und *Schlagern* benutzten Sammlungen nun ſchon bekannter geworden. Der Matidia eignet der Vf. griechiſche Münzen nur in klein Bronze zu; das *Muſeum Farneſianum* und *Geſsner* zeigen auch eine Münze in mittel Bronze und Haller ſogar eine griechiſche Silbermünze derſelben an. Von der Titiana haben nicht bloſs *Haym*, ſondern auch *Eckhel*, *Geſsner*, *Haller*, und der Gräfliche Bentinckiſche Catalog griechiſche Münzen mitgetheilt. Eben ſo geben der letztere eine Colonien-Münze der Plautilla, das Muſeum Theupoleum eine griechiſche Münze der Paulina mit ΠΑΥΛΕΙΝΑ ΣΕΒΑΣΤΗ und *Froelich* eine Colonien-Münze der Mariana an. Daſs dem Vf. der Gräflich Bentinckiſche Münz Catalog unbekannt geblieben ſeyn müſſe, beweiſen ſeine Angaben von den Tyrannenmünzen. Dieſes in der römiſchen Numismatik noch vor wenigen Jahren ſo ganz leere, oder, wie man glaubte, nur mit Golziſchen Erdichtungen ausgefüllte Gebiet iſt durch die Bekanntmachung des Gräflich Bentinckiſchen Kabinets ſo hofnungsvoll angebaut erſchienen, daſs man die weitere Bereicherung deſſelben mit der Bekanntwerdung mehrerer noch nicht beſchriebenen Sammlungen allerdings erwarten kann. Bey ſolchen Erfahrungen würden wir auch nicht von allen

allen sonstigen numismatischen Seltenheiten die ehemals angenommenen Preise niedergeschrieben haben. Alle diese Erinnerungen legen wir indessen dem Vf. nur darum vor, damit er seiner wirklich nützlichen Arbeit mit der Zeit die möglichste Vollkommenheit geben möge.

LEIPZIG, b. Reinecke: *Schauplatz der merkwürdigsten Kriege und der übrigen politischen Hauptbegebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts.* Zum Gebrauche für alle Klassen der Leser von *F. G. A. Lobethan*, Prof. in Zerbst. Erster Theil. 1793. 404 S. 8.

Dieses Buch ist für alle Klassen von Lesern bestimmt; mithin für Kenner der Geschichte und für Dilettanten: Erstere lernen aber sicher nichts neues daraus, und letztere bekommen zuweilen unzulänglichen oder wohl gar fehlerhaften Unterricht. Die Schreibart werden beide in manchen Stellen uncorrect, und im Ganzen wenig anziehend finden. Beweise hiervon würden sich in jeder Abtheilung zeigen. Die erste enthält eine Schilderung des Zustandes von Europa zu Anfang dieses Jahrhunderts bis auf den Utrechtschen und Nystädischen Frieden. Hier stöfst man gleich S. 15. auf eine Stelle, die auch der billigste Beurtheiler für tadelhaft erkennen mufs. „Es war — für die grofse Frage: wer K. Carls „II. von Spanien Nachfolger seyn sollte? kein anderer „Entscheidungsgrund mehr übrig, als Carls — Testa„ment, und, im Fall man diesem nicht nachleben woll„te, entweder eine friedliche Uebereinkunft und *deren unzertrennliche Theilung*," (das soll so viel heifsen, *die davon unzertrennliche Theilung* der zur Spanischen *Monarchie* gehörigen Länder) „oder die Waffen. Die„se letztere(n) entschieden, aber für das Testament „Carls. „Wie läfst sich das behaupten? *Bekam denn Philipp V. alles*, was Carl besessen hatte? S. 29. heifst es, „dafs in dem Treffen bey Ramillies 10.000. Dänen „das Heer der Bundsgenossen *wider alles Erwarten der „Franzosen*, verstärkten." Dieses zielt wohl darauf, dafs der Herz. Carl Rudolph v. Würtemberg, wider die Befehle des dänischen Hofs, die dänische Reiterey ausrücken liefs. Aber, wer diesen Umstand nicht weifs, wird nicht errathen, warum die Erscheinung der Dänen für die Franzosen unerwartet war. S. 65. „belagerte Carl XII. (im J. 1700.) Kopenhagen." So weit kam es nicht. Die zweyte Abtheilung gehet bis auf Kaiser Carls VI. Tod. Nach S. 134. greift der Graf v. Mercy (1734) die Franzosen und *Spanier* in der Nähe von Parma an. Statt der letztern müssen *Piemontefer* oder *Sardinier* gesetzt werden. Die dritte Abtheilung beschreibt Europa in dem Zeitraum von 1740. bis 1756. und fangt mit der richtigen Bemerkung an, dafs die Darstellung der Begebenheiten immer ausführlicher und genauer werden mufs; jemehr man sich den gegenwärtigen Zeiten und den aus den vergangenen Zeiten noch fortdaurenden politischen Verbindungen und Verhältnissen nähert. S. 143. wird *Bayern* unrichtig unter die Reichsstände gezählt, welche Carls VI. pragmatische Sanction garantirten. S. 146. werden die Ausdrücke *Churstimme in den Händen einer Dame*, und *Friedrich II. ein — von seinem Vater mit Härte begegneter — Prinz* schwerlich für gut und richtig gelten können. S. 289. stehet, „der General Cronström wäre wegen des Ver„lusts von Bergopzoom aller seiner Ehrenämter entsetzt „worden." Dieses ist ganz falsch, selbst nach solchen Berichten, die für den General nachtheilig sind. S. Schlözers Schwed. Biogr. 2 Th. S. 321. u. 337. Endlich mufs S. 310. eine fehlerhafte Stellung der Worte bemerkt werden. „Der Verlust der Insel Cap Breton war „für Frankreich sehr wichtig; denn mit derselben verlohr „es die Herrschaft über den Lorenzfluss und den Hauptsitz „der überaus einträglichen Fischerey in diesen Welttheile, *besonders wegen des Stockfischfangs.*" Diese letztern nachgeschleppten Worte gehören offenbar zwischen *der* und *überaus*, wenn man nicht lieber die Stelle ganz ändern will. Die vierte Abtheilung liefert die Erzählung der Begebenheiten bis zum J. 1763. enthält aber hier in dem ersten Theile nur den französisch-englischen Krieg; der siebenjährige in Deutschland wird in der Fortsetzung vorkommen. — Die Druckfehler sind ziemlich häufig und für Leser, welche nicht ohnehin schon unterrichtet sind, nachtheilig, z. E. S. 41. *Brichurga* f. *Brihuega*, S. 175. „Die Alliirten, denen es „*redlich* (vermuthlich für *endlich*) an Lebensmitteln „fehlte." S. 186. „Die Engländer, von (oder *unter* „welchen die Admirale Matthews und Romlev (Rom„ley) selbst *verändert* (wahrscheinlich *verwundet*) wa„ren." S. 162. „weil Preufsen — wegen seiner neuen „*Freundschaft*, Schlesiens in Sorge geräth. (gerieth.)" Wenn für *Freundschaft* nicht etwan *Errungenschaft* statt Eroberung u. dergl. gesetzt wird, so bleibt die Stelle ganz unverständlich.

Diese Beyspiele sind übrigens nicht mühsam zusammengesucht, sondern aus einer gröfsern Zahl ausgewählt, und können den Wunsch rechtfertigen, dafs sowohl der Vf. als der Corrector aufmerksamer und genauer in der Fortsetzung zu Werke gehen mögen, um wenigstens für die Classe von Lesern, die noch am ersten sich dieser Arbeit mit Nutzen bedienen kann, brauchbarer und zuverlässiger zu werden. Dafs bey dieser Geschichte die Citaten wegbleiben, ist gar nicht zu tadeln, und Hr. *L.* würde sich wohl zu jedermanns Befriedigung darüber erklärt haben, wenn er für gut gefunden hätte, seinem Werke eine Vorrede beyzufügen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

LEIPZIG, b. Crulius: *Initia doctrinae christianae in usum studiosae iuventutis*, auctore H. G. *Reichardo.* Ed. 2. 1794. 190 S. 8. (7 Gr.)

EBENDAS., b. Beer: *Adolphi Murray descriptio arteriarum corporis humani in tabulas redacta.* Ed. 2. 1794. 171 S. 8. (12 Gr.)

Digitized by Google

Ebendas., b. Ebendemſ.; *Allgemeines juriſtiſch-praktiſches Lehrbuch, für Unſtudirte, für Bürger und Bauern, wodurch ſie ſich ſelbſt in rechtlichen Angelegenheiten rathen und ſich vor den Ränken ſchlechtdenkender Advokaten und Richter in Sicherheit ſetzen können.* Nebſt einer Anweiſung alle Proceſſe ſelbſt leiten und, wo möglich, ſelbſt führen zu können. Neue Ausg. 1793. 403 S. 8. (1 Rthlr.)

Mannheim, b. Schwan u. Götz: *Anleitung zum Religionsunterrichte für Kinder vom reiferm Alter, zum Gebrauche bey Privatunterweiſungen;* von G. D. *Kaibel.* 2te Aufl. 1790. 90 S. 8.

Ebend., b. Ebendemſ.: *Der Glaube des Chriſten* Ein Lehrgedicht von G. D. *Kaibel.* 2te Aufl. 1790. 32 S. 8. (8 Gr.)

Nürnberg, b. Weigel u. Schneider: *Unterhaltungen für junge Leute aus der Naturgeſchichte, dem bürgerlichen Leben und der Kunſt,* von J. P. Lotz. 1 Th. m. K. 1794. 356 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Ebend., b. Ebendemſ.: *Kleines Schulbuch für Stadt- und Landkinder nach Baſedowſcher Lehrart.* Neue Aufl. 1793. 46 S. 8. m. K. (6 Gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *London*, b. Nicol: *Journal of a Journey from the Cape of good Hope* undertaken in 1790, and 1791. by *Jac van Rhenen*, with additional notes and a map by Capt. *Edw. Riou.* 1792. 51 S. 4. (1 Rthlr. 9 Gr.) Der durch ſeinen Schiffbruch bekannte Captain Riou iſt nicht der Vf. dieſes Reiſejournals, ſondern bloſser Herausgeber. Er ward 1789. von der engliſchen Regierung mit dem Schiffe Gardian abgeſandt, um die Kolonie von Neuſüdwales mit Lebensmitteln zu verſehen, hatte aber das Unglück bey einer Eisinſel ſüdwärts des Vorgebirges der guten Hoffnung zu ſcheitern. Wie er nach manchen überſtandenen Gefahren mit ſeinen Wrak nach dem Kap zurückkehrte, unternahmen verſchiedene Einwohner eine Entdeckungsreiſe längſt der ſüdöſtlichen Küſte von Afrika, um vielleicht unter den Kaffern einige von der Equipage des Schiffs Grosvenor ausfindig zu machen, welches 1782. an dieſer Küſte Schiffbruch litt, von dem auch allerley Gerüchte umher liefen, als ob viele von der Mannſchaft gerettet wären. Das Journal dieſer Reiſe welche vom 24 Auguſt 1790. bis zum 7 Jenner 1791. dauerte, und auf welcher die Unternehmer die afrikaniſche Oſtküſte bis zum 27 Gr. S. Br. erreichten, hat Hr. Riou hier engliſch mitgetheilt. Den Gewinn den die Erdkunde durch daſſelbe erhalten, dürfen wir nicht hoch anſchlagen, weil die Reiſe durch Einöden und wüſte Gegenden gieng, die Reiſenden keine Beobachtungen anſtellen konnten, und das Tagebuch nur mit wenigen Worten die Geſchichte jedes Tages, die Beſchwerden der Reiſe, und die Namen der Flüſſe und einzelner Kafferſtämme liefert. Indeſſen iſt dadurch ein Theil der Küſte vom groſsen Fiſchfluſs, den Hr. R. als die Gränze der holländiſchen Colonie, und der Kaffer-Länder annimmt, bis in die Nachbarſchaft der de Lagoa Bai näher beſchrieben worden. In der Gegend dieſer Bay fand die Geſellſchaft die Trümmer des Grosvenor nebſt vielen Kanonen, und andern Ueberbleibſeln der Ladung, ungeachtet die Kaffern das meiſte längſt fortgeſchleppt hatten. Die Vergleichung der Karte, die der Herausgeber beygefügt hat, und wobey er verſchiedene handſchriftliche Nachrichten, auch beym Innern des Landes ſeine Vorgänger benutzt hat, mit Paterſons Karte, die nicht viel weiter als bis zum groſsen Fiſchfluſs gehet, zeigt den Zuwachs der erlangten Kenntniſſe genauer, oder was für Gegenden, Flüſſe und Buchten vom 27 bis zum 33 Grad. S. Br. durch dieſe Reiſe unterſucht wurden. Frühere Reiſende waren nur bis zum 31 Grad oder dem White Kays Fluſs, den weder Sparrmann noch Paterſon kennen, und etwas weiter vorgedrungen. Die Karte alſo, ungeachtet Hr. R. manches darauf nur ungefähr anzeigen konnte, iſt das wichtigſte bey dieſem Journal. Ohne den Verluſt einiger Gefährten, und die gänzliche Ermattung des mitgenommenen Zugviehes, würden die Reiſenden noch mehr von dieſer Oſtküſte erforſcht haben, zumal ſich ihnen verſchiedene von den freyen Kaffern als Führer und Begleiter anboten. Elephanten und Flusspferde trafen ſie in groſser Menge an, und von den erſten wurden die Zähne mitgenommen. Nach einer Reiſe von 2 Monaten flieſs der Caravane ein Pferd auf, das vor 7 Jahren bey einer ähnlichen Unternehmung entlaufen war. Es war ganz wild, und eilte beym Anblick der Menſchen zu einer Heerde Elenantelopen, lieſs ſich aber, nachdem es gefangen war, ſehr gut reiten. In der Nachbarſchaft des Mogalfluſſes fanden ſie 3 Frauen europäiſcher Abkunft mitten unter den Kaffern. Das Gerücht hatte lange von ihnen verbreitet: ſie wären Engländerinnen und vom Grosvenor entronnen. Aber nach ihrer eigenen Ausſage waren ſie als Kinder an dieſe Küſte verſchlagen, und wuſsten daher über ihr Vaterland keine Auskunft zu geben. In eben dieſer Gegend ſahen ſie auch einen vermeynten Engländer, der aber bey nähern Nachforſchen ein vom Kap entlaufener Sklave war.

Gottesgelahrtheit. *Kopenhagen*, b. Thiele: *Epiſtolae duae, una R. P. Auguſtini Antonii Georgii*, Erem. Auguſtin. Procuratoris Generalis, altera *Jacobi Georgii Chr. Adleri*, in quibus loca nonnulla *operis Adleriani de verſionibus Syriacis N. T. ſimplice, Philoxeniana, et Hieroſolymitana examinantur.* 8 S. gr. 4. 1790. Hr. G. fragt, warum Hr. A. die eine ſyriſche Verſion Hieroſolymitaniſch nenne? Hr. A. antwortet, daſs durch dieſe Benennung der in derſelben herrſchende Dialect und ſeine Uebereinſtimmung mit den Chaldaismen des Hieroſolymitaniſchen Talmuds ausgedrückt werde. Ferner gibt Hr. G. Hn. A. Schuld, er habe das Alter der Handſchrift der Auguſtiner Bibliothek vom 1046ten Jahre der griechiſchen Zeitrechnung bis auf das 1640ſte herabgeſetzt, ohne Grund zu haben. Dieſs zu beweiſen, theilt er uns die arabiſche Unterſchrift mit, aus welcher man ſieht, daſs der ganze Streit bloſs darauf ankommt, ob man وسبعين leſen müſſe, wie Hr. G. behauptet, indem er annimmt, daſs hier bloſs der Zug des Te finalis unter die Linie gezogen ſey, von welchem der vorderſte Schwanz bey dem Finden dieſes Codex abgeſchnitten worden. Dagegen erinnert Hr. A. daſs die arabiſche Calligraphie nicht erlaube, den Zug des Te unter die Linie zu ziehn: der hielt dieſen Zug anfangs für ein ع jetzt aber hält er ihn richtiger für ein ف d. i. für den erſten Buchſtaben von مائة *hundert*, folglich lieſt er ſtatt 6 die Zahl 600 und findet alſo hier das 1640ſte Jahr der griechiſchen Zeitrechnung, d. i. das 1329ſte Jahr nach Chriſti Geburt. Dieſe Meynung erhält dadurch noch eine Beſtätigung, weil die hier gebrauchte Neſchi-Schrift erſt im 10ten Jahrhundert erfunden worden iſt. Hr. A. ſcheint wohl am Ende recht zu behalten. Beide Briefe ſind ein Muſter eines auf die beſcheidenſte und freundſchaftlichſte Art geführten Streites.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. August 1794.

PHYSIK.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Physische Briefe.* Von *Joseph Anton Cramer*, Prof. am fürstl. Gymn. zu Hildesheim. 1793. 450 u. XXXVI S. 8.

Diese Briefe haben nicht, wie der Titel vermuthen lassen könnte, eigentliche Physik oder Naturlehre zum Gegenstande, sondern sie enthalten die Naturgeschichte eines kleinen, etwa 3 Meilen im Umkreise haltenden Districts, dessen Mittelpunct die Stadt Hildesheim ist; worinn sich der Vf. ausser den Producten der 3 Naturreiche, einigen meteorologischen und hydrographischen Bemerkungen, auch über Landbau, Viehzucht und andere damit in Bezug stehende Gegenstände ausdehnt. Werke dieser Art sind nicht blos schätzbar für Personen, welche sich mit der natürlichen Beschaffenheit ihres Wohnorts und den besondern Naturproducten derselben, bekannt machen wollen, sondern sie tragen auch zur Erweiterung dieser Wissenschaft im Allgemeinen bey, wenn nemlich die Gegenstände richtig beobachtet, und mit genugsamer Kenntniss zusammengetragen sind; wie dieses in vorliegendem Werke im Ganzen ziemlich der Fall ist. — Unter den Gelehrten, welche in ältern Zeiten die Naturgeschichte des Stifts Hildesheim, bearbeitet haben, stehen *Georg Agricola* und *Valer Cordus* oben an, und in neuern Zeiten haben sich *Hoefer*, *Schuecker*, *Beroldingen* u. a. darum verdient gemacht. Hildesheim enthält mehrere Naturaliensammlungen. In der des Hn. *Mack* ist unter andern eine Art Pelikan, nach Linné *Carbo*, und eine Eisente, *Anas hyemalis*, die sonst nur im äussersten Norden zu Hause ist, merkwürdig, weil sie beide dort im Winter 1788 geschossen sind. — Hildesheims Polhöhe setzt der Vf. nach mittler arithmetischer Proportionalzahl auf 50°, 27′, 36″ an. *Rosenthal's* Berechnung, dass Hannover über der Meeresfläche 34 Fuss höher als Hildesheim liege, widerlegt der Vf. durch das vom letztern Orte dem erstern zufliessende Wasser. — Die ganze Gegend ist, als vormaliger Meeresgrund, überaus reich an Versteinerungen von aller Art. — Auch die Flora derselben ist nicht arm. In den von letzter gelieferten Verzeichnissen sind den Linn. systematischen Namen auch die besten deutschen beygefügt. Ein seltenes Naturproduct ist der, durch sein hohes Alter ehrwürdige, wilde Rosenstock, *Rosa canina*, die Wurzeln desselben liegen unter dem mittlern Altar der Domgruft, und sind mit einem steinernen Gewölbe bedeckt; der Stamm gehet durch eine 5 bis 6 Fuss dicke Mauer, seine Aeste und Reiser schwingen sich, gleich einem Weinstock, an einem Geländer an der östlichen Seite der Mauer hinauf. Die Höhe beträgt ungefähr 20 Fuss, die Breite und Ausdehnung noch etwas mehr. Er grünt und blühet jährlich. Bischof *Hezilo* liess ihn als eine merkwürdige Seltenheit schon im J. 1078 mit einer Mauer umgeben. Hr. *Campe*, welcher in seinen Reisebeschreibungen für die Jugend, über diese alte Staude gespottet hatte, wird vom Vf. sowohl dieserhalb heftig getadelt, als auch bey mehrern von ihm erwähnten Hildesheimischen Merkwürdigkeiten der Unwahrheit beschuldigt, wobey unter andern auch dessen Nachricht von der Irmensäule, und den zwey grossen künstlich gegossenen metallenen Thorflügeln berichtigt wird. Letztere rühren von Bischof *Bernward* her, der einer der aufgeklärtesten Köpfe seiner Zeit, und unter andern auch in der Kunst, Metalle zu schmelzen, sehr erfahren war. Die merkwürdigsten Kunstwerke von ihm sind zwey Altarleuchter, aus einem unbekannten Metalle gefertigt, dessen Farbe weiss, dessen Schwere aber fast dem Golde gleich ist, mit der Inschrift: *Bernwardus praesul Candelabrum hoc puerum suum, primo hujus artis flore, non auro, non argento, et tamen ut cernis, conflare jubebat.* Man würde, sagt der Vf., die Materie für Platina halten, wenn nicht dieses Metall eine Entdeckung der neuern Zeit wäre. (Im Fall das Kundwerden der wahren Beschaffenheit dieses Metalls nicht wider die Politik des Hochstifts läuft, so dürfte ja selbiges nur davon soviel, als zu einer chemischen Analyse hinreicht, aufopfern.) Die vor dem mittlern Altare in der Cathedralkirche aufgerichtete Säule schreibt sich ebenfalls vom B. Bernward her, und ist also nicht die wahre Irmensäule. — Auf den Stadtwällen ist die Otter, *Coluber Berus*, getroffen worden. Bey dieser Gelegenheit ein Mittel wider den giftigen Biss derselben. Junges Eschenlaub wird mit Franzwein zerstossen, und der Saft ausgepresst. Von diesem Safte soll man den Patienten alle halbe Stunden ein Spitzglas voll nehmen, auf die Wunde aber Morgens und Abends einen Umschlag von den gequetschten Blättern legen, und dabey des Abends ein Theeschälchen voll Baumöl warm trinken lassen. — Bey *Hisede*, eine Stunde von Hildesheim, ein schwefelichtes Mineralwasser; dessen mitgetheilte chemische Untersuchung den Kenner eben nicht befriedigen wird. Eine andere dergleichen Quelle bey dem Itzumer Passe die aber bis jetzt noch vernachlässigt ist. — Die Salzquellen und Werke zu *Salzdetfurt* sind nur kurz berührt. — Von den Encriniten oder Liliensteinen, deren Originale von den mehresten Naturforschern unter die Meerwürmer gezählt werden, ist des Vf. Meynung, dass sie versteinte Seepflanzen sind. — Dass es Naturforscher gegeben hat, welche an das Herabfallen der sogenannten Donnerkeile aus den Wolken geglaubt haben, darüber verwundert sich der Vf. Wie aber wird er nun erst erstaunen —

Digitized by Google

wenn er z. B. die vom *Pallas* am Jeniſey gefundene groſse Eiſenmaſſe, von *D. Chladni*, für eine aus dem allgemeinen Weltenraume auf unſer Erdenrund herabgefallene Feuerkugel ausgegeben findet! Man hätte freylich faſt wetten ſollen, daſs dieſer kosmiſche Metallklumpen wegen der unermeſslichen Höhe, und des, eine abgeſchoſſene Kanonenkugel 100mal an Geſchwindigkeit übertreffenden Falls, bis zu Silberſchlag's Magneten im Mittelpunct des Erdballs, hätte geſchleudert werden müſſen; anſtatt ſich, gleich einem ermatteten Luftballe, ganz ſanft zu Tage hingelagert zu haben. Da hatte denn doch (S. 419.) *Kenntmann's* Donnerkeil, der nicht aus der Bahn des Sirius, ſondern nur von der armſeligen Höhe der Wolken, herabgefallen iſt, beſſern Nachdruck, indem er, in einem Weinkeller zu Wien, 12 Ellen tief in die Erde gedrungen war. — Auf dem Rottsberge hat ſich im J. 1767 ein merkwürdiger Erdfall ereignet, wovon der Durchmeſſer der obern Oeffnung 16 Fuſs, und die Tiefe 42 Schuh befunden ward. — Der Stil könnte etwas correcter ſeyn. Der Vf. ſchreibt z. B. *auswendiges Publicum*, ſtatt auswärtiges; *beſchwerlich* ſt. ſchwerlich, kaum; *Duchserde*, *Tuchſtein*, ſt. Tufſtein. Unrichtig wird S. 227. Aphronitrum *Meerſalz*, und S. 260. Medulla Saxi *Steinmergel* genannt.

Leipzig, in d. Gräffſchen Buchh.: *Chemiſche Farbenlehre oder ausführlicher Unterricht von Bereitung der Farben zu allen Arten der Malerey.* Herausgegeben von *C. F. A. Hochheimer*, der kön. groſsbritt. deutſch. Geſellſch. der kurmainz. Akad. d. Wiſſ. u. d. Jenaiſchen lat. Geſellſch. Mitgl. *Zweyter Theil.* 1794. 231 S. 8.

Der gegenwärtige Theil iſt mit dem erſten von gleichem Werthe, und enthält, neben einigen guten und anwendbaren Vorſchriften, eine Menge unbrauchbarer und ganz falſcher Anweiſungen, wodurch unkundige Perſonen, wenn ſie ſich einem ſolchen unzuverläſsigen Führer überlaſſen, nach gemachten Verſuchen ſich getäuſcht, und um Zeit und Koſten gebracht finden. Einen Beweis davon gibt gleich der erſte Abſchnitt; die hier gelehrten Arten von Weiſs zur Waſſermalerey aus Eyerſchalen, Auſterſchalen, gebrannten Hirſchhorn, gebrannten Kalk, taugen alle nichts, ſie flieſsen nicht ordentlich aus dem Pinſel, und geben ein ſchlechtes Corpus. Zum Trogweiſs S. 2. ſoll man gelöſchten Kalk mit einer Alaunauflöſung vermiſchen, und nach ein Paar Tagen wieder ausſüſsen, „um den Alaun wegzubringen.“ Weiſs denn aber dieſer ſeynwollende Chemiſt nicht, daſs der Alaun hiebey zerſetzt, und in Selenit umgeändert wird? Aehnliche chemiſche Schnitzer fallen mehrere vor, z. B. S. 116., wo der Vf. die Flüſſigkeit von einer Miſchung aus Kochſalz und feingeriebener Silberglötte, mit Lackmustinctur verſucht, und ſagt: daſs ſie in derſelben *nicht die geringſte Röthe* hervorgebracht habe; obgleich das Kochſalz in die Glötte gewirkt hatte, daſs ſolche gröſstentheils ganz weiſs geworden war. Erwartete er denn, daſs das aus dem zerſetzten Kochſalze ausgeſchiedene *Mineralalkali* die blaue Tinctur in *roth* verwandeln ſollte? — Auch die Anwendung des mineraliſchen Turpeths, und des goldfarbenen Spieſsglanzſchwefels, möchten, gleich mehrern andern, in der Probe nur ſchlecht beſtehen. — Am meiſten aber muſs Rec. den Emailleur, dem das Miſsrathen ſeiner Arbeit am unangenehmſten ſeyn muſs, vor einem unbedingten Zutrauen zu den Vorſchriften unſers Vf. warnen. So ſchreibt ſelbiger unter andern zur hellorangenrothen Emailfarbe den *rothen Queckſilberpracipitat*, und zu Gelb das *Operment* vor. Ob nun ſchon jeder, der die Natur dieſer beiden Stoffe einigermaſsen kennt, deren Untauglichkeit zur Schmelzmalerey zum voraus beurtheilen wird, ſo hat dennoch Rec. ſich die Mühe genommen, ſie mit dem vom Vf. vorgeſchriebenen Flüſſen wirklich zu verſuchen. Der Erfolg war, daſs vom Queckſilberkalke durchaus keine Spur von Farbe, vom Opermente aber eine kaum ſichtbare grünliche Nuance zurückblieb.

VOLKSSCHRIFTEN.

Ohne Druckort: *Sabbako*, ein hiſtoriſcher-politiſcher Verſuch für den deutſchen Bürger und Landmann. 1793. 181 S 8. (8 gr.)

„Unter ſo manche nützliche Gegenſtände,“ ſagt der Vf. S. 6 der Einleitung, „womit ſich der Mittelmann unterhalten und unterrichten kann, darf wohl die Frage „gerechnet werden: Was für eine Regierungsform für „das Wohl aller Völker die möglich beſte ſey? *Dieſe* „Frage muſs um ſo öfter und lebhafter jedem *Denker* in „Erinnerung kommen, je nachdrücklicher ſich heut zu „Tage faſt durchgehends alle Regenten beſtreben, *das* „Wohl ihrer Völker zu befördern; und jemehr ihre *Be*„mühung zugleich auch unſern wärmſten Dank erfodert. „*Wehe* über jene Staatsbürger, die, gänzlich unfähig den „Vorzug irgend einer Regierungsform einzuſehn, in einem ewigen Geiſtesſchlummer dahin qualmen; aber „weit mehr Wehe über jene Menſchen, und ein Volk, „das alle Wohlthaten ſeiner Regenten verkennt oder da„bey ungerührt bleibt! Ueber den Nacken eines ſolchen „Volks müſſe billig, (wenigſtens eine Zeitlang, es zu „beſſern) das Joch eines Aſiatiſchen Sultans geworfen „werden, wie es ſich auch ſchon mehrmalen ereignet hat. „Dieſes iſt nun der Inhalt der vorliegenden Blatter, wel„che abſichtlich nur zur nützlichen Leſung minder unterrichteter Menſchenklaſſen eingerichtet wurden. Alle „abgezogenen Begriffe und deren Theorie werden da„her in dieſer Schrift ſorgfältigſt vermieden; ſo wie „auch alle unnöthigen Citationen und Attribute des Ge„lehrtenkrams mit Vorbedacht hinwegbleiben. Ich habe „mir vorgenommen, popular zu ſchreiben, weil ich ver„ſtanden werden will.“ Gegen das Ende der Einleitung ſagt der Vf. jedoch, daſs ſeine Schrift auch den ſogenannten Ausſtudierten oder Wiſſenſchaftlern gewidmet ſey.

Er theilt ſeine Schrift in drey Abſchnitte, und handelt im 1ſten von dem Weſen und der Nothwendigkeit einer Oberherrſchaft, ihren verſchiedenen Formen und deren Benennung; im 2ten durchgeht er die verſchiedenen Reiche, und zeigt den Erfolg ihrer Regierungsformen, und im 3ten zieht er den allgemeinen Schluſs aus

den Ueberlegungen der vorher gegangenen hiſtoriſchen Beyſpiele.

Nachdem der Vf. gleich im Anfange des erſten Abſchnittes aus der Natur- und Kunſtgeſchichte gezeigt, daſs überall eine dirigirende Einheit ſey, ſagt er S. 15.: „Da „alſo dieſe ſchlechterdings nothwendige Einheit in ſo „vielen Gegenſtänden wahrgenommen wird, und der Ge„danke an eine Schöpfung ohne einfacher Kraft nichts „als ein ſinnloſes Phantom darſtellen würde: wie ſollte „man dieſe Einheit nur in der politiſchen Welt nicht als „eine zur Vollkommenheit der Geſellſchaft, — deren einzelne Glieder einander noch bey weitem nicht ſo ähnlich, wie die Einheiten der Zahlen, ſind, höchſt nothige Eigenſchaft anerkennen?“ S. 17.: „daſs aber eine „ſolche demokratiſche Form auch nur dem Standpunkte „eines rohen Volkes eigen ſey, und folglich ſich mit „dem natürlichen Stande eines aufgeklärten und im höchſten Grade glückſeligen Volkes gar nicht vereinbaren „laſſe, dieſs können wir uns zu allen Zeiten unzähligemal beweiſen, ſobald wir nur die Augen ein wenig „aufſchlagen wollen. Wir ſehen, ſogar in der dunkelſten und früheſten Geſchichte ſchon einen *Nimrod*, den „mächtigſten und unumſchränkteſten Monarchen damaliger Zeit mit ſeinen cultivirten Babilouiern alle umliegenden Staaten umher verſchlingen etc.“ S. 21, 22.: „Die *vollſtändige* Monarchie, welche auch und zwar allein mit Recht die *ſouveraine* genennt wird, iſt jene „Regierungsform, wo alle *Regalien der Krone* und alle „Vorzüge und Rechte der Geſellſchaft in der einzigen „Perſon des Regenten vereinigt ſind. — In einer ſolchen vollſtändigen Monarchie ſind alſo alle vier höchſten Regalien: nemlich Krieg zu führen, Friede zu machen, Geſetze zu geben, und Auflagen zu beſtimmen, ganz allein der Willkühr des Regenten überlaſſen.“ S. 23.: „Unter dieſen Mächten iſt wohl Ruſsland die anſehnlichſte, weil hier ſchon allein das Alter „der Souverainität die Stelle der erfoderlichen Geſetzmäſsigkeit zu vertreten ſcheint, indem ſie, wie uns die „Geſchichte überzeugt, von Anbeginn her unumſchränkt „herrſchte, und folglich die Souverainität niemals uſurpirt oder an ſich geriſſen hat.“

Eine Probe ſeiner ſchönen Staatskunde legt der Vf. S. 31. ab, wo er ſagt: „Die Republiken können ihrer „Natur nach in zwey Hauptklaſſen gebracht werden, „nemlich in die ariſtokratiſche und demokratiſche Verfaſſung. Venedig und Genua gehören zu der erſtern, „Holland und Schweiz aber zu der zweyten.“

Nach dem Vf. S. 41. ſollen wir vorausſetzen, „jeder Herr ſey (der natürlichen Vermuthung nach, noch „mehr aber gemäſs einer Erziehung, wie die eines Prinzen ſeyn kann und ſeyn ſoll,) *wenigſtens* gut geſinnt. „Angeblickt von Millionen ſeines Volks, das ihn beym „erſten Antritt der Regierung voller Zuverſicht mit dem „ſo durchdringenden Namen Vater anrufet, und innig „verflochten ſammt ſeinem Wohle lebenslänglich mit „demjenigen ſeiner Unterthanen, kann er wahrſcheinlich, nach natürlichen Umſtänden vermuthet, keine „andere als nur redliche, zum Beſten des Staates höchſt „gedeihliche Abſichten in ihm (ſich) entſtehen laſſen, die „aber für ein unermeſsliches Reich zugleich nicht ſelten von ſo erheblichem und groſsem Umfange ſeyn „können, daſs die kleinſten und untergeordneſten derſelben von jenen Pigmäenſeelen, deren er zur Ausführung jener bedarf, nicht einmal oberflächlich können „gefaſst werden, und falls dieſes auch wäre, aus verſchiedenen Rückſichten auch gar nicht gefaſst werden „dürfen.“

S. 122. gibt uns der Vf. auch ein Stückchen ſeiner Kenntniſs der alten Staaten zum Beſten: „Athen konnte „ſeinen Periclen, Philippen und Alexandern nicht widerſtehen.“

Nachdem er S. 125. geſagt hat: „der Despotismus „könne ſich zwar in allen möglichen Staatsverfaſſungen „einniſten, halte aber mit der Aufklärung immer einen „verhältniſsmäſsig verkehrten Gang, ſo fährt er S. 126. „fort: „Wenn alſo die *uneingeſchränkte monarchiſche* „Staatsverfaſſung, welches niemand widerſprechen wird, „indem dieſes durch die Geſchichte, beſonders der neuern Zeiten, hinlänglich bewieſen wird, *vor allen übrigen* Staatsformen geſchicklich iſt, und beſondere Hülfsmittel in ſich enthält, die Aufklärung zu befördern: ſo „muſs auch der Despotismus insgemein hier um ſo viel „weniger Platz finden können. Und dies iſt es eben, „was uns die Staatengeſchichte aller Zeiten lehret.“

Wir wollen den Leſern nur noch ein Stückchen mittheilen, welches ſich gar zu ſehr ausnimmt: Nachdem er der Aufklärung und beſſern Erziehung der Prinzen unſerer Zeiten ein tiefes Compliment gemacht hat, ſagt er S. 137.: Ein Kronprinz, der im Jahre 2000 den Thron beſteigen werde, werde ſich das Reich hinlänglich ſichern, wenn er in einer einzigen öffentlichen Kundmachung an ſein Volk etwa ſo anfange: „Kraft der mir „(um Euch befehlen zu können,) und Euch (um mir gehorchen zu müſſen,) von Gottes Gnade verliehenen „*reinen Vernunft* erinnere ich Euch an das meinen „Stammältern von Euren Vorfahren übertragene, ſeither durch ſo viele Jahrhunderte aufrecht erhaltene „*Recht* meiner *Erſtgeburt*, und an die ſichtbar wohlthätigen Folgen, die es von Zeit zu Zeit immer mehr in „jenem Reiche veranlaſste; ich erinnere Euch an die „Barbarey, die noch kürzlich die Menſchheit, ehe ſie einer meiner helldenkendſten Vorfahrer, der groſse „*Hpeſoi-red-Etgeuz* (Joſeph der Zweyte!!) aus ihrem „unrühmlichen Joche mit Gefahr ſeines verdienten Ruhmes hervorzuziehen anfing, in dieſem Staate darnieder drückte, und an die jetzigen erprobten Fortſchritte „einer *ſanften vernunftmäſsigen* Regierung, die in den „wenigen noch übrig gebliebenen republicaniſchen Staatchen ſeit einiger Zeit täglich mehr verſchwinden. Ich „erinnere Euch an das *feſte* Band, welches durch die „väterliche liebevolle Gewalt meiner Vorfahren und Euren gerechten tugendhaften Gehorſam immer enger geknüpft wurde, wodurch der einfachſte nur für das allgemeine Beſte unumſchränkteſte Wille deſto wirkſamer gemacht wurde.“ Nach noch einigen dergleichen Erinnerungen ſchlieſst ſich endlich dieſe erhabene Proclamation folgendermaſsen: „Wir befehlen Euch alſo

„im Namen dieſer göttlichen Vernunft, und wollen, „daſs etc. etc.“

Eisenach, b. Wittekindt: *Ein Unterhaltungsbuch zur Beförderung der Menſchenkenntniſs*, von *Adam Fr. Ernſt Jacobi*, Superintend. und Beyſitzer des U. Conſiſtorii zu Crannichfeld. Zweyter Theil. 1793. 302 S. 8. (16 gr.)

Laut des Vorberichts wird des Sammlers Abſicht bey dieſer Schrift ſchon erreicht, wenn ſie von manchem, dem vielleicht ein ſchädliches Buch in die Hände kame, in einer Winterwoche zum Zeitvertreibe erwahlt wird; welche Abſicht freylich die Mühe des Aufſuchens der Geſchichtchen nicht ſehr erſchwert hat. Daſs jedoch ein ſolcher Leſezeitvertreib die Menſchenkenntniſs befördern ſollte, daran zweifelt Rec. gar ſehr.

Prag u. Leipzig, b. Albrecht u. Comp.: *Neue Landbibliothek für Winterabende.* II. Band. 1793. 234 S. III. B. 1794. 342 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Romanhafte Erzählungen aus dem Ritter- und Bürgerſtande, aus der Chriſten-, Türken-, und Heidenwelt machen den Inhalt dieſer Landbibliothek aus, welche übrigens dem wahrſcheinlichen Endzweeke des Sammlers gemäſs wohl für gewiſſe Leute ein Remedium wider die peinliche Langeweile, beſonders in Winterabenden ſeyn mögen.

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen erſchienen:

Berlin, b. Unger: *Ueber Revolutionen, ihre Quellen, und die Mittel dagegen.* Den menſchlichſten Fürſten gewidmet von *J. L. Ewald.* 2te Aufl. 1793. 217 S. 8. (18 gr.)

Ebend., b. Wever: *Anweiſung für Frauenzimmer, die ihrer Wirthſchaft ſelbſt vorſtehen wollen.* 1 St. 2te Aufl. 1791. 128 S. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Helmſtadt*, b. Fleckeiſen: D. *Jo. Nic. Boſchoff*, Jur. et Phil. P. P. *Commentatio hiſtorico-juridica de feudis oblatis.* Pars prima hiſtorica. 1790. 76 S. 4. — Wir haben dieſen Anfang einer ausführlichern Bearbeitung der ſchwierigen Materie von aufgetragenen Lehen mit Vergnügen geleſen, ungeachtet wir mit der Theorie des Vf. nicht völlig einverſtanden ſind, ſondern aufgetragene Lehen eben ſo gut als gegebene im Zweifel für eigentliche Lehen halten. Freylich wird das Intereſſe dieſer Lehre um ſo mehr erhöht, je mehr auszeichnendes man dieſer Gattung von Lehen in ihren rechtlichen Wirkungen beylegt. Wie ſich aber dergleichen Abweichungen rechtfertigen laſſen, darüber müſſen wir von dem Vf. Belehrung erwarten. Nach einer Vorrede, die von den bisherigen Schickſalen dieſer Lehre handelt, kommt der Vf. im 1ſten Cap. auf die Beſtimmung und nähere Erläuterung deſſen, was man *feudum oblatum* nennt, auf die mannichfaltigen Benennungen, unter welchen dieſe Gattung von Lehen vorkommt, auf die verſchiedenen Arten derſelben, und auf die damit verknüpften Feyerlichkeiten. Der Vf. iſt mit keiner der bisherigen Erklärungen zufrieden, ſondern gibt folgende Definition an: „*feudum privilegiatum, illi, qui rei dominium ultro (nec ipſa vi nec pretio intereeniente) ſub conditione de inveſtiendo in alterum transtulit, in ipſa re ipſa conceſſum.*“ Er ſucht die meiſten Partialideen, aus denen die Definition zuſammengeſetzt iſt, zu rechtfertigen. Nur die nähere Beſtimmung und Deduction desjenigen Theilbegriffs, der wohl am meiſten beſtritten werden dürfte, des Beywoits *privilegiatum* nemlich, das die weibliche Erbfolge und andere auszeichnende Eigenſchaften dieſer Lehen andeuten ſoll, ſetzt der Vf. auf den zweyten Theil der Abhandlung aus. Da, wo der Vf. von den Feyerlichkeiten oder der äuſsern Form der aufgetragenen Lehen handelt, verſucht er eine neue Deutung der ſchwierigen Stelle des ſächſiſchen Landrechts im 34ſten Art. des 1 Buchs, wo von dem üblich geweſenen Zeitraume zwiſchen der Auftragung und Belehnung die Rede iſt. Das 2te Cap. iſt der Geſchichte dieſer Lehen gewidmet. Der Vf. findet dieſes urſprünglich deutſche und den Longobarden unbekannte Rechtsinſtitut ſchon in *Marculfs* Formeln. (Die angeführte Stelle faſst alles in ſich, was zu einem *feudo oblato* gehört, nur gerade die weſentlichen Beſtandtheile eines Lehens nicht. Das Alter der eigentlichen *feudorum oblatorum* wird ſich wohl über die Entſtehungsepoche der Erblichkeit der Lehen nicht weit hinaufrücken laſſen.) Der Vf. kommt dann auf die Urſachen, welche die Lehensoblationen veranlaſst, und ſo ſehr vervielfältigt haben, und nimmt 4 Haupturſachen an, den herrſchenden Religionsaberglauben und den kriegeriſchen Geiſt des Mittelalters, die Vorzüge und Privilegien der Vaſallen, und den nachtheiligen Einfluſs der römiſchen Teſtamente auf die Familienbeſitzungen des deutſchen Adels. (Aberglauben und Anarchie des Mittelalters mögen wohl ohne Vergleichung den meiſten Antheil an Vervielfältigung dieſer Lehen haben.) Nun durchwandert der Vf. einen groſsen Theil von Europa, und zeichnet ſich in den meiſten Ländern und Staaten Beyſpiele von dergleichen Lehen aus. In Italien findet er ſie längſt vor Entſtehung der Sammlung des longobardiſchen Lehenrechts. Ihm ſind die Königreiche beider Sicilien, die Mathildiſche Schenkung und die ſogenannten *feuda Longharum, feuda oblata* In Frankreich wurden die meiſten Provinzen, z. B. Dauphiné, Champagne u. ſ. w. auf dieſe Weiſe lehenbar. Groſsbritanien, Dänemark, die Niederlande u. a. Länder ſind fruchtbar an dergleichen Lehen. Doch gedieh dieſes Inſtitut nirgends beſſer, als auf deutſchem Boden. Hier ſind die meiſten ſogenannten *feuda extra curtem*, und die Lehen der gräflichen Stellen aus Precareyen und Oblationen entſtanden. Dies zeigt der Vf. an Beyſpielen von Mainz, Trier, Kölln, Bamberg, Würzburg, Eichſtädt, Straſsburg, Hildesheim und Fuld. Von den geiſtlichen geht er auf die weltlichen Lehen über, widerlegt die ſchon längſt mit Recht verworfene Pufendorf-Ludwigſche Hypotheſe von der deutſchen Staats- und Lehensverfaſſung unter Konrad I und ſeinen Nachfolgern, führt dann einige Beyſpiele von aufgetragenen Reichslehen des hohen Adels auf, und geht endlich zu den deutſchen Provinziallehen über, bey welchen er ſich aber auf Beyſpiele aus den groſsen Staaten Deutſchlands einſchränkt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 18. August 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Barth: *Jesus und die Vernunft*, von Dr. *Johann Otto Thiess.* 1794. 308 S. 8.

Der bekannte Vf. der Schrift: „Christus und die Vernunft," hatte die Lehre Jesu auf eine Weise angegriffen, gegen welche christliche Theologen unmöglich gleichgültig seyn konnten. So bestimmt und offen inzwischen auch diese Angriffe waren, so hatte sie doch, einige Recensenten ausgenommen, noch Niemand erwiedert und von dem Christenthume abgelehnt. Da nun in den nördlichen Gegenden von Deutschland das sogenannte aufgeklärte Publicum dieses Buch „ganz artig" und die Damen sogar „gründlich" gefunden haben sollen; so glaubte sich Hr. *T.* berufen, den Ungrund dieser Einwürfe zu beleuchten und diesem Unwesen eines gewesenen Predigers ein Ende zu machen. In der That ist auch Hr. *T.* dem nun genannten Vf. jene Schrift, Hn. *Riem* zu Berlin, an Gründlichkeit und theologischer Gelehrsamkeit merklich überlegen, so dass wir seine Beleuchtung Allen mit Ueberzeugung empfehlen können, die sich durch jene unbillige Vergleichung der Lehre Christi mit der Vernunft bisher haben irre führen lassen. Inzwischen hat sich doch auch Hr. *T.* einige Blössen gegeben, die wir um so viel weniger verschweigen dürfen, da sich, bey der moralischen Kultur unseres Zeitalters der Apologete des Christenthums, wenn er seinen Endzweck erreichen will, alle Ausfalle und Bitterkeiten nicht mehr erlauben darf, durch welche er in den Jahrhunderten der Polemik die eherne Krone des orthodoxen Eifers errungen haben würde.

Bey dem unphilosophischen Synkretismus, welcher in der Riemischen Schrift gegen das Christenthum herrschte, durfte ein Gegner derselben der gerechten Foderung nicht ausweichen, die Einwürfe des Vf. auf Principien zurückzuführen, und sie dann in ihrer ganzen Blösse darzustellen. Durch diese Bemühung würde dem Leser die Uebersicht des Ganzen erleichtert und die gute Sache des Christenthums in ein helleres Licht gesetzt worden seyn. Hierauf scheint aber Hr. *T.* keine Rücksicht genommen zu haben; vielmehr widerlegt er seinen Autor nur stellenweise, ohne die bestrittenen Materien unter gewisse Rubriken zu bringen, und verfällt, was bey dieser Methode kaum zu vermeiden war, nicht selten in leere Declamationen, wodurch für die Hauptsache nichts entschieden wird. So findet z. B. Hr. *R.* (S. 115.) in den Worten Jesu (Matth. VI, 15.) eine grosse Immoralität: „wo ihr den Menschen ihre Fehler nicht vergebt, so wird euch Gott eure Fehler auch nicht vergeben." Er meynt, Gott werde hier eben so unversöhnlich, wie ein Mensch gegen den andern vorgestellt, und Christus sey deswegen einer Unrichtigkeit zu beschuldigen. Statt dass nun hier Hr. *T.* hätte zeigen sollen, wie Gott, als Gesetzgeber und Richter, bey welchem keine leidenschaftliche Bestimmung des Willens denkbar ist, zu seinen Geschöpfen in einen ganz andern Verhältnisse stehe, als ein Mensch gegen den andern, und wie er so lange nicht vergeben, d. h. nicht aufhören könne, zu strafen, bis der Sterbliche von Sünden möglichst rein ist; statt dessen lasst er seinen Freund, einen alten Dorfschulmeister, auftreten, und den gemeinschaftlichen Gegner durch seinen sogenannten gesunden Menschenverstand widerlegen. Eben so unbefriedigend ist (S. 184.) der Einwurf abgefertiget, welcher von der Ewigkeit der Höllenstrafen hergenommen ist, die Jesus (Matth. 25.) gedroht haben soll. Auch die Exegese unsers Vf. ist nicht immer richtig und treffend. So wird z. B. S. 54. die Stelle Matth. V, 17. also erläutert: „wähnt nicht, dass es meine Absicht sey, das Gesetz, oder die Propheten aufzuheben: ich will nicht aufheben sondern *vollenden*, d. i. das Gesetz zu seinem allmäligen Ende bringen, die Zeit, da es nicht mehr gelten wird, mit Vorsicht herbeyführen." Nach dieser Erklärung, die uns nach dem so häufig von dem Vf. schon zum voraus citirten neuen praktischen Kommentar über den Matthäus eben nicht sehr lüstern gemacht hat, wäre καταλυσαι beynahe so viel, wie πληρωσαι, und der ganze Vers enthielte eine offenbare Tautologie. Der Sinn der Worte Jesu ist folgender: „ich will das Gesetz nicht abschaffen, sondern es durch neue Erklärungen und Zusätze ergänzen (πληρωσαι, גמר) und vollständig machen. Ich will es von seinen politischen Vorschriften läutern und seine fragmentarischen Gebote zu einem Ganzen vollenden." Mehrere Beyspiele könnten wir in grosser Anzahl anführen. Am wenigsten können wir aber mit dem Tone zufrieden seyn, in welchem Hr. *T.* mit seinem Gegner spricht. Zwar zeigt er sich, wie aus mehreren Stellen und aus seinen Ausfallen gegen Hn. *Eberhard* erhellt, als einen eifrigen Verehrer der kritischen Philosophie; wir haben aber nicht finden können, dass die Moral derselben die Sinnlichkeit des Vf. immer niedergeschlagen und seine Heftigkeit, die er Enthusiasmus nennt, gemässiget hätte. Hr. *T.* mag selbst urtheilen, ob folgende Aeusserungen und Ausdrücke mit den Gesetzen der Urbanität bestehen können, die niemand weniger, als der theologische Schriftsteller vergessen darf. S. 140. „Verläumdung und kein Ende!" S. 143. „lieber Sancho." S. 146. „*o tribus Anticyris caput insanabile!*" S. 288. (in einem Anhange, welcher füglicher ganz hätte wegbleiben mögen): „ich will lieber meinen Doctortitel in Giessen wieder abgeben, eh' ich mich

Bahrdts Collegen nennen laſſe. Unter den angeblichen Wahrheitsforſchern und Aufklärern iſt mir nicht leicht ein Menſch *verachtlicher*, wie er, der —" Glücklich iſt inzwiſchen die beygebrachte Charakteriſirung dieſes Schriftſtellers aus dem Tacitus (Annal. IV. 52.): *proſperiore eloquentiae, quam morum fama fuit, niſi quod aetas extrema multum etiam eloquentiae demſit, dum feſſa mente retinet ſilentii impatientiam.*

Wir verkennen übrigens die Beleſenheit und gelehrten Kenntniſſe des Hn. *T.* durchaus nicht, und wünſchen nur, daſs er ſich künftig einer theologiſchen Maſsigung und einer reineren Sprache und Schreibart (S. 10. 296. *wigtig*, *Gewigt*, S. 11. *empyriſch*, S. 286. das wird ihnen niemand *zuglauben*) befleiſsigen mögen.

Gieſsen, b. Krieger: *Neueſte Religionsbegebenheiten.* 1790—1793.

Bey einer Schrift, die ſeit ihrer Entſtehung ſchon ſo vielen nachtheiligen Kritiken ausgeſetzt war, macht es ſich Rec. allemal gedoppelt zur Pflicht, ſie mit möglichſter Aufmerkſamkeit durchzugehen, um an ihr wenigſtens noch eine erträgliche Seite aufzufinden, welche doch ſonſt jedes Uebel in der Welt haben ſoll. Dieſs that er denn auch hier. Plan und Zweck dieſer Zeitſchrift ſind dem Publicum ſchon ſattſam bekannt, und er würde ſich daher in der Anzeige vorliegender Stücke unnöthiger Weiſe in irgend eine weitläuftige Erörterung einlaſſen. Mit Vergnügen wird jeder Freund der Wahrheit gleich in dem 6ten Stücke (S. 391.) auf mehr als eine Erklärung über *Lavateriſches* Geiſterweſen ſtoſſen, welche den, ſonſt nicht ganz unſcheinbaren, Vorwurf, als begünſtigte dieſe Zeitſchrift *auch vollends* die Schwarmereyen *des Helvetiſchen Sehers*, nun gänzlich widerlegt. Seine Widerſprüche und gedankenloſe Wortſpiele, ſein gänzlicher Mangel an Unterſcheidungskraft, wenn er z. B. einen *Moritz* unter denjenigen aufführt, welche glaubwürdige Geſchichten für eine Divinationsgabe *im Lavateriſchen Sinne* geſammelt haben, werden ihm aufgedeckt, und die Begierde des Menſchen, noch jetzt auf übernatürlichen Wegen zu einer Erkenntniſs zu gelangen, zu welcher nur Erfahrung und Schlüſſe führen können, wird überhaupt als eine verderbliche Thorheit verworfen. — Deſto auffallender iſt freylich alsdann (S. 463.) das Urtheil über *de Marees Gottesvertheidigung*, als eine *vortreffliche Schrift*, die ſich unter anderm auch der *jetzigen falſchberühmten Kunſt (!!) der Kritik*, welcher ſich ſonſt alles unterwerfen müſse, entgegenſetze. Den Hauptinhalt der nachfolgenden Stücke machen Auszüge aus Schriften über die Volksaufklärung, Nachrichten von *Bahrdts* Leben, Gefangenſchaft, Krankheit, von der *Union* und andern geheimen Geſellſchaften, von den königl. Preuſsiſchen Verordnungen in Religionsſachen, eine weitläuftige Anzeige von neuern Schriften über die ſymboliſche Bücher aus. — Das eben angeführte Urtheil über *de Marees* gibt den Schlüſſel zu allen weitern *unpartheyiſchen* Anmerkungen, womit die Vf. ihre Nachrichten und Auszüge begleiten. Dieſs möchte denn noch ſo hingehen, wenn man ſich dabey nur nicht ſo oft durch den Kunſtgriff geärgert fände, nach welchem dieſe Herren bey ſogenannten Aufklärungsmaterien, das Intereſſe der Fürſten mit dem Intereſſe der Geiſtlichkeit auf das innigſte zu verwickeln ſuchen. Iſt dieſs die Stimme der trugloſen Wahrheit, oder was blickt unter der Parallele zwiſchen Königen und Pfaffen, welche der Aufklärung beygemeſſen wird, hervor? — Wie ſoll man es endlich verſtehen, wenn der Wunſch einer, immer weiter gehenden, Einſchränkung der Preſsfreyheit ſich hier und da ſo mit Macht verkündiget? Das 12te Stück des Jahrganges 1791 wird mit einer Abhandlung über die Verbindung der Philoſophie mit dem Chriſtenthum beſchloſſen, worin gezeigt werden ſoll, daſs ein gewiſſes *populares* Nachdenken über Gott und Welt allerdings für das Chriſtenthum nützlich ſeyn, daſs hingegen die Zurückführung der Lehre Jeſu auf das, jedesmal herrſchende Syſtem der ſpeculativen Philoſophie unfehlbar zum groſsen Nachtheile der erſtern ausſchlage. Dieſs beweiſt der Vf. ſchon durch die Vermiſchung der Neuplatoniſchen Philoſophie mit dem Chriſtenthum; ſcheint alſo vergeſſen zu haben, daſs er hier wider Willen die ſogenannten neuern Aufklärer begünſtige, welche ſich gerade die Reinigung der Chriſtuslehre von den Zuſätzen des Platonismus und den Subtilitäten des Scholaſticismus zum Ziele ſetzten, folglich thaten, was der Vf. will! — Der Einfluſs, welchen die Kantiſche Philoſophie auf Religionsideen in Deutſchland gewinnt, hatte auch auf dieſe theologiſche Zeitſchrift die Wirkung, daſs ihre letzten vor uns liegenden Stücke ſich hauptſächlich mit Unterſuchungen über das Verhältniſs jener Philoſophie zur Lehre Jeſu beſchäftigen. In der Einleitung zu dieſen *wichtigen* Betrachtungen wird (1. Stück 1793. S. 28—35.) eben das beynahe mit denſelben Worten wiederholt, was ſchon am Beſchluſſe des Jahrganges 1791 in der bereits bemerkten Abhandlung vorgetragen wurde, und dann lenkt der Vf. erſt alſo ein (S. 35.). *Jetzt* ſtrebt die *Kantiſche* Philoſophie nach eben dieſer Herrſchaft über andere Wiſſenſchaften. Allein dieſe herrſchſüchtige iſt nach *Braſtberger* (S. 37.) groſsentheils Spielwerk mit Worten, wo man einerley Sache mit Zehnerley verſchiedenen Ausdrücken und Wendungen ſagt, auf dieſe Art viel neues zu ſagen ſcheint, und doch am Ende nichts ſagt. Hiezu kommt, daſs ſie meiſtens den Knoten zerhaut, wie in der Lehre von der Freyheit (S. 38.). Endlich widerſpricht ſie ja ſogar einigen *ausgemachten* Wahrheiten der Vernunft; auch verachtet ſie manche bisherige gründliche Beweiſe, und nimmt dagegen wichtige Sätze wohl gar ohne allen Beweis an. Nach derſelben laſst ſich die Wirklichkeit der Dinge auſser uns nicht beweiſen (nach welcher denn?) — nach derſelben ſoll man von einer Wirkung nicht auf eine Urſache, von dem Werk nicht auf den Meiſter ſchlieſsen dürfen; und doch ſchlieſst die ganze Welt ſo! Wer hat hieran nicht ſchon ſatt? Unerachtet Rec. nicht mit dem ſel. *Bahrdt* behaupten möchte, dieſe und dergleichen Zeitſchriften ſeyn nur für die Hammelsköpfe des deutſchen Publicums genieſsbar, ſo muſs er doch geſtehen, die meiſten Speiſen darin kamen ihm ſo ſchaal und ungenieſsbar vor, daſs ihm auch die Zuthat mangelhafter hiſtoriſcher Nachrichten den Ekel daran nicht benehmen konnte.

Digitized by Google

ERDBESCHREIBUNG.

GÖTTINGEN, b. dem Vf. u. in Comm. der Ruprechtischen Buchh.: Verſuch einer ſkizzirten *Beſchreibung von Göttingen* nach ſeiner gegenwärtigen Beſchaffenheit. Von *Moſes Rintel*. Nebſt einem Grundriſs der Stadt. 1794. 14 Bogen. 8.

Da man Göttingen in den letzten Jahren zum Gegenſtande romanhafter und ſcurriliſcher Beſchreibungen gemacht, und das auswärtige Publicum, welches aus guten Urſachen von dem Orte, um der daſelbſt blühenden Univerſität Willen, unterrichtet werden wollte, in Verwirrung geſetzt hatte; ſo iſt es unfehlbar für viele erwünſcht, daſs hier ein Buch erſcheint, welches durch prunkloſe Darſtellung, die weder ſchmückt, noch ſchändet, ſondern treulich aus den Acten referirt, den Ort und ſeine Anſtalten ganz ſo, wie ſie ſind, zeigt und beſchreibt. Es reiſst durch das auffallende nicht ſo hin und hat für die Neugierde weniger Intereſſe, als andere Bücher, die der Einbildung und dem Muthwillen ein freyes Spiel erlauben; aber es behauptet den Werth der Zuverläſsigkeit und verſchafft die Bequemlichkeit eines wohleingerichteten Addreſsbuchs von Göttingen. Wenigſtens muſs Rec. aus eigener Kunde des Orts bezeugen, daſs die Bemühung des Vf., die Gegenſtände genau zu verzeichnen und aus eingezogenen zuverläſsigen Nachrichten zu beſchreiben, nirgends zu verkennen ſey. Es iſt zu wünſchen, daſs das Werkchen durch fortgeſetzten Fleiſs des Vf. immer noch zweckmäſsiger eingerichtet werden möge; daher wir zur Belehrung und Erinnerung des Vf. einige vorgekommene Fehler und Mängel anzeigen wollen. Das Buch, welches nicht bloſs die Univerſität, ſondern die ganze Stadt Göttingen mit allen darin befindlichen Einrichtungen und Anſtalten, ſammt den dabey angeſtellten Perſonen zum Gegenſtand hat, beſteht aus folgenden neun Abſchnitten: I. Lage und Localbeſchaffenheit der Stadt, wo die natürliche Beſchaffenheit der Gegend beſchrieben und ein Verzeichniſs aller Straſsen und Plätze mit ihren Merkwürdigkeiten mitgetheilt wird. II. Königl. Georg-Auguſtus-Univerſität, nach vielen Unterabtheilungen. III. Privatinſtitute und Sammlungen, wohin Leihbibliotheken, Privatbibliotheken, Auctionen, auch die phyſicaliſche Privatgeſellſchaft gerechnet werden. IV. Gemeinnützliche (öffentliche) Inſtitute und Anſtalten, wo erſtlich das Gymnaſium ſehr umſtändlich beſchrieben und die gemeinen Pfarrſchulen erwähnt, hernach milde Stiftungen und Armenanſtalten angezeigt, endlich die übrigen Anſtalten, das Badehaus, Poſtamt, Lombard, die Linnenlegge, das Schaunmt und das Intelligenzcomtoir unter einer gemeinſchaftlichen Ueberſicht zuſammengefaſst werden. V. Oeffentliche und geſellſchaftliche Vergnügungen. VI. Oekonomiſche Nachrichten für hieſige Studierende und andere Fremde. VII. Volksmenge und kirchliche Einrichtung. VIII. Militär- und gerichtliche Verfaſſung. IX. Induſtrie und Gewerbe der Einwohner. Von dem Inhalte jedes Abſchnittes läſst ſich einzeln nichts auszeichnen, weil die Gegenſtände zu mannichfaltig ſind, und gröſstentheils nach ihren beſtimmten Angaben erwartet werden können. Indeſſen möchte Rec. doch folgendes noch dabey erinnern: Der ganze Plan muſs zur künftigen Vervollkommnung dieſes ſtatiſtiſchen Entwurfs von Göttingen mehr überdacht und nach beſtimmteren Klaſſen oder Fächern angelegt werden. Noch iſt das gleichartige nicht genug zuſammengeſtellt, und daher ſind Dinge, die vielleicht unter keine der angenommenen Klaſſen oder Ueberſchriften paſsten, mit Befremdung des Leſers oft eingeſchaltet, wohin ſie, dem Begriffe nach, nicht paſsten. Wer wird z. B. die Freymaurerlogen unter den öffentlichen Vergnügungen ſuchen, wo ſie zwiſchen der Jagdbeluſtigung und dem Scheibenſchieſsen ihre Stelle bekommen haben? Bücherauctionen gehören nicht zu den Privateinrichtungen; nur durch Miſsbräuche können ſie von der Willkühr des *öffentlich* beſtellten Auctionators abhangen und in eine Privatanſtalt umgeſchaffen werden. Periodiſche Schriften an ſich ſcheinen keinen eigenen Artikel unter den gelehrten Privateinrichtungen zu verdienen; noch weniger aber in der höchſt unbeſtimmten Bedeutung, wie S. 96 ff., wo *Stäudlins* Beyträge zu Erläuterung der Propheten, *Marezolls* Predigten, *Pütters* Rechtsfälle, *Claproths* Actenſammlung, *Meiſters* prakt. Bemerkung, *Buhle* Geſchichte des philoſophirenden menſchlichen Verſtandes u. a. als periodiſche Schriften aufgeführt ſind. Von beſondern Polizeyanſtalten, die zum Theil auch für Auswärtige manches merkwürdige enthalten konnten, und deren Geſetze jeden Ortbewohner intereſſiren, iſt gar nichts geſagt worden. Sodann müſſen die Angaben unter jedem Abſchnitte nie allgemein ſeyn, ſondern durch Namen und Zahlen ſo genau beſtimmt werden, daſs der Fremde, welcher dieſen ſtatiſtiſchen Abriſs aufſchlägt, auf das pünktlichſte belehret wird. Der Vf. hat vieles hierin geleiſtet, vieles aber auch unbeſtimmt gelaſſen, was er wiſſen und erfahren konnte. S. 6. ſteht nun noch einzelne Erinnerungen von den Häuſern zu G. Der gröſste Theil iſt *drey oder vier Stock hoch*; es muſs heiſsen: *zwey oder drey Stockwerk hoch*, denn vier Stockwerke gehören in Göttingen unter die Ungewöhnlichen. S. 7. *In den Goſſen — befindet ſich zum Theil immer friſches flieſsendes Waſſer.* Ein Theil der Goſſen enthält freylich *bisweilen* zur Reinigung der Straſsen, vermittelſt der Oeffnung der Feuerteiche, auf kurze Zeit flieſsendes Waſſer; hingegen Goſſen, *die immer flieſsendes Waſſer haben*, kennen wir nicht. Einige haben durch ihre Lage allerdings immer ſtehendes Waſſer; aber es iſt weder friſch noch flieſsend. S. 43. das Concilienhaus — von *drey* Geſchoſſen, muſs heiſsen von *zwey* Geſchoſſen. Zu S. 44 — 54. wo die Beſchreibung der Bibliothek recht gut abgefaſst iſt, würden wir rathen, künftig den gedruckten Auszug der Bibliotheksgeſetze, ſo weit er die Studierende angeht, anzuhängen. Dergleichen Belehrungen erwartet der Fremde in einem guten Addreſsbuche. S. 57. *Inſtrumentalmuſiken*, lieber allgemein: *Muſiken*, denn es ſind ja zugleich *Vocalmuſiken*. S. 57 — 60. von dem Paſtoralinſtitut und Predigerſeminarium. Man ſieht aus der übrigens ziemlich umſtändlichen Beſchreibung nicht deutlich ein, wie beide Anſtalten verſchieden ſind. So viel uns erinnerlich,

hat man von Sextro und Koppe eigene Schriften über die Stiftung und Gesetze. Diese hätten angeführt und die Gesetze selbst ausgezogen werden sollen. S. 66. heifst es von dem Accouchirhospital: „hier werden mehrere Frauen — zu künftigen Hebammen gebildet; die *Bedingnisse für solche* — werden von Zeit zu Zeit vom Lehrer durch den Druck bekannt gemacht.“ Aber gerade daran war am meisten gelegen, diese Bedingungen, da sie ohnedem durch den Druck bekannt gemacht waren, hier mitzutheilen. S. 75. mufsten nicht blofs die neuesten *Commentationes*, sondern die verschiedenen Sammlungen der Societätsschriften, nach ihren abgeänderten Aufschriften ganz kurz angeführt werden. S. 80. wird die Stiftung jährlicher Preifsaufgaben beschrieben. Billig hätte zugleich der Anfang dieser Stiftung bemerkt werden sollen. Bey andern Anstalten ist es bisweilen geschehen. Es ist zu rathen, dafs der Vf. künftig die Stiftungsgeschichte und den Anfang aller einzelnen Institute durchaus ganz kurz berühren möge. S. 83. wird von der Professoren-Wittwencasse alles nur allgemein angegeben. Das Vandenhoekische Legat verdiente immer namentlich erwähnt zu werden. Auch war es kein Geheimnifs, wie viel die Pension der älteren und der jüngeren Professoren-Wittwen betrage. Es mufste auch nicht verschwiegen werden, dafs, in Ermangelung der Wittwe, nachgelassene Kinder bis zum vierzehnten Jahre des jüngsten, die Pension erhielten. S. 95. von der physicalischen Privatgesellschaft konnten bekannt gewordene bestimmtere Anzeigen mitgetheilt werden. Die Industrie- (Arbeits-) Schule S. 114. würden wir vielmehr zu den Schulanstalten S. 111. gerechnet, auch Hn. Sextro's erfte Entwürfe mit zur Geschichte angeführt haben. S. 112. werden drey milde Stiftungen St. Crucis, St. Spiritus und St. Annae angeführt und von ihnen gerühmt, dafs die *ansehnlichen Einkünfte* zum lebenslänglichen Unterhalt der Hospitalisten verwandt werden. Dem rühmlichen Vorhaben des Vf. gemäfs, nichts gröfser zu machen, als es ist, würden wir rathen, das Beywort wegzustreichen und nur zu sagen: die Einkünfte werden zu einer lebenslänglichen nothdürftigen Unterstützung der Hospitalisten verwendet. S. 151. ist das Miethgeld für Pferd und Cariole nicht richtig nach den gegenwärtigen Preisen angegeben, auch in den Namen der Speisewirthe einiges verschrieben. S. 163. wird erwähnt, dafs die Leichentaxen für Bürger und Universitätsverwandte nach verschieden Klassen festgesetzt sind. Die darüber gedruckten Tabellen waren zur Belehrung des Publicums billig einzuschalten. Dem eben dadurch kann Hr. *R.* seinem Buche mehr Gemeinnützigkeit und Interesse verschaffen. Zu S. 170. gehört, dafs der Jude auch die Stolgebühren für die Taufe bezahlen mufs. S. 165. ist es nicht ganz richtig, dafs in den Wochentagen die Communion nach der Betstunde gehalten werde. Wenigstens in der Johanniskirche hat dieses nicht Statt, weil die Betstunde des Nachmittags ist. Ebend. mufs nicht gesagt werden, die Passions- (setze hinzu: und andere Kirchen-) Musiken — gebe der Stadtmusikus. Der Stadtcantor führt sie auf, und das Singchor nebst dem Stadtmusikanten und seinen Leuten sind ihm zu diesem Behufe beygegeben. S. 199. der Kupferdrucker Siedentopf ist, so viel wir wissen, schon etliche Jahre nicht mehr in Göttingen. S. 210. hätten die angegebenen 8 Abschreiber irgendwo namentlich angeführt werden sollen. Wahrscheinlich war vielen mehr damit gedient, als mit den Namen der Thorschreiber u. dgl. Es ist sehr zu wünschen, dafs der Vf. seinen Fleifs ferner verwende, diesem statistischen Entwurfe, seiner Bestimmung gemäfs und zum unleugbaren Nutzen des Publicums, die möglichste Vollständigkeit, Bestimmtheit in den Angaben und Zuverlässigkeit zu verschaffen. *Die* ältere Geschichte der Anstalten kann ein stehender Artikel des Buchs bleiben, der seinen Werth für sich behält; die neuen und veränderlichen Artikel aber müssen durch Aufmerksamkeit und Nachfragen immer auf's neue berichtiget werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. Jena, m. Fiedler. Schr.: *Quaestio juris controversi an renunciatione simpliciter facta bis auf den ledigen Anfall, si fratres, qui pacti tempore existebant, nullis masculis, sed tantum filiabus relictis decesserint, filiae hae amitae renunciasse in portione, quam fratribus cessit, impedimento esse possint?* inquisita a D. *Theod. Kretschmann.* 46 S. 8. — Schon aus der Stellung der Frage läfst es sich errathen, auf welche Seite der Vf. sich neige. Er behauptet nemlich gegen die gemeine und durch die Praxis der höchsten Reichsgerichte bestätigte Meynung, dafs bey deutschen Stammgütern eine Schwester des letzten Besitzers, wenn sie bis auf den ledigen Anfall entsagt hat, aber den Abgang des Mannsstamms erlebt, von der Erbfolge nicht gänzlich ausgeschlossen werde, sondern denjenigen Antheil an diesen Gütern erhalte, auf welchen sie zum Vortheil ihrer Brüder Verzicht geleistet hat. Neue Gründe für diese Behauptung finden wir in der vorliegenden Schrift nicht, sondern das Ganze dreht sich um die historisch unrichtige Voraussetzung herum, dafs im Mittelalter die Töchter bey eigentlichen Stammgütern gleiche Successionsrechte mit den Söhnen gehabt haben; wodurch sich dann die Folge rechtfertigt, dafs die Verzichte der Töchter von jeher nicht für blofse Cautelen, sondern für rechtliche Mittel, die Töchter von einer ihnen gebührenden Erbfolge auszuschliefsen, gegolten haben, und zugleich der Anwendung römischer Rechtsgrundsätze der Weg gebahnt wird.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 19 August 1794.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Berlin, im der Königl. Realschulbuchh.: Zwey *Preisschriften* über die von der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufgegebene Frage: *Von der Anwendbarkeit, dem Nutzen oder der Schädlichkeit der Koppelwirthschaft in der Mark-Brandenburg*, nebst einigen Schriften, welche das *Accessit* erhalten haben, und *Bemerkungen* des Etatsministers Grafen *von Herzberg* über eben diesen Gegenstand, mit Beantwortung der Anmerkungen, welche der Hr. G. R. *v. Wolf* dagegen drucken lassen. 1793. 326 S. gr. 8.

2) Berlin, b. Vieweg d. ä.: Practische *Bemerkungen über die Anwendbarkeit der Koppelwirthschaft in den Preussischen Staaten.* Ein *Accessit:* Nebst Anmerkungen über die vom Herrn Curator der Akademie am 27 Septbr. 1792, diesen Gegenstand betreffend, gehaltene Vorlesung. Von dem Geheimen Commerzien-Rath *von Wolf.* 1793. 150 S. gr. 8.

3) Berlin, b. Haude u. Spener: *Ueber die Mecklenburgische Koppelwirthschaft.* Ein Versuch über deren Anwendbarkeit in der Mark-Brandenburg. 1793. 55 S. gr. 8.

Der bereits von einigen grosen Oekonomen in den Preusischen Staaten, mit dem besten Succes begonnene Uebergang zur Mecklenburgischen Schlagwirthschaft, hatte vielleicht die nächste Veranlassung gegeben, dass Sr. Königl. Majestät (nach S. 1. der Vorr. in Nr. 1.) Der Akademie anbefohlen, die Preisfrage aufzustellen: „ob die in Holstein und Mecklenburg übliche Koppel-„wirthschaft dem Staate überhaupt nützlich oder schäd-„lich, ob sie auf die Mark-Brandenburg anwendbar, „und besonders der Bevölkerung nachtheilig sey oder „nicht?“ Eine so wichtige Anfrage, muste nothwendig alle denkende Preusische Oekonomen auffodern: ihr Gutachten vor dem Akademischen Tribunale niederzulegen. Die (nach S. 11. in der Vorr. zu Nr. 1.) vielen eingelaufenen Wettschriften haben sich nicht einhellig *für* die Anwendbarkeit dieser Wirthschaftsart in der Mark, sondern zum Theil, (ob mit *guten* und unverwerflichen Gründen? will Rec. hier nicht entscheiden;) gerade das Gegentheil erklärt. Die Physikalische Klasse der Akademie hat für gut gefunden, den Preis von 100. Dukaten zu theilen, und mit solchem, nächst ihrem Beyfall, eine *bejahende* und eine *verneinende* Antwort zu krönen; auch mit dem Accessit so wohl affirmativa als negativa zu beehren.

Da Rec. nur die Pflicht auf sich hat: über die Preisschriften: nicht aber über die Preistheilungen und Ertheilungen sein Urtheil zufallen: so lasst er Fragen, welche ohnfehlbar nicht wenige Leser aufwerfen werden, unbeantwortet stehen: Ob Partes sibi in totum contradicentes zugleich gekrönet werden können? und ob mitten im Schoose eines in Ansehung des Terrains sich fast gleichen Staates, als die Märkischen Lande sind, die Physikalische Klasse einer Königl. Akademie, aus so vielen sich geradehin widersprechenden Beantwortungen, nicht näher hätte entscheiden können, was nach richtigen Physischen Grundsätzen nun das wahre Beste sey?

Die vorliegenden Schriften selbst fand Rec. von einem sehr verschiedenen, Nr. 2 und 3. aber von ganz vorzüglichem Gehalt. Beyde Verfasser verbreiten, in einem sich sehr empfehlenden Styl, über ihren Gegenstand volles Licht, ohne dabey wortreich zu seyn: in Nr. 2. ist besonders der in den gekrönten Schriften ganz übersehene Unterschied, zwischen der Holsteinischen und Mecklenburgischen Wirthschaft, so wie es allerdings höchstnöthig war, genau bemerkt; die letztere der Mark vorzüglich empfohlen, und zugleich mit gerichtlichen Zeugnissen ihr so reicher Ertrag: gegen die vorige Behandlung, ausser Zweifel gesetzt; welches mit ähnlichen Gründen der ungenannte Vf. v. Nr. 3. ein Mecklenburgischer Oekonom, (weshalb er als Auswartiger sich auch nicht um den Preis bewarb) als für die Mark höchst zuträglich, sehr wohl erwiesen hat!

Die in Nr. 1. von der Akademie mitgetheilten Schriften empfehlen zu viel, und widerrathen zu viel! die erste, von Hn. *Dreyer*, Kriegsrath etc. in Berlin, hat zum Epilog. „Segen also und hohe Ehre dem, wel-„cher beyträgt, die Koppelwirthschaft in die Mark-„Brandenburg einzuführen; denn er vermehrt die Stär-„ke und den Reichthum des Vaterlandes!“ In der 2ten gekrönten behauptet Hr. Amtsrath *Hubert* S. 85—89. lauter Nachtheil von Einführung der Koppeln: im 1. Accessit stimmt der Hr. *v. Baggenhagen* ganz zur 1sten Preisschrift, und im 2. Accessit Hr. Amtsrath *Hoake* eben so zur 2ten Preisschrift: In der ersten Preisschrift werden Leser sehr über Weitschweifigkeit, in der zweyten aber so wohl als in der ersten über manche unerwartete Grundsätze und verschiedene Verrechnung zu klagen finden. Das 1. Accessit für sehr vorzüglich, das letzte hingegen für nicht befriedigend erklaren. Die zu Gunsten der vierfeldrigen Wirthschaft, und ganz gegen die Koppelstrebenden Bemerkungen des Herrn Curatoris der Akademie, hat in Nr. 2. Hr. *v. W.* bestritten, und der Hr. Gr. *v. H.* hat sich selbst, so wie seine Bemerkungen, in der Nachschrift zu Nr. 1. vertheidiget. Uns

ſcheint es daſs die Wirthſchaft in dreyen Feldern, ſich gegen die in vier Feldern, in ihrem glücklichen Locali wohl erhalten dürfte.

Breslau, b. Korn: *Unterſuchung über die Natur und die Urſachen des Nationalreichthums* von *Adam Smith.* — Aus dem Engliſchen der vierten Ausgabe neu-überſetzt (von *Garve.*) Erſter Band. 1794. 476 S. 8. und XIV S. Vorrede des Ueberſetzers.

Dieſs iſt eins von den Büchern, auf welche unſer Jahrhundert ſtolz zu ſeyn Urſach hat. Wäre ein Werk von ſolcher Vollendung auch zehnmal in eine Sprache überſetzt und es gäbe nur noch *etwas* bey der beſten Ueberſetzung zu wünſchen, ſo müſste man ſich freuen, ſo oft eine neue erſchiene. Um wie viel mehr muſs dieſs der Fall ſeyn, wenn es bisher nur *eine* deutſche Ueberſetzung davon gegeben hat, wenn dieſe von der Vollkommenheit ſehr weit entfernt war, und wenn eine neue aus den Händen eines Mannes, wie *Garve*, hervorgeht.

Die Art und Weiſe, wie der jetzige Ueberſetzer in ſeiner kurzen, und in ihrer Kürze doch ſo auſserſt lehrreichen Vorrede von der Arbeit ſeines Vorgängers ſpricht, iſt ganz im Geiſte der edlen Beſcheidenheit, welche die andern Meiſterwerke dieſes trefflichen Mannes charakteriſirt, und contraſtirt aufs lebhafteſte mit dem Ton, in welchem die Verlagshandlung der ältern Ueberſetzung, ſelbſt nachdem das Publicum ſchon wuſste, daſs *Garve* der Verfaſſer der neuern ſeyn würde, von dieſer in öffentlichen Blättern ſprach. Es war für einen jeden Kenner, auch ehe ſich *Garve* noch das Verdienſt erwarb, dieſs unſterbliche Werk (denn welches kann noch *unſterblich* heiſsen, wenn es dieſes nicht ſeyn ſoll!) zu überſetzen, längſt entſchieden, daſs die erſte Ueberſetzung höchſtens die *Hülle*, (und auch die ſe bey weitem nicht vollkommen), aber nichts von dem *Geiſte* des Originals in unſre Mutterſprache übergetragen hatte.

Hr. *Garve* zeigt in der Vorrede an, daſs der Hr. Ober-Poſt-Commiſſär Dörrien in Leipzig einen Antheil an dieſer neuen Ueberſetzung habe, ein Umſtand, der jedoch die Gleichförmigkeit des Styls um ſo weniger ſtören kann, als ſie, wie er hinzuſetzt, „einander „ihre Arbeiten, ehe ſie dem Publicum vorgelegt „wurden, mittheilten.“ Auch wird der aufmerkſamſte Leſer geſtehen, daſs man nur ſehr ſelten, und nicht leicht mit Gewiſsheit errathen kann, wo ſich die Arbeiten von einander ſcheiden.

Einzelne Stellen aus einer Ueberſetzung anzuführen, deren groſster Ruhm darin beſteht, daſs ſie ein Ganzes von durchaus gleichem Werth iſt, wäre zweckwidrig. Unter allen deutſchen claſſiſchen Schriftſtellern hat vielleicht keiner im Styl ſo viel Aehnlichkeit mit *Smith* als Hr. *Garve*. Dieſe Ueberſetzung iſt daher ein ſo treuer und zugleich ſo ſchöner Abdruck des Originals, als man nur immer wünſchen kann.

Am Schluſſe des Werks ſollen einige Nachrichten von den Lebensumſtänden des Engliſchen Autors mitgetheilt werden. „Dieſen Nachrichten, ſetzt Hr. G. „hinzu gedenke ich noch einen doppelten Anhang bey„zufügen. Einen, in welchem ich diejenigen Begriffe „und Sätze, die ich in dieſem Werke für neu und ihm „eigen halte, und die ich alſo als die eigentliche Aus„beute anſehe, womit es den Schatz menſchlicher Kennt„niſſe bereichert hat, zu einer ſchnellern Ueberſicht „zuſammenſtelle; und einen zweyten, in welchem ich „einige der allgemeinen Grundſätze, die in dem ſtaats„wirthſchaftlichen Syſtem des Autors herrſchen, einer „neuen Prüfung unterwerfe.“ — Dieſes Verſprechen iſt anziehend genug, um bey jedem Leſer die Sehnſucht nach einer recht raſchen Fortſetzung und Beendigung des Werkes zu erregen.

Berlin, b. Nauk: *Revolutions-Katechiſmus* von *Heinrich Würzer*, Doctor der Philoſophie. 1793. VI und 202 S. 8.

Wir könnten uns Glück wünſchen, wenn nur alle politiſche Schriftſteller, die *Popularität* zum Zweck haben, ſo viel Deutlichkeit in ihren Begriffen und ſo viel Maſsigung in ihren Grundſätzen blicken lieſsen als der Vf. dieſes Buchs gezeigt hat. Ob er gleich an mehrern Stellen einen hohen Grad von Partheylichkeit für die franzöſiſche Revolution verräth, zwiſchen einer auf die *franzöſiſche Declaration der Menſchenrechte* und einer auf *Gewaltthatigkeit* gegründeten Conſtitution nicht gern ein drittes ſtatuiren möchte (S. 176.) und ſogar der Meynung iſt, daſs die conſtituirende National-Verſammlung die Grundſätze der Rechte des Menſchen *richtig angewendet* habe, ſo drückt er ſich doch im Ganzen nicht nur mit vieler Beſcheidenheit und Vorſicht über dieſen Gegenſtand aus, ſondern trägt auch über bürgerliche und politiſche Freyheit, über Geſetz, Gleichheit, und andre verwandte Begriffe viel wahres und nützliches vor, warum aber das Buch gerade ein *Katechiſmus* heiſsen muſs, läſst ſich aus dem Inhalt nicht abnehmen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin: in Com. b. Maurer: *Mardi-Gras für die Neufranken-Pairs und Barons, vom Verfaſſer der Preuſsiſchen Bravour-Lieder beym Feldzuge wider die Franzoſen.* 1793. XXII S. und 124 S. 8. Mit dem (in einer gewiſſen Rückſicht äuſserſt paſſenden) Motto:

Deficient inopem venae te, ni cibus atque
Ingens accedat ſtomacho fultura ruenti
Quid ceſſas? Agedum: ſume (hoc) ptiſanarium oryzae.

Ein tolleres Product als dieſes iſt gewiſs noch nie auf dem Boden des *deutſchen Patriotiſmus* gewachſen. Wäre es etwas weniger arg, ſo könnten wir uns die Anzeige deſſelben erſparen: aber *auſserordentlicher* Unſinn iſt doch auch einiger Aufmerkſamkeit werth.

Dieſer „zum Nutz und Frommen der neugeback„nen Franken-Pairs und Barons veranſtaltete“ *Mardi-Gras*, iſt eine Sammlung von poetiſchen Epiſteln, Epi-

grammen Logogryphen und Charaden gegen die Franzosen, in welcher alle Hülfsquellen eines frostigen Witzes aufgeboten sind, um einem gränzenlosen (wahren oder angenommnen) Nationalhass und einem Feuereifer der wenig seines Gleichen haben mag, Luft zu machen. Das Werk spricht so sehr von selbst, dass einige Proben daraus bessre Wirkung thun werden, als alle Weitläuftigkeiten der Kritik. Die Verlegenheit, in der Rec. sich bey der Auswahl dieser Proben befindet, ist zwar nicht geringe, weil die sämmtlichen Schüsseln dieses Gastmals, (um in der dem Vf. so werthen Allegorie zu bleiben), von einem und demselben Gehalt sind, oder vielmehr um den Preis des rasendsten mit einander streiten: indessen werden folgende Körnchen diese Goldgrube vollkommen charakterisiren:

An die Freyheitsmützenträger.

Traun, euer Kopfputz ist *affröse.*
Je! Ihr seyd sonst ja so *gustose,*
So überaus originell
Und in Façons *inventiöse*
Kopirtet nie noch ein Modell:
Und doch — doch habt ihr *Freyheits-Schützen*
Seitdem ihr euch — *baronisirt* (?)
Euch ganz als Affen produzirt,
Und eure feuerroten Mützen
Beynah noch röter als die Spitzen
Des Kamms, womit der Hahn stolzirt
A la Horia figurirt u. s. f.

An die Geographen.

Nennt jenes Land,
Das von euch Frankreich
Sonst ward genannt
Hinführo *Zankreich*;
Das passt *charmant!*
Charmant! doch fast
Noch besser passt
Der Nahme *Strangreich*
Dünkts euch jedoch
Zu glimpflich noch,
So nennt es: *Stankreich!!!* u. s. f.

Das folgende scheint durchaus unübertreflich zu seyn:

Unstatthaftes Kopfweg.

Ihr, Ludwigs Mörder, ihr!
Wie wollten nach Gebühr
Auf euren Henkerbühnen
Wir euch *beguillotinen!*
Säss' nur auf eurem Schopf
Wie sich's gebührt, ein Kopf!
Drum sind die Guillotinen
Für euch nicht Mordmaschinen.
Nicht einmal kann man auch
Nach hergebrachten Brauch
Beym N.... rr-Ausgiessen
Mit *Kopfweg!* euch begrüssen.

Der Vf. hat sein seltnes Talent auch in andern Sprachen versucht: z. B. *Lateinisch:*

Paris.

Olim tu similis capris
Nunc vero voracibus apris
Per anagramma jam
Reapse etiam.

Französisch: aus einem *Dialogue entre l'Auteur et Mr. N. N.*

Diantre! quels fruits
Comme a se perverti
La France (le pa) radis.
Dieu! je t'implore, je cris
Extirpe, anéantis
Cette ligue et ce parti
Des monstres, ces impies!
Ta main venge et punis
Tout le sang repandu
Aux Places, aux ponts, aux rues;
Alors so it benis
Mon Dieu, mon appui!
Si sont mes voeux remplis. u. s. f.

Am Schluss der Sammlung befindet sich eine Reihe von Stellen aus lateinischen Dichtern (in welchem der Vf. eine Belesenheit verräth, welche die Verirrungen seines Geistes noch unbegreiflicher macht) die zu *Parodien* auf den jetzigen Zustand Frankreichs dienen sollen. Sie sind nicht sonderlich gewählt: entweder sie passen gar nicht auf Frankreich, oder sie passen auf tausend andre Gegenstände eben so gut. Desto glücklicher aber und das einzigwohlgerathne in diesem Buche ist die in einer Note vorkommende Anwendung einer Stelle aus dem *Virgil* (Aen. B. XI. v. 336.) auf den *Herzog von Orleans.* Wenn man die hier eingeklammerten Worte wegläfst, ist es nicht leicht möglich, etwas treffenderes zu finden:

— — — — — — quem gloria regis
Obliqua invidia stimulisque agitabat amaris
Largus opum (et lingua melior) sed frigida bello
Dextera, consiliis habitus non futilis auctor:
Seditione potens: genus huic materna superbum
Nobilitas dabat, incertum de patre ferebat.

Die übrigen Noten sind, so wie die Vorrede, des Textes vollkommen würdig.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Erfurt, b. Keyser: Sitten und Historienbüchlein für Schulkinder. Herausgegeben von *J. J. Adloff.* 2te Aufl. m. K. 1794. 94 S. 8. (4 gr.)

Hamburg, b. Hoffmann: The Correspondents, an original novel, in a series of letters. A new Edition. 1790. 207 S. 8

Ebend., b. Ebend.: The Man of Feeling. A new Edition. 1794. 192 S. 8.

Züllichau, b. Frommanns E.: *J. H. Campe* Robinson Secundus. Tironum causa latinitate donatus a *Ph. J. Lieberkühnio*, iterum recensitus a *L. F. Gedike*. Ed. 3tia. 1794. 304 S. 8. (14 gr.)

Riga, b. Hartknoch: Russische Sprachlehre für Deutsche, von *J. Heym*. Neue Aufl. 1794. 464 S. 8.

Unter dem angeblichen Druckort *Germanien*: Briefe eines preussischen Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunschweig gegen die Neufranken im Jahre 1792. 2te Aufl. 1794. 1tes Pack. 198 S. 2tes Pack 240 S. 3tes Pack. 288 S. 8. (2 Rthlr.)

Ohne Druckort: The Looking-Glass or the Compendium of entertaining Knowledge containing the most curious and useful subjects in every Branch of polite Literature, by *J. Brown*. 2d. Edit. 1794. 252 S. 8.

Berlin, b. Lagarde: Les veillees du Chateau ou Cours de Morale à l'usage des Enfans par *Mad. la Comtesse de Genlis*. Ouvrage revu et corrigé par M. *de la Veaux*. Nouvelle Edit. 1794. 1 T. 256 S. 2 T. 264 S. 3 T. 272 S. 4 T. 272 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Helmstedt, b. Fleckeisen: Zusage der Confirmanden. Neue Aufl. 1794. 36 S. 8. (3 gr.)

Salzburg, b. Duyle: Das Kinderbuch. Ein Geschenck für die ersten Anfänger. 2te Aufl. 1794. 64 S. 8. (2 gr.)

Riedlingen, b. Ulrich: *P. Gilbert Baur* Katechismus oder Regeln der Höflichkeit in kurzen Fragen und Antworten, für die Schüler und Jugend auf dem Lande. 2te Aufl. 1792. 122 S. 8. (4 gr.)

Berlin, b. Schöne: Chronik von Berlin oder Berlinische Merkwürdigkeiten. Eine Volksschrift. Herausgegeben von Tlantlaquatlapatli. 2te Aufl. m. K. 1 B. 1791. 1128 S. 2 B. 1794. 750 S. 8.

Kopenhagen u. Leipzig, b. Nitschke: Neues Färberbuch, oder kurzer Unterricht Wolle, Seide und Leinwand zu färben. A. d. Dänischen übersetzt. 3te Aufl. 1793. 150 S. 8. (6 gr.)

Riga u. Leipzig, b. Müller: Predigten in einer gottesdienstlichen Privatversammlung gehalten von *Aug. Albanus*. 2te Aufl. 1793. 138 S. 8. (9 gr.)

Leipzig, b. Hilscher: *H. Ch. von Brocke* Beobachtungen von einigen Blumen, deren Bau und Zubereitung der Erde. 3te Aufl. 1792. 264 S. 8. (9 gr.)

Berlin, b. Schöne: Freymaurer-Bibliotheck. 2te Aufl. 3tes St. 1793. 256 S. 8. (13 gr.)

Nürnberg, b. Bieling: Auserlesenes und vollständiges Beicht und Communionbuch für gläubige Christen von *D. J. G. Rosenmüller*. 3te Aufl. 1792. 256 S. 8. (8 gr.)

Landshut, b. Hagen: Philosophische Nachrichten des Freyherrn von Crillon. 2te Aufl. 1 B. 1792. 215 S. 2 B. 235 S. 8. (1 Rthlr.)

Grätz, b. Kienreich: Grätzerisches durch Erfahrung geprüftes Kochbuch, eingerichtet für alle Stände. 2te Aufl. 1791. 351 S. 8. (18 gr.)

Hamburg, b. Herold: Predigtentwürfe über die an Sonn und Festtagen gewöhnlichen Abschnitte aus den Briefen der Apostel und einige andere Texte von *M. J. O. Thiess*. Erster Jahrg. 2te Aufl. 1789. 281 S. 2ter Jahrg. 1790. 292 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Ohne Druckort: Etwas über Verbrechen und Strafen derjenigen, welche während der Anwesenheit der Franzosen in den von ihnen eroberten Landern Antheil an ihren Grundsätzen und Einrichtungen nahmen. 2te Aufl. 1793. 29 S. 8. (2gr.)

KLEINE SCHRIFTEN,

Gottesgelahrtheit. *Leipzig*, b. Barth. *Theses Theologiae dogmaticae ad disceptandum propositae. Ab Jo. Ottone Thiessio*, Theol. D. et Ord. Theol. in Acad. Christiana Albertina, quae *Kilonii* est, Adjuncto. 1793. 16 S. 8. Wir sind von der Bestimmung dieser 95 Disputirsätze, ob sie blos zur akademischen Uebung oder für das Publicum seyn sollten nicht historisch unterrichtet. So viel wir wissen, hat sie unter den vielen unserer theolog. Zeitgenossen, denen die meiste derselben paradox oder heterodox genug klingen mögen, keiner als einen für ihn hingeworfenen Fehdehandschuh angesehen und nach Rittersitte diesen aufgenommen. Rec. abstrahirt von allem, was darin manchem vielleicht Materie zur Verketzerung werden könnte, und zeichnet blos unter denen Sätzen, einige unrichtig oder unbestimmt ausgedrückte hier aus: „Th. V. Notitia proprietatum Dei *in verbis tantum* consistit. 1 Cor. II, 11." — Wir *wissen* von der Gottheit nicht Eigenschaften ihrer Natur, aber *Verhältnisse gegen uns*; und diese sind *nicht blosse Worte*. „Th. VIII. Summa religio est Pantheismus. (Act. XVII, 27. 28.)" Beym Pantheismus findet zwar Moralität, *nie aber Religiosität* statt, so lange, dem Sprachgebrauch gemäss, keine Religion, ohne irgend ein praktisches Nachdenken über ein übersinnliches höheres Wesen *ausser dem Nachdenkenden*, denkbar ist. „Th. XVIII. Librorum collectio, quae inscribitur κατα διαθηκην, *fortuito* orta est." Aus *unsrer* historischen Unwissenheit über die älteren Anstalten der Kirchen, die bey ihnen vorhandenen apostolischen Reste zu sammlen, folgt nicht, dass keine solche Anstalten *absichtlich* getroffen worden seyen. Vielmehr enthält das N. Test. innere Spuren von *absichtlicher* Sammlung." „Th. XXVI. Evangelia Matthaei, Marci et Lucae ex uno eodemque, nec limpidissimo, fonte profluxere." Versteht der Vf. unter dieser Einen Quelle eine geschriebene, so ist Lucas Erklärung im Anfang seines Evangeliums dagegen, nach welcher derselbe aus mündlicher Nachfrage vieles selbst geschöpft hat. Versteht er gemeinschaftliche Tradition, so lässt sich daraus die häufige *wörtliche* Uebereinstimmung der Evangelien nicht erklären. Die *Einheit* der Quelle dünkt uns unerweislich. „Th. XLV. Diabolum haud existere demonstrari nequit. (Joh. VIII, 44.)" — Manche setzen einen solchen Begriff vom Teufel voraus, dass die Existenz eines *solchen* Teufels eine erweisliche Unmöglichkeit wäre! — Doch genug; von mancher andern Thesis wünschen wir, dass sie bald nicht mehr unter die Objecte des Disputirens gehören möge.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. August 1794.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Crusius: *M. Tullii Ciceronis Libri de Divinatione* ex recensione et cum notis *J. Jac. Hottingeri.* 1793. XXXII. u. 332 S. gr. 8.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, dass der Augur Cicero ein Werk gegen Augurien und gegen alle Arten von Divination schreiben durfte, deren Ehre zu vertheidigen ihm kraft seines Amtes oblag. Dieses Wagstück wird aber begreiflich, wenn man den damaligen Zustand dieser *höhern Wissenschaften* in Rom vor Augen hat und Cicero's feines Benehmen in seiner Widerlegung mit in Anschlag bringt. Es war unter den hellersehenden Römern schon lange eine ausgemachte Sache, dass diese Wissenschaften der Staatsklugheit untergeordnet waren, und nicht sowohl vom Himmel als vom Senat geleitet wurden. Noch mehr, sie waren häufig zu Werkzeugen des groben Betrugs, des Eigennutzes, der Schwärmerey herabgewürdigt worden. Schon beym alten Dichter Pacuvius (Cic. de div. 1, 57.) machte sich ein Physiker über die Auspices und Aruspices lustig, und der alte Cato sagte, er wundre sich, dass ein Aruspex nicht lache, wenn er einem seiner Collegen begegne (2, 24). Die Wissenschaft der Augurien war schon früh in Verfall gerathen. Um ihr keinen übeln Namen zu machen, schickte man zwar von Zeit zu Zeit junge Leute aus den vornehmsten Häusern nach Etrurien, die sie bey der Quelle studieren sollten (1, 41). Aber der Erfolg scheint diesen Maasregeln nicht entsprochen zu haben. Denn schon vor und zu Cicero's Zeiten bezüchtigte man das Collegium der Augurn der Nachlässigkeit und der Unwissenheit in den ächten Grundsätzen ihrer Wissenschaft (1, 15). Ihre Weissagungen waren nicht auf die Beobachtung der Vögel oder auf die Bemerkungen der Vorfahren gegründet, sondern willkührlich, maschinenmässig, zum Theil nach Zwecken der Klugheit eingeleitet. Ihre Auspicien erzwangen sie künstlich (2. 33. 35. 72). Ja, sie gingen so weit, dass sie ihren eignen Collegen Appius Claudius, der die Wissenschaft aus innrer Ueberzeugung und mit abergläubischem Eifer nach der Väter Weise trieb, wegen seiner Orthodoxie auslachten, ihm Beynamen gaben, die ganze Kunst für weislich hergebrachte Formalien erklärten und versicherten, *sapienter ad opinionem imperitorum esse fictas religiones* (1, 47). Wenn es nun gleich sowohl unter den Augurn als unter den andern R. Gelehrten noch steife Orthodoxe gab, die, wie Quintus, von der Göttlichkeit dieser Wissenschaften überzeugt waren, so durfte es doch Cicero unter den angeführten Umständen, und, da er selbst die Mehrheit der Augurn für sich hatte, gewiss wagen, in einem Buch *für Gelehrte* die *Göttlichkeit* der Divination überall zu bestreiten, zumal da er die politische *Zweckmässigkeit* und *Nützlichkeit* derselben unangetastet lässt. Denn, so zuversichtlich er auch an einer Stelle (2, 72) über alle Arten von Divination abspricht, so sehr dringt er darauf, dass man diese Wissenschaft und insonderheit das Collegium der Augurn, welches aus Herablassung zur Meynung des grossen Haufens und aus Staatsgründen bey behalten werde, in öffentlichen Angelegenheiten ehren und sich den Ausprüchen desselben unterwerfen müsse (2, 12. 18. 33. 35). Ja, er geht soweit in den Büchern von den Gesetzen (2, 13), wo er nicht als Philosoph sondern als Staatsmann spricht, der Wahrheit und Göttlichkeit der Divination eine Schutzrede zu halten. Ausserdem bedient sich Cicero in den Büchern de divinatione seines Rechts, das er als Akademiker hat, an Allem zu zweifeln, das Wahrscheinliche für und wider alle Sätze vorzubringen, sehr weislich zur Versteckung seines Unglaubens, und, um allen gehässigen Urtheilen auszuweichen, will er seine Schrift blos als eine Privatunterredung, in welcher man seine Meynung ohne Rücksichten freymüthig äussern könne, angesehen wissen. (2, 12).

Eine solche Schrift hätte damals in Rom weit mehr Aufsehen erregen müssen, als itzt bey uns eine Critik aller Offenbarung erregt, wäre nicht die Anzahl der philosophirenden Köpfe und der, die wissenschaftliche Untersuchungen nach Grundsätzen liebten, in Rom gar zu klein gewesen. Auf jeden Fall ist das Werk ein wichtiges Document für die Geschichte der damaligen Denkungsart, und bekommt dadurch noch mehr Gewicht, dass schon erleuchtete Römer die Nichtigkeit eines Aberglaubens einsahen und bewiesen, den manche Freunde der Finsterniss in unsern Tagen wieder zu ihrer Philosophie machen. Auf dieses Zeitbedürfniss nahm Hr. Pr. Hottinger mit Rücksicht bey seiner Uebersetzung (Zürich 1789.) und Ausgabe dieses Werks.

Diese Ausgabe ist ganz kritisch. Berichtigung des Textes mit Hülfe der vorhandnen kritischen Hülfsmittel war der nächste Zweck.. Seine Hülfsmittel waren der kritische Vorrath von Ernesti und Dawes, die Lesarten von Handschriften aus dem Oxfurter Cicero und die Basler Ausg. von 1628; nächstdem die in verschiedenen philologischen Werken zerstreuten Critiken über einzelne Stellen dieser Ciceronischen Schrift. Den Text von Dawes legte der Herausg. seiner Recension zum Grunde, der aber fast in jedem Capitel verbessert und berichtigt worden ist. Handschriften leisteten bey weitem nicht so viele Dienste als des Vf. eigner kritischer Scharfsinn. Es gibt allerdings ein kritisches Divinations-

vermögen, welches nicht allein das Wahrscheinliche entdecken und das Wahre ahnden, sondern oft auch das Richtige mit der gröfsten Sicherheit vor Allem treffen kann. Der Vf. hat durch viele von seinen Critiken dargethan, dafs ihm diese Gabe zu theil geworden, und er hat recht, im Bewufstseyn derselben (in dem vorangeschickten Sendschreiben an seinen ehemaligen würdigen Lehrer *Steinbrychel*) auszurufen: „*Ego vero fateor; si quid unquam scripserim, quod viris eruditis non displiceret, ejus multo libentius jacturam me esse facturum, quam eorum, quae in libris istis emendandis, non ingeniose modo, sed etiam vere a me conjecta earum rerum judices periti existimaverint.*“ Bescheiden und, wie raschere Critiker urtheilen würden, bisweilen zu verzagt, gibt er seinen Verbesserungen nur dann eine Stelle im Text, wenn sie ihm das Gepräge der Evidenz zu haben scheinen. Anmerkungen erlautern alles, was zur Critik gehörig ist, und, obgleich der Vf. nicht eigentlich darauf ausging, das Räsonnement philosophisch zu beleuchten oder das Historische und den Wortverstand zu erlautern, so hat er doch für dieses Bedürfnifs Einiges gethan, vornemlich, wo ihn die Critik selbst nöthigte, in solche Untersuchungen der Erläuterungen einzugehen. Der Wunsch, dafs ein Mann, der sich so tief in seinen Autor einstudirt hat, der erklärenden Anmerkungen, vorzüglich bey so manchen schwierigern Stellen, mehrere gegeben haben möchte, ist erlaubt: aber wer dürfte, ohne Ungerechtigkeit, dazu scheel sehen, dafs er, der so viel gab, nicht noch mehr gegeben hat!

Die leichteste und einfachste Operation der Critik ist die Verbesserung der Interpunction, durch welche dieses Werk unter der Hand seines Herausgebers durchaus gewonnen hat. Beyspiele davon findet man fast auf allen Blättern vom Anfang bis zum Ende. Von solchen Verbesserungen, welche der Herausg. in den Text aufgenommen hat, führen wir einige an. 1, 19 liest er mit Dawes: *Contemnimus etiam Babylonios, eos, qui e Caucaso signa servantes, numeris stellarum cursus et motus persequuntur*, für die gemeine, aber dunkle Lesart: *numeris et motibus stellarum cursus persequuntur*. Die Veränderung ist auf die 2, 6. diesen entsprechende Worte so gut gegründet, dafs nichts übrig bleibt als die Bedenklichkeit, wie eine so deutliche Stelle habe durch Abschreiber so verdunkelt werden können. Denn dafs sie ganz sinnlos sey, möchten wir nicht sagen, da *motibus stellar. cursus persequi* von dem Geschäft gesagt seyn könnte, den künftigen Gang der Gestirne durch Umdrehung der Sphära (motibus), so wie *numeri* sich auf die künstlichen Berechnungen in den astrologischen Ephemeriden beziehen, vorher zu bestimmen. Vgl. Propert. 4, 1, 75 f. Lucan. 1, 641 f. — 1, 33 liest der Vf. *fortissima Samnitium castra* für *florentissima*, weil Valer. Maximus, welcher dem Cicero hier nacherzählt, jenes Wort braucht. Dieser Grund ist annehmlich, da Maximus oft den Cicero wörtlich ausschreibt. Doch scheint uns *fortissima* eher eine Glosse oder Verdeutlichung von *florentissima* zu seyn, welches ja so viel heifsen konnte als *castra, in quibus flos copiarum erat*. — 1, 43. Anf. *auspicia externa videamus* ist mit Recht *auspicia* als Glosse eines Grammatikers, der nicht sah, worauf sich *externa* beziehe, aus dem Text geworfen worden. — 1, 49. sagt Quintus von der künstlichen Divination: *Affert vetustas omnibus in rebus longinqua observatione credibilem scientiam.* So liest H. für *incredibilem*, welches zur Nothdurft für eine grofse, aufserordentliche Einsicht erklärt werden könnte. *Credibilis i. opinabilis, probabilis, scientia* pafst viel besser in den Zusammenhang, und eine solche wahrscheinliche Kenntnifs wird auch anderwärts vom Cicero der künstlichen Divination zugeschrieben. 1, 51. findet man eine meisterhafte Critik über eine sehr verdorbne Stelle, welche so hergestellt wird: *continet enim totam hanc quaestionem ea ratio, quae est de natura deorum a te secundo libro explicata dilucide.* Mit gleichem Rechte liest er, nach Anleitung des Suetonius, 1, 52. *qua rei novitate percussus* für: *qua ille rei* etc wodurch ein falsches Subject in den Satz kam. So citiren wir nur noch zwey Beyspiele aus 1, 57. *sed tamen id quoque vimatur etc.* und 2, 42. wo *tempore in temporum* verwandelt wird, und übergehen mehrere andre Stellen, hauptsächlich aus dem zweiten Buche, die selbst nachgelesen werden müssen.

Unter den Vermuthungen und Verbesserungen, welche der Vf. blofs in den Anmerkk. mitgetheilt hat, finden sich mehrere, die auf eine Stelle im Text Anspruch machen könnten. Wir zeichnen ebenfalls eine Reihe von Beyspielen aus. Was heifst 1, 7. *Observata haec sunt tempore immenso, et in significatione eventus animadversa et notata?* H. liest vortrefflich aus C. 33: *et significatio eventu animadversa et nota.* — 1, 10 sind gewifs, wie der Vf. vermuthet, die Worte: *extis enim omnes fere utimur* eine Glosse, die vielleicht aus C. 16. *nam ut nunc extis* etc. entstanden seyn könnte. Warum klammerte der Vf. die so verdächtigen Worte nicht wenigstens ein? — 1, 18. sagt Quintus von der Divination durchs Loos: *quae (sortes) ductae ut in rem apte cadant, fieri credo posse divinitus.* H. will hier, wie 2, 44. *posse* weggestrichen haben, weil Quintus nicht blofs an die Möglichkeit, sondern an die Wirklichkeit des göttlichen Einflusses auf das Loos geglaubt habe. Allein, H. scheint hier zu sehr zu subtilisiren, und Quintus, sagt dasselbe, was H. will, dafs er sagen soll, aber auf eine etwas bescheidne Art, als wenn er sagte: *fieri mihi videtur divinitus*, wobey ebenfalls das *videri* weiter keinen besondern Nachdruck hatte. Auch die Dichter brauchen *posse* pleonastisch, wie Tibull 1, 10, 31. Unmittelbar darauf sagt Quintus von den Auslegern der Orakel und aller göttlichen Anzeigen: *quorum omnium interpretes, ut grammatici poëtarum, proxime ad eorum, quos interpretantur, divinationem videntur accedere.* H., welcher *dignationem* lesen möchte, scheint hier ohne Noth sich Schwierigkeiten zu machen. Was heifst denn, fragt er, *proxime accedere ad divinationem* und fügt hinzu: *Qui non penitus ad illam accessit, ab ea profecto longissime abest; neque quisquam propemodum vates esse, aut futura prope scire dici potest?* Wenn es keine Grade in der Divination gibt,

gibt, wie konnte denn Cicero 1, 30. sagen: *animus appropinquante morte multo est divinior?* Allein, nach Quintus Theorie ist der grosse Unterschied zwischen der natürlichen und künstlichen Divination, dass jene zukünftige Ereignisse mit Gewissheit vorher sagt, diese nur mit Wahrscheinlichkeit. Also sind die Ausleger der Orakel, Träume, Zeichen (*interpretes, conjectores*), welche die künstliche Divination umfassen, allerdings denen nicht ganz gleich zu setzen, welche die natürliche Vorhersehungsgabe besitzen; aber sie nähern sich dieser und machen die zweite, geringere Classe der Seher aus. Einer andern glücklichen Verbesserung des Pr. Wolf in Halle, welche Hr. H. mit Recht als eine Zierde seiner Ausg. ansieht, müssen wir hier billig gedenken. Quintus sagt 1, 28. zu seinem Bruder, Sallustius, dessen Freygelassner, habe ihm erzählt, wie Cicero auf seiner Flucht den grösten Theil einer Nacht auf einem Landhause schlaflos zugebracht habe: *ad lucem denique arcte et graviter dormitare coepisse. Itaque, quanquam iter instaret, te tamen silentium fieri jussisse, neque esse passum te excitari.* Unter mehrern Unbequemlichkeiten, welche bey dieser Stelle in die Augen springen, erwähnen wir nur des Umstandes, dass die Worte so lauten, als habe der *eingeschlafne* Cicero befohlen, man solle ihn nicht aufwecken! Wolf verbessert: *ad lucem denique arcte te (Ciceronem) et graviter dormitare coepisse. Itaque — se (Sallustium) tamen silentium fieri jussisse etc.* Also war es Sallust, der, als sein Herr eingeschlummert war, den Umstehenden Stillschweigen auflegte! Die Verbesserung ist so einfach und so einleuchtend, dass wir es Hn. H. gern glauben, wenn er versichert, er könne sich kaum enthalten, sie in den Text aufzunehmen. Gulielms feine Verbesserung 1, 40. *Calchantem augurem scribit Homerus, longe optimum, eumque ducem classis fuisse ad Ilium* scheint uns doch einen grösern Werth zu haben, als ihr H. beylegt, nicht nur weil sie den Worten Homers entspricht, den auch bald hernach Quintus sehr treu übersetzt, sondern auch, weil die gemeine Lesart: *at illum auspiciorum etc.* in dieser Verbindung unmittelbar nach *eumque ducem etc.* etwas Unangenehmes hat. Wenn der Herausg. bald darnach die aus dem Homer angeführten Worte vom Tiresias: *solum sapere, ceteros umbrarum vagari modo* entweder so ändern will: *ceteras umbras autem vagari modo* oder *ceteros umbrarum* für *ceteras umbras* erklärt, so scheint er uns den Sinn verfehlt zu haben, welcher, wo wir nicht sehr irren, diese Verbindung erfodert: *ceteros (Sc. mortuos heroas) vagari modo umbrarum i. more s. ritu umbrarum*, die übrigen schweben als Schatten umher. Eben so Homer: τοὶ δὲ (ὡς) σκιαὶ ἀΐσσουσι. In 1, 53. *qui se tradet ita quieti, praeparato animo cum bonis cogitationibus, tum rebus ad tranquillitatem accommodatis, certa et vera cernit in somnis*, hat er die dunkle Verbindung ungemein verdeutlicht durch Versetzung eines Wortes: *cum praep. animo b. c., tum rebus etc.* Doch wäre der Gegensatz vielleicht noch richtiger, wenn es hiesse: *tum corporibus ad tranq. accommodatis.* Die Seele soll vorher durch gute Gedanken genährt worden seyn, wie Plato beym Cic. 1, 29. sagt: *saturata bonarum cogitationum epulis*; der Körper in einem solchen Zustande, dass er die Ruhe der Seele befördert. Cic. ebendas. *Jubet igitur Plato sic ad somnum proficisci corporibus affectis, ut nihil sit, quod errorem animis perturbationemque afferat.* 1, 51. *ut, sopito corpore, ipse (animus) vigilet.* Fein ist die Bemerkung 1, 55. p. 152, dass *non modo* nicht eigentlich für *non modo non* stehen könne, dass aber, wenn eine Negation darauf folgt, diese zu dem vorhergehenden *non modo* oft hinzugedacht werden müsse. Da hier aber kein Satz mit einer Verneinung folge, so müsse wahrscheinlich *non modo non* gelesen werden. Eine bessere Interpunction macht vielleicht die Veränderung überflüssig: *mihi satis est, non modo, plura, sed etiam, pauciora divine praesensa etc.* — 2, 45. *Est ne sanorum hominum, hoc (Clima, Witterung) ad nascentium ortus pertinere non dicere, quod non certe pertinet?* Mit Recht verwirft H. mit Dawes das Letztre *non*, das er billig hätte in Klammern einschliessen sollen, weil Cic. allerdings behauptet, Clima und Witterung habe einen nicht zu bezweifelnden Einfluss auf die Menschen, insonderheit auf die neugebohrnen Kinder. Allein das erstre *non* welches einige Codd. ganz gegen den Sinn auslassen, scheint uns noch an einer falschen Stelle zu stehen und so versetzt werden zu müssen: *non pertinere dicere.* Denn, obwohl Cicero in diesem Buch unter manchen andern Nachlässigkeiten in der Sprache auch die Verneinung nicht immer logisch richtig setzt, so scheint uns diese doch hier gar zu sonderbar gesetzt zu seyn, als dass wir es möchten auf Cicero's Rechnung kommen lassen. — Wenn die Sterne, sagt Cic. 2, 47. Einfluss auf die Geburt der Menschen haben: *valeat id necesse est etiam in rebus inanimis* welches er gleich darauf als höchst abgeschmackt verwirft. Allein wie konnte Cicero in dem Obersatze des hypothetischen Schlusses ein Causalverhältniss finden, dass, wenn man das erstre annähme, man auch das Letztre zugeben müsse? H. liest daher sehr sinnreich: *valeat id in hominibus* (warum nicht: *in animalibus?*): *num etiam in rebus inanimis?* Kühn ist freylich die Vermuthung, und vielleicht könnte man mit der gemeinen Lesart auskommen, wenn man sie nur als Frage nähme, für: *an necesse est, ut valeat id etiam in rebus inanimis?* — 2, 69. erklärt H. die Worte des Cicero: mann könne aus der Art der Träume schliessen: *pleni enectine simus*, vom Ueberflusse oder Mangel an Säften. Doch schlägt er, weil ihm die Redensart etwas befremdlich scheint, vor: *splenici* oder *splénéticine simus.* Den Zügen der gemeinen Lesart würde sich noch mehr nähern: *splenici necne simus?* Noch eine sehr durchdachte Critik des Vf. über 2, 57. möge mit einigen Anm. von uns den Zug beschliessen. Nachdem Cic. behauptet, dass die Orakelsprüche des Apollo theils falsch, theils zufällig wahr, theils dunkel und verwirrt, theils zweydeutig und hinterlistig abgefasst gewesen, führt er zwey Beyspiele von zweydeutigen Orakeln aus dem Herodot und Ennius an, an deren Aechtheit er aus sehr unbefriedigenden Gründen zweifelt. Herodot habe das Orakel, welches Apollo dem Crösus gegeben haben solle, eben so wohl

erdichten können, als Ennius die angeblichen Worte des Gottes an den Pyrrhus: *Ajo, te, Aeacida, Romanos vincere posse* gewifs erdichtet habe. Das Letztre wird so erwiesen. *Apollo redete niemals lateinisch.* Allein, zu geschweigen, dafs Apollo bisweilen den fragenden Ausländer in ihrer Landessprache geantwortet haben soll (S. Valcken. ad Herodot. 8, 135.), so thut ja der Dichter Ennius hier offenbar nichts anders als was Cicero kurz vorher thät, da er das griechische Orakel, welches Apollo dem Crösus gab, lateinisch übersetzte. *Die Griechen erwähnen dieses Orakels nicht.* Der einzige Grund von einigem Belang. *Zu Pyrrhus Zeiten hatte Apollo schon aufgehört in Versen zu antworten.* Konnte denn Ennius seinem Gedichte den Ausspruch in Prosa beyfügen? *Die Zweydeutigkeit des Orakels ist gar zu plump.* Beweist weiter nichts als dafs die Orakel damals nicht mehr so kunstvoll und fein wie in frühern Zeiten waren. Die ganze Abschweifung des Cicero über diese beyden Orakel ist an dieser Stelle fast müssig und ist durch die Erwähnung der Zweydeutigkeit der Götterspräche auf eine ähnliche Art herbeygeführt worden, wie Cicero sich in mehrern seiner Schriften gern auf kritische und literärische Nebenbemerkungen führen läfst. Wir glauben daher, dafs diese ganze Stelle von: *Cur autem - ne Epicurum quidem* in Parenthesi stehen müfste. Denn nach den letzten Worten kehrt Cic. zu seinem Thema zurück: *Sed, quod caput est, cur isto modo jam oracula Delphis [non] edantur, non modo nostra aetate, sed jamdiu, jam ut nihil possit esse contemtius?* Die Worte *isto modo* haben viel Anstofs erregt. Die Ausleger glaubten dieses Capitel mit der letztern Hälfte des vorigen verknüpfen zu müssen, und bezogen diese Worte theils auf die Zweydeutigkeit der Orakel, theils, wie auch ein Rec. in der ALZ. Jahrg. 91. p. 87. thut, auf die vorhergehende Behauptung, Apollo habe schon zu Pyrrhus Zeit nicht mehr in Versen geredet. Wenn dem also wäre, so verdiente in der That auch Cicero wegen der Zwey- oder Vieldeutigkeit, die in *isto modo*, auf das vorhergehende bezogen, liegen würde, eine Rüge. Allein Hr. H. hat, wie es uns wenigstens scheint, mit siegenden Gründen, die wir hier nicht aufzählen können, dargethan, dafs *isto modo* auf das Folgende: *jam ut nihil possit etc.* bezogen werden müsse, dafs das *non*, welches er in Klammern gezwängt hat, aber besser ganz ausgestofsen hätte, hier nicht statt finden könne, und dafs Cicero hier mit einem Hauptgrunde, hergenommen von der immer mehr abnehmenden Weisheit und Wahrhaftigkeit des Delph. Orakels, die Vertheidiger der Orakel in die Enge zu treiben suche. Der ganze Zusammenhang im Folgenden und die Bemerkungen des Quintus 1, 19., denen Cic. hier begegnet, bestätigen dieses. Quintus hatte dort die Erscheinung dadurch zu erklären gesucht: die unterirdische Kraft, von welcher die Pythia begeistert worden, möge wohl durch die Länge der Zeit verdampft seyn. Cic. erwiedert hier: es sey lächerlich, vom Verfliegen einer durch die Gottheit in die Erde gelegten Kraft so zu reden, als wie man sagen kann, dafs der Weingeist oder die Salze des Pokelfleisches verfliegen! Die Vergleichung des Quintus: *ut quosdam exaruisse amnes, aut in alium cursum contortos et deflexos videmus*, würde doch seine Hypothese etwas mildern. Denn warum könnte man nicht annehmen, dafs die Gottheit jene Kraft, wie Quellen oder Flüsse, bisweilen eine andre Richtung nehmen, dem Delphischen Orakel mit der Zeit entzogen und etwa auf ein andres übertragen hätte? Allein da Cic. in seiner Antwort auf die Vergleichung so gar keine Rücksicht nimmt, welches er doch billiger Weise hätte thun müssen, da Quintus Behauptung dadurch ein vernünftigeres Ansehen gewinnt, so möchte Rec. an der Aechtheit der ganzen Vergleichung, wenigstens der letztern Hälfte *aut in alium cursum contortos et deflexos*, welche ohnedies nicht recht zu der verdunstenden Quelle pafst, zweifeln.

Es war unsre Absicht, noch Proben von der Behandlung der poetischen Stücke und von mehrern scharfsinnigen und feinen Sprachbemerkungen und Erklarungen einzelner Stellen zu geben. Aber, um den Leser durch eine zu weitläuftige Anzeige nicht zu ermüden, sehen wir uns genöthigt hier abzubrechen. Wir haben nur noch hinzuzusetzen, dafs ein schönes, geschmackvolles Aeufsere dieser Ausgabe mit einigen auf die verschiednen Arten der Divination Beziehung habenden Vignetten dem innern Gehalte des Werkes und der neuen gelehrten Ausstattung desselben entspricht. Auch ist der Text sehr correct, und wir erinnern uns nur dieser wenigen Druckfehler p. 237. *postem* f. pestem. p. 285. *etsiamsi* f. etiamsi. p. 305. l. 2. mufs das Fragezeichen durchgestrichen werden. p. 330. unten *veteris* f. verteris.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Leipzig, b. Crusius: Abbildungen berühmter Gottesgelehrten. 5. 6. 7 Heft. (Jedes Heft von 6 Kupferstichen. 18 gr.)

Riga, b. Hartknoch: Bibliothek der Romane. 21ter Band. 1794. 274 S. 8.

Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: Physikalisch-ökonomische Bibliothek, worinn von den neuesten Büchern, welche die Naturgeschichte, Naturlehre und die Land-Stadtwirthschaft betreffen, zuverlässige und vollständige Nachrichten ertheilt werden. 18ten Bandes 2tes St. 1794. S. 155 324. 8.

Berlin, b. Petit u. Schöne: Chronic von Berlin, oder Berlinsche Merkwürdigkeiten. Eine Volksschrift. Herausgegeben von Tlanriquatlapatli. m. K. 4 B. 1789. S. 1156 — 1498. 5 Band. 1790. 374 S. 6 B. S. 375—750. 7 B. S. 751—1124. 8 B. S. 1125 1506. 9 B. 1791. 384 S. 10 B. S. 385 — 762. 11 B. S. 763—1148. 12 B. 1792. S. 1149 — 1440. 8.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. August 1794.

PHYSIK.

ERLANGEN, i. d. Waltherschen Buchh.: *Beyträge zur Anwendung der Elektrizität auf den menschlichen Körper* von *Joh. Ge. Böckh*, d. Arzneyw. D. 1791. 187 S. 8.

Unter der grofsen Menge anzuzeigender Schriften, welche Jahr aus Jahr ein erscheinen, verliert man bisweilen eine und die andre eine längere Zeit, als man es wünscht, aus dem Gesichte. Dieſs ist der Fall mit gegenwärtiger Abhandlung, welche sich unter den vielen, über den nemlichen Gegenstand herausgekommenen Büchern zu ihrem Vortheile auszeichnet. — Der Vf. hat das wichtigste, was den Praktiker bey Anwendung dieſes gewiſs äuſserst wirksamen Mittels interessiren kann, in einer gedrängten Kürze vorgetragen, die vorhandenen Thatsachen geprüft; die Art und Weise, wie die Elektricität auf den kranken und gesunden Körper wirkt, untersucht, und seine Gedanken, Versuche, Beobachtungen in einer so guten Schreibart vorgetragen, dafs man seine Schrift mit Vergnügen vom Anfange bis zu Ende lieſt, und sie ohne über manchen Punkt belehrt worden zu seyn, nicht aus den Händen legt. — Vielen Naturforschern soll die Franklinsche Theorie deswegen nicht behagt haben, weil sie zu einfach gewesen sey. Rec. glaubt vielmehr, weil verschiedene Phänomene sich nach dieſer Theorie gar nicht, andre nur höchst gezwungen erklären lieſsen, hat der Dualismus über den Franklinism den Sieg davon getragen. — Die 5 Methoden, die Elektricität als Heilmittel anzuwenden, sind, bey aller Kürze, dennoch gut und mit Kenntnifs vorgetragen. — Gegen den, von den französischen Physikern als Grundsatz des medicinischen Elektrisirens aufgestellten Satz, dafs man positive El. da, wo der Körper zu wenig elektrische Materie besitze, und beym entgegengesetzten Fall negative El. anwenden müsse, werden gegründete Einwendunge vorgebracht. Nur würde Rec. bey dieſer Widerlegung auch darauf Rücksicht genommen haben, dafs gewisse Theile unsers Körpers, wenn sie auch gleich wegen ihrer Feuchtigkeit als Leiter der elektrischen Materie anzusehen sind, doch eine solche Verwandtschaft zur elektrischen Materie besitzen können, dafs sie deswegen nach dem Elektrisiren ihrer Feuchtigkeit ungeachtet, doch mehr elektrische Materie zurückbehalten und gleichsam binden können, als vor dem Elektrisiren. Solche Wirkungen der Affinität sehen wir ja häufig bey andern Materien, besonders beym Licht- und Wärmestoffe: warum wollen wir sie nicht auch bey der elektrischen Materie Statt finden lassen, welche so grofse Aehnlichkeit mit diesen beiden Stoffen hat? — Ehe der Vf. die Wirkungen jeder Elektrisirmethode näher bestimmt, zeigt er, dafs die Elektricität ein reitzendes Mittel sey. Er sieht hier einen neuen Weg vor sich, die Natur der thierischen Reitzbarkeit zu studieren, und vermuthet sowohl aus den Wirkungen der Elektricität auf die reitzbare Fiber, als auch aus andern Versuchen, dafs Reitzbarkeit ein Compositum sey. — Die schmerzhaftesten Funken für die im elektrischen Bade befindlichen Personen sind die aus dem Magen und dem Unterleibe gezogenen, weil nach des Vf. Empfindung und Erfahrung ein ähnliches Spannen und krampfiges Zusammenziehen darnach entsteht, als vor dem Erbrechen vorauszugehen pflegt. — Elektricität hat einen Einfluſs auf die Geschwindigkeit des Pulses, doch nicht dergestalt, dafs + E. denselben allemal beschleunige, — E. ihn immer vermindere: bisweilen findet gerade das Gegentheil Statt, oft beschleunigen beide Arten der Elektricität den Aderschlag. Die gegebenen Regeln, um diese Versuche mit Zuverläſsigkeit anzustellen, und die Bemühungen des Vf. die Widersprüche der Schriftsteller über diesen Gegenstand zu erklären, haben Rec. Beyfall. — Auch wird durch das Elektrisiren das Odemholen vermehrt, mit diesem die thierische Wärme (ein Reaum. Thermometer war nach einem halbstündigen Elektrisiren um $1\frac{1}{2}°$ gestiegen), mit dieser die unmerkliche Ausdünstung. Ueberhaupt wird die Thätigkeit jedes ab und aussondernden Organs erhöht, wenn man den Strom des elektrischen Feuers vorzugsweise nach ihm hinrichtet. Man könnte daher wegen dieser reitzenden Kraft der elektrischen Materie Bedenken tragen, dieses Mittel anhaltend zu brauchen, weil jeder Reitz schwächt. Allein Versuche zeigen das Gegentheil. Ein Kind, das der Vf. von seiner Geburt an bis ins zweyte Jahr oft und stark das elektrische Bad brauchen liefs, lernte laufen, als es ein Jahr alt war, und hatte mit 15 Monaten schon 20 Zähne. Auch stimmen Rec. vielfache Erfahrungen hiemit völlig überein. Der Vf. glaubt, die durch das Elektrisiren vermehrte Efslust, und die erhöhte Thätigkeit des Gehirns, wodurch mehr Nervenäther abgesondert werde, als Ursachen hiervon angeben zu können. — Gegen den Satz des Abt *Bertholon*, dafs man im Fieberfroste positiv; in der Fieberhitze negativ elektrisiren müsse, werden verschiedene gegründete Einwendungen gemacht. Indessen ist der Vf. gar nicht abgeneigt, bey gewissen Fieberpatienten die Elektricität als Heilmittel anzuwenden. Bey dieſer Gelegenheit kommt folgende sehr wahre Bemerkung hervor: „Nur für Pillen und Latwergen, für Pulver und Mixturen, für Pflaster und Salben hat die gröſte Menge — Gefühl; zu etwas höherem erhebt der gemeine

Haufe (der Aerzte) ſich nie; er weicht von der Sitte ſeiner Väter (Lehrer) nicht, und das geſtandene Alter lernt von der Jugend ungern.“ Hier iſt der beſte Aufſchluſs in wenigen Worten gegeben, warum die Aerzte von einem ſo wirkſamen Mittel, als die Elektricität iſt, ſo wenig Gebrauch machen. — Auch zur Wiedererweckung unterdrückter Fieber iſt die Elektricität vorzüglich geſchickt, je mehr man ſich bemüht, den Typus des dagewefenen Fiebers durch Wirkungen der Elektricität auszudrücken. — Ueber die Anwendung des elektriſchen Bades zur Beförderung der Ausdünſtung. Unterdrückte örtliche Schweiſse; Rheumatiſmen, welche ihr Daſeyn der zurücktretenen Ausdünſtung zu verdanken haben; Gicht, ſowohl die wirklich vorhandene, als die zurückgegangene, und alle Folgen derſelben z. B. Fallſucht, Lähmung, ſchwarzer Staar, Melancholie etc. ſind durchs Elektriſiren gehoben worden. Sollte es auch bey der Waſſerſucht, in wiefern bey ihr eine ſo ſtarke Eindünſtung der Haut ſtatt findet, nützlich ſeyn? In wiefern die Elektricität die Thätigkeit der Sauggefäſse vermehrt, den Ton der feſten Theile überhaupt verſtärkt, die unterdrückte Ausdünſtung wieder herſtellt, die Ab- und Ausſonderung des Harns befördert, ſollte man a priori ſchlieſsen können, daſs dieſe Frage bejaht werden müſſe. Und die Erfahrung beſtätigt auch dieſe Vermuthung. — Bey Ausſchlägen zeigt ſich der Nutzen des Elektriſirens in ſeinem vollen Glanze. Die meiſten Blindheiten, Taubheiten, Zuckungen, Lähmungen, Fallſuchten und Manien, mit einem Worte, die meiſten ſogenannten Nervenkrankheiten, deren Heilung man der Elektricität ſchuldig iſt, ſind unſtreitig aus dieſer Quelle gefloſſen. Jedoch muſs beym Elektriſiren die gröſste Behutſamkeit angewandt werden, weil jeder zurückgetretene Ausſchlag im Innern des Körpers mehr oder weniger eine Entzündungsanlage vorbereitet, welche von dem durch die Elektricität hinzukommenden Reitze zur unrechten Zeit entwickelt werden könnte. Bey zurückgetretenen Pocken giebt es 2 Fälle, die den Gebrauch des Elektriſirens vorzüglich anzeigen: zu tief geſunkene Kraft, reine Schwäche des Kranken, und plötzliches übermäſsiges Wachsthum des atmoſphäriſchen Drucks. Auch den noch nicht erſchienenen und eben deshalb Gefahr drohenden Ausſchlag kann man durch die Elektricität früher hervorlocken. Die nach überſtandenen Ausſchlagskrankheiten entſtehenden Zufälle, deren Behandlung mühſam iſt, laſſen ſich durch die Elektricität heilen. Bey langwierigen Ausſchlägen, wo geſchwächte Digeſtion und Schwäche des Hautorgans Urſachen der fortdaurenden Krankheit ſind, iſt das elektriſche Bad ſchädlich. Die Urſachen, warum man oft getäuſcht wird, wenn man den während des Elektriſirens zum Vorſchein kommenden Ausſchlag für einen kritiſchen hält, ſind gut aus einander geſetzt. — Die Vorſichtsregeln bey praktiſcher Anwendung der Elektricität ſind zum Theil neu, und zeigen von einer groſsen Aufmerkſamkeit auch auf ſolche Gegenſtände, welche der gemeine Haufe von Elektrikern als gleichgültig überſieht. — Am Ende iſt die Kur eines grauen Staars durch Elektricität beygefügt worden — Auch das Aeuſsere empfiehlt dieſe leſenswerthe Abhandlung.

Leipzig, b. Barth: *Chemiſche Mineralogie, oder vollſtändige Geſchichte der analytiſchen Unterſuchung der Foſſilien*, von C. F. A. *Hochheimer*. *Zweyter Band*, welcher die Unterſuchung der metalliſchen und halbmetalliſchen Subſtanzen enthält. 1793. 354 S. 8.

Gegenwärtiges Werk verdankt ſein Daſeyn der edeln Dreiſtigkeit, mit der ſich Hr. H. an dem literariſchen Eigenthum meiſtens noch lebender chemiſcher Schriftſteller vergreift, und da ärntet, wo er doch nicht geſäet hat. Wie im erſten Bande, ſo ſind auch in dieſem die Aufſätze ohne alle kritiſche Auswahl, und ohne Rückſicht auf den gegenwärtigen Fortſchritt der Wiſſenſchaften zu nehmen, eilfertig zuſammengerafft. Z. B. bey dem Hornerze iſt nur allein *Lasmann's* Abhandl. in welcher der Vf. irriger Weiſe den Schwefel als das Vererzungsmittel in dieſem Silbererze angiebt, aufgeführt worden; ohne der vorhandenen richtigern Analyſen dieſes Erzes mit einem Worte zu erwähnen. Eben ſo unnütz iſt *Hagen's* Unterſuchung des Braunſteins aus den Act. acad. nat. curioſor. hervorgeholt; da doch die chemiſche Kenntniſs dieſes Minerals ſeitdem in ein weit helleres Licht geſtellt iſt, auch Hr. Prof. H. ſeine damalige Meynung von den Beſtandtheilen des Braunſteins längſt aufgegeben hat; wie aus deſſen ſpätern Schriften erhellet. Bey dem Artikel: *Glaskopf von Pengilly*, hätte der dahin gehörigen Berichtigung — in den Beob. u. Entd. a. d. Naturkunde 4 B. 319 S. — gedacht werden ſollen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in d. Weygand. Buchh.: *Aeſthetiſches Wörterbuch über die bildenden Künſte, nach Watelet und Levesque.* Mit nöthigen Abkürzungen und Zuſätzen fehlender Artikel kritiſch bearbeitet von *K. H. Heydenreich*, öffentlichem Profeſſor der Philoſophie in Leipzig. *Erſter Band.* 1793. XXXII u. 688 S. 8.

Hr. *H.* liefert hier eine Verdeutſchung des in Nr. 256. dieſer Blätter, mit Beziehung auf eine frühere Recenſion in Nr. 204 u. 206. der A. L. Z. von 1790, angezeigten *Dictionaire des arts de peinture, ſculpture et gravure*, par M. *Watelet et Levesque*, eines Theil der neuen Encyklopädie, und erwirbt ſich durch die kritiſche Bearbeitung dieſes Werks ein weſentliches Verdienſt. Er hat geſucht, die mannigfaltigen Fehler der Unvollſtändigkeit in der Urſchrift von der einen, und die überflüſsigen Wiederholungen von der andern Seite, durch Zuſatze zu einigen und durch Abkürzung oder Weglaſſung anderer Artikel des Wörterbuchs zu heben. Andre Fehler, die in der vorangeführten Recenſion der Encyclopedie methodique zum Theil gerügt worden, der Oberflächlichkeit und Einſeitigkeit manches Artikels, beſonders von Watelets Hand, der in ſeinen Grundſatzen hier und da noch gar ſehr jenen Vorurtheilen in dem Studium der Kunſt und des Alterthums anhängt und jenen Mangel des ächten und reinen Geſchmacks

ſchmacks verräth, welche der alten franzöſiſchen Schule eigen waren, — ſolche ſehr bedeutende Fehler hätten bey einer kritiſchen Bearbeitung des Werks wohl noch mehr berührt werden können als, wenigſtens in dieſem erſten Theil der deutſchen Ueberſetzung, geſchehen iſt. Auch wäre der deutſche Herausgeber über die von ihm gemachten Abkürzungen und Weglaſſungen von Artikeln, in deren Vergleichung man nicht immer das Originalwerk zur Hand zu nehmen Gelegenheit hat, dem Publicum einige nähere Rechenſchaft ſchuldig geweſen. Die Hauptartikel ſind ſo, wie ſie aus der Hand ihrer Verfaſſer kommen, unverändert gelaſſen und die Urſchrift getreu überſetzt. Das franzöſiſche Werk hat fünf Bände welche Hr. H., nach ſeiner Bearbeitung und bey dem gewählten kleinern Druck und gröſsern Format der Ueberſetzung in drey Bänden zu liefern, und in in den beiden nachfolgenden Theilen noch mehr Zuſätze, als in dieſem erſten Bande, zu geben verſpricht. Neu ſind in dieſem die Artikel: *Adel*, *Baumſchlag*, *Colorit* und *Kritik des Geſchmacks*, (der letzte in dieſem Theil.) Zur Einleitung hat Hr. H. eine Abhandlung von ſeiner eignen Hand *über die Natur der ſchönen bildenden Künſte* vorausgeſchickt, worin folgende Ideen zum Grunde liegen. — Die Theorie der ſchönen bildenden Künſte gehört zu den philoſophiſchen Wiſſenſchaften und zwar zu der *angewandten* Philoſophie. In Rückſicht des vorzüglichſten Gegenſtandes der letztern, den *Menſchen nach der ganzen Zuſammenſetzung ſeiner Natur* zu betrachten, hat die angewandte Philoſophie zwey Fragen zu beantworten, 1. was durch die Mittel der menſchlichen Natur *nach allen ihren Verhältniſſen* betrachtet geſchehen *könne*; 2. was durch ſie im Speciellen geſchehen *ſolle*? Sowohl die, allen Menſchen gemeinſchaftlichen Anlagen, als auch die beſondern nur einzelnen Menſchen eignen Gattungen derſelben, ſind Gegenſtände für die angewandte Philoſophie, und ſie enthält demnach, praktiſche Wiſſenſchaften der Cultur für die gemeinſchaftlichen ſowohl als für die beſondern Anlagen im Menſchen. Dieſe Bildungswiſſenſchaften gründen ſich auf Naturkunde des Menſchen. Das Genie für ſchöne Künſte iſt dieſem zufolge Gegenſtand der angewandten Philoſophie, welche fragt: 1. was das Kunſtgenie leiſten *konne* (*Naturkunde des Genies*) und 2. was es leiſten *ſolle* (*Teleologie des Genies*). Die Naturkunde des Genies beſchreibt den wahren Charakter und die höchſte Wirkung des Künſtlers, die Teleologie entſcheidet über den Werth ſeiner Handlungen; jene beruhet ganz auf pragmatiſch behandelter Geſchichte der Kunſt: dieſe auf den Principien der angewandten praktiſchen Philoſophie; jene iſt ein geordnetes Aggregat von Datis der Erfahrung: dieſe unterwirft ihren Inhalt einem Vernunftprincip. Der Geſchmack iſt erſt das Reſultat der Teleologie und ihr kommt es auch zu, ein Ideal für die Kunſt zu entwerfen. — Die erſte Obliegenheit aller philoſophiſchen Theorie der ſchönen Künſte iſt, ihren Gegenſtand beſtimmt darzuſtellen und die Grundfacta: *es gibt Genieen für die ſch. K.; es gibt Werke ſch. K.; es gibt ſch. K.*, in ihr gehöriges Licht zu ſetzen. Von der Entwicklung des Genies, muſs die Theorie der ſch. K. ausgehen: dieſe aber kann nur vermittelſt Zergliederung der Werke des Genies geſchehen. Bey der Beſtimmung der Thatſache: es gibt Genien für die ſch K. erlaubt ſich der Theoriſt keinen unzuläſsigen Dogmatismus, ſondern er beſchreibt, was wirklich da iſt, und gibt dasjenige an, ohne was das wirklich Daſeyende nicht da ſeyn könne. — Bey der Beſtimmung des Begriffs *des Genies zu ſch. K.* und in deſſen Vergleichung mit dem *Genie für Wiſſenſchaft*, muſs man unſtreitig als Hauptmerkmal des letztern, Vermögen der Erfindnng auszeichnen. Nur in wiefern beide Genieen productive Kraft beſitzen und *originelle* Werke des Geiſtes hervorbringen, findet zwiſchen ihnen eine Parallele ſtatt, und nur auf die Weiſe können ſie lehrreich unterſchieden werden, dafs man beſtimme, wie die wiſſenſchaftliche Erfindung durch das Genie, von der Erfindung des Kunſtgenies weſentlich verſchieden ſey. Alle *wahre wiſſenſchaftliche Erfindung* iſt Erweiterung der Erkenntniſs des Wirklichen, entweder des *moraliſchen* oder des *phyſiſchen*. Die productive Kraft des *Genies für ſch. K.* bringt aus eigenem Vermögen Vorſtellungen und Verknüpfungen derſelben hervor, deren Form nicht gefaſst werden kann, ohne theils *unmittelbar* Vergnügen zu empfinden, theils aus *Anerkennung* der Zweckmäſsigkeit derſelben, in Beziehung auf die bey ihrer Faſſung thätigen Vermögen unſerer Natur, angenehme Gefühle zu ſchöpfen. Das Genie bringt ſolche Ganze von Vorſtellungen hervor, ohne ſich beſtimmter Regeln bewuſst zu ſeyn, welche es befolgte, und ohne das innere Werden ſeiner Producte jemanden mittheilen zu können. Es rechnet bey der Mittheilung des Vergnügens, auf die Gleichheit derjenigen Vermögen der Menſchen, welche bey Auffaſſung der Formen der Vorſtellungen und Gegenſtände derſelben thätig ſind, und beſonders auf die Gleichheit des Verhältniſſes derſelben zum Gefühlvermögen. — *Schöne Kunſt* unterſcheidet ſich alſo ſehr weſentlich, nicht nur von aller Wiſſenſchaft, ſondern auch bloſs *angenehmer* Kunſt, deren Zweck, nach Kants Lehre, iſt, dafs die Luſt die Vorſtellungen als bloſse Empfindungen, bey ſchöner Kunſt hingegen als Erkenntniſsarten begleite. — Eine ſyſtematiſche Eintheilung der ſchönen Künſte überhaupt, iſt nicht möglich; man kann ſie nur, wie ſie als Thatſachen vorkommen aufzählen. — Beſtimmung des Weſens der ſch. bildenden Kunſt. Sie beruhet auf der Thatſache, dafs es in der Natur ſichtbare Formen der Gegenſtände gibt, welche unmittelbares Vergnügen bewirken. — Jede *freye* Schönheit (d. h. Formen die, ohne alle Beymiſchung, den Charakter des Schönen tragen, und unter keinem Einfluſs des Denkens und ſinnlichen Begehrens ſtehen) iſt zugleich eine *reiche* Vorſtellung; denn eben dieſs, das ſie ſo *unmittelbares* Vergnügen erregt iſt ein Princip, welches die Beygeſellung vieler rührender Vorſtellungen zu der Anſchauung derſelben veranlaſst. In dieſem Reichthum der Vorſtellungen herrſche *Freyheit*, *Harmonie* und *Einheit* — welche beiden letztern Eigenſchaften, als charakteriſtiſche Züge der freyen Schönheit in ihrer Verbindung mit congruenten Vorſtellungen anzuſehen iſt. — Die Natur hat aber auch Formen welche nicht bloſs unmittelbares

Wohlgefallen sondern zugleich Lust erregen, weil sich in ihnen immer Zweckmäfsigkeit der Gegenstände in denen sie sich finden, aesthetisch darstellt: ferner gibt es Formen welche die Phantasie mit einer Menge lieblicher Bilder umgeben (der Vf. nennt sie *schwärmerische* Formen) — endlich *bedeutende* Formen, in welchen sich Gemüthszustände, Eigenschaften, Handlungen und Leiden der lebenden Wesen ausdrücken. Reichthum, Freyheit, Harmonie und Einheit, sind bey allen diesen Formen charakteristisch. — Nach mannigfaltigen Graden besitzt der Mensch das Vermögen, aus diesen mannigfachen Formen gleichsam die Gedanken der Natur zu entwickeln, und auch das Vermögen aus diesen Formen der Natur, neue Formen zusammenzusetzen: aber nur wenige besitzen das hohe Talent, aus eignem Vermögen schöne Formen zu dichten und Ideenganze, in denen Reichthum, Freyheit und Harmonie herrschen, in schöne Formen darzustellen. — Zwischen der *Schönheit der bildenden Kunst*, und dem was man in der Natur schön nennt, mufs, wenigstens im Allgemeinen, eine Analogie seyn. Das *unmittelbare* Gefallende nennt man in der Natur *schön*; also ist auch im Allgemeinen ein Werk der bildenden Kunst, in sofern es den Zweck des unmittelbaren Vergnügens erreicht, ohne dafs man sich denselben vorzustellen braucht, schön. — Aufser der *Nachahmung der schönen Natur*, gibt es noch eine idealische Gattung der bildenden Kunst, die noch höher ist als die schöne Natur, wenn nemlich das Genie das Schöne, durch sein Dichtungsvermögen übertrift. — Bey weiten ist es die *reinere* Schönheit der Formen, welche lediglich an und für sich gefallen — z. B. die Rose — nicht allein, welche Stoff für Werke der bildenden Kunst darreicht, sondern reichere und reitzendere Gegenstände derselben, sind jene *gemischte* Formen welche zum Theil an und für sich, zum Theil aber auch deshalb gefallen, weil sich in ihnen die innere Zweckmäfsigkeit der Gegenstände in denen sie sich finden, entdeckt, oder an der Anschauung sich eine Menge von Bildern anschliefst, unter denen, b ; der gröfsten Mannigfaltigkeit, dennoch Einheit herrscht — wie z. B. ein schönes Weib. — Formen die blofs und allein durch den *Ausdruck* interessiren, und nichts Wohlgefälliges haben, sind die niedrigsten von allen Nachahmungen derselben, gehören kaum noch in das Gebiet der schönen Kunst. — Die *Eintheilung der schönen bildenden Kunst* kann in mehr als einer Rücksicht geschehen. Am wichtigsten und zugleich am meisten vernachläfsiget ist die Klassification in Ansehung *der Schönheit und des aesthetischen Werthes*. 1. Die höchste Schönheit herrscht in der Gattung der *schönen Allegorie*. Ihr folgt 2 schöne *Nachahmung von Individuen der menschlichen Gattung*: schöne Nachahmung von beiden Geschlechtern, in jedem, die Schönheit zulassenden, Alter. 3. *Nachahmungen von Scenen aus der leblosen Natur*, die theils unmittelbares Wohlgefallen erregen, theils dadurch vergnügen, dafs sich an ihre Anschauung eine Menge von Bildern der Phantasie anschliefst, unter denen, bey der gröfsten Mannigfaltigkeit dennoch Einheit herrscht. 4. *Nachahmungen von vollkommnen freyen Naturschönheiten*, als Blumen. 5. *Nachahmung von Formen*, welche blofs durch *beygesellte Vorstellungen* und ihren *Ausdruck* interessiren, ohne etwas unmittelbar gefälliges zu haben z. B. Figuren von Hogarth. — Dieser Stufenleiter ist die gewöhnliche Theilung der Realbilder der K. in Allegorie, Historie, Landschaft u. s. w. untergeordnet.

Auf diese Einleitung folgt, noch vor dem Wörterbuche selbst, die Lobrede auf Watelet von Vicq-d'Azyr welche allenfalls auch Abkürzungen hätte leiden können. —

KLEINE SCHRIFTEN.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Landau, die französische Festung kann durch Inundation mit wenig Kosten in kurzer Zeit eingenommen werden.* Mit einem Kupfer. Von *J. A.* Edl. v. *Traitteur, Professeur du Genie* zu Heidelberg und Churpfälzischen Administrationsrath. 30 S. 4. Bekanntlich hieng der Erfolg des vorigen Feldzugs am Oberrhein, an der Saar und Mosel lediglich von dem Schicksale der Festung Landau ab. Eine förmliche Eroberung fand zu viele Schwierigkeiten, theils in dem Mangel an hinlänglichen Truppen und Belagerungstruppen und Belagerungsgeschütze, theils in den politischen Rücksichten. Man sann daher auf andere Mittel, um diesen wichtigen Zweck zu erreichen, und hoffte besonders, dafs eine mit Bombenwerfen untermischte Blokade und die Wegnahme der Linien bey Weisenburg dazu führen würde. Viele hielten aber dieses nicht für hinreichend, und es war daher ein nicht verwerflicher Vorschlag, die Festung durch Ueberschwemmung einzunehmen. Ein Französischer Ingenieur, *Charpentier*, der lange Jahre Director der Festungswerke zu Landau, Strafsburg und Fort-Louis gewesen, und der Vf. der vorliegenden Schrift hielten dieses für möglich. Letzterer übergab daher am 8 August 1793 dem Hn. General v. *Wurmser* ein ausführliches Gutachten, und wie dieses von Sachverständigen und Dilettanten auf die mannichfaltigste Weise beurtheilt und nicht ausgeführt, aber wohl untersucht wurde, überliefert er es durch diesen Abdruck der öffentlichen Beurtheilung.

Die Ausführung dieses Vorschlags beruht auf der Einschliefsung der in einem Thal liegenden Festung mittelst eines Schwellungsdamms, der die Oberfläche des höchsten Walls um 10 bis 12 Schuh übersteigen soll. Er sey in der Entfernung von 420 bis 800 fr. Klaftern anzulegen, würde 15 bis 22 Schuh hoch seyn, und etwa 39,500 Fl. Kosten. Zur Arbeit wären 27 Tage erfoderlich, und 28 Tage um den Kessel aus der Queichbach mit Wasser anzufüllen. In den §§ 13—23 werden die etwa zu erregenden Zweifel und in den §§ 24—28 der Nutzen der Ausführung erörtert.

Die Beylage enthält die specificirte Kostenberechnung; auch ist eine kleine geographische Karte von der Lage der Festung beygefügt. — Bey allen Bedenklichkeiten und Zweifeln verdient der Vorschlag und daher auch diese Schrift alle Aufmerksamkeit und Beherzigung.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 21. August 1794.

MATHEMATIK.

DRESDEN, b. Walther: *Ueber die Bemühungen der Gelehrten und Künstler, mathematische und astronomische Instrumente einzutheilen*; von *J. G. Geissler* Mitglied der Hallischen Naturf. Gesellsch. 1792. 134 S. 8. und 7 grose Kupft.

Der Gang, welchen der Vf. bey dieser Schrift genommen hat, ist im ganzen mehr historisch als scientifisch und artistisch. Er hat nämlich die altern Eintheilungsmethoden nur kurz und ohne Zuziehung mathematischer Rechnungen und Kupfertafeln, beschrieben, bey den neuern hingegen, besonders den Ramsdenschen die nöthigen Kupfer mit dazugenommen, auch über die Vereinfachung derselben in den Anmerkungen verschiedenes beygebracht. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Eintheilungsversuche mathematischer und besonders astronomischer Instrumente, giebt der Vf. Nachricht 1. von *Hooks* Verfahren zu Eintheilung seiner Quadranten. Es wird hiebey zwar auf Figuren verwiesen, allein weil die Buchstaben im Text und auf der Tafel nicht zusammen treffen, so hat man Mühe sich zu recht zu finden. 2. *Römers* Verfahren zu Eintheilung astronomischer Instrumente, wo zugleich eine kurze Geschichte von der Anordnung und dem Gebrauch der beschriebenen Instrumente beygebracht ist, auch Bemerkungen über die dabey vorkommenden Mangel mit eingestreut sind. 3. *Grahams* Verfahren bey Eintheilung seiner Quadranten. Bey diesem und dem vorigen sind keine Kupfer zugezogen. 4. *Birds* Eintheilungsmethode, nebst Smeatons Bemerkungen darüber, ohne Kupfer. 5. *Branders* Eintheilungsverfahren, so wohl für die gerade Linie als den Kreis, mit Kupfer. 6. Untersuchung der Genauigkeit einer aus freyer Hand gemachten Theilung besonders nach Birds und Branders Verfahren, aus Spärhs Abhandlung; wo aber blos die vornehmsten Fehler angeführt werden, die sich bey der Theilung aus freyer Hand ereignen können, die algebraischen Formeln hingegen ganz weggelassen sind. 7. Des Duc de *Chaulnes* neue Art, mathematische und astronomische Instrumente abzutheilen. Hier bezieht sich der Vf. auf die von Hn. *Halle* gelieferte Uebersetzung, die ganze Maschine scheint ihm viel zu zusammengesetzt, als dass sie von einem deutschen Künstler nachgemacht werden dürfte. Aus eben dem Grunde zweifle er auch selbst an ihrer Genauigkeit. 8. *Ramsdens* Verfahren zu Eintheilung mathematischer Instrumente. Erst die Beschreibung der Theilmaschine, denn noch besonders die Beschreibung derjenigen, mittelst welcher man die Schraube ohne Ende zur Theilmaschine geschnitten hat. Beyde sind ganz vollständig nach der französischen Uebersetzung des Hn. *la Lande* nebst den dazu gehörigen Figuren aufgenommen worden 9. *Hindleys* Theilmaschine aus den *Phil. Transact.* Vol. 76. 1. vom Hn. *Smeaton* verfasst. Es finden sich hier erstlich allgemeine Bemerkungen, dass der 4000ste Theil eines Zolles das Aeusserste sey, was man durchs Gesicht mit Zuziehung der Mikroskope bey Beurtheilung der Theilstriche eines Instruments zu erreichen vermögend sey; alsdann 2 Briefe, in welchen *Hindley* seinem Freund *Smeaton* sein Eintheilungsverfahren vollständig mittheilt und die sich von 1748. datiren. 10. Beschreibung der *Ramsdenschen* Theilmaschine für gerade Linien, nebst besonderer Beschreibung der Maschine zur Schneidung der Schraube welche bey jener gebraucht wird. Die englische Originalbeschreibung ist zu London 1779 erschienen und von *Bachier* ins Französische übersetzt worden. Diese Uebersetzung ist hier gebraucht. 11. Anmerkungen des Herausgebers, besonders über die beyden *Ramsdenschen* Theilmaschinen. Hr. G. hat sich diese Maschinen selbst zu eignem Gebrauche, wiewohl nach einem kleinen Maasstabe verfertigt und einige vortheilhafte Abänderungen dabey getroffen. Bey der Universaltheilmaschine ist nämlich statt der weitläuftigen Vorrichtung zur Bewegung der Schraube mittelst des Fusstritts eine einfache kleine Kurbel angebracht, wodurch die Schraube ohne Ende mit der Hand leicht vor- oder rückwärts gedreht werden kann. Auch die Welle dicht neben der Schraube drückt, mittelst einer besondern Schraube ein Plättchen, wodurch die Schraube ohne Ende selbst mehr oder minder stark auf den Umkreis der Theilscheibe gedrückt werden kann. Bey des Vf. Maschine zur Theilung der geraden Linien lasst sich eben so wie bey der Ramsdenschen, eine Platte auf ihrer doppelt so langen Unterlage frey hin und her schieben. Der Rand der obern Platte lauft in einer Fuge; der vordere streift in einer Leiste hin und wird durch die Bewegung der ähnlich vorgelegten Schraube ohne Ende, welche längs dem vordern Rande der Platte die Zahnung darauf gemacht hat, rück- und vorwärts geschoben. Um die weitläuftige Vorrichtung zu ersparen, welche Ramsden nothwendig brauchen musste, damit beym Rückwärtsdrehen der Schraube ohne Ende die Platte sich nicht hebe, hat der Vf seiner Schraube ohne Ende gegen den vordern Rand der Platte eine solche Lage gegeben, dass sie schief anliegt und zum Theil etwas überhalb der Platte zu liegen kommt, mithin nie gehoben werden kann, die Schraube mag vor- oder rückwärts gedreht werden. 12. Ein Schreiben des P. *Piazzi*, Theatiners und königl. Prof. der Astronomie auf der Universität zu Palermo

an Hn. la Lande über die von Hn. *Ramsden* verfertigten Inſtrumente. Man lieſt die Lebensnachrichten dieſes berühmten Mannes und die Beſchreibung ſeiner groſsen und mannichfaltigen Verdienſte um die Experimentalphyſik und praktiſche Aſtronomie hier meiſt in chronologiſcher Ordnung, und gewiſs mit vielem Vergnügen.

Winterthur, in d. Steinerſchen B. Handl.: *Logarithmiſche Tafeln zur Abkürzung kaufmänniſcher Rechnungen;* bearbeitet von *Jo. Joach. Girtanner*, Lehrer der Mathem. in St. Gallen. 1794. 245 S. 4. [2 Rthlr. 16 Gr.]

In dem I. Abſchn. dieſes Buchs wird gezeigt, wie geometriſche Reihen auf die Logarithmen geführt haben. In dem II. Abſchn. wird deren Anwendung beym Multipliciren Dividiren und Wurzel ausziehen gelehrt. Plötzlich aber verlaſst der Vf. die Vulgar-Logarithmen und trägt die Erfindung der natürlichen oder hyperboliſchen (S. 6 9.) vor. Die Kenntniſs von Subtangenten und vom Differentiiren überhaupt wird dabey von ihm vorausgeſetzt, und auf *Käſtners* Analyſis des Unendlichen verwieſen! Wir ſehen in der That nicht ein, wie der Vf. in ein hauptſächlich für Kaufleute beſtimmtes Buch ein ſo unausgeführtes Fragment habe einrücken können! Er bemüht ſich, Logarithmen zu empfehlen, und ihre Ausbreitung zu befördern, und ſollte nicht eingeſehen haben, daſs nichts mehr dienen werde, unkundige oder Arithmetiker von gewöhnlichem Schlag von Logarithmen abzuſchrecken als ein ſo unvorbereitetes nothwendig räthſelhaftes Bruchſtück? Im III. Abſchnitt kommt der Vf. wieder auf Vulgar- oder *Briggiſche* Logarithmen zurück, (ohne dieſen Uebergang deutlich anzumerken,) und zeigt, wie ſie bey Brüchen anzuwenden ſeyn; und wie man überhaupt die unten vorkommende Logarithmiſche Tabelle anzuwenden habe. In dem IVten wird näherer Aufſchluſs über die Einrichtung der Wechſelarbitrage-Tabellen, und der übrigen - mehr verſprochen, als wirklich zur Genüge gegeben. Der Vte Abſchnitt hat zur Aufſchrift: „Entwicklung der Verſchiedenheiten des Arbitrage-Geſchäftes, nebſt einer Gebrauchs-Anzeige der Tabellen.“ Dieſe Entwicklung iſt aber ſehr kurz, und recht in Eile hingeworfen. In den Beyſpielen, welche die Abkürzung der Rechnungen durch Logarithmen darlegen ſollen, vermiſst man vorzüglich die Erklärung der Art und Weiſe, warum das Reſultat durch zwey Zeilen ſich gewöhnlich ſchon ergebe? — Gelehrte ſehen dieſes freylich ein, allein für die, welchen dieſes Buch zuvörderſt beſtimmt iſt, ſollten viel deutlichere Erläuterungen angehängt ſeyn. Dieſe fehlen ebenfalls im VIten Abſchnitt, welcher eine Menge Beyſpiele ohne gehörige Auseinanderſetzung enthält. Es wäre viel nützlicher geweſen, der Vf. hätte nur 3 oder 4 Fälle ausgeſucht, und an dieſen mit ſorgfältiger Aufmerkſamkeit alles entwickelt, was die Zweifel angehender Arithmetiker hätte beſeitigen können. Dazu wäre es allerdings ſehr belehrend geweſen, wenigſtens ein Paar verſteckte Proportionen in Gliedern auszuſetzen. Im VIIten Abſchnitt (im Buch ſteht aus Verſehen S. 27. noch einmal VI.) wird der Nutzen der ſogenannten logar. Hauptabelle dargethan, z. B. Laubthaler in Gulden zu verwandeln. Endlich folgen noch Anweiſungen, mit den angefügten Intereſſen-, und andern Reduction-Tabellen umgehen zu können. Die Abſicht und die Bemühungen des Vf. ſind im Ganzen lobenswerth; aber ſeine Manier, nur vorzuſchreiben, was unter einander zu ſetzen, zu addiren, zu ſubtrahiren.... ſey, iſt gar zu unbefriedigend, und in philoſophiſcher Rückſicht allerdings verwerflich. Von den *Tabellen* mit Logarithmen zeigen wir die wichtigſte im Buch, wie billig, noch näher hiemit an: Von 71 bis 107 ſtehen die Logarithmen der Abſolut-Zahlen von 1 bis 200, mit dazwiſchen eingeſchobenen Log. der Brüche $\frac{1}{200}$.... $\frac{199}{200}$ nach *jeder* ganzen Zahl. Dieſe Arbeit iſt verdienſtlich, und für alle Rechner, die mit dem 24 Guldenfus umgehen, brauchbar. Aber leider! ſind überall die Logarithmen nur bis auf 5 Ziffern mitgetheilt. Dieſe Abkürzung können wir durchaus nicht billigen; der Vf. mag es noch ſo oft behaupten, zum Gebrauch ſeyen 7 Ziffern nicht ſtreng nothwendig; er wird wohl kundige Gelehrte und Kaufleute nimmermehr hiervon überzeugen; er hat in der That weit nicht alle Fälle überſehen, in denen man ſeine Zuflucht zu den Schulziſchen oder Vegaiſchen Tafeln ſchlechthin nehmen muſs, und in welchen ſelbſt die Logar. mit 7 Ziffern kaum durchgehends zureichen, wie unter andern Hr. Hofr. *Käſtner* in ſeiner Fortſetzung der Rechenkunſt deutlich gezeigt *hat*. — Von S. 107 bis 183. kommen hiernächſt die Logarithmen der Abſolut Zahlen von 200 bis 2491. mit eingeſchobenen Log. von $\frac{1}{200}$.... $\frac{199}{200}$ nach jeder ganzen Zahl. Von da an aber folgen (ohne Interpolationen) die Logarithmen der Zahlen 2492 bis 20000, durchgehends nur mit 5 Ziffern, auſſer der Charakteriſtik, ſo daſs der Log. 4,30103 heiſst. Das *Vegaiſche* Handbuch enthält 81000 Logarithmen mehr, da dieſe in demſelben bis 101000 reichen, und wir können unſre Ueberzeugung nicht verleugnen, daſs deſſen Anwendung auch bey kaufmänniſchen Rechnungen viel weiter auszudehnen ſey, und in praktiſchen Vorfällen aller Art viel mehr zu ſtatten komme, als dergleichen abgekürzte Special-Tabellen, dergleichen der Vf. hier geliefert hat, zumal wenn man die an Gulden hängende Kreuzer in Decimalen auszudrücken ſich angewöhnt, wie in einer Abh. des *Journals v. u. für Deutſchland*, im letzten Jahrgang (1792.) von einem Anonymus, (auch vor ihm von Hn. *Käſtner* in Beziehung auf Sachſen) vorgeſchlagen worden. In den zuletztfolgenden Procenttabellen hat der Vf. Logarithmen mit 6 Ziffern mitgetheilt. Umſtändlichere Beſchreibungen hierüber würden hier zu weit führen; und eben dieſs gilt von den Wechſelcours-Tabellen. Kaufleute können immer viele Abkürzungen aus dem Buche lernen, und es iſt gar nicht unſre Meynung, ihnen deſſen Ankauf zu miſsrathen. Auch haben unſre Erinnerungen gar nicht die Abſicht, den Muth des Vf. abzuſchrecken, mit dem er leidige Vorurtheile vieler Praktiker beſtreitet, und die ſehr wünſchenswerthe Ausbreitung des logarithmiſchen Calculs rühmlich zu befördern ſucht.

GESCHICHTE.

Hamburg, b. Bachmann und Gundermann: *Geschichte der französischen Staatsrevolution aus den Grundursachen ihrer Entstehung und ihrer Verbindung mit der ältern Geschichte Frankreichs entwickelt. Nebst Darstellung des Lebens und der Regierung Ludwig des XVI. Erster Theil.* 1793. VIII und 877 S. 8. (Auch noch unter einem andern Titel. *Lebens- und Regierungs-Geschichte des unglücklichen Ludwig des XVI, nebst einer Geschichte der franz. Rev.* u. s. f.)

Hätte dieß Buch auch noch zehn und zwanzig verschiedne Titel, so bliebe es doch nichts desto weniger ein erbärmliches Product. Es erreget schon ein ungünstiges Vorurtheil, wenn ein Schriftsteller dreist genug ist, in diesem Augenblick eine *Geschichte der französischen Revolution* anzukündigen, weil sich daraus mit beynahe mathematischer Gewissheit der Schluss ziehen lässt, dass er gar nicht wissen muss, was zu einer *Geschichte* gehört. Der Vf., mit dem wir es hier zu thun haben, scheint von dieser Erkenntniss so weit entfernt zu seyn, dass er allem Ansehen nach nicht einmal wusste, was zu einem *Buche* gehört.

Es wäre nicht der Mühe werth, alle die einzelnen Eigenschaften eines Geschichtschreibers anzugeben, an welchen es dem Vf. mangelt, sein Buch ist eine unverdaute Compilation aus unverstandnen Büchern: nach seiner Absicht sollte es „*ein Lesebuch für unpartheyliche Weltbürger werden*", und darum stellte er sich, wie er sagt „auf den reinsten einsamsten Gipfel des Berges, wo „er seine Welt — — übersehen kann" Wie sehr wäre es zu wünschen dass auf diesem Berge die Sonne der *deutschen Grammatik* geschienen, und dem preciösen sehr oft kaum verständlichen Styl des Vf. wenigstens das geringe Verdienst der Sprachrichtigkeit verliehen hätte!

Einige Proben werden den Leser in den Stand setzen, seine Erwartungen von dieser *Geschichte der französischen Revolution* näher zu bestimmen. S. 33. heißt es: „Die merkwürdigste *Versammlung der Gene-*„*ralstaaten* (états-généraux) *versammelte* sich unter sei-„nem (Philipp des VI) Sohne Johann. Da der König „mit England *im Kriege* verwickelt war, und die Un-„terstützung des Volks brauchte, so *unterzeichnete* er „der Nation mehrere *Freyheiten*." — Ferner S. 37. „Der König (Carl VI.) fiel *in einer Hirnwut*, deren erste „Ursache das Gerücht auf den Herzog von Orleans wälz-„te. Er wird ermordet, und der Erbe des Throns lässt „den Mörder des Herzoges wieder *meuchelmorden*. We-„nigstens behauptete dieß die Parthey des Herzoges von „Burgund, der das *unselige* Opfer war, und klagte den „Dauphin *vor das* Parlement an." — S. 58. „Die Em-„pörung brach nach seinem Tode desto stärker aus, *dessen* „Flamme der Herzog von Orleans anfachte." — Von *Necker* heißt es S. 147. „Der Adel spottet nicht nur „seiner, sondern auch der Gelehrte sieht ihn mit einem „stolzen Seitenblick an, weil es für ihn selbst zu schwer „ist, zu dieser Größe des Bürgers zu gelangen, worauf „er" (wer denn?) „ein näheres Anspruchsrecht zu ha-„ben glaubt." — Nach des Vf. Meynung (S. 40.) ist „die Revolution unsers Zeitalters in der Weltgeschichte *„eine gewöhnliche Begebenheit."* *Die Demokratie* soll schon unter Karl dem V *und* Karl dem VII! *der Wunsch des Volks, so sehr als jetzt* gewesen seyn. — Genug und mehr als genug!

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Frankfurt u. Leipzig: Assecurirter Evangelischer Religionszustand im Herzogthum Sulzbach. L. 4. Cod. de LL. et Constitut. Principum. Digna vox est maiestate regnantis, legibus alligatum se principem profiteri.* 1794. 32 S. 4. Die gegenwärtige Schrift ist gleichsam der Prodromus von einer zweyten, noch zu erwartenden, in welcher die, für die Evangelischen in dem Herzogthum Sulzbach so traurige Aufhebung der bisherigen simultanischen Landesregierung in *Sulzbach*, und Verbindung derselben, mit der, bloss aus katholischen Räthen und Beamten bestehenden Regierung zu *Amberg* erzählet, auch dem unbefangenen Publikum, Nachricht gegeben werden wird, was die dagegen von dem evangelischen Theile so dringend, als bescheidene Vorstellungen bey dem Hof in *München* zu bewirken im Stande gewesen sind. Bis diese erscheinen wird, wollen wir einstweilen den Inhalt der gegenwärtigen, die sich eben so sehr durch Gründlichkeit, als lobenswürdige Bescheidenheit auszeichnet, kurz anzeigen, wobey wir nicht unbemerkt lassen können, dass vielleicht für manchen wenig mit den Schicksalen der protestantischen Religion in dem Herzogthum Sulzbach nicht ganz bekannt sind, eine ganz kurze Geschichte derselben, in Verbindung mit der politischen, erwünscht gewesen seyn würde.

So gros das Unglück war, welches die *Jesuiten* diesem ganz evangelischen Land zubereitet hatten, da der Pfalzgraf *Wolfgang Wilhelm* zu Neuburg, 1627. nach gewaltsamer Vertreibung der Augsburgischen Confessions-Verwandten, die katholische Religion mit bewaffneter Hand in demselben einführen liess: (die traurigen Scenen, die dabey vorfielen, findet man in einer ungemein seltenen Schrift, die 1627. Zu *Embden*, unter dem Titel: *Jesuiter und Pfaffen Kunst und Heiligkeit*, gedruckt wurde, sehr lebhaft geschildert:) so sehr hatte dasselbe Ursache sich zu freuen, da 1649. vermöge des Westphalischen Friedensschlusses, alles wieder in statum integrum restituiret, und J. J. 1624., in welchem Kanzley, Landrichteramt, Magistrate und übrige Civilstellen, *mit keinen andern Personen, als mit solchen, die sich zur Augsp. Confession bekannten besetzt waren* — zum *Normal Jahr* angenommen wurde. Allein die Freude des Landes über diese Restitution war nur von kurzer Dauer. Denn schon 1652. wurde zwischen dem damals noch evangelischen Pfalzgrafen *Christian August* zu Sulzbach, und dem Neuburgischen Erbprinzen *Philipp Wilhelm* zu *Cöln* ein gewisser *Staats-Vertrag* errichtet, und darin das sogenannte *Simultaneum* etablirt, welches alsdann auch, der dagegen gemachten triftigen Vorstellungen der Stände, der Geistlichkeit und der Magistrate ungeachtet — via facti — introducirt wurde. Die Evangelischen mussten sich dieses, der Reichsfriedensschlussmässigen Restitution und Possession gerade entgegen stehendes Verfahren gefallen lassen, und sich damit trösten, dass es der katholische Theil nicht wagen würde, sie ganz zu verdrängen, noch sie in ihren Rechten, dass die Dicasterie auch aus ihren Mitteln

besetzt werden sollten, zu kränken — die sämmtlichen evangelischen Beamten blieben auch, nach erfolgter Einführung des Simultaneums in ihren Posten und Functionen, und nach ihrem Ableben pflegte Pfalzgraf *Christian August* von Zeit zu Zeit für seine Hofrathskanzley und andere Civildienste die brauchbarsten Subjecte *von beyderseitiger Religion* zu erwählen. Ueber dieses alles hat dieser vortrefliche Fürst, auch nachdem er selbst — wohl nicht aus Ueberzeugung — zur katholischen Kirche übergetreten war, in seinem 1704 errichteten Testament, dafür gesorget, dass seine Erben und Successoren, seine evangelische Unterthanen *an ihrer Gewissensfreyheit, unumschränkten Religions-Exercitio und andern, durch den Friedensschluss und Restitution erlangten, auch ihnen bey Introducirung des Simultanei ungekränkt zu erhalten stipulirten Juribus in keine Weise nimmermehr beeinträchtigen sollten.* Das nemliche hat ihnen derselbe in der, dem Superintendenten zugefertigten Instruction 1704. zugesichert. Ja er gieng noch weiter, und wollte sogar 1726. ein eigenes evangelisches Consistorium errichten, *damit seiner evangelischen Unterthanen Angelegenheiten nicht etwa künftig vor katholische Gerichte oder Personen gezogen werden möchten.* Allein dem Erbprinzen *Theodor* wurde dieses als eine gefahrliche Neuerung von Seiten des katholischen Theils vorgestellt. Dieses bewog ihn dann, dem evangelischen Theil die Versicherung zu geben, dass *der evangelische Religions-Zustand cum annexis jederzeit ganz ungekränkt gehandhabt, und insbesondere die Sulzbachische Landesregierung auf alle künftige Zeiten jedesmal auf eine, der simultanischen Lands- und Religionsverfassung gemasse Weise dergestalt bestellt werden sollte, dass sie den Evangelischen alle Vortheile eines besondern Consistorii gewähren, folglich das intendirte evangelische Consistorium vollkommen ersetzen sollte.* Diese äusserst wichtige Declaration findet man in *Struvens Pfalzischen Kirchenhistorie* S. 1152. u. f. Sie ist aber auch hier mit zweckmasigen Anmerkungen und nöthigen Erläuterungen abgedruckt, und besonders dies sehr wohl erinnert worden, dass gedachte Declaration nicht etwa blos auf die freye Religionsübung eingeschränkt werden könne, sondern sich auf den ganzen Status politicum et civilem der Evangelischen erstrecke. Endlich ist noch der merkwürdige Religions Revers den Pfalzgraf *Theodor* vor seiner Vermählung 169- ausstellte, ingleichen die noch wenig bekannte bündigste Religionsversicherung des Kurprinzen *Johann Wilhelms* zum Besten der Sulzbachischen Protestanten v. J. 1688. beygefügt worden. Die Folgerungen die der Vf. aus diesen Prämissen — den theuersten Versicherungen und Assecurationen der Landesfursten ziehet — und als evidente Wahrheiten am Schlusse aufstellet — sind so wichtig, so sehr in die Augen leuchtend, dass es kaum zu begreifen ist, dass je dagegen hat gehandelt werden können. Und doch ist dieses leider zur äussersten Kränkung der Evangelischen nicht nur, sondern auch zu ihrem grösten Nachtheil geschehen — wie solches die Fortsetzung welcher Rec. mit Verlangen entgegen siehet, lehren wird. Gerne würde Rec. seine Meynung über eine traurige Ereignis, besonders in Hinsicht der gegenwärtigen Zeitumstände die mit dergleichen Beeinträchtigungen gar nicht vereinbar zu seyn scheinen, hinzusetzen, wenn er es nicht für überflüssig hielte, das, was jeder unbefangene gut denkende Mann selbst denken wird, niederzuschreiben.

Danzig, gedr. b. Müller: *Schediasma de correctione peccatoris per ecclesiae ministrum*, quo Viro Summum Venerabili Jonathani Hellero, S. Th. D., ad aedem b. Mariae cathedralem Pastori prim., et Rev. Ministerii J. A. C. Seniori longe dignissimo quinquagesimo annus in officio ecclesiastico feliciter exactos pie gratulantur verbi diuini in uniurseo Gedanensi Territorio ministri. 1790. 15 S. 4. — Rec. stimmt in allen Gedanken dem ungenannten Vf., der sich als einen sehr denkenden Mann zeigt, vollkommen bey. Man hat in neuern Zeiten zu sehr und zu unbedingt die Privatcorrectionen des Sünders durch den Prediger und Beichtvater empfohlen, und darauf einen zu grosen Werth gesetzt. So wenig sie auch ganz zu verwerfen sind, und so grosen Vorzug sie vor den sonst gewöhnlichen und schimpflichen öffentlichen Bestrafungen in der Gemeinde verdienen: so hat doch die Sache, besonders in unserm so ganz veränderten und profanen Zeitalter, grose Bedenklichkeiten; es kommt alles auf Personen und Umstände an. Besondre Regeln lassen sich hier nicht geben; das meiste beruht auf der eignen Klugheit des Lehrers in jedem einzelnen Falle. Manche Personen lassen sich wohl solche Zurechtweisungen vom Lehrer gefallen; andere sind desto empfindlicher, und werden dadurch sogar noch verstockter und eigensinniger. Nach Rec. Meynung kann auch der Landprediger manches thun, auch stärker sich über manches Vergehen erklären, als der Stadtprediger. Ist die Sache kein ganz notorisches Vergehen, so kann hier der Religionslehrer sich durch solche Correctionen ohne allen Nutzen grosem Verdrusse und groben Verunglimpfungen aussetzen, und sich den bittersten Hass empfindlicher und stolzer Personen zuziehen, besonders wenn sie ohnehin keine Achtung gegen den Lehrerstand haben. Hingegen können nachdrückliche Bestrafungen des Lasters, und rührende Ermahnungen in Predigten und in Beichtreden, wenn sie nur nicht Persönlichkeiten enthalten, die ohnehin nie bessern, oft die erwünschteste Wirkung thun. Freylich, wenn sich diese Personen auch von der Kirche und vom Abendmahl selbst ausschliessen, so fällt auch dieses Besserungsmittel weg. Doch sind nach unsrer Meynung Privatcorrectionen in vielen Fällen nicht nur nützlich, sondern sogar nothwendig und pflichtmäsig: nur mus der Lehrer überall mit Klugheit und Ueberlegung handeln. Mit Hitze bessert der Lehrer ohnehin nicht viel; aber eben so wenig, wenn er zu furchtsam ist, und nicht mit Nachdruck spricht. Ernst und Liebe müssen bey solchem Zurechtweisungen auf das genauste verbunden seyn: der Lehrer mus rühren, aber nicht erbittern. Am besten thut der Lehrer, wenn er eine schickliche Gelegenheit zu einer solchen Zurechtweisung abwartet, um allen Schein von Zudringlichkeit und von geistlicher Herrschsucht zu vermeiden. Auch ist das nicht zu übersehen, dass der Sünder, besonders wenn er schon bey Jahren ist, eine nachdrückliche Rüge eher von einen alten und allgemein verehrten Lehrer, als von einem jungen, wenn gleich noch so würdigen, Manne annimmt: der junge Lehrer mus also äusserst behutsam seyn, und sich erst Achtung und Zutrauen zu verschaffen suchen. — *Ueberhaupt* mus der Religionslehrer überall Sanftmuth und *Klugheit* zeigen, seine wohlwollenden Gesinnungen stets thätig beweisen, und dadurch allem Argwohn von Priesterstolz begegnen: alsdann *kann* er vieles auch in Privatunterredungen wirken, was *ohne dies* nicht wohl möglich wäre. — Absichtlich hat sich Rec. bey dieser Anzeige etwas länger verweilet, theils um zu zeigen, dass auch hier die Mittelstrase die beste sey; theils weil die Klagen über vereitelte gute Absichten im Lehramte und über die Verachtung desselben immer häufiger werden. Gewiss würden ihrer weniger seyn, wenn die Lehrer sich weniger anmaasten, und mit mehr Vorsicht, Klugheit und Sanftmuth zu Werke giengen. —

Mathematik. *Raab in Ungarn*, gedruckt b. Streibig: *Perfecta Quadratura Circuli, quam e verorum numerorum proprietatibus erut ac demonstravit Josephus Ehinis hungarus Ginsienis*, presbyter Secularis dioeceseos jaurinensis. S. S. Theologiae baccalaureus, olim in celebri academia jaurinensi matheseos Professor. P. O. 1794. 84 S. 4. nebst einer Vorrede von 12 Seiten. (20 gr.) Wir zeigen hier nur die Existenz dieser Schrift an, als einen Beytrag zu den Verirrungen des menschlichen Verstandes. Denn nicht leicht ist uns ein grösseres Galimathias halb verdauter Sätze der Arithmetik und Geometrie, falsch angewandter Begriffe von Einheit, Zahl u. d. gl. zu Gesichte gekommen, als in gegenwärtiger Schrift, die für das Verhältnis des Durchmessers zum Umkreise 23:72. also 1:3,13... heraus bringt. Es lohnt sich nicht der Mühe den Unsinn, woraus dies Verhältnis hergeleitet worden ist, hier auszuzeichnen, weil er in dem Verhältnisse selbst, das nicht einmal die Genauigkeit des Archimedischen hat, ganz klar am Tage liegt. Indessen hat sich doch Jemand in dem 33ten Stück des österreichschen Mercurs 1793. mit einer Recension dieser Schrift abgeben mögen, weil wir mit derselben zugleich ein[illegible]egung des Vf. auf einem Octavbogen erhalten haben, w[illegible]er nur der Unsinn, der in der Schrift selbst vorkommt, wieder gekäuet wird, ohne die Einwürfe des Recensenten zu wiederlegen, der grösstentheils uns mit Machtsprüchen, oder mit Verweisung auf die Schrift selbst abgespeiset wird. Schade für das Papier, und die nett gestochene Kupfertafel die auf diesen Wisch verwendet worden ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 22. August 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Buisson: *Memoires secrets et critiques des Cours, des Gouvernements et des Moeurs des principaux Etats de l'Italie.* Par *Joseph Gorani*, citoyen français. *Tome* 1er 495 S. und VIII S. Vorrede. *Tome* 2d. 478 S. *Tome* 3me 480 S. 1793. 8.

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Geheime und kritische Nachrichten von Italien, nebst einem Gemälde der Höfe Regierungen und Sitten der vornehmsten Staaten dieses Landes.* Von *Joseph Gorani*, französischem Bürger. Aus dem Französischen übersetzt. 1ster Theil 371 S. 2ter Th. 466 S. 3ter Th. 407 S. 1794. 8.

CÖLLN, b. Hammer: *Joseph Gorani's* französischen Bürgers, *geheime und kritische Nachrichten von den Höfen, Regierungen und Sitten der wichtigsten Staaten in Italien.* Aus dem Französischen, mit Anmerkungen des Uebersetzers. 1ster Th. *Neapel.* 1794. 358 S. und X S. Vorrede.

In diesem sehr merkwürdigen und interessanten Werk erhalten wir wichtige und reichhaltige Beyträge zur neuesten Geschichte der vornehmsten italienischen Staaten, von einem Mann, welcher sich als ein helldenkender Kopf, scharfsichtiger und freymüthiger Beobachter und feiner Welt- und Menschenkenner bewährt und bey seinen Verbindungen an den italienischen Höfen und mit unterrichteten Innländern, so manchen Personen und Gegenständen näher zu kommen und aus ächten Quellen zu schöpfen Gelegenheit fand, die andern Reisenden verborgen bleiben, ja der selbst in das Innre mancher Cabinette, wo der gröbste Ministerialdespotismus herrscht, tiefe Blicke that, welches nur wenigen Privatpersonen so gelingt. Solche eigene oder von sachkundigen Männern erhaltene Bemerkungen und Nachrichten sind es, die in diesen Memoiren, in einem belebten, mit vielfaltigen charakteristischen Anekdoten untermischten Vortrage, welcher anzieht, angenehm unterhält und nützlich belehrt, dem Publicum vorgelegt werden. — Leser, welche die nun einmal von den neufränkischen *citoyens* adoptirte Manier, sich über gewisse ihrem System im Wege stehende Gegenstände auszulassen, kennen, werden auch bey dem französischen *Bürger* Gorani, diesen Ton zu würdigen wissen, ihn allerdings misbilligen, aber in Rücksicht so vieler hervorstechenden Vorzüge seines Werks, dem Vf., der zu Gunsten seiner damals genommenen Partey diesen Ton zuweilen anstimmt, deswegen nicht in der gelehrten Republik Wasser und Feuer untersagen. Zur Beherzigung anderer läßt sich versichern dass der *ci devant citoyen Gorani* jetzt den *Grafentitel* seiner italienischen Familie wieder angenommen hat. — Rec. will dem Vf. blos zu den Hauptgegenständen seiner Beobachtungen folgen und das ausheben, was neu oder weniger bekannt ist, soweit ein zusammenhängender Auszug bey der eigenthümlichen Form, worinn diese Memoiren erschienen sind, möglich ist. Diese von dem Vf. gewählte Form schadet seinem Werk bey vielen Lesern offenbar. Es stellt kein Ganzes dar. Die einzelnen Abschnitte sind ohne Plan und Ordnung der Materien in abgerissnen Bruchstücken, wie es der Zufall wollte, durcheinandergeworfen. Beobachtungen sind über einen Gegenstand angefangen, dann plötzlich abgebrochen, und man findet erst lange nachher unvermuthet den vorigen Faden wieder angeknüpft. Ohne dass diese rhapsodische Behandlung gerade der Unterhaltung schadet, indem sie Abwechslung im Vortrag befördert; gibt sie dem Werk ein flüchtiges oberflächliches Ansehen, welches sich denn auch in einzelnen, sehr leicht behandelten Materien wirklich bestätigt. Wenn gleich selbst in diesen, Gorani's Geist unverkennbar ist; so entdeckt sich doch auch jene Flüchtigkeit so vieler Reisebeschreiber, welche, ohne in weitre Untersuchung der Gegenstände hineinzugehen: sie nur obenhin berühren und mit kategorischer Entscheidung abfertigen. —

In einem Zwischenraum von zehn Jahren nemlich 1780 und 1790. besuchte G. Italien zweymal. Er verbindet in seinen Memoiren die auf beiden Reisen gesammelten Bemerkungen über verschiedene italienische Staaten, hauptsächlich, die Landesverfassung, jetzigen Regierungsmaximen, innere Beschaffenheit der Länder, den Zustand der Menschen und Sitten und den persönlichen Charakter der handelnden und leidenden Personen, so wie des Volks überhaupt betreffend.

Erster Theil. Neapel. Nur einen sehr oberflächlichen Blick wirft der Vf., auf dem Wege von Rom dahin, auf die pontinischen Sümpfe und die Austrocknungsarbeiten in denselben: denn sonst könnte er z. B. nicht behaupten, dass die zum Sammeln des Wassers bestimmten Abführungskanäle, *längs dem Fuss* der Berge von welchen das Wasser fliesst, und *auf den Bergen* selbst gegraben würden. Wir sind durch gründlichere und ausführlichere Nachrichten anderer Reisenden, welche die, auch von Hn. G. eingestandene Unzweckmäßigkeit dieser Arbeiten beweisen, anders belehrt worden. — Der Prinz von *Saint Nicander* erster Erzieher des Königes von Neapel, trägt die ganze Schuld der von dem König noch jetzt so oft beklagten falschen Richtung seines Geistes, welche bey weniger liberalen und gutmüthigen Anlagen als der Prinz besass — (Charakterzüge,

die ihm auch als Regenten eigen geblieben sind.) — noch viel gefährlichere Folgen hätte haben können. Hier, und in der Folge werden viele redende Züge des gutmüthigen, aber schwachen Charakters des Königes als Privatmann, und Beyspiele von dem Einflufs der Königin auf ihren Gemahl und auf die Staatsgeschäfte u. dgl. mitgetheilt, die aber wenigstens in Ansehung der Königin, von dem Vorwurf der Uebertreibung wohl nicht frey sind. — Die damalige Zahl der Gefangnen in den verschiedenen Gefängnissen des Reichs, von 11000 ist im Vergleich anderer Staaten und der Bevölkerung unerhört grofs; und doch kennt man die schändliche Nachsichtigkeit der neapolitanischen Justiz in Ansehung der gröbsten Verbrecher, wovon hier scheufsliche Thatsachen erzählt werden. Wer Gelegenheit hatte, den Charakter des neapolitanischen Volks zu beobachten, wird die hie und da zerstreueten Charakterzüge desselben sehr treffend finden. An Anlagen zu vielem Guten fehlt es den Neapolitanern so wenig wie den übrigen Italienern. Aber sie bleiben unausgebildet. Bey einer so ganz versäumten Erziehung, schlechten Polizey und fehlervollen Regierung, mufs besonders in einem Klima, das den Ausbruch der Leidenschaften begünstigt, die Nation verwildern. — Was zum Lobe des trefflichen *Caraccioli* an mehrern Stellen gesagt ist, zeichnet den seltnen Charakter dieses zu früh verstorbenen Staatsmannes doch im Ganzen nur schwach. Seine Verdienste besonders als Viceregent in Sicilien, und als Gelehrter müssen von seinem Biographen höher gestellt werden als von G. geschehen ist. Fleifsiger ausgemalt, aber freylich sehr abstechend von diesem, sind die Bildnisse der Minister *Acton*, *Tanucci* und *del Marco*. — Noch einige Anekdoten von dem Strafsenräuber *Angelino del Duca*, den man aus Bartels Briefen schon ziemlich genau kennt. G. Nachrichten stimmen mit Bartels überein. Jener setzt noch hinzu, dafs ein Theil des Adels und der Geistlichen, denen Angelino unversöhnlichen Hafs und Verfolgung geschworen hatte, (doch machte er sich nie eines Mordes schuldig) es dahin brachten, dafs der Proceis dieses merkwürdigen Menschen, nur summarisch verhandelt ward. Wahrscheinlich würde er im ordentlichen Wege Rechtens nicht am Leben gestraft seyn; denn es verwandten sich Leute von Einflufs für ihn. Die meisten seiner ansehnlichsten Beuten, die er den adlichen und geistlichen Reisenden abnahm; verwandte er zur Unterstützung der vom Adel gedrückten Bauern, zur Aussteuer armer Mädchen u. dgl. — Gefahrlicher als dieser Räuberhauptmann und seine Bande war, ward vor einigen Jahren, eine Societät eigennütziger Grofsen, welche insgeheim den Landverderblichen Plan entworfen hatten, die sämmtlichen Staatseinkünfte zu pachten. Mit einem Lotto sollte der verdeckte Anfang dazu gemacht werden. Aber einige gute Patrioten, woran es in Neapel nicht fehlt, wenn gleich ihr Einflufs sonst wenig fruchtet, öffneten der Nation und dem König die Augen über die geheimen Absichten dieser Kabale, deren Ausführung sich der König hierauf mit Nachdruck widersetzte. Zu den Landplagen, welche durch das verderbliche Lehnssystem und die Formen über die Nation gebracht werden, gehören besonders die sogenannten *Contratti alla voce* oder Verabredungen der sämmtlichen Gutsbesitzer über die geringen Getraidepreise, nach welcher ihre Unterthanen zur Erndtezeit die Landfrüchte ihnen verkaufen müssen. Auf die Abstellung dieser und so vieler ähnlichen Misbräuche der Verfassung und Staatsökonomie, ist, mit patriotischer Freymüthigkeit, von mehrern Schriftstellern schon so oft gedrungen worden: aber man hört sie nicht, und jene ist ohne eine Totalreform nicht zu hoffen. — Bey einer Bevölkerung von 4.800.000 Menschen, beträgt, Sicilien ungerechnet, die Zahl der Mönche, Weltpriester und Nonnen im Königreich 105000, (so hat nemlich der Vf, in der Folge die genauere Berechnung gestellt, die in den ersten Abschnitt der davon handelt niedriger angegeben ward). Die Truppenzahl 30000. Dieser grofse Abgang für den Ackerbau und die Gewerbe, wird durch die Fruchtbarkeit der Weiber einigermafsen ersetzt. Die allgemeingewünschte Einschränkung der Mönchszahl und die Sittenverbesserung dieser unwissenden und verdorbenen Race, wird unterlassen, weil es dem Könige an Entschlossenheit und ausdauernder Thätigkeit zu solchen Reformen fehlt: denn wie wenig er sonst das Ansehen des Pabstes achtet, beweiset die — mehr als naive Antwort welche er selbst einst dem päbstlichen Abgesandten *Caleppi* gab. — Die von dem Abbate *Fortis* gemachte wichtige Entdeckung des natürlich erzeugten Salpeters in den Kalchgruben bey Molfetta, ist durch die königl. Pächter der Lieferungen des künstlichen Salpeters fruchtlos gemacht. — Der Achtung des Königes für Wissenschaften und Künste, welche um so mehr Lob verdient, je weniger seine Erziehung sie ihm einflöfste, läfst G., so wie seiner Liebe zur Nation, Gerechtigkeit wiederfahren. Letztere zeigt er bey aller Gelegenheit, aber freylich schwächt ein angebohrner Leichtsinn und der Anhänglichkeit an seine Lieblingsbelustigungen, Jagd und Fischfang, deren Wirkung; deren letze Kraft noch oft durch die den K. zunächst Umgebende ganz vereitelt wird. Ein schrecklicher Beweis ist das Verfahren Pignatelli's und seiner Helfer, in dem unglücklichen Calabrien nach dem Erdbeben von 1783. Jener war allerdings das Hauptwerkzeug dieser Bedrückungen; aber er theilte seine Verbrechen des Unterschleifs noch mit vielen andern, welche die Verwünschungen auch treffen, die G. auf Pignatelli allein fallen läfst. Rec., der gerade damals in Neapel war, könnte hiervon Beweise anführen. Auch bestätigt er gern das, was G. über den ungeheuchelten Schmerz des Königs bey dieser Katastrophe sagt. Er zeigte viel Edelmuth und Willen zur thätigsten Hülfe der Unglücklichen; aber einen solchen Heroismus, als der Vf. ihn beylegt, dafs er sich nemlich geäufsert hätte, gern das Leben seiner sechs Kinder für den Verlust seiner Unterthanen, die auch seine Kinder wären, hinzugeben, traut wohl schwerlich jemand dem gutmüthigen Ferdinand zu. — Der Geograph *Zanoni* hat eine grofse Karte von Calabrien nach dem Erdbeben, verfertiget, worauf die Zerstörungen aufs genaueste angegeben sind. Damals aber war sie noch nicht gestochen. Lesenswerth, aber zu kurz, ist der Abschnitt über einzelne merkwürdige Gelehrte — Neapel. — Was man, besonders in Unteritalien, selten findet.

findet, besitzt Neapel, mehrere Aerzte von grosen und verdienten Ruhm, unter welchen *Cottugno*, der neulich verstorbene *Porzio* und *Gatti* die vorzüglichsten sind. *Gatti* ist dabey einer der entschiedensten Epikuräer und auch als Arzt ein gewaltiger Aristokrat, indem er seine Kunst nur den Vornehmen widmet. *Cottugno* zeichnet sich durch die oft seltsame, aber glückliche, Behandlung seiner Kranken aus. — Der Versuch einer Auseinandersetzung der neuesten Zwistigkeiten des neapol. und römischen Hofes, ist sehr unvollkommen. — Körnigt und oft sehr treffend sind die Repartien, welche auch G. Nachrichten; Ferdinand bey mehrern Gelegenheiten seinen Schwägern, dem K. v. Schweden u. a. gegeben haben soll. Diese und einige hier erzählte Jagdabentheuer des K. zeugen von seinem gesunden Verstande, Gegenwart des Geistes, Witz und von der Güte seines Charakters. — Einige sehr interessante Anekdoten von dem 1787 verstorbenen *Galliani*, einem der seltsamsten Menschen, — und von der durch ihre Schönheit und Talente berühmten *Lady Hamilton*. Hofintrigue gegen den General v. Salis: ein merkwürdiger Vorfall, welcher doch auch die Bestimmtheit und Entschlossenheit des Königes in gewissen Fällen, zu beweisen scheint. — Die Parallele zwischen dem K. v. N. und seinem Vater, dem barbarischen Jagdliebhaber in Spanien, fallt sehr zum Nachtheil des letztern aus. — Mit Achtung nennt der Vf, unter den neapol. Gelehrten und Staatsmänner besonders: D. *Leonardo Pauzini* von der Staatskanzley des M. di Sambucca, der, seit dem dieser Minister abgegangen ist, sich gleichfalls zurückzog, und die allgemeine Achtung mit sich nahm; D. Michael Rocco, der ein Werk über die Banken schrieb; *Vico*, er schrieb ein nicht nach Verdienst bekanntes Werk *della scienza nuova*; *Sorio*, Vf. eines gelehrten, aber sehr weitschweifigen, Werkes über den Handel der Alten; *Audria*, Professor der Landökonomie; *Mauri*, gleichfalls ein Arzt von grosen Verdiensten; er liefet auch die *Chymie*; der vortrefliche *Filangieri*, von dessen häuslichen Leben und Familie manches, aber nur wenig von seinen Verdiensten als Staatsmann und Gelehrter, gesagt ist; *D. Xav. Mattei*, Advokat, Uebersetzer der Psalmen u. dgl. *Galanti*. — Etwas über die erbliche Gelehrsamkeit der österreichischen Regenten und königliche Familien-Scenen zu Neapel. Was hier von dem Hass der Königin gegen ihre männlichen Erben gesagt, und dessen Grund in dem angeblichen Wunsch der K., ihr Stammhaus mit der Acquisition von Neapel zu bereichern, von dem Vf. gesucht wird, ist unwahrscheinlich oder mus doch sehr übertrieben seyn. In der Zusammensetzung dieses häslichen Gemäldes liegt, der Vf. mag noch so sehr seine unpartheyische Wahrheitsliebe betheuern, sein Bestreben deutlich genug am Tage die Meinung des Publicums von dieser österreichischen Prinzessin, noch mehr herabzustimmen. Bey den Bemerkungen über einen nordischen Barbaren den russischen Gesandten *Scabronski* und dem von seinem Principal sehr verschiedenen Legations-Secretair Hr. *Haslinski*, setzt G. — wahrscheinlich durch einen blosen Schreibfehler — Hannover als Universität neben Göttingen. Die Memoires enthalten hie und da ähnliche Fehler, die dem Gedächtniss des Vfs. wohl eher als seinen Mangel an Kenntnissen zuzurechnen sind. — 1788 ward in Neapel ein aufserordentlicher königl. Staatsrath gehalten, dessen Berathschlagungen dem *Corps diplomatique* lange ein Geheimniss blieb. Endlich entdeckte sichs, dass die gröfste Verhandlung, die Sache *des heil. Cajetanus*, des Schutzpatrons von Tarent, betraf, dem zu Ehren der dortige Bischof, wider Willen des Capitels, Gebete in das Rituale der Diöcese einrücken liefs, und gegen das Capitel Recht behielt. — Der persönliche Charakter des Gr. *Lamberg*, damaligen kaiserl. Gesandten in Neapel, ist vortheilhaft geschildert. Aber auch als seiner Beobachter, unterrichteter Gelehrter und eifriger Beförderer der Künste und der Künstler, deren mehrere damals, als dem Rec. das Haus dieses Gesandten in Neapel offen stand, bey ihm wohnten, erwarb er sich allgemeine Achtung. — Die Zahl der in dem Königreich beider Sicilien ansäfsigen Toskanischen Familien wird auf 30000 angegeben. Bedeutend genug war deswegen des Königs Frage an Leopold: wie viel Neapolitaner in *Toskana* leben? In Neapel halten sie innigst zusammen, und man findet in allen Dikasterien Toskaner angestellt. *Acton* selbst ist aus Toskana und sucht seine Landsleute zu befördern, — Mit seltner Hospitalität wird der Reisende auf den von allen Bequemlichkeiten entblösten Routen im Innern des Königreichs, von den Familien und in Klöstern aufgenommen und noch dazu mit Provisionen für die nächste Tagereise reichlich versehen. — Die theatralischen Vorstellungen der Weihnachtskrippe, werden in Neapel mit vielem Prunk und lächerlichen Zeitverwechslungen gegeben. — Diplomatische Charlatanerien. Der Vf. wohnte einer feyerlichen Zusammenkunft bey, in welcher den fremden Gesandten von einem Neuigkeitsträger die lächerlichsten Materialien zu ihren ministeriellen Depeschen mitgetheilt wurden; doch schlossen sich, der englische und kaiserliche Gesandte, von solchen Conventionen aus. — Mit dem scharfsichtigen und witzigen K. von Schweden war man in Neapel sehr zufrieden und voll von Erzählungen seiner treffenden Antworten, die er gegeben hatte. — Eine Haupturfache der langsamen Justiz liegt in dem Luxus der ordentlichen Richter, zu dessen Befriedigung ihre geringen Besoldungen nicht zureichen; deswegen die Processe aus Eigennutz, durch Vermehrung der Formalitäten in die Länge gezogen werden. — Dem Minister *Acton* und seinen Kabalen legt der Vf. alle die Misbräuche und Fehler in der Verwaltung der Staatsökonomie, wodurch das Aufkommen des Ackerbaues und aller Gewerbe verhindert wird, allein zur Last. Aber diese Misbräuche womit die ganze fehlerhafte Regierung des Königreichs gleichsam durchwebt ist, greifen wie die Räder einer Maschine in einander, und können nur durch das Zusammenwirken vieler Kräfte, durch eine Reform des Ganzen, besonders durch die gänzliche Vertilgung des so verderblichen Lehnssystems und der Gewalt der Baronen gehoben werden: wozu allerdings mehr Entschlossenheit des Königs, vereint mit uneigennütziger Thätigkeit eines klugen Ministers, den Weg bahnen könnten. Ein Loos, welches aber jenem von der Natur so begünstigten Lande nicht

beſchieden zu ſeyn ſcheint, da ſelbſt der muthvolle Vicekönig *Caraccioli* bey ſeiner Rückkehr aus Sicilien, ſeinen dahin abzweckenden groſsen Plan zu verfolgen unterliefs, und bey der fruchtloſen Arbeit ermüdete. — Specieller als die, bloſs allgemeinen Tadel enthaltenden, Bemerkungen des Vf. über dieſen Theil der Staatsverwaltung, ſind die folgenden Abſchnitte über die Aus- und Einfuhr der Lebensmittel, deren Conſumtion im Lande, über Bevölkerung, Klima u. dgl. Ein folgender Abſchnitt, unter der Rubrik: *Projecte*, enthält manchen guten und wichtigen Gedanken die Reform der herrſchenden Regierungsfehler betreffend; nur möchten die Vorſchläge, wegen des eigenthümlichen Geſichtspunkts, aus welchen G. die Lage der Dinge anſieht, mancher Modificationen, in der wohl noch entfernten Ausführung ſelbſt, bedürfen. — Von etwa 13 Millionen neapol. Dukati ordentliche Staatseinkünfte bleiben der Krone, nach Abzug der Zinſen für die Nationalſchulden, reine 7 Millionen: und dem Könige von dieſer Summe etwa 2 Mill., denn die Koſten des Kriegs- und See-Etats betragen nebſt den übrigen Ausgaben von Beſoldungen, Penſionen u. dgl. etwas über 5 Millionen. Dieſe 2 Millionen reichen aber für die verſchwenderiſchen Ausgaben des Hofes nicht hin. Seit der Thronbeſteigung der Königin ſind die Staatsſchulden durch Anleihen von 5 Mill. neap. Ducati vermehrt, wie der Vf., aber nach einer allgemeinen nicht zu verbürgenden Berechnung, angibt. Das Militär beſteht zuſammen aus 29000 Mann Landtruppen, welche nach der phyſiſchen und politiſchen Lage des Reichs um ein Drittheil vermindert werden könnten. Die Seemacht, beſtehend in acht Linienſchiffen von 64 Kanonen, zwey von 60 Kanonen, und acht Fregatten, iſt unthätig und ſelbſt den Seeräubern wenig furchtbar, welche im Angeſicht der Hauptſtadt, Schiffe kapern. Demungeachtet koſtet ſie unverhältniſsmäſsig groſse Summen, wovon aber ein anſehnlicher Ueberſchuſs in die Privatkaſſe des verſchwenderiſchen Hofes flieſst. Zweckmäſsiger würde für dieſen Staat eine aus kleinen Schiffen beſtehende Flotte ſeyn, um die Korſaren in Reſpect zu halten. — Das unedle Benehmen K. Joſepha II. gegen den verſtorbnen verdienſtvollen Hofr. *Born* iſt von dem Vf., ſo wenig dieſe Nachricht hieher gehört, richtig erzählt. — Endlich noch einige Bemerkungen über die von den mächtigen Güterbeſitzern in den neapol. Provinzen verübten empörenden Ungerechtigkeiten gegen die Unterthanen, über den Mangel aller Volkserziehung, über die königl. ſehr unwirthſchaftlich verwalteten, Viehweiden-Diſtricte, *Regii Stuchi* und *la Tavogliere*, und zuletzt noch ein Abſchnitt mit, in des Vf. Geſchmack vorgetragnen, Vorſchlägen, zur allgemeinen Staatsreform, und allgemeine Bemerkungen über Sicilien.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Leipzig*, b. Sommer: *Epitre ſur les cauſes de l'obſcurité et de l'incertitude qui règnent dans l'ancienne Hiſtoire de la Ruſſie*, par *Joſeph d' Igelſtröm*. 20 S. gr. 8. 1793. Ein jugendlicher Verſuch und ein Probeſtück akademiſchen Fleiſses. Die Arbeit geht nicht viel über das Allgemeine und das, was die Urgeſchichten aller Völker mit einander gemein haben. Da der Gebrauch der Schrift erſt unter Wladimir des Groſsen Regierung, gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts, in Ruſsland durch die chriſtlichen Miſſionäre eingeführt ward, die früheſten Denkmahler hingegen, welche das Andenken merkwürdiger Menſchen, Zeiten und Begebenheiten zu erhalten, und den Annaliſten zu hiſtoriſchen Urkunden gedient hätten, wie der Vf. meynt, noch vor den Einbrüchen der Mongolen im XIII Jahrhundert vernichtet und zerſtört worden ſind: ſo konnten freylich die beſſern und glaubwürdigern Annaliſten, wie Neſtor u. ſ. w. nicht anführen, was nicht vorhanden war. Was der Vf. von dem Verluſt alter Denkmahler ſagt, gilt wenigſtens nicht von allen Provinzen des Ruſſiſchen Reichs ohne Unterſchied. In mehrern neuacquirirten Theilen ſind doch Ruinen, Grabſteine und Befeſtigungen entdeckt, die Neſtor wahrſcheinlich nicht kannte, und denn mehrere, wie ſchon die noch kenntlichen Aufſchriften angeben, bis ins XI ja über das XI Jahrhundert reichen. Dahin gehören z. B. die Ruinen von der alten Stadt Bulmer am Tſcheremſchan im Kaſaniſchen; die Ueberbleibſel von Bolgaro, die Peter der I. vor dem völligen Untergang hat ſichern laſſen, und die Pallas und andre beſchrieben haben; andre Ueberbleibſel am Terek, an der Wolga, Kuma u. ſ. w. zu geſchweigen, woraus denn aber freylich *für die Geſchichte* nicht immer viel zu lernen iſt. Auch iſt gerade nicht allein den Mongolen die Zerſtörung alter Denkmähler zur Laſt zu legen: ſondern die Ruſſen bey ihren Verwüſtungen in den Königreichen Sibir, Kaſan u. ſ. w., haben keine beſſere Schonung gegen die Reſte des Alterthums bewieſen. Die franzöſiſche Schreibart des Vfs. iſt correct und angenehm; nur: *„ſe debarraſſer des langes“ „de la ſuperſtition la plus groſſiere du paganiſme“* möchten wir nicht *garantiren*.

Philosophie. *Bückeburg*, b. d. Hofbuchdr. Althaus: *Gedanken über das Daſeyn Gottes, Auferſtehung und Unſterblichkeit*, entworfen von Hrn. D. *Heidſiek*; an deſſen 77ſten Geburtstage auf beſondres Verlangen zum Druck befördert. 24 S. 8. Wenn ein Greis mit ſo geſetztem Muthe hinüberblickt in das Land, das er nun bald betreten ſoll, wenn er, indem er Abſchied nimmt, die groſsen Wahrheiten, die ihn auch ſchon dieſs Erdenleben kennen lehrte, noch einmal in ihrem ganzen Lichte, worin ſie die Vernunft und eine, vernunftmäſsig ausgelegte, Offenbarung zeigt, vor ſeinem, noch immer regen noch immer forſchenden Geiſte vorübergehen läſst, wenn er ſich dabey ſelbſt gegen andersgeſinnte mit der rührenden Herzlichkeit, wie hier, erklärt, und dann, indem er ſein Haupt niederlegt zum letzten langen Schlummer, mit der fühlbaren Zuverſicht noch ausruft: *Sieh ich gleich, doch werd' ich leben: Meine Seele ſtirbet nicht*: — da kann man dieſs Schauſpiel nicht anders als unter unwiderſtehlichen Ahndungen einer Fortdauer nach dem Tode mit anſehen. In einer ungekünſtelten, flieſsenden, aber doch noch Wirme athmenden, Schreibart wird zuerſt der Beweis für Gottes Daſeyn aus Röm. 1, 19, 20 geführt, und gezeigt, daſs es gerade immer die groſsten und vortreflichſten Männer geweſen ſeyen, welche *Schriftwahrheiten der Vernunft anzupaſſen*, und durch die Uebereinſtimmung beider unſere Ueberzeugungen zu begründen ſuchten (S. 1 — 14) Aus Gottes Daſeyn, Gottes Eigenſchaften und der Natur des Menſchen wird die Unſterblichkeit des letztern ſo gefolgert, daſs dabey beſtändige Rückſicht auf die beſondern Modificationen genommen iſt, welche dieſe Lehre durch die Offenbarung erhalten hat.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. Auguſt 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Buiſſon: *Memoires ſecrètes et critiques des Cours, des Gouvernements et des Moeurs, des principaux Etats de l' Italie.* Par *Joſeph Gorani* citoyen françois. etc.

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Geheime und kritiſche Nachrichten von Italien, nebſt einem Gemälde der Höfe, Regierungen und Sitten der vornehmſten Staaten dieſes Landes.* Von *Joſeph Gorani*, franzöſiſchem Bürger u. ſ. w.

CÖLLN, b. Hammer: *Joſeph Gorani's* franzöſiſchem Bürgers, *geheime und kritiſche Nachrichten von den Höfen, Regierungen und Sitten der wichtigſten Staaten in Italien.* u. ſ. w.

(Fortſetzung der im vorigen Stücke abgebrochnen Recenſion.)

Zweyter Theil. Rom und der Kirchenſtaat. Was in dieſem Theil über die Regierungsform überhaupt, über den ſchändlichen Miſsbrauch der hierarchiſchen Gewalt, den Deſpotismus der päbſtlichen Kammer und ihrer Monopole, über die ſtrafbare Schwäche der Polizey, die traurige Zerrüttung aller Gewerbe und den tiefen Verfall des ganzen Landes, ſo wie über die Eitelkeit, Ruhmſucht, Verſchwendung und den Nepotismus Pius VI. und endlich über die glänzenden Armſeligkeiten und kindiſchen Gaukelſpiele, wodurch das Volk in einer fortdaurenden Betäubung erhalten wird, geſagt iſt, ſtimmt, wie man leicht denken kann, in den gerechten Tadel, aller vernünftigen Reiſenden. Zur Vermeidung von Wiederholungen ſolcher längſt bekannten Dinge, übergeht Rec. die Abſchnitte, die dieſe Gegenſtände betreffen. — *Civita vecchia.* Um die Wiederherſtellung und Verbeſſerung dieſes, von Trajan geſtifteten Hafens, haben ſich die Päbſte *Paul III Urban VIII, Clemens XIII* und *Alexander VII.* Verdienſte erworben. Der Handel iſt nicht beträchtlich und die räuberiſchen Klöſter haben die Reichthümer allein. Die Beſatzung beſtand aus 560 ſchlecht montirten und undiſciplinirter Soldaten. Die Galeeren- und türkiſchen Sklaven werden leidlich gehalten und treiben ſogar einen kleinen Handel; ein Vortheil, der ſogar den wirklichen Verbrechern zugeſtanden wird. — *Rom.* Sonderbarkeiten des bekannten engliſchen Banquiers und Kunſthändlers *Jenkins.* Den Verkauf der Stücke, begleitet er mit pathetiſchen Standreden über deren Schönheit, und zwingt ſich zu Thränen, wenn er für baares Geld, ſich davon trennt. *Pius VI.* iſt der Sohn eines armen Edelmanns von Ceſena. Als Jüngling ward ihm, wegen Unfähigkeit, ſogar ein ſchlechtes Canonicat, darum er bat, abgeſchlagen. Der Kardinal *Ruffo*, ein Freund von ſchönen Jünglingen, verſchaffte ihm eine Pfründe an der Peterskirche und ſeine Freundin, die Maitreſſe des K. Rezzonico, beförderte ihn zum Groſsſchatzmeiſter. Als Clemens XIV. ihm den Kardinalshut verlieh, begleitete er das Geſchenk mit einer bittern Bemerkung, welche auf *Braschi's* vormalige Verwaltung des Schatzes Beziehung hatte. — *G.* widerſpricht einer doch ſo ziemlich notoriſchen Thatſache, der Vergiftung des edlen *Ganganelli*, den er übrigens ſehr richtig ſchildert. Seine durch die Furcht vor den Jeſuiten zerrüttete Phantaſie, ſagt er, habe den Tod dieſes Pabſtes befördert. — Die verſchiednen Klaſſen der Römer von allen Ständen zeichnet der Vf. ſehr wahr und charakteriſtiſch. Er ſpricht, als philoſophiſcher Beobachter, dem Volk gute Anlagen zu einem beſtimmten Charakter, nicht ſo ganz ab, wie viele unſerer neuen Reiſebeſchreiber thaten: aber welche Pflanze kann auf dieſen dürren Boden gedeihen? das geſellige Leben und die *Converſazioni* der Vornehmen, dieſen Aufenthalt des ſteifen Ceremoniels und der Langenweile, ſchildert er treffend, aber auch das ſind längſt bekannte Dinge. Neuer und intereſſanter iſt die aufgeſtellte Reihe von Kardinälen und Staatsmännern, welche nach dem Leben gezeichnet ſind. Im ſonderbaren Contraſt ſtehen, in dieſer Ausſtellung von charakteriſtiſchen Gemälden, achtungswürdige Männer von aufgeklärtem Geiſt, ächter Gelehrſamkeit, und Herzensgüte, neben plumpen Schwachköpfen, cyniſchen Wollüſtlingen, eigennützigen Heuchlern und ſtolzen Verſchwendern. Zu den erſtern gehört vorzüglich der edle ſpaniſche Geſandte R. *von Azara*, der ſardiniſche Geſandte Gr. *Rivera*, die Kardinäle *Alex. Albani* (der letzt verſtorbene) *Negroni*, *Bernis*, *Corſini*, *Busca*, *Palotta*, *Gius*, *Doria*, der Senator Prinz *Rezzonico*; der Prälat *Stay*. In der letztgenannten Reihe, werden die Leſer die Subjecte leicht ſelbſt finden. Von den beiden lieben Neffen des Pabſtes iſt beſonders der Herzog *Braſchi Oneſti* wegen des ſeltnen Grades der Unwiſſenheit berüchtigt. Auch von unſerm berühmten *Mengs* von dem Antiquar *Aldovrandi*, dem jetzt verſtorbenen Mathematiker Peter *Jaquier*, dem verſtorbenen Auditor *Taruffi* u. a. findet man manches Denkwürdige geſagt. — Die Fabrik der *Aqua Tofana* iſt jetzt von Neapel nach Perugia im Kirchenſtaat (!) verlegt. — In dem Jeſuiten-Collegium leben 100 Exjeſuiten. Stirbt einer, ſo ernennt der Pabſt an deſſen Stelle einen andern. Auf Begehren der ruſſiſchen Kaiſerin, welche im Scherz geſagt haben ſoll, „ſie unterhalte dieſe ausländiſchen Pflanzen in ihren botaniſchen Gärten, um denen, die es verlangten, Samen geben

zu können," ist dieses Institut vom Pabst bestätiget. — Der K. von Schweden liefs seine Zusammenkunft mit dem Pabst im Museo clementino, den G. beschreibt, durch einen berühmten französischen Geschichtsmaler *Gagneroux* malen, und der Pabst behielt eine Copie davon. Der König mufste, bey seiner Popularität, von gemeinen Römern, manche derbe Erinnerung, wegen seiner kostbaren und unnützen Reise hören, und die Correspondenz des Pasquino und Marforio war auch bey dieser Gelegenheit nicht unthätig. — Eine noch wenig bekannte, am päbstlichen Hofe aber wichtige Person, *Stephan Brandi*, ein schlauer Kammerdiener des Pabstes und sein Liebling, kommt hier auch vor. — Die erzählten Prellereyen, die der junge Graf *Fries* von den römischen Brocanteurs erfuhr, sind alltägliche Vorfälle in Rom, welche besonders den reichen und unwissenden Engländern oft begegnen. — Dafs der Sixtinische Schatz in der Engelsburg von Pius VI. *ganz* ausgeleert sey, wie der Vf. behauptet, läfst sich nicht mit Gewifsheit sagen; aber zur Hälfte verschwendet ist er wohl gewifs. — Den Proceſs *Cagliostro's* und seine Verdammung zum lebenslänglichen Gefängniſs, erklärt der Vf. für Verletzung der Hospitalität und für despotischen Eingriff in Gesetze und Völkerrechte, wodurch die römische Inquisition sich geschändet hat. C. schmachtet jetzt in einen dunkeln Loch, das nur oben eine Oefnung hat, durch welche man Speise hinabläfst. man bekümmert sich übrigens um die Unglücklichen, die diese abscheuliche Strafe leiden, nicht weiter, und erfährt ihren Tod erst dann, wenn der Korb mit dem Essen mehrere Tage hintereinander, von dem Gefangenen unberührt, wieder heraufgezogen wird. — Die Capitel über die Annona, über die Lehnsgüter der apostolischen Kammer und deren scheinbare Verpachtung, geben merkwürdige Aufschlüsse über die Staatsplünderungen; wodurch die begünstigten Grofsen sich bereichern, und von dem Gouvernement geflissentlich veranlafst und befördert werden. Die Abkömmlinge der Päbste gewinnen am meisten bey diesem Raube, und die entfernte Aussicht, sich dieser Quelle des Reichthums zu nähern, ist die Ursache, warum die Römer sich zu den geistlichen Orden drängen. — Die Herzogin *Bracciano*, wegen ihres scharfsinnigen und treffenden Urtheils und ihrer Kenntnisse geachtet, sagte als Pius VI. Pabst ward: „über diese Wahl mag sich freuen, „wer eine schöne Figur hat." (es ist bekannt, dafs Pius schöne Männer besonders schätzt.) „Grobe Mifsgriffe „werden unter dieser Regierung geschehen, Plünderun„gen werden sie bezeichnen." Ihr Urtheil über Pius Reise nach Wien endigte mit den Worten: „der Fürst „Kaunitz wird ihm zeigen, was am Ende des 18 Jahr „hunderts ein Pabst gilt." — Das Sittenverderben hat besonders unter den Grofsen in Rom den höchsten Grad der Schändlichkeit erreicht: eines der unnatürlichsten Laster, heifst deswegen *die adeliche Sünde*, besser, die Sünde des römischen Adels. Die neuern Antinous richten dort, wie anderswo Thaliens Priesterinnen, viele Familien zu Grunde. Die Vornehmen machen gegen Fremde kein Heel aus ihrer Lieblingssünde. G. wohnte der Toilette eines jungen schönen Kastraten bey, der von einer Versammlung von Prälaten bedient ward, die sich wetteifernd ihm zu gefallen bemüheten. Bey Gelegenheit der Bemerkungen des Vf. über die Entstehung der Hierarchie, wird Rom und der vornehme Clerus daselbst als der Mittelpunkt der Hauptpersonen, die in den verschiednen Theilen von Frankreich versuchten Gegenrevolutionen angegeben. — Das Haus der Sign. *Maria Pezzelli*, einer gelehrten Pedantin, ist der Versammlungsort der römischen Gelehrten. Gewöhnlich trift man aber nur schulgerechte Pedanten, bey den hochgelahrten Disputierübungen, worin die Frau vom Hause präsidirt, und wo Gegenstände der Kunst, Literatur und Politik jämmerlich gemifshandelt werden. Unter dem Haufen dieser Pedanten und schönen Geister zeichnen sich aber die Namen *Arteaga*, Vf. der von Hn. Dr. *Forkel* kritisch übersetzten Geschichte der italienischen Oper, die Abbaten *Hay* und *Seraffi* und Prälat *Borgia* rühmlichst aus. Von dem letztern, jetzigen Kardinal *Borgia*, einem Mann von hellem Kopf spricht der Vf. nur einmal und im Vorbeygehen. — In einem Capuciner Kloster in Rom, lebte ein 90 jähriger Perſianer, vormals Scharfmeister seines Kaisers, welcher aus eigrem Triebe von Ispahan mit der dortigen Mission nach Rom kam, und hier viele Jahre, ohne seine Religion zu verändern im Ordenskleide lebte. Ein seltnes Beyspiel der Duldung des Pabstes. Der Pensionär starb 1787. — Eine sonderbare Vermuthung wird über die Entstehung der Katakomben geäufsert; dafs sie nemlich, zu Belagerungszeiten angelegte Gänge waren, um die Communication aufser der Stadt zu erhalten. Natürlicher und wahrscheinlicher ist es, sie für Steinbrüche und Erdgruben zu halten, aus welchen zum Bau der Stadt Materialien genommen wurden, eine Meynung der der Vf. bey den Katakomben in Neapel auch beytritt. — Das Volk in Rom war von dem Gange der französischen Revolution sehr unterrichtet, und äufserte, dafs die Priester ihnen diese Begebenheiten entweder ganz verheimlichten oder falsch vorstellten. Die Revolutionsdemonstrationen, die G. einem Fischhändler am Markt hielt, bedürften wohl mancher unpartheyischen Berichtigung, und mögen seinem Zuhörer auch nur wenig verständlich gewesen seyn; denn diese Klasse ist äufserst roh und ungebildet. — Die Zahl der in Rom wohnenden und bekanntlich so barbarisch behandelten Juden wird hier, zu hoch, auf 16000 angegeben. Aus den sichersten Quellen erfuhr Rec. vor 10 Jahren in Rom, dafs nur etwa 10000 Juden hier lebten. Die Archive des *Ghette* oder Judenquartiers stehen bey ihren auswärtigen Glaubensgenossen, wegen ihrer wichtigen Manuscripte in grofsen Ansehen. — Die Volksmenge in Rom beträgt 180.000 und die des ganzen Kirchenstaates zwey Millionen, wovon beynahe der vierte Theil dem ehelosen Stande angehört. — Der Abschnitt, die Staatseinkünfte und Schulden, und öffentliche Ausgaben betreffend, enthält blofs allgemeine Resultate. Die Einkünfte des päbstlichen Stuhls schätzt der Vf. nach den vielen neuen Veränderungen jetzt, auf 12 Millionen franz. Livres. Die Staatsschulden von 61 Mill. römische Thaler, sollen von Pius VI. noch mit 26 Mill. vermehrt seyn. Die

bewaffnete geringe Macht zu Lande und zur See kostet 431.935 röm. Thaler, die päbstliche Hofhaltung, nach dem öffentlichen Anschlag 164.396 Thaler aber insgeheim wird wenigstens noch einmal soviel verbraucht. Für Minister und Sänger wird 7057 Thlr. und für Jahrgelder der Kardinäle 38.441 Thlr. berechnet. Die Nuntiaturen an auswärtigen Höfen kosten 24.254 Thaler. — Die römische Inquisition ist in neuern Zeiten durchaus unschädlich und milde: nur in Ansehung der Behandlung Cagliostro's leidet dieses Zeugnifs des Vf. eine Ausnahme. Das Tribunal der Rota und die Richter desselben erwarben sich die Achtung unsers Vf. Sehr epitomatorisch sind die Bemerkungen und Nachrichten über die zum Kirchenstaat gehörigen Provinzen. — In der Campagna di Roma sind, auf Veranstaltung der, für das gemeine Wohl thätigen Familie *Odeschalchi* mehrere Papiermühlen und Eisenhammer seit kurzem angelegt. — In dem Abschnitt über *Bologna* wird der verrätherische Entwurf des Kardinal *Buoncompagno* berührt, welcher die Zerstörung der vom päbstlichen Stuhl noch ziemlich unabhängige Verfassung dieses Staats, — die Herabwürdigung desselben unter das Sklavenjoch der übrigen päbstlichen Provinzen zur Absicht hatte, dessen Ausführung sich aber das Volk mit Nachdruck widersetzte. Hier fand der Vf. die meisten Anhänger der franz. Revolution, und selbst unter den Senatoren von den ältesten Familien, viel Interesse, sich nach den Fortgang derselben zu erkundigen.

Dritter Theil. Lucca, ein Theil von *Toscana*, *Modena*, *Parma*, *Genua*. Bey den Klagen des Vf. über die schlecht unterhaltnen päbstlichen Landstrafsen, erinnert sich auch der Rec. mit Verdrufs, dafs er auf der abscheulichen Strafse zwischen Rom und Siena, zweymal seinen Reisewagen zerbrach, und dabey den eigennützigen Mifshandlungen der Postmeister, Wirthe und Handwerker auf dieser grofsen aber unwirthbaren, Heerstrafse ausgesetzt war. — Die zur Beförderung der Handlung in *Siena* von Leopold ausgesetzten Prämien sind von seinem Sohn unter dem Vorwand der damit vorgegangnen Mifsbräuche wieder aufgehoben. Das Frauenzimmer in Siena zeichnet sich durch Schönheit und Verstand, und durch den bekannten Dialekt ihrer Sprache von den übrigen Italienerinnen vorzüglich aus. — *Lucca* hat viele reiche Einwohner, wovon man einige auf 20000 Thaler jährlicher Einkünfte schätzt. Mit der Quelle dieses Reichthums, dem Handel, beschäftigt sich auch der hohe Adel. Eine kalte bald ermüdende Höflichkeit begleitet die Hospitalität, womit sonst dem Fremden in diesen grofsen Häusern begegnet wird: die kleine Republik ist im Stande, innerhalb wenig Tagen eine bewaffnete Macht von 40000 Mann zu stellen. Für 25000 Mann liefert allein das Arsenal Waffen, und in den Privathäusern werden viele Waffen aufbehalten. Der Senat unterhält 15000 Mann. Bey den in mehrerer Rücksicht vernünftigen Maximen des republikanischen Gouvernements, steht seine Religionsintoleranz und die ängstliche Anhänglichkeit an dem päbstlichen Stuhl, welche hier vielleicht noch gröfser ist als selbst in Spanien und Portugall, im Contrast. Auch ist die öffentliche Erziehung äufserst vernachläfsiget. Dagegen wird die Justiz musterhaft verwaltet, und die Unbestechlichkeit der Richter von dem *Disco - Cato* strenge bewacht. Diese Untersuchungs-Commission, über das Betragen der Bürger in kirchlicher sowohl als bürgerlicher Hinsicht, eine öffentliche Sittencensur und Inquisition, macht die Lukkeser zu Sklaven der Polizey: denn sie bringt Mifstrauen und Furcht in das Innere der Familien. Von einer andern Seite mag sie zur Erhaltung bürgerlicher Ruhe und Sicherheit des Staats mitwirken, und die Bedrückung des Bürgers durch den Adel hindern, von welcher Seite sie mit der venetianischen Staatsinquisition in ihrer Wirkung Aehnlichkeit hat. Die Aristokraten in Lucca zeichnen sich durch Achtung der niedern Bürgerklassen, denen sie durch Handlungsgeschäfte näher gebracht werden, aus. — Ein schönes Beyspiel väterlicher Sorge des Staats für seine Bürger, sind die Einrichtungen der öffentlichen Vorrathshäuser aller Arten von Lebensmitteln. Diese trefflichen, schon vorlängst gestifteten, Anstalten werden mit gröfster Sorgsamkeit und Ehrlichkeit verwaltet. Gleichheit der Preise der Lebensmittel wird dadurch erhalten; einer Hungersnoth vorgebeugt; der Ruin der Familien, welche durch Miswachs, Hagelschlag, Ueberschwemmung, u. dgl. litten, gehindert; die Thätigkeit des Bürgers fürs gemeine Wohl gehoben und allgemeine Wohlhabenheit befördert. Eilftausend Stadtbürgern, deren Ländereyen durch einen Hagelschlag gelitten hatten, wurde damals, ohne von Privatwohlthätigkeit unterstützt zu seyn, von dem Staat selbst auf diese Weise geholfen. Bis auf die Ausfuhr des Korns, welches der Staat zur Versorgung der Magazine braucht, wovon er im Lande selbst nicht soviel findet als er braucht, ist jeder andere Handel frey. Die Zölle sind mafsig, und gleich unter allen Ständen. Durch ansehnliche Summen unterstützt der Staat die Gewerbe und Fabrikenanlagen. Dem vollkommnen Flor des Handels fehlt nichts als ein Seehafen, dessen mögliche Anlegung aber, von den mächtigen Nachbaren gehindert wird. — Auffallend ist in Lucca die Ungleichheit der Ehen in Rücksicht des Alters der Verehlichten, wodurch der Cicisbeat befördert wird. — Die grofse Bevölkerung und Fruchtbarkeit, der sorgfältige Anbau und die Benutzung jedes Fleckens Landes des Gebiets von Lucca ist bekannt genug. Unvergefslich bleibt dem Rec. *dieser* Anblick ohne Gleichen, als er kurz vor der Erndte die gesegnete Gegend um Lucca bereiste! — Oel führt der Staat am meisten aus, etwa 40000 Barilen im Jahr. Der Betrag dieses Handels ist 1,700,000 franz. Livres. — Die Regierungsform von Lucca und die Verwaltung der verschiednen Magistraturen, ist von dem Vf. gut auseinandergesetzt und die speciellen Bemerkungen darüber, so wie über die Finanzeinrichtungen, sind aus authentischen Quellen geschöpft. — Es war damals eine Commission niedergesetzt, um ein neues und zweckmafsigeres Gesetzbuch zu entwerfen. Der National-Charakter des Volks ist gutartig; eigentliche Verbrechen werden nur selten begangen. — In Ansehung der Contributionen, besitzt die Regierung die Kunst, das Volk in einer Täu-

ſchung zu erhalten, damit es die Laſten, welche es wirklich trägt, nicht empfindet, wobey die Adminiſtrationen der Finanzen vortreflich iſt. Die geringen Staatsausgaben ſtehen mit den Landeseinkünften von 1,300000 Liv. in keinem Verhältniſs, und der Vf wirft deswegen mit Recht die Frage auf: warum der Staat denn jene geheime Bedrückung durch unnöthige Abgaben übe? — Zwey intereſſante Geſchichten, die, eines jungen Florentiners und eines Mönchs, von ſehr verſchiedenem Charakter ſind hier eingeſchoben. —

Livorno. Die berühmte Mobilien-, Kunſt-, und Naturalien-Niederlage des Kaufmanns *Mienli* daſelbſt. In dieſem Magazin des Luxus und Geſchmacks pflegte der ſonſt ſo ſparſame Leopold, bey ſeinem jährlichen Beſuche, an 12000 Zechinen anzulegen. — Das Zollſyſtem ward von Leopold unaufhörlich verändert. Man arbeitete damals an einem neuen Plan dazu, und das war unter L. Regierung der ſechs und vierzigſte. Der Betrag der Zölle ſteigt nach des Vf. Berechnung jährlich auf 2,300,000 Liv. — Die Polizey iſt in Livorno wachſam, aber der ſanfte Charakter der Nation ſelbſt, befördert die innere Ruhe und Sicherheit in den toskaniſchen Städten. — Etwas oberflächlich ſind die Bemerkungen über den Handel von Livorno. Der Vf. nimmt dabey die geſuchte Gelegenheit gegen den Handlungsgeiſt der öſterreichiſchen Regenten ſeine gewohnten Waffen zu ergreifen, wobey er, ohne philoſophiſch unterſcheidenden Blick, den perſönlichen Tadel häuft, welchen er über jedes Glied des bourboniſchen und öſterreichiſchen Hauſes auszugieſſen pflegt. — Uebrigens ertheilt er auch in Rückſicht auf Livorno der Regierungsform von Toskana das ihr mit hohem Recht gebührende Lob. — Die Bevölkerung von Livorno wird, Fremde, Seeleute und Reiſende ungerechnet, auf 58000 Menſchen angegeben. Im J. 1764 betrug die Zahl der Juden 7000, im J. 1772 war ſie auf 13000, im J. 1781. auf 15000 und im J. 1789. auf 18000 geſtiegen. Dieſe Berechnung iſt überhaupt, und für das Jahr 1781 wenigſtens, zu hoch angegeben: denn im Jahr 1783 betrug die Zahl der Juden zwiſchen 10 bis 11000. — Daſs in einem gleichen Verhältniſs ſich die Proteſtanten daſelbſt vermehrt haben, iſt wohl auch zu viel behauptet. Die jüdiſchen Familien gehören zu den reichſten in der Stadt. Die Ländereyen, welche ſie beſitzen, ſind ſehr gut angebauet. In ihren Häuſern herrſcht Gaſtfreyheit, Reinlichkeit, Wohlſtand und Liberalität: denn ſie ſind frey, ungedruckt, haben Theil an einigen öffentlichen Verwaltungen: ſie leben hier glücklicher und beſſer als in Holland und England. Gleiche Rechte und Freyheiten genieſsen die Proteſtanten. — „Wenn er nur den Landesgeſetzen gehorcht," antwortete der aufgeklärte Landesfürſt dem Gouverneur, auf die Erkundigung: ob ſich ein Genoſſe der Mähriſchen Brüder daſelbſt niederlaſſen könne? — Die Mahomedaner haben keine Moſchee, wie einige Reiſende fälſchlich behaupten, ſondern nur Privatreligionsübung, und ein Stück Landes um ihre Todten zu begraben. Es würde ihnen jedoch vielleicht nicht ſchwer werden, auch öffentliche Religionsübungen zu erhalten, wenn ſie ſich entſchlieſsen könnten, ſich ſelbſt ein Bethaus zu bauen und ihre Religionsdiener zu unterhalten. Aber ihr Aufenthalt in Livorno iſt nur kurz und kein Mahomedaner hat ein feſtes Etabliſſement daſelbſt. Ungeachtet dieſer allgemeinen Toleranz des Regenten, iſt das Volk ſehr bigott und beſonders geneigt, die Juden zu inſultiren, welches ſchon oft zur Störung der öffentlichen Ruhe Anlaſs gab. Die von dem G. H. eingeführte beſte Volkserziehung wird dieſem Uebel entgegen wirken. — Ausführlich beſchrieben iſt die vortrefliche Einrichtung des Quarantainehauſes oder Lazarets, welche ihres gleichen in dieſer Vollkommenheit des Innern nicht hat. Alle Vorſorge der aufgeklärteſten Humanität iſt hier vereint. Miſsbräuche und Vernachläſſigungen ſind, der über alles Lob erhabenen Einrichtung und Verwaltung, unzugänglich. — Die verſchiedenen Begräbniſsplätze auſser der Stadt ſind ſehenswürdig. Der Platz der Holländer und Hamburger, iſt zum Frucht- und Küchengarten eingerichtet und mit Citronen und Orangenbäumen eingezäunt. Auf dem Platz der Engländer ſieht man koſtbare Grabmale. Beſonders prächtig und prahleriſch, iſt das Monument des vormaligen engliſchen Conſuls *Dick.* Die rührende Geſchichte eines unglücklichen Opfers der Intriguen eines fremden Hofes, zu deſſen Verderben dieſer verächtliche Menſch mitwirkte, wird bey dieſer Gelegenheit erzählt.

(Der Beſchluſs folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Altona*, b. Hammerich: *Verſuch einer Analytik des Gefühlsvermögens*, von *Georg Auguſt Flemming*. 1793. 72 S. 8. Der Vf. fand die bisherigen Theorien des Gefühlsvermögens nicht befriedigend, im Gegentheil *myſteriös*, und entſchloſs ſich daher, nach einer hinlänglich geprüften Unterſuchung, etwas klärers hierüber ans Licht zu geben! Nachdem er zuerſt das Denkende und Empfindende am Menſchen unterſchieden, jedoch aber beides wieder als in *einer* Vorſtellkraft verbunden betrachtet hat: ſo geht er zur Erklärung *des Gefühls* über, und verſteht darunter: *diejenige Vorſtellung, welche durch ein Afficirtwerden des innern Sinnes vermöge des Einbildungsvermögens entſteht, indem dieſe das Verhältniſs des vorgeſtellten Objects in Beziehung auf das Subject darſtellt.* Die, in der That ſcharfſinnige, Zergliederung dieſer Definition, welche Rec. dem eigenem Nachleſen empfehlen muſs, weil bey einer ſo kleinen Schrift ein Auszug ganz zweckwidrig ſeyn würde, lauft fort bis S. 24., und dann wird gezeigt, wie unzertrennlich *Luſt und Unluſt*, ob ſie gleich dem Gefühle nicht weſentlich angehören, dennoch mit demſelben verbunden ſeyen. Ganz richtig werden nun die thieriſchen Gefühle von den edleren geiſtigen unterſchieden, die Merkmale der Sympathie angegeben, und S. 37. wird dem Gefühle der Name eines Verſtandesgefühls beygelegt, wenn das Verhältniſs zu dem, auſser dem Subject befindlichen, Objecte ſich bloſs auf eigene Selbſtthätigkeit, mithin auf das Anſchauen der beförderten oder gehinderten Thätigkeit des Verſtandes gründet. *Die Luſt* bezieht ſich im Verſtandesgefühle auf die fortſchreitende oder erweiterte Selbſtthätigkeit, folglich auf eine Realität, *die Unluſt* auf eine, im Gefühl angeſchaute, Negation. (S. 41.) Aus dem bisherigen werden in der Folge Reſultate gezogen für das Aeſthetiſche Gefühl, für das Schöne, Mathematiſch- und Dynamiſcherhabene, endlich wird das moraliſche Gefühl ſcharf, und ganz im Geiſte der kritiſchen Philoſophie beſtimmt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. August 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Buisson: *Memoires secrets et critiques des Cours, des sociétes Gouvernements et des Moeurs, des principaux Etat de l'Italie.* Par *Joseph Gorani*, citoyen françois. etc.

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Geheime und kritische Nachrichten von Italien, nebst einem Gemälde der Höfe, Regierungen und Städte der vornehmsten Staaten dieses Landes.* Von *Joseph Gorani*, französischen Bürger etc.

CÖLLN, b. Pet. Hammer: *Joseph Gorani's*, französischen Bürgers, *geheime und kritische Nachrichten von den Höfen, Regierungen und Sitten der wichtigsten Staaten in Italien.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Modena. Züge aus der Geschichte des vorigen Herzogs Ferdinand III. und specielle Nachrichten von einigen merkwürdigen Gelehrten, besonders von dem (nun verstorbenen) Abbaten *Tiraboschi*, unter dessen Aufsicht die wohlgeordnete herzogliche Bibliothek steht. — Wenn man die in Geitz ausartende Sparsamkeit des jetzigen Herzogs ausnimmt, wovon höchst lächerliche Anekdoten erzählt werden, zeichnet sich dieser Fürst durch vorzügliche Eigenschaften des Geistes und Herzens aus. Schon mehrere Jahre vor der Revolution in Frankreich äufserte er dem Vf., dafs eine drohende Krisis unvermeidlich und diese schrecklich seyn, und eine gänzliche Zerrüttung des Reichs nach sich ziehen werde. „Die Erzählungen der Thorheiten des fran„zösischen Hofes," setzte er hinzu, „sind traurig zu hö„ren. Ich bin überzeugt, dafs sein Betragen die schöne „Monarchie in den Abgrund des Verderbens stürzen „wird. Ordnung und Sparsamkeit kann manchem Uebel „vorbeugen und es verbessern: durch sie lassen sich, sonst „unerschwingliche Dinge ausführen: so ein unvernünf„tiges Betragen aber zerstört die am besten organisirten „Staaten, und führt eine Reihe von Begebenheiten her„bey, die man für unmöglich hielt, und sich sonst nicht „würden zugetragen haben." — Ein sehr vernünftiges wahres und ungekünsteltes Raisonnement! Von der gesunden Urtheilskraft dieses Fürsten zeugten auch seine Aeufserungen über andre europäische Staaten. — Die Viehzucht ist im Lande vortrefflich: den Handel mit Hornvieh berechnet der Vf. allein jährlich auf 1,500,000 Liv. — Nach einem neuen Catastro, sind die Landesabgaben von dem jetzigen Herzog nach gerechtem und gleichem Verhältnifs vertheilt; folglich ist dadurch die Last der geringern Klassen vermindert. Die Finanzen sind jetzt auf einen viel solidern Fufs als unter dem vorigen Herzog. Das Feudalsystem anzugreifen, fehlt es dem Regenten an Muth. Auch ist dieses im Ganzen weniger drückend als in Unteritalien; denn der Adel von Modena zeichnet sich durch Milde und Billigkeit aus, obgleich die aristokratische Verfassung die Volksbedrückungen begünstiget. — Die Kornausfuhr ist ohne Noth beschränkt, da das Land viel mehr Getraide bringt als im Lande consumirt wird. Dafs so manche Monopolien Generalpachtungen u. dgl. dem freyen Erwerb der Unterthanen noch Fesseln anlegen dürfen, lafst sich bey diesem sonst guten und gerechten Regenten nicht erklären. — Die Einkünfte des Herzogs betragen 300,000 Zechinen, wovon er jährlich 100,000 Zechinen erspart und in sichre Fonds anlegt. — Der Geitz des Herzogs steht manchem Guten und Nützlichen im Wege, wozu es den Regenten weder an Einsicht noch an Selbstständigkeit fehlt. — Die mit der Verschwendung des vorigen Regenten so sehr abstechende Sparsamkeit des jetzigen Hofes, und der dadurch plötzlich gehemmte Geldumlauf, ist eine Haupturfache der Verarmung vieler Familien und der häufigen Betteley. — Modena. Die Sign. *Marini*, seit dreyfsig Jahren eine dem Lande unschädliche Freundin des Herzogs, geniefst eine jährliche Pension von *dreyhundert Zechinen*. Der March. von Scandiano, des H. natürlicher Sohn, lebt eben so beschränkt. — Bey der vordem berühmten Sängerin *Banasini*, der Aspasia von Modena, sieht man die besten Gesellschaften, welche sie durch ihre Liebenswürdigkeit, ihren Geist und ihre Kenntnisse an sich ziehet: Eigenschaften, die ihr im reichlichern Mafse, als den beiden ersten Ministern des Herzogs, wovon man hier eine lebendige Schilderung findet, verliehen sind. — Das Militär ist reducirt, und besteht jetzt nur aus einen gut montirten und exercirten Regiment Garde. — Der Einfluss der Hierarchen ist in Modena untergeordnet. Die Bevölkerung wird auf 361000 geschätzt. — In dem bekannten Ton der Briefe Gorani's an gekrönte Häupter, gibt er, wiewohl etwas gemäfsigter, auch diesem Fürsten seinen guten Rath, in Ansehung der Wiedereinsetzung seiner Unterthanen in ihre ursprünglichen Menschenrechte, Wiederherstellung der vollkommensten Gleichheit u. dgl.

Parma. Gemälde des regierenden Herzogs — des sehr unfolgsamen Zöglings der hohen Lehren eines *Condillacs* und *Keralio* (!) — Die Finanzen sind so sehr im Verfall, dafs das Deficit der Hofausgaben allein, jährlich 160,000 Liv. beträgt, und man im Lande selbst behauptet, die Schuldenlast übersteige den Werth des gan-

zen Landes (!). — Die Herzogin von Parma ist eine Schwester der unglücklichen Königin von Frankreich und der von Neapel; — wie sollte sie der scharfen Censur des Vfs. und seiner Liebhaberey für schmutzige Caricaturen entgehen? — Herrliches Land von Lodi, durch höchsten Reichthum des Bodens und durch Arbeitsfleifs seiner Bewohner gesegnet, ungeachtet diese unter den Druck der härtesten Abgaben und Verordnungen seufzen. — Das Räubernest *Retegno* besuchte der Vf. einigemal. Der Ort ist von Mailand und Parma zugleich abhängig und hat etwa 800, in zwey Klassen getheilte, Bewohner, wovon die eine, das elende Gewerbe active treibt, und die zweyte den Raub zu Gelde macht u. s. w. Letztere hat zu diesem Behuf, Comptoire, Commis, Mäkler und auswärtige Geschäftsträger. Das Recht der Gastfreundschaft wird jedoch von dieser Horde in ihrer Stadt nicht beleidigt, auch machen sie sich keines Mordes und anderer Gewaltthätigkeiten schuldig. Die gröfsten Städte Italiens sind die Tummelplätze ihrer Emissairs, welche die Effecten nach Retegno, dem Stapelplatz, versenden. Schon die Kinder werden früh in den Taschenspielerkünsten dieses Gewerbes methodisch unterrichtet. Die Bande hat ihre eigne Verfassung und Gesetze, und besänftiget — *sagt Gorani*, die Gewaltigen der benachbarten Staaten, durch reiche Gaben, um in ihrem Geschäftsfleifs nicht gestöhrt zu werden. Auch wüthen diese Herren — *sagt Gorani*, nur verstellterweise gegen ihre Vasallen, falls die Thätigkeit derselben etwa zu ruchtbar wird, züchtigen sie gelinde — und lassen sie wieder los.

Genua. Die Verläumdungen, womit dieser, gegen Frankreich freundschaftlichgesinnte, Freystaat, in den ältern Zeiten besonders, verfolgt wurde, werden von dem Vf. mit Nachdruck bestritten, und dem Aberglauben und der noch mit zu vielem Einfluss selbst in den Innersten der Familien herrschenden Priester-Caste, die Fehler zugeschrieben, welche der Verfassung etwa vorzuwerfen wären. Das von den Genuesern aufgestellte und mit factis aus der ältern und neuern Geschichte begleitete Gemälde, ist mit vielem Scharfsinn und guter Kenntnifs zusammengesetzt. Das Urtheil über den Nationalgeist ist mehrentheils unpartheyisch und treffend. — Allein ein blofser Auszug dieses Theils der Memoiren würde unzureichend seyn: man mufs ihn im Zusammenhange lesen. Bey einiger, von dem Vf. nicht zu verläugnender, Partheylichkeit für diese treue Freundin der französischen Nation, — deren kluges Benehmen in ihrer jetzigen kritischen Lage Lob verdient, — verschweigt er doch auch manche sichtbare und versteckte Staatsfehler nicht. Die zwischen Genua und Venedig gezogne Parallele, fällt mit Recht zum Nachtheil der letztern aus: doch möchte Rec. auch hierin den Vf. von aller Parteylichkeit nicht frey sprechen. — Die öffentlichen Anstalten der Hospitäler, Armen- und Waisenhäuser haben musterhafte Einrichtungen. — Verdientes Lob des gelehrten Exdoge *Lomellini*. — Befriedigender als die unvollständigen Nachrichten von der innern Staatsverfassung von Genua ist der historisch concentrirte Abschnitt über die Insel *Corsika*, welcher die Geschichte der Unruhen auf dieser Insel und eine Rüge des Despotismus, den die Genueser über diese ihre ehemalige und noch nicht verschmerzte Besitzung übten, enthält. Eines ähnlichen despotischen Drucks, macht die Republik sich fortdauernd in Ansehung des in ihrem Staat liegende Reichslehn *San Remo* schuldig. Dieser letzte Theil der Memoiren schliefst mit einer kurzen Nachricht von dem kleinen, aber durch eine weise und gelinde Regierung glücklichen, Fürstenthum *Monaco*.

Es bleibt dem Rec. noch übrig, ein Wort von den beiden, dem Titel nach oben angezeigten, Uebersetzungen dieses interessanten Werkes zu sagen. Beide Uebersetzer (von der in Kölln besorgten Verdeutschung hat Rec. bis jetzt nur den ersten Band und die Anzeige des herausgekommenen 2ten Bandes gesehen, haben dafür gesorgt, nebst einer vorangeschickten Schutzrede des Unternehmens selbst, die anstöfsigsten Stellen entweder ganz wegzulassen oder sie, ein jeder auf seine Manier, entweder mit Auslassungszeichen oder Anfangsbuchstaben der Namen u. dgl. zu maskiren, und hie und da die grellsten Farben, womit einige dieser Gemälde überladen sind, zu mildern. — Nicht eben dadurch, wohl aber durch Hinweglassung ganzer Abschnitte, die sich der zuerstgenannte Uebersetzer erlaubt hat, falls er nicht dazu genöthiget worden ist, ist *Goranis Werk* offenbar entstellt. — Was den Werth der beiden Verdeutschungen als solcher betrifft; so hat die Köllner Ausgabe allerdings einige Vorzüge in Rücksicht der Sprache (in welcher Rücksicht aber auch sie bey weiten nicht *fehlerfrey* ist) und mehrerer Vollständigkeit, vor der Leipziger, welche der Spuren der Uebereilung unzählige trägt, und eben so viel Lücken hat. Die Anmerkungen des Köllner Uebersetzers zum 1sten Theil sind von weniger Bedeutung: denn es kommt nach des Rec. unvorgreiflicher Einsicht bey Verschiedenheit der Meinungen nicht auf dictatorischen Widerspruch und witzelnde Repartien, sondern auf gründliche Widerlegung und Berichtigung an. Auch mufs dieser *scharfsinnige* Uebersetzer den Lesern wenig eignes Urtheil und Scharfsinn zugetraut haben, wenn er glaubte, mit manchen an sich selbst herrlich wäfsrigten Randglossen etwas Neues sagen, oder sie eines bessern belehren zu können.

PHILOSOPHIE.

BERLIN, b. Mylius: *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte.* Herausgegeben von *Karl Philipp Moritz*. Achter Band 1791. 368 S. Neunter Band, mitherausgegeben von *Salomon Maimon*. 1792. 395. S. 8.

Das Moritzische Magazin hat sich unleugbar um die Belebung des psychologischen Beobachtungsgeistes ein grofses Verdienst erworben, und wird sowohl als Sammlung von Beyspielen, als durch einige treffliche Beyträge zur Anatomie der dunklen Vorstellungen und des geheimen Zusammenhangs zwischen der äufsern und innern Natur, für den Psychologen immer seinen Werth behalten. Dem nunmehr verstorbnen Herausgeber selbst scheinen diese Arbeiten sehr geschadet zu haben: von

ihnen.

ihnen, dünkt uns, ward ihm unvermerkt die Luft zu künsteln und zu deuteln, und diejenige Unbestimmtheit eigen, welche in allen seinen letztern Schriften herrscht, und welche durch einen gewissen Anstrich von Neuheit und Wichtigkeit eben so, wie durch einen ziemlich melodischen Vortrag überaus täuschet. Auch in den gegenwärtigen Bänden finden sich viele Proben dieser Manier. Gleich der erste Aufsatz, der statt einer Vorrede dient, enthält eine Menge schönklingender, aber theils leerer, theils wirklich sinnloser und falscher Tiraden. „Die Geschichte der Menschheit von aufsen, heifst es „S. 3., und die Geschichte des menschlichen Geistes von „innen, müssen sich doch endlich auf einem Puncte be„gegnen, und die wunderbaren Phänomene anfangen „sich aufzuklären: wo das Denkende und Empfindende „sich selbst weniger fremde, mit sich selber vertrauter „und sich selber gesicherter wird. Das nun das Den„kende durch eine dünnere Scheidewand von einan„der abgesondert, sich in einander wiederfindet, so ist „die Wahrheitforschung auch ein gemeinschaftlicher An„theil der Sterblichen u. s. f." Aber etwas seltsameres, als seine Künsteleyen über Sprache in psychologischer Rücksicht, wird man nicht leicht finden. S. 104. „Was „im Gewande zusammen *fallt*, heifst *Falte* — dem Fall „ist *gleichsam* seine Grenze vorgeschrieben. — Ein Gan„zes faltet sich — es fällt zusammen, *gleichsam* mit dem „Vorbehalte, sich wieder auszudehnen, sobald es will — „das hemmende t am Ende gibt erst dem Worte sein „Gepräge. So schiefst der *Falk* auf seinen Raub. Der „Begriff des Fallens verbindet sich mit der Idee von „Kraft, die ihn beseelt, das k am Ende hemmt den Fall, „und setzt ihr in die Macht des aus der Luft herabschie„ssenden, Räubers, der davon seinen Namen führt. — „Was emporstehend und dennoch schwerfallend sich nie„dersenkt, heifst *Fels* — das *Feld* liegt da — der Fels „aber steht und steigt empor — das s am Ende hebt „*gleichsam* den Fall." Von eben dieser Manier sind die eingerückten Bruchstücke aus Anton Reiser, der anderswo beurtheilet, und wovon besonders das Fragment: die Leiden der Poesie, in Schulzens Mikrologischen Aufsätzen genauer beleuchtet ist. Jeder Aufsatz von Moritz, unterzeichnet oder nicht, verräth sich sogleich durch seine Gleichsams, und durch das Unstete und Schwebende der Ideen. Ein seltsames Gegenstück davon sind die metaphysisch-mystischen Träumereyen des verst. Heinike. Was die übrigen Aufsätze des achten Bandes betrifft, so ist Gutes und Schlechtes, Wichtiges und Unwichtiges, sehr durch einander gemischt, und es wäre zu wünschen, dafs jemand die im dritten Stücke eingerückten Anmerkungen und Berichtigungen von Herrn van Goens, mit noch mehrerer Strenge, fortsetzte. Den meisten mitgetheilten Erinnerungen und Selbstbeobachtungen sieht man es nur zu sehr an, dafs sie der Seele erpresst sind. Auch weifs man ja, wie viel in der Zeit zwischen der gehabten Vorstellung und deren schriftlichen Entwickelung dazu und hinwegkommt, und wie sehr selbst die Anstrengung, in welcher man sich beym Erinnern und Aufzeichnen befindet, dazu beyträgt, die Facta zu verfalschen. „Lafst uns, sagt Herr van Goens S. 107, lafst uns schwatzen, streiten, psychologische Magazine herausgeben, so viel wir nur wollen, aber uns hüten, alles zu sagen, was wir zu wissen oder erfahren zu haben glauben. Der erste, der erschrocken zu seinem Nachbar sagte, ich habe einen Geist gesehen, hatte vielleicht Einen gesehen, aber er hätte schweigen sollen. Nun hat er allen Kindern und alten Weibern einen Floh ins Ohr gesetzt, sie glauben jetzt alle zu sehen, wo es nichts zu sehen gibt."

Bey dem neunten Bande ist Herr Sal. Maimon, der schon vorher viele Beyträge geliefert hatte, als Mitherausgeber zugetreten. Wie Moritz allzu oberflächlich und süfslich schwatzte: so scheint uns Hr. Maimon wieder zu trockner und schulgerechter Metaphysiker, supertranscendental, (wie ihn Obereit nennt) zu seyn. Er wird schwerlich so allgemein und so gern gelesen werden, wie Moritz. — Die hier vorkommenden Fragmente aus Ben Josuas (Sal. Maimons) Lebensgeschichte sind anderweitig bekannt. Einige mitgetheilte psychologische Erscheinungen von Bendavid, Reinhardt, Wolfssohn und Ungenannten geben vielen Stoff zur psychologischen Hermeneutik: am drolligsten sind aber ohnstreitig die Aufsätze von Obereit, sein Widerruf für Kant, wie ein Testament abgefafst, und sein Schreiben an Maimon. Man weifs nicht, ob man über die Seltsamkeit in Gedanken und Ausdruck staunen oder lachen soll. Nur eine Stelle zur Probe: „Da nun Obereit, zur Strafe „seiner Voreiligkeit ein negativer Philosoph wird, mit „seinem evidenten *Salto mortale* bis ins Nichts seiner „selbst und aller Dinge an sich auffer einem Ewigen von „selbst, so nimmt er mit seinem neuen und alten Wir„bel des *Nihilismus a se*, der von Ewigkeit zu Ewig„keit richtig ist kurzab schweizerisch güten Abschied „von aller ihm gnädigen toleranten deutschen Lesewelt, „und wünscht aller Welt allerseits wohl zu leben im All. „Amen in A und O. Jena, Ende Juni und Anfang Juli „1791, 13 Jahr nach des äquatorischen Lamberts Ver„scheiden, 10 Jahr nach Kants erster Kritik der reinen „Vernunft, 103 *et quod excurrit* nach Newtons Prinzi„pien dazu. Zum Grundeins von Generalphysik und „Metaphysik. Sehen wirs bald!" — Manche gute Bemerkung enthält Grohmanns Untersuchuug der Möglichkeit einer Characterzeichnung aus der Handschrift, aber im Ganzen geht er doch zu weit, da er nicht blofs den ganzen moralischen Menschen sondern auch seinen Körperbau, Stimme, Farbe und Haare aus der Handschrift erkennen will. Und wenn er z. B. den Charakter der Römer und Griechen aus ihrer Handschrift bestimmt, so möchten wir wohl wissen, wo er die letztre gesehen habe. Oder nimmt er die heutige Form ihrer Buchstaben für Handschrift, so würde folgen, dafs alle Europäischen Nationen, welche sich der lateinischen Buchstaben bedienen, Römischen Charakter hätten. Moritzens Deutelgeist hat Hn. Grohmann angesteckt.

MAINZ, gedr. b. Wirth: *Philosophische Geschichte der Sprache und Schrift.* Von *Anton Joseph Dorsch*, Professor der Philosophie. 1791. 137. S. 8.

Diefs Werk ist eigentlich der siebente Heft der von Hrn. Dorsch herausgegebnen Beyträge zum Studium der

Philoſophie. — *Urſprung der Sprache.* Aufſtellung und Prüfung der verſchiednen Meynungen darüber. Der Vf. ſtimmt aus guten Gründen für die natürliche Hypotheſe, Erfindung der Sprache durch den Menſchen. *Bildung und Fortgang der Sprache.* Viel Gutes in gedrängter Kürze. Allmalige Entwickelung der einzelnen Redetheile A. Interjectionen, als erſte Naturlaute B. Ausdrücke welche körperlichen und geiſtigen Dingen zugleich zu kommen, (der Vf. nennt ſie tranſcendentale Ausdrücke, oder ſolche, die zur Bezeichnung deſſen dienen, was in verſchiedenen Arten der Dinge gemeinſchaftlich iſt; concret ſind ihm die, welche das auf beſondre Art Beſtimmte bezeichnen. Unſre Sprache, ſagt er, kann z. B. den Wechſel der Veränderungen in einem Subjecte im Allgemeinen durch Bewegung ausdrücken, aber ſie hat kein Wort für Bewegung *in concreto.* Entweder wir verſtehen den Vf. nicht, oder er hat ſich hier durch die Idee täuſchen laſſen, daſs in der menſchlichen Erkenntniſs die Vorſtellung des Allgemeinen, als Bedingung aller Vorſtellungen, der Vorſtellung des Beſondern vorangeht. Alſo hätte der Menſch eher eine Vorſtellung von Thieren überhaupt, als von Hunden u. dgl., eher von Bewegung im Allgemeinen, als von Laufen oder Springen? Und wären dieſe Wörter Gehen, Tanzen, Laufen, Springen u. a. nicht Ausdrücke für die Bewegung *in concreto*?) C. Zeitwörter. Hauptwörter konnte man durch Andeuten mit dem Finger u. ſ. w. bezeichnen, Affectionen nicht. In den Morgenländiſchen Sprachen kommen die *Nomina* von *Verbis* her. Bey mehrerern Wilden ſind *Verba* die Hauptſache. Die *impersonalia* die erſtern, weil ſie in Einem Worte ein ganzes Ereigniſs bezeichnen. d. Adiectiva. e. Bezeichung des Geſchlechts, der Zeit, Zahl, Perſonen und Arten. Anfangs ganze Wörter, in der Folge Terminationen oder Biegungen. f. Partikeln, Conjunctionen u. dgl. Am ſpäteſten eigentliche Grammatik. *Verſchiedenheit der Sprachen.* Die bekannten Gründe gut und beſtimmt vorgetragen. *Von der Schrift.* Verſchiedne Arten und Materialien der Schrift. *Reelle* (unmittelbare) und *organiſche* Schrift; hierüber und über die Schreibmaterialien das Beſte zuſammengeſtellt. *Stufenweiſer Fortgang der verſchiedenen Schriftformen.* Nicht bloſs Trieb zur Nachahmung, wie der Vf. glaubt, ſondern wohl auch Bedürfniſs, ſeinem Gedächtniſſe zu Hülfe zu kommen und andern mitzutheilen, kann die Erfindung der Schrift veranlaſst haben. Buchſtabenſchrift wahrſcheinlich eine Erfindung der Babylonier. Verſchiedne Schriftzüge, kreisförmig, ſenkrecht, Furchenſchrift, wagerecht. Ueber die Vollkommenheit der verſchiedenen Schriftarten. — Aus dem ganzen Buche leuchtet Scharfſinn und zweckmäſsige Belefenheit des Vf. hervor, wenn wir gleich nicht zugeben können, daſs er mehr, als bloſse Beyträge zu einer ph. Geſchichte der Spr., geliefert hat. Die Sprache iſt rein und leicht, nur durch einige Provinzialismen, wie *Bane*, (Bahn) *Zerfall*, u. dgl. verunziert. Die Orthographie iſt nicht conſequent, in dem *Blaſe* ſchreibt auch der ärgſte Feind der Dehnung und Verdoppelung wohl ſchwerlich.

KLEINE SCHRIFTEN.

1. Rechtsgelahrtheit. *Ulm*, in d. Wohler. Buchhandl. *Etwas über die Rathsfähigkeit bürgerlicher Gelehrten in der Reichsſtadt Ulm.* 1794. 32 S. 8.

2. Ebendaſ. *Schreiben an den Verf. des Etwas* etc. 1794. 16 S. 8.

3. Anmerkungen und Berichtigungen zu dem Etwas etc. 1794. 52 S. 8.

4. Gegenerinnerungen wider No. 2 und 3. vom Vf. N. 1.

Der Vf. von 1. behauptet, daſs in der Reichsſtadt Ulm Gelehrte vom Bürgerſtande ſelbſt ſtatt der Patricier in Rath gewählt werden könnten, wenn nemlich an Patriciern überhaupt ein Miſswachs (wie leider gegenwärtig!) entſteht, oder wenn wenigſtens Kein *tauglicher* Patricier vorhanden wäre.

Unter bürgerlichen Gelehrten, welche ſolchergeſtalt als ein Surrogat der Patricier betrachtet werden könnten, verſteht jedoch der Vf. hier bloſs Juriſten und Cameraliſten, indem Geiſtliche und Aerzte nicht dazu taugen, da „ſie als ſolche keine Geſetz- und Regierungs-Kenntniſſe beſitzen.“ Für noch unbrauchbarer zu Ulmiſchen Rathsherren hält er die *Philoſophen im vorzüglichen Grade.* S. 24. ſagt ers deutſch heraus, daſs er vorzüglich Raths- Conſulenten und Officianten (Schreiber) für ſolche würdige Raths- Candidaten halte, welches um ſo naiver iſt, da der Vf., ſoviel ſich aus ſeiner rabuliſtiſchen Geſchwätzigkeit ſchlieſsen läſst, ohne Zweifel ſelbſt deren einer iſt. Uebrigens lieſse ſich wohl kaum eine ärgere Oligarchen- Despotie denken, als wenn Schreiber und Raths- Conſulenten auch noch Senatoren wären!

N. 2. Zeigt das Ungereimte in der Behauptung des Vf., daſs Geiſtliche zu Senatoren untauglich oder gar zur Wahl unfähig ſeyn. Zwar gründlich, aber ein wenig langweilig.

N. 3. Widerlegt verſchiedene Stellen mit vieler Einſicht, und zeigt beſonders, daſs es nach der Ulmiſchen Conſtitution eben ſo wenig erlaubt iſt, einen Bürgerlichen Statt eines Patriciers, als einen Patricier Statt eines Bürgerlichen in Rath zu wählen. Auch hält er den Nothfall nicht wohl für möglich; indem die Tüchtigkeit und Untüchtigkeit nicht beſtimmt werden könne, ſondern lediglich der Einſicht und dem Gewiſſen der Wahlenden anheimgeſtellt werden müſſe; und ein totaler Mangel an Patriciern nicht zu fürchten ſey, weil man allenfalls aus den Patriciſchen Officieren, deren immer ein Dutzend und drüber vorhanden ſeyn) einen wählen könne. „Wir brauchen ja, ſagt „der Vf. S. 31. ſehr wohl, zu Senatoren keine Pandecten- Mi„ner. Aber Männer haben wir nöthig von geſundem Verſtande „von gutem Willen ihn anzuwenden, von redlichem Eifer für „das gemeine Beſte und von Kenntniſs unſers vaterländiſchen „Staates. Alles dieſes lernt man nicht auf Univerſitäten. Alles „dieſes kann alſo ein Officier ſo gut beſitzen, als ein anderer, „der Univerſitäten beſucht hat.“

N. 4. Iſt eine eben ſo geſchwätzige als rechthaberiſche Vertheidigung wider N. 2 und 3. wodurch Rec. in ſeiner Vermuthung ſehr beſtärkt wurde, daſs der Vf. des *Etwas* etc. wohl der Zunft der Schreiber oder Rabuliſten angehören möchte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 25. August. 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) Berlin, b. Mylius: *Inſtitutionen des heutigen Röm. Rechts*, vom Prof. *Hugo* in Göttingen. 1789. 5½ Bog. 8.

2) Ebend.: *Lehrbuch der Rechtsgeſchichte* bis auf unſre Zeiten, vom Prof. *Hugo* in Göttingen. 1790. 17 Bog. 8.

3) Göttingen, b. Dieterich: *Lehrbuch und Chreſtomathie des claſſiſchen Pandektenrechts* zu exegetiſchen Vorleſungen, vom Prof. *Hugo* in Göttingen. Erſter Band. 1790. 16½ Bog. 8.

4) Berlin, b. Mylius: *Lehrbuch der juriſtiſchen Encyclopädie*, zum erſten mündlichen Unterrichte über die Quellen, Anfangsgründe und Lehrarten aller in Deutſchland geltenden Rechte, vom Prof. *Hugo* in Göttingen. Und auch unter dem Titel: *Lehrbuch eines civiliſtiſchen Curſus*, vom Prof. *Hugo*. Erſter Band, welcher als allgemeine Einleitung die juriſtiſche Encyclopadie enthalt. 1792. 12 Bog. 8.

5) Ebend.: *Civiliſtiſches Magazin*, vom Prof. *Hugo* in Göttingen. Erſter Band. 4 Hefte. 1790 u. 1791. 521 S. Zweyten Bandes 1tes und 2. Heft. 1792. 256 S. 8.

Daſs wir die Anzeige dieſer wichtigen, auf Abänderung der bisherigen Methode, römiſches Recht zu ſtudieren, hauptſachlich abzweckenden Schriften bis jetzt verſchoben haben, würde kaum zu entſchuldigen ſeyn, wenn wir nicht die Abſicht gehabt hätten, den Eindruck, welchen ſie, insbeſondere aufs civiliſtiſche Publicum machen würden, abzuwarten. Aber leider müſſen wir jetzt, nachdem faſt fünf Jahre ſeit der Erſcheinung des erſten Buchs verfloſſen ſind, geſtehen, daſs der in mehrern Rückſichten vortreffliche Plan des Vf. faſt noch gar nicht geprüft, kaum hier und da im Vorbeygehn erwähnt, vielleicht von vielen ſelbſt akademiſchen Rechtsgelehrten noch nicht einmal gekannt iſt: — eine Gleichgültigkeit, die uns unbegreiflich ſeyn würde, wenn wir ſie nicht aus dem faſt ganz verloren gegangenen Geſchmack am römiſchen Rechte zu erklären wüſsten. Möchte doch eine kurze Darſtellung dieſes Plans, der funfzig Jahre früher gewiſs Epoche gemacht und Deutſchlands beſte Juriſten in Thätigkeit geſetzt haben würde, den gröſsern Theil des juriſtiſchen Publicums auf eine der intereſſanteſten Reformen aufmerkſam machen, die je ein einzelner Schriftſteller in

Wir theilen unſern Leſern in dieſer Abſicht einen Auszug aus dem 5. Aufſatze des erſten Hefts vom civ. Magazine mit. Durchaus gehn die Vorſchläge des Vf. dahin, daſs nur *reines* römiſches Recht auf Univerſitäten gelehrt werden ſoll, mit Ausſchluſs deutſcher und anderer Rechte, deren Einmiſchung das Studium des erſtern ſo ſehr verunſtaltet hat. Daher beſteht ſein civiliſtiſcher Curſus aus nicht mehr, als drey Collegien, wovon jedes in einem halben Jahre geendiget, und wöchentlich fünf oder ſechsmal geleſen wird. Sie heiſsen *Inſtitutionen*, *Rechtsgeſchichte* und *Pandekten*, haben aber mit den bisher gewöhnlichen Vorleſungen dieſer Art, die Rechtsgeſchichte ausgenommen, faſt nichts, als den Namen gemein. Die *Encyklopädie*, als ſummariſche Einleitung in die ganze Rechtsgelehrſamkeit, macht, wie ſich's von ſelbſt verſteht, keinen weſentlichen Beſtandtheil des civiliſtiſchen Curſus aus, und kommt alſo vor der Hand noch nicht in Betrachtung. In den *Inſtitutionen* ſoll nur dasjenige aus dem römiſchen Rechte vorkommen, was heut zu Tage noch wirklich anwendbar iſt, weil nach des Vf. Meynung den Anfänger das Praktiſche ungleich mehr intereſſirt, als das Gelehrte. Da bloſs Begriffe und Hauptſatze in dieſe Vorleſungen aufgenommen werden können; ſo darf auch ohne Vorausſetzung des Naturrechts der juriſtiſche Curſus mit ihnen angefangen werden. Das zweyte Collegium iſt die *Rechtsgeſchichte*, worunter der Vf. nicht bloſs die Geſchichte der Quellen verſteht, ſondern auch die hiſtoriſche Entwickelung der Rechtsreſultate, ſyſtematiſch geordnet, mit einem Anhange, der hauptſachlich die Geſchichte des Studiums der Rechtsgelehrſamkeit überhaupt (alſo auch der Nichtrömiſchen) im heutigen Europa zum Gegenſtande hat. Eine ſo bearbeitete Rechtsgeſchichte ſoll die Stelle der gewöhnlichen Rechtsalterthümer, der juriſtiſchen Literargeſchichte, ja einigermaſsen ſogar die Stelle des Naturrechts einſtweilen vertreten, indem ſie die verſchiedene Entwickelung der Rechtslehren bey verſchiedenen Stufen der Cultur zeigt, und einen beträchtlichen Beytrag zur Geſchichte der Menſchheit liefert. Nur Eine groſse Lücke bleibt noch übrig: das Detail des römiſchen Rechts zur Zeit der juriſtiſchen Claſſiker, beſonders unter den Antoninen, verbunden mit Exegeſe der wichtigſten Texte aus dem Corpus Juris und den übrigen Quellen — — ein Gegenſtand, der für die Rechtsgeſchichte zu weitläuftig, vom *heutigen* römiſchen Rechte aber, das in den Inſtitutionen gelehrt wird, ſehr verſchieden iſt. Dieſe Lücke wird durch das dritte Collegium unter dem Namen des *Pandektenrechts* ausgefüllt, welches von den gewöhnlichen Pandektenvorleſungen ſchon darin abweicht, daſs in den

neuen Cursus aber blos auf das eigentlich Gelehrte gesehen wird. Zu diesem Behuf ist eine *systematische Chrestomathie* der Beweisstellen aus juristischen und nicht juristischen Classikern nöthig, deren Anfang der Vf. auch bereits, so wie die Lehrbücher zu den beiden ersten Vorlesungen, ausgearbeitet hat. Von der Ausführbarkeit dieses Plans, der, wie unsre Leser schon selbst bemerkt haben müssen, mehr auf Abänderung des akademischen Unterrichts, als auf Reform des Systems abzweckt, hat den Vf. seine eigne mehrjährige Erfahrung, und uns das Daseyn seiner civilistischen Schriften überzeugt: folglich bleibt uns nichts, als die Prüfung beider übrig.

Den wärmsten Dank verdient der Vf. zuförderst für den Eifer, mit welchem er auf Trennung des reinen römischen Rechts vom nichtrömischen dringt. Nun aber lässt sich die Absonderung jener verschiedenartiger Gesetzresultate auf eine doppelte Art bewirken: man trägt entweder durchaus nichts, als ursprünglich römisches Recht vor, so wie es ein römischer Rechtsgelehrter aus den Zeiten der Antonine oder auch allenfalls aus Justinians Zeitalter selbst gelehrt haben würde, ohne eine Vergleichung zwischen den Grundsätzen des römischen und deutschen Rechts anzustellen; oder man lässt diese auf die ununterbrochene Reihe römischer Ideen über einen jeden den Römern bekannten Gegenstand der Gesetzgebung als Zugabe folgen. Das letzte wollte der Vf. nicht, weil ihm, wie er sich in der Vorrede zu seinen Institutionen ausdrückt, eine solche Methode eben so vorkommt, als wenn man zum allerersten Cursus in der Geographie den Strabo wählte, und den heutigen Zustand der Länder als *usus modernus* anhinge. Sehr wahr, wenn wir in Deutschland eine allesumfassende Gesetzgebung hätten, die zwar gröfstentheils auf römisches Recht gegründet, aber doch selbstständig genug wäre, um eine unabhängige Wissenschaft zu bilden! Allein da dieß nun einmal der Fall nicht ist, da vielmehr das römische Recht den deutschen Staaten noch immer das subsidiarische Bedürfniss ist, welches es in den finstern Zeiten des Mittelalters freylich in einem noch höhern Grade war, — da nur durch Vergleichung unsrer gegenwärtigen bürgerlichen Anstalten und Gesetze mit jenem, ehemals für Deutschland noch weniger entbehrlichen, Orakel das Gefühl der Lücken entsteht, die unsre heutige Gesetzgebung verunstalten; da wir nur mit Hülfe dieses Gefühls zur Uebersicht des Ganzen gelangen, nur dadurch lernen können, was eigentlich geltendes Recht in Deutschland ist — so liegt wohl der Fehler, den Hr. *H.* rügt, nicht in der Methode, sondern in der Gesetzgebung selbst, von welcher die Methode gerade in diesem Falle abhängig seyn muss. Es ist freylich keine angenehme Empfindung, die sich uns aufdringt, wenn wir für diese politische Gebrechen auch durch anerkannte Umwege im Studieren büssen müssen; aber welcher Lehrer kann das ändern? Vergleichung des römischen Rechts mit unsrer gegenwärtigen Verfassung ist und bleibt also eine Hauptbedingung des Unterrichts; und diese fehlt gerade in Hn. *H's.* Plane ganz. Ersetzt wird sie auch durch andere Vorlesungen nicht. — Das deutsche Privatrecht darf blos ursprünglich deutsche Rechtsgrundsätze vortragen, von welchen die wenigsten mit Gegenständen des römischen Rechts in Verbindung stehen: wo soll also der Schüler des römischen Rechts die Antwort auf die ganz natürliche Frage erfahren: was ist nun von dem allen, was ich gelernt habe, noch anwendbar? Der Vf. setze uns nicht seine auf *heutiges* römisches Recht eingeschränkten *Institutionen* entgegen; wie wenig durch diese für eine Beantwortung jener Frage gesorgt ist, soll unten gezeigt werden. — Da er indessen blos eine durch keine Regeln von heutiger Anwendbarkeit unterbrochene Theorie des gesammten römischen Rechts hat liefern wollen, so müssen wir schon zufrieden seyn, wenn er nur alle Theile seines Gegenstandes bearbeitet, wenn er nichts wesentliches von dem vergessen hat, was sonst in Institutionen, Pandekten, Rechtsgeschichte und Rechtsalterthümern gelehrt wurde. Ob dieß in den Lehrbüchern des Vf. geleistet ist, oder nicht, muss ihre detaillirte Prüfung ausweisen. Wenigstens war es seine Absicht, in seinen Institutionen und Pandekten nicht blos die Hauptideen der gewöhnlichen Compendien unter diesem Titel, sondern auch noch einen beträchtlichen Theil der Rechtsalterthümer vorzutragen; das übrige aus den Rechtsalterthümern und die ganze Rechtsgeschichte soll den Inhalt seiner Rechtsgeschichte ausmachen. Zweckmäßige Auszüge aus den Quellen und juristische Literargeschichte sind Zugaben, für welche ihm jeder Freund des gründlichen Studiums Dank wissen muss. Aber auch auf seinem Wege waren Wiederholungen unvermeidlich — in einer Darstellung der innern Rechtsgeschichte unter Justinian musste ja eigentlich alles wiederholt werden, was in den Institutionen des heutigen römischen Rechts, freylich aus einem andern Gesichtspunkte schon vorgekommen war, und das Privatrecht unter den Antoninen hat doch auch manchen beträchtlichen Beytrag zum *heutigen* römischen Rechte geliefert.

Ein *zweyter* Vorzug dieses neuen Plans ist das beständige Zurückweisen auf die *Quellen*, ohne welche es schlechterdings unmöglich ist, auch nur die ersten Grundbegriffe des ächten römischen Rechts sich deutlich zu denken. Und wer weiss nicht, wie allgemein diese erste Regel der Methode, welche jede positive Wissenschaft fodert, gerade im römischen Rechte vernachlässiget wird! Es ist endlich einmal Zeit, den Schülern der Rechtsgelehrsamkeit wieder ihr *Corpus Juris* in die Hände zu geben, das selbst von manchen Geschäftsmännern nicht viel besser, als dem Namen nach gekannt wird. Besonders hat der Vf. in seinem Pandektenlehrbuche dafür gesorgt, und nicht blos Stellen aus den Justinianeischen Gesetzbüchern, sondern auch aus der *Jurisprudentia Anteiustiniana*, und aus einigen nichtjuristischen Classikern, als Belege abdrucken lassen. Allein erstlich fehlen bey diesem Plane die Beweisstellen aus dem *neuesten* römischen Rechte, davon gleichwohl viele interessanter sind, als die aus den Zeiten der Antonine — ein Mangel, den der Vf. bey einer zweyten Ausgabe von Nr. 1. leicht verbessern kann. Sodann sind, wie in allen solchen Chrestomathien, sehr viele Stellen aus ihrem ursprünglichen Zusammenhange herausgerissen.

worüber ihre Erläuterungen oft äufserst erschwert, und wenigstens häufige Zurückweisungen auf die Quellen selbst unvermeidlich werden. Ob bey letztern der Zuhörer dem Lehrer immer wird folgen können, wie der Vf. von Nr. 3. sich verspricht, darin zweifelt Rec., wie er glaubt, mit Recht. Ueberdiefs entsteht aus dieser Behandlung des römischen Rechts eine äufserst nachtheilige Lücke, zu deren Ausfüllung schlechterdings eigene Vorlesungen gehalten werden müssen, wenn das Studium jener Excerpte einen Vorschmack des wahren Quellenstudiums abgeben soll. Rec. meynt allgemeine Vorlesungen über die Hermenevtik und Kritik des römischen Rechts, welche er aber in des Vf. Plane ganz vermifst. Wie sehr wäre zu wünschen, dafs dieses interessante, aber schwere, Collegium unter die Zahl der unentbehrlichsten Rechtswissenschaften, (die aber freylich auf den meisten Universitäten sehr reducirt wird,) aufgenommen würde! Wir sind überzeugt, dafs der scharfsinnige Vf. auch in diesem Fache nichts gemeines liefern würde, und machen es uns zur Pflicht, ihn selbst dazu aufzufodern.

Endlich würden wir undankbar gegen die Verdienste des Vf. seyn, wenn wir den Einfluss verkennen wollten, den ein nach seinem Plane geordnetes Studium des römischen Rechts auf eine genauere Prüfung des Geistes derjenigen Gesetze haben mufs, die, wenigstens auf Universitäten, gewöhnlich das Schicksal erfahren, nur nach dem Buchstaben gekannt zu werden. Die meiste Gelegenheit dazu fand sich in der Rechtsgeschichte; aber auch in seinen übrigen Lehrbüchern hat der Vf. diesen Gesichtspunkt immer vor Augen gehabt. Diesen entschiedenen Vorzügen des Hugoischen Plans glaubt Rec. nur *Eine* Bemerkung entgegensetzen zu müssen, die er *aus der* Erfahrung mehrerer Jahre geschöpft hat. Der Vf. will den Anfang des Unterrichts im römischen Rechte sogleich mit dem, was heut zu Tage noch davon gilt, gemacht wissen, weil er in der Ueberzeugung steht, dafs den Anfanger das Praktische ungleich mehr interessire, als das blofs Gelehrte. Allein gewöhnlich bringt der Anfänger vom ersten Schulunterrichte, wenn er nicht ganz darinnen versäumt ist, eine gewisse Vorliebe zu Philologie, Geschichte und Alterthümern mit in die juristischen Vorlesungen. Er freut sich also, wenn er beym Eintritt in das akademische Studium nicht plötzlich von seinen bisherigen Lieblingsbeschäftigungen entfernt, sondern sogar durch seine künftige Bestimmung zu ihrer Fortsetzung aufgemuntert wird. Die Liebe zu dem, was in der Jurisprudenz unmittelbar anwendbar ist — wenn es auch, ohne Nachtheil für das Studium selbst, zumal im römischen Rechte, so ganz vom Nichtanwendbaren geschieden werden könnte — findet sich erst in den spätern akademischen Jahren, wenn der Studierende, abgeschreckt durch den grofsen Umfang des Gebiets seiner Wissenschaft sich genöthigt sieht, seine Aufmerksamkeit zuförderst auf dasjenige einzuschränken, wovon ihm seine künftige Bestimmung die unmittelbare Anwendung ahnden läfst. Gewifs wird die umgekehrte Methode des Vf., der für den spätern Unterricht die eigentlich gelehrte Theorie des römischen Rechts in seiner Rechtsgeschichte und seinen Pandekten bestimmt, dem über das, was er zu lernen hat, schon belehrten Zuhörer weit lästiger fallen, als ihm derselbe Unterricht, unter übrigens gleichen Umständen, aber ehe seine Denkungsart durch die auf der Universität gesammelten Erfahrungen umgestimmt worden war, gefallen seyn würde.

Nun zur Beurtheilung der einzelnen Schriften, worin der Vf. seinen originellen Plan ausgeführt hat!

Num. 1. hat Rec. weniger, als des Vf. übrige Schriften befriedigt. Es ist unmöglich, in einen Raum von kaum fünf Bogen ein System des heutigen römischen Rechts zusammen zu drängen, das gleichwohl mehr, als blofse Skiagraphie der ersten Grundbegriffe seyn, wohl gar bisher gewöhnliche Vorstellungen berichtigen soll: wie z. B. in den Anmerkungen zu §. 33. und §. 42. geschehen ist. Auch ist Rec. überzeugt, dafs, wenn der Vf. jetzt erst diese Anfangsgründe herausgeben sollte, er wesentliche Veränderungen mit dem darin zum Grunde gelegten Systeme vornehmen, besonders aber seine eigenen, in einigen spätern Schriften geäufserten scharfsinnigen Ideen von einer Trennung des reinen und angewandten Personenrechts ausführen würde. Der gegenwärtige Plan ist folgender. Auf eine *Einleitung*, welche den Begriff und die Quellen des positiven Rechts in 7 §§. entwickelt, folgen 5 Abschnitte: 1) *Realrechte*, 2) *persönliche Obligationen*, 3) *Familienrechte*, 4) *Verlassenschaften*, 5) *Process*. Die überall und oft auf Kosten der Deutlichkeit, herrschende Kürze entschuldigt der Vf. damit, dafs durch seine Institutionen die Vorlesungen über das allgemeine deutsche Privat- und Provincialrecht nicht entbehrlich werden sollen; und dafs er daher gerade diejenigen Materien am kürzesten abgehandelt habe, worüber die Provincialgesetze fast überall am ausführlichsten disponirten. Allein kann wohl das gänzliche Stillschweigen von den verschiedenen Arten des *Status*, von *Vormundschaften*, vom *Beneficium deliberandi*, und von den *Eintheilungen der Klagen* in einem Lehrbuche des *heutigen* römischen Rechts dadurch gerechtfertiget werden? Aber auch in den vom Vf. aufgenommenen Materien sind überall sehr wesentliche Lücken gelassen. So vermifst Rec. §. 24. den Nichtgebrauch der Servitut und Untergang der Sache unter den Ursachen, warum Servituten verloren gehen; §. 39. hätte die wichtige Eintheilung der Bedingungen *in conditiones suspensivas* und *resolutivas* so gut einen Platz verdient, als die gleich darauf folgende Erklärung des leichtern Unterschieds zwischen *terminus a quo* und *ad quem*. §. 44. ist alles, was der Vf. vom *dolus* und von der *culpa* bey Verträgen zu sagen für nothig fand, in folgende, äufserst lakonische Sätze zusammengedrängt: „Man kann *immer* (?) den Ersatz des Schadens fo„dern, — — den der Andere vorsätzlich (*dolo*), oder „durch verhältnifsmäfsige Unvorsichtigkeit (*culpa*) zuge„fügt hat. Bey Contracten mufs jeder um so sorgfälti„ger seyn, je vortheilhafter ihm, der Regel nach der „Contract ist.“ Und doch ist gerade hier das römische Recht noch in seinen kleinsten Nuancen anwendbar! Im 50. §. fehlt nicht blofs der Name, sondern auch die Erklärung des Begriffs von *contractibus innominatis*. Denn

dafs der Vf. zwey Beyfpiele „*aus der Menge anderer „Realcontracte,*“ nemlich *permutatio* und *contractus aeſtimatorius*, ausgehoben, und am Ende bemerkt hat: „*die Klage aus dieſen Realcontracten hieſse actio praeſcriptis verbis,*“ iſt doch wahrlich nicht zureichend, um dem Leſer einen Begriff von *Contractibus innominatis* zu machen. Ganz falſch iſt es aber, wenn noch als drittes Beyſpiel eines ſolchen *ungenannten Contracts, precarium* vorkommt, da es gleichwohl nur Ausnahme von der Regel iſt, wenn *actio praeſcr. verb.* daraus entſteht, und die römiſchen Juriſten durch Precarium gröſstentheils nur die Eigenſchaften eines wiederruflichen Beſitzes, nebſt den daraus entſpringenden Folgen, ſelten einen eigenen Vertrag bezeichnen.

(*Die Fortſetzung folgt*).

PHILOLOGIE.

Ronneburg u. Gera, b. Rothe: *Sammlung kleiner Aufſätze vermiſchten Inhalts in Proſa und Verſen zu leichter Erlernung der engliſchen Sprache*, mit deutſchen Anmerkungen, von *Friedr. Wilhelm Streit*, Superint. zu Ronneburg. 4 Theile. 1793. 8.

Dieſe Sammlung engliſcher Leſeſtücke mufs jedem Anfänger willkommen ſeyn, da nicht nur die Aufſätze ſelbſt mit Hinſicht auf guten Stil und lehrreichen Inhalt aus bewährten Schriften gewählt, ſondern auch die Anmerkungen von dem Hn. Herausgeber ſo eingerichtet ſind, dafs ſie ſowohl Sprach- als Sacherklärungen enthalten. Wir haben ſie mit Vergnügen durchgeleſen, und auch nicht ein Stück gefunden, das zweckwidrig wäre. Unterhaltende Erzählungen wechſeln mit moraliſchen Gegenſtänden, Proſa mit Verſen ab. Die Anmerkungen betreffen gröſstentheils die der engliſchen Sprache eigenen Ausdrücke und Wendungen, deren Bedeutung einem Anfänger ſchwer zu errathen ſeyn dürfte, und wo ihm oft das beſte Wörterbuch keine hinreichende Auskunft gibt. Auch iſt verſchiedenen Wörtern die richtige Ausſprache beygefügt, ſo viel es ſich durch deutſche Töne oder Buchſtaben thun läſst; doch ſcheint *ſufeit* nebſt der Ausſprache ſuſſeht (3ter Theil S. 5.) ein Druckfehler zu ſeyn, wenigſtens erinnert ſich Rec. nicht, dieſes Wort je geleſen zu haben. Surfeit (ſorfit) paſst in den Text. Einige Seiten weiter findet man *overwhelm* durch *überſchwemmen* verdeutſcht; es heifst aber *überwältigen, unterdrücken*, wie *accabler* im Franzöſiſchen. Allein dieſe und andere Kleinigkeiten ſchaden dem Werthe des Ganzen nicht; denn dafs Hr. *S.* wahre Sprachkenntnifs beſitzt, erhellet augenſcheinlich aus den ſchön geſchriebenen engliſchen Vorreden, die ſelbſt einem gelehrten Engländer gefallen müſſen. In einer derſelben verſpricht der Vf. eine Abhandlung über den rechten Gebrauch der engliſchen Präpoſitionen zu liefern. Man wird ſie ſehnlichſt erwarten, da von dieſem wichtigen Redetheile in den meiſten Grammatiken nur eine Beyſpielſammlung, aber keine Theorie gegeben wird.

Unter den proſaiſchen Aufſätzen zeichnen ſich vorzüglich aus, 1) *An authentic hiſtory of Catharina Alexowna, wife of Peter the Great.* 2) *The diſtreſs of an engliſh officer in America.* 3) *A traveller's opinion of the Engliſh in general.* 4) *Swift's thoughts on various ſubjects.* 5) *Bonsmots de Stella.* 6) *Anecdotes.* 7) *The good wife, a moral tale.* 8) *The hiſtory of Alicia.* 9) *The life of Sir Thomas More.* 10) *Hiſtorical memoirs of the late King of Pruſſia.* 11) *Anecdotes of the late King of Pruſſia, Lord North, Charles Fox, Gustav Skeen, Swift, Franklin*, etc.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Memmingen*, b. Seiler: *Der Sittenlehrer. Eine Rede des Iſocrates an den Demonikus.* Aus dem Griechiſchen frey überſetzt von *J. Jacob Meyer.* 1790. X u. 32 S. 8. (3 gr.) — Hn. *M.*, der ſich unter der Dedication der Weltweisheit Befliſſenen auf dem Ulmiſchen Gymnaſio nennt, will mit dieſem Werkchen ſeinen Gönnern einen Beweis von ſeinem Eifer im Studieren geben, und ſie dadurch bewegen, ihm auch für die Zukunft ihre Unterſtützung angedeihen zu laſſen. In dieſer Hinſicht läſst ſich die Sache noch einigermafsen vertheidigen; auſserdem aber ſieht Rec. nicht ein, für wen dergleichen Ueberſetzungen einzelner griechiſchen Reden oder anderer kleiner Schriften gedruckt werden. Zwar glaubt Hr. *M.*, dafs auch Unſtudierte ſich an den in dieſer Rede enthaltenen trefflichen Grundſätzen erbauen und daraus viel Nutzen ziehen können; allein zu dem Ende haben wir ſchon eine Menge anderer Bücher, und Rec. zweifelt, ob dieſe Bogen Unſtudierten in die Hände kommen werden, die wenigen ausgenommen, denen ſie pflichtmäſsig überreicht worden. Uebrigens können wir Hn. *M.* das Zeugniſs geben, dafs er ſeinen Autor wohl verſtanden, und ihn auf eine genieſsbare Art überſetzt hat, ohne ſich eben ſklaviſch an die Worte zu binden. Wir haben die ganze Rede mit dem Texte verglichen, aber nur wenig gefunden, das einer Verbeſſerung bedürfte. Dahin gehört S. 2. *das Kinder, ſo wie ſie an dem Vermögen ihrer Aeltern Theil nehmen, auch aus den freundſchaftlichen Verbindungen, in denen dieſelben ſtehen, Vortheil ziehen, iſt ſehr ſchicklich.* — Nach dem Texte heifst die Stelle kürzer und deutlicher: *dafs die Freundſchaften der Väter, ſo gut als das Vermögen, auf die Kinder forterben.* — S. 9. συνετὸν, den σκυθρωπὸς entgegengeſetzt, heifst *nachdenkend, ernſthaft*; Hr. *M.* gibt es, *mit deiner Gemüthsart übereinſtimmend.* S. 15. gibt Iſokrates unter den Mitteln, wie man ſeine Freunde prüfen kann, auch dieſes an: περὶ τῶν γνωρίμων ὡς ἀκριβέστατον ἀκούειν, entdecke ihm bekannte Dinge, (von denen ſich ſprechen läſst,) als wenn es Geheimniſſe wären. Hr. *M.* gibt dieſe Worte: *deinem Freunde vertraue ſowohl offenbare als geheime Sachen an* — welches an dieſer Stelle ohne Sinn iſt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 26. August 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) Berlin, b. Mylius: *Inſtitutionen des heutigen Römiſchen Rechts*, vom Prof. *Hugo* in Göttingen etc.

2) Ebendaſ.: *Lehrbuch der Rechtsgeſchichte* bis auf unſre Zeiten, vom Prof. *Hugo* in Göttingen etc.

3) Göttingen, b. Dieterich: *Lehrbuch und Chreſtomathie des claſſiſchen Pandektenrechts* etc.

4) Berlin, b. Mylius: *Lehrbuch der juriſtiſchen Encyclopadie* etc.

5) Ebendaſ.: *Civiliſtiſches Magazin* etc.

(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Weit zweckmäſsiger würden die im juriſtiſchen Sprachgebrauche einmal eingeführten Benennungen der eigentlichen ungenannten Contracte: als *do, ut des, do, ut facias* u. ſ. w. die Sachen erläutert haben. Auch hätte Rec. gewünſcht, daſs der Vf. in ſolchen Fällen, wo er abſichtlich hat kurz ſeyn, und nur einige Beyſpiele von einer Gattung anführen wollen, mit einem Winke, z. B. durch ein u. ſ. w. dieſes bemerkt, und nicht ſo entſcheidend über dergleichen Materien abgeſprochen hätte, wie z. B. §. 81., welcher von den *modis tollendarum ope exceptionis obligationum* nichts weiter enthält, als: „*ope exceptionis* erlöſcht eine Obligatio „1) „nach dem *SC. Macedonianum*, wenn ein Filiusfam. aus ei„nem *mutuum* eine eingegangen hat, 2) nach dem *SC. Vel„lejanum*, wenn eine Weibsperſon zum Beſten eines Drit„ten eine *Obligatio* unternommen hat, es ſey eine *fide„juſſio, expromiſſio* etc.“ (Unter dem *etc.* ſind offenbar die übrigen Arten der weiblichen Interceſſionen, nicht aber die andern *modi toll. ope except. obligg.* gemeynt.) Daſs der lakoniſche Ausdruck des Vf. oft der Deutlichkeit geſchadet hat, beweiſen mehrere Beyſpiele. Man ſehe die Anmerkung zu §. 15., ferner die Erklärung von *uſus* (§. 21.), den Schluſs des §. 43., wo er ſich zugleich ins deutſche Recht verirrt hat, wenn er ſchreibt: „Aber auch derjenige, der verſpricht, daſs er „etwas leihen wolle, konnte bey den Römern oft, *und „kann bey uns immer*, dazu angehalten werden.“ Noch räthſelhafter ſind §. 107. und 146. In jenem heiſst es: „Iſt ein letzter Wille vorhanden, ſo muſs dieſen der Re„gel nach, der Letztverſtorbene gemacht haben. *Aber „man kann bey dem Tode des Einen eigentlich einem An„dern ſuccediren;*“ (hierunter kann doch wohl nicht die *ſubſtitutio vulgaris* gemeynt ſeyn? Wenigſtens ſollte man dieſs aus den folgenden Erläuterungen des Vf. ſchlieſsen,) „man kann ſogar kraft einer Verordnung des „ſeinem unmündigen Kinde in den Gütern ſuccediren, „welche nicht vom Vater herkommen (*ſubſtitutio pupil„laris.*)“ Im letzten §. aber, der von der Rangordnung der Gläubiger im Concurs einen Begriff geben ſoll, wird geſagt: „Unter den Foderungen ſelbſt werden einige „vorgezogen, weil ſie vor den Pfändern, andere, weil „ſie bey ihren Pfändern, und noch andere, weil ſie nach „den Pfändern ein Vorrecht haben.“ Einigen Dunkelheiten hätte der Vf. mit leichter Mühe abhelfen können, wenn er, wie übrigens gröſstentheils geſchehen iſt, die Kunſtausdrücke wenigſtens in Parentheſen beygefügt hätte; z. B. bey der Beſchreibung von *acceſſio naturalis* (§. 15.) und *induſtrialis* (§. 16.). Dieſer gefliſſentlichen Kürze ungeachtet hat gleichwohl der Vf. manche verjährte Irrthümer berichtigt, und manche neue, zum Theil ſehr gemeinnützige, Ideen ſchon in dem gegenwärtigen kleinen Buche in Umlauf gebracht, deren Beherzigung wir jedem Freunde des römiſchen Rechts empfehlen. Um nur einige Beyſpiele anzuführen, (denn der Vf. verſteht die Kunſt, durch ſeinen lebhaften und glänzenden Vortrag auch bekannten Wahrheiten einen neuen intereſſanten Anſtrich zu geben,) rechnet Rec. dahin die im §. 32. enthaltenen Sätze von dem Verhältniſs zwiſchen einer *Obligatio* und einem *jus in rem*; nebſt den §. 69 – 72. daraus gezogenen Folgerungen. Beſonders aber die im §. 33. berichtigte Vorſtellungsart von *titulus* und *modus adquirendi*. Mit derſelben Unpartheylichkeit aber, womit Rec. den entſchiedenen Verdienſten des gegenwärtigen Lehrbuchs Gerechtigkeit wiederfahren läſst, macht er ſich's zur Pflicht, noch einige Mängel anzuzeigen, welche er in einer zweyten Ausgabe verbeſſert zu finden wünſcht. Ganz gegen den Geiſt des römiſchen Rechts iſt im §. 26. geſagt: „Einigermaſsen kann „man auch die *ſuperficies* und die *emphyteuſis* §. 55. zu „den Servituten rechnen.“ Wären beide Verhältniſſe Servituten: ſo müſsten ſie entweder unter die Gattung der Real- oder unter die der perſönlichen Servituten gehören. Zu jenen können ſie nicht gerechnet werden, weil kein *fundus dominans* da iſt; zu dieſen auch nicht, da ſie ſich nicht *ihrer Natur nach* auf die Perſon des *emphyteuta* und *ſuperficiarius* einſchränken, ſondern noch nach deren Tode fortdauern können. Die in beiden Fällen zuſtehende *vindicatio utilis* rechtfertigt alſo den gemeinen Geſichtspunkt, welcher ſie unter die Arten des *dominii utilis* zählt. §. 48. heiſst es: „Durch Ver„träge machen ſich entweder beide Theile verbindlich „(*bilaterales*), oder nur einer (*unilaterales*). Letzteres „iſt z. B. bey der ſimpeln Schenkung, ihrer Natur nach „der Fall; aber in der Sprache der römiſchen Juriſten „gehörten dahin auch diejenigen Rechtsgeſchäfte, bey

„sein Versprechen erfüllt hatte; z. B. *Commodatum*." Hiergegen erinnert Rec. 1) dass die röm. Juristen die Eintheilung der Contracte in *unilaterales* und *bilaterales* nicht gekannt, sondern erst neuere Ausleger zur bessern Uebersicht des Systems sie eingeführt haben. Bey dieser Eintheilung nahm man aber 2) nur auf *Contracte*, nicht auf römische *pacta* Rücksicht; also passt das Beyspiel der *Schenkung* nicht zur Erläuterung der Unilateralcontracte, da im ältern römischen Rechte die Schenkung bekanntlich nicht einmal ein Pactum war, und in neuern nur zum Range eines *Pacti legitimi*, nicht eines eigentlichen Contracts, erhoben wurde; 3) abstrahirten die neuern Rechtslehrer den Unterschied der Unilateral- und Bilateralcontracte von den *Klagen*, die aus solchen Contracten entstehen, nicht aber von dem *wirklichen Daseyn* einer einseitigen oder doppelseitigen Verbindlichkeit. Denn unter die Bilateralcontracte rechneten sie alle diejenigen, woraus das römische Recht entweder *actiones utrinque directas*, oder auf einer Seite *actionem directam*, auf der andern *actionem contrariam* gibt; unter die Unilateralcontracte aber die übrigen Geschäfte, woraus die römischen Juristen weder eine *actionem directam*, noch eine *contrariam* herleiteten, sondern die in ihrer Sprache so genannte *condictionem certi*. Nirgends nemlich findet man z. B. die aus dem *mutuo* oder der Stipulation herrührenden Klagen mit den Praedicaten: *directae*, oder *contrariae actiones* bezeichnet; sondern überall heissen sie entweder *actiones* ohne einen Zusatz, oder *condictiones certi*. Vielmehr setzen jene Beywörter allemal ein Geschäft voraus, aus welchem entweder *sogleich anfangs* auf *beiden* Seiten eine Verbindlichkeit nothwendig entsteht; oder zwar *anfangs* nur auf *Einer* Seite eine Hauptverbindlichkeit übernommen wird, die aber gleichwohl die zufällige Entstehung einer *spätern Nebenverbindlichkeit* auf der *andern* Seite nicht ausschliesst. Mithin ist das bloße *Daseyn* einer *einseitigen* Verbindlichkeit kein sicheres Kennzeichen der *contractuum unilateralium*, sondern nur diejenigen Geschäfte sind nach der *Kunstsprache der neuern Civilisten*, aber ganz im *Geiste* der *alten Juristen* Unilateralcontracte, aus welchen auf der andern Seite, im Gegensatz desjenigen, der die wesentliche Verbindlichkeit übernommen hat, eine gleichmäßige, oder doch wenigstens spätere Verbindlichkeit *nicht einmal möglich* ist. Und dass dies beym *Commodato* der Fall nicht seyn kann, geben ja schon die doppelten daraus entstehenden Klagen *(actio directa* und *contraria.)* 4) Ist es eine etwas unbequeme Vorstellungsart, *alle* Realcontracte durch solche Geschäfte zu erklären, *die dadurch erst verbindlich werden, dass der eine Theil sein Versprechen erfüllt hat.* Wie kann man die Uebergabe im Depósito, durch welche der Contract seine verbindliche Kraft erhält, die *Erfüllung* eines *Versprechens* nennen, ohne dem Sprachgebrauche Gewalt zu thun, der mit dem Worte: *Versprechen*, den Begriff vortheilhafter Aussichten für den Andern, welchem das Versprechen geschieht, verbindet? Gewiss wird kein Depositar die Erfüllung *dieses Versprechens* ängstlich wünschen, um den Contract zu [illegible] gebrache zu sehen. —' Im §. 100. scheint der geschäftliche Transmission, welche Justinian durch L. 19. *C. de jure deliber.* auch bey fremden Erben eingeführt hat, entweder vergessen zu haben, oder für den Fall, wenn Miterben concurriren, welchen das *jus accrescendi* zusteht, ausschliessen zu wollen. Gleichwohl muss dem Erben desjenigen Erben, der noch innerhalb der Deliberationsjahrs gestorben ist, ohne die Erbschaft angetreten oder ausgeschlagen zu haben, vor dem unmittelbaren Miterben der Vorzug zukommen, weil theils die Begünstigung der Erben des Erben Justinians Hauptabsicht bey Abfassung der L. 19. war, theils kein Grund des *jus accrescendi* eintritt, so lange der Erbe seinen eigenen bestimmten Erben hat. — Eine Uebereilung nach es, wenn der Vf. im §. 134. *jusjurandum purgatorium* erwähnte, welches bekanntlich dem reinen römischen Rechte ganz fremd ist. Ueber das bey eben der Gelegenheit als subsidiarisches Beweismittel vorkommende *jusjurandum suppletorium* wollen wir mit ihm weiter nicht rechten, da es mehrere Vertheidiger seiner Existenz im römischen Rechte gibt. — Am Schlusse des §. 131. steht wahrscheinlich durch einen Schreibfehler, statt: „*Klager*," „*Beklagter*." — Endlich will Rec. noch bemerken, dass der Vf. seinem in der Vorrede geäusserten Grundsätze, kleine Controversen aufzunehmen, nicht ganz treu geblieben ist, wenn er §. 53. bey Gelegenheit des *pacti de retrovendendo* behauptet, dass der Regel nach der vorige Preis der Sache dabey zum Grunde liege.

Keine Arbeit ist dem Vf. besser gerathen, als Num. II. *Lehrbuch der Rechtsgeschichte.*) Es ist die erste *brauchbare* Geschichte des röm. Rechts, die wir besitzen. Berichtigungen verjährter Vorurtheile und falscher Vorstellungen wechseln überall mit neuen, wichtigen Entdeckungen ab, und Rec. gesteht, keine Seite dieses classischen Werks ohne Bewunderung des dem Vf. eigenen Talents, auch die trockensten Untersuchungen durch unerwartete, oben so lehrreiche, als scharfsinnige Bemerkungen anziehend zu machen, gelesen zu haben. In seiner musterhaften Darstellung der römischen Gesetzgebung nach ihren mannichfaltigen Formen herrscht ein in diesem Fache äusserst seltener Blick über das Ganze; und wir tragen kein Bedenken, fein an Bogenzahl zwar kleines, aber an Wichtigkeit des Inhalts manches voluminöse System aufwiegendes Buch als das würdigste Gegenstück zu *Bach's* unsterblichem Meisterwerke zu empfehlen, wodurch dieser von der pragmatischen Seite noch so wenig bearbeitete Theil der Geschichte gerade da, wo *Bach's* Unterfuchungen aufhörten, unverkennbare Fortschritte gemacht hat. Doch unsre Leser mögen selbst urtheilen, ob wir die Verdienste des Vf. vergrössern, wenn wir in ihm einen der glücklichsten Nachahmer der *Spittlerischen* Manier zu finden glauben. Der Hauptgegenstand ist Geschichte des *römischen* Rechts, ungeachtet der allgemeinere Titel auch eine historische Uebersicht *anderer* positiver Rechte ankündigt." Da dieses Lehrbuch, nach des Vf. eigner Aeusserung, nicht zum Nachschlagen bestimmt ist, sondern zu diesem Behuf das Bachische Compendium neben dem gegenwärtigen gebraucht werden soll: so ist es kein Fehler, dass die Citate sehr sparsam, und gröstentheils nur dann, wenn der Vf. eine von der gewöhnlichen Vorstellungsart ab-

weichende Meynung rechtfertigen will, angebracht sind. Das Ganze zerfällt in zwey Theile: 1) Geschichte des römischen Rechts im röm. Staate; und 2) Geschichte des Rechts im heutigen Europa. Im ersten Theile sind vier Perioden zum Grunde gelegt: 1) vom Romulus bis auf die Decemvirn, 2) von den Decemvirn bis Cicero, 3) von Cicero bis Alexander Sever, und 4) von Alexander Sever bis Justinian. Da der Vf. in einer jeden Periode für die Geschichte des *Studiums* einen eignen Abschnitt gemacht hat: so läst sich diese, in der Geschichte der Quellen und des Staatsrechts nicht ganz zweckmäsige, und deswegen bereits von *Ge. Schubart* und mehrern andern getadelte Methode einigermasen rechtfertigen. Denn jede Periode ist wieder in drey Unterabtheilungen gebracht, welche die Rubriken: *Quellen, System des Rechts am Ende der Periode*, und *Studium des Rechts*, führen. Durch diese Anordnung hat der Vf. die bisherigen Grenzen der Rechtsgeschichte, welche man auf eine bloße Geschichte der wichtigsten Quellen einzuschränken pflegte, sehr glücklich erweitert, und unter der *zweyten* Rubrik die *innere* Rechtsgeschichte, in wie fern sie in einer allgemeinen Uebersicht des Inhalts der Gesetzgebung am Ende jeder wichtigen Periode besteht, unter der *dritten* aber die Geschichte der wissenschaftlichen Bearbeitung geliefert. Im zweyten kürzern Theile ist die Geschichte des Nicht-römischen, d. h. des kanonischen, Lehn- und deutschen Rechts in so fern abgehandelt, in wie fern sie mit der Geschichte des civilistischen Studiums im Mittelalter und nach der Wiederherstellung der Wissenschaften zusammenhängt, und die Entstehung jener Rechte auf dieses, oder dieses auf die Ausbildung jener Einfluss gehabt hat. Der Hauptzweck bleibt also auch hier Geschichte der wissenschaftlichen Bearbeitung des röm. Rechts, welche neben einer kurzen Uebersicht des neuern Zustandes der übrigen juristischen Wissenschaften bis auf unsere Zeiten fortgeführt ist. Eine gedrängte Darstellung der merkwürdigsten verstorbenen neuern Rechtsgelehrten, auch derer, die um Nicht-römisches Recht Verdienste haben, macht in Verbindung mit einigen methodologischen Regeln und Vorschlägen den Beschluss. Es ist unläugbar, dass das Studium des Geistes der römischen Gesetze bey dieser Behandlung der Rechtsgeschichte gewinnen muss, und dass Hr. *H.* besonders in der Darstellung der innern Rechtsgeschichte seine beiden Vorgänger, *Reitemeier*, welchem übrigens die Ehre der Erfindung gebührt, und *Tasinger* durch detaillirtere Darstellung und tieferes Eindringen in den Zusammenhang der successiven Formen der Gesetzgebung übertrifft. Auch entfernt sich das Reitemeiersche System zu sehr von dem altrömischen Plane, ob es gleich die philosophische Uebersicht des Ganzen besser befördert, als das Tasingersche, welches sich wieder durch deutlichere und bestimmtere Ausführung einzelner Gegenstände zu seinem Vortheile von dem Reitemeierschen unterscheidet. Aber in beiden ist Verbindung der Encyklopädie mit der Rechtsgeschichte der Hauptzweck; mithin konnte keiner von beiden Schriftstellern, ohne im römischen Rechte unverhältnismäsig weitläuftig zu werden, sich auf genauere Untersuchungen einlassen, die unser Vf. bey einem auf bloße Geschichte des römischen Rechts eingeschränkten Plane nicht übergehen durfte. Nach dem Beyspiele jener verdienstvollen Männer wählt der Vf. für die Darstellung der innern Rechtsgeschichte das jedesmalige Ende der vier angezeigten Epochen, als Standpuncte, aus welchen man das Total des Rechtssystems einer jeden Epoche übersehen soll. Das *jus publicum* wird sorgfältig vom *jus privatum* abgeschieden, und dieses gröstentheils nach dem Justinianeischen Institutionenplane in einer sehr natürlichen und ungezwungenen Ordnung erörtert. Beym *jus publicum* sind wieder (nach Reitemeierschen Ideen) drey Abschnitte gemacht: für die *Grundgesetze*, für das *Staatspolizeyrecht* und für *Strafgesetze*. Auch das *Religionsrecht* ist nicht übergangen, und besonders beym Justinianeischen Zeitabschnitte mit einer lobenswürdigen Vollständigkeit und Genauigkeit geschildert. In der frühesten Periode war das Zwölftafelgesetz sein Führer; und dieses gab wenigstens *sichere*, wenn gleich selten *vollständige*, Resultate. In der neuesten Periode liefsen sich die Data nicht bloß mit *Sicherheit*, sondern auch mit *Vollständigkeit* verarbeiten, da es weder an chronologischen Hülfsmitteln, noch an Quellen dazu fehlt. Die innere Rechtsgeschichte der *dritten* Periode unter *Alexander Severus* ist absichtlich weggelassen, weil sie in des Vf. Plane den Inhalt eines eigenen Lehrbuchs des Pandektenrechts ausmacht; folglich fallen alle dieser Behandlung eigne Schwierigkeiten auf die zweyte Periode unter Cicero zurück, welche bey der Unvollständigkeit ihrer Quellen, und der Dunkelheit, die über den Ursprung der meisten altern Rechtsinstitute verbreitet ist, dem Vf. nicht wenig Mühe gekostet, und manche von dieser Behandlungsart unzertrennliche Conjecturen abgezwungen haben muss. So ist es z. B. etwas gewagt, schon dieser frühen Periode fast das ganze, gewis erst durch vieljährige Erfahrungen ausgebildete System der *bonorum possessio* zuzuschreiben. Auch hat gewis manche, in ununterbrochener chronologischer Ordnung abgefaste Untersuchung einzelner Gegenstände, welche der Vf. aus dem Gebiete der Rechtsalterthümer schlechterdings verbannt wissen will, ein gröseres und mannichfaltigeres Interesse, als die oft unlichere Ausbehnung derjenigen Form, welche die nemlichen Materien, gerade in gewissen gegebenen Perioden gehabt haben. Freylich sind nicht viele Gegenstände zu solchen Untersuchungen geeignet, und wer *alle* Materien des Civilrechts so bearbeiten wollte, würde nicht selten auf ganz leere Resultate stosen, oder zu Muthmasungen seine Zuflucht nehmen müssen. Aber überflüssig ist darum auf keinen Fall diese chronologische Bearbeitung der, durch bekannte mannichfaltige Veränderungen dazu geeigneten Gegenstände; vielmehr kann die Geschichte der stufenweisen Verbesserung oder Verschlimmerung einer Rechtsanstalt, der innern Vortreflichkeit ihrer Bestimmungen, oder der entgegengesetzten bey ihrer Anordnung begangenen Fehler, des Einflusses, welchen Sitten, Denkungsart des Zeitalters, Religion und tausend äuserliche Umstände auf sie hatten, für den Philosophen sowohl, als den nachdenkenden Juristen nicht anders, als höchst fruchtbar und lehr-

reich seyn. Wie leicht werden aber die feinern Räder in der Maschine der Gesetzgebung übersehen, wenn man den Freund der Rechtsgeschichte nur auf bestimmte Standpuncte führt, um ihm aus einem jeden nur einen eingeschränkten Theil ihrer Wirkungen, unabhängig von den Ursachen derselben und von ihren spätern Veränderungen, zu zeigen? Doch verdunkelt diese Bemerkung keinesweges den Werth eines Werks, wie das gegenwärtige, wodurch die Geschichte des römischen Rechts zuerst zu demjenigen Grade der Vollkommenheit ausgebildet worden ist, der sie berechtiget, ohne durch die Vergleichung zu verlieren, neben ihren ältern Schwestern aufzutreten. Wir halten es für Pflicht, unsre Leser auf einige Vorzüge und neue Ideen dieses an Gedanken so reichen Buchs aufmerksam zu machen, ohne die, verhältnissmäßig nur geringen Mängel zu verschweigen, welche die strengere Kritik daran entdeckt. Gleich im Eingange §. 6. stellt der Vf. die, in jedem Theile der Geschichte, besonders aber in dem gegenwärtigen so nöthige Warnung auf: *„nicht alles revolutionenweise vorgehen zu lassen."* Diesem Gesetze ist er selbst so treu geblieben, dass er da, wo andere einen bestimmten, schneidenden Anfang für gewisse Veränderungen in der Lage des Staats und des positiven Rechts im Staate, als unbezweifelt gewiss voraussetzen, mit der strengsten Unpartheylichkeit, alles auf einen einfachen, natürlichen, aus der Beschaffenheit des Gegenstandes von selbst hervorgehenden Uebergang reducirt, und manchen, bisher allgemein für wahr gehaltenen, gewaltsamen Schritt, den die Cultur der Gesetzgebung gemacht haben soll, mit ächtem historischen Prüfungsgeiste verdächtig macht. Aus diesem Gesichtspunkte widerlegt er die gemeine Meynung von der Einseitigkeit der Senatusconsulte in den Zeiten des Freystaats, und der unter den Kaisern damit vorgegangenen Veränderung (§. 53.), von einem bestimmten Anfange und einer ausdrücklichen Uebertragung der monarchischen Regierung unter August (§. 83 u. 84.), von dem frühen Ursprunge der Constitutionen, als eigener Rechtsquellen (§. 87.), von der öffentlichen Autorisirung der juristischen Gutachten unter den ersten Kaisern (§. 94.), von der gänzlichen Abstellung der Volksversammlungen unter Tiber (§. 95.), von der Stiftung zweyer, einander ganz entgegengesetzter juristischer Secten, und ihrer Vereinigung unter Hadrian (§. 118.), besonders aber die gewöhnliche Vorstellungsart von der Entstehung und Absicht des *Edicti perpetui* (§. 105 u. 106.), welche letzte Stelle Rec. die schönste im ganzen Buche zu seyn dünkt. Neu und scharfsinnig sind seine Bemerkungen über die Ursachen des Verfahrens der Römer gegen die Schuldner in den frühern Zeiten (§. 14.), über die Entstehung der förmlichen Contracte (§. 30.), über die Form des ältesten Civilprocesses (§. 36.), über die Abwechslung der Praetur und der Criminaldepartements mit Provinzialstellen (§. 44.), über den Ursprung und die Rechtmäßigkeit des *jus honorarium* (§. 54 bis 56.), über den Einfluss der ältern Rechtsgelehrten auf die Bildung des positiven Rechts (§. 57.), über die Ursachen, warum die Römer häufig auf *arbitros* compromittirt haben (§. 75.), über den Zusammenhang des Verbots einer Veräußerung des *fundus dotalis* mit der *Julia de adulteriis* (§. 88.), und über die Ursachen des Verfalls der Jurisprudenz nach Alexander Severus (§. 129). Auch kann Rec. die Kürze und Pracision nicht unbemerkt lassen, womit der Vf. oft in Einem Satze, oft auch in Einem Worte Winke giebt, welche Stoff zu feinen gen Betrachtungen enthalten; z. B. §. 111., wo der Gegenstand des unter Septimius Severus über die Veräußerung der Mündelgüter gemachten Senatusconsults betreffend durch *sichere* Grundstücke eines Minderjährigen (im Gesetze heißt's: *praedia rustica et suburbana*) bezeichnet wird. Eben so musterhaft und zweckmäßig ist der gedrängte Auszug aus *Lex Papia Poppaea* in §. 91. §. Unbedeutend sind in Vergleichung mit so manchen verschiedenen Vorzügen die hin und wieder vorkommenden Unrichtigkeiten, Fehler und Lücken, welche Rec. nur darum genau anzeigen will, damit sein Urtheil über den Werth dieses Buchs vom Verdachte der Partheylichkeit frey bleibe. Die im §. 5. getroffene Auswahl von allgemeinen Schriftstellern über die Rechtsgeschichte kann wohl mit noch einigen wenigstens eben so wichtigen vermehrt werden können; z. B. mit *Gr. Schubart de jure jurisprudentiae*, und *C. Gottfr. Hoffmanns Historia juris*, welche letztere alle Werke über die Rechtsgeschichte an Vollständigkeit übertrifft. Die angenommene Hypothese vom Ursprunge der Römer aus Troja wird contrastirt mit dem kritischen Tone der übrigen Geschichte. §. 10. wird die Eintheilung der Stadt in *vicus* zu neu gemacht, da sie doch nach den Nachrichten des *Livius* und *Dionysius* von *Halicarnass* schon unter dem Romulus zugleich mit den Curien entstanden, aber freylich erst im Freystaate, unter einer sehr veränderten Form benutzt worden ist. §. 12. heißt es: Tarquin habe neue *Senatoren oder Patricier* aufgenommen, gleich als ob beides einerley wäre. *Centuria praerogativa* wird nicht schon zur Zeit der 12 Tafeln, wie §. 20. behauptet wird, durch das Loos bestimmt, sondern erst seit der L. *Sempronia* aus dem 7 Jahrhunderte. In §. 32. sind die Ursachen des Grundsatzes: *Nemo pro parte testatus, pro parte intestatus decedere potest*, nicht befriedigend entwickelt, zu geschweigen, dass es sehr ungewiss ist, ob diese Regel schon zur Zeit der 12 Tafeln als unbezweifeltes Axiom gegolten hat, da Cic. *Invent.* II. 21, auf dessen Auctorität man sich gewöhnlich beruft, sie selbst nicht für entschieden ausgibt. Unrichtig ausgedrückt ist die Alternative im §. 33.: „Sobald kein *Suus* vorhanden war, kam es darauf an, ob der „Verstorbene einst selbst ein Sklave gewesen war, oder „etwa nur seine Voreltern." Offenbar fehlt hier der dritte mögliche Fall, dass ein von völlig freyen Vorfahren herstammender Römer keinen *suus heres* hinterließ, welches übrigens eben so entschieden werden musste, der zweyte Fall.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. August 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) Berlin, b. Mylius: *Institutionen des heutigen Römischen Rechts* etc.

2) Ebendas.: *Lehrbuch der Rechtsgeschichte* bis auf unsre Zeiten etc.

3) Göttingen, b. Dieterich: *Lehrbuch und Chrestomathie des classischen Pandektenrechts* etc.

4) Berlin, b. Mylius: *Lehrbuch der juristischen Encyclopadie* etc.

5) Ebendas.: *Civilistisches Magazin* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In der Deduction der Ursachen, welche den Einfluss der alten römischen Rechtsgelehrten auf die Ausbildung des positiven Rechts veranlasst oder befördert haben (§. 57.) fehlt das Verhältniss des Patronats zwischen Patriciern und Plebejern. §. 82. wird die bekannte *fictio L. Corneliae* aus der *L. Cornelia de falsis* hergeleitet, da doch vorher (§. 52.) die richtigere Meynung war vorgetragen worden, nach welcher schon ein älteres Cornelisches Gesetz über diese Fiction existirt hat. Zu den Bachischen Gründen für die letzte Meynung kommt noch der Umstand, dass jene Fiction nach *Paulus Sentt. recc.* III. 4, (A) 8. auch bey der *Intestaterbfolge* statt gefunden hat. Daher kann sie wohl in einem Gesetze von Verfälschung der *Testamente* nicht einmal *vorübergehend*, wie der Vf. glaubt, erwähnt worden seyn. Im §. 86. hätte unter den Rechten eines *Praefectus Urbi* bemerkt werden sollen, dass er auch eine Appellationsinstanz formirte. Im folgenden §. aber hätten wohl die Benennungen der verschiedenen Gattungen kaiserlicher Rescripte einen Platz verdient. Unter Augusts Edicten (§. 93.) vermisst Rec. das zur Erläuterung der *Servitus altius tollendi* äusserst wichtige Edict von der Höhe der Häuser, dessen Wiederholungen auch unter den Gesetzen der spätern Kaiser fehlen. Der in eben dem §. von Fideicommissen gebrauchte Ausdruck „Befehl" ist in jeder Rücksicht unrichtig. Im §. 99. sticht der ohne Inhaltsanzeige hingesetzte Artikel: „*S. C. Macedonianum*" von der bald kürzern, bald längern Erläuterung der übrigen in demselben §. vorkommenden Gesetze, wovon die wenigsten diesem an Wichtigkeit gleich sind, etwas zu sehr ab. Die Erklärung des Senatusconsults: *ne aedificia negotiandi causa diverentur*, — des einzigen, dessen Inhalt deutsch angegeben ist — hat der Vf. wahrscheinlich aus Vorlesungen vorbehalten. Die Absicht des *S. C. Neronianum*, wodurch der Unterschied in den Ausdrücken der Vermächtnisse nur zum Theil aufgehoben wurde, ist nicht ganz bestimmt gefasst, wenn es heisst: „Dieser Unterschied nur in so weit aufgehoben; *als er unbillig scheinen konnte.*" Wer sucht unter dieser Erklärung eine Verordnung, dass in zweifelhaften Fällen Vermächtnisse nach der Analogie des *Legatum damnationis* beurtheilt werden sollen? Auch fehlen in diesem §. die Senatusconsulte wegen Verfälschung der Testamente aus Nero's Regierung. Der Inhalt des Edictum D. Hadriani (§. 107.) ist wieder zu allgemein ausgedrückt, indem gerade die wesentliche Einschränkung, ohne welche das Gesetz eines der unbilligsten gewesen seyn würde, fehlt. Nach §. 108. sollte es scheinen, als ob Antoninus Pius nicht mehr, als drey *Edicte*, und gar keine andern Verordnungen gegeben habe, da doch die Pandekten und der Codex mehrere seiner *Rescripte* enthalten. Die im 151 §. gemachte Bemerkung: „mannichfaltige Regeln hat man „aufgestellt — gerade das Gegentheil erklärt" — kann gar leicht zu einer Geringschätzung aller kritischen und hermenevtischen Regeln im römischen Rechte verleiten. Bey Gelegenheit des 150 §. hätte wohl etwas über die Rangordnung am Byzantinischen Hofe, und besonders über die Abstufungen der *Comitum Consistorianorum* gesagt werden sollen. Der Seitenblick auf die *Separata oeconomia* (§. 161.) ist in einer Geschichte des *römischen* Rechts überflüssig. Auch war das *peculium quasi castrense* gewiss älter, als es der Vf. in dem nemlichen §. macht. Was im Anfange des 162. §. von der Ehe überhaupt gesagt ist, gilt eigentlich nur von der *zweyten* Ehe. *Militiae* im Sinne des neuern römischen Rechts sind nicht blos verkäufliche *Militärchargen* (§. 164.), sondern alle verkäufliche *Hof-*, *Civil-* und andere *Bedienungen*, oder vielmehr ihre *Besoldungen*. Nicht das *Compendienschreiben*, wie §. 173. gesagt wird, sondern blos das Verdunkeln der Gesetze durch weitläufige *Commentarien* war vom Justinian untersagt worden: denn die *Paratitla*, welche er nie verboten hat, sind ja nichts anders, als Compendien. Vom §. 187. konnte man mehr, als der Vf. gesagt hat, über die Glossatoren erwarten: z. B. die Namen der Vorzüglichsten unter ihnen, ihre Secten, die Verdienste ihres Redacteurs, des Accursius, den man in §. 190. nicht suchen würde. *Cuiacius*, der Vf. des trefflichen Werks über den *Ulpian*, war kein Spanier, wie der Vf. §. 194. anzunehmen scheint, und der *Compilator Graeuna* hätte §. 199. nicht als der *einzige* merkwürdige *italienische* Rechtsgelehrte dieses Jahrhunderts ausgezeichnet, ein *Vico* aber, ein *Campioni*, *Averanius*, *de Januario*, *Ferratius*, *Corsini*, *Beccaria*, *Guadagni*, *Filangieri* darüber nicht vergessen werden sollen. Das Urtheil über *Bynkershoek* (§. 197.) ist eben so unbillig, als das über *Meerman* (ebend.) unverhältnissmässig weit-

läufig ausgefallen ist. Endlich wünscht Rec., dass es dem Vf. gefallen möchte, bey einer zweyten Auflage, welche diesem wichtigen Buche gewiss bald nöthig seyn wird, einige auffallende, von modernen Ideen entlehnte, Ausdrücke zu verbessern, welche den Sinn oft mehr verdunkeln, als deutlich machen: z. B. §. 92. „die römische Mutinybill," §. 111. (von der Regierung des *Septimius Severus*) „aber die ganze Verfassung von Algier war in Rom noch nicht," §. 163. „die juristischen Gesetze," §. 173. „die Juristenfacultät in Rom."

Bey N. III. (*Lehrbuch des klassischen Pandektenrechts*) hatte der Vf. nicht so viele Gelegenheit, seinen Scharfsinn und seine Gelehrsamkeit zu zeigen, wie in den vorigen beiden Werken. Ueberdiess ist es auch erst zur Hälfte vollendet: denn der gegenwärtige erste Theil enthält blos das *jus publicum*, und einen kleinen Theil des *jus privatum*. Ein wichtiger Abschnitt des vom Vf. vorgeschlagenen Cursus ist die Uebersicht des römischen Rechts in der Zeit seiner grössten Vollkommenheit, d. h. unter den Antoninen bis auf Alexander Severus. Diese soll schon beym akademischen Vortrage aus den Quellen selbst erlernt werden. Eine Chrestomathie der vorzüglichsten Stellen, besonders aus der Jurisprudentia antejustinianea und den Pandekten, schien dem Vf. das bequemste Mittel, jenen Zweck zu erreichen. Er liefert sie unter dem Titel eines classischen *Pandektenrechts*, welcher aber auf die Justinianeischen Pandekten keine andere, als die sehr entfernte Beziehung hat, dass, wie in diesen, so auch in der gegenwärtigen Chrestomathie auf die Rechtsgelehrten des 2ten und 3ten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung vorzüglich Rücksicht genommen ist. Daher hat er auch von den Institutionen und vom Codex nur selten, häufiger von den nicht juristischen Classikern Gebrauch gemacht. Die ausgehobenen Stellen selbst sind Belege zu dem, was er in kurzen §§. des Textes als Schilderung des Zustands der Rechtsgelehrsamkeit in der gedachten Epoche aufstellt. Die Ordnung der in diesem ersten Theile bearbeiteten Materien ist folgende: I. *Jus Publicum*. A. Von der höchsten Gewalt überhaupt: 1) vom August, 2) vom Senate. B. Von den einzelnen Regierungsrechten: 1) von den obrigkeitlichen Aemtern, 2) von der Municipalverfassung, 3) von der Finanzen, 4) von der Religion, 5) vom Militär, 6) von Bestrafung der Verbrechen, 7) von der Civilgerichtsverfassung. II. *Jus privatum*. A. Personenrecht: 1) von der Sklaverey, 2) von dem Bürgerrechte, 3) von der väterlichen Gewalt, 4) von der Ehe, 5) von der Tutel. B. Sachenrecht: 1) vom Jus in rem. Hiervon ist blos das Eigenthumsrecht und die Lehre von den Servituten erklärt. Im künftigen Bande wird also das Erb- und Pfandrecht, 2) der Abschnitt von der Obligatio, und C. der Process folgen, wie der S. 147. gegebene Conspectus verspricht. Rec. bezieht sich in Ansehung seines Urtheils über den Werth und die Zweckmässigkeit dieser Vorlesungen auf seine in Betreff des ganzen Plans bereits anfangs gemachten Erinnerungen, und auf die Schwierigkeiten, welche er bey der Anzeige der vorhergehenden Numer in Absicht auf Entwickelung einer innern Rechtsgeschichte aus den *mittlern Perioden* des römischen Rechts bemerkt hat. Folgen der letztern sind einige chronologische Irthümer, welche der Vf. bey aller seiner Genauigkeit und Sorgfalt nicht allemal vermieden hat: z. B. §. 42. wird noch immer die Abgabe von Erbschaften (*vicesima hereditatum*) auf Italien eingeschränkt, da doch Caracalla eben deswegen dem ganzen Orbis Romanus das Bürgerrecht ertheilt hatte, um ihn dieser Abgabe zu unterwerfen. Mehrere Beyspiele könnten aus dem 11. Buche vom römischen Bürgerrecht ausgehoben werden, wovon gewiss das meiste auf das Ende dieser Periode nicht mehr passt, sein jener wichtigen, vom Vf. aber, zu des Rec. Verwunderung, gerade hier mit keinem Wort erwähnten Verordnung Caracalla's. Ulpians Ausführlichkeit in Bestimmung der Vorzüge des Bürgerrechts scheint ihn zu dieser Vernachlässigung verführt zu haben; aber Ulpian hat gewiss wenigstens das Buch, dessen Fragmente wir in der *Jurisprudentia Antejustinianea* besitzen, noch vor Caracalla's Gesetz geschrieben; und würde, wenn er erst unter Alexander Severus daran gearbeitet hätte, ganz anders geurtheilt haben. Ueberhaupt scheint es Rec. ein Fehler in Plane des Vf. zu seyn, dass er für diesen Abschnitt der innern Rechtsgeschichte keinen bestimmten Standpunkt, sondern einen Zeitraum von fast hundert Jahren gewählt hat, welche seit Antonius Pius bis zum Ende der Regierung des Alexander Severus verflossen sind. Es ist natürlich, dass im Anfange dieser Periode vieles anders seyn musste, als es am Ende war; und wer bürgt uns für die Beweiskraft der Stellen aus frühern Classikern, wenn sie nicht Zeitgenossen des Alexander Severus waren? Vorzüglich im zweyten Theile fürchtet Rec. die Folgen dieser Unbestimmtheit; denn gerade das Privatrecht ist in jenem langen Zwischenraume mehr wesentliche Veränderungen als das Staatsrecht. Bis weiter folgt auch aus den Beweisstellen das nicht, was der Vf. bey beweisen wollen. So wird z. B. in L. 1. §. 1. *D. de conslit. Pr.* gerade das Gegentheil von dem behauptet, was im Texte des Vf. §. 12. über die gesetzliche Kraft der kaiserlichen Decrete und Interlocute gesagt ist. Die Stelle aus Lampridius v. Alex. c. 16. welche bey §. 15. citirt ist, handelt nicht vom Senat, sondern vom Consistorium des Kaisers. Eben so wenig kann aus Ulpian l. 18. die fortdauernde Gewalt der tribb. pl. unter den Kaisern bewiesen werden: da wahrscheinlich die Einführung eines *Prätor tutelaris* unter Marcus Aurelius Antoninus die Concurrenz der Tribunen in Vormundschaftssachen überflüssig gemacht hat. Manchmal hat der Vf. durch Abkürzungen den Sinn der Beweisstellen verändert. Ein auffallendes Beyspiel gibt die bey §. 127. angeführte Stelle aus Ulpian III. 3. welche er blos auszugsweise hat abdrucken lassen: „*Latinus — si civem Romanam — uxorem duxerit, testatione interposita, — partus quoque civis Romanus est ex Senatusconsulto, quod auctore D. Adriano factum est.*" Daraus folgt nun freylich ungezwungen, was im Texte steht: „Bey einer Ehe, wo Connubium eintritt, folgen die Kinder dem Vater, wo keines eintritt, der Mutter, ausgenommen, wenn „diese eine Römerin und der Vater ein Peregrinus ist; „denn da folgen nach einem ausdrücklichen Volksschluss „die Kinder der ärgern Hand." Im ganzen Zusammenhange aber lautet Ulpians Stelle so: „*Liberis jus Qui-*

vitium consequitur Latinus, qui minor triginta annorum manumissionis tempore fuit: nam lege Junia cautum est, ut, si civem Romanam, vel latinam uxorem duxerit, testatione interposita, quod liberorum quaerendorum causa uxorem duxerit, postea filio filiave nato natave, et anniculo facto, possit apud Praetorem vel praesidem provinciae causam probare, et fieri civis Romanus, tam ipse, quam filius filiave ejus, et uxor; scilicet, si et ipsa Latina fit: nam si uxor civis Romana fit, partus quoque civis Romanus est ex SCto, quod auctore D. Adriano factum est." Wenn man diese Stelle mit einer andern aus Ulpian V. 8. zusammenhält, so findet man, dass der Jurist drey Gesetze über diesen Gegenstand unterscheidet: 1) *Lex Mensia* — den ausdrücklichen Volksschluss, nach welchem, wie der Vf. sich ausdrückt, die Kinder der ärgern Hand folgen. Diese handelte von *Peregrinis überhaupt.* 2) *L. Junia* (Norbana), welche den *Latinis* (also einer blossen Classe der Peregrinorum) ein Mittel zeigte, wie sie nicht nur selbst für ihre Person römische Bürger werden, sondern das *jus civitatis* auch ihren Weibern und Kindern zuwenden konnten, jedoch nicht anders, als: *testatione interposita* etc. 3) ein S. C. Hadrians, nach welchem es, *in Rücksicht auf die Kinder eines Latinus* weder einer *testatio*, noch der übrigen Vorausfetzungen bedarf, um diesen das Bürgerrecht zuzuwenden, wenn nur die Mutter eine *römische Bürgerin* ist. Also hätte sich der Vf. auf jeden Fall im Texte des 127. §. bestimmter ausdrücken sollen. Von geringern Belange sind folgende leicht zu verbessernde Unrichtigkeiten, die zum Theil nur im Ausdrucke liegen: §. 69. „*Die Praevaricatio* ist ein eigenes *judicium publicum*," statt: „*für die Praevaricatio* ist ein eignes *judicium publicum* bestimmt." §. 126. „Wer eine Charge bekleidet," darf seine Untergebene nicht heirathen," wo es heissen muss: „Wer eine Provincialcharge u. f. w." Denn auf die übrigen obrigkeitlichen Aemter erstreckte sich dieses Verbot nicht. Nicht ganz passt der §. 146. übrigens sehr deutlich angegebene Charakter der freywilligen Entschuldigungen, warum eine Vormundschaft abgelehnt werden kann, auf die Abwesenheit in öffentlichen Angelegenheiten, weil ein solcher Abwesender auch nicht einmal genöthigt werden kann, Vormund zu bleiben, wenn er schon die Vormundschaft bereits übernommen hat. Als wesentliche Lücken endlich im Plane des Vf. bemerken wir, dass man §. 23. den *Praetor fideicommissarius fiscalis* und *tutelaris*, §. 26. eine genauere Beschreibung von dem so wichtigen Amte eines *Praefectus Praetorio*; im *achten Buche* die Materie von Verjährung der Verbrechen, welche nicht einmal bey Gelegenheit der einzelnen Verbrechen beyläufig berührt ist; im *neunten* die ganze Lehre vom *foro*, und §. 124. den Unterschied zwischen der strengen und weniger strengen Ehe vermisst; da hingegen die §§. von Appellationen im neunten Buche, mehr in den Abschnitt des zweyten Theils, der vom Processe handeln soll, und die §. 123. enthaltenen Grundsätze von der *conventio in manum* (wenn anders diese Art der Ehe noch für das Zeitalter der Antonine passt,) mit besserm Rechte in das nächstfolgende Buch von der Ehe zu gehören scheinen.

Num. IV. (*Lehrbuch der juristischen Encyklopädie*) keiner so genauen Verbindung, als die ersten 3 Bücher. Ueber den Endzweck und Plan dieser Vorlesungen hat sich der Vf. selbst in einem Auffatze seines civilistischen Magazins (1. B. 3. Heft, S. 384 ff.) näher erklärt, und zugleich zwischen seiner Encyklopädie und den drey wichtigsten bisherigen Lehrbüchern in dieser Gattung, dem *Pütterschen*, *Reitemeierschen* und *Schmalzischen* eine Vergleichung angestellt, woraus das Eigenthümliche seines Plans am deutlichsten erhellet. Um von dem letztern unsern Lefern einen Begriff zu machen, heben wir die wesentlichsten Ideen jenes Auffatzes aus, und verbinden damit das, was der Vf. in der Einleitung dieses Lehrbuchs über die Natur und Bestimmung der juristischen Encyklopädie gesagt hat. Schon der Unterschied zwischen *äusserer* und *innerer Encyklopädie* (§. 1.) ist ihm eigen. Unter *jener* versteht er einen Unterricht, welcher blos den Begriff, Umfang, Zusammenhang und Nutzen, allenfalls auch die Lehrart der einzelnen Wissenschaften angibt: *diese* enthält auch noch überdiess von jeder ein mehr oder weniger zusammengedrängtes System. Um die letztere war es dem Vf. hauptsächlich zu thun, wenn er versprach, „vorläufige Notizen über „jeden Theil der noch jetzt anwendbaren Rechtsgelehrsamkeit, von den Büchern, woraus er geschöpft werden muss, von den wichtigsten Begriffen und Sätzen, „woraus er besteht, und von der Ordnung und Art, ihn „zu studieren," zu liefern. Sollte der Vf. unter den Büchern, woraus jeder Theil der Rechtsgeschichte geschöpft werden muss, andere, als Quellen und Compendien verstanden haben: so hat er in der Ausführung selbst nicht Wort gehalten. Doch wir sind weit entfernt, ihm diess als einen Fehler anzurechnen, da eine blose trockene Bücheranzeige dem Anfänger, für welchen der encyklopädische Unterricht zunächst bestimmt ist, nichts helfen kann, weil er doch noch keinen Gebrauch von den ihm empfohlnen Schriften zu machen versteht: und wir halten daher die Sorgfalt, welche in einigen juristischen Encyklopädien, besonders in der Schottischen, auf die Literatur verwendet ist, für sehr überflüssig. Eine vorzüglich glückliche Idee war es, dass durch die Encyklopädie des Vf. die Zuhörer einen so viel möglich bestimmten Begriff und Vorschmack von allen ihren künftigen Collegien und Compendien bekommen sollten; daher macht eine gedrängte Darstellung des Systems einer jeden Wissenschaft, verbunden mit einer Uebersicht der Ordnung, in welcher die gangbarsten Compendien geschrieben sind, den gröfsten Theil des gegenwärtigen Lehrbuchs aus. Von dieser Seite nähert sich sein Plan am meisten dem *Schmalzischen*, der aber schon wegen gänzlicher Weglassung des Staatsrechts für deutsche Universitäten unbrauchbar ist. Desto mehr entfernt es sich aber von dem Pütterschen, in welchem ein Umriss der *Aussenseite* jeder Rechtswissenschaft, also ihr Begriff, Zusammenhang, ihre Quellen und die Studierart die Hauptsache ausmachen; und vom *Reitemeierschen*, dessen Eigenthümliches darinnen besteht, dass von der Gesetzgebung im allgemeinen ausgegangen, und die innere fowohl, als äussere Geschichte des positiven Rechts mit dem encyklopädischen Unterrichte verbunden wird. Der Vf. schliesst also die innere Rechtsgeschichte der ältern Perioden ganz aus, und schränkt sich bey jedem Rechte auf die Quellen und eine

Ueberſicht des *jetzigen* Syſtems ein, in der Ueberzeugung, daſs die beiden Claſſen von Zuhörern, für welche er ſeine encyklopädiſchen Vorleſungen zunächſt beſtimmt, nemlich Anfänger in der Jurisprudenz und Nichtjuriſten, welchen es bloſs um eine allgemeine Ueberſicht der juriſtiſchen Wiſſenſchaften zu thun iſt, die innere Rechtsgeſchichte weniger intereſſant und weit ſchwerer finden, als die andern Gegenſtände. Dieſe Einſchränkung des durch die neuſten Lehrbücher ohnehin vielleicht zu weit ausgedehnten Gebiets der Encyklopädie verdient bey den übrigen Theilen des vom Vf. vorgeſchlagenen Curſus, worin die Rechtsgeſchichte den vorzüglichſten Platz einnimmt, mehr Lob, als Tadel. Aber weniger, als ſeine Vorgänger, hat der Vf. für die Aufſtellung allgemeiner Grundſätze, worauf die poſitive Geſetzgebung beruht, und für die Ueberſicht des Zuſammenhangs aller einzelnen Rechtswiſſenſchaften unter einander geſorgt. Nicht einmal der Begriff vom *poſitiven Rechte* iſt irgendwo deutlich erklärt, und gleichwohl iſt nirgends die Gelegenheit ſchicklicher, ihn ausführlich zu entwickeln, als in der Encyklopädie. Aufs *Naturrecht* iſt im ganzen Lehrbuche keine Rückſicht genommen, wenn man etwa die Definition der Jurisprudenz (§. 3.) ausnimmt, die gerade blos aufs Naturrecht paſst, ſo wenig es auch die Abſicht des Vf. geweſen ſeyn kann, die Verwandſchaft des natürlichen und poſitiven Rechts dadurch anzudeuten, wie man aus den unmittelbar darauf folgenden Erläuterungen ſieht. Wir wollen die eignen Worte des Vf. herſetzen: „Die Jurisprudenz iſt die Wiſſenſchaft von „Zwangsrechten und Zwangspflichten', d. h. von dem, „was nach dem höchſten, formellen oder materiellen, Prin„cipe des Rechtverhaltens erzwungen werden darf." (Wir würden zugeben, daſs dieſe Erklärung ſich auf *poſitive* Jurisprudenz paſste, wenn poſitives Recht überall das *wäre*, was es *ſeyn ſoll* — Vernunftrecht, durch die öffentliche Gewalt im Staate ſanctionirt. —) „Ihr eigent„licher Gegenſtand ſind freylich nur diejenigen Sätze „hierüber, welche in unſerm Staate und zu unſerer Zeit „gelten." (Nicht *Gegenſtand*, ſondern *Quellen* der Jurisprudenz ſind dieſe Sätze, wenn ſie eine Wiſſenſchaft der *Zwangsrechte* und *Zwangspflichten* iſt.) „Da aber dieſe „Sätze nach und nach, in altern Zeiten und oft auch „bey andern Völkern entſtanden ſind, ſo iſt für das gründ„liche Studium der Rechte ihre Geſchichte ganz unent„behrlich." Zu dieſer Vernachläſsigung des Naturrechts enthält zwar §. 367. den Schlüſſel, wo es unter die blos philoſophiſchen Wiſſenſchaften gezählt wird. Aber die *encyklopädiſche Ueberſicht* des Rechts kann bey dieſer Trennung nicht gewinnen, ſobald es darauf ankommt, von allgemeinen Begriffen über Recht und Unrecht auszugehen, um die Entſtehung der poſitiven Geſetze, worauf ſich die mannichfaltigen Theile der Rechtsgelehrſamkeit beziehen, *philoſophiſch* zu entwickeln: ſo nothig auch in der Wiſſenſchaft des Naturrechts die Warnung iſt, ſeine Grundſätze nicht aus poſitiven Geſetzen zu entlehnen, noch Demonſtrationen aus allgemeinen Begriffen, welche ſich in der poſitiven Jurisprudenz machen laſſen, mit Naturrecht zu verwechſeln. Noch nachtheiliger iſt der Mangel einer Ueberſicht des Zuſammenhangs, welcher zwiſchen den einzelnen Theilen der Rechtsgelehrſamkeit ſtatt findet. Zwar haben §. 6 — 8. und §. 221 — 229. dieſe Beſtimmung; allein die vom Vf. zum Grunde gelegte ganz neue Claſſification der juriſtiſchen Wiſſenſchaften machte es ihm unmöglich, ihre Verbindung ſo genau zu entwickeln, als es nach den gewöhnlichen Methoden möglich iſt. Es gehört nemlich unter die Eigenheiten dieſes Lehrbuchs, daſs alle Theile der Rechtsgelehrſamkeit unter zwey Hauptrubriken: *jus publicum* und *jus privatum*, gebracht ſind. Man ſieht leicht, daſs der Ausdruck: *jus publicum*, in einem heut zu Tage ganz ungewöhnlichen Sinne gebraucht iſt, wenn der Vf. will, daſs alles, was zunächſt und unmittelbar auf das Ganze ſich bezieht (*quae publice utilia ſunt*), darunter verſtanden werden ſoll, und, dieſer Idee gemäſs, unſer dem *eigentlichen Staatsrechte*, noch folgende *fünf* Fächer dahin rechnet: das *Kirchenrecht*, den *Reichsproceſs*, das *Cameral-* und *Polizeyrecht*, das *Criminalrecht* und das *Völkerrecht*. Unter der Rubrik: *jus privatum*, behandelt er die aus dem römiſchen, kanoniſchen und deutſchen Rechte zuſammengeſetzten Grundſätze des eigentlichen Privatrechts, ohne ſie übrigens in der ſyſtematiſchen Ueberſicht nach ihren Quellen abzuſondern. So wenig nun die Vervielfältigung der einzelnen Rechtswiſſenſchaften gebilligt werden kann: ſo unbequem ſind gleichwohl in gewiſſer Rückſicht die Folgen, die dieſer Verſuch, ſie zu vereinfachen, für den encyklopädiſchen Unterricht haben muſs. Wie iſt es möglich, den Regeln einer guten Methode treu zu bleiben, wenn man ſich genöthigt ſieht, im Kirchenrechte, einem Theile des öffentlichen Rechts nach der Claſſification des Vf., ſchon Grundſätze des Privatrechts von der Ehe, von der Eintheilung der Sachen u. ſ. w. vorzutragen, oder umgekehrt in das Privatrecht eine Bemerkung einfließen zu laſſen, wie beym Lehnrechte nach dieſer Vorſtellungsart nöthig iſt: „daſs es aus dem deutſchen Staats- und Privatrechte gemiſcht ſey (§. 351.)?" Wie iſt es möglich, vom Reichsproceſſe mit Nutzen einen Vorſchmack zu geben, ehe die allgemeinen Grundſätze des Proceſſes, die nach des Vf. Syſtem ins Privatrecht gehören, erläutert ſind? Und zwiſchen dieſen beiden Fächern iſt im gegenwärtigen Lehrbuche eine Kluft von nicht weniger, als beyläufig 200 §§. Doch der Vf. hatte, wie es ſich in der Vorrede erklärt, bey dieſer Claſſification noch eine andere Abſicht, die wir nicht verſchweigen dürfen, ohne unbillig zu ſeyn, weil ſie gerade mit den übrigen Theilen ſeines Plans ſehr conſequent zuſammenhangt. Er hatte bemerkt, daſs der publiciſtiſche Theil weit mehr anziehe, als das Privatrecht, nemlich, als der römiſche Theil dieſes letztern, weil die meiſten Zuhörer gewöhnlich ſolche wären, die gerade in demſelben halben Jahre ſchon Vorleſungen über das römiſche Recht beſuchen. Um ihnen alſo dieſelbe Sache nicht ausführlich doppelt zu ſagen, war er im Privatrechte nicht nur abſichtlich kürzer, als im *jus publicum*, ſondern kleidete es auch in ein aus den ſämmtlichen, in Deutſchland geltenden Quellen, zuſammengeſetztes Syſtem ein, welches keine Aehnlichkeit mit Vorleſungen über reines römiſches Recht hat, und doch nicht blos von dieſem, ſondern auch von den übrigen, das Privatrecht betreffenden, Vorleſungen einen ſehr nützlichen Vorſchmack gibt.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. August 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) Berlin, b. Mylius: *Inſtitutionen der heutigen römiſchen Rechts* etc.

2) Ebendaſ.: *Lehrbuch der Rechtsgeſchichte* bis auf unſre Zeiten etc.

3) Göttingen, b. Dieterich: *Lehrbuch und Chreſtomathie des claſſiſchen Pandectenrechts* etc.

4) Berlin, b. Mylius: *Lehrbuch der juriſtiſchen Encyclopädie* etc.

5) Ebendaſ.: *Civiliſtiſches Magazin* etc.

(*Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion*)

Wir empfehlen daher dieſes kurze Syſtem des heutigen Privatrechts als einen der glücklichſten Verſuche, die Reſultate der heterogenſten Quellen in eine, dem neuſten Zuſtande des poſitiven Rechts in Deutſchland angemeſſene Form zu bringen, und können dem Scharfſinne des Vf. auch in dieſem Stücke unſern gerechten Beyfall nicht verſagen, wenn ſchon einzelne Lücken hin und wieder uns aufgefallen ſind. So vermiſſen wir z. B. im Perſonenrechte einige Paragraphen von den Rechten der Handwerker, Bauern und Soldaten, ſo wie die Bemerkung, daſs daraus eigene Rechtswiſſenſchaften gebildet worden ſind. Im übrigen iſt die Anordnung des gegenwärtigen Lehrbuchs folgende. Den Anfang in jedem Abſchnitte macht eine kurze Entwickelung des Begriffs, der Quellen, und des Syſtems einer jeden einzelnen Rechtswiſſenſchaft nach der eigenen Vorſtellungsart des Vf. Darauf folgen methodologiſche Regeln, nebſt einer kurzen Skiagraphie des Compendiums, welches in dieſer Diſciplin das beſte, oder wenigſtens das gangbarſte iſt. Nur im Privatrechte iſt eine Ausnahme gemacht, wo (in Gemäſsheit der ſehr richtigen Bemerkung des Vf., daſs der akademiſche Unterricht die Theile deſſelben mehr nach den *Quellen*, als nach den *Gegenſtanden* abſondert, das encyklopädiſche Bedürfniſs aber eine Vereinigung dieſer Quellen unter ein Syſtem fodert,) auf die Quellenanzeige jene allgemeine Ueberſicht des ganzen in Deutſchland geltenden Privatrechts folgt, ehe die Einrichtung der einzelnen jetzt gewöhnlichen, und auf Privatrecht ſich beziehenden Vorleſungen über römiſches, deutſches und Lehnrecht, desgleichen über den Proceſs gezeigt wird. Indeſſen hat der Vf. doch das Syſtem des Lehnrechts in einigen beſondern Paragraphen; die mit der Ueberſicht des Privatrechts in keiner Verbindung ſtehen, abgehandelt, ungeachtet er hofft, daſs man, wenn einmal das Collegium über das deutſche Recht ſeine ganze Ausdehnung erhalten haben wird, auch dieſe Wiſſenſchaft mit hineinziehen werde. Weit kürzer, als die beiden erſten, fürs *jus publicum* und *privatum* beſtimmten Theile, iſt der dritte, welche die dem Staats- und Privatrechte gemeinſchaftlichen Vorleſungen, nemlich Rechtsgeſchichte, Hermeneutik, juriſtiſche Literärgeſchichte, Encyklopädie und die praktiſchen Collegien zu Gegenſtänden hat. Den Begriff der juriſtiſchen Hermeneutik ſchränkt der Vf. wohl zu ſehr ein, wenn er in ihr nur Sätze aus der *Rechtsgeſchichte*, welche zur richtigen Erklärung der Quellen beytragen, findet. Die Rechtsgeſchichte, ſelbſt im weiteſten Sinne, enthält weder die philoſophiſchen, noch die grammatiſchen Regeln, welche die juriſtiſche Auslegungskunſt zu einer der intereſſanteſten und nothwendigſten juriſtiſchen Wiſſenſchaften erheben. Ueberhaupt beurtheilt er dieſe Kunſt etwas zu unbillig, wenn er eigene Vorleſungen darüber für entbehrlich erklärt (§. 354.), da er doch gerade eine andere Art von Vorleſungen — exegetiſche über einzelne Gegenſtände — aufs neue empfiehlt, die nach des Rec. innigſter Ueberzeugung ohne vorausgeſchickte Auslegungsgrundſatze durchaus nicht gelingen kounen. Den Beſchluſs macht ein doppelter Anhang: 1) von den nicht juriſtiſchen Collegien, 2) von der Art zu ſtudieren überhaupt, welcher, ſo wie das ganze Werk, mehrere treffliche methodologiſche Winke enthält, wovon jedoch einige nur auf das Göttingiſche Locale paſſen. Warum der Vf. wohl gerade nur dieſem Lehrbuche, und nicht auch ſeinen Inſtitutionen und ſeiner Rechtsgeſchichte ein *Regiſter* angehängt haben mag?

Schon iſt die Anzeige der Lehrbücher des Vf. zu weitläuftig gerathen, als daſs wir uns mit verhältnifsmäſsig gleicher Vollſtändigkeit über Nr. V. (*Civiliſtiſches Magazin*) verbreiten könnten. Auch iſt hierüber, einige wenige Stellen abgerechnet, ein detaillirtes Urtheil nicht ſo nöthig, als bey den vorigen Numern, da der gröſste Theil der Aufſätze ſich auf Entwickelung und Erläuterungen des neuen Plans von civiliſtiſchen Curſus beziehet, mit welchem unſere Leſer ſchon bekannt ſind. Die meiſten Abhandlungen, aber nicht alle, rühren vom Herausg. her; einige ſind bloſs Ueberſetzungen; zum Theil mit eigenen Bemerkungen des Herausg.; mehrere, nemlich im I. Bande Nr. 8. 12. und 21., und im II. B. Nr. 8. gehören gar nicht; andre, beſonders N. 10. und N. 14. im I. B. und N. 6. im II. B. nur ſehr entfernt in den Plan einer für *röm. Recht* allein beſtimmten Zeitſchrift. In vielen Aufſätzen hat ſich der Vf. unverkennbare Verdienſte um Aufklärung des römiſchen Rechts aus ſeinen Quellen, und um Berichtigungen mehrerer gewöhnlicher Vorſtellungsarten erworben; in einigen iſt aber zu viel, und bisweilen etwas bitter polemiſirt, un-

geschtet man dem Vf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen muss, dass er, wenn er auch bitter wird, nie die Gesetze der Unparteylichkeit aus den Augen setzt. Es ist zu wünschen, dass dieses in jeder Rücksicht wichtige Journal, welches eine Menge nützlicher Ideen in Umlauf bringt, und einen geläuterten Geschmack im römischen Rechte befördert, mehr Unterstützung beym Publicum finden möge, als der Zeitraum, welcher seit der Erscheinung des letzten Hefts in der Ostermesse 1792 verflossen ist, erwarten lässt. Der Inhalt der einzelnen Hefte ist folgender:

Ersten Bandes I. Heft. 1) *Ueber den Plan, die Absicht und die Grenzen dieses Journals.* Der Vf. bestimmt folgende Gegenstände für dasselbe: Geschichte des römischen Rechts im heutigen Europa, seiner Aufnahme und Bearbeitung, die ganze juristische Literärgeschichte, in so fern sie nicht andern Classen von Rechtsgelehrten mehr, als dem Civilisten wichtig ist; das System des heutigen röm. Rechts mit Ausschluss einzelner praktischer Controversen; die Versuche, das Civilrecht durch neue Gesetzbücher zu erleichtern, oder umzuschaffen; endlich die Prüfung der gewöhnlichen Methoden und Vorschläge zu bessern. Recensionen neuer Bücher soll das Journal nicht enthalten, besonders weil der Herausg. alle seine Arbeiten dieser Art den Göttingischen Anzeigen gewidmet hat. Dagegen will er von Zeit zu Zeit ein getreues Verzeichniss der von ihm in jenen Zeitungen herrührenden Recensionen civilistischer Bücher geben, um theils den Vorwurf der Namenlosigkeit zu vermeiden, theils zuweilen eine Nachschrift oder Apologie beyfügen zu können, welches beides der Plan jener Anzeigen selbst nicht gestattet. (Hätte der Vf. das Verzeichniss seiner Recensionen blos auf die Kritiken *civilistischer* Bücher eingeschränkt: so würde nichts dagegen einzuwenden seyn. Aber da er auch aus andern Fächern, als aus dem civilistischen, ja sogar von *nicht juristischen* Büchern, Recensionen anzeigt: so kann man ihn wohl mit Recht beschuldigen, dass er die Grenzen seines Plans überschritten habe. Einem weniger gelehrten und fleissigen Schriftsteller, als dem Herausgeber, würden wir bey solchen Digressionen entweder Mangel an Materialien, oder etwas Eitelkeit zur Last legen; beym Vf. kann es aber vielleicht übertriebene Gewissenhaftigkeit seyn). Auch sollen alle über den Vf. erschienene Recensionen mit den nöthigen Vertheidigungen abgedruckt werden. Uebrigens macht Rec. den Vf. auf den Widerspruch zwischen der S. 10. dieses Aufsatzes befindlichen Klage über den Verfall des civilistischen Studiums, und seinen Aeusserungen in der *Rechtsgeschichte* §. 203. aufmerksam. H. *Leibnitz*. Unter dieser Rubrik liefert der Herausg. Auszüge aus L. „*Nova methodus discendae docendaeque jurisprudentiae*," die seinen eigenen Vorschlägen nahe kommen. Die Hauptidee des grossen Mannes war für den vollständigen Unterricht in der Jurisprudenz vier Fächer abzusondern: das dogmatische, historische, exegetische und polemische. III. *Pütter über die Art, das römische Recht zu lehren.* Ein Abdruck aus dessen juristischer Encyklopädie und Methodologie, der die Uebereinstimmung der Pütterischen Verbesserungsvorschläge mit der Reform des Vf. beweisen soll. Aber P. dringt auf ein *vollständiges* System des röm. Rechts, nicht auf einen *Auszug* des heut zu Tag noch nützlichen Theils desselben, als Surrogat der Institutionen- und Pandektenvorlesungen. — III. *Eines verstorbenen Rechtsgelehrten vom ersten Rufe Anzeige seiner Vorlesungen.* Unter dieser etwas problematischen Rubrik, die der Vf. in einem spätern Hefte selbst entziffert hat, ist ein Programm von *Leyser* gemeynt, welches unter seinen Meditationen Sp. 662. B. X. S. 641 ff. vorkommt. Wer sollte auch, wenn ihn nicht die Lectüre des *ganzen* Leyser ohne Auswahl anzieht, oder ein glücklicher Zufall gerade auf diese Stelle aufmerksam macht, in einer Abhandlung „*de ficta obligatione erga patriam*" die Ankündigung eines neuen Studierplans vermuthen? Uebrigens hat *Leysers* Plan mit dem des Herausg. nichts weiter gemein, als die Einschränkung der ersten Anfangsgründe des röm. Rechts aufs wirklich brauchbare. *Leyser* wählte daher für den ersten Unterricht statt der Institutionen — den kleinen *Struv.* V. *Erläuterungen über den neuen civilistischen Cursus.* VI. *Ueber das Studium der reinen römischen Jurisprudenz von Schlosser.* Beyträge eines *Schlossers* müssen für diese Zeitschrift schon eine günstige Präsumtion bewirken, wenn sie sich auch durch den innern Gehalt der eigenen Aufsätze des Herausg. weniger auszeichnete. In der gegenwärtigen geistvollen Abhandlung jenes ächten Kenners und Freundes des römischen Rechts wird das Studium der reinen röm. Jurisprudenz vorzüglich aus zwey Gründen empfohlen: einmal, weil das röm. System ein vollständiges, zusammenhängendes Rechtssystem ist, wie wir sonst keines haben; hiernächst, weil die in den Gerichten üblichen Rechte ohne eine vollständige Kenntniss von jenen weder verbessert, noch begriffen, noch mit Sicherheit angewendet werden können. VII. *Vorläufige Nachricht wegen der civilistischen Manuscripte im brittischen Museum*, von Hn. *Planta* in London. Eine Stelle in *Heineccius* Vorrede zum *Corpus juris* machte den Vf. aufmerksam auf Handschriften des *Ulpian* und *Paulus*, die in England vorhanden und noch nicht benutzt seyn sollten. Nachdem er das Verzeichniss englischer Handschriften, auf welches *Heineccius* sich berief, nachgeschlagen hatte, fand sich zwar keine Nachricht von Manuscripten des *Paulus*, wohl aber war von *Ulpian* eine doppelte Handschrift angezeigt: eine unter dem Titel: *de edendis actionibus*, eine andere unter der Rubrik: *de judiciis*. Er zog also Erkundigungen von diesem Mspte in London ein, und es fand sich beym Durchgehen der Handschriften des brittischen Museums allerdings ein *anonymischer* Tractat *de judiciis*, nebst einem andern unter der Aufschrift: *Ulpianus de edendo*. Von diesem letztern wird im *dritten* Hefte Nr. XVI. Nachricht ertheilt, und es ergiebt sich nun, dass der ganze Fund eine unbedeutende Compilation ist, die sicherlich nicht den Ulpian zum Vf. hat, fondern aus einem weit spätern Zeitalter zu seyn scheint, da selbst Spuren des justinianeischen Rechts darin vorkommen. Durch die Gefälligkeit des Hn. Geh. Secretär *Best* in London ist dem Vf. ungefähr der vierte Theil des ganzen Tractats in Abschrift mitgetheilt worden, und davon hat der Herausg. eine Probe im

im dritten Hefte abdrucken laſſen, woraus man ſieht, daſs das Ganze eine ziemlich vollſtändige Abhandlung des Proceſſes ſeyn muſs. VIII. *Recenſionen des Vf. in den Göttingiſchen Anzeigen v. J.* 1789. IX. *Was iſt Obligatio?* (S. 126—128.) gegen *Hopfners* Commentar über die Inſtitutionen, wo *obligatio* nur dem *Schuldner* zugeſchrieben wird, da gleichwohl eigentlich das ganze Verhältniſs zwiſchen Gläubiger und Schuldner im röm. Rechte darunter begriffen iſt. 2tes Heft. X. *Prüfung der Theorie der Injurienproceſſe, nach den Annalen der preuſſiſchen Geſetzgebung B. II. S.* 36. *ſammt deren Anwendung auf den Starkiſchen Proceſs gegen die Berliner Monatsſchrift*, von *Schloſſer*. (S. 129—216.) Nur beyläufig werden in dieſem, übrigens ſehr ſchätzbaren Beytrage, einige Grundſätze des römiſchen Rechts von Injurien nach der dem berühmten Vf. eigenen Manier geprüft, und auf den Starkiſchen Proceſs angewendet. Die Hauptſache iſt eine Widerlegung der Entſcheidungsgründe, aus welchen das Berliner Kammergericht in dieſer Injurienſache den Kläger abgewieſen hat. XI. *Berichtigung einiger gewöhnlichen Vorſtellungsarten in Hopfners Commentar.* 1) *Daſs Hadrians Conſtitutionen von keiner andern Art waren, als die ältern.* Damit iſt aber immer noch nicht die Urſache des Phänomens erklärt, daſs gerade der Juſtinianeiſche Codex keine ältern Conſtitutionen, als die vom Hadrian, enthält. Wollte man ſagen, daſs dieſs auch im *Codex Gregorianus* und *Hermogenianus* der Fall ſey, den die Verfaſſer des Juſtinianeiſchen Codex vor Augen hatten: ſo bleibt gleichwohl die andere Frage unbeantwortlich: warum die Verfaſſer jener ältern Sammlungen ſich ein gleiches Ziel geſetzt haben? Sollte nicht die Urſache im Conſiſtorium principum liegen, dem wahrſcheinlich Hadrian zuerſt ſeine Conſiſtenz gegeben hat? Denn etwas muſs die Sammler doch bewogen haben, gerade *nicht früher* anzufangen. 2) *Ueber die Lex Junia Norbana.* Sehr richtig beweiſt der Herausg. aus *Doſithei fragmentum regularum* §. 6—8., daſs ſchon vor dieſem Geſetz Freygelaſſene, welche nicht ſey erlich manumittirt waren, keinen Antheil am röm. Bürgerrecht hatten, ja nicht einmal wahre Freygelaſsne waren; und daſs alſo, wenn Tiber ihnen einen eignen Stand anwieſs, ihre Rechte dadurch vielmehr vermehrt, als vermindert worden ſind. 3) *Ueber dominium quiritarium und bonitarium an einer res nec mancipi* —, daſs auch *res nec mancipi* ſowohl in *dominio quiritario*, als *bonitario* ſeyn konnten, wird aus *Ulpian* XXIV. 7. bewieſen. 4) *Ueber die drey Bedeutungen von titulus und modus adquirendi.* Iſt gegen die gemeine Vorſtellungsart vom Unterſchiede zwiſchen *titulus* und *modus adquirendi* und von der Nothwendigkeit eines vorhergehenden *titulus* zum *modus adquirendi* gerichtet. Die ſchon in ſeinen Inſtitutionen (*Anm. zu* §. 33.) nur entfernt angedeuteten Ideen hat der Vf. hier mit einer Gründlichkeit und Präciſion entwickelt, gegen welche die Vertheidiger des gemeinen Syſtems durchaus nichts werden einwenden können. Er unterſcheidet nemlich drey Bedeutungen von *titulus*, wovon aber nur die beiden erſten in den Quellen ſelbſt vorkommen: a) wenn man durch *traditio* unmittelbar Eigenthümer werden will, ſo muſs eine *juſta cauſa* (*titulus*) vorhergehen, welche allerdings, aber nur in dieſem Zuſammenhange, ein *jus in perſonam* gibt, ſo lange auf des andern Seite die *Obligatio ad tradendum* noch nicht erfüllt iſt. b) Wenn man etwas *virjahren* will, ſo iſt der *titulus* kein bloſes *jus in perſonam*, ſondern ſchon der Anfang des rechtmäſsig *erworbenen Beſitzes* ſelbſt, der aber noch nicht ſogleich Eigenthum gibt. Hier iſt alſo ſogar *traditio*, verbunden mit ihrer *cauſa praecedens*, nichts weiter als titulus, wozu noch eine ganze Reihe körperlicher Handlungen, nemlich die Fortſetzung des Beſitzes, hinzukommen muſs, wenn die Verjährung vollendet werden ſoll. Am deutlichſten ſieht man das am titulus *pro ſoluto*. Bey dieſem kann doch nicht mehr von einer *bloſsen Foderung* die Rede ſeyn, da er vorausſetzt, daſs etwas in Gemäſsheit einer *Foderung* bereits *tradirt* iſt. Und aus dieſem Zuſammenhange iſt eigentlich der Kunſtausdruck *titulus* entlehnt. c) Daſs aber auch unter *titulus* die Urſache verſtanden werden kann, welche es bloſs *möglich* macht, ein Recht zu erwerben, und unter *modus adquirendi* die *wirkliche Realiſirung* jener Möglichkeit, iſt zwar eine ſehr richtige, nur aber nicht im röm. Rechte gegründete Speculation, die ſich übrigens auf alle Rechte, alſo auch auf *jus in perſonam*, auf *jus perſonarum*, ja ſogar auf *jus publicum* anwenden läſst, und dem *jus in rem* gar nicht allein eigen iſt. Rec. bleibt kein Wunſch übrig, als daſs es dem Vf. möchte gefallen haben, auf die vier Ausnahmen der gewöhnlichen Theorie, ſo wie ſie *Heineccius* vorſtellt, Rückſicht zu nehmen, und dieſe nach ſeinen durchaus richtigen Grundſätzen zu erläutern. XII. *Ueber Hn. Kammergerichtsraths Klein's Geſpräch im Reiche der Todten.* Bezieht ſich auf einen Aufſatz im April der Berliner Monatsſchrift von 1790, und gehört ſchlechterdings nicht in den Plan dieſes Journals, da der ganze Streit auf eine Unterſuchung aus dem Naturrechte hinauskommt. 3. Heft. XIII. *Berichtigung einiger gewöhnlichen Vorſtellungsarten in Hopfners Commentar. Fortſetzung von N. XI.* 1) Ueber die *Bonorum poſſeſſio* (S. 257 ff.). Der Vf. führt zuvörderſt als einen Beweis, wie undeutlich dieſe Lehre von *H.* vorgetragen iſt, eine Frage an, worauf er weder im *Heineccius*, noch bey *Hopfner*, noch bey irgend einem andern ihm bekannten Civiliſten eine Antwort gefunden zu haben bekennt, die Frage: „*Wer geht in der Colliſion vor, der heres civilis „oder der bonorum poſſeſſor?*“ Er ſelbſt hat zwar nicht hier, aber theils in ſeiner Diſputation *de bonorum poſſeſſionibus*. (Halle 1788.) theils in ſeiner Rechtsgeſchichte §. 70. dieſe Frage beantwortet; und es iſt deſto nothwendiger, ſeine Entſcheidung wörtlich hieher zu ſetzen, da er im Magazin jeden künftigen Rec. auffodert, „dieſen Fall entweder ſelbſt zu entſcheiden, oder anzugeben, wo er ſich entſchieden finde.“ In der Rechtsgeſchichte ſchreibt er nemlich ſo: „Es iſt die dreiſteſte „Behauptung, die ſich nur gedenken läſst, zu ſagen: „die *bonorum poſſeſſio* habe nur ſolche Perſonen angegangen, die nach dem Civilrechte unfähig geweſen „ſeyen. Durchaus niemand konnte je wirklicher Erbe „werden, für den der Prätor nicht geſorgt hatte: durchaus niemand konnte Erbe werden, wenn der Prätor

„ihm in seinem Edicte einen andern vorzog; aber wenn „dieser andere zugleich Erbe nach dem alten Rechte war, „so konnte er das Vermögen bekommen, ungeachtet „nicht er, sondern der, welcher im Edicte nach ihm kam, „die *bonorum possessio* wirklich gesucht hatte. Jede *bonorum possessio* war unwirksam, *sine re*, die ein Erbe „nach altem Rechte würde haben hindern können, so „bald er sich gemeldet hätte.“ Aus dem Magazine erhellt, dafs nach seiner Meynung auf den Unterschied zwischen bonorum possessio *cum re* und *sine re* alles ankommt, und dafs dieser Unterschied nicht blofs bey der b. p. *contra* tabulas, wie man gewöhnlich glaubt, sondern auch bey der *secundum* tabulas statt findet: wie aus Ulpian XXIII. 6. sehr deutlich bewiesen wird. Rec. ist zwar vom Vf. überzeugt, dafs sein eigener Scharfsinn ihn auf die eben mitgetheilte Entscheidung geleitet hat; so wie es überhaupt unläugbar ist, dafs er die Lehre von der *bonorum possessio* weit consequenter vorträgt, als alle seine Vorgänger; allein desto weniger unangenehm kann dem Vf. die Entdeckung einer Stelle aus einer ältern Abhandlung eines verdienstvollen Gelehrten seyn, der die *bon. poss.* fast aus demselben Gesichtspuncte betrachtet, und auch das vor den meisten Civilisten voraus hat, dafs er in dem Prätor keinen Betrüger, und in der *b. p.* keine sinnreiche Bemäntelung eines Eingriffs ins positive Recht findet. Diese Abhandlung ist *Jo. Theoph. Seger* Diss. *de successorio edicto*, (Leipzig 1769.,) wo S. 20. u. 21. folgende Worte vorkommen: „*Sui atque legitimi „et nullo tempore ad abstinendos se cogebantur, aut ab „hereditatis petitione arceri poterant, nisi forte ex magna „caussa dies cernendi praefinitus fuisset, et ipsis Praetor „dabat bonorum possessionem, si ea re illorum magis ea, „quam successio juris civilis videretur. Si quis vero successoribus iis, neque a paterna hereditate se abstinentibus legitimamve repudiantibus remotior agnatus cognatusve bonorum possessionem impetraverat, haec quidem sine re erat, id est, absque juris effectu, utpote qua data nihilo minus hereditas a suo legitimove „herede evinci posset.*“ Und nun beruft er sich auf die nemliche Stelle aus Ulpian XXVIII. 13., die der Vf. selbst in dieser Materie classisch nennt. Auch hat *Seger* besonders die Bemerkung sehr gut ausgeführt, , und auf die *bonorum possessiones* angewendet, dafs es nach dem strengen Rechte kein Einrücken der entfernteren Erben in die Stellen der nähern gab (*quod in legitimis hereditatibus jure civili non erat successio:* Ulpian. XXVI. 5.); ein Umstand, der am besten die Ursache erklärt, warum auch Civilerben in so vielen Fällen *bonorum possessionem* nöthig hatten. Was übrigens der Vf. bey eben dieser Gelegenheit gegen §. 701. des Höpfnerischen Commentars erinnert hat, finden wir in der *vierten* Ausgabe verbessert. 2) *Warum Realcontracte eine Klage bewirken?* Hier scheint dem Vf. des Commentars Unrecht zu geschehen. Denn er spricht von einem *vorhergegangenen Vertrag*, aus welchen ein Theil etwas *erfüllt* hat, durch dessen *Annahme* der *andere* Theil seine Zufriedenheit mit jenem Vertrage, und die Absicht, auch *seiner seits* ihn zu erfüllen, zu erkennen gibt. 3) *Begriff der Separation.* Es fey nicht immer eine Gattung des *depositi* und habe auch nicht immer *rem litigiosam* zum Gegenstande. 4) *Ueber Lex si contendat.* *Höpfner* hatte sie ehemals offenbar falsch erklärt; aber nun ist auch diese Irrthum in der neuesten Ausgabe verbessert. 5) *Warum der Kauf die Miethe bricht?* Einen der Gründe, welche der Vf. des Commentars von diesem Satze sonst angeführt hatte, findet Rec. nun in der neuesten Ausgabe ebenfalls weggelassen. Aber ein anderer Irrthum, welchen der Herausg. des Magazins nicht weniger rügt, ist gleichwohl stehn geblieben; dafs nemlich der Satz: Kauf bricht Miethe, der Rechtsanalogie zuwider sey. 6) *Was sind quadrupedes?* Der Vf. nimmt mit *Meerman* an, dafs Quadrupedes nicht blofs Zug- oder Lastthiere sind. Unbrigens hat er sich in dem, dem vierten Hefte vorgedruckten Inhalte erklärt, dafs er diese Rubrik nicht weiter fortsetzen wird, zumal seitdem er bemerkt hat, dafs sie für ein Zeichen persönlicher Animosität gehalten werde. Inzwischen bringt es Hn. *Höpfner* eben so viel Ehre, dafs er wenigstens einige jener Bemerkungen zu Verbesserungen seines gewifs sehr schätzbaren Commentars benutzt, als unserm Vf., dafs er durch eine Kritik des Brauchbarkeit dieses allgemein gelesenen Buchs erhöht hat. XIV. *Ueber die literarische Bildung des sel. Prof. Brandis, von Spittler.* Auch dieser Aufsatz gehört wieder nur entfernt in den Plan des Magazins, aufser in wie fern es interessirt, zu wissen, dafs auch *Spittler* die vom Vf. angefangene Reform des Civilrechts durch seinen Beyfall belobnt. XV. *Ueber die Institutionen des heutigen röm. Rechts.* Vertheidigungen gegen Recensionen, bey welcher Gelegenheit der Vf. beyläufig seine Meynung über die Natur der *rei vindicatio* und *actio Publiciana*, über den *usus*, über *servitutes praediorum rusticorum*, *emphyteusis*, Anwendung der Lehre von den römischen Sklaven, deutsche Compendien, und *impensas necessarias* und *utiles* sagt.

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Berlin, b. Unger: *Anweisung zum Seifensieden, Lichtziehen, Essigbrauen* u. s. w. 2te Aufl. 1791. 128 S. 8. (8 gr.)

Hannover, b. Hellwing: *Militairisches Taschenbuch zum Gebrauch im Felde.* Aufgesetzt von *G. Scharnhorst.* 2te Aufl. m. K. 1793. 480 S. 8. (2 Rthlr. 18 gr.)

Magdeburg, b. Scheidbauer: *Vom Wiedersehn in der Ewigkeit.* Vier Predigten von *C. G. Ribbeck.* 2te Aufl. 1792. 166 S. 8. (10 gr.)

Schwerin u. Wismar in der *Bödnerschen* Buchh.: *Oekonomische Aufsätze.* Vom Rath *G. F. Wiese.* 2te Aufl. 1794. 582 S. 8.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 28. August. 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) BERLIN, b. Mylius: *Institutionen des heutigen Römischen Rechts* etc.

2) Ebend.: *Lehrbuch der Rechtsgeschichte* bis auf unsre Zeiten etc.

3) GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Lehrbuch und Chrestomathie des classischen Pandektenrechts* etc.

4) BERLIN, b. Mylius: *Lehrbuch der juristischen Encyclopädie* etc.

5) Ebend.: *Civilistisches Magazin* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Rec. ist zwar an dem Tadel der Erklärung, welche der Vf. von den letzten beiden Begriffen gegeben hat, unschuldig, kann aber doch nicht unbemerkt lassen, dass „die Fussangel" welche der Vf. S. 368. für altugelehrte Rec. bestimmt hat, nicht so sehr gefährlich ist, um in der zu diesem Behuf abgedruckten Stelle Ulpians Worte aus VI. 15 – 17. zu verkennen. Ob aber auch das, was bey den *impensis dotalibus* Rechtens ist, eine unveränderte Anwendung auf *alle* übrige und besonders die vom Vf. angeführten zwey Fälle des Aufwands leidet, ist eine andere Frage, deren Untersuchung der gegenwärtige Raum nicht gestattet. XVI. *Ulpianus de edendo* von Hn. geh. Secretär *Best* in London. S. oben Nr. VII. XVII. *Ueber die Vorlesungen des Herausg. im Winter* 1790 – 91. enthält besonders die Ankündigung seiner Encyklopädie. 4. *Heft.* XVIII. *Ueber die pacta und contractus nach dem Justinianeischen Rechte, von J. G. Langsdorf.* Ein äuserst interessanter Auszug aus dem schon 1777 (nicht 1772, wie aus Irrthum in der Vorerinnerung des Herausg. gesagt wird) erschienenen lateinischen Original, welchen der Vf. selbst dem Herausg. mitgetheilt, dieser aber mit trefflichen Anmerkungen bereichert hat. Das Original ist übrigens bekannter, als der Herausgeb. zu glauben scheint, und auch in den Buchhandel gekommen, wie Rec. versichern kann. Die Zusätze des Herausg. betreffen folgende Gegenstände: Geschichte der Stipulationen, Justinians Literalcontract, die Quasicontracte, die Benennung *Contract*, die Ursache, warum die Schenkung eine eigene und zwar römische Erwerbungsart ist, die Condictionen, die *Pollicitatio dotis*, die unbenannten Contracte und das *precarium*. Rec. wünschte aus dem Schatze neuer Ideen, den die Bemerkungen des Herausg. enthalten, wenigstens einige ausheben zu können; aber schon hat diese Anzeige die gewöhnlichen Gränzen zu weit überschritten, als dass er sich dieses Vergnügen erlauben darf. XIX. *Heyne über die Ehrenbezeugungen, welche den römischen Rechtsgelehrten unter den Kaisern wiederfuhren.* Ein aus den Göttinger Anzeigen wieder abgedruckter Auszug des Heynischen Programms, welches schon vor einigen Jahren in unserer Zeitung angezeigt worden ist. XX. *Neue civilistische Collegien in Göttingen* 1790 und 1791. Mehrere Docenten in Göttingen haben den Anfang gemacht, das römische Recht nach bessern Systemen, als den bisher gewöhnlichen, vorzutragen: auch sind schon Vorlesungen über eine Chrestomathie aus Cicero für das römische Recht angekündiget. XXI. *Recensionen des Vf. in den Götting. Anzeigen, Jahrgang* 1790. Der Recensionen sind 19 und auf ihr Verzeichnis folgt die Beantwortung einer doppelten Antikritik: 1) *Glücks* in der Vorrede zum zweyten Theile seines Pandektencommentars, und 2) *Westphals* in Betreff seiner Theorie von Testamenten. Gegen den ersten ist der Vf. sehr bitter; — bitterer, als es gegen einen Mann von *Glücks* Verdiensten billig ist, der doch wahrlich, einzelne Fehler abgerechnet, eine Menge der nützlichsten Ideen durch seinen Commentar in Umlauf setzt, und gewiss manchem denkenden Kopfe Veranlassung zum tiefern Studium des römischen Rechts gibt. Wir wünschten übrigens, dass der Vf. dem Schlusse dieses Bandes ausser der Inhaltsanzeige, auch ein Register beygefügt haben möchte.

Zweyten Bandes 1. *Heft.* I. *Daniel Nettelbladt. Einige Bemerkungen über seinen literarischen Charakter.* Der Einfluss der Wolfischen Philosophie auf Nettelbladts Bildung, seine Rivalität mit Becmann und einigen andern Gegnern, die Ursachen seines akademischen Beyfalls, und eine unpartheyische Prüfung seines juristischen Curfus sind die Hauptgegenstände dieses interessanten Aufsatzes. II. *D. Alb. Dict. Trekells Bestätigung seiner Ideen über res mancipi und verwandte Gegenstände, mit Anmerkungen.* In den „hamburgischen Berichten von gelehrten Sachen" fand der Herausg. einige Recensionen über *Conrad's*, *Rossmann's* und *Meerman's* Abhandlungen vom Unterschiede zwischen *res mancipi* und *nec mancipi*, die den um das ältere römische Recht verdienten *Alb. Dict. Trekell* zum Vf. haben. Da er in diesen Kritiken Grundsätze bemerkte, die mit den seinigen nicht nur gröstentheils übereinstimmten, sondern ihn auch auf manche neue Idee hinleiteten, so liess er sie mit Anmerkungen hier abdrucken, worin er seine Meynung über *res mancipi* und *nec mancipi*, desgleichen über *dominium quiritarium* und *bonitarium* theils berichtigt, theils genauer bestimmt und erläutert. Besonders hat die *Rossmannische* Abhandlung ihn veranlasst, die

leichtere Erkennbarkeit als einen Charakter der *res mancipi*, neben ihrem *grössern Werthe* anzunehmen, in welchen letztern er in seinen ältern Schriften allein ihren Unterschied von *res nec mancipi* gesetzt hatte. Allein würde nicht unter dieser Voraussetzung die Eintheilung in *res fungibiles* und *non fungibiles* ganz mit der in *res mancipi* und *nec mancipi* zusammentreffen? Würden nicht die römischen Juristen da, wo sie jene Gattungen charakterisiren wollen, weit leichter sie durch die Benennung ihrer Eigenschaften als *res mancipi* oder *nec mancipi* bezeichnet haben? Und ist es wohl wahrscheinlich, dass Justinian noch den so wesentlichen Unterschied zwischen *res fungibiles* und *non fungibiles* übrig gelassen haben würde, wenn er mit einer alten Eintheilung der Güter ganz auf eins hinausgekommen wäre? Zudem, wenn wir auch die leichtere Erkennbarkeit nicht als einen Grund des Unterschieds zwischen *res fungibiles* und *non fungibiles* annehmen wollen, was bewog die Römer, die *servitutes praediorum urbanorum* unter die *res nec mancipi*, und die *jura rusticorum praediorum* unter die *res mancipi* zu rechnen? Erkennbarer ist doch wohl eher eine *servitus urbana*, als *rustica*: und wenn jene das nicht ist: so sind doch auf jeden Fall beide wenigstens gleich schwer zu erkennen. Bey dieser Gelegenheit kann Rec. nicht umhin, den Herausg. auf eine von so vielen Civilisten und Philologen überlebene Stelle aus *Cicero* pro Flacco c. 32. aufmerksam zu machen, aus welcher *Puffendorf Obss.* II. 79. die Theorie von *res mancipi* und *nec mancipi* so meisterhaft entwickelt hat, obschon übrigens die Ideen dieses Gelehrten von *dominium quiritarium* und *bonitarium* mit der Meynung des Herausgeb. ganz übereinstimmen. III. *Ein Beytrag zur Ehrenrettung Tribonians.* Dass das Institutionen-System, weil es nur auf *Privatrecht* gelt, nicht zu verwerfen, sondern vielmehr sehr consequent sey, da es mit dem reinen, und nicht mit dem angewandten *Personenrechte* den Anfang mache. „Das reine „Personenrecht beantwortet bey jedem Stande blos die „drey Fragen: Was ist er, wie entsteht er, und wie „hört er wieder auf? Es abstrahirt ganz von dem Einflusse, den er auf Mein und Dein haben kann. Hingegen das angewandte Personenrecht nimmt bey jedem „Stande auch das mit, was er an Mein und Dein be„stimmt." Wir haben diese neue, so äusserst wichtige Idee, welche jeder, der ein System des römischen Privatrechts aufführen will, beherzigen sollte, mit des Vf. eigenen Worten angeführt, und freuen uns, dass sie in einem der vorzüglichsten Producte unserer neuesten juristischen Literatur, in *Dabelow's* System der heutigen Civilrechtsgelahrtheit bereits benutzt und entwickelt worden ist. III. *Nachtrag von Berichtigungen zu Glücks Commentar*, B. II. Die Gegenstände sind: das dreyfache deutsche Bürgerrecht, die Reichsdörfer, die Ausschliessung der Tochter von der ältesten Intestaterbfolge bey den Römern. Da der Herausgeb. zum letzten Punkte einige literarische Zusätze gemacht hat, so will Rec. diese durch die Anzeige einer gegen den *Paganinus Gaudentius* erschienenen Schrift vermehren, die aber freylich mehr wegen ihrer Seltenheit, als wegen ihres innern Gehalts angeführt zu werden verdient. Ihr ganzer Titel ist folgender: „Diatribe in *Exercitationem Paganini Gaudentii I. C. de lege, quae foeminas a successione repellit, ad Illustrissimum et Celsissimum Saxoniae Principem. Auctore Ivaro Nicolai Hershalmio.* Hafn. 1663. 12°. Bey dem mehr theologisch-politischen, als historischen Zwecke dieser Schrift ist die Untersuchung, ob schon die 12 Tafeln das weibliche Geschlecht von der Erbfolge ausschliessen, ganz vermieden, indem der Vf. die entgegengesetzte Meynung mit Gaudentius als wahr voraussetzt, und nur die Moralität dieser Gleichstellung gegen Gaudentius vertheidigt. 2. *Heft. V. Ob die Römer Assecurationen hatten?* Wird gegen einen in *Bösch's* und *Ebeling's* Handbibliothek befindlichen Aufsatz von *Remarus* gelungen. VI. *Ueber Wucher und Wuchergesetze. Einige Beytrage zu Herrn Lic. Günthers Schrift über diesen Gegenstand.* Dieser Aufsatz, in welchem einige Ideen der Günthersichen Preisschrift berichtigt werden, enthält eben so schätzbare Beweise von den Einsichten des Herausgeb. in der Politik der Gesetzgebungskunst, als die übrigen von seiner gründlichen civilistischen Gelehrsamkeit. Die Punkte, welche er einer nähern Prüfung unterwirft, sind folgende: 1) *Zinsen zu nehmen ist überhaupt nicht unbillig.* Der Herausgeb. glaubt eine der wichtigsten Ursachen des fast allgemeinen Hanges gegen die Zinsen in der Empfindung des Dürftigen zu finden, dass der Reichere gerade das im Ueberflusse besitzt, dessen Mangel jenen am meisten drückt. Er vergleicht daher diesen Hang mit dem gegen die Konjunden. 2) *Ob die gesetzliche Bestimmung des Zinsfusses ist unbillig, und sie eine andere Uebereinkunft der Interessenten verbietet.* 3) *Die Wucherkünste sind ausserst mannichfaltig.* 4) *Sehr viele Wucherkünste würden dadurch wegfallen, wenn man immer den Werth der Geldprämie nach Procenten ausgedrückt seyn müsste.* 5) *Es wäre besser, die Volljährigkeit der Regel nach von der individuellen Reife, als blos vom Alter abhängig zu machen.* Die Ursache, warum die südliche Hälfte Deutschlands einen spätern Termin der Volljährigkeit annimmt, als die nördliche, d. h. diejenige, welche dem Sächsischen Rechte folgt, liegt wohl in dem historisch erweislichen Umstande, dass der nördliche Theil von Deutschland seinem vaterländischen Rechte treuer geblieben ist, als der südliche, der vor Einführung des römischen Rechts allerdings ein, seinem Klima angemessneres, früheres Ziel der Volljährigkeit von *achtzehn* Jahren hatte. VII. *Von dem Zinsfusse der Reichsgesetze.* Der Bogen des vorigen Aufsatzes, auf welchem der Vf. behauptet hatte, dass der Reichsabschied von 1530 den Zinsfuss auch bey *versprochenen* Zinsen bestimme, war schon abgedruckt, als ihn die wichtige *Hasslandsche* Abhandlung über diesen Gegenstand (in *dessen Beyträgen zur Berichtigung der positiven Rechtswissenschaften*) vom Gegentheil belehrte. Diesen Irrthum nimmt er nun im gegenwärtigen Aufsatze wieder zurück, und untersucht zugleich weitläuftiger die Ursache, warum man in den Reichsgesetzen die versprochenen Zinsen nicht eingeschränkt habe. Er erklärt sie durch die Voraussetzung, dass man damals alle *versprochene* Zinsen für unerlaubt und wucherlich gehalten habe. Bey dieser Gelegenheit macht er wieder eine schöne Bemerkung aus dem römischen Rechte, die zu wichtig

ist, als dass wir sie unsern Lesern vorenthalten können. Er findet es nemlich charakteristisch bey Justinians Gesetzgebung, dass die christliche Religion auf ihr Privatrecht so wenig Einfluss hat, und lost dadurch die Schwierigkeit, welche Justinians Begünstigung der Zinsen mit sich führt, wenn man sie mit dem Mosaischen Rechte vergleicht. VIII. *Recensionen des Vf. in den Göttingischen Anzeigen.* Jahrgang 1791. Diesmal 23. IX. *Nachtrag von Berichtigungen zu Glück's Commentar*, B. II. *Beschluss.* Ueber das Recht des Vaters am *peculium*, über die Erklärung des Justinischen Gesetzes aus Hippocrates und Galenus, über das Verhältniss der Ehe zum Concubinate, über die Zeugungsfähigkeit eines sechzigjährigen und den Zwang zur Ehe, vom Worte: *gemanat*, bey Adoptivnamen, und über einen Beweis *a priori*, dass es gerade *vier* Realrechte gebe. X. *Zwey Stimmen aus dem sechzehnten Jahrhunderte über die juristische Methode.* Nemlich ein übersetzter Brief von *Wesenbek* von 1570 und eine Stelle aus *Melchior von Osse* Testament. Hoffentlich sollen diese Auszüge nichts weiter beweisen, als dass es schon im 16 Jahrhunderte Männer gegeben hat, welche eine Reform der juristischen Lehrart wünschten. Denn an Billigung der hier abgedruckten Vorschläge ist wohl im Ernste nicht zu denken. So verwirft z. B. *Wesenbek* alles Nachschlagen der Beweisstellen, so lange man auf Universitäten ist. Der Herausg. hätte noch anführen können, dass *Melchior von Osse* besonders den nach Leipzig mit vielen Kosten verschriebenen *Pet. Loriottus* anfeindete, weil er die Cujacianische Methode einführte. S. *v. O.* Testament S. 385. wo folgende naive Stelle vorkommt: „Nun hält Doctor „Petrus Loriottus in seinem Lesen einen solchen *modum*, „der hiebevorn, meines Erachtens, dergestalt in Welli„schen und Deutschen Landen nicht gehört, wiewohl „vielleicht derselbige den Schülern nütz seyn kann, *so ist doch mein Verstand zu geringe, dass selbiger gründlich zu verstehen, darumb werden die dass Verständigen „betrachten, ob der Sachen dadurch geholfen*." XI. *Juristische Nachrichten von der Leydenschen Universität*, 1790. Wieder ein merkwürdiger Aufsatz! Wir wünschten, dass der Herausg. uns mehrere ähnliche Nachrichten vom Zustande des juristischen Studiums auf andern ausländischen, besonders italienischen, Universitäten geben könnte! XII. *Beschreibung der ältesten Ausgabe von Cains und Paulus.* Nicht die *Sichardische* Ausgabe von *Caii Institt.* und *Pauli Sentt. recc.* ist die älteste, sondern eine andere von *Amaricus Bochardus*, Paris 1525. 4. welche selbst *Schulting* nie gesehn hat, aber die Göttinger Universitätsbibliothek besitzt. Der Herausg. hat versprochen, die wichtigern Varianten daraus in einem neuen Abdrucke von *Pauli Sentt.* bekannt zu machen; Rec. weiss aber nicht, ob dieser Abdruck bereits erschienen ist.

Schliefslich will Rec. noch etwas über die dem Vf. eigne Art, Stellen aus dem römischen Rechtskörper anzuführen, erinnern. Der Vf. citirt nemlich nie die Rubriken, sondern blofs die Zahl der Bücher, Titel und Gesetze, welche letztere er in den Pandekten mit *fr.* im Codex mit *const.* bemerkt: z. B. XLIX. 2. *fr.* 1. §. 2. (statt: L. 1. §. 2. D. *A quibus adpell. non licet*) VI. 23. *const.* 3. (statt: L. 3. Cod. *de testam.*) Nun ist zwar Rec. kein pedantischer Vertheidiger der einmal hergebrachten Art zu citiren, und fühlt so gut als der Vf., das Abstechende dieser aus dem Mittelalter uns überlieferten Sitte von unserer heutigen Art zu studieren. Allein es scheint ihm eben so wenig rathsam, die Sache jetzt ändern zu wollen. Denn *erstlich* denkt sich das juristische Publicum schon bey den Rubriken ungefähr die Materie, worauf das *Citatum* Bezug hat: welches bey blofsen Zahlenallegaten nicht möglich ist. Sodann mufs man sich dennoch, wenn man auch die Methode des Vf. befolgt, die bisherige Citirart nebenbey geläufig machen, so lange noch gerade die wichtigsten civilistischen Werke in dieser Form existiren. Dadurch wird also die Sache dem Anfänger schwerer gemacht, als nöthig ist. Endlich (welches aber Rec. eben nicht für den wichtigsten Vortheil der alten Methode ausgeben will) wird das gute Vernehmen der Anfänger mit dem *Corpus juris* durch die bisherige Gewohnheit doch in etwas unterhalten; ob aber die neue Citirart diesen Zweck befördern kann, daran zweifelt Rec. wohl nicht ohne Grund.

Noch verbinden wir die Nachricht von einer frühern Arbeit des Vf. mit der gegenwärtigen Anzeige, damit unsere Leser einen vollständigen Begriff von seinen Verdiensten ums Civilrecht bekommen. Der Titel ist folgender:

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Eduard Gibbon's historische Uebersicht des Römischen Rechts*, oder das 44. Capitel der Geschichte des Verfalls des Römischen Reichs. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Prof. *Hugo* in Göttingen. 1789. 13¾ B. 8.

Es war eine glückliche Idee, einen Theil eines zwar allgemein bewunderten, aber vielleicht gerade von derjenigen Classe des Publicums, für welche diese Uebersetzung bestimmt ist, weniger gelesenen Werks, gemeinnütziger zu machen. Schon des ist interessant zu erfahren, wie ein Mann von *Gibbon's* Geiste, der nicht Rechtsgelehrter von Profession war, aber über römisches Recht viel dachte und nachlas, um ein vollkommenes Gemälde von dem Geiste des Zeitalters, welches er sich zum Gegenstande seines Meisterwerks gewählt hatte, aufzustellen, wie ein solcher Mann über die Entstehung und Ausbildung des positiven Rechts urtheilt. Selbst seine Fehler sind belehrend, und der Gesichtspunkt, aus welchem er die Gesetzgebung studierte, kann nicht anders, als zu vielen neuen Aufschlüssen und zur Entdeckung vieler bisher verkannter Wahrheiten Gelegenheit geben. Sehr richtig findet Hr. *H.* eine Ursache mehrerer fehlerhafter Vorstellungen bey *Gibbon* in der allzu grofsen Aufmerksamkeit, welche dieser Geschichtschreiber auf den Ausdruck gewendet hat. Einem witzigen, blendenden Einfall opferte er bisweilen die historische Wahrheit auf, und es gereicht dem Uebersetzer zum Verdienste, dass er dergleichen Verirrungen in seinen Zusätzen nicht unbemerkt gelassen hat. Die Uebersetzung selbst ist treu

und fliefsend; und nur in der äufsern Anordnung hat Hr. H. einiges geändert. Denn die Abschnitte sind von ihm; die Anmerkungen des Originals aber sind zum Theil unter den Text gebracht, zum Theil, wenn sie blofs gelehrten Inhalts waren, und die Lectüre des Textes stören konnten, am Ende angehängt. Seine eigenen Zufätze hat er mit [ ] bezeichnet, so wie die Noten, womit er bisweilen den Text erläutert oder berichtigt, mit Buchstaben, weil die Noten des Originals Zahlen haben. In den eigenen Anmerkungen des Uebersetzers finden wir oft mit Vergnügen die ersten Keime der neuen Ideen, welche er in der Folge in die Rechtsgeschichte oder das Magazin aufnahm. Ueber gewisse Gegenstände, z. B. über die Trennung der jurisdischen Secten (S. 49.) über die Ursachen, warum in *L. Jul. de adulteriis* die Veräufserung des unbeweglichen Heirathsguts untersagt wurde (S. 93.), über *res mancipi* und *nec mancipi* (S. 109.) u. f. w. dachte er damals anders, als in seinen neuern Schriften: manche Zufätze enthalten auch Bemerkungen, die er sonst nirgends wieder ausgeführt hat: z. B. S. 54. f. S 65. f. S. 67. f. S. 86. u. f. w. Ueberhaupt sind der Zufätze zu den literarischen Anmerkungen weniger, als zu den übrigen. Ob schon wir übrigens nicht allen Meynungen, die der Uebersetzer auch hier äufsert, Beyfall geben können: so müssen wir demungeachtet die Lectüre dieses kleinen geistvollen Buchs einem Jeden empfehlen, für den Untersuchungen über den Geist der Gesetzgebung Interesse haben.

GESCHICHTE.

LEIPZIG, in der Weidmannischen Buchh.: *Geschichte des Hochstifts Lüttich*, von *Karl Moritz Fabritius*. 1792. 294 S. gr. 8.

Die Geschichte der Lütticher ist unstreitig eine der interessantesten Specialgeschichten Deutschlands. Die grofsen Freyheiten der Stände dieses Landes und der stete Kampf um ihre Erhaltung gewähren einen Anblick von Kraft und Energie, der selbst bey der Vermischung mit manchen wilden und zügellosen Scenen immer noch Vergnügen zurücklässt. Sie verdiente daher um so mehr einen geschmackvollen Bearbeiter, da die beiden Hauptwerke, darüber, *Foullon* und *Fisen* eben nicht zu ihrem Studium anlocken können. Leider ist aber auch die gegenwärtige Schrift ohne dieses Verdienst, vielmehr eine blofse Compilation, vorzüglich aus Foullon, nicht Geschichte des Volks, sondern Geschichte der Bischöfe, ohne feine Bemerkungen, Stil und Darstellung ungefeilt und rhapsodisch. Dafs der Vf. nicht eingesehen hat, dafs *Foullon* und *Fisen*, als eifrige Anhänger der Bischöfe und als Jesuiten schrieben, man folglich bey ihrer Schilderung der Revolutionärs in der Lütticher Geschichte; wie z. B. der Familie von der Mark vieles von den zu schwarz aufgetragenen Farben verwischen müsse, darf niemanden wundern, sobald er (S. 216.) den Vf. im Ernst behaupten sieht, dafs der gemeine Lütticher immer ein kleines Taschenmesser bey sich führe, und damit seinem Feinde, wenn er mit ihm von ungefähr in Streit geräth, oft Galgen und Rad auf das Gesicht schneide, worin er eine besondre Geschicklichkeit besitze. Auch ist die Geschichte nicht vollständig, sondern Hr. F. beschliefst sie mit dem J. 1716: aber freylich — hört *Foullon* gerade mit diesem Jahre auf, und unerachtet wir also gar nichts von der Geschichte Lüttichs in diesem Jahrhundert, von seinen Schicksalen in dem österreichischen Erbfolgekriege, seinen Streitigkeiten mit dem König von Preufsen, und besonders von den wichtigen innern Streitigkeiten der Stände mit dem Fürsten wegen Ertheilung der Privilegien und der zum Theil dadurch veranlafsten Revolution vom J. 1789 erfahren, so bescheiden wir uns doch gern, dafs Hr. F. sehr triftige Gründe gehabt hat, nicht bis auf seine, sondern nur bis auf Foullon's Zeiten zu arbeiten, behält ein zweyter *Foullon* die Geschichte Lüttichs im achtzehnten Jahrhundert geschrieben haben wird, wird Hr. F. gewifs nicht säumen, die Lücke seines Werks gehörig auszufüllen.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Hamburg*, b. Hoffmann: *Versuch über die richterliche Billigkeit*, von *Heinrich Wilh. Lawätz*, königl. dänischen Justizrathe. 1793. 52 S. ohne die Vorerinnerung. 8. — Diese Schrift soll die Grundregel angeben, nach welcher der Richter in Anfehung der Billigkeit zu verfahren habe. Sie enthält aber aufser einer ziemlich vollständigen Angabe der Literatur nichts, als eine Reihe von römischen Gesetzen und Stellen aus ältern und einigen neuern Civilisten mit deutschen Uebersetzungen, auch mitunter viel leere Declamation, ohne dafs irgendwo der Begriff der richterlichen Billigkeit und die Regeln ihres Gebrauchs bestimmt angegeben, und an passenden Beyspielen gezeigt wären. Am Ende sind zwar einige Regeln angehängt. Sie erläutern aber nichts, und zeichnen dem Richter keine Gränzen vor. Um dieses scheint es dem Vf. auch nicht gerade zu thun gewesen zu seyn. Denn noch mehr ist die Billigkeit des Richters an keine Schranken gebunden, sondern hat auch in solchen Fällen freyen Spielraum, wo die deutlichsten Vorschriften der Gesetze vorhanden sind. Wir anerkennen die gute Absicht des Vf. nicht, zweifeln aber, ob die Justizpflege dabey gewinnen würde, wenn man dem individuellen Billigkeitsgefühle des Richters Gesetze und Rechte der Partheyen Preis gäbe.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 29. August 1794.

MATHEMATIK.

LEIPZIG, b. Cruſius: *Combinatoriſche Analytik und Theorie der Dimenſionszeichen* in Parallele geſtellt, von *Heinrich Auguſt Töpfer.* 190 S., nebſt 8 groſsen Tafeln mit Formeln. 1793. 8.

Hr. Prof. Fiſcher in Berlin hat bekanntlich eine Theorie der Dimenſionszeichen herausgegeben, (m. ſ. A. L. Z. 1793. Nr. 102. S. 76 — 80.,) worüber er öffentlich eines Plagiums der Hindenburgiſchen combinatoriſchen Analytik beſchuldigt worden iſt. Die Abſicht der gegenwärtigen Töpferiſchen Schrift geht dahin, dieſe Beſchuldigung in ihr volles Licht zu ſetzen, und mit unwiderſprechlichen Beweiſen zu belegen, daſs Hr. F. die Hindenburgiſche Analytik nur in einem neuen Gewande dem Publicum dargelegt, und ſolche für ſeine eigene Erfindung ausgegeben habe. Ehe dieſes geſchieht, macht Hr. Töpfer erſt einige Bemerkungen über die Recenſion, welche von der Fiſcheriſchen Schrift a. a. O. in der A. L. Z. erſchienen iſt. So ſehr der Rec. im Ganzen genommen mit dieſem Commentar über ſeine Anzeige der Fiſcheriſchen Schrift zufrieden ſeyn kann, ſo übergeht er doch, was er gegen einige Aeuſserungen des Hn. Töpfers ſelbſt noch zur weitern Erläuterung beybringen könnte, und begnügt ſich, bloſs den Inhalt der leſenswürdigen und mit ſehr vieler Gründlichkeit verfaſsten Schrift des Hn. T. anzuzeigen, und iſt weit davon entfernt, ſich im geringſten in den Streit einzulaſſen, der zwiſchen beiden Partheyen bereits entſtanden iſt, noch weniger an der Beſchuldigung des Plagiums, welches Hr. Fiſcher begangen haben ſoll, einigen Antheil zu nehmen. Sonderbar iſt es freylich immer, daſs Hr. F. von den Hindenburgiſchen Schriften nichts will gewuſst haben, als bis er bereits mit ſeiner Arbeit faſt zu Ende war. Aber es laſst ſich ein *abſichtliches* Plagium dieſer Art mit dem Charakter eines Mannes kaum vereinigen, der nothwendig vorausſehen muſste, daſs ihm gegen die Anmaſsung einer fremden Erfindung ſehr wichtige Einwürfe würden gemacht werden, da die Hindenburgiſchen Schriften nicht leicht jemanden, der ſich mit der höhern Mathematik beſchäftigt hat, unbekannt ſeyn können. Aber Hr. F. wird zu ſeiner Vertheidigung ſelbſt Gründe anzuführen wiſſen, und daher einem jeden Recenſenten die Mühe erſparen, die Entſchuldigung eines ſolchen Plagiums aufzuſuchen.

Der Inhalt der vor uns liegenden Schrift iſt in XIV Hauptſtücke abgetheilt. I — III. beſchäftigt ſich mit einer kurzen Darſtellung der Gründe, worauf Hn. Prof. H. combinatoriſche Analytik, und Hn. Fiſchers Theorie der Dimenſionszeichen gebaut ſind. Hindenburgs Arbeit gründe ſich auf eine vollſtändige Erläuterung aller Prämiſſen, und auf eine gut geordnete Gradation von Satzen, welche die Möglichkeit einer unendlich mannichfaltigen Anwendung vorausſagten, die Fiſcheriſche hingegen gleiche einem Zauberpallaſte, worin ſo viel von dem Reichthume der H. Theorie glänze, als ſein Luftgebäude nur immer habe annehmen und tragen können, und habe die myſtiſche Aufſchrift, *Theorie der Dimenſionszeichen.* (Rec. glaubt, daſs Hr. T., als Hindenburgs Freund, die Fiſcheriſche Schrift doch zuſehr herabwürdigt. Deutlichkeit, Ordnung und Ueberſicht deſſen, worauf die Sache ankommt, iſt doch auch in derſelben nicht zu verkennen. Rec. könnte einige *Anfänger* nennen, welche ſich aus Fiſchers Schrift ſehr gut unterrichtet haben.) IV. Wie Hr. Prof. H. auf ſeine Combinationszeichen und deren Anwendung in der Analyſis gekommen. Angebliche Veranlaſſung der Fiſcheriſchen Dimenſionszeichen. Der Grund der Theorie dieſer Zeichen falle auſserhalb des Fiſcheriſchen Werkes, in die Hindenburgiſchen combinatoriſch - analytiſchen Schriften, und ſo ſey denn, nachdem ſchon lange zuvor die *ſimpel erhabene* Hindenburgiſche Theorie — wie ein helleuchtendes Geſtirn aus den dunkeln Wogen des Oceans — auf- und hervorgegangen war, um ewig zu leuchten, das *luftige Meteor* einer Theorie der Dimenſionszeichen ihr gefolgt, und über den Fiſcheriſchen Horizont aufgeſtiegen, um augenblicklich zu platzen. (Hr. Töpfer muſs hier ſelbſt gefühlt haben, etwas zu weit gegangen zu ſeyn, indem er in einer Anmerkung zu dieſem declamatoriſchen Texte doch wieder etwas in Hn. Fiſchers Verdienſte einlenkt. Uebrigens zweifelt Rec., der Hn. Prof. Hindenburg als einen der beſcheidenſten Gelehrten kennt, daſs Hr. H. an *ſolchen* Lobesäuſserungen Geſchmack finden kann. Es kommen dergleichen noch mehrere vor, die der Vf. der Combinatoriſchen Analytik ohne Zweifel weggeſtrichen haben würde, weil ſie dem Ruhme eines Werkes, das ſich ſchon durch ſeinen innern Gehalt anpreiſet, mehr ſchaden als nützen.) V. VI. VII. Ob ſich denken laſſe, daſs Hr. Fiſcher nichts von Hs. combinatoriſch analytiſchen Schriften vor Erfindung ſeiner Dimenſionszeichen gewuſst habe? (Hierauf wird Hr. F. ſchon zu antworten wiſſen.) Kurze Ueberſicht des Geiſtes der Hindenburgiſchen Methode, und Vergleichung mit der Theorie der Dimenſionszeichen. Daraus denn (VIII.) hergeleitet wird, die Fiſcheriſchen Dimenſionszeichen, und die daraus beſtehenden Formeln ſeyen nichts anders, als *abſichtlich* verſtellte Hindenburgiſche Combinationszeichen und Formeln. Die von Hn. F. getroffene Abänderung ſey noch dazu *fehlerhaft*, und hebe zwey weſentliche Vortheile der Hindenburgiſchen Be-

zeichnung, *Simplicität* und *Harmonie* ganz auf. Wie gegebene Zahlen zu bestimmten Summen zu *combiniren* seyen, davon habe Hr. F. keine Vorschrift gegeben, noch auch des Verfahrens, gegebene Dinge zu *permutiren*, mit irgend einer Sylbe gedacht, so viel er auch Veranlassung dazu in Festsetzung und Begründung einer deutlichern Formel für die Versetzungszahlen gehabt habe, als er (§. 57.) gegeben habe. Aber Hr. F. vermeide alle Gelegenheit, geflissentlich der Combinationslehre, und was damit in Verbindung steht, zu gedenken. IX. Fernere Vortheile der Hindenburgischen Darstellung zusammengehöriger Zahlencomplexionen, und (X) wie wenig Hr. F. mit seinen entlehnten Hülfsmitteln Neues geschafft. XI. Seine allgemeine Auflösungsreihe sey, sowohl ihrem Ursprunge als ihrer Form nach, mit der allgemeinen Umkehrungsreihe einerley. Vergleichung der Fischerischen Umkehrungsformel mit Hn. *de la Grange's* allgemeiner Auflösungsformel. — Zuweilen habe Hr. Fischer seine Dimensionszeichen A^1, A^2, A^3 etc. statt *gemeiner* Coefficienten gebraucht, ganz wider den einmal festgesetzten Begriff dieser Zeichen, zum Beweise, dass er keinen recht netten Begriff von der Natur und eigentlichen Beschaffenheit dieser Zeichen habe. XII. Kurze Darstellung, was vor der Ausgabe des Fischerischen Werkes über das Problem der Umkehrung der Reihen bekannt gewesen. Die Klagen der Analysten, die auch Karsten noch geführt habe, dass die Umkehrung zu so beschwerlichen Rechnungen führe, und das allgemeine Gesetz der Coefficienten nicht gut übersehen lasse, seyen nun durch die *Eschenbachische Umkehrungsformel* gründlich gehoben. Die Fischerische Formel sey nur in andern Zeichen die Eschenbachische. (Wenn dies auch wahr ist, so sind doch die Aeußerungen S. 1, 8. wieder etwas zu leidenschaftlich.) XIV. Ungefähre Berechnung des hauen Verlustes, welcher den Lesern, die sich durch Hn. Fischers Schrift in der Sache unterrichten wollen, daraus erwächst, dass Hr. F. geflissentlich sich stelle, als sey ihm von der Hindenburgischen Combinationsmethode vorher nichts bekannt gewesen. Dunkelheit und Beschränktheit der Fischerischen Theorie, Mangel an Simplicität, an harmonischer und lebendiger Darstellung der Resultate — Beschränktheit, da sie nichts weiter als Anwendung einer *einzigen* Aufgabe aus dem *unermesslichen Ocean* combinatorischer Verwickelungen sey, der Aufgabe nemlich, wie sie Hindenburg bezeichnet: *Rerum datarum, admissis repetitionibus, quaevere combinationes numeri dati sive propositi.* Was Combinationen, und Variationen zu *bestimmten Summen* ohne Wiederholungen, was Combinationen und Variationen *an sich*, mit und ohne Wiederholungen, was Permutationen und Permixtionen sind, wie sie dargestellt werden, und welchen Gebrauch sie in der Analysis haben; von cyklischen Perioden, und ihrem Einflusse auf die diophantische Analytik, von diesen und mehreren Dingen, wovon Hr. Hindenburg theils schon Auskunft gegeben, theils sich noch ausführlicher in jenem grössern Werke erklären wird, erführen die Leser der Fischerischen Theorie nichts. Es gehe ihnen mit den Dimensionszeichen wie den Eskimo's mit ihren Schneeaugen, wodurch sie zwar ungeblendet ihr Gesicht auf grosse Fernen erstrecken, aber nur nach solchen Richtungen vor sich hin sehen können, wie ihnen die Oeffnung des Schlitzes verstattet. Man fiele aus allem angeführten, dass diese Schrift des Hn. Töpfers sehr polemisch ist. Doch trügt sie sehr vieles bey, die Hindenburgische Methode selbst inniger kennen zu lernen, von der Hr. T. sagt, es werde niemanden, selbst den grossten Analysten nicht die darauf verwendete Zeit und Mühe gereuen, indem er daraus den bisher mit heiligem (!) Dunkel (!) bedeckten Zugang zu der absoluten Quelle kennen lerne, woraus die Arithmetik mit ihren Zahlensystemen und die unermessliche Analysis ihren Ursprung nehme (!). (So sehr Rec. den Werth der Hindenburgischen Arbeiten schätzt, so glaubt er doch in diesen Ausdrücken den Hn. Töpfers eine sehr grosse Herabwürdigung dessen, was andere Analysten bisher geleistet haben, zu finden. Sollten denn ein *Euler, d'Alembert, de la Grange* und mehrere der *grossen Analysten* wirklich in einem so heiligen Dunkel herumirren, als man aus diesen Aeußerungen schliessen sollte; sollten sie so ganz uneingeweiht in den Geheimnissen der Zahlengebäude u. d. gl. seyn? Wahrlich das kann Hr. Töpfer so ernstlich nicht gemeynt haben. Wir hoffen, er werde gelegentlich diese Ausdrücke modificiren, und überhaupt in der Folge, wenn der Streit mit Hn. Fischer fortgesetzt werden sollte, seine Ausdrücke mehr zu mässigen wissen.)

BERLIN, b. Schöne: *Anleitung zur Optik, Katoptrik und Dioptrik*, von *Abel Burja*. 1793. 382 S. 8. (mit Holzschnitten im Texte.) (1 Rthlr. 12 gr.)

Gegenwärtige Schrift enthält in einer fruchtbaren Lage die wichtigsten Lehren der optischen Wissenschaften, und empfiehlt sich, wie andere Schriften des Verf. durch einen lichtvollen und gründlichen Vortrag. Die Vorrede ertheilt einiges von der Geschichte und Literatur der Optik. Das Werk selbst ist in 10 Hauptstücke abgetheilt. I. Das allgemeine vom Lichte, von Leuchtung, Erleuchtung, Helligkeit, Deutlichkeit und Farbe, also Photometrie. — Jeder leuchtende Punkt für sich, verbreite das Licht um sich in den Raum einer völligen Kugel. Sey aber jener Punkt auf der Oberfläche eines Körpers, so sey das wirklich von ihm ausstrahlende Licht nur in dem Raume einer Halbkugel enthalten, welche durch jene Oberfläche, oder bestimmter durch eine Ebene abgeschnitten werde, die man sich in jenem Punkte die Oberfläche des Körpers berührend gedenken müsse: doch werde hiebey die Oberfläche des Körpers nicht hökericht, sondern glatt, (wenn gleich nicht nothwendig als Ebene,) vorausgesetzt, weil bey einer höckerichten Fläche die tiefer liegenden Punkte ihr Licht nicht in eine vollständige Halbkugel verbreiten könnten, der erhabenern Punkte Lichtkreis aber mehr als eine Halbkugel betragen u. s. w. (Uns däucht, dass diese Bestimmungen ganz unnöthig sind, sobald man den Satz festsetzt, dass von einem leuchtenden Punkte nur dasjenige Licht in Betrachtung kommen kann, welches von keinem Theile der übrigen Oberfläche des Körpers aufgehalten wird. Es könnte die Oberfläche eines Körpers vollkommen glatt, und dennoch so gekrümmt

gekrümmt seyn, dafs einzelne Punkte ihr Licht nicht in eine Halbkugel verbreiten könnten. Uebrigens sehen wir nicht recht ein, wozu diese Sätze gleich zu Anfange der Optik nützen, als etwa um die grofsen Schwierigkeiten bemerkbar zu machen, die bey der Bestimmung des Glanzes einer Fläche Statt finden.) §. 13. und an verschiedenen andern Stellen erwähnt der Vf. der Durchdringlichkeit des Lichtes. Das will doch wohl nur so viel sagen, man gedenkt sich in der Optik die Lichtstrahlen blofs als mathematische gerade Linien, und strahlende Punkte, als mathematische Punkte. Denn dafs das Licht, *als Materie*, durchdringlich sey, kann der Vf. wohl nicht gemeynt haben. Nur die Räume, in denen die Lichttheilchen auf einander folgen, sind durchdringlich. Man stellt sich den Lichtstrahl blofs als den Weg vor, den ein Lichttheilchen beschreibt, und so wird die Betrachtung des Lichts ganz geometrisch. — Der Beweis des 21sten §., dafs die Menge Lichtstrahlen, die eine leuchtende Ebene senkrecht auswirft, sich verhalte zu der, die sie in einer schiefen Richtung auswirft, wie der Sinus totus zum Sinus des Auswurfswinkels, will dem Rec. nicht recht gefallen, weil er zu empirisch ist. Der Satz läfst sich aus der Betrachtung, wie die Lichtkugel von jedem einzeln Punkte der strahlenden Fläche ausfahren, und sich in die Räume D und E vertheilen, blofs geometrisch herleiten. II. Von der scheinbaren Gröfse, der scheinbaren Entfernung und scheinbaren Bewegung der Körper. — Zur Ursache, warum wir mit beiden Augen nur einfach sähen, wird mit angegeben, dafs wir jedesmal einen Gegenstand nur mit einem Auge betrachteten, abwechselnd bald mit dem rechten, bald mit dem linken. Verfuche, welche dieser Behauptung einen grofsen Grad von Wahrscheinlichkeit geben. III. Vom Schatten. IV. Vom zurückgeworfenen Lichte und von ebenen Spiegeln. Glasspiegel seyen im Grunde auch nichts als Metallspiegel, denn die Belegung mache eigentlich den Spiegel. (Erst in der Folge erinnert der Vf., dafs glaserne Spiegel doppelte Bilder machen, dafs also doch auch die vordere Fläche des Glases einen Spiegel darstellt). Ueber die mannichfaltigen Erscheinungen der Gegenstände in ebenen Spiegeln, bey Ruhe und Bewegung sowohl der Gegenstände, als der Spiegel. V. Kugelförmige und andere gekrümmte Spiegel. Bey Gelegenheit der Hohlspiegel verschiedene optische und magische Belustigungen, Geisterersheinungen u. d. gl.. VI. Brechung des Lichtes bey seinem Durchgange durch einerley und unterschiedene Mittel. VII. Brechung in kugelförmigen Gläsern, oder Linsen, Berechnung der Brennpunkte, Gröfse der Bilder von Gegenständen — Abweichung wegen der Gestalt der Gläser u. d. gl. VIII. Vom Gebrauche einzelner Gleslinsen, zu einfachen Microscopen, Augengläsern; optischen Kästen — Camera obscura und clara, Zauberlaterne, Sonnenmicroscop. IX. Fernröhre, zusammengesetzte Microscope. X. Abweichung der Lichtstrahlen bey optischen Werkzeugen, sowohl wegen der Farbenzerstreuung, als auch wegen der kugelförmigen Gestalt der Glaslinsen und der Spiegel. Theorie der achromatischen Fernröhre, Berechnung des Verhältnisses der Gläser zu solchen Fernröhren, so elementarisch vorgetragen, als es nur geschehen kann, und dennoch zur Ausübung fast hinreichend. Des Vf. Behandlung dieses schweren Gegenstandes hat uns sehr wohl gefallen, so wie auch sein Verfahren, die Gröfse der Farbenzerstreuung zu messen, und die Vorrichtung, die er dazu angibt. Bey der Lehre von den Telescopen und Microscopen pflegt angenommen zu werden, dafs die Lichtstrahlen parallel unter sich aus dem Ocularglase kommen, und ins Auge fallen. Diese Vorstellung will dem Vf. gar nicht gefallen, und sie sey ganz der Natur zuwider. Denn das menschliche Auge sey so gebauet, dafs es durch parallele Strahlen eben so wenig sähe, als durch convergirende, es erfodere allemal divergirende. Wenn man durch ein optisches Werkzeug etwas sehen wolle, so müsse nothwendig ausserhalb des Auges ein wirkliches oder scheinbares Bild vorhanden seyn. Wo könne aber dieses seyn, falls die Strahlen parallel ankämen. Etwa in einer unendlichen Entfernung? So fey aber der Zweck dieser Instrumente ganz verfehlt, welche die Gegenstände näher, als sie sind, nicht aber unendlich entfernt, vorstellen sollen. Es müsten demnach die aus dem Ocularglase kommenden Strahlen nothwendig so divergiren, als kämen sie aus der Ferne, in welcher man sonst mit blofsen Augen recht deutlich sähe. Dies werde in der That bey einzeln Vergrösserungsgläsern angenommen, und könne also auch bey Oculargläsern geschehen, in so ferne man durch sie das von dem Objectivglase verursachte Bild eines Gegenstandes, wie einen Gegenstand selbst durch ein Vergrösserungsglas betrachte. In so ferne glaube er also hierin von dem gewöhnlichen Vortrage abweichen zu dürfen, dafs er die Strahlen hinter einem Ocularglase ebenfalls nach divergirenden Richtungen in das Auge kommen lasse. (Unsers Erachtens ist in guten optischen Büchern bisher eben das angenommen worden, und der Ausdruck Parallelstrahlen, wird gewöhnlich nur für Strahlen genommen, die eine solche Lage haben, als wenn sie von einem weit entlegenen Punkte herkämen. Indessen ist noch immer die Frage, ob man das Bild eines Gegenstandes durch ein Ocularglas, nicht auch durch wirkliche Parallelstrahlen deutlich sehen könne. Es kommt ja nur darauf an, dafs diese Strahlen hinter der Kryftall-Linse sich gerade auf der Netzhaut wieder vereinigen können, und daran wird wohl niemand zweifeln, man müfste denn aus der Natur des Auges beweisen, dafs sich die Netzhaut nie der Kryftalllinse bis auf den Vereinigungspunkt paralleler Strahlen nähern könne, und dies möchte wohl ein schweres Stück Arbeit seyn. Dafs die meisten Augen divergirende Strahlen von jedem Punkte eines Gegenstandes, oder des Bildes eines Gegenstandes zum Deutlichsehen erfodern, beweifst noch nicht, dafs dies allemal der Fall sey, und dafs es nicht auch manchen Augen möglich seyn sollte, durch Parallelstrahlen deutlich zu sehen.)

LITERARGESCHICHTE.

KOPENHAGEN, gedr. b. Höpfner: *Kiöbenhavns Universitets Journal* (Journal der Kopenhagener Universi-

Digitized by Google

tät); udgiven ved Professor *Jacob Baden*. 1 Aargang. 1793. 190 S. 4. ohne Inhalt.

Dieses Journal ist vorzüglich als ein Archiv der gelehrten Geschichte der Kopenhagener Universität zu betrachten. Man findet darin Nachrichten von den Verfassungen der Professoren und Lehrer, von den öffentlichen Prüfungen, von den Stipendien und deren Verwaltung, von andern gelehrten Veranstaltungen; auch von den Anordnungen und Rescripten, welche die Universität betreffen. Bey den meisten dieser Gegenstände ist die Publicität allerdings sehr heilsam, zumal bey allem, was öffentliche Vorschriften und die Stipendien betrifft; der Herausg. verdient daher sowohl wegen seiner Freymüthigkeit, als wegen der Sorgfalt, welche er auf Herbeyschaffung der Materialien wandte, den Dank des ganzen Publicums, das sich für die Universität in irgend einer Rücksicht interessirt. Einige Aufsätze werden auch dem Literaturfreunde überhaupt willkommen seyn, wie z. B. die historische Nachricht von dem *Kopenhagener Observatorio* und dessen Astronomen von 1736 bis 1777, deren Fortsetzung wir mit Verlangen erwarten. Ausserdem enthält jedes Heft einige Recensionen neuer, vorzüglich wichtiger Schriften, die mit Einsicht, aber, wie es scheint, nicht immer mit strenger Unparthey lichkeit verfasst sind. Wenigstens dünkt uns, dass der Vf. über alles, was die vorgeschlagene, und von manchen verdienten Mannern so sehr empfohlene, *norwegische Universität* betrifft, nicht die Unbefangenheit zeigt, welche dem wahren Gelehrten so wohl ansteht, der eine Veranstaltung zur Ausbreitung der Wissenschaften nie aus einem einseitigen Gesichtspunkt oder in Beziehung auf persönliche Umstände betrachten darf. In dem vierten Hefte wird ein neuer Artikel angefangen, welcher Bemerkungen über fremde Beurtheilungen dänischer Schriften enthält. Der Vf. will nicht gerade alle dergleichen Urtheile anführen; nur diejenigen, welche eine vorzügliche Aufmerksamkeit auf die dänische Literatur anzeigen, oder Sachen in einem falschen Lichte darstellen. Zugleich setzt er es sich vor, die Fälle aufzudecken, wo eine Recension aus Dänemark selbst ausgesandt seyn möchte, um einen Freund zu erheben, oder einen Feind niederzudrücken. Die Idee an sich ist sehr gut, und kann der dänischen Literatur wahren Gewinn bringen. Nur bitten wir ihn, — *nicht der allgemeinen Literaturzeitung wegen*, welche für solche Künste literarischer Sünder zugänglich ist, — sondern um *der Ehre der dänischen Literatur selbst* willen, dass er sich ja zu keiner inquisitorischen Jagd verleiten lasse.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Hamburg*, b. d. Gebr. Herold: *Ueber die neuesten Verordnungen in Ansehung der Preßfreyheit in Dännemark, nebst der vollständigen Epistel Voltaires an den König von Dännemark über diesen Gegenstand.* Aus dem deutschen Magazin. 1791. 47 S. kl. 8. — Dieser Aufsatz ist als ein historischer Commentar über das bekannte Rescript vom 3ten December 1790 anzusehen, welches in Deutschland von manchen, unter andern vom Hn. Prof. Remer in seinen statistischen Tabellen, für eine Einschränkung der Preßfreyheit ausgegeben ist, da es doch, wie man aus der gegenwärtigen Schrift sehr deutlich sieht, vielmehr die Preßfreyheit auf das neue begründet, und durch eine genauere Bestimmung in Ansehung der daraus entstehenden Streitsachen noch mehr als zuvor sicher stellt. Nachdem nemlich die ganz unbegrenzte Preßfreyheit, welche vermöge des Rescripts vom 14ten Sept. 1770 statt fand, wegen verschiedener wirklicher Mißbräuche, durch ein Rescript vom 7ten Oct. 1771 in so weit genauer erklärt ward, daß Injurien, Pasquille und aufrührerische Schriften, nach wie vor, den gesetzlichen Strafen unterworfen seyn, überhaupt aber jeder Schriftsteller, oder der Buchdrucker, wenn er den Vf. nicht angeben könnte, für den Inhalt der Schrift haften sollten; so ward durch ein Rescript vom 30sten Oct. 1773. und dessen nachmaliger Ausdehnung vom 27sten Nov. 1773. dem Polizeymeister das alleinige Recht gegeben, Mißbräuche der Preßfreyheit zu untersuchen, und mit einer Geldbuße von 50 bis 200 Reichsthalern zu ahnden, ohne daß eine Appellation statt fände. Diese Einrauschung einer ziemlich arbitrairen Macht, welche man auch, wie verschiedene von dem Vf. erzählte Fälle beweisen, oft auf eine eben so lächerliche als despotische Weise anwandte, hinderte in Praxi den Gebrauch der Preßfreyheit fast ganz, bis sie, wie da der, auch wegen seiner Popularität allgemein verehrte Kronprinz Theil an den Staatsgeschäften nahm, man im Vertrauen auf seine Denkungsart das Rescript stillschweigend bey Seite legt glaubte, und in diesem Glauben durch das Stillschweigen des Polizeymeisters zu Schriften, bestarkt ward, bey denen es ehedem gefährliche Bußstrafungen und Geld-Aderlässe gegeben haben würde. Indeß ließ unvermuthet der damalige Polizeymeister im Nov. 1790 durch ein zweymaliges Erkenntniß jenes dem Geldbeutel der Schriftsteller so fürchterliche Rescript wieder aufleben; allein die allgemeine Besorgniß des Publicums auf der einen Seite, und die Wahrnehmung des für den Staat und jeden Privatmann höchst nachtheiligen Irrthums, daß ein Buchdrucker durch Erlegung von 200 Thaler sich von der Verbindlichkeit, den Vf. zu nennen, befreyen, und diesen dadurch aller verschuldeten Strafe entziehen zu können; auf der andern Seite gaben der Regierung Anlaß, eben bey dieser Gelegenheit durch das gedachte Rescript vom 3ten December 1790, jene Verfügung ganz aufzuheben, und in Zukunft die Klagen gegen Schriftsteller an die ordentlichen Gerichte zu verweisen, welche nach den allgemeinen Gesetzen und Anordnungen urtheilen sollen. Dies ist der Umriß des Inhalts dieser kleinen Schrift, die zugleich hinlängliche Nachricht von den hieher gehörigen Vorschriften des dänischen Gesetzes und den ehemaligen Censur-Edicten gibt. Die beygedruckte Epistel *Voltaires* wird im Jahre 1770 geschrieben, und steht unter seinen übrigen Epitres.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. August 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Rottmann: *Katechismus der Apothekerkunst, oder die ersten Grundsätze der Pharmacie für Anfänger.* Entworfen von D. *Sigismund Friedrich Hermbstädt.* 1792. 346 S. 8. (16 gr.)

Dieses Werkchen zeichnet sich zwar vor andern Schriften, die ehedem unter demselben oder einem ähnlichen Titel von andern Verfassern herausgegeben worden sind, durch gröfsere Vollständigkeit, durch richtigere und den neuesten Entdeckungen angemessenere Erklärungen mehrerer Erscheinungen, und durch andere gute Eigenschaften aus; indessen ist es doch nicht so fehlerfrey, dafs es ohne alle Einschränkung gelobt und den Lehrlingen der Apothekerkunst vorzugsweise empfohlen werden könnte. Wir müssen vielmehr gestehen, dafs wir, im Ganzen genommen, unsere Erwartungen in demselben bey weitem nicht befriedigt gefunden haben. Der Vf. scheint bey der Ausarbeitung desselben sehr flüchtig zu Werke gegangen zu seyn, und das, was er niedergeschrieben hat, oft nicht gehörig überdacht zu haben. Die Ausdrücke, deren er sich (z. B. §. 2. 51. 624 u. f. w.) bedient, sind daher nicht immer gut gewählt, und die Beyspiele, womit er seine Behauptungen erläutert (z. B. §. 72. 108. 522 u. f. w.), sind oft nicht die passendsten; überdem mangelt es auch in seinem Werkchen nicht an Fehlern von anderer Art, die einer Berichtigung bedürfen und von einer Uebereilung des Vf. zeugen. Einige Stellen, die wir anführen wollen, werden, hoffen wir, dies Urtheil beweisen. Der Vf. gedenkt zuerst der Eintheilung der Arzneyen in galenische und chemische, und behauptet zugleich, dafs die galenische Pharmacie ihren Beynamen vom *Galen* habe, und dafs sie noch jetzt alle mechanische Beschäftigungen, welche in der Apothekerkunst vorkommen, in sich begreife; es ist aber, dünkt uns, bekannt genug, dafs die galenischen Arzneyen ihren Namen nicht vom *Galen*, sondern vom Worte γαλήνη haben, dafs man schon vor jenem Arzte einige galenische Heilmittel hatte, und dafs man jetzt manche Produkte, die nicht durch mechanische Mittel allein bereitet werden, galenische Arzneyen nennt. Unter der Solution versteht der Vf. eine innige Vereinigung zweyer von einander ganz verschiedener Materien, diese Definition ist aber zu enge; denn eine wahre Solution kann auch statt haben, wenn drey und mehr verschiedene Körper mit einander vereinigt werden; auch findet nicht allemal, wie Hr. *H.* S. 17. sagt, bey der Auflösung ein beträchtliches Aufwallen statt, mehrere Körper verbinden sich, sowohl auf dem nassen, als auf dem trocknen Wege, ohne alles Brausen mit den Körpern, gegen welche sie eine Verwandschaft haben und gehen damit in eine volkommne Auflösung über. Die Materie die man durchs Ausfüssen von einer unauflösbaren Substanz abscheidet, sind nicht immer, wie wir S. 22. lesen, ganz unnütze Körper; ein Apotheker, der z. B. bey der Bereitung des schweistreibenden Spiefsglases keine Rücksicht auf die im Ausfüsswasser enthaltenen Salze nehmen wollte, würde beweisen, dafs er wenig Einsichten habe, oder nicht ökonomisch zu arbeiten verstehe. S. 32. Die Oele, die man aus aufgelosten Seifen abgesondert hat, sind gemeiniglich sehr sichtbar, und man kann also nicht sagen, dafs die Niederschläge, die sich unter einer tropfbar flüssigen Gestalt abscheiden, unsichtbar seyen. S. 61. finden wir der Luftsäure als eines Bestandtheils der atmosparischen Luft und S. 92. der dephlogistisirten Salzsaure als eines Auflösungsmittels des Goldes nicht gedacht. S. 112. ist nicht erwähnt, dafs im Bambergischen viel Süfsholz gebauet wird, und dafs man in Rufsland die Wurzel der Glycyrrhiza echinata gewöhnlich unter dem Namen Radix Liquiritiae verkauft. Vom ätherischen Chamillenöle behauptet der Vf. S. 125., dafs es eine dickflüssige Consistenz habe, und an einen andern Orte sagt er, dafs alle schmierige Oele in der Kälte gerinnbar seyen; eine Behauptung, die eben so, wie die Vorhergehende und manche andere, die wir in dieser Schrift (z. B. §. 69. 1. §. 84, 156, 167, 208, 638. 639. u. f. w.) gefunden haben, grofse Einschränkung leidet. An einigen Stellen (z. B. S. 247. Z. 9. vergl. mit S. 248. Z. 23, und S. 194. Z. 4. 5. vergl. mit S. 219. unten) glauben wir auch Widersprüche bemerkt, und an einigen, andern (z. B. S. 177, wo der tachenischen Salze, und S. 242. wo der Weise, wie man, durch Auswaschen mit salmiakhaltigem Wasser, dafs versüfste Queckfilber vom ätzenden Sublimate befreyen kann, nicht gedacht ist,) Vollständigkeit vermifst zu haben. Ueberhaupt hätte der Vf., wenn er nicht mehr Zeit, als er sich genommen zu haben scheint, auf die Ausarbeitung dieser Schrift hätte wenden wollen, die Herausgabe eines solchen Werkes wohl einem andern Schriftsteller überlassen können. Hr. *Hagen* hat sich, wie man weifs, schon vor einigen Jahren verbindlich gemacht, einen Auszug aus seinem Lehrbuche der Apothekerkunst, zum Gebrauche der Anfänger, herauszugeben, und wir schmeicheln uns, dafs dieses Werk die Erwartungen der Leser besser, als jener Katechismus, befriedigen wird.

Digitized by Google

PHYSIK.

Weimar, in d. Hoffm. Buchh.: *Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker*, auf das Jahr 1793. *Vierzehntes Jahr.* S. 208. 16.

Dasselbe, auf das Jahr 1794. *Funfzehntes Jahr.* Mit 2 K. S. 212. 16.

Form, Einrichtung und Gehalt dieser beyden Jahrgänge ist den vorigen gleich. *Vierzehntes Jahr.* — *D'Elhujar's:* vorgegebene Auflösung des Goldes und Silbers in Salzsäure ist dem Hrn. Herausg. nicht gelungen. (Dem Rec. auch nicht; und hat er Gelegenheit gehabt, diese Versuche in Gegenwart des Hrn. *D'Elh.* selbst anzustellen, und selbigem den Beweis von der nicht erfolgenden Auflösung, bey Anwendung *reiner* Salzsäure, anschaulich vorzulegen.) — Der Bereitung der Arsenikfäure nach *Richter's* Methode, scheint doch Rec. die einfachere *Scheelsche* vermittelst in genugsamer Menge angewendeter Salpetersäure, nicht nachzustehen. — Die grüne Farbe der sympathetischen Dinte aus Kobalt würde Rec. lieber einem geringen Eisengehalte zuschreiben, denn, je eisenfreyer eine Kobaltauflösung ist, je mehr geht die Farbe in die blaue über. In dem *Beytrage über den Zustand der Pharmacie in Deutschland*, — aus welchem der Hr. Herausg. füglich manches, blos des liebe Ich des Einsenders betreffendes, was für die Käufer des Taschenbuchs kein Interesse hat, hätte ausmerzen können, — wird die Frage aufgeworfen: wie der Staat sich bessere und mit ihrer Kunst mehr bekannte Apotheker verschaffen könnte? und gesagt: man würde am ersten zum Zweck gelangen, wenn man im allgemeinen dem Apotheker dem Unterricht der Schüler ganz *entfagte* (verfagte, verböte,) und dagegen in jedem Lande pharmaceutische Schulen anlegte, wo man Männer als Lehrer wählte, die schon als gute Apotheker bekannt sind. Gut gemeint, aber wie auszuführen? — *Ein* — albernes *Visum repertum eines Arztes über eine gerichtliche Untersuchung eines als verfälscht angegebenen Weins*; als eine Probe ächter (scil.) chemischer Kenntnisse im Jahr 1788. Wenn Aerzte und Physici, ohne chemische Kenntnisse zu besitzen, sich mit dergleichen Untersuchungen befassen, so verfündigen sie sich sowohl an dem Angeklagten, wenn er unschuldig ist, als sie auch den Richter in seiner Untersuchung misleiten. Im gegenwärtigen Falle war es höchstwahrscheinlich nichts als etwas abgefetzter unschuldiger Weinstein, was der hochgelehrte Herr *„secundum vera principia chymico-physica"* als das *Corpus delicti*, mit vielen Um ändern aus 16 Bout. Wein geschieden hatte, und dar ber, im Zusätze vom Herausgeber zurechtgewiesen wird. — *Verbefferte Bereitung des ätzenden flüch igen Laugensalzes*, und *der flüchtigen Schwefelleber*; vom Hrn. Herausg. nebst beygefügter Zeichnung des Apparats dazu. — *Hr. Wollebon* welcher benachrichtigt, in einer, mit zwey Theilen Weingeist verfertigten Benzoëtinctur 3½ Drachmen Benzoësalz gefunden zu haben, hätte dabey auch das Quantum der dazu angewandten Benzoë anzugeben nicht vergessen sollen. — In einem Aufsatze: *kleine Reflexionen über Hn. Liphardt's Bemerkungen, bey einer Apotheker* — (Apotheken —) *Visitation in einer Residenzstadt* vertheidigt ein Hr. *Böhme* die Magistrate der Reichsstädte wider Ls. Schmähungen. Bey der Erzählung des Hn. B. „daß die mehresten Aerzte in den Reichsstädten, redlichen Grundsätzen zufolge, manches Wechselfieber, anstatt der theueren *Cortex Peruvianus*, sehr wohlfeil und gründlich mit dem spottwohlfeilen *Os Sepiae* kurirer" möchte Rec. wohl (mit dem Hn. Herausg. in der Note) fragen: warum nicht mit Ziegelmehl? Wenn Hr. B. sagt: er habe es erlebt, daß die Magistrate dem Meister *Niesewurz* (dem Apotheker) gar scharf auf dem Hofe passten, ihm straks auf dem Dache sassen, den Knieterkoch tapfer zwickten, Mstr. Niesewurz brav in die Büchse blasen musste u. s. w. so verrathen solche Phrasen den ungebildeten jugendlichen Schriftsteller, der da meint, ein solcher Schukamerad denton behage auch den grose Publicum. — Dass es in *Wien* wirklich so unwissende Apotheker gebe, welche z. B. aus Pottasche und Soda *Magnesie* zu bereiten versucht haben, muss doch wahr seyn, da Anzeiger dessen Hr. *Petzäus* dabey auf seinen Namen provocirt. — Ein Hr. *Sprenger* meldet, aus 8 Unzen schweisstreibendes Spiesglanz, mit 1 Unze Schwefel versetzt, ein gleichförmig geflossenes, durchsichtiges Spiesglanzglas erhalten zu haben. —

Funfzehnter Jahrgang 1794. Versuche, vom Hn. *Erxleben* angestellt, den braunen Zuckersyrup, nach wohlgeglückter Entfärbung durch Kohlenstaub, und Klärung durch Eyweiss, zum Absterben zu bringen, wollten nicht gelingen. Im Wasserbade liess er ihn zwar zur Trockne bringen, wurde aber in einigen Stunden wieder schmierig, zähe und klebrigt. — *Beschreibung eines bequemen Lampenofens für angehende Scheidekünstler, und auch für schon geübte, bey kleinen Untersuchungen*; nebst Zeichnung. Von Hn. Herausg. — In der *Untersuchung in wiefern die Probe auf Vitriolsäure, bey der wesentlichen Weinsteinsäure durch Bleyzuckerauflösung und Wiederauflösung des dadurch entstehenden Niederschlags durch die Salpetersäure, zuverlässig sey*, empfiehlt der Hr. Herausg. statt jener, eine völlig gesättigte Bleyauflösung in Salpetersäure; oder auch die, mit Säure übersetzte, salzsaure Schwererdeauflösung, nach dem die zu prüfende Weinsteinsäure zuvor mit luftvollem flüchtigen Laugensalze gesättigt worden. — *Ueber die Bereitung des essigsauren Pflanzenlaugensalzes*, vom Hn. *Bucholz*. Der Mittel ohnerachtet, essigsaures Laugensalz, welches mit Bleyzucker bereitet worden, auf den noch dabey verflechten Bleygehalt zu probiren ist Rec. doch mit H. Prof. *Gottling* gleicher Meynung, dass man diese Bereitung lieber ganz vergessen möge, weil in der Hand eines unwissenden Apothekers dadurch sehr leicht Schaden bewirkt werden kann. — *Etwas über Hahnemanns Weinprobe*; worin der Vorzug derselben vor der ältern Wittemberger Weinprobe durch Versuche bestättigt wird. — *Einige Versuche über die Entzündung des Phosphors in reiner und atmosphärischer Luft.* Da gläserne Gefäse meistens zerspringen, so hat Hr. Prof. G. dazu einen Kolben von Messingblech aptirt, welchen eine beyge-

ügte Zeichnung anschaulicher macht. In dem neuesten erschienenen *Beytrage zur Berichtigung der antiphlog. Chemie* hat Hr. Pr. G. diesem Apparate dadurch mehre Vollkommenheit gegeben, dass eine, mit einem Hebel versehene Schraube die Oeffnung des Kolbens vollschliesst. Diese Vorrichtung dient zugleich zu eudiometrischen Prüfungen, welche auf diese Art das sicherste Resultat geben. — *Chemische Untersuchung über das phosphorsaure Quecksilber.* Die vorgegebene Auflöslichkeit desselben in Wasser ist ungegründet, und aus der dazu vorgeschriebenen Behandlung entstehet auch nichts anders, als das, schwer in Wasser auflösliche, phosphorsaure Quecksilber, was man durch den Niederschlag weit vollkommner erhalten kann. Ein nach des Hn. Prof. *Fuchs* Methode ächt bereitet seyn sollender Mercurius phosphoratus stimmte mit der Beschreibung des Hn. P. F. nicht überein, und seine Bestandtheile waren, neben einem unbeträchtlichen Antheile Quecksilber, Phosphorsäure, Vitriolsäure, und flüchtiges Laugensalz. — Hr. Prof. *Göttling* bemerkt, dass *Hahne*; *mann's* auflösliches Queckfilber eben so gut gerathe, wenn man die Auflösung des Metalls in der Salpetersäure durch die Wärme unterstütze, und die davon erhaltenen Kristallen anwende — Die würfliche Salzkristallen, welche Hr. *Ampfurt* im ausgetrockneten Bilsenkraut - Extracte angetroffen, und für *Kochsalz* erkannt hat, mögten wohl vielmehr in *Digestivsalz* bestanden haben. — Zur fernern Erhaltung der bisherigen guten Aufnahme dieses Taschenbuchs, würde doch eine etwas strengere Auswahl, mit Verwerfung unbedeutender Aufsätze und trivialer Bemerkungen, nicht übel seyn. —

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. 1. *Cöthen*, b. Aue: *Zuruf an die Fürsten und Völker Europa's von einem aus Frankreich zurückgekehrten Deutschen.* 1793. 35 S. 8.

2. *Berlin*, b. Matzdorf: *An die guten Völker Deutschlands bey den bedenklichen Vorgangen der gegenwärtigen Zeit*, von *F. T. Schmidt* Prediger zu Wahren in Mecklenburg. *Eine* (von der Akademie der nützlichen Wissenschaften zu Erfurt) *gekrönte Preisschrift.* 1 794. XII S. und 140 S. 8.

3. *Antwort eines Oesterreichischen Offiziers auf verschiedene französische National-Zeitungen.* Frankfurt und Leipzig. 1793. 32 S. 8. — *Zweyte Antwort eines O. O. u. s. f.* 1794. 16 S. 8.

4. *Prag*, b. Calve: *Nothige Beylage zu den Hrn. v. Archenholz Minerva. Februar 1793. Als Gegenstück der Schilderung Josephs II. von Karl Ungar K. K. Rath und Bibliothekar.* 1793. 72 S. 8.

1. Die guten, aber sehr gewöhnlichen, Gedanken, welche der Inhalt dieser kleinen Schrift ausmachen, würden sich besser nutzmachen, wenn sie in einer weniger declamatorischen Sprache vorgetragen wären.

2. Man muss voraussetzen, dass die Akademie, welche dem Vf. den Preis zuerkannte, die individuellen Zwecke, welche sie bey der Aufgabe hatte, durch seine Arbeit erreicht fand. Wem aber diese individuellen Zwecke und die Local-Bedürfnisse der Volks-Klassen, für welche der Vf. eigentlich geschrieben haben mag, unbekannt sind; der kann sich unmöglich an dieser Schrift erbauen oder ergötzen. In welchem Theile von Deutschland findet wohl eine Anrede wie die folgende noch sonderlichen Eingang? (S. 32.) „Nun aber, liebe deutsche Männer und Brüder, nachdem ihr die völlige Ueberzeugung habt, dass zwar wohl in einer Heerde von Schafen oder in einem Volk von Feldhünern eine beynahe vollkommne Gleichheit seyn könnte: (nicht aber in einem wohleingerichteten Staate) nun bitte ich euch noch besonders, schlagt die Augen auf und seht, wie unendlich viel ihr euren Fürsten zu verdanken habt! Und hier wünschte ich euch so in die Geschichte älterer Zeiten hinein führen zu können, dass ihr vermögend wärt, selber einzusehen, wie viel Verbindlichkeit ihr eurem jetzigen regierenden Fürstenhäuptern schuldig seyd, *bloss und allein schon um der Verdienste willen, die ihre tapfern und grossmuthigen Ahnherrn* um euch hatten." — Die meisten Gründe deren sich der Vf. bedient, sind aus den Briefen der Apostel *Paulus* und *Petrus* genommen, von denen ganze Kapitel hier abgedruckt erscheinen.

3. Sobald man das, was der Vf. dieser Blätter *„die Widerlegung der Franzosen"* nennt; einer andern Widerlegung als der, welche er selbst in der ersten Zeile für die beste erklärt — nemlich *„sie zu schlagen"* — würdigen wollte, so musste man *Facta* und nichts als *Facta* aufreihen lassen: hier streiten eigentlich nur Worte gegen Worte. Denn dass die Franzosen am 21ten März 1793. bey *Aldenhoven*, am 18ten März bey *Neerwinden* u. s. f. geschlagen wurden, das weiss jeder, der die Zeitungen nur oberflächlich liefet. Aber detaillirte Vergleichung der grossen und kleinen Umstände dieser oder jenen Action mit den Relationen, welche die französischen Zeitungsschreiber davon liefern: das allein ist *gründliche* Widerlegung zu nennen, wenn eine Militär-Person schreibt: dies aber sucht man in diesen Blättern umsonst.

4. In einem unter dem Titel: *Neu-Franken und Belgier* im Februarstück 1793. der *Minerva* befindlichen, mit Geist, Fülle, und Kraft, geschriebnen Aufsatz über den Charakter der Belgischen Nation und die Eigenheiten ihres Landes war den Kayser *Joseph II.* auf eine nichts weniger als vortheilhafte Art erwähnt: und es bleibt doch auch wahrlich, selbst für den, der einige Ausdrücke dieses Aufsatzes zu hart findet, eine grosse Frage, ob man von diesem Monarchen sehr vortheilhaft urtheilen konnte, wenn man sein Betragen gegen die *Niederländer* vor Augen hatte? — Der Vf. der gegenwärtigen kleinen Schrift ist gewiss nicht der Mann, der den Eindruck, welchen jene scharfe Censur gemacht haben möchte, verwischen wird: denn ein entschiedner, leidenschaftlicher, und bis zur höchsten Einseitigkeit verblendeter Lobredner hat keine Stimme, wo es auf Ausmittelung der nackten Wahrheit ankömmt. Hr. U. erklärt Belgischen Nation und die Eigenheiten ihres Landes war den Kayser *Joseph II.* auf eine nichts weniger als vortheilhafte Art erwähnt: und es bleibt doch auch wahrlich, selbst für den, der einige Ausdrücke dieses Aufsatzes zu hart findet, eine grosse Frage, ob man von diesem Monarchen sehr vortheilhaft urtheilen konnte, wenn man sein Betragen gegen die *Niederländer* vor Augen hatte? — Der Vf. der gegenwärtigen kleinen Schrift ist gewiss nicht der Mann, der den Eindruck, welchen jene scharfe Censur gemacht haben möchte, verwischen wird: denn ein entschiedner, leidenschaftlicher, und bis zur höchsten Einseitigkeit verblendeter Lobredner hat keine Stimme, wo es auf Ausmittelung der nackten Wahrheit ankömmt. Hr. U. erklärt *Joseph* nie anders, als der *Unsterbliche*, ein *Antonin*, ein *Gott*! In ihm vereinigten sich alle Tugenden, alles, was er that, war einzig und untadelhaft u. s. f. — Dergleichen Uebertreibungen, wenn sie noch dazu durch kein einziges *Factum* gehoben werden, können unmöglich bey Unparteyischen Eingang finden. Wenigstens hatte sich der Vf. doch auf das, was *Joseph* in Anfechtung der *Niederlande* gethan hat, bestimmter einlassen, und die Behauptungen seines Gegners, entweder so zu bestätigen, widerlegen sollen. Davon aber ist keine Spur in seiner, wahrscheinlich sehr wohlgemeynten und aus Innrer, persönlicher Zuneigung entsprungnen, aber für die Geschichte und historische Kritik ganz unbrauchbaren Schrift. Unbegreiflich ist es, weshalb der Vf. in seinem Eifer die Weisheit Josephs der Thorheit der jetzigen französischen Regierung unaufhörlich entgegenstellt, und denen, welche des Kayser's Verfahren misbilligen, zuruft: „Wenn ihr sein Andenken so unverschamt lästert, so

„geht nach *Frankreich* u. s. f." — da doch der Gegner, mit welchem er kämpft, gar nicht für einen Vertheidiger der französischen Grundsätze gelten wollte, sondern gerade *gegen* die Anwendung dieser Grundsätze auf die Regierung der Niederlande bestimmt und nachdrücklich gesprochen hatte.

GESCHICHTE. *Ohne Druckort: Gespräche über den Mainzer Freyheitsschwindel. 1793. — Erstes, Zweytes, Drittes* Gespräch. Jedes von 48 S. 8.

Es wäre sehr zu bedauren, wenn diese wohlgerathnen Gespräche unter dem grossen Haufen politischer Broschüren, welche die Begebenheiten dieser Tage veranlassen, verlohren gehen sollten. Sie verdienen ein besseres Schicksal. Wenn jemals ein deutscher Schriftsteller den Ton, der sich für eine *Politik der gesunden Menschenverstandes* schickt: richtig getroffen hat, so ist es der Vf. dieser in jeder Rücksicht lesenswürdigen Blätter.

Die Haupt-Person in den drey Gesprächen ist der durch seinen thätigen Antheil an der Mainzer Revolution bekannte *Doctor Wedekind*, dem der Vf. sein Wort in den Mund legt, das nicht durch die in seinen gedruckten Reden vorhandnen Aeusserungen gerechtfertigt und bewahrheitet wäre. Sein Opponent in dem ersten Gespräch ist der *Professor Biedermann*, in den beyden andern aber der *Schlossermeister Ehrmann*. Es ist nicht möglich, dem richtigen, durchaus vernunftmässigen, und lichtvollen Ideengange des Vf. und seiner leichten und geschickten Dialogführung völlige Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, ohne einige Stellen aus diesen Gesprächen, die gewiss jeder Leser mit Vergnügen hier finden wird, auszuheben.

Dr. *Wedekind* will dem Schlossermeister, der über die im Clubb ihm beygebrachte Grundsätze Gewissens-Skrupel fühlte, beweisen, dass er dem Kurfürsten keinen Gehorsam schuldig war, weil er sich nie durch einen gültigen Contract für denselben Unterthan erklärt hatte. Der Schlossermeister setzt ihm seinen *stillschweigenden Beytritt* zur Wahl des Kurfürsten entgegen. *W.* bleibt bey seiner Behauptung, und erklärt ihm, wie es in Frankreich mit der Wahl der Gesetzgeber gehalten wird.

W. — — — — Die Nation wählt Leute, welche das Gesetz für sie machen."

„*Ehrmann*. Das ist ja recht schön! Wie viele Leute sind denn das?"

„*W.* Bey der ersten Versammlung, wo eigentlich die Hauptsache gemacht wurde, waren ihrer Zwölfhundert."

„*E.* Und da fragte man jeden Bürger, ob er auch jeden dieser Zwölfhundert Gesetzmacher haben wollte?"

„*W.* Anfangs war das noch auf dem alten Fuss: da wählte jeder Stand seine eignen Gesandten; man machte es aber bald besser, hob alle Stände auf, theilte das ganze Reich in 83 grosse Stücke, die man Departementer heisst, und jedes derselben wählt jetzt eine gewisse Anzahl solcher Abgesandten oder Repräsentanten."

„*E.* Sie wissen, Hr. Doctor, ich habe meine Sache gern klar; lassen Sie mich also das Ding an meiner Leyentafel ein Bischen ausrechnen. — Richtig, auf jedes Departement kommen im Durchschnitt gegen vierzehn Repräsentanten — — Weiter: von den 25 Millionen Menschen fallen auf jedes der 83 Departementer wieder im Durchschnitt etwas über 301204. Diese fügt man also, ob sie ihre vierzehn Gesetzmacher haben wollen?"

„*W.* Noch nicht; jedes Departement ist wieder in mehrere Districte getheilt, und jeder derselben wählt eine gewisse Anzahl von Leuten, welche jene vierzehn Repräsentanten auswählen; diese Leute nennt man Wahlmänner."

„*E.* Da kömmt denn doch ein ehrlicher Schlossermeister verteufelt weit von dem Ambos weg, wo die Gesetze geschmiedet werden; und wie gehts denn, wenn sein Districe durch die Mehrheit Wahlmänner erneunt, die ihm nicht recht sind?"

„*W.* Da muss er *beytreten*."

„*E.* Und wenn die Mehrheit der Wahlmänner seines Departements neue Gesetzmacher ernennt, welche den Wahlmännern seines Districts auch nicht recht sind?"

„*W.* Da müssen auch diese *beytreten*."

„*E.* Und wenn die 1186. Repräsentanten der übrigen zwey und achtzig Departementer Gesetze machen, welche den vierzehn Repräsentanten seines Districts ebenfalls nicht recht sind?"

„*W.* Je nun, so müssen diese ebenfalls *beytreten*."

„*E.* Wie ich sehe, Hr. Doctor, so stuhl sich mein freyheitsschwindelnder Schlossermeister mit seinen Wahlmännern und Repräsentanten das *Beytreten* doch auch recht oft gefallen lassen; und sein Contract mit dem Herrn von Frankreich, den besetze, bleibt demnach gültig?"

„*W.* Allerdings, weil er das Gesetz doch immer noch mitgemacht hat."

„*E.* Ja, wie die Fliege auf dem Wagenrade den Staub mitmacht."

„*W.* Lässe man ihn nicht seine Bevollmächtigte wählen?"

„*E.* Mit diesem Wind, Herr Doctor wehen Sie mir nur keinen Sand mehr in die Augen. Was hat mein französischer Schlosser mehr, als unser vielen tausend Stimmen eine zur Wahl der Wahlmänner seines Districts? Um die Wahlmänner der übrigen Districte, um die 1186. Repräsentanten der übrigen Departementer frägt man ihn eben so wenig, als man mich um die Wahl des Kurfürsten von Mainz gefragt hat; und die machen denn doch die Gesetze für Frankreich so gut wie unser Kurfürst die für Mainz." u. s. f.

Im dritten Gespräch sucht Dr. *W.* seinen Schlossermeister mit der Lehre vom *allgemeinen Willen* bekannt zu machen. „Die Französische Republik ist auf immer reine Vernunft-Wahrheiten gebaut, also die wahre Herrschaft des allgemeinen Willens?"

„*E.* Ey, das ist ja vortrefflich. Aber da fällt mir eben ein tolle Frage ein: wozu doch die Franzosen ihre neue Kapitalschine erfunden?"

„*W.* Wohl eine tolle Frage! Wozu anders, als um die Staatsverbrecher zu bestrafen?"

„*E.* Ich dächte, für die hätten sie nur Narrenhäuschen bauen sollen, da jede Empörung gegen die allgemeine Vernunft nur Wahnsinn ist."

„*W.* Er möchte wohl Recht haben, M. E., wenn die Menschen ohne alle Leidenschaften wären; so aber muss in jedem Staat eine Gewalt seyn, welche den allgemeinen Willen ausspricht, das ist die *gesetzgebende*; eine welche diese Aussprüche handhabt: das ist die *vollstreckende*, und eine welche sie auf jeden besondern Fall anwendet; und das ist die *richterliche Gewalt*."

„*E.* Und diese dreyfache Staatsgewalt wird denn in der französischen Republik durch die reine unleidenschaftliche Vernunft in *einer leibhaftiger Person* ausgeübt?"

„*W.* Was dieß wieder für eine unsinnige Frage ist?"

„*E.* Nun, so ist auch ihr ganzer Kram vom Reiche des *allgemeinen Willens* baarer Unsinn."

„*W.* Warum, wenn ich fragen darf."

„*E.* Weil sie zwischen diesen und die armen Unterthanen doch immer wieder *Menschen* einschieben müssen. u. s. f."

Ueber das Betragen des vorachtsten Clubbisten kommen in diesen Gespräche sehr launigte, und sehr treffende Bemerkungen vor. Selbst in der Bitterkeit aber herrscht Anstand.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. August 1794.

NATURGESCHICHTE.

Weimar, im Industrie-Comtoir: *Praktische Gebirgskunde* von *Johann Carl Wilhelm Voigt*, Herzogl. S. Weim. Bergrathe, Mitgliede der kaiserl. Akademie der Naturforscher etc. mit einem Kupfer. 150 S. 8. 1792.

Dieſs iſt eine Umarbeitung der rühmlichſt bekannten *Drey Briefe über die Gebirgslehre*, des würdigen Hn. Vf.; er fand nemlich, daſs jene drey Briefe nicht mehr ganz zu ſeinen vermehrten Cabinetten von Gebirgsarten paſſend waren, und entſchloſs ſich daher, ſie mit Benutzung der neuern Beobachtungen und Erfahrungen in der Gebirgskunde umzuarbeiten. Hieraus läſst ſich nun ſchon im Voraus abnehmen, daſs dieſe praktiſche Gebirgskunde jedem Mineralogen, und beſonders jedem Anfänger in der Gebirgskunde ſehr erwünſcht ſeyn muſs, beſonders wenn er eine von des Hn. Vf. Samlungen von Gebirgsarten bey der Hand hat, um ſich durch Autopſie, das Geleſene zum Theil ſelbſt erklären zu können; und dieſes ſcheint auch ganz Hn. *V.* Abſicht bey der Herausgabe dieſes Werks geweſen zu ſeyn, wenigſtens ſcheint der Titel: *Praktiſche* Gebirgskunde, dieſs ſagen zu wollen. Der Hr. Vf. ſagt in der Vorrede, er müſſe das Bekenntniſs ablegen, daſs es eine etwas eilfertige Arbeit ſey; und es iſt freylich nicht zu läugnen, daſs man hin und wieder Spuren von dieſer Eilfertigkeit bemerkt; allein deſſen unerachtet bleibt dieſe Schrift noch immer ſehr brauchbar, und es iſt von dem Fleiſse des Vf. wohl zu erwarten, als daſs er bey einer neuen Auflage das Publicum ſchadlos halten, und ſeiner Arbeit den gröſsten Grad von Vollkommenheit ertheilen werde.

Dadurch daſs er dieſe Schrift ſeinem Freunde dem Hn. Bergrath und Profeſſor Widenmann in Stuttgardt zugeeignet hat, gibt er einen ſchönen und ſeltenen Beweis, daſs Verſchiedenheit der wiſſenſchaftlichen Meynungen keinen Einfluſs auf perſönliche Achtung und Freundſchaft haben.

Der Vf. behält bey der Eintheilung der Gebirgs-Arten, die bekannte in vier Claſſen, als 1) in uranfängliche Gebirgsarten, 2tens Flötzgebirgsarten, 3tens in Vulkaniſche und 4tens in Aufgeſchwemmte Gebirgsarten bey. Ehe er ſich aber in die Beſchreibung der Gattungen und Arten jeder Claſſe einlaſst, ſchickt er einige geognoſtiſche Betrachtungen voraus, und zwar, wie es ſcheint, bloſs in der Abſicht, um die Aufmerkſamkeit ſeiner Leſer auf dieſe Gegenſtände zu richten. § 4 u. 5. ſtellt er ſeine Meynung über die Entſtehung der Berge auf; er nimmt an, daſs in der Urzeit die äuſſere Fläche unſers Planeten allein aus Waſſer beſtanden; daſs dieſe groſse Waſſerkugel anfänglich alle die Grundbeſtandtheile der Erde aufgelöſt enthalten habe; daſs dieſe ſich nach und nach darin präcipitirt und cryſtalliſirt haben, und endlich daſs auf dieſe Art die verſchiedenen Steinmaſſen gebildet worden ſeyen, aus welchen die jetzige Erde zuſammengeſetzt iſt; er nimmt ferner mineraliſche Materien in dem Kern der Erde an, welche fähig ſind, in Gährung zu gerathen, ſich zu erhitzen und zu entzünden. So glaubt er nun, daſs durch die Gährung jener Materien, in dem erſten Zeitalter Steinmaſſen über die Oberfläche des Waſſers emporgehoben worden ſeyen und daſs ſich auf dieſe Art Klippen, Inſeln und feſtes Land nach und nach gebildet haben. Wir bekennen, daſs uns dieſe Hypotheſe mehr Wahrſcheinlichkeit zu haben ſcheint, als jene, nach welcher in der Urzeit, ſelbſt die allerhöchſten Gebirge nicht nur unter Waſſer geſtanden haben, ſondern auch darunter gebildet worden ſeyn ſollen; weil man eine ſolche ungeheure Menge Waſſer hiebey vorausſetzen muſs, daſs auch der ſcharfſinnigſte Kopf in Verlegenheit geräth, ihr in der Folge mit einiger Wahrſcheinlichkeit einen ſchicklichen Ort anzuweiſen. Wenn übrigens der Vf. in der Meynung ſteht, wie er in der Vorrede ſagt, daſs ſeine Theorie über das Hervorkommen der Erde in der Maaſse, wie er ſie vorgetragen habe, *neu* ſey; ſo irrt er ſich, und wir wollen ihn daher unter andern theils ältern theils neuern Schriftſtellern nur auf *Moro's* neue Unterſuchung der Veränderung des Erdbodens verweiſen, wo er das Weſentlichſte dieſer Theorie ſehr gut ausgeführt finden wird. Eben ſo irrt er ſich, wenn er nach S. 13. glaubt, daſs man kaum einen einzigen Gang wiſſe, deſſen Ende man in der Tiefe erreicht hätte; dem Rec. ſind mehrere Beyſpiele der Art im Bannat, in Oberungarn und in Steiermark bekannt; der Vf. kann es übrigens auch daraus abnehmen, daſs dergl. Fälle nicht ſo ſehr ſelten ſind, da man ja ein eigenes Kunſtwort für dergleichen Gänge hat, die keine groſse Teufe haben; man nennt ſie bekanntlich *Raſenläufer*. §. 13. theilt der Vf. die Charakteriſtik der uranfänglichen Gebirge mit, die er ſich aus ſeinen Beobachtungen abgezogen zu haben ſcheint; er ſagt nemlich: „Die uranfänglichen Gebirge haben eine majeſtätiſche Höhe, ziehen ſich gemeiniglich viele Meilen weit zuſammenhängend fort, und nur äuſserſt ſelten findet man einzelne Berge davon über die Flözgebirge hervorragen. Wer würde den Harz, den Thüringer Wald, das ſächſiſche Erzgebirge, den Bayreuthiſche Fichtelberg, das Höhegebirge bey Homburg und viele andere nicht für Urgebirge erkennen, geſetzt auch, daſs er ſie aus der weiteſten Entfernung erblickte, und von ihrer innern Beſchaffen-

schaffenheit noch gar nicht unterrichtet wäre?" Dass die majestätische Höhe der Gebirge keinen so sichern Charakter für die uranfänglichen Gebirge abgeben könne, wie der Vf. hier glaubt, beweisen unter andern die Kärntner und Krainer, so wie die Schweizer Alpen, ferner ein Theil der Tiroler Gebirge, und selbst der Gebirgszug, der durch Thüringen, hinter Eisenach vorbey bis ins Hessische sich zieht, und an den Habichtswald anschliesst; alle diese und noch mehrere dergleichen Gebirgszüge, gehören zu den Flöz und aufgeschwemmten Gebirgen, indem sie meistens aus dichtem Kalk, Sandstein und Nagelfluhe bestehen, und doch zum Theil eine ansehnliche Höhe erreichen: im Gegentheil kommen auch ganze Gegenden von uranfänglichen Gebirgsarten vor, welche sich durch keine beträchtliche Höhe auszeichnen. S. 23. sagt der Vf., dass die Meynung irrig sey, nach welcher man den Granit als die einzige primitive Substanz (besser Gebirgsart) annehme, aus der in der Folge alle Gebirgsarten durch Verwitterung entstanden seyen. Rec. hätte gewünscht, dass es Hn. *V.* gefallen hätte, sich auf die Gründe einzulassen warum diese Meynung irrig ist; denn für den Anfänger in der Gebirgskunde, für den dann er doch hier eigentlich schreibt, wird diese Stelle sehr unbefriedigend seyn.

Bey der gewöhnlichen Eintheilung in uranfängliche- und Flözgebirgsarten, hat der Vf. es auch sehr gefühlt, dass das relative Alter nicht wohl zum Classificationsgrund beider Gebirgsarten angenommen werden könne; weil sich keine Periode festsetzen lässt, innerhalb welcher die Natur blos dieso oder jene Gebirgsart hervorgebracht hat; man findet im Gegentheil häufig Spuren in der Natur, dass öfters z. B. ein Sandstein ungleich alter ist als ein anderer, so wie öfters der eine Granit, ein weit geringeres Alter als der andere zu haben scheint; der Vf. bemerkt hiebey sehr richtig: dass solche Gebirgsarten schlechterdings nicht im Zimmer, sondern blos allein in ihren Lagern beurtheilt werden müssen. Um nun das Mangelhafte bey der Eintheilung in uranfänglichen und Flözgebirgsarten einigermassen zu verbessern, nimmt er *Mittelgattungen zwischen Ur- und Flözgebirgsarten* an; welches gewiss höchst nöthig ist, wenn man das relative Alter der Gebirgsarten zur Classification beybehalten will; Rec. wünschte aber, man suchte einen andern schicklichern Eintheilungsgrund auf; denn er ist überzeugt, dass mancher Gneus, Thonschiefer u. s. w. ungleich älter ist, als mancher Granit, und dass die Natur in einer Gegend Granit hervorgebracht, und in einer andern, zur nemlichen Zeit, ein Kalk- oder Sandstein-Flöz gebildet hat; hieraus folgt, dass man das relative Alter der Gebirgsarten nicht im *allgemeinen*, sondern höchstens nur für eine gewisse Gegend bestimmen könne,

Als Mittelgattungen nimmt der Vf. die *Sandsteinbreccien*, die *Steinkohlen*, den *Schieferthon* und den sogenannten *rauhen Kalkstein* an. Mit dem Wort Sandsteinbreccie verbindet er nicht den gewöhnlichen Begriff, nach dem man eine Zusammenkittung von Sandstein-Stücken versteht, wie z. B. unweit Grillenburg und Tharant in Sachsen ganze mächtige Bänke vorkommen; sondern er versteht eine klein- und feinkörnige Sandsteinart darunter, die ein thonartiges Bindungsmittel hat; — wenigstens ist von der Art No. 53. in den *Voigtischen* Cabinets. Es ergibt sich aber auch schon daraus, dass Hr. *V.* den gewöhnlichen Begriff von Sandsteinbreccie hier abändert, weil er diese Gebirgsart als die älteste nach den uranfänglichen Gebirgsarten hier aufführt, und da er keinen Sanditein unter diesen hat, so konnte auch keine Sandsteinbreccie gleich nach diesen entstehen, und er müsste alsdenn auch das sogenannte *rothe todte liegende*, das er unter den jüngern Flözgebirgsarten mit aufführt, zu den ältern rechnen; denn dieses ist eigentlich eine Breccie, die theils aus Sandstein, theils aus Geschieben und Stücken anderer Gebirgsarten besteht. Den *Schieferthon* würden wir gewiss nicht zu den ältern Flözgebirgsarten gerechnet haben, und wahrscheinlich hat der Vf. auch gefühlt, dass er allem Anschein nach, mit mehr Recht zu den jüngern Flözgebirgsarten gehöre; allein, da er die Steinkohlen zu den ältern rechnete, so hat er sich wahrscheinlich genöthiget gesehen, auch den gewöhnlichen Begleiter derselben, zu der nemlichen Classe zu zählen.

Was den *Rauhkalk* betrift, so versteht der Vf. denjenigen dichten Kalkstein darunter, der eine gelbliche zuweilen auch rauchgraue Farbe, und keine Spur von Versteinerungen hat; er ist aber selbst noch zweifelhaft ob dieser Kalkstein mit Recht unter die ältern Flötz- oder unter die jüngsten Urgebirgsarten — (welches im Grunde betrachtet ganz einerley ist) zu setzen sey. Es ist übrigens ausgemacht, dass in der Natur unter dem dichten Kalkstein ein grofser Unterschied statt findet, und dass mancher ungleich älter als der andere ist; nur wünschte Rec., der Vf. hätte dem ältern dichten Kalkstein, wenn er ihm ja einen eigenen Namen geben wollte, einen bezeichnendern und bessern gegeben. §. 44. beschreibt er einige Beobachtungen, welche den nun fast allgemein als richtig anerkannten Grundsatz bestätigen, *dass die Steinkohlen ursprünglich von dem Pflanzenreich abstammen*; Einen Grundsatz, den der berühmte Hr. *von Beroldingen* in seinen *Beobachtungen, Zweifeln und Fragen* etc. in so weit vollkommen erwiesen hat, als ein dergleichen geognostischer Satz zu erweisen ist.

Bey den jüngern Flözgebirgsarten war es uns auffallend, dass der Vf. den Gips in zwey verschiedenen Geschlechtern aufführt; nemlich das 29te Geschlecht enthält den ältern Gips und das 32te den jüngern Gips, ohne dass er hinlängliche Gründe zu dieser Trennung gehabt, oder vielmehr angegeben hätte; der nemliche Fall ist auch bey dem 34 und 35ten Geschlechte, wo er, den Kalkstein, der Gryphiten Versteinerungen enthält, von dem übrigen Flözkalke als ein besonderes Geschlechte trennt. Ueberhaupt hat hier bey den Flözgebirgsarten der Vf. blos das thüringer Flözgebirge vor Augen gehabt, und ist daher etwas einseitig geworden. Noch müssen wir bemerken, dass Hr. *V.* unter den Flözarten in seinem 42ten Geschlechte den *Flusspath* mit, und unter den Aufgeschwemmten Gebirgsarten im 51ten Geschlechte den Lei-

men, im 53ten den Töpferthon aufführt, da doch gewifs diese drey Benennungen nur ein Fossil bezeichen; denn Rec. kann nicht begreifen, was unter dem sogenannten Flufsleimen, Leimen, und Töpferthon für ein wesentlicher Unterschied statt haben soll; dafs der Töpferthon reiner oder unreiner ist, das kommt von zufällig beygemengten Theilen her, die hier gar nicht in Betrachtung kommen.

Am Schlusse der Flözgebirgsarten richtet der Vf. noch einen Blick auf die sogenannten Flözrücken und die Versteinerungen. Von den ersten führt er ein sehr merkwürdiges Beyspiel von Bottendorf an der Unstrut in Thüringen an, welches die heftigen Wirkungen der Erderschütterungen und Zerstörungen beweist. Der Vf. theilt in der Titelvignette eine Zeichnung davon mit, die so ausgezeichnet und sonderbar ist, dafs man sie kaum für der Wahrheit getreu halten würde, wenn er nicht selbst versicherte, dafs er sie bey eigenen Befahrungen jenes Bergwerks richtig erfunden hätte.

Ehe der Vf. von den vulkanischen Gebirgsarten handelt, schickt er einige geognostische Bemerkungen über Ursache und Wirkung des unterirdischen Feuers und über die bestrittene Vulkanität des Basalts voraus; er sagt, wenn man auch gar nicht wüsste, dafs es Vulkane in der Welt gäbe, oder jemals gegeben hätte, so würde man sich bey der Betrachtung der Basaltberge nach geognostischen Grundsätzen genöthigt finden, auf eine ehemalige Existenz derselben zu verfallen. Rec. hätte gewünscht, dafs der Vf. hier ganz kalt, sowohl die Gründe des vulkanischen Systems, als die seiner Gegner gegeneinander gestellt, und dadurch seinen Leser in die Lage gesetzt hätte, selbst zu urtheilen auf welcher Seite das meiste Gewicht liegt, denn zu einer völligen Gewifsheit kann man über dergleichen Gegenstände höchst selten oder vielleicht nie gelangen. Er behauptet nicht ohne viele Wahrscheinlichkeit, dafs die Vulkane eher existirt haben als die aufgeschwemmten Gebirge; er sagt nemlich §. 90. „In Rücksicht des Alters alterniren die aufgeschwemmten Gebirge gleichsam mit den Vulkanischen. Beide erhalten noch Zuwachs, und in Zukunft noch werden ihre Massen vermehrt werden. — Doch haben wir eher Vulkane gehabt, als aufgeschwemmte Gebirgsarten." Rec. glaubt, dafs es Vulkane gebe, die gleiches Alter mit den Urgebirgen haben dafs aber auch die Entstehung mancher Gebirgsart, die wir für jünger halten, als z. B. den Granit, eher entstanden seyn, als manche Abänderung von diesem. Ueberhaupt ist kein Grund vorhanden aus welchem wir der Natur das Vermögen gegenwärtig noch Granit zu bilden, absprechen könnten; und es ist dem Rec. sogar wahrscheinlich, dafs noch täglich Granit und andere sogenannte Urgebirge auf dem Theil der Erdoberfläche gebildet werden, der mit Wasser bedeckt ist; dafs mithin die Formation der sogenannten uranfänglichen und Flözgebirge eben so fortdaurend als die der Vulkanischen und aufgeschwemmten Gebirge sey, welche der Vf. im §. 91. zu beweisen sucht. Ob der Tuffstein mit Recht unter den aufgeschwemmten Gebirgsarten stehe, und ob er nicht eher zu der Flözgebirgsart gehöre, wollen wir hier nicht entscheiden.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Beer: *Sammlung noch ungedruckter Predigten vermischten Inhalts* von *G. J. Zollikofer.* Nach seinem Tode herausgegeben von einem seiner dankbaren Verehrer (?) 360 S. 8. 1793 (1 Rthl.)

Ein bürgerliches Gesetz wider unbefugte Herausgeber nachgelassener Geisteswerke berühmter Männer, wäre zuverlässig eine sehr wünschenswerthe Sache! Was, seit einem Jahre dem sel. *Morus* widerfahren ist, dafs ein Heer hungriger Studenten und Candidaten jeden in seinen Vorlesungen nachgeschriebenen Heft, *deficiente crumena*, dem Drucke übergaben, widerfährt nun noch dem sel. *Zollikofer*. Rec. weifs so gewifs, als man eine Thatsache wissen kann, dafs gegenwärtige Sammlung gerade diejenigen Predigten enthält, die Z. theils selbst, theils der Herr Hauptmann v. *Blankenburg* als solche zurücklegten, die sie des Drucks am wenigsten würdig fanden. Wer konnte also ein Recht haben, nachgeschriebene Arbeiten (die von diesem Scribler überdiefs noch sehr entstellt zu seyn scheinen) herauszugeben? Die Gründe, womit dieser Mensch sein Unternehmen, in einer sehr unzusammenhängenden Vorrede, zu rechtfertigen sucht, sind abgeschmackt. Die Idee „dem grofsen Manne hiermit ein Denkmal seiner innigen Dankbarkeit zu „errichten" hat gar keinen Sinn. Unter andern behauptet er unmafsgeblich „dafs Z. zur Bildung des guten Geschmacks in Predigten *den Anfang gemacht habe.*" Wie altklug und unwissend zugleich! *Mosheim, Jerusalem, Baumgarten, Cramer, Spalding* und andere berühmte Kanzelredner, die vor Z. auftraten, hätten sonach nichts dazu beygetragen? — Dafs übrigens auch diese Predigten, bey so manchem abstechenden Lappen von der Hand des preifswürdigen Herausgebers, dennoch nützlich seyn dürften, bezweifelt Rec. gar nicht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Leipzig*, b. Barth: *Gedanken über das von Hn. Prof. Trendelenburg vorgeschlagene System der griechischen Conjugation*, von Joh. *Primisser*, K. K. Rth. u. öffentl. Lehrer der griech. Litteratur zu Insbruck. 1793. 94 S. 8. Der Vf. ist nicht unbedingt und durchaus gegen das System der griech. Conjugation, welches Trendelenburg in der Vorr. zu seiner griech. Sprachlehre auf die Hemsterhuisisch-Lennepschen Bemerkungen gegründet hat; er hat sich aber doch gegen viele und die wichtigsten Punkte desselben mit so vielem Scharfsinne und solcher Sachkenntnifs erklärt, dafs viele Anhänger jenes Systems in ihrem Glauben daran wankend gemacht werden dürften. Unter der Voraussetzung, dafs das Trendelenburgische System bekannt ist, zeichnen wir nur die wichtigsten Ideen und Gegenerinnerungen des Vf. dieser Schrift aus.

Digitized by Google

Die vielen von Trendelenburg als verlohren angegebenen Stammwörter haben nicht existirt. Man wußte nicht einmal zu Plato's und Xenophon's Zeiten etwas davon (kein Wunder: die Sprachforschungen lagen damals noch in der Wiege, und die Periode, wo jene alten Wörter allmalig auser Gebrauch gekommen, ging bis zum Homer und zum Theil noch über den Homer hinauf). Die ältesten griechischen und neuern Grammatiker bis zu Hemsterhuis wußten eben so wenig davon. Freylich waren bey den ältesten Griechen viele Stammwörter üblich, welche nach und nach veraltet sind, und wovon sich bloß einige abgeleitete Wandelseiten erhalten haben. Die meisten derselben waren um eine Sylbe oder einen Buchstaben kürzer als die gebräuchlichen. (Dieß war auch Hemsterhuisens Meinung, die aber vielleicht in zu unbedingter Allgemeinheit von ihm angenommen wurde. Wahrscheinlich waren die ältesten Wörter der rauhen Dorier hart, übelklingend und reich an zusammenstoßenden Mitlautern; dagegen die ältesten Wörter der Jonier viel einfacher, wohlklingender und reicher an Selbstlautern gewesen seyn müssen). Hingegen sind die Stammwörter, welche Trend. annimmt, gewöhnlich länger als die noch üblichen. So werden z. B. von dem noch üblichen τρεπω als Stammwörter angegeben τραπω, τραπεω, τρεβω, τρεβομι, τραπομι, τρεφω. (Wahrscheinlich ist τραπω das Dor. Stammwort, wofür die Jonier τρεπω sagten. Die übrigen Formen sind abgeleitet. Man kehrte aber bey geläuterten Geschmacke von ihnen auf den ursprünglichen τρεπω zurück. Im Allgemeinen möchte Rec. aber, wie schon gesagt, nicht annehmen, daß das kürzere Wort immer das Stammwort sey). 2) Die wahren veralteten Stammwörter gewähren ohne bestimmte Ordnung bald diese, bald jene Wandlungszeit, bald weniger bald mehrere. Die alten Stammwörter des neuen Systems hingegen sind sowohl in der Ableitungsform als in der Zahl und Gattung der Zeiten, die sich erhalten haben, so ordentlich und einförmig, als wenn sie das Werk eines einzigen, mit der Vollmacht aller Griechen versehenen Grammatikers wären. 3) Unsre alten Stammwörter sind ersetzen nur jene Zeiten, die den gewöhnlichen entweder gar mangeln oder wenig im Gebrauche sind. In Gegentheile bieten die veralteten Zeitwörter von Trend. lauter solche Wandelseiten an, womit das übliche Zeitwort schon versehen ist. 4) Vor Trendelenburgs System wußte man von keinem gebräuchlichen Imperfect, das nicht auch sein gebräuchliches Präsens hatte. In diesem System kommen aber eine zahllose Menge von Imperfecten vor, von deren Präsens man schon zu Plato's und Xenophon's Zeiten nichts wußte.

Ueber die eigne Bedeutungskraft der verschiednen Tempovum macht der Vf. sehr feine Bemerkungen und erläutert sie mit Beyspielen aus den griech. Classikern. Das *Präsens* druckt die angetangne, aber nicht vollendete Zeit aus, es stellt die Handlung des Zeitworts in ihrem Anfang und gemeiniglich noch fortwährend, aber nicht vollendet, als gegenwärtig dar. Das *Imperfect* oder die halbvergangne Zeit stellt wie das Präsens die Handlung in ihrem Anfang und gemeiniglich fortwährend dar, aber nicht als jetzt, sondern damals gegenwärtig, da dieß oder jenes sich zutrug. Das *Futurum* hat dieselbe Bedeutung wie in andern Sprachen. Es kommen 2 Formen des Futur vor, die aber gleichbedeutend sind. Das Futur, dessen Charakter das σ war, scheint das gewöhnlichste gewesen zu seyn. Andre, vornehmlich die Jonier, verwirften das σ und ersetzten es durch ein ε; so wurde τυψω σ aus τυψεω. Eben so entstand für das Passivum und Medium eine doppelte Form des Futur. *Aorist* bezeichnet die Vollendung der Handlung, ohne Bestimmung der Zeit, in welcher sie geschieht. (Man könnte es ein Perfectum indefinitum nennen). Die beiden Aoriste sind gleichfalls nur verschiedne Formen, die aus den beiden Futuris entspringen. Der Vf. meint, der Aor. 2 habe darum nicht die Endung α wie der Aor. I. erhalten, weil in vielen Zeitwörtern der Aorist dem sogenannten Perf. med. ganz ähnlich geworden, folglich eine Zweydeutigkeit entstanden wäre, als von ελυθη wurde ελυθα der Aor. und zugleich das Perf. gewesen seyn. (Allein, wurde denn nicht der Aor. 2 auf ον ebenfalls dem auf ον ausgehenden Imperf. ähnlich, wie ενεγ, ειπον, ενεγκον, πεσον? Warum gaben denn nicht die Griechen ihrem Aor. 2 eine andre Endung, um auch dieser Zweydeutigkeit zu entgehen?) Von den beiden Aoristen im Act. kommen abermals zwey Formen des Aoristi Pass. auf θη, σθη, (Hier überzeuge uns der Vf. am allerwenigsten. Diese beiden Aoristen haben den Charakter des Passiv, μαι, μην, gar nicht; sie haben nicht nur, wie er sagt, etwas ähnliches mit den übrigen so lautenden Tempus der Verbor. in μι, sondern sie kommen im Indicativ und in allen übrigen Modis mit dem Imperf. der Verborum in μι völlig überein. S. Trendelenb. Vorr. p. 37). Von den Aoristen in Medio redet er hernach. *Praeteritum perfectum*, die völlig vergangne Zeit, bezeichnet für die vollendete Handlung des Präsens, sondern auch die fortwährende unmittelbare Folge derselben (τετυφθα, nicht blos; ich habe geschrieben, sondern auch die Schrift ist noch da). Es gibt auch 2 Formen des Perfectum, wovon das eine das sogenannte Perf. med. ist. Das *quamperfectum* stellt die Folge der vollendeten Handlung als einst, in voriger Zeit gegenwärtig vor. Das *Fut. 3. Pass.* nennt er *Perfectum futurum* (warum nicht *Fut. exactum?*). Es sagt die Folge einer erst geschehen sollenden Handlung als kurz voraus. Τυφθησομαι, er wird begraben seyn.

Das Medium oder die gemeinschaftliche Form verwirft der Vf. nicht ganz, er läßt sie aber erst spät erfunden werden, um die Zweydeutigkeiten, welche daraus entstanden, wenn man den Mittelbegriff durchs Pass. und Act. ausdruckte, zu vermeiden. Diese neuen Formen wurden aber endlich in den Futuris und Aoristis aufgenommen. Warum, das muß in der Schrift selbst nachgelesen werden.

In Unterfuchungen dieser Art läßt sich wenig geschickt ausmitteln, und es bleibt dem Scharfsinne und der Verstandskunst ein weites Feld offen. Mehr als eine Hypothese kann aufgestellt werden. Welche unter den beiden Hypotheses über die griech. Conjugation der Wahrheit am nächsten kommt, wird sich künftig entscheiden lassen, wenn man erst Hn. Trendelenburgs Rechtfertigung und Urtheil über Hn. Primisser Schrift erhalten haben wird. Bey fernern künftigen Sprachforschungen dürfen wir von ihm Glandorffs Formenlehre des gr. Dialogus und Conjugiren 1757 benutzt zu sehen, und unterdessen noch seinen Urtheile ein paar flüchtige Bemerkungen, in welchen seine Schrift Veranlassung gegeben hat.

Das Verbum act. endigte sich bey den ältesten Joniern oder Dorieru ohne Zweifel auf ω, wie auch aus der von den Lateinern angenommnen Endung des Präs. act, ihm zu scheinen, z. B. τυπτω. Aber die Jonier, welche weichere Töne liebten, hatten meist Zeitwörter von ein paar Selbstlautern, wie αω, εω, οω, υω; ihre Verba hatten wenigstens vor dem gewöhnlich einen Vocal, und sie bildeten auch die Dorischen Wörter auf jhre Weise um, z. B. ελαω aus ελαω. Bey den Dorern bildete sich früh noch ein andres Präs. und Imperf. mit seinen Modis im Act. und Pass. auf μι, das sich vielleicht ursprünglich in seiner Bedeutung vom Verbum auf ω etwas unterschied. Ein Verbum passivum hatten die Griechen nach Rec. Meinung ursprünglich nicht, sondern sie behalfen sich, wie andre rohe Nationen, mit Umschreibungen, um das leidende Vermögen auszudrücken. Erst mit dem Verbum in μι scheinen sie das Passivum (von ιστημι, στω, στα etc.) gebildet zu haben, da die Passivendungen der Zeitwörter in μι gewiß nicht von den Verbis auf ω entlehnt, sondern unmittelbar zu jenen zugefügt und aus ihnen mit geringer Veränderung genommen sind, wie man bey einer sorgfältigen Vergleichung wahrnimmt. Erst, nachdem das Act. und Pass. des Verbum auf μι im Gange war, fugte man auch zum Verbo auf ω ein eignes Passivum hinzu, und entlehnte zu dieser Veränderung die Endungen vom Passiv des Verbum auf μι dazu.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

Montags, den 1. September 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Himburg: *Archiv für die allgemeine Heilkunde.* Herausgeben von *D. Auguſt Friedrich Hecker*, Profeſſor zu Erfurt. — *Zweyter Band.* 1792. 8. 534 S.

1. Originalaufſätze. *Neue Gedanken über die Benutzung und Lenkung der Lebenskräfte bey der Kur der Krankheiten zur fernern Prüfung mitgetheilt vom Herausgeber.* Ueber die Frage: was iſt Lebenskraft, drückt ſich der Vf. nicht beſtimmt aus: er bringt nur Helmonts und anderer altern Aerzte Meynungen auf die Bahn. Als Aeuſserungen der Lebenskraft gibt er mit vielen Neuern an das Zuſammenziehungsvermögen des Zellgewebes, die Hallerſche Reitzbarkeit und die Empfindlichkeit. Dieſe Aeuſserungen ſeyen einfach: zuſammengeſetzt, aber doch von jener Kraft abhangig, ſey das beſondere Vermögen gewiſſer Theile nur gewiſſe Verrichtungen zu vollbringen, (*vita propria*); auch gehören hieher die Heilkräfte der Natur und der Bildungstrieb. Wenn nun die Lebenskraft ſtark ſey, ſo müſſen, bey übrigens gleichen Umſtanden, auch ihre Aeuſserungen ſtark ſeyn, und mit der Stärke einer jeden einzelnen Aeuſserung müſſen auch die übrigen, bey ſonſt gleichen Umſtänden, im Verhältniſs ſtehen. Je ſtarker das Zuſammenziehungsvermögen des Zellgewebes ſey, deſto ſtarker ſey auch jede andere Aeuſserung der Lebenskraft: eben ſo verhalte es ſich mit der Reitzbarkeit und mit der Empfindlichkeit. So bald eine Perſon ſchwanger wird, werde ihre Lebenskraft ſtärker: ſo bleibe ſie in der ganzen Schwangerſchaft, ſinke aber ſogleich mit der Geburt, oder wenigſtens gleich nach derſelben, um einen merklichen Grad herab. Hieraus erklart ſich der Vf. die (wir glauben nicht immer Statt habende) Erſcheinung, daſs Schwangere die ſtarkſten und wirkſamſten Arzneyen nehmen können, ohne davon Schaden zu leiden, daſs auch die heftigſten Mittel oft nicht fähig ſind Kinder abzutreiben, und daſs drey Quenten von der Tinctura Thebaica von einer Kindbetterin (aber bey dieſen ſinken ja die Lebenskräfte um einen beträchtlichen Grad herab!) ertragen würden, ohne daſs der Kopf eingenommen würde. — *Fragmente zur Geſchichte der allgemeinen Heilkunde und zur Kenntniſs und Literatur dieſer Wiſſenſchaft vom Herausgeber.* Der Vf. klagt, daſs wir noch keine Geſchichte der Heilkunde haben: (jetzt iſt dieſem Mangel abgeholfen, wir haben ja den Anfang der ſeinigen) er verſichert *alle* Bücher, die etwas über ſeine Lieblingswiſſenſchaft enthalten geleſen (auch ſtudirt?) zu haben, und gibt hier bey weitem nicht was er zu geben verſpricht, was man von dem Mann, der ſagt, wir haben noch keine Geſchichte der Heilkunde, erwarten ſollte. — Alles, was er gibt ſind unvollſtändige, magere, Auszüge aus alten Aerzten und den Aerzten des Mittelalters, verwebt mit zum Theil ſchiefen, zum Theil falſchen Raiſonnements. Weil er den Begriff der allgemeinen Heilungswiſſenſchaft nicht feſtſetzt, ſo bringt er in ſeine Geſchichte hinein was ihm gut dünkt, und überſieht die wichtigſten Gegenſtände, auf die auch bey den magerſten Fragmenten zur Geſchichte der allgemeinen Heilungswiſſenſchaft geſehen werden muſs. Wenn eine Geſchichte der allgemeinen Heilungswiſſenſchaft nützlich ſeyn ſoll, ſo müſſen 1) die Grundſätze entwickelt werden, auf welche die Aerzte ihre Heilungsmethoden bauten, 2) dieſe Heilungsmethoden müſſen beſtimmt, und zugleich muſs gezeigt werden, wie die Aerzte ſie anwendeten. Aber von dieſem allen ſagt der Vf. nichts. Er bemerkt nur, daſs die Zeichenlehre mehr durch den Hippokrates gewonnen habe, als die allgemeine Therapie. Was Hippokrates für dieſe gethan habe, betreffe nur die Diät der Kranken und die Lehre von den Purganzen. Nach den Zeiten des Hippokrates ſey in einem Zeitpunct von 400 Jahren für die allgemeine Heilungswiſſenſchaft beynahe gar nichts geſchehen, bis auf die Zeiten der Methodiker. (Rec. konnte kaum ſeinen Augen trauen, da er dieſes las. Gerad in dieſem Zeitraum, in welchem nach dieſen Heckerſchen Fragmenten für die allg. Heilungswiſſenſchaft beynahe gar nichts geſchehen ſeyn ſoll, geſchah für dieſe Wiſſenſchaft äuſserſt viel. Denn in dieſen Zeitraum fallen jene Theorien der berühmten Dogmatiker, auf welche ihre ganze allgemeine Heilungswiſſenſchaft gebauet wurde, in eben dieſen Zeitraum fällt die Entſtehung und der Flor der empiriſchen Secte, welche bekanntlich der allgemeinen Heilungswiſſenſchaft die neue und veränderte Geſtalt gab. Galenus. Das Syſtem dieſes Arztes iſt dargeſtellt, als wenn er alles ſelbſt erfunden hatte, und iſt mit vielen Unrichtigkeiten verwebt. Wer hat je geglaubt, daſs Galenus auf die Lehre des Ariſtoteles von den vier Elementen gebauet habe? Wer, daſs die Lehre von den vier Elementen, von deren vier Eigenſchaften und von den vier Säften Eigenthum des Galeniſchen Syſtems und von dieſem zuerſt aufgeſtellt worden ſey? Wo mag endlich der in der Geſchichte und Literatur ſeiner Kunſt nur einigermaſsen bewanderte Arzt gefunden werden, der ſich erdreiſten möchte mit Hn. H. zu ſagen: *Galens Schriften nehmen zwölf Foliobände* ein, (dieſe Ausgabe wäre Rec. ſehr begierig kennen zu lernen) *die recht dazu gemacht zu ſeyn ſcheinen, durch grundloſe Theorieen die auf die langweiligſten Demonſtrationen, auf die ſubtilſten Diſtinctionen,*

u. s. w. gebaut sind, und durch Streitigkeiten und Widerlegung anderer, die ohne allen Zweck weitläuftig ausgeführt werden, den Leser zu ermüden und abzuschrecken. Einen solchen absprechenden Ton hätte der Vf. beym Galen nicht annehmen sollen, dessen grosse Verdienste in der Physiologie allgemein anerkannt sind, und der in der Pathologie, welche auf Thatsachen sich gründet, und als Praktiker sich Verdienste erworben hat, die ihm auch (etwa den Paracelsus und dessen Affen ausgenommen) seine Feinde nicht abgesprochen haben. Endlich wird aber doch dem guten Galen wieder einiges Verdienst um die allgemeine Heilungswissenschaft zugestanden. Er habe die Lehre von dem indicans, der indicatio und dem indicato erfunden. (Dieß war Erfindung weit früherer Dogmatiker, wie der sonst sehr selbstsüchtige und für seine Verdienste eingenommene Galen selbst sagt.) Ihm sey die Kunanzeige die wichtigste gewesen, (also nicht den Dogmatikern, die sich eben durch die Kunanzeige von den Empirikern unterschieden?) Von den Nachfolgern des Galenus. Er habe noch im sechszehnten Jahrhundert an Sylvius einen grossen Vertheidiger gefunden. (Ist denn dieses eine so wichtige Thatsache? Galen hatte in diesem Jahrhundert Anhänger und Vertheidiger in grosser Menge.) Der Verfaß dieser Fragmente enthält weiter nichts, als Excerpte aus etlichen Annalisten und nachherigen Aerzten. Oft sind nur die Ueberschriften der Kapitel abgeschrieben, zu welchem Zweck sieht Rec. nicht ein, wenn es nicht der war, ohne viele Mühe ein dickes Buch zu machen. *Eine neue Kurmethode. Vermehrung der thierischen Wärme, vom Herausgeber.* II. Ueberfetzungen und Auszüge aus den Werken unserer Vorfahren. Uebersetzt ist *Stahl diff. de autocratia naturae. Halae. 1696.* 4. Dann folgt ein Verzeichniß kleiner Schriften aus verschiedenen Zeiten, die über einzelne Gegenstände der allgemeinen Heilungswissenschaft geschrieben sind, dermalen nur 153 akademische Schriften, die, wie es scheint, der Vf. besitzt. Rec. stimmt mit Hn. H. ganz überein, dass man die Quellen aus denen man zu studieren hat, kennen müsse: aber freylich sieht er nicht ein, was solche Bruchstücke von Disputationstheln, wie sie der Vf. geliefert hat, nützen sollen. Solche Verzeichnisse werden erst dann brauchbar, wenn sie in einer gehörigen und nothwendigen Ordnung abgefaßt und möglichst vollständig sind. Was er hier nennt, will er in der *künftigen Auflage* seiner therapia generalis nicht nennen, und in der Folge will er die interessantesten Aufsätze dem Titel nach verzeichnet liefern, die in den Werken gelehrter Gesellschaften enthalten sind. Wenn er bey diesem Verzeichniß auf die durchaus nothwendige Vollständigkeit sieht, und aus den wichtigern Aufsätzen die Quintessenz ausheben, so wird die Ausführung dieses Versprechens manchen Nutzen gewähren. Als Anhang ist eine Preisschrift beygefügt, welcher die Mayntzer Akademie zu Erfurt das Accessit zuerkannt hat: *Wie kann man auf eine leichte und nicht allzukostspielige Art den Wundärzten, denen das Landvolk anvertrauet ist, einen bessern und zweckmäßigern Unterricht beybringen?* Die Vorschläge des ungenannten Vf. sind insgesammt gut und ausführbar, das Lehrbuch aber, nach welchem der junge Wundarzt unterrichtet werden soll, würde doch Rec. nicht in der Manier abfassen, in welcher der Vf. die zwey Probekapitel von dem Karfunkel und dem Gallenfieber abgefaßt hat.

WIEN, b. Kaiserer: *Andr. Jos. Stifft's, ausübenden Arztes in Wien, practische Heilmittellehre.* Zweyter Band. 1792. 557 S. 8.

Die bey Anzeige des 1 Bandes dieses Werks (A. L. Z. 1791. No. 291.) geäusserte günstige Meynung des Rec. von dessen vorzüglichem Werthe, ist auch auf den gegenwärtigen anwendbar. Die Gegenstände sind mit einer genugthuenden Vollständigkeit, unter Vermeidung überflüssiger Weitläuftigkeiten, abgehandelt; die Materialien sind meistens aus den besten Quellen geschöpft, mit kritischer Beurtheilung benutzt, und die Fälle, in welchen das Arzneymittel anwendbar ist, so wie dessen Wirkung, gehörig auseinander gesetzt. Auch von der Naturgeschichte der einzelnen Mittel, von deren Kennzeichen, Zusammensetzungen und pharmaceutischen Zubereitungen, ist das nothwendigste beygebracht. Angehende Aerzte werden sich daher dieses Lehrbuchs mit vielem Nutzen bedienen können. — Dieser Band behandelt mit der Fortsetzung des zweyten Abschnitts der ersten Abtheilung an, welcher die *abführende Mittel* begreift. 1. *Gelinde abführ. Mittel.* Aus dem Pflanzenreiche sind am vollständigsten abgehandelt *Cassia*, *Tamarinden*, *Manna*. Was der Vf. bey den *abführenden Salzen*, so wohl von dem grossen Nutzen bey gehöriger Anwendung derselben, als von den nachtheiligen Folgen, welche ein zu langer und unzeitiger Gebrauch mit sich führt, sagt, ist sehr wahr. — Rec. hält dafür, dass besonders der Missbrauch des *Glauberfalzes* eine ergiebige Quelle derjenigen Krankheiten geworden ist, die in der geschwächten Verdauungskraft ihren Grund haben. Diesen Missbrauch haben vornemlich unsere Salmiakfabriken dadurch eingeleitet, dass sie, um den Absatz des als Nebenproduct gewonnenen Glauberfalzes zu befördern, eigene Ausrufer besoldeten, die jenes Salz als ein Universalmittel überall lobpreisen mussten. — S. 92. versteht der Vf. unter *Flammenfalmiak* wahrscheinlich das *Nitrum flammans*. — Bey Erwähnung des vormaligen grossen Glaubens, an die *fauretilgenden Kräuter* sagt der Vf.: „ich bin sehr geneigt zu glauben, dass es weit besser wäre, wenn eine ähnliche tandelnde Polypharmethode auch noch heute herrschend wäre, statt anderer nunmehrigen so entscheidenden und, gleich der jetzigen Kriegskunst, alles niederstürzenden Kurarten, welche für ungewaschene Hände durchaus nicht taugen, und daher nie von ihnen berührt werden sollten." — 2. *Stärker abführende Mittel*; unter denen *Sennesblätter*, *Rhabarber*, *Aloe*, am ausführlichsten abgehandelt sind. Dass die abführende Kraft der erstern vorzüglich in einem schmierig-ätherischen Oele liegen sollte, scheint wohl kaum Grund zu haben. Bey Aloe hätte, unter den Praeparaten, noch das an einigen Orten gebräuchliche *Extr. Aloës per acid. vitriol. correct.* angeführt werden können. 3. *Heftig abführ. Mittel.* Von der *Jalappe* sey eine der besten Zubereitungen, nach *Ackermann*, die *Jalappseife*, welche man erhält, indem gleich

leiche Theile Jalappharz und Span. Seife in Weingeist aufgelöfet, und gelinde abgedampft werden. Diese Maffe löfet fich in Waffer, zumal in lauwarmen, leicht und ohne Trennung auf. — Bey *Scammonium* wird, des berühmten Vergifters Europens, *Aitkaud's* Pulver mit gerechten Unwillen gedacht, und die Sorglofigkeit der Obrigkeit an mehrern Orten, diefem Mordmittel den Eingang zu wehren, gerügt. — Eine, der des echten Scammon. ähnliche Wirkung leifte der eingedickte Saft der Zaun- und Ackerwinde (Convolv. bepium u. C. arvens.): Gut wäre es, wenn mit dergl. einheimifchen Mitteln mehrere Verfuche angeftellt würden. — *Ifikakuanha*. Auch diefe einheimifche Pflanze verdiente eine mehrere Aufmerkfamkeit der Aerzte. — *Gummigut*. Von dem ächten, von *Guttaefera vera König*: welches ein wirkliches Gummiharz ift, ift des unächte, von *Cambogia Gutta L.*, dadurch zu unterfcheiden, dafs diefes als ein blofses Harz, fich in Waffer gar nicht, faft gänzlich aber in Weingeift, auflöfet. Zur Vermeidung fernerer Verwechfelung folle man, nach *Murray's* Vorfchlag, letzteres *Korkagummi* nennen; von Korka, als dem Namen des Baums bey den Angolefen und Malabaren. Das amerikanifche Gummigutt von *Hyperic. baccif. L.* kömmt der erftern Sorte näher. — Bey der *weifsen Nieswurz* die Vermuthung, dafs fie der Helleborus der Alten fey. — *Schwarze Nieswurz*. Warnung für die der ächten meiftens untergefchobenen unficherer, theils giftigen, Wurzelarten. Das Extract derfelben war des Paracelfus Daura oder Arcanum vegetabile. — Bey *Koloquinten* führt der Vf. eine merkwürdige Beobachtung der Zufälle an, da ein Mädchen einen Abfud von zwey Koloquintenapfeln in Wein auf einmal genommen hatte. — Der *dritte Abfchnitt* handelt von den *Schweifs treibenden* Mitteln. „Wir haben keine Mittel, — fagt der Vf. fehr richtig, — durch die wir diefe Ausführung fo zuverläfsig zu erregen im Stande wären, als wir etwa ein Erbrechen oder Abführen bewirken können. Der Erfolg ihrer Wirkung hängt faft immer von einem fehr zufammengefetzten Verfahren, und von ihrer genauen Anpaffung auf die gegenwärtigen Umftände ab, ohne dafs wir auch dadurch noch gefichert find, immer gewifs zum Zweck zu kommen.“ — *Vierter Abfchn.* die *harntreibende M.* unter denen die *Meerzwiebel* immer noch den erften Platz behauptet. Die folgenden Abfchnitte, bis zum neunten, begreifen die *Niefsmittel*, die *Speichel treibenden*, die *Auswurf befördernden*, die *Monatsfluss befördernden*, und die *Blähung treibenden* Mittel.

ALTENBURG, b. Richter: *Chirurgifche Arzneymittellehre, der erften Klaffe, von den ausleerenden Mitteln, erfte und zweyte Abtheilung.* 1789 und 1790. 110 und 440 S. 8. (1 Rthlr. 14 gr.)

Der ungenannte Verfaffer liefert hier den Anfang eines Werkes, das, wenn es mit gleichem Fleifse fortgefetzt wird, für die Lefer, die er bey der Ausarbeitung deffelben vorzüglich vor den Augen gehabt zu haben fcheint, das heifst für junge oder durch gelehrte Kenntnifse nicht hinlänglich ausgebildete Wundärzte, allerdings von Nutzen feyn kann; denn er befchreibt die fogenannten chirurgifchen Heilmittel nicht nur in Rückficht auf ihre äufserlichen Eigenfchaften und auf ihre allgemeinen Kräfte; fondern er lehrt auch, in einer zwar nicht zierlichen, aber doch verftändlichen und den Fähigkeiten feiner Lefer angemeffenen Schreibart, die Weife, wie fie zu gebrauchen find, und gibt die Bedingungen an, unter welchen man fich in einzelnen Fällen von ihrer Anwendung Vortheil verfprechen kann; er gedenkt überdem des Schadens, den fie, wenn fie nicht mit der gehörigen Vorficht gebraucht, oder zur Unzeit angewendet werden, nach fich ziehen, und beftätigt zugleich feine Behauptungen mit Erfahrungen, die er theils felbft gemacht, theils aus den Schriften eines *Tode*, *Schmucker*, *Theden* und anderer gefchickten Wundärzte entlehnt hat. Er handelt in den beyden Bänden oder Abtheilungen, die wir vor uns haben, von den blutausleerenden Mitteln und von den Arzneyen, welche andere Materien, z. B. wäfferige Feuchtigkeiten, den Schleim, die Milch u. f. w. auszuleeren, oder den Abgang der Würmer, Blähungen, Exkremente u. f. w. zu befördern die Kraft befitzen; befonders weitläuftig hat er fich bey der Aderlafs und bey den blafenziehenden und rothmachenden Heilmitteln aufgehalten, und die Umftände, welche die Anwendung einer oder der andern diefer Arzneyen erfordern, gut aus einander gefetzt, fo dafs ein noch nicht geübter und befeffener Wundarzt diefe und auch die übrigen Abfchnitte von den durch die Nafe und den Mund ausleerenden Mitteln, von den Klyftiren, vom Einfchnitte, vom Saugen, von den Aetzmitteln, von der Anfetzung der Ziehköpfe, von den Stuhlzäpfchen, von den äufserlich auf dem Unterleibe angebrachten ausleerenden Arzneyen u. f. w. mit Nutzen lefen und daraus feine Kenntnifse fehr bereichern wird. Wir wünfchen daher, dafs der Vf. fein Werk fortfetzen und die übrigen Heilmittel, mit deren Anwendung fich befonders die Wundärzte befchäftigen, eben fo forgfältig, wie die, von welchen in diefen beyden Bänden die Rede ift, befchreiben möge. — Die Anleitung zur Abfaffung der Recepte, welche der Vf. beygefügt hat, ift doch faft zu kurz und unvollftändig, als dafs fich der Wundarzt daraus hinlänglich mit diefem wichtigen und fchweren Theile feiner Kunft bekannt machen könnte; auch mangelt es in diefer Anleitung nicht an Fehlern, die zu bedeutenden Irrthümern Gelegenheit geben können und daher einer Berichtigung bedürfen; fo ift z. B. nicht erwähnt, dafs ätherifche Oele und andere wirkfame Flüffigkeiten mit trocknen Ingredienzien gemifcht und in Pulvergeftalt als Umfchläge u. f. w. angewendet werden können, dafs manchmal zwey flüffige Materien mit einander verbunden eine dickliche Confiftenz annehmen und fo zu einer wahren Salbe werden, wie das flüchtige Liniment, das Unguentum de Lithargyrio und die fogenannten Nutrita der Alten beweifen u. f. w. Die Dickfafte, von welchen einige, z. B. der fucc. infpiff. ftramonii, aconiti u. f. w. der Aufmerkfamkeit des Wundarztes fehr werth find, hat der Vf. S. 61. ganz mit Stillfchweigen übergangen, und an einem andern Orte, wo er von der Bereitung der Schleime

redet, hat er anzuführen vergeſſen, daſs man auch aus verſchiedenen Kräutern und Wurzeln Schleime verfertigen, und dieſe oft mit Vortheil als erweichende Bähungen u. ſ. w. benutzen könne. Die Beyſpiele von Formeln, welche der Vf. noch hinzugeſetzt hat, ſind indeſſen gröſstentheils gut gewählt und verdienen zur Nachahmung empfohlen zu werden. Uebrigens wünſchen wir, daſs der Vf. künftig unnütze Wiederholungen, deren wir mehrere in dieſen Bänden bemerkt haben, (man vergl. S. 131 mit S. 415, ferner Formel 5 mit 8 und 11 mit 12, denn die letztere iſt, wenn man die Beſtandtheile der Königsſalbe mit den Fettigkeiten, welche in dieſer Formel vorgeſchrieben ſind, vergleicht, von der vorhergehenden faſt gar nicht, wenigſtens nicht weſentlich unterſchieden,) vermeiden, und ſolche Stellen, wie die aus *Trillers* Gedichten S. 416, ganz weglaſſen möge; der Raum, den er dadurch gewinnt, kann zu beſſern Anmerkungen benutzt werden.

Leipzig, b. Schwickert: *Thesaurus materiae medicae et artis pharmaceuticae* quem collegit atque edidit *Joann. Christ. Traugott Schlegel*, M. et Chir. D. Ser. Princip. de Schönburg conſiliar. aulic. et archiater. — *Tomus Primus.* c. tab. aen. 1793. 444 S. gr. 8.

Zur Empfehlung der Sammlungen von kleinen Schriften aus mehrern Fächern der Arzneywiſſenſchaft, die Hr. S. bisher veranſtaltet hat, läſst ſich allerdings viel ſagen. Die Auswahl die er trifft, iſt gröſstentheils gut, und gewöhnlich iſt jede Schrift, die er aufnimmt, wenigſtens nicht ſo häufig, daſs alle Liebhaber damit verſehen werden könnten. Aber noch empfehlungswerther und nützlicher würden ſeine Sammlungen, und auch dieſe über die *Materia medica*, ſeyn, wenn er die vielen, den Raub ohne Nutzen wegnehmenden, Auswüchſe an manchen kleinen Schriften, die Vorreden, in denen gewöhnlich der Verfaſſer nichts weiter ſagt, als daſs er eine Diſputation ſchreiben und Doctor werden wolle, die Epilogen, und auch manches was ſich zu weiten im Text ſelbſt findet und entbehrt werden kann, wegſchneiden, und dadurch ſich Raum für mehrere Schriften in einem Band verſchaffen würde. Von dieſem Geſichtspunct gieng Herr Bergr. Crell bey Bearbeitung der Hallerſchen praktiſchen Streitſchriften aus, und ſeine Arbeit wurde mit Beyfall und Dank aufgenommen, auf den auch Hr. S. ſicher würde rechnen können, wenn er bey ſeinen Sammlungen eben dieſe für den Kaufer ſo vortheilhafte Erſparung des Raums nicht aus den Augen ſetzte. Die Schriften welche übrigens in dieſem gut und correct gedruckten erſten Band des *thesaurus materiae medicae* enthalten ſind, ſind alle gut und brauchbar, nemlich *I. Arn. Juliaans de vasina elaſtica Cajennenſi. Traj. ad Rh.* 1780. *II. Guil. Puſey Hayle diſſ. quaedam de cantharidum natura et uſu complectens.* L. B. 1786. *III. Ferd. Defaux hiſtoria, analyſis chemica, origo et uſus oeconomicus Sodae Hiſpanicae.* L. B. 1773. *IV. W. Guil Mugs obſervationes de ſalis ammoniaci praeclaro ad febres intermittentes uſu. Franequerae*, 1716., iſt vielleicht wegen ihrer Seltenheit hier abgedruckt. *V. Car. P. Thunberg de medicina Africanorum.* Upſal. 1785. *VI. Everard. Jo. Thomaſſena Thueſſinx de opii uſu in ſiphylide obſervatis comprobato.* L. B. 1785. *VII. H. Dietr. Reimarvi animadverſiones de opii, praeſertim in Febribus, uſu.* L. B. 1784. *VIII. G. C. P. Crantz de lichene Iſlandico.* Erlang. 1780. *IX. J. B. J. Dellonius de lichene pyxidato.* Mogunt. 1785. *X. C. H. Sendel de vitriolo albo ejusque uſu medico et chirurgico.* Gott. 1787., hier aber vom Vf. verbeſſert und mit den Beobachtungen der Neuern vermehrt. *XI. Jo. Hiller diſſ. ſiſt. medicamentorum antimonialium confectum.* Havn. 1787. *XII. Jo. Ptr. Xav. Fauken de ſolutione reguli et vitri antimonii in diverſis vinis.* Vienn. 1787.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Dresden*, b. Hilſcher: *Leopolds des Zweyten muſterhaftes und wohlthatiges Leben.* Eine Skizze. 1792. 2 B 8. Auch in dieſer Skizze findet man bloſs die gewöhnliche Darſtellung, meiſtens im Ton der Lobrede, ohne alle Hindeutung auf irgend eine neue Ausſicht, die doch einem unbefangenen Beobachter gewiſs nicht entgehen kann.

Vermischte Schriften. *Weiſsenfels u. Leipzig*, b. Severin: *Ueber Sylphen, Gnomen, Salamander und Undinen.* Zweyter Theil. 1793. 6 B. 8. In dieſem zweyten Theile ſetzt der ungenannte Vf. ſeine Collectaneen, als Anhang zu den Geſprächen über Sylphen etc. im erſten Theile, unter *acht* Nummern fort. Sie enthalten einen Catalog von Schriften über miraculöſe Dinge, deren jedoch mehrere auch ſchon im erſten Theile verzeichnet ſtehen, Meynungen alter und neuer Autoren über die Realität der Zauberey, Geſpenſter, Dämonen, Kobolde, Berggeiſter und Pygmäen. Etwas aus dem Leben des *Apollonius von Thyana*, *Lucians* Nachrichten von Elyſium, und von der Wiederbelebung todter Körper und den Geiſtern nach *Korn. Agrippa*. Auch hier bleibt der Vf. ſeiner im erſten Theile beobachteten Methode getreu; er *foppt* die Wundergläubigen mit einer verſtellten Vertheidigung ihres Wahns; aber der Ton, in dem er ſpricht, die Miene, die ſeine Rede begleitet, bleibt immer ſo ernſt, daſs der Einfältige und Abergläubische in ihnen den Satyr ſchwerlich gewahr werden dürfte. Die Unvollſtändigkeit wollen wir noch nicht klagen, da des Ende *der zweyten Theile* noch einen vielleicht noch mehrere Theile zu verkündigen ſcheint, Aber ſeine Collectaneen und dazu gemachten Raiſonnements hätte der Vf. vor dem Druck erſt ordentlig in Ordnung bringen ſollen. So wie ſie jetzt da liegen, ſind es zerſtreute Fragmente, die man erſt mühſam aufſammeln ſuchen muſs, wenn man über einen und denſelben Gegenſtand ein Ganzes haben will.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 2. September 1794.

GESCHICHTE.

LEIPZIG, in der Breitkopf. Buchh.: *Mythologie der nordiſchen Völker.* 1794. 6 Bog. 8.

Ein Handbuch der nordiſchen Mythologie für die deutſchen Liebhaber und Forſcher der allgemeinen vaterländiſchen Vorzeit war längſt ein frommer Wunſch, und ohne Zweifel wird derjenige unſern beſten Dank verdienen, der ihn endlich in Erfüllung bringen will. Aber gewiſs verlangen und erwarten wir nicht, daſs nach den bisherigen Fortſchritten in der Aufklärung der nordiſchen Mythologie uns noch die alten Traume und Irrthümer des vorigen Jahrhunderts der Reihe nach aufgetiſcht, oder gar ein Miſchmaſch von nordiſcher, celtiſcher, teutoniſcher und ſlaviſcher Götterlehre vorgeſetzt werde. Im Gegentheile hat man alles Recht, von einem Manne, der *jetzt* mit einer nordiſchen Mythologie hervortreten will, wenn gleich noch keine vollſtändige, doch eine aus den Quellen ſelbſt geſchöpfte Sammlung, kritiſche Prüfung und Abſonderung, und eine ſyſtematiſche Anordnung der Mythen zu fodern. Der Vf. der vor uns liegenden Mythologie, Hr. *Neuenhagen* (wie er ſich nach der Vorrede unterſchreibt) ſcheint an *keine* dieſer Foderungen gedacht zu haben; zum mindeſten ſind ſie nichts weniger als erfüllt. Die eigentlichen Quellen kennt er, wie man deutlich ſieht, nur dem Namen nach, von ſyſtematiſcher Anordnung und Kritik der Mythen aber ſcheint er gar keinen Begriff zu haben, und ſteht noch überdieſs in der glücklichen Einbildung, daſs in dieſer Arbeit keine Vorgänger vorhanden ſeyn, die er hätte benutzen können; unerachtet alles das, was er ſagt, aus ſeinen Vorgängern, nur nicht aus den beſten und bewährteſten, zuſammengetragen iſt. Es wäre bey weitem zu weitläuftig, wenn wir alle Irrthümer und Mängel dieſer Mythologie rügen wollten, wobey wir gleich mit ſeiner Definition einer Fabellehre im 1. §. anfangen müſsten, und wir ſchränken uns daher auf eine möglichſt gedrängte Kritik des Ganzen und eine Rüge der auffallendſten Fehler ein.

Gleich in der Einleitung begreift er z. B. unter den nordiſchen Völkern nicht bloſs die Dänen, Norwegen, Schweden und Isländer (in welchem eingeſchränkten Sinne jeder Geſchichtforſcher den Norden nimmt, wenn von ſeiner Mythologie die Rede iſt) ſondern auch die alten Bewohner von *Deutſchland*, *Gallien* (!!) und *Brittannien*. Man kann ſich daher nicht wundern, wenn er auch von den galiſchen *Barden* und *Druiden* handelt; aber wenn er (§. 5.) ſagt, daſs „vor jeder Schlacht ein „von den Barden verfertigtes und *in Muſik geſetztes* Bar„diet von dem ganzen Heere ſey geſungen worden, *welches dazu nach dem Tacte auf die Schilde geſchla„gen habe;*“ ſo hat er ſeinen Leſern in der That zu viele Leichtgläubigkeit zugemuthet. Die Gedichte der Barden heiſst er *groſse und wilde Naturen* und charakteriſirt ſie umſtändlicher ſo, daſs man ſieht, er begreift darunter ſowohl die galiſchen als die ihrer Natur nach an Geiſt und Ton gänzlich von ihnen verſchiedenen ſkandiſchen Gedichte, wodurch er beweiſt, daſs er keine von beiden aus eigener Anſicht kennt. Noch auffallender aber wird ſeine Unbekanntſchaft mit den Quellen, die er unumgänglich hätte benutzen müſſen, in dem Kapitel von den Quellen ſelbſt. Zwar theilt er ſie in Haupt- und Nebenquellen ein, und gibt ganz richtig die beiden Edden als Hauptquellen an. Allein auſser dem, daſs er unter *Edda* ein *Lehrbuch* der nordiſchen Mythologie verſteht, hat er auch eine ſo ſchlechte hiſtoriſche Kenntniſs von denſelben und ihrem Inhalt, daſs er die ältere Edda noch in 3 Theile, *Volnspa*, *Havamaal* und *Runa Capitula* (ſoll heiſsen *Capitule*) eintheilt (eine Eintheilung, die man im J. 1794 keinem nur mittelmäſsigen Literator überhaupt, geſchweige einem Schriftſteller über die nordiſche Mythologie verzeihen kann) und von den drey Theilen der jüngern Edda noch den, in frühern und unkritiſchen Schriftſtellern freylich ziemlich allgemeinen, Irrthum nachbetet, daſs der zweyte Theil (welche doch die *Kenningar* oder die Sammlung der poetiſchen Ausdrücke und Benennungen der Götter und Dinge enthält) *erzählend*, und der dritte ein *alphabetiſcher Auszug* der poetiſchen Redensarten ſey, *die in den erſten Theilen vorkommen* (!!), ob es gleich ſchon ſeit 16 Jahren hinlänglich bekannt iſt, daſs dieſer Theil die poetiſchen Grundregeln, Licenzen (und Fehler) enthält. Von Ueberſetzungen aus der älteren Edda kennt Hr. N. (und vermuthlich auch bloſs vom Hörenſagen) nur die Voluspaa des Hn. *Denis;* die weit beträchtlicheren Uebertragungen der Herren *Herder* und *Gräter* aber, aus denen er ſeine Kenntniſs der nordiſchen Mythologie und Dichtkunſt um ein Gutes hätte berichtigen und bereichern können, ſind ihm unbekannt geblieben. Die *däniſche* Ueberſetzung der jüngern Edda, die ſich in Reſen's Ausgabe befindet, gibt er für *ſchwediſch* aus. Zu den Nebenquellen rechnet er die Schriften des *Ol. Worm.* (worunter aber auch die *Hiſtoria Norvagica* ſteht, von welcher nicht *Worm* ſondern *Torfveſon* oder *Torfaeus* der Verfaſſer iſt) *Helmolds* (!) *Verſtegans, Rolevinks, Cluvers Ol. Verel., El. Schedius, Ol. Magnus, Adam. Brem. Saxo Gramm. Jon. Arngrim. Aventins, Ol. Petr., Ubbo Emmius, Eric. Ol. Loccen. Ge. Fabric. Paul. Diac. Huldreich Mutius, Jul. Caeſ.* und *Cornel. Tacitus*, d. h. alles was ihm zufälligerweiſe in die Hände gerathen iſt. Nicht zu gedenken, daſs man gleich auf den erſten Anblick unter

diesem Verzeichnisse gerade die zuverläßigeren Forscher der nordischen Mythologie, *Bartholin*, *Torfaeus* und unter den neuern *Suhm*, *Eichhorn*, *Gräter* etc. vermißt, so ist die Anordnung und Wahl der angezogenen Schriftsteller selbst ein Zeichen, wie wenig der Vf. sie zu beurtheilen, und die Materialien zu seiner Arbeit zu sammeln und zu sichten verstand. Auch scheint er keinen Unterschied zwischen *Hülfsmitteln* und *Quellen* zu wissen; sonst würde er die Commentatoren und Mythologen nicht unter die letztern gerechnet haben. Ferner gehören zu den Hauptquellen nicht blos die Lieder der ältern, und die Fabeln der jüngern Edda, sondern der ganze poetische Schatz des alten Nordens, wovon ein großer Theil in den sogenannten *Segen* enthalten ist. Unstreitig ist auch des *Saxo Grammaticus* dänische Geschichte eine Hauptquelle, aus der man aber freylich (vor der Hand) mehr als aus jeder andern eine *grano salis* schöpfen muß. Die Ueppigkeit seines Genie's und seine Reinheitsucht im Latein schreiben, welcher er den Vortheil des Geschichtforschers aufopferte, hat sie sehr getrübt. Möchte doch dieses wichtige Werk bald die Aufmerksamkeit des Magnanischen Instituts auf sich ziehen. Es wäre ein desselben ganz würdiges und sehr verdienstliches Unternehmen, für eine neue kritische und zweckmäßige Ausgabe des *Saxo* zu sorgen. Klotzens Ausgabe betrift nur die äußere Kritik nach den Handschriften, zu der innern Kritik aber hat seit dem gelehrten *Stephensen* niemand mehr die Hand geboten, die zerstreuten Bemerkungen ausgenommen, die sich hie und da in den Schriften des Hrn. v. *Suhm* und anderer nordischer Mythologen und Alterthumsforscher finden. Was müßte die Kenntniß der nordischen Mythologie und Dichtkunst gewinnen, wenn man sich bemühte, den *Saxo*, so weit die fabelhafte Geschichte oder auch nur so weit die Lieder gehen, d. h. seine ersten acht Bücher so zu bearbeiten, daß die Geschichten durchaus mit den noch vorhandenen Nachrichten in der nordischen Sprache verglichen, auch ihnen geprüft und daraus gezeigt würde, ob er diese oder andere Werke vor Augen gehabt, was von seinen Quellen noch vorhanden, was verloren gegangen ist, und ob die seinigen die jetzt bekannten dem Alter nach überfliegen haben? Die Gedichte aber, so viel sich ihrer in der ursprünglichen Form und Sprache auffinden lassen, neben seine poetischen Nachahmungen gestellt, und daraus geurtheilt würde, auf welche Art man noch die übrigen, von welchen die Originale nicht mehr vorhanden sind, nach der Analogie reduciren könnte; ein Unternehmen, freylich, das nur einem gebornen in der alten poetischen Literatur bewanderten und mit eigener Dichterkraft begabten Isländer unsers Bedünkens hinlänglich gelingen dürfte. Wären nur einstweilen für die römischen Gottesnamen mit Einsicht wieder die Nordischen, und für die lateinische Form der nordischen Namen ihre ursprüngliche wieder von einem isländischen Sprach- und Alterthumskenner hergestellt, wie viel hätte der auswärtige Mythologe schon dadurch gewonnen! Hr. *N.* kann man ellerdings, da er die jüngere Edda nur aus der dritten Hand, die ältere aber, so wie die ganze altnordische poetische Literatur gar nicht, auch nicht einmal die deutschen Uebersetzungen und Nachbildungen kennt, eine solche kritische Benutzung des Saxo noch weniger zumuthen. Seine Hauptmänner, auf die er sich verlassen hat, scheinen der kurzweilige Sammler *Olaus Magnus*, und der mehr in römischen, griechischen und hebräischen als nordischen Schriftstellern belesene, mehr gelehrte als kritische *Elias Schedius* zu seyn. Das zuverläßigere mag er aus *Worm*, *Lorcenius* und, wo wir nicht irren, aus *Mallets Introduction* haben. Nach seinem unrichtigen Begriffe von *nordischer* Mythologie theilt er die Götter in 1) *Gottheiten der scandinavischen* Völker und 2) *besondere Nationalgottheiten* ein, unter welchen letztern er a) *germanische*, b) *sachsische*, c) *vandalische* oder *wendische*, d) *friesische* und *gothische* Götter, und e) *danische Nationalgottheiten* begreift. Die letzte Rubrik ist besonders auffallend. Wenn er von den skandinavischen Göttern diejenigen ausheben wollte, die in einem Lande entweder vorzüglich oder fast ausschließend verehrt wurden, so mußte er nicht blos von *dänischen*, sondern auch von *schwedischen*, *norwegischen* und *islandischen* sprechen. Die Angabe dänischer Nationalgottheiten selbst aber ist gänzlich falsch und incherlich. Es sollen nemlich *Frol* (den er vorher richtiger *Frey* (Freyr) und der nicht die *danische*, sondern *schwedische* Nationalgottheit war), *Wagnofil* (ein Kämpfer, kein Gott, noch weniger Nationalgott) *Haldan*, *Hadding* (zween Könige) und *Ugartiloch* (Utgardi-Loke) seyn! Indessen liessen sich diese Unrichtigkeiten und die Irrthümer, welche unter der Rubrik der andern Nationalgötter vorkommen, noch übergehen, wenn Hr. *N.* nur in der Hauptsache, d. h. in der Abhandlung der skandinavischen, oder im eigentlichen Verstande nordischen Götter mehr gedacht und befriedigend zu Werke gegangen wäre. So aber macht er nicht einmal einen Unterschied zwischen den größern und geringern Gottheiten (*deis majorum et minorum gentium*) und sondert nur nach einem dunkeln Gefühle die Dämonen und Halbgötter unter dem Titel *anderer* mythologischer Wesen von den Asen, und den willkührlich, auch zum Theile unrichtig verzeichneten Göttinnen ab. Zu den Asen rechnet er 13, es sind aber nur zwölf, denn *Niord* gehört, wie in den Gedichten der Edda deutlich genug angezeigt wird, nicht dazu. Zu erwarten ist es auch, daß sie bald man die *Götter* nach dem Titel der Asen eintheilte, und auf den Unterschied der spätern und frühern Mythologie (der in keiner so auffallend als in dieser ist) keine Rücksicht nimmt, auch die *Göttinnen* nach diesem Titel ihren Rang erhalten, und die vierzehn Asatinnen (Asynius) zuerst gestellt werden müssen. Hier aber fehlt die Göttin *Lopa*, *Hela*, *Hertha*, die *Walkyren* und *Nornen* hingegen stehen am unrechten Orte, so wie eine Göttin *Thiasa*, blos in dem Kopfe unkritischer, bequemer oder in der alten Sprache nicht bewanderter Mythologen existirt hat. So wäre auch der Vf. nicht in Verlegenheit gekommen, wo er *Sonne* und *Mond* und die *andern* mythologischen Wesen unterbringen sollte, wenn ihm die schon von Hn. *Gräter* gemachte Absonderung der physischen Gottheiten von den mythischen, und seine Eintheilung der letztern in Gottheiten vom *ersten*, *zweyten* und *dritten* Range bekannt gewesen wären. (S. Bragur I. S. 59 u. f. worauf wir auch wegen der Richtigkeit und Voll-

Vollständigkeit der von Hn. N. angeführten andern mythol. Wesen verweisen.) Das vierte, fünfte und sechste Stück, vor deren Abfassung Hr. N. das 4. Buch der Abhandlung des Hn. v. *Suhm* *de Odin* unumgänglich hatte lesen müssen, handelt von der Religion und dem Gottesdienste der Norden, wozu noch ein Anhang von den *altfachsischen* (warum denn nicht auch *skand navtschen* u. s. w.?) Namen der Monate kommt, dessen Zweck und Nutzen wir hier nicht absehen können. Den Beschluss machen einige unerhebliche Gedanken über den Werth und den Gebrauch der nordischen Mythologie. Wollten wir uns nun auch auf die Kritik jener einzelnen Götzencharaktere, die natürlich niemals aus der ersten Quelle geschöpft und daher gröstentheils schief, unbestimmt und dürftig sind, einlassen, so würde unsere Recension zu einem Buch anwachsen. Wer die altnordischen Namen *Asbiorn*; *Asgautur*, *Asgrir* u. s. w. für altdeutsche hält, die irische Benennung der Harfe, *Telyn*, Bragi's Harfe beylegt, und die Göttin *Gna* mit *Goe*, der Tochter des Königs *Thorri* verwechselt, der hat noch viele Belehrung nöthig.

MEMMINGEN, b. Seyler: *Pforzheims kleine Chronik.* Ein Beytrag zur Kunde deutscher Städte und Sitten. Von *Siegmund Friedrich Gehres.* 1792. 196 S. 8. (10 gr.)

Was der Vf. in dem Vorberichte sagt: „die alten Römer in der besten Zeit ihres Freystaats hatten keine Romane, aber Chroniken, drinne (in welchen) die unsterblichen Thaten ihres grossen Volks von jedem Bürger der Reihe nach gelesen werden konnten: eben so unsre alten Deutschen lasen nichts lieber — und was sollte auch im Grunde für jeden interessanter seyn, als die auch noch so einfach abgefasste Erzählung von den Geschichten ihres Vaterlandes, oder ihrer Vaterstadt?“ ist in gewisser Einschränkung wahr, und verdiente die Anwendung, die der Vf. zur weitern Belehrung seiner Mitbürger von der Geschichte seiner Vaterstadt macht. Die Behandlung und Ausführung seiner aus Patriotismus gefassten Idee ist sowohl für den Geschmack und die Unterhaltung des Lesers, als für den kleinen Umfang und Gehalt der sich ihm darbietenden Thatsachen gut angelegt. Er hebt die wichtigsten Perioden und Ereignisse aus dem kleinen Bezirk der Stadtgeschichte aus, und macht damit seine Mitbürger mit dem Werden und Aufkommen ihres vaterländischen Grundes und Bodens sowohl als ihrer Vorfahren, und mit den wichtigsten Schicksalen derselben bekannt. Nach des Vf. Meynung kann Pforzheim unter dem Kais. Valentinian gegründet worden seyn. Die älteste Urkunde, in welcher ein Schultheis von Pforzheim namentlich vorkommt, ist von 1245. In eben diesem Jahrhundert gehörte die Stadt Pforzheim auch schon dem Hause Baden. Eine merkwürdige Urkunde von 1256, also 12 Jahre vor dem Sturz des Hohenstaufischen Hauses, mit dem angehangten Stadtsiegel, welches auch das Siegel der Markgrafen von Baden ist, beweiset es. Durch Markgr. Rudolph, Hermanns siebenten Sohn, welcher Pforzheim in der Theilung zum Loose erhielt und in einer Urkunde des Kaisers Rudolphs von 1355 Herr von Pforzheim heisst, wurde es eine Residenz. Auch Markgraf Ernst und sein Sohn Karl II. behielten Pforzheim zur Residenz, führten auch den Titel Markgraf von Baden-Pforzheim, aber der letzte verlegte die Residenz nach Durlach und von dieser Zeit an die veränderte Titulatur. Die unglückliche Schlacht unfern Seckenheim in dem Kriege zwischen Dietrich von Ysenburg und Adolph von Nassau, den beiden Bewerbern um das Erzstift Mainz, machte die Stadt Pforzheim zu einem pfälzischen Lehen. Der Markgraf Karl, der für Adolph kämpfte, wurde von Pfalzgraf Heinrich, dem Bundesgenossen Dietrichs, gefangen genommen und nur unter der Zusage eines Lösegelds von 100000 fl. und einer so bedingten Abtretung der Stadt Pforzheim, als eines pfalz. Lehens, dass es nur durch die Bezahlung von 40000 fl. wieder aufgesagt werden könnte, wieder in Freyheit gesetzt. Erst der jetzige Markgraf kaufte die pfälzische Lehnsverbindlichkeit mit 60000 fl. ab. Eine, 1501 zu Pforzheim herrschende Pest veranlasste die noch daselbst existirende Todengesellschaft, aus deren Fond die armen Kranken verpflegt und, wenn sie sterben, zur Erde bestattet werden. Die Stiftungen für Studirende in Pforzheim betragen zusammen ein Kapital von 13000 fl. Der grosse Reuchlin, dessen Leben und Charakter der Vf. nach der Zeichnung Schubarts mit vieler Wärme beschreibt, steht an der Spitze der dort gebornen Gelehrten. *Johann Schwebel*, zuletzt Superintend. zu Zweybrücken, *Caspar Glaser*, dessen Nachfolger, *Barthol. Westheimer*, der Reformator der Grafschaft Mömpelgard, alle Zeitgenossen und thätige Werkzeuge der Reformation, waren zu Pforzheim geboren und erzogen. Der Uebertritt des Markgr. Ernst Friedrichs zur reformirten Religion und seine über das ganze Land verbreitete gewaltthätige Bekehrungssucht zündete die gefährlichsten Handel unter der Bürgerschaft zu Pforzheim an, deren gänzlicher Ausbruch nur durch den schnellen Tod des mit den Waffen in der Hand anrückenden Markgrafen verhindert wurde. Die Erzählung von dem Heldentode der in der Schlacht bey Wimpfen für den Schutz ihres Fürsten und die Rettung des ganzen deutschen Vaterlandes mit Tapferkeit gefallenen 400 Pforzheimer, welcher noch 1788 den 29. Jan. auf höchsten Befehl von Posselt in einer Rede gefeyert wurde, ist voll Wärme und Patriotismus. Der dreyssigjährige Krieg setzte die Pforzheimer bald den kaiserlichen, bald den schwedischen Völkern zur Beute aus. Eine schöne kindliche Handlung aus dieser Zeit erzählt der Vf. S. 131. „der damalige Amtsschreiber zu Pforzheim, Caspar Maier, wollte seine von Alter kraftlose Mutter gegen die Grausamkeit der Feinde an einem dritten Ort in Schutz bringen. Er setzte sie auf einen Karren und zog sie aus Mangel an Pferden selbst mit seinen Geschwistern bis an den Rhein, ward hier sogar aus Noth und Kindesliebe Schiffsmann und brachte sie in einem Nachen nach Landau.“ Das Waisen-, Zucht- und Arbeitshaus zu Pforzheim wurde 1714 zu bauen angefangen und 1718 sogleich mit 60 Waisen eröffnet. Im folgenden Jahre hatte das Haus schon 200 Flieglinge, welche der jetzige Herr Markgraf auf das Land vertheilt und das Gebäude, nachdem das Zucht-

haus von demſelben getrennt worden, den Manufacturen eingegeben hat. Die Stadt ſelbſt iſt der Stapelort für einen groſsen Theil der Gebirge und Thäler des Schwarzwaldes bis an den Bodenſee. Die von Carl Friedrich begünſtigte Toleranz hat den Wohlſtand derſelben ſehr erhöht. Sie faſst über 6000 Seelen in ſich und hat ſowohl in dem Feldbau als in dem Kunſtfleifs der Einwohner ergiebige Nahrungsquellen. Gemeine Gewerkſchaften ſind ſtärker beſetzt, als es ein richtiges Verhältniſs zur Gröſse des Orts zu erlauben ſcheint. Auſser den guten Roth- und Weifsgerbereyen hat die Stadt 40 Fleiſcher, 30 Beckermeiſter, 45 Schuhmacher, welche jährlich für mehr als 66000 fl. Waare debitiren. Sehr wichtig iſt der Holzhandel mit Holland, welcher durch groſse Societäten im Badiſchen und Wirtembergiſchen geführt wird, und eben ſo erheblich der Bauholz- und Sagwaarenhandel, der den gröſseſten Theil der am Neckar und Rhein bis Worms gelegenen Städte verſieht. Die Tuch-, Zeug- und Strumpf-Fabrik gehörte erſt dem Fürſten nebſt dem Waiſenhauſe allein zu, kam aber nachher in Privathände und wird jetzt immer wichtiger. Sie verarbeitet ſpaniſche, italieniſche, macedoniſche, wallachiſche, ungariſche, böhmiſche und Landwolle, fertigt feine, mittlere und ordinäre Tücher, Zeuge, Flanell, Strümpfe, beſitzt eine gute Färberey, eine eigene Walke und hat ſtarken Verſchluſs. In den 8 zu Pforzheim beſtehenden Goldarbeiterwerkſtäten werden nach einer genauen Berechnung in mittelmäſsigen Jahren für 786000 fl. Gold verarbeitet. Für Arbeitslohn und andre Nebengeſchäfte werden jährlich über 131200 fl. bezahlt, welche in Pforzheim bleiben. Die Entrepreneurs halten Meſſen in Frankfurt, Leipzig, Straſsburg und Paris, und es wird kein andres Gold, als bey maſſiven Waaren zu 18, und bey geringen zu 14 Karat verarbeitet, und ein fürſtl. Controlleur wacht mit der genaueſten Aufmerkſamkeit und Richtigkeit auf dieſen Gehalt. Die dortigen Schmelz- und Eiſenhütten arbeiten mit 5 groſsen und 2 Kleinhämmern unaufhörlich fort. Die Leinwandbleiche, ſo ſehr ſie durch die Sperre und ihre Nebenbuhlerinnen leidet, macht doch jährlich über 100000 Ellen Leinwand weifs.

Nun aber auch, nachdem wir es unſern Leſern aus den wichtigſten von dem Vf. gegebenen Nachrichten gezeigt haben, wie ſich die Chronik auch einer mittelmäſsigen Stadt zur Belehrung und Unterhaltung des Publicums bearbeiten laſſe, ein Wort an den Vf. ſelbſt. Die Wahl, die Anordnung, die Bearbeitung der aus dem Ganzen ausgehobenen Thatſachen hat unſern Beyfall, aber nicht allemal die Sprache und der Vortrag des Vf. Es iſt ihm zu verzeihen, daſs er aus Patriotismus die Begebenheiten ſeiner Vaterſtadt mit Würde zu behandeln, und dann und wann von Begeiſterung hingeriſſen ſich eben ſo ſtark auszudrücken ſucht, als er fühlt und denkt. Aber er muſs ſich in der Begeiſterung nicht bis in die Sphäre des Dichters hinrücken laſſen, nicht aus Sucht, ſeinen Darſtellungen Würde und Schwung mitzutheilen, in das Geſuchte, das Uebertriebene und das Unſchickliche fallen. Wir wollen nur einige Stellen ausheben: „Nun gings," ſagt der Vf. S. 129. „in der Periode des dreyſsigjährigen Kriegs, wie „wenn an einem ſchwülen langen Sommertage der ganze Himmel, ſo weit der Blick trägt, mit Wolken überzogen iſt, die immer finſtrer und finſtrer werden, bis „das Getümmel der Winde ſich erhebt und der Staub ſich „in hohen Kreiſen wirbelt und der Donner kracht und „hie und da und dort der Blitzſtrahl niederſchmettert — „*ſo war Pforzheim bald den ergrimmten Kaiſerlichen, „bald den Schweden zur Beute.* — Auſserordentlich groſse „Seelen, himmliſch ſchöne Körper formen, heifst es in „dem Vorberichte, alles, was das gewöhnliche Menſchheitsmaafs überſchreitet, iſt gar äuſserſt ſelten, iſt ein „Komet, der nur nach Jahrhunderten wiederkehrt. Darum *ſind auch Geſchichtbücher in gewiſſen Perioden eher „zum Einſchläfern als zum Unterhalt gemacht.*" Wo iſt hier Einverſtändniſs und Zuſammenhang zwiſchen Vor- und Nachſatz? wenn der letztre eben ſo tief ſinkt, als ſich der erſtre erhebt? Es würden dem Vf. manche Charaktere, manche Darſtellungen ſeiner Empfindungen beſſer gelungen ſeyn, wenn er nicht aus ängſtlichem Streben, erhaben zu ſeyn, den Punkt, den er bemerkbar machen wollte, am Ende ganz aus dem Auge verloren hätte. Wir wollen nur noch ſeine Schilderung von Wallenſtein S. 117. herſetzen: „Ihm ſelbſt (Ferdinand II.) „war ein Feldherr, Albrecht von Wallenſtein, eben *ſo „groſs*, als einzig, den nur das Niegewohnte, *Unerlaubte, Ungeheure* reizte; wahnſinnig begünſtigt vom „Glück, *weil er jeder Tugend trotzte*; wenn der Ewige „im Himmel einer Welt zürnt und ſeinen Grimm wie eine Sturmwolke über ſie herwälzen will, das unüberwindbare Werkzeug in ſeiner Hand; bey dem die Tugend nur der Schatten war, um das Laſter deſto glänzender ins Licht vorzudrücken; der alles Unermeſsliche wollte, weil ers konnte, und konnte, weil er wollte, der vom Staube der Niedrigkeit zur höchſten „Staffel der Ehre, wie in eine Entzückung, emporgeriſſen, droben ſtand ohne Staunen, ohne Wanken, als „ſtünd er ein Jahrtauſend da, mit dem Uebergewichte „ſeines Geiſtes unerträglich drückend auf Freund und „Feind; *ein Blitzſtrahl* in ſeiner Fauſt, aber deſſen Maſſe „zu groſs und zu unbändig war, *um nach vorgezogenen Linien zu treffen*, der hie und da und dort niederſchlug und zuletzt, wie alles lag, *gegen ſeinen Herrn „zuckte.*" Es iſt viel Wahrheit im ganzen Gemälde, aber keine Haltung in den einzelnen Zügen und im Ausdruck derſelben. Eben dieſes haben wir gegen die vielen vom Vf. eingeſtreuten Poeſien zu erinnern.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. September 1794.

NATURGESCHICHTE.

Hannover u. Osnabrück, b. Ritscher: *Beobachtungen, Zweifel und Fragen die Mineralogie* überhaupt und insbesondere *ein natürliches Mineralsystem betreffend. Erster Versuch.* Die ölichten Körper des Mineralreichs, von *Franz Freyherrn von Berol dingen* Domherrn zu Hildesheim. Zweyte durchaus vermehrte Auflage 457 S. in 8.

Diese Schrift ist schon von der ersten Ausgabe vom J. 1778. her auf der vortheilhaftesten Seite bekannt; da sich nun der würdige Vf. alle Mühe gegeben hat, dieser neuen Auflage einen gröfsern Grad von Vollständigkeit zu geben, und er daher alle neuern Beobachtungen und Entdeckungen, die nur irgend einen Bezug auf den Gegenstand dieser Schrift hatten, mit vieler Sorgfalt gesamme't, und mit Scharfsinn benutzt hat; so ist leicht zu erachten, dafs das Ganze dadurch ungemein viel gewinnen mufste, und wir müssen daher bekennen, dafs wir diesem Werke einen grofsen Vorzug vor seinen übrigen Schriften einräumen.

Bekanntlich leitet der Vf. den Ursprung der ölichten Körper des Mineralreichs von dem Pflanzenreiche ab; er fängt daher damit an, dafs er zeigt, wie sich bey der Zerstörung der Pflanzen die Theile derselben in Erde auflösen, und wie diese Erde zur Moorerde wird, aus welcher sich durch die Fäulnifs ohne einen fremden Zusatz das empyrevmatische Oel nach und nach entwickelt. Der Vf. beweist dieſs durch einen, zwar einfachen, aber nichts desto weniger sehr lehrreichen und überzeugenden, Versuch mit Lucerne (*Medicago sativa L.*), geht alsdenn auf die verschiedenen Entstehungsarten des Torfs aus der Moorerde über; und nimmt folgende Fälle dabey an.

a. Dafs der Torf aus den Pflanzen entstehe, welche an dem Orte gewachsen und wieder zerstört worden sind, wo man gegenwärtig den Torf findet; dieſs ist bey den Torfmooren der Fall, die in der Höhe von Gebirgen vorkommen, wie z. B. auf den hohen Schweizer Alpen, auf dem Brocken in Niedersachsen, auf dem Ramberge im Würzburgischen und auf andern hohen Gebirgen.

b. Dafs der Torf aus nach und nach zusammen geschwemmter Moorerde entstehe. Der Vf. äufsert sich über diese Entstehungsart S. 22. mit folgenden Worten: „Die Moorerden oder die Torf Arten sind nicht allezeit an den Orten, wo man sie findet, oder wenigstens nicht immer von den daselbst wachsenden Pflanzen erzeugt, sondern diejenigen Moor- und Torfarten, die sich in niedrigen, eingeschlossenen Gegenden befinden, sind gemeiniglich und gröfstentheils durch die zusammenfliefsenden Wasser dahin gebracht worden. Man darf nur die Thäler, in denen sich dergleichen Torf befindet, mit aufmerksamen Augen betrachten um auf diesen Gedanken zu verfallen.“ Doch hat auch dieſes seine Ausnahmen.

c. Dafs der Torf auch grofsen Ueberschwemmungen von Flüssen und Seen, oder dem Austreten und Zurückweichen des Meeres zuweilen sein Daseyn zu danken habe. Der Vf. rechnet hieher vorzüglich den holländischen Torf, und erklärt sich aus dieser seiner Entstehungsart, warum in den holländischen Torfmooren der unreinere und schlechtere Torf unten, der bessere aber oben auf liegt; welches den gewöhnlichen Erfahrungen in den Torfgruben gerade entgegengesetzt ist. Wenn man bedenkt, dafs bey Ueberschwemmungen, die in dem Wasser schwimmenden Theile, sich nach dem Gesetze der Schwere haben zu Boden setzen können, so ist diese Erscheinung leicht zu erklären.

Der Vf. räumt übrigens ein, dafs sehr oft die angezeigten Entstehungsarten des Torfs mit einander verbunden seyen, und dafs, wo einmal der Grund zu einem Torfmoor auf irgend eine Art angelegt sey, der zuerst angezeigte Fall der Entstehungsart statt habe; indem sich sodann durch die, auf und in dem Torf wachsenden Pflanzen, vorzüglich durch ihre häufigen und zafrigten Wurzeln, die Masse des Torfs vermehre. Hieraus läfst sich auch leicht das Nachwachsen des Torfs erklären. Die Verschiedenheit des Torfs, sowohl in Rücksicht seiner chemischen Bestandtheile, als auch in Rücksicht seiner Arten und ihres Verhältnisses, in welchem sie in der Natur vorkommen, gründet sich blofs auf die verschiedene Entstehungsart desselben. Der Vf. setzt dieſs alles sehr schön auseinander, und verdient daher von jedem, der einiges Interesse für diesen Gegenstand hat, selbst nachgelesen zu werden. Gelegentlich macht er S. 23. die Bemerkung: dafs er auf allen, von ihm so häufig bereisten Vulkanen — worunter er bekanntlich auch vorzüglich die Basaltberge rechnet, — theils beträchtliche Torfmoore, theils den Anfang dazu, selbst auf abschüssig liegenden Flächen gefunden habe. Um nun diese Erscheinung zu erklären, wirft er folgende zwey Fragen auf, von welchen er die erstere im Verfolge dieſses Werks als erwiesen anzunehmen scheint; die es aber doch ganz gewifs nicht ist. Er sagt nemlich S. 24.: „Erstlich bemerke ich, dafs der Regen, besonders die Gewitterregen, auf die erloschenen und aus Lava oder Basalt bestehenden Bergen weit häufiger als auf andern Gebirgen, selbst von gro

serer Höhe, geschweige in dem Thale oder Ebenen seyn. Der Regen strömt auf diesen Vulkanen mit solcher Gewalt herab, dass er alles durchdringliche z. B. die Bekleidung des Menschen, gleichsam in einem Augenblicke durchdringt. Sollten etwa die glasartigen Laven und Basalte das Regenwasser elektrisch anziehen? Zweytens ist die Dammerde dieser auch abschüssigen Gebirge immer mehr oder minder, selbst bey anhaltender Trockene nass. Ziehen vielleicht die schwammigten Laven so viel Wasser in sich, und behalten selbiges wie ein Schwamm lange Zeit in sich? woraus denn leicht die Feuchtigkeit der Dammerde zu begreifen, und die Entstehung der Torfmoore auf solchen Gebirgen daraus herzuleiten wäre?"

Nachdem nun der Vf. seine Theorie von der Entstehung des Torfs auf eine äusserst lehrreiche und überzeugende Art vorgetragen hat, so fängt er S. 61 an, den Einwürfen zu begegnen, welche seiner Theorie gemacht werden können, und sucht sowohl hier, als in andern Stellen zu erweisen, dass das Bergöl ursprünglich aus dem Pflanzenreiche abstamme, welcher Meynung auch wir, aus voller Ueberzeugung, beytreten. Gelegentlich äussert der Vf. auch seine Meynung über die Entstehung einiger merkwürdigen Erscheinungen, die gewöhnlich in den Torfgruben vorkommen. Erstens sucht er die Entstehung des sogenannten natürlichen Berlinerblaus oder der blauen Eisenerde zu erklären, welche man gewöhnlich in den Torfmooren antrifft; er macht es nemlich sehr wahrscheinlich, dass diese blaue Eisenerde ein Niederschlag des in dem Torf enthalten gewesenen Eisens ist, das mit Phosphorsäure und flüchtigem Alkali verbunden ist, welche beide letztere Theile aus dem Thierreich abstammen. Zweytens sucht er die Entstehung der kleinen Hügel, welche so häufig auf den Torfmooren zu sehen sind, auf eine äusserst schöne und sinnreiche Art dadurch zu erklären, indem er zeigt, dass die durch faule Gährung des Torfs entwickelte brennbare Luft, indem sie sich einen Ausweg zu machen sucht, solche Hügel aufwirft; er führt mehrere Beobachtungen an, dass auf solchen Moorplatzen im Sommer häufige Irrwische entstehen, und dass er selbst — indem er auf sie gepasst, an mehr als 30 Orten, nach Verschwindung der Irrwische solche frisch aufgeworfene Hügel wahrgenommen habe. Der Vf. widerlegt daher S. 86 auf eine sehr überzeugende Art den Hn. Bergrath Voigt und dessen Recensenten in der Oberd. A. L. Z., welche diese kleine Hügel für Tritte von Kühen halten.

Den Torf betrachtet der Vf. demnach als den Verbindungskörper des Pflanzen- und Mineralreichs, und von ihm geht er auf die Steinkohlen über, weil, wie er durch Erfahrungen beweist, die Stauberde in Moorerde, diese nach und nach in Pechtorf, und endlich dieser in Steinkohlen unter günstigen Umständen umgewandelt wird. S. 90. sagt er: „Es scheint mir dieser Uebergang sehr natürlich zu seyn; denn wenn ich die Entstehungsart des Pechtorfs betrachte, wenn ich die Erscheinungen, die in und bey den Steinkohlengruben vorkommen, bedenke, so werde ich gleichsam mit Gewalt auf den Gedanken gerissen, dass die Steinkohlen ebenfalls grösstentheils aus dem Pflanzenreiche herstammen, und dass sie ursprünglich nichts anders, als durch besondere Vorfälle, vorzüglich durch Ueberschwemmungen, mit verschiedenen, oft häufigen Erdlagen zugedeckte, zuweilen Dammerde, zuweilen Bäume, am gemeinsten aber überschwemmte und mit Erdreich bedeckte, Torfmoore seyn, die durch die Arbeiten der Natur endlich in Steinkohlen umgeformt worden sind." Der Vf. unterstützt diese seine Theorie von der Entstehung der Steinkohlen mit sehr schönen und überzeugenden Gründen und Erfahrungen. Rec. hat sich auch mannichfaltige Erfahrungen, die er an verschiedenen Orten über diesen Gegenstand gesammelt hat, von dem grossen Grad der Wahrscheinlichkeit dieser Theorie vollkommen überzeugt, und er hat nur eine Erfahrung gemacht, die er sich nicht ganz zu erklären weiss; er traf nemlich in Oberschwaben in der Gegend von Sahlingen in dem Herzogthum Würtemberg ein sehr schwarzes Pechkohlenflötze an, das nur einen, öfters nur einen halben Zoll, und sehr selten über zwey Zoll mächtig ist. Diese Steinkohlen sind in jener Gegend unter dem Namen *Gagat* bekannt, und haben zum Theil noch eine sehr deutliche Holztextur auf dem Bruche. Wenn man nun die Holztextur und die geringe Mächtigkeit des Flötzes betrachtet, so hält es etwas schwer, sich die Entstehung dieser Steinkohlen oder dieses Gagats zu erklären.

S. 102. widerlegt der Vf. den verstorbenen *Ferber*, der bekanntlich in seinen *Beyträgen zur Mineralgeschichte von Bohmen* behauptet, dass das Wilkische Steinkohlenwerk im Pilzner Kreise in einem uranfänglichen Gebirge vorkomme, und dass die Steinkohlen ein mit Erdharz durchdrungener Thonschiefer seyen. Hr. Lindacker hat in dem ersten Bande der *Sammlung physikalischer Aufsätze, besonders die Naturgeschichte Böhmens betreffend, Ferbers* Irrthum dargethan, und Rec. pflichtet um so mehr mit voller Ueberzeugung dem Hn. Lindacker bey, indem er schon vor einigen Jahren den Gegentheil von *Ferbers* Behauptung durch eigene Beobachtungen gefunden hat. Ueberhaupt aber ist ja bekannt, dass der verstorbene *Ferber* sehr oft in seinen Schriften nur die Beobachtungen und Aeusserungen anderer aufgenommen hat; der Vf. scheint ihm daher zu viele Ehre zu erweisen, wenn er ihn in dieser Schrift bey mehrern Behauptungen als einen sichern Gewährmann anführt. Gelegentlich sucht der Vf. auch hier zu beweisen, dass die Gegend, in welcher die Pflanzen und Zweybrückischen Quecksilbererze vorkommen, ein Flotzgebirge, und zwar ein durch unterirrdisches Feuer zerrüttetes Flotzgebirge sey, und dass sowohl der Zinnober als das, in diesen Gebirgen vorkommende Erdpech durch Sublimation entstanden sey. Rec. bekennt, dass ihm die bisherigen Erfahrungen, die der Vf. sowohl hier als in seinen andern Schriften zum Beweise der Sublimation des Zinnobers anführt, noch kein Genüge leisten, und dass die Vulkanität jener Gegend nichts weniger als erwiesen ist.

W. A.

Nachdem nun der Vf. durch manche schöne Beobachtungen und Erfahrungen die Entstehung der Steinkohlen aus überschwemmten Torfmooren oder Bäumen und andern Pflanzenstoffen, sehr wahrscheinlich gemacht hat, so geht er auf diejenigen Steinkohlenflötze über, welche nach seiner Meynung, auf Vulkanen vorkommen, bey welchen keine Spur von Ueberschwemmung statt habe. Dahin rechnet er besonders die Steinkohlenflötze auf dem Meifsner bey Allendorf und diejenigen, welche auf dem Weissenstein bey Cassel vorkommen. Sehr sinnreich erklärt er die Entstehung dieser Kohlenflötze zu Gunsten des Vulkanischen Ursprungs des Basalts. Folgendes ist das Resultat seiner Erklärung: „Auf gedachten Hessischen Vulkanen waren also unleugbare Steinkohlen, die unleugbare Spuren von ihrer Abstammung aus dem Pflanzenreiche an sich tragen, und nicht durch Ueberschwemmungen, wohl aber mit vulkanischen Auswürfen bedeckt, und darunter zu Steinkohlen gezeitiget sind. Diese letztere Bedeckung wirkte also eben das, was die angeschwemmten und aus dem Wasser niedergesetzten Thon-, Sand-, und Kalkschichten, in dem ausgehenden der eigentlichen Flötzgebirge, in den gemeinen Steinkohlenflötzen bewirkten, und dieses bestärkt mich in meiner Meynung, dass es bey dieser Arbeit der Natur vorzüglich auf Ueberdeckung, und die daraus entstandene Zusammenpressung des Pflanzenstoffs, vorzüglich aber die Abhaltung der zu häufigen atmosphärischen Luft ankomme." Diese Erklärung über die Entstehungsart der Steinkohlen unter dem Basalt, weicht sehr von Hn. Bergrath *Becher's* Theorie ab. — Dieser nimmt in seiner *Beschreibung des Westerwaldes* an, dass ehedem hohe mit Wasser angefüllte Krater vorhanden gewesen *seyen*, durch welche das Wasser durchgebrochen, die benachbarten Wälder umgestürzt und bedeckt oder mit Basalt und Lave überschüttet habe. Der Vf. bemüht sich, hier diese Meynung zu widerlegen, und zu zeigen, dass, die seinige einen gröfsern Grad von Wahrscheinlichkeit für sich habe, als jene; wir müssen auch bekennen, unerachtet wir noch nicht ganz von der Vulkanität des Basalts überzeugt sind, dass des Hn. v. *Beroldingen's* Theorie uns sinnreicher und einfacher zu seyn scheint, als die des Hn. *Becher's*. Freylich muss man bewundern, dass man in den hochliegenden Gegenden, wo wir öfters den Basalt als das Dach der Steinkohlenflötze antreffen, von den ehemaligen Vulkanen selbst, aus welchen die Wasser oder die Laven ausgeflossen seyn sollen, und die doch höher gewesen seyn mussten als die gegenwärtigen Basaltberge, keine Spur mehr finden. — Um diesem Einwurfe zu begegnen, und um erklären zu können, warum diejenigen Steinkohlen, welche auf dem Meifsner in Hessen unmittelbar unter dem Basalt vorkommen, wahre Pechkohlen und ungleich besser sind, als diejenigen, welche unmittelbar aus dem Liegenden vorkommen, nimmt der Vf. an, dass das Meifsner Kohlenflötz älter als der Berg selbst seyn, d. h. dass es erst, nachdem er schon mit Laven und Basalt überdeckt gewesen sey, durch die Gewalt eines unterirrdischen Feuers zu seiner jetzigen ansehnlichen Höhe emporgehoben worden sey. Durch die Annahme dieser Emporhebung erklärt sich der Vf. alle die merkwürdigen Erscheinungen, welche auf dem Meifsner vorkommen. Denn er sagt S. 193.: „Da nun aber bekanntermafsen alle vulkanische Erhebungen durch unterirrdisches Feuer, und vorzüglich durch die dadurch äufserst verdünten und elastisch gewordenen Dünste geschehen, so ist das oben angegebene Bersten der darüber liegenden Basalte nicht nur leicht zu begreifen, sondern selbst eine nothwendige Folge: und da die unterirrdische Hitze bey dieser Erhebung von unten auf wirkte, nicht aber zu einem wirklichen Ausbruche und dem damit das Brennbare verzehrenden Feuer kam; so wurde zwar das, zwischen dem unten liegenden Conglomerat und dem aufliegenden festen Basalt, Holz-, Moor, oder Dammerdflötze zu einem solchen Grade erwärmt, dass das darin enthalten gewesene flüchtige erdölartige Wesen aus den untersten, am meisten erhitzten Theilen, wie durch eine Destillation ausgetrieben wurde, und da selbiges durch den bereits erhärteten Basalt keine weitere Ausflucht fand, sich in dem obern Theile dieses Flötzes anhäuften, und so den zwar gleichen Pflanzenstoff auf Unkosten des unterliegenden bereichern, in pechartige Steinkohlen umformen, selbst aber als ein von denen ölichten Theilen meist gereinigtes *caput mortuum*, unter der Gestalt von Braunkohlen zurückbleiben mufste, wobey es indessen doch nicht fehlen konnte, dass sich nicht auch etwas von diesem nun flüfsig gewordenen Berg- oder Pflanzenöl gesenkt, und in das lose, sandigte Liegende desselben, gleichsam durch die Destillation *per descensum* gezogen haben sollte." Selbst bey den vorausgesetzten Umständen, scheint doch diese letztere Erklärung wider die Natur der Sache zu seyn. S. 229—270. begegnet der Vf. den Einwürfen, welche seiner Theorie über die Entstehung der Steinkohlen gemacht werden könnten, und zeigt auch hiebey vielen Beobachtungsgeist und Scharfsinn. S. 272. fängt er an zu beweisen, dass die Bergöle ihr Daseyn den Steinkohlen zu verdanken haben; er gibt dieser Meynung einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, indem er eine Menge theils eigene, theils fremde wichtige Beobachtungen und Erfahrungen anführt, um sie zu beweisen. Da man gewöhnlich in vulkanischen Gegenden verschiedne Arten von Bergölen antrifft, und nach *Pater della Torre* auch auf dem Meere und in dem *Golfo di Napoli* Bergöl schwimmend vorkommt, so oft der Vesuv tobt; so glaubt der Vf., dass sowohl die Steinkohlen ein Hauptstoff zur Unterhaltung des unterirrdischen Feuers bey den Vulkanen sey, als auch, dass unterirrdische Brände zur Erzeugung oder vielmehr Herstellung des Bergöls nöthig seyen, und dass diese das Educt einer von der Natur unternommenen chemischen Auseinandersetzung der Steinkohlen und eine Sublimirung des flüchtigen Theils derselben sey. Der Vf. hat um diese seine Theorie wahrscheinlich zu machen, mehrere sehr schöne und lehrreiche Erfahrungen und Beobachtungen von mehrern Naturforschern hier zusammengestellt; es wird daher jedem Mineralogen gewifs sehr willkommen seyn, hier die vorzüglichsten Erfahrungen über einen so wichtigen Gegenstand beysammen zu finden,

wenn er auch gleich nicht der Theorie des Vf. beytreten ſollte, die übrigens nach unſerem Gefühle einen ſehr groſsen Grad von Wahrſcheinlichkeit für ſich hat. S. 337. berichtigt der Vf. einen Irrthum, der ſich in die erſte Ausgabe dieſer Schrift eingeſchlichen hat, weil er ſich durch die Autorität des Hn. *v. Juſti* verleiten liefs, anzunehmen, dafs auf den Kongsberger Silbergängen in Norwegen Erdpech vorkomme, welches doch von neuern Beobachtern widerſprochen wird. Rec. kann dieſen Widerſpruch vielleicht auflöſen; denn er kann mit vieler Wahrſcheinlichkeit verſichern, dafs das, von Juſti und andern auf den Kongsberger Silbergängen beſchriebene Erdpech, die ſogenannte *Kohlenblende* iſt, die mannichmal mit gediegenem Silber zu Kongsberg einbricht, wovon Rec. einige ſehr ſchöne Stücke vor ſich hat, die man dem erſten Anſchein nach, für einen Gagat oder verhärtetes Erdpech halten kann, mit dem bekanntlich die von Hn. Bergr. *Widenmann* in dem bergm. Journ. vom Jahr 1789. im 1 B. S. 609. zuerſt deutlich beſchriebene Kohlenblende viele Aehnlichkeit in ihrem Aeufsern hat.

S. 347. wirft der Vf. auch noch einen Blick auf die übrigen Körper, welche gewöhnlich zu den Erdharzen gerechnet werden, und betrachtet zuerſt den Bernſtein, deſſen vegetabiliſchen Urſprung er mit den, meiſtens bekannten, Beobachtungen unterſtützt. Es kommen auch die meiſten der neuern Mineralogen mit dem Vf. darin überein, dafs der Bernſtein ein in dem Mineralreich nach und nach, — vielleicht durch Mitwirkung der Vitriolſäure — verändertes Pflanzenharz ſey, welches eine Menge von Beobachtungen beſtätigen.

Von dem Bernſtein geht der Vf. auf den grauen Amber über, den er mit Hn. *Aublet.* (*Hiſtoire de Plantes de la Guiane* 1774) für das unveränderte Harz eines guianiſchen Baums, den man in ſeinem Vaterlande *Coumier* nennt, zu halten geneigt iſt. Gleichſam nur im Vorbeygehen wird das Reifsbley oder Hn. *Werners* Graphit erwähnt, den der Vf. ſo wenig als den Schwefel unter die Claſſe der brennbaren Körper des Mineralreichs zu ſetzen Willens iſt. Es iſt zwar nicht zu läugnen, dafs das Graphitgeſchlecht von den Erdharzen ſehr abweicht, und dafs es daher nicht ganz ſchicklich unter denſelben ſteht; allein da es unter den übrigen Claſſen der Mineralien noch unſchicklicher ſtehen würde, ſo müſſen wir ihm wenigſtens interimsweiſe eine Stelle unter den brennbaren Körpern des Mineralreichs geſtatten, bis uns die Zukunft über die Natur des Reifsbleys vollkommenes Licht ertheilt. Dafs die Schwefelkieſe nicht mit Recht unter die brennbaren Körper des Mineralreichs geſetzt werden, wird nun allgemein anerkannt, indem ſie ungleich mehr Eiſen als Schwefel enthalten; allein dafs der Vf. auch den natürlichen Schwefel aus der Claſſe der brennbaren Körper verbannen will, dazu ſcheint er um ſo weniger Recht zu haben, weil ſich der Schwefel nicht nur durch das Verbrennen mit einer Flamme, ſondern auch durch die Fähigkeit, durch Reiben mit einem wollenen Körpern negativ elektriſch zu werden, verbunden mit dem geringen Grade von ſpecifiſcher Schwere, — der dem Körper dieſer Claſſe eigen iſt, — auszeichnet, und an die übrigen brennbaren Körper anſchlieſst, mit welchen er auch in Rückſicht der Art ſeiner Beſtandtheile, die blofs etwas modificirt ſind, übereinkommt. Wenn man noch ferner die negativen Eigenſchaften des Schwefels in Betrachtung zieht, z. B. ſeine Unſchmackhaftigkeit, Unauflöslichkeit, u. ſ. w.; ſo ſcheint es uns, dafs man ihm mit keinem Rechte ſeine bisherige Stelle in den Mineralſyſtemen ſtreitig machen, und ihn, wie der Vf. will, unter die Salze claſſificiren kann. Der Vf. hält nemlich den Schwefel für ein vitriolſaures Mittelſalz, deſſen Hauptbeſtandtheil Vitriolſaure und deſſen Baſis ein Brennbares im weitläuftigſten Sinne ſey.

S. 385. zeigt der Vf. noch kürzlich den Zuſammenhang der brennbaren Körper im Ganzen, ſowohl unter ſich, als den Uebergang und die Verkettung derſelben mit den Erdarten, und beſonders mit der Thonerde durch den ſogenannten Brandſchiefer, den er als den Verbindungskörper der Thonarten mit den ölichten Körpern betrachtet. Der Vf. hat den Zuſammenhang dieſer beiden Claſſen von mineraliſchen Körpern durch Tabellen gezeigt, und wiederholt die Zuſicherung, einer baldigen Fortſetzung dieſes Werks, der wir, und gewifs alle wahre Liebhaber der Mineralogie mit groſsem Verlangen entgegen ſehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Mailand*, b. Morelli. *Lettre à ſon Excellence le Comte de Pellegrini Chambellan, Conſeiller Actuel d' Etat, etc. Directeur General du Genie et Marechal dans les Armées de S. M. J. R. Ap.* 8. 1791. Dieſer Brief des Raths *de Pecis* iſt als eine ſchöne hiſtoriſch kritiſche Schrift anzuſehen. Sie entſtund über einen, für die Venetianer beleidigenden und ungerechten Ausfall des Vf. der *Melange de Remarques ſurtout ſur Ceſars et autres auteurs militaires anciens et modernes.* Die Stelle in dem angeführten Buche lautet ſo; *Il faut ajouter que les Autrichiens* (die in Breslau belagerten nemlich) *font des fautes qu' on ne pardonnerait pas aux Venetiens.* Der Vf. dieſer Schrift vertheidigt die Venetianer mit vieler Kraft und Genauigkeit wegen dieſer Beſchuldigung und zeigt durch mehrere Beyſpiele aus dieſem und den verfloſſenen Jahrhunderten (z. B. die Vertheidigung v. Padua 1509 v. Famagoſte 1571. von Candia, v. Corfu 1716 u. ſ. w.) dafs die Venetianer allemal mit unerſchrockenem Muth und wahrer Tapferkeit gegen ihre Feinde gefochten haben.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. September 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

Prag, b. Calve: *Von den böhmischen Landständen, Landtagen und Landämtern.* Aus dem Lateinischen des *Paul Stransky* übersetzt. 1790. 67 S. 8.

Ebendas.: *Paul Stransky's Staat von Böhmen,* übersetzt, berichtigt und ergänzt, von *Ignaz Cornova,* k. Prof. d. allgem. Geschichte an d. Karl-Ferdinandischen Universität und ordentlichem Mitgliede d. königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. I. Band. 423 S. II. Band. 555 S. 1792. 8.

Die erste Uebersetzung, welche das XI — XIII Kapitel von Stransky's bekanntem klassischen Werke, *de Republ. Bojema* enthält, erschien als Probe, mit dem Versprechen, dass, wenn diese wenigen Bogen Beyfall fänden, das ganze Werk von einem berühmten Schriftsteller übersetzt, und für unsere Zeiten durch Anmerkungen und Berichtigungen brauchbarer gemacht werden sollte. Indem nun in dieser Probe blos wörtliche Uebersetzung, ohne eine einzige Berichtigung, und überhaupt ganz ohne Anmerkungen geliefert wurde, so konnte man freylich noch nicht voraussehen, wieviel bey der versprochnen Uebersetzung des Ganzen geleistet werden dürfte. — Bey diesem Mistrauen musste nun Rec. sich um so mehr aufs angenehmste überrascht finden, als er obige Arbeit des Hn. Cornova in die Hand bekam. Hier erhält nun das Publicum den alten Stransky wörtlich übersetzt, und mit ausführlichen, meist sehr unterrichtenden Anmerkungen begleitet. Die Uebersetzung ist mit solcher Treue abgefasst, dass selbst seine bittern und unduldsamen Aeufserungen gegen Katholiken, gegen Jesuiten, gegen den Pabst und gegen das östreichische Haus, ohne Bedenken im deutschen Texte beybehalten wurden, nur dass diese theils in ausführlichern Zusätzen, am Ende jedes Abschnitts des Originals berichtigt sind. Nur zu Widerlegung der harten Ausfälle gegen die Jesuiten glaubte der Herausg. keinen Beruf zu haben. — „Ich war selbst Jesuit," sagt der Vf. in seiner Vorrede, „das würde auch die beste Vertheidigung „meiner Feder schwächen. Art läst nicht von Art! „würden vielleicht gewisse Journalisten ausrufen. Und „allenfalls haben für den Nachruhm der entschlafnen Gesellschaft selbst in unserm Böhmen die Steplinge, die „Tessaneks, die Pubitschka etc. schon besser gesorgt, als „es Apologien könnten. Auf der andern Seite ist es eben „kein Wunder, wenn ein Gedrückter wider diejenigen „loszieht, die er mit für die Urheber seiner Leiden ansieht; und sogar unschuldig waren Lamormaini und „Consorten an der Verfolgung der böhmischen Prote-

„stanten doch auch nicht." (Bekanntlich wurde Stransky ein Opfer seines protestantischen Eifers.)

Absichtlich schrieben wir dieses Geständniss des achtungswerthen Herausg. wörtlich ab. Unsre Leser lernen hieraus die edle Denkungsart desselben kennen, und ersehn zum Theil, mit welcher Unpartheylichkeit und Schonung er selbst über den Andersgesinnten urtheilt.

Mehrmalen hat Stransky sich geographischer und historischer Sünden schuldig gemacht; diese sind hier sorgfältig berichtigt, und überdies alle Hauptveränderungen, die theils das ganze Königreich, theils auch einzelne Provinzen und einzelne merkwürdige Orte erfahren haben, aufs fleifsigste nachgetragen, so dass man aus diesem Werke die alte, neue und neueste Verfassung von Böhmen ziemlich befriedigend ersehn kann.

Obige 2 Bände enthalten die ersten 8 Kapitel, und zwar 1) von Böhmens Lage, seiner Beschaffenheit, seinen Producten etc. 2) Kurze Topographie dieses Königreichs, 3) Staatsverhältnisse desselben, 4) von seinen Einwohnern und den Sitten derselben, 5) von seiner Staatsverwaltung, Erbfolge, von den Krönungsfeyerlichkeiten. (Diese Kapitel machen den ersten Band aus.) 6) Erzählung der Religionsänderungen, und Anzeige der kirchlichen Verfassung, 7) von den einverleibten Kronländern, 8) die erste Abtheilung der böhmischen Regentengeschichte, bis auf K. Karl IV. Text und Anmerkung lassen sich meist gut lesen. Indessen stöst man doch mehrmalen auf Ausdrücke, die man verändert wünschte. So heifst es Th. I. S. 19. „dass wohlriechende und *Kronpflanzen*, selbst ausländische Gewächse in Böhmen *bekleiben*," und in einer andern Stelle Th. II. 81.: „Man vergafs nicht diese gemäfsigte Art *fürzugehn*, „allenthalben auszuposaunen;" so ist auch *ebendas.* S. 90. *Was denn erst*, — anstatt: Wie viel mehr —

Hr. Cornova bestimmt seine Arbeit hauptsächlich für Akademiker, die, wie er sich ausdrückt, noch im Vorhofe des Tempels der Geschichte sich aufhalten, welchen es zum Grundrisse der vollständigern böhmischen Geschichte dienen könne; zunächst für den angehenden Staatsdiener und Gewerbsmann, welchen es meistens an Musse und Gelegenheit fehlt, weitläuftigere Werke über diesen Gegenstand zu lesen, und die doch mit dem Staate, dem sie dienen, anfangen, und mit dem Lande, dem sie die Früchte ihres Fleifses widmen, etwas bekannter zu seyn wünschen. Sicherlich werden Leser von diesen Klassen diese Arbeit nicht ohne Nutzen gebrauchen. Sehr bescheiden fügt Hr. C. noch hinzu: „Der Gelehrte „solle sein Buch nur in die Hand nehmen, um ihn zu „rechtzuweisen." Rec. erwiedert hierauf, dass gewifs

viele inländische und ausländische Gelehrte in diesem neu bearbeiteten Stransky manche Belehrung finden werden.

Hamburg, b. Herold: *Gottlob Friedrich Krebels vornehmste Europaischen Reisen.* — Neue verbesserte Auflage. *II. Theil*, welcher den Beschluss der Reisen durch Deutschland und die Schweiz, und die Reisen durch die Niederlande, Preussen, Curland, Russland, Dänemark und Schweden enthält. 1792. 312 S. 8.

Ebendas. — — *Dritter Theil*, welcher die Reisen durch Frankreich und Italien enthält. Neue Auflage. 1789. 344 S. 8.

Ebendas. — — *Vierter Theil*, welcher die Reisen durch England, Irland, Spanien und Portugal enthält. Neue Auflage. 1791. 169 S. 8. mit Karten.

Nicht selten findet man bey Vergleichung dieser neuen Ausgabe mit den ältern manche gute Berichtigungen, auch wohl zuweilen neuere Angaben von Anzahl der Einwohner einzelner Orte; aber nichts destoweniger flösst man noch sehr oft auf viele wesentliche, leicht vermeidliche Mängel, zum Theil auf Fehler, die ohne viele Schwierigkeit, schon mit Hülfe eines mittelmässigen geographischen Handbuchs hätten verbessert werden können. So werden mehrere Orte Festungen genannt, wo man jetzt gar keine Festungswerke antrifft, als Minden, Emden, Lippstadt, Elbing u. a. m. Dass die Grafschaft Spanheim von Pfalzzweybrücken und Baden-Baden nicht mehr gemeinschaftlich besessen wird, sondern längst zwischen beiden getheilt ist, konnte der Vf. schon aus mehrern neuern Geographieen wissen. — Bey der Anzeige der Poststationen der Distanzen und andern Postnachrichten hat Rec. mehrmalen Abweichungen von neuern Postberichten bemerkt. Von Hamburg nach Ratzeburg werden hier 7 Meilen, in andern nur 6 Meilen gerechnet; so von Hamburg nach Wismar, anstatt 15 Meilen nur 14 u. s. w. Auch bey Frankreich finden wir in diesen Abschnitten vielerley zu berichtigen. Von Paris nach Rheims geht die Post nicht Sonnabends, sondern Freytags, und ausserdem geht noch Montags eine bestimmte Kutsche ab. Der Abgang der Posten von Paris nach Sedan, ist hier nur Montags erwähnt; allein auch Mittwochs geht eine Kutsche ab. — Unter den bey manchen Orten angeführten Gelehrten vermisst man auch oft die gehörige Auswahl; nicht selten werden Gelehrte genannt, die längst gestorben, oder auch den Ort ihres Aufenthalts seit mehreren Jahren verändert haben. Nach Flintenschüssen sollte in einem Handbuche für Reisende die Entfernung wohl auch nicht angegeben werden, wie hier einigemal geschehen ist. — Billig hätte überdiess zuweilen auf die Verbesserung des Ausdrucks mehr Sorgfalt gewendet sollen. — Noch liest man hier: „Zwey Meilen von Wisbaden, *rechter Hand auswarts, liegt* — — Idstein. — Angerburg, *eine feine* Stadt. — Rostock, die grösste und berühmteste Stadt, *vom wichtigen Handel*, in den Mecklenburgischen Landen. — Frankenberg, mit Silber-, Kupfer- und *Erzbergwerken*. — Eine Meile von Rothild findet man das ansehnliche Schloss Lethraborg, „in dessen Gegend man einen grosen Stein, worauf die „*Könige* gehuldigt wurden, sieht." — Doch vielleicht liegt hier ein Druckfehler zum Grunde, da man überhaupt hier mehr Druckfehler bemerkt, als man in einem Buche, welches so viele wiederholte Auflagen erlebt hat, erwarten sollte. So findet man *Herford*, anstatt Herford, *Oldendurg*, anstatt Oldenburg, *Wibueg*, st. Wiburg, *Persante*, st. *Perfante*, *Ostsdam* st. Potsdam, *Glaudenz*, st. Graudenz, *Tilsit*, st. Tilsit, *Stormann* st. Stormarn. — Den Werth der Karten werden unsre Leser schon aus den vorigen Auflagen kennen.

Stockholm, b. Holmberg: *Utförlig Geographie. Tredje Delen, Förra Bandet, Innefattande Storbrittanien författad af* (Ausführliche Geographie. Des dritten Theils erster Band, von Grosbrittanien, verfasst von) *Dan. Djurberg*, Rect. Schol. 1793. 1 Alphab. 15 Bog. 8.

Der Vf., welcher auch Mitglied der Cosmographischen Gesellschaft in Upsala ist, hat schon seit einigen Jahren diese ausführliche Geographie herauszugeben angefangen, wovon dieser Band vorzüglich weitläuftig ist, sowohl weil England so viele Merkwürdigkeiten enthält, als weil, sagt der Vf., es dessen Favoritland ist, dass er daher gerne genauer als andere Länder beschreiben wollen. Er gesteht es doch, dass er bey diesem Theil hauptsächlich *Volkmann* und *Entick* gebraucht habe; doch hätten ihm, der grosbrittannische Minister in Stockholm, Hr. Ritter Liston, und Hr. D. Seton auch manche wichtige Nachrichten mitgetheilt. Die grösste Länge dieses Reichs vom Cap Lizard bis zur Insel North Ronsa hat er zu 102 Meilen, und die grösste Breite von dem nördlichsten Theil Irelands bis Jarmouth in England, zu 84 Meilen, die ganze Grösse aber berechnet er nur zu 3000 Quadratmeilen, freylich schwedische Meilen. Auch die Anzahl der Einwohner von England zu 6 Millionen ist zu klein angegeben; er erkennt aber daselbst in der Vorrede, dass man sie zu 7, wo nicht 8 Mill. annehmen könne, (vielleicht noch wohl gar etwas höher.) Jene Berechnung gründet sich auf die alte Häuserzahl vor 70 Jahren bey Mitge, die doch seitdem gewaltig gestiegen ist. Den Inhalt der englischen Länder hat er selbst nach Hutchins Karte ausgerechnet, und zwar nicht wie Büsching nach Acres, sondern in schwedische Quadratmeilen. So gibt er England selbst 1380 Q. M., Schottland 780, und Irland gerade eben so viele Q. M. Auch ist Maass, Gewicht und Münze alles nach schwedischem Maass, Gewicht und Gelde berechnet. Sonst haben wir eben nicht viel wichtiges, neues oder sonst unbekanntes bemerkt. In einem beygefügten Anhang berechnet er den Gewinn der Rheder englischer Handelsschiffe von 6 p. C. zu 2,700,000 Rthlr. jährlich. 80,000 Matrosen sind dabey beschäftigt. Im J. 1791 wurden aus Grosbrittannien ausgeführt für 99,462,974 Rthlr. Waaren, die der Krone an Zoll und Abgaben 16,534,904 Rthlr. einbrachten. In eben dem Jahr wurden 152,554,058 Rthlr. an Gold und Silber ausgemünzt. Die Anzahl der Häuser in England, welche 1780 die Fensterta[illegible] bezahlten, war 927,884. Die Manufacturen und der Handel in Schottland, besonders in Edinburg, haben gewaltig zugenommen. Im J. 1761

1763 wurde da verfertigt an Glas 1.769.712 Pf. an Gewicht, 6400 Ries Papier, 900.000 Ellen Cattun, 37000 Pf. Stärke; im J. 1790 aber schon 9.059.904 Pf. Glas, an 100.000 Ries Papier. 26.400.000 Ellen Cattun, und 75000 Pf. Stärke; in Edinburg waren 1763 nur 6, 1790 aber 12 Buchdruckereyen. 1763 betrug die Accise in ganz Schottland nur 563000, und 1790 beynahe 2.160.000 Rthl. Die Stempelpapierabgabe brachte der Krone 1790 eine Summe von 346 000 Rthlr. ein. Das neue Universitätsgebäude zu Edinburg, welches neulich fertig geworden, ist eins der gröfsten und bequemsten in Europa. Es ist ein länglichtes Viereck, 358 engl. Fufs in der Länge, und 255 in der Breite, es enthält Zimmer für den Vorsteher und 7 Professoren, ein Bibliothekszimmer von 150 Fufs u. s. w. Im J. 1791 waren zu Edinburg 1255 Studenten. — Wenn hier von Thaler geredet ist; so werden immer schwedische Rthaler oder Speciesthaler verstanden. Der folgende Theil dieser Erdbeschreibung wird Dännemark und Schweden begreifen, und da haben wir Ursache, von dem Vf. manches Neue zu erwarten.

FRANKFURT u. LEIPZIG, b. Pfähler: *Geographisches Taschenbuch auf nordischen Reisen*, von *August Gottlieb Preuschen*. 1792. 142 S. 8.

Passender würde der Titel seyn, wenn er folgendermafsen abgefafst wäre: *Taschenbuch für Reisende, welche Dänemark, Norwegen, die Ferroischen Inseln, Island und Grönland besuchen wollen.* Denn nur von diesen wird hier gehandelt. Zuerst beschreibt der Vf. Dänemark. Nach einer magern geographischen Einleitung folgen die Städte, Schlösser, vorzüglichsten Dörfer, Inseln etc. in alphabetischer Ordnung, nebst einem Sachregister. Auf eben diese Weise hat es dem Vf. beliebt, Norwegen, Island, die Ferröischen Inseln und Grönland, und zwar alle diese in einem Abschnitte abzuhandeln. Diejenigen, welche Büschings Erdbeschreibung besitzen, finden in diesem Taschenbuche gar nichts neues, indem es nichts mehr, als ein sehr dürftiges Excerpt aus Büsching ist, wiewohl oft mit etwas abgeänderter Ordnung. Zum Beweise dieses Urtheils nur folgende wenige Beyspiele:

In *Büsching* liest man:

Aakirke, ein Städtchen, — hier wird Landgericht und der Synodus gehalten.

Aalborg, die *Hauptstadt des Stifts*, — — ist grofs, *volkreich*, und nach Kopenhagen die *wohlhabendste* und beste Stadt im Königreiche, — — hat eine *Kathedralschule von 6 Classen*, welche Christian III. 1553 gestiftet, — — hat einen sichern und tiefen Hafen, dessen Einlauf bey Hals aber etwas beschwerlich ist. Es wird hier ansehnlicher Handel getrieben, insonderheit mit Heeringen und Korn. Man findet hier auch eine Seidenmanufactur, eine Zuckerläuterung, Thranbrennerey und Seifensiederey. Die hiesigen Flinten und Pistolen, Sattel und Handschuhe sind bekannt.

Ringsted, ein Städtchen, — Die hiesige grofse Kirche ist 1475 erbauet, und wegen unterschiedlicher Reliquien berühmt gewesen. Es liegen darin verschiedne Fürsten, Könige und Königinnen; z. E. K. Waldemar I u. II., Erich der Heilige, Herzog Knut etc. u. a. hohe Standespersonen, ingleichen über 80 Adliche begraben. Sie hat, wie das hiesige Kloster, verschiedne Namen gehabt, und ist bald Marien- oder Frauenkirche, bald des heil. Knuts des Märtyrers, und des heil. *Benedicts Kirche* genennt worden. — Der Ort ist vornemlich des Landgerichts wegen berühmt, an welches von ganz Seeland, Kopenhagen und Korsöer ausgenommen, appellirt wird. — — Es wird daselbe alle 4 Wochen in einem Theile der Kirche gehalten.

In *Preuschen*:

Aakirke, eine kleine Stadt, darin die Provinzialgerichte und die Synoden gehalten werden.

Aalborg, eine von den *wohlhabendsten* und *volkreichsten* Städten nach Kopenhagen, und die *Hauptstadt in der Diocese*, hat zwar einen guten Hafen, dessen Eingang ist aber bey Hals etwas beschwerlich. Sie treibt eine gute Handlung mit Heeringen und Früchten, hat dabey schöne Seidenmanufacturen, Seifensiedereyen, Zuckerraffinerien, und Oefen, um Fett von Salmen auszulassen. Die Aalborger Flinten, Pistolen, Sattel und Handschuhe sind hier überdies bekannt. *Christian III stiftete hier ein Collegium von 6 Classen.*

Ringsted, eine kleine Stadt, darin die wegen ihrer Reliquien vormals berühmte grofse Kirche merkwürdig ist. *Denn man* siehet da die Gräber vieler Prinzen, Könige(n) und andrer vornehmen Personen, darunter über 80 Edelleute sind. Zu merken sind besonders die Grabmäler von Waldemar I. II., von dem heil. Erik und dem Herzoge Kanutus. Hier ist ein Landgericht, das sich über die ganze Insel, Kopenhagen und Korsöer ausgenommen, erstrecket. Es kommt monatlich einmal in der Kirche des h. Benedictus zusammen.

Dafs der Vf. keinen Begriff davon hat, wie ein Taschenbuch für Reisende abgefafst seyn sollte, kann schon seine Beschreibung von Kopenhagen zeigen. Anstatt dem Reisenden auf die sehenswürdigsten Merkwürdigkeiten dieser Hauptstadt aufmerksam zu machen, spricht er blofs von ihrer Entfernung vom Sunde, ihren Haupttheilen, von Anzahl der Häuser, der Pfarrkirchen, der öffentlichen Plätze, der königl. Schlösser, Anzahl der Einwohner, von der Güte des Hafens, der nächtlichen Erleuchtung, und fährt alsdann fort: „Die Universität, der botanische Garten; die öffentlichen und besondern Naturalien- und Kunstkabinette, die vielerley Manufacturen, wozu noch grofse Kunstdrechsler kommen, die Börse, das Zeughaus, das grofse wohleingerichtete Spital u. a. prächtige und kostbare Anlagen verdienen die gröfste Aufmerksamkeit aller Reisenden, und können besser und vollständiger gesehn, als beschrieben werden.“ — Doch wozu bedarf es mehrern Beweises. Mehrere Leser der A. L. Z. werden ohnedies schon Hn. *Pr.* als den Verfasser eines Taschenbuchs für Reisende nach Italien kennen, und danach den Werth des jetzigen bestimmen können! — Wie viel mehr Befriedigung findet ein Reisender in *Krebels Europäischen Reisen*, auch unerachtet ihrer wesentlichen Mängel!

Schlüfslich kann Rec. nicht unbemerkt lassen, dafs der Text oft durch Druckfehler verunstaltet ist. So findet man hier Cravemonde, statt Travemünde, Myvaen statt Myvam; Edredon statt Eyderdunen etc. Schleswich und Schleswichisch dürften hingegen wohl keine Druckfehler seyn, da sie hier mehrmals mit *ch* gedruckt sind.

Digitized by Google

Nürnberg, b. Grattenauer: *Wolfgang Jägers*, Prof. zu Altdorf, *Geographisch-historisch-statistisches Lexicon.* 1ter Theil. M bis Z. Zweyte, durchgehends vermehrte und verbesserte Auflage. 1793. 730 S. 4.

Auch von diesem 1ten Theile ist die neue Auflage mit eben dem angestrengten Fleisse, und mit eben so viel mühsamer Sorfalt, als die vom ersten Theile ausgearbeitet. Sehr oft findet man bey den geographischen und statistischen Artikeln richtigere Angaben, als selbst in den neuesten Auflagen von Büschings Erdbeschreibung und andern klassischen Werken, aus den besten und neuesten Quellen geschöpft. Aufmerksamen Zeitungslesern kann Rec. nach seiner Ueberzeugung kein besseres Handbuch zum täglichen Gebrauch empfehlen, als dieses Lexicon. In einem Anhange liefert der Vf. Nachträge und Berichtigungen, gibt auch Nachricht von dem neuveränderten Zustande von Frankreich. Den Beschluss macht eine Anzeige des Flächeninhalts einiger Lande.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. La Garde: *Michael Montaigne's Gedanken und Meynungen über allerley Gegenstände; ins Deutsche übersetzt.* Vierter Band. 1794. 616 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Wie bekannt, vollendete der sel. *Bode* diese seine meisterhafte Ueberfetzung des *Montaigne* ganz, eh er ihren Abdruck anfangen liefs; und so wurde der noch übrige Theil derselben ein höchst schätzbarer Nachlass fürs deutsche Publicum, welches schwerlich durch irgend einen andern Fortsetzer dieser Arbeit, wäre sie unvollendet geblieben, ganz hätte können entschädigt werden. Eine neue Vergleichung des Originals mit dieser eben so emsigen als glücklichen Dolmetschung hat Rec. aufs neue von ihrem grofsen Werthe überführt. Jene Emsigkeit war offenbar eine Frucht der innigen Achtung, die der sel. B. sowohl für seinen Schriftsteller, als für seine Leser fühlte; und dieser glückliche Erfolg seines Fleifses war reife Frucht seiner vorzüglichen Geisteskräfte, seines reichen Sprachbesitzes, und vornemlich seiner mit der Montaignischen ganz übereinstimmenden Art, die Gegenstände zu erwägen, und sich über sie zu äufsern. Keine einzige Spur von Flüchtigkeit oder Nachlässigkeit fand Rec. in dem von ihm verglichnen gröfsern Theil dieses Bandes; und selbst der fast unvermeidlichen kleinen Fehlgriffe stiefs ihn keiner auf. Ein Beweis, dafs der edle Urheber dieser Ueberfetzung seiner genialischen Bedächtlichkeit nicht müde wurde, und sich alle die Zeit nahm, die dazu gehörte, unter Wendungen und Ausdrücken zu wählen, die sich ihm wahrlich nicht auf den ersten Blick darboten. Am Schlufs dieses Bandes sind wieder die Verdeutschungen fremder Citate in Prose und Versen beygefügt, vermuthlich von eben der geschickten Hand, wie die in den drey vorigen Bänden. Uebrigens wird das zweyte Buch mit diesem Bande beschlossen, und es ist also noch das kürzere dritte Buch zu erwarten.

Leipzig, b. Böhme: *Frauenzimmer-Almanach* zum Nutzen und Vergnügen.

Auch unter dem Titel:

Leipziger Taschenbuch für Frauenzimmer. 1790 bis 1794. 12. m. K. (3 Rthlr. 18 gr.)

Das diesem Almanach angehängte Taschenbuch enthält 1) Auswahl von Gedichten, 2) kleine Erzählungen und Gemälde, 3) Staaten- und Völkergeschichte, 4) Naturgeschichte, 5) ländlicher Briefwechfel, 6) ökonomische Hefte, 7) Scenen aus der Familie Ehrenberg, 8) Franz Ehrenbergs Reden über die körperliche Erziehung und 9) Diätetik, wozu in den spätern Jahrgängen noch einige Rubriken kommen, als: Wirthschaftliches Vademecum — Unterhaltungen über die Toilette etc. Ungeachtet der Herausgeber sich im Jahrgange 1794 beschwert, dafs ein Recensent die Gedichte nur mittelmäfsig gefunden hat, so war das doch wahrlich mehr als nachsichtig, indem es wässerichte Keime sind und bleiben, wenn sie auch von den berühmtesten Männern herrühren sollten. Die meisten übrigen Rubriken dieses Taschenbuchs enthalten mährchenhafte Erzählungen, die ungleich mehr geschickt sind, die ohnehin schon zu Phantasie der Frauenzimmer zu beschäftigen oder gar zu verderben, als ihren Verstand zu bilden, welcher Vorwurf jedoch N. 7. am wenigsten trifft, da diese Scenen aus der Familie Ehrenberg noch am natürlichsten, und nicht leer an brauchbaren Maximen sind. Die N. 3. 4. 6, 8 und 9. enthalten zwar zweckmäfsige und nützliche Gegenstände, die aber am wenigsten ausgeführt sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Weimar*, b. Hofmanns Wittwe u. E.: *Tabellarische Bestimmung der Bestandtheile der merkwürdigsten Neutral- und Mittelsalze in hundert Theilen: nach Bergmann, Kirwan, Wiegleb, Wenzel und andern Scheidekünstlern; nebst Bezeichnung ihrer Auflösbarkeit sowohl in Wasser als Weingeiste, und der Bemerkung der eigenthümlichen Schwere der Körper für Physiker, Aerzte, Scheidekünstler und Apotheker.* Von *Carl Aug. Hofmann.* 1. Tafel. *Vollkommene Neutral- und erdige Mittelsalze.* II. Tafel. *Metallische Mittelsalze.* 1791. 2 Bogen. — Die Hauptcolonnen dieser 2 Tabellen enthalten die Namen der Grundlagen, als: der Laugensalze, der Erden und der Metalle; die Bestimmung der Menge an Säuren, welche zur Sättigung von 100 Gran der Grundlagen nöthig ist; die Namen der aus diesen Verbindungen entspringenden Producte; das Verhältnifs der Bestandtheile in letztern; und die Bestimmung der Auflösbarkeit derselben in Wasser und Weingeist, mit Bemerkung der Wärmegrade. Drey Nebencolonnen zeigen die Schriftsteller an, aus denen die Data genommen sind. Ausserdem ist noch angedeutet, ob die Verbindung durch gegenseitige Verwandschaft geschieht, ob die Säuren im starken, oder verdünnten, oder in beiderley Zustande auf die Grundlagen wirken u. s. w.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 4. September 1794.

GESCHICHTE.

EISENACH, b. Wittekindt: *Versuch einer kurzen Beschreibung des Zustandes, der Sitten und Gebräuche der Hebraer für Ungelehrte*, von *Heinrich Ludwig Pfaff*. 1792. 162 S. 8. 4 S. Vorrede und Inhaltsanzeige.

Der Vf., welcher sich sein Publikum genau nur auf Schullehrer auf dem Lande und andre Ungelehrte einschränkt, denen es doch um Erweiterung ihrer biblischen Kenntnisse zu thun wäre, hat wohl gewiss keine unnütze Arbeit unternommen. Er hat auf wenigen Bogen in einer, nichts weniger als unfruchtbaren, Kürze das Wesentlichste von den Sitten und Gebräuchen der alten Hebräer in einer guten Ordnung vorgetragen und auf erläuternde Stellen der Bibel allenthalben verwiesen.

Das ganze Werkchen zerfällt in 14 Kapitel, deren jedes wieder einige Abschnitte hat, als: 1) Von den verschiedenen Wohnarten der ersten Menschen. 2) Von den verschiedenen Lebensarten der Hebräer. 3) Von den Künsten und Wissenschaften. 4) Vom Hausstande der Hebräer. 5) Von der Kleidung der alten Hebräer. 6) Von den Speisen der Hebräer. 7) Von den Festen der Hebräer. 8) Von den Zeitvertreiben und Ergötzungen der Hebräer. 9) Von den Münzen, Maasen und Gewichten. 10) Von den religiösen Gebräuchen der Hebr. 11) Vom Aberglauben und Götzendienst der Hebräer. 12) Von den Gerichten und Strafen der Hebräer. 13) Vom Kriegswesen der Hebräer. 14) Von den Begräbnissen und den dabey üblichen Gebräuchen der Hebräer. Woraus schon sattsam erhellt, dass nichts wesentliches übergegangen worden ist.

Da Hr. Vf. in der Vorrede selbst mit äusserster Bescheidenheit von seiner Arbeit spricht und solche für nichts weniger als ganz vollkommen ausgeben will; so wird es ihm auch hoffentlich nicht unangenehm seyn, wenn wir ihn auf folgende kleine Unrichtigkeiten aufmerksam machen: Oft wird etwas unbestimmt von den Hebräern behauptet, was nur eine gewisse Zeit von ihnen galt, ohne allemal Rücksicht darauf zu nehmen, ob es von den Zeiten Abrahams oder Davids zu verstehen sey. S. 56 werden sogar die neuern Juden mit den alten Hebräern vermischt, da jene bekanntlich mit diesen kaum noch den Glauben gemein haben. Nachdem nemlich mit Recht gezeigt wird, dass sie keinen Activhandel befessen, wird §. 4 irrig hinzugesetzt: „nach „dem *Babylonischen Exil* anderte sich auch in diesem Stücke alles und seit dem Untergang des jüdischen Staates ist Handel fast der einzige Nahrungszweig der Jüden. Von ihnen rühret auch, wie man glaubt, die „für die Handlung überaus wichtige Erfindung der „Wechselbriefe her." Letztere Bemerkung ist hier ganz an unrechten Orte, also überflüssig, da die Erfindung sich bekanntlich von den, im 12ten Jahrhundert aus Frankreich vertriebenen Juden, herschreiben soll, aber erstere ist ganz irrig da selbst während der *Zerstöhrung des zweyten Tempels* noch kein Activhandel bey den Hebräern war, wie solches aus dem Josephus wider den Apion deutlich zu ersehen ist.

Manche Citate sind falsch und einige beweisen nicht alles, was sie beweisen sollen. 2. B. S. 1. lässt sich aus Mos. I. 19. 30. nicht darthun, dass ganze Familien in Höhlen wohnten; denn in diesem Verse steht ausdrücklich, dass Loth aus Furcht in Zoar (einer Stadt) nicht bleiben wollte und sich mit seinen Töchtern in einer Höhle verborgen hielt. S. 7. Jerem. 43. 10. und S. 57. 2. Sam. 11. 18. beweisen ebenfalls nichts, und Rec. möchte aus letzterm Verse um so weniger zu folgern suchen, dass Joab nicht habe schreiben können, da aus den 4 vorhergehenden Versen wenigstens deutlich zu ersehen ist, dass er Geschriebenes lesen konnte. S. 85 ist die Erinnerung des Vf. gegen Luthers Uebersetzung, nach unsrer Meynung, nicht gegründet. Die Wittwe durfte wirklich vor ihrem Schwager, der die Levirathsehe ausschlug, ausspeyen; auch findet dieser Gebrauch noch unter den heutigen Juden statt. S. 102. §. 5. wird irrig eine Verordnung Mosis angeführt, dass die Hebräer nicht Butter sondern Baumöhl zu ihren Speisen gebrauchen sollten. Auch selbst aus der angeführten Stelle 5. Mos. 32. 13. 14. liese sich allenfalls das Gegentheil erweisen. Das Pfingstfest ward nie, wie S. 112. bemerkt wird, volle 7 Tage gefeyert. Der Vf. scheint hierin *Michaelis* Mosaischem Rechte gefolgt zu seyn, aber auch beym *Michaelis* ist dies ein Irrthum, wie schon *Büsching* und andre bemerkt haben. Ehemals feyerte man dies Fest nur Einen Tag. Die jetzigen Juden feyern zwey Tage. Dass nicht 12, sondern nur 2 Webe-Brode geopfert wurden, erhellet selbst aus dem angeführten Verse.

Unter der Aufschrift: GERMANIEN: *Freymüthige Briefe eines Engländers über den Feldzug des Herzogs von Braunschweig und des General Wurmsers.* 1794. 252 S. 8. (1 fl. rhn.)

Der Vf. verschert, ein Augenzeuge bey den meisten Begebenheiten der Feldzüge am Rhein 1793 gewesen zu seyn. Dass er kein Engländer ist, verrath sich bald; dass er aber in der Nähe jener Auftritte war, erhellet ziemlich deutlich. Das Buch besteht aus *neun Briefen* ohne Ort und Datum; auch ist bey den Begebenheiten, welche erzählt werden, niemals der Tag der Ereignis

nicht einmal der Monat angemerkt. — I. Br. Cüstin's Ueberfall, und Einnahme der Städte Speyer, Worms und Mainz; vertheidigt sein Betragen, und das seiner Untergebenen meistentheils. *II. Br.* Einiges über das Benehmen des Fürsten von Nassau und des Herzogs von Zweybrücken. Gelegentlich wird dieser gegen einzelne Nachreden vertheidigt. Der grösere Theil dieses Briefs aber ist politisches Raisonnement über die Aenderung alter Constitutionen, und über die Abneigung der Deutschen; die Anträge der Neufranken, sich organisiren zu lassen, anzunehmen. — Die Unordnungen bey Einführung der neuen Municipalitäten werden nicht verschwiegen; dennoch aber wird den französischen Reformatoren im Ganzen sehr das Wort geredet. *III. Br.* Hauptsächlich gegen die ausgestreute Gerüchte: „als ob unter der französ. Armee die Anzahl der Misvergnügten sehr gros sey." — *Cüstine* wird mit auffallender Bemühung, sein Lob zu verkünden, geschildert; und gewiss nicht mit unparteyischen Zügen. Die Bemerkungen über die grosen Wirkungen der Musik im Krieg, haben uns (S. 66 — 69) am meisten noch in diesem Briefe gefallen. — Die Darstellung der Gespräche in Wein und Bierschenken über den französ. Krieg ist sehr langweilig. *IV. Br.* — Cüstin's Rückzug aus Frankfurt; äusserst oberflächlich beschrieben; bald folgt wieder eine Declamation über die Grösse der französ. Republik abgelenkt. Die Freyheit in den alten griechischen und römischen Staatsverwaltungen wird sehr verächtlich heruntergesetzt; es fällt aber in die Augen, dass der Vf. gar nicht die gehörige Kenntnisse hat, darüber abzusprechen. — S. 115. werden die französischen Emigranten sehr hart mitgenommen. Von der ausgewanderten Geistlichkeit heisst es dasselbst. — „Ausser Ketzermacherey und Brevier liege alles *über* ihrem Horizont; und sie behalte ihre geheime Intoleranz auch in Deutschland, wo sie geduldet werde, bey, lohne auch die Aufnahme mit Undank. — *V. Br.* Eine erbärmliche Epifode von einem Liebeshandel. Hiernuf wird wieder Cüstine vertheidigt, wegen der zuverlässigen Verträstungen, welche er zu Mainz und in der dortigen Gegend gegeben: „Die Deutschen konnten nicht mehr über den Rhein kommen!" — Die Unordnungen der Armee unter Bournonville (ohnweit Trier) werden zugestanden, und die häufige Rückkehr nach Hause; — aber die Weggelaufenen, hätten doch bald wieder dem Ruf des Gesetzes gefolgt, und seyen voll Eifer zurückgekommen. — Frankreichs Verlust und Entvölkerung sey noch nicht so gros; es könne noch viel von seinen 24 Millionen verlieren; — es müsse und werde wohl fallen, aber wenn? — stehe noch weit dahin. — — *VI. Br.* Von der Belagerung von Mainz, und *Cüstin's* letzten Versuche gegen die Wurmf. Armee. Durchaus unbedeutende Nachrichten. Der Tadel vieler aristokratisch gesinnter Bürger in den neu eroberten Städten und Dörfern im Elsass, welche die Patrioten sehr unbesonnen verfolgt haben sollen, möchte wohl nicht ungerecht erscheinen, wenn er auf wohl erweisliche Facta gegründet wäre. In diesem Buch ist alles ohne Bestimmung des Orts und der Zeit zusammengeworfen. S. 175 — 177 wird der Geschwindigkeit der Franzosen im Manövriren ein Panegyricus gehalten. *VII. Br.* Einiges von der Uebergabe von Mainz, und deren Folgen; auch von dem Schicksal der Clubbisten. — Wieder alles sehr obenhin! — Darauf wird General v. Wurmser gegen Nachreden in Schutz genommen; auch die Preussischen Anführer im Zweybrückischen dazu. *VIII. Br.* Tapferkeit des Herzogs von Braunschweig und seiner Truppen bey Pirmasens. — Unvermuthete Wiedervereinnahme des französischen Lagers unweit des *Kettenbergs*, da sie Tags zuvor erst geschlagen, und ganz vertrieben waren. Rückzug der Franzosen über die Saar. Die Geschicklichkeit, welche der Herzog von Braunschweig hiebey bewiesen, werde verkannt! — Einnahme der Linien bey Weissenburg durch die Wurmserische Armee. *IX. Br.* Gefechte der Preussen an der Saar. Die Franzosen seyen in ihren Lägern allerdings sehr wohl mit Betten und andern Meubles versehen gewesen. — Ueber die Fehlschlüsse, was die Folgen nach Einnahme der Weissenb. Linien seyn würden. — Verstärkung der französischen Armee; Zurückdrängung der Oestreich. Armee bis Mannheim. Alles kurz und in einem sehr ungebildeten Styl erzählt. Der Vf. hat durchaus kein Talent zu einem guten Schriftsteller; er scheint gar nicht zu wissen, was Provinzialismen sind, noch was Achtung gegen das Publicum erfodern. S. 46 und an andern Stellen kommt der Ausdruck *Kosen* in ungewohnter verwerflicher Bedeutung vor. — S. 77. heisst es: „Der Freyheitsbaum that einen *starken Schuss*, — und fiel!" — Von Friedr. II. Schriften wird S. 118 angeführt: „sie würden nur hie und da noch auf einem Dachstübleingelesen!" — Von *Cüstine* wird angegeben: „Alexanden und Darius Beyspiel möge sehr auf seine Handlungsart gewirkt haben." — So oft der Vf. nur sich auf *Geschichte* und Philosophie einlasst, verunglückt ihm beynahe jede Zeile. — Auch sein hie und da angebrachter Witz ist fad und abgeschmackt.

BERLIN, in der academ. Kunsthandl.: *Kurze Biographieen der berühmtesten Römer*, als Vorbereitung zur Erlernung der römischen Geschichte, für junge Leute. Mit zwölf Kupfern. *Erstes Bandchen.* 1792. 263 S. 8.

Der von dem ungenannten Vf. in der Vorrede angegebene Gesichtspunkt, dass es zur Belehrung junger Leute dienen solle, welche noch gar keinen Unterricht in der römischen Geschichte erhalten haben, rechtfertigt die Form und Einrichtung desselben. Begebenheiten, wenn sie der Geschichte berühmter Männer angereiht sind, prägen sich dem Gedächtnisse leichter ein, als wenn sie in eine fortlaufende Erzählung nach historischen Gesichtspunkten geordnet sind; und so können allerdings einzelne Anecdoten und kurze Biographieen eine zweckmäßige Vorbereitung zu der Erlernung der eigentlichen Geschichte seyn. Der Vf lässt die Leben berühmte Römer in chronologischer Ordnung auf einander folgen, so dass sie, wie beym *Aurelius Victor de Viris Illustribus*, doch wenigstens einen obngefähren Zusammenhang der römischen Geschichte bilden. Er hat hiebey vorzüglich den *Livius* und *Plutarch* benutzt, so dass er die Nachrichten des ersten grösstentheils wört-

lich überſetzt, die des letztern im Auszug mittheilt. Hiebey iſt nun nicht immer die gröſste Genauigkeit beobachtet. In dem Leben des Romulus S. 23. ſtieſsen wir auf eine Stelle, wo zum Lobe dieſes Königes geſagt wird: „Er tödtete nicht, nachdem er König war (geworden war) Mörder und Räuber; ſondern überwand ganze Völkerſchaften im Kriege, zerſtörte aber nicht ihre Städte; ſondern füllte ſie mit Pflanzern an. Diſs iſt wörtlich aus der Vergleichung des *Theſeus* mit dem *Romulus* genommen iſt; woraus erhellt, mit wie wenigen Nachdenken der Zug: *er tödtete nicht Mörder und Räuber*, hier aufgenommen iſt. Ein ſolcher Mangel an Nachdenken zeigt ſich auch in dem Anfange der Biographie des *Tullus Hoſtilius*, S. 32. wo es heiſst: Tullus Hoſtilius, ein Enkel *desjenigen Hoſtilius*, der ſich in der Schlacht gegen die Sabiner durch ſeine Tapferkeit ſo ſehr ausgezeichnet hatte; welches aus dem *Livius* genommen iſt. l. 22. *nepotem Hoſtilii, cujus in infima arce clara pugna adverſus Sabinos fuerat*, mit Beziehung auf das, was er l. 12. erzählt hatte. Aber unſer Vf. hatte jenes Hoſtilius in dem Leben des Romulus keine Erwähnung gethan, indem er dort nicht dem *Livius*, ſondern dem *Plutarch vita Romuli* c. 18. gefolgt war. Unverſtändlich iſt, was S. 24 vom Numa geſagt wird: Die Begierden durch Vernunft zu beſiegen, hieſs ihm *nur* wahre Tapferkeit. Beym Plutarch *vita Numae* c. 3. ἀνδρείαν ἀληθῆ τὴν ὑπὸ λόγου τῶν ἐπιθυμιῶν ἐν αὑτῷ καθειρξὶν ἡγούμενος. Die rhetoriſchen Blumen, welche *Plutarch* ſo gerne ausſtreut, und die in einer ausführlichen Schrift entſchuldigt werden können, ſtehen in einem trocknen Auszuge nicht an ihrer Stelle. z. B. S. 25. Alles war von Freude erfüllt; es ſchien als wenn die Stadt *nicht einen König, ſondern ein Königreich erhielte*, und S. 30. Numa wirkte nicht *blos* auf ſein Volk; ſondern auch die umliegenden Städte, *als ob eine reinere und heitere Luft, von Rom aus, zu ihnen herüber wehte*, fingen an, ihre Sitten zu mildern. Beyde Stellen ſind aus dem *Plutarch* entlehnt. Die bekannte Stelle des *Bacchylides* auf die Segnungen des Friedens (Anal. v. P. T. I. p. 150) welche *Plutarch* auf den Zuſtand des römiſchen Staats unter dem Numa accommodirt, iſt hier ſo angeführt, als wenn *Bacchylides* denſelben abſichtlich beſungen hätte. „Ein alter griechiſcher Dichter, heiſst es hier, ſagt ohne Uebertreibung von ſeiner Regierung." Der Styl iſt meiſtentheils flieſsend, obſchon weder rein noch gleichförmig, wie bey dieſer Art die verſchiednen Quellen zu benutzen nicht wohl möglich war. Die beygefügten Kupfer, angebliche Bildniſſe von zwölf in dieſem Bande abgehandelten Männern, ſind unter der Kritik.

Lund, b. Lundblad: *Konung Guſtaf den Förſtes Hiſtoria Forre Delen, efter gamla och oſtridiga Handlingar ſamman ſerefven af Dr. Olof. Celſius*, Biſkop öfver Lunds-Stift, Pro-Cantsler, Commandeur af Kongl. Majts Nordſtierne-Orden och en af de Aderton i Svenſka Academien. Tredje Uplagan (Geſchichte König Guſtav des Erſten, aus alten ungezweifelten Urkunden zuſammen getragen, von D. O. *Celſius* — Dritte Auflage). 1792. 1 Alph. 3 Bog. 8.

Dieſes Buch, welches 1786 zuerſt in Schwediſcher Sprache erſchien, bleibt ungeachtet einiger kleinen Fehler, immer eine der beſten Geſchichten, die wir bisher von einem ſchwediſchen Könige haben. Sie wurde, obgleich eben nicht zum beſten, bald ins Deutſche überſetzt, und Rec. hat die zu Kopenhagen 1753 erſchienene deutſche Ueberſetzung vor ſich, bey der doch die Dedication an den Kronprinzen Guſtav, die Vorrede des Vf., und ein vorangeſetztes Gedicht von der berühmten Schwediſchen Dichterin: Nordenflycht, fehlt, die wir wieder bey dieſer dritten Edition finden. Schon 1775 erſchien eine zwote Auflage dieſer Geſchichte, aber ohne Wiſſen des Vf. und alſo ganz ungeändert. So viel Rec. aus der Vergleichung mit der deutſchen Ueberſetzung von 1753 urtheilen kann; ſind auch wohl wenige oder gar keine Veränderungen bey dieſer dritten Ausgabe vorgenommen worden. Doch dient es zur Bequemlichkeit, daſs wenigſtens die Jahrzahlen am Rande beygeſetzt ſind. Der Pabſt wird noch hier S. 341 ſo wie in der erſtern Ausgabe beſchuldigt, daſs er ſich an die Türken gewandt und ſich mit ihnen verbunden habe. Clemens VIII wird S. 350 noch für einen Sohn oder Enkel Leo X angeſehen. Auch iſt des ſogenannten Daljunkers Brief an die Dalbauern hier gleichfalls nur im Auszuge mitgetheilt; in der erſten Auflage war er auf dem Bogen Z ganz abgedruckt; der ganze Bogen, worin dieſer Brief vorkam, der aus Weſterhielms Hiſtorie Guſtav I. in MS. genommen war, muſste aber, wegen einiger darin vorkommenden harten Ausdrücke gegen Ausländer und Deutſche, auf Befehl umgedruckt, und nur im Auszug mit Weglaſſung ſolcher Stellen geliefert werden; eine Vorſicht, die bey einer ſo alten Urkunde ganz unnöthig war.

Wien, b. Kurzbek: *Barthol. Germonis*, e. S. I. Aurelian. *Disceptationes diplomaticae*, quibus praemittitur earundem *hiſtoria e Gallico Aeg. Bern Rague'i* recens in latinum verſa. Omnia olim in Gallia ſeorſum ſemel, nunc primum in Germania conjunctim edita. 1793. Ragueti hiſtor. enthält 128. und Germonii Werk 446 S. ohne die Vorrede Inhalt und Regiſter.

In der Geſchichte der Diplomatik iſt bekannt, welche Streitigkeiten ſich in dieſer Wiſſenſchaft erhuben, nachdem *Mabillon* ſein vortreffliches Werk *de re diplomatica* herausgegeben, und der Jeſuit *Barth. Germon*, um den P. *Papelbroch* als Mitglied ſeines Ordens gleichſam zu vertheidigen, ihm die *diſceptationem de veteribus Regum Francorum diplomatibus* etc. entgegengeſetzt hatte. Dieſen Streit unſern Leſern hier zu wiederholen würde unnöthig ſeyn, diejenigen, denen daran liegt, ihn zu wiſſen, finden ihn hier, in dem vor uns liegenden Werke des Abbé Raguet auf 128 S. weitläuftig erzählt. Dieſe Schrift wird, wir wiſſen nicht warum: beſonders paginirt. Nachher folgen die 3 Abhandlungen des Germon. Man iſt der Verlagshandlung vielen Dank ſchuldig, daſs ſie dieſe Aufſätze eines Verfaſſers, der bey allen ſeinen Sophiſtereyen, der diplomatiſchen Kunſt viel genutzt hat, da ſie ſchwer aufzutreiben waren, zuſammen herausgab, ſie hat ſich dadurch mehr Verdienſt um die Wiſſenſchaften als durch das ſchmutzige Geſchäft

des eigentlichen Nachdruckens erworben. Dafs zu diesem Gewerbe seine Typographie nicht eingerichtet sey, versichert der Hr. von Kurzbek in der kleinen Vorrede selbst.

Nürnberg u. Altdorf, b. Monath und Kufsler: *Geschichte Kaiser Heinrichs des Sechsten*; von *Wolfgang Jäger*, Prof. zu Altdorf. 1793. 8. 118 S. und 6 S. Vorr.

Diese Schrift führt auch den Titel: *Sammlung historischer Aufsätze* von *Wolfg. Jäger* 1tes Stück. Der Hr. Vf. kam durch die Bearbeitung der Geschichte Konradins auf den Gedanken, die Folge der Kaiser aus dem Hohenstaufischen Hause zu liefern, und zwar diejenigen, welche noch nicht gründlich und einzeln bearbeitet sind, allein da ihm die Bünauische Geschichte Friedr. I. und die Gundlingische von Philip ziemlich befriedigend zu seyn dünkte und der Vf. der Geschichte K. Friedrichs II. ihm zuvor gekommen war, so werden wir, da Konrad IV. Laufbahn nach seines Vaters Tode, unbedeutend ist, nichts mehr aus dieser Kaiserreihe zu erwarten haben.

Der Hr. Vf. hat seine Schrift in 5 Kapitel abgetheilet, und trägt dieselbe auf seine bekannte Art gründlich und gut in einer schönen Sprache vor. Heinrichs gute Seite, d. i. sein Muth, und seine schlechte, d. i. seine Grausamkeit, sind zu bekannt, als dafs wir etwas mehr sagen dürften, wenn wir versichern, dafs der Hr. Vf. ihn schilderte, wie er war.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. La Garde: *Aehrenlese von Calenderfelde, bestehend in einer Auswahl vorzüglicher Aufsätze aus Deutschlands Taschenbüchern* für das Jahr 1794. 12. 296 S. (ausser dem Calender, und den 12 Kupf. mit Erklärungen) (1 Rthl. 2 gl.)

Die zwölf Kupfer sind Abbildungen einzelner Scenen aus Hn. *Schinks Abdera*; alle von *Barbiez* gezeichnet, aber von 3 verschiedenen Künstlern von H. Romberg, L. Buchhorn, und W. Arend, gestochen. Die Beleuchtung ist oft viel zu stark, und bey zu vielen Figuren angebracht; doch ist charakteristischer Ausdruck in mehrern und Fleifs in der Ausführung nicht zu miskennen. Das letzte Blatt wird erst durch die beygefügte Erläuterung zu einer Zoten-Schilderey. Ueberhaupt sind diese angehängte Erläuterungen (beynahe durchgehends) äufserst unnatürlich, voll gezwungenen Witzes, und einer Affectation, die eigentlich zurückstöfst. Man bemerkt einen unglücklichen Nachahmer Lichtenbergs, der manche andre Talente haben mag, nur nicht das, über Kupferstiche gefällig zu commentiren. Der Vorricht ist vielleicht von dem nemlichen Vf., und handelt hauptsächlich von dem Werthe der Weiber, oder von der gebührenden Rangordnung des andern Geschlechts. Mit Umschweifen, die wenig belustigen, und wir wissen nicht wen? erbauen sollen, wird gegen dessen unnatürliche Anmafsungen gefochten, und gezeigt, dafs es sich gefallen lassen müsse, dem männlichen nachzustehen. Es ist eine oberflächliche Declamation, die nicht sichtbarer Eile aufgesetzt ist.

Hierauf folgen die gesammelten Aufsätze selbst, welche eben die *Aehrenlese* ausmachen. Sie sind äufserst gemischten Inhalts, aus Almanachen aller Art, auch weil aus andern Büchern zusammengetragen; 41 an der Zahl. Nirgends ist angegeben, woher sie genommen seyen. Viele derselben sind aus sehr bekannten Taschenbüchern entlehnt. Wir halten es durchaus für Unrecht, wenn Schriftsteller, welche Belehrungen zu verbreiten zum Zweck haben, die sie nach eigenem Geständnifs aus andern *borgen*, nicht angeben, woher sie solche geborgt haben. Ohnedem sollen Fragmente aus Oekonomie, aus Physik, aus Geschichte in Bücher, wie das vorliegende ist, zusammengelesen, nur die Aufmerksamkeit der Leser erregen, den kurz behandelten Gegenständen näher nachzufragen, sollen nur reizen, sich nach umständlichern Ausführungen umzusehen. Wie wenig sind aber die Herausgeber solcher Schriften hiezu behülflich, wenn sie die Quellen verbergen, jedem Leser entweder zu bequem waren, sie selbst aufzusuchen, oder blofs aus Excerpten, die oft selbst unlauter sind, ohne gehörige Prüfung, nur wieder excerpirten! —

Zu den vorzüglichern Aufsätzen dieser Sammlung rechnen wir Die *von der Erde*, *von Thurneren*, *von Leckereyen* aus. Die Nachrichten von Federblumen, von Zwirn, Spitzen, Battist, von Handschuhen, von Fingerhüten, auch von Briefsiegeln, Schreiben und Zugehör etc. mögen immer zu wiederholtenmalen gedruckt, und zur Unterhaltung vorgelegt werden. Sie sind geschickt, Nachdenken über Producte der Natur und der Kunst zu erwecken, über die leider! unsre feine Welt für sich nur allzuselten nachzudenken sich bequemt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Leipzig* u. *Altona*, b. Kayen: *Geheimnisse, aller Arten Tinten zu machen, und mit Muschein, Gold und Silber zu schreiben.* 1792. 62 S. 8. Zu welcher Schriftsteller-Klasse der ungenannte Vf. ohngefähr gehöre, läfst sich aus der ganz ungebildeten, polsrichen - undeutschen Schreibart, die vom Titel an bis ans Ende herrscht, genuglich errathen. — Zur schwarzen Dinte allein dient der Vf. mit 22, so wie zur rothen Dinte mit 12 Vorschriften. Zur letztern lautet die siebende: „Nehmet Honig und Salz unter einander einander in ein Becken, lasset es wohlverdeckt 8 Tage lang stehen, alsdenn siedet es, und seihet es klar ab, und verwahret es vor Staub.“ „Wer von unsern Lesern würde wohl der grofse Apoll gewesen seyn, um hieraus ein Recept zu rother Dinte zu errathen? Auch der Mond hat Einflufs auf die *schwarze* Dinte; denn die 3. Anm. befugt: „*im letzten Viertel des Mondes* kann man am besten Dinte anfstellen, so wird solche bey dem *ersten Viertel* gut.“ Gleichermafsen mufs die *rothe* Dinte bey schönen, hellen, klaren Wetter bereitet werden. Unter den — *Geheimnissen von der Feder und Federmesser* — tadelt der Vf. die Auerhahn- und *Strumfsenkiele*, weil solche eine schwere Faust machen, billig zu vermeiden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 5. September 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HANNOVER, in der Hahnschen Buchh.: *H. M. Marcard*, Oldenburgischer Leibmedicus, *über die Natur und den Gebrauch der Bäder.* 1793. XVIII u. 456 S. gr. 8.

Um den verständigen Gebrauch der Gesundheitsquellen und Bäder, fährt Hr. *M.* fort, sich sehr grosse Verdienste zu erwerben. Er gab das erste Beyspiel, dass ein Brunnenarzt seiner Quelle nur dann dauerhaftern und allgemeinern Zugang verschaffen kann, wenn er ihre Kräfte nach ihren Bestandtheilen und nach reinen Beobachtungen mit Unbefangenheit entwickelt und mehr darauf ausgeht, ihren Wirkungskreis zu beschränken, als zu erweitern, vor allem aber ihn ganz bestimmt zu bezeichnen. Der Probierstein ist hier immer, wenn die ganze Gattung von Wasser, nicht dieses einzelne nur der Gegenstand ist, den die Brunnenschrift behandelt und die Krankheiten, gegen die diese Mittel empfohlen werden, nicht schief und einseitig gefasst werden. Durch die *Beschreibung von Pyrmont* haben alle eisenhaltigen Quellen, von denen wir eine zuverlässige chemische Analyse haben, nicht weniger an Aufklärung und Bestimmung ihres Werthes gewonnen, als die Pyrmonter selbst, und unabhängig vom Gebrauch mineralischer Wasser greift jeder Arzt nach diesem Werke, wenn er über Nervenkrankheiten und über die Uebel, die ihren Ursprung von Verstopfung der Eingeweide des Unterleibes haben, den gründlichsten Unterricht sucht. Von Hn. *M.* würdigem Verfahren, dem das Bewusstseyn zum Grunde liegt, dass *seine* Pflichten als Mensch und Schriftsteller mit der Politik eines Brunnenarztes nie in Collision kommen *können*, gibt die Geschichte dieses neuen Werkes den überzeugendsten Beweis. Es sollte in ihm die Rede seyn vom Baden in Pyrmont und es handelt nur vom Baden überhaupt, weil richtige Begriffe von diesem festgesetzt seyn müssen, ehe von jenem gehandelt werden kann. Diese Einleitung wurde aber so gross, dass sie als eine besondre Schrift erscheinen musste. Sie ist ohne alle einseitige Rücksichten mit der grösten Unpartheylichkeit verfasst und jede Badeanstalt, die sich nicht geheime Kräfte anmaßen will, kann dieselbe Anwendung von ihr auf sich machen, die der Vf. in einem besondern Werke in Beziehung auf Pyrmont entwickeln wird. Von welcher Einleitung zu einer localen Brunnenschrift liess sich bis jetzt dasselbe sagen? Da durch diese Abhandlung die gangbaren Ideen von warmen und kalten Badern gänzlich berichtigt werden und über diese grosse Mittel in den Händen dessen, der sie zu gebrauchen weiss, hier der lehrreichste Aufschluss gegeben wird, so freuen wir uns, dass die Einrichtung der A. L. Z. es gestattet, von einem so bedeutenden und originellen Werke einen vollständigen Auszug mitzutheilen, durch den wir hoffen, die Resultate der mit so vielem Fleiss und Scharfsinn unternommenen Untersuchungen in grösern Umlauf zu bringen, und Gelegenheit zu erhalten, auch unsrerseits diese wichtigen Forschungen durch einige Bemerkungen und Winke ihrer völligen Aufklärung in etwas zu nähern.

Heiss ist ein Bad, das die Wärme des menschlichen Körpers übersteigt, folglich über 96 Grade warm ist; zu den *warmen* oder *lauligen* zählt Hr. *M.*, was zwischen 96 und 85 Graden innesteht; *kühle* Bäder setzt er von 85 bis 65 herab; *kalt* sind sie von 65 bis zu 32 Graden. Solche Classificationen haben ihr mangelhaftes und allerdings etwas Willkührliches, weil Ein Grad keinen merklichen Unterschied macht, ausgenommen jedoch den einen 97ten Grad, der die Blutwärme übersteigt. Indess muss man einen Massstab haben, und dieser scheint der beste zu seyn. Kritik andrer Eintheilungen, vorzüglich Marets, der ein Bad von 93 Grad noch kühl und ein Bad von 109 Grad noch lauwarm nennt. Wärme und Kälte sind zwar relative Begriffe in mancher Hinsicht, aber in einer nicht. Nemlich alsdann nicht, wenn der ganze Körper im Bade einem so dichten Fluido, wie dem Wasser, das zu dem Grad warm ist, ausgesetzt wird. Der natürliche Wärmegrad des Menschen bestimmt da genau, was für ihn warm oder heiss ist. Dieser Grad ist im Durchschnitt 96 Grad und in der heftigsten Fieberhitze, in der grossen Wärme heisser Klimaten, so wie in der strengsten Kälte wird darin, ausser in den Extremitäten durch die Kälte, nicht sehr viel verändert. Verändert sich der Grad der Wärme beträchtlich, so reisst ihn dieses aus seinem natürlichen Zustand und er wird dadurch zerstört, wenn es weit geht oder lange anhält. Die Hauptabsicht des Werkes geht auf die warmen oder lauligen Bäder (beide Ausdrücke gelten durchaus für eins). In Absicht dieses Bades von 85 bis 96 Grad ist am meisten zu berichtigen, und es ist dasjenige, welches vom ausgebreitesten Gebrauch und Nutzen ist. Ein solches Bad wirkt am wenigsten gewaltsam, daher findet vernünftigerweise seine Anwendung am häufigsten statt; es kann am längsten ertragen und fortgesetzt werden, daher ist es ungeachtet seiner Gelindigkeit von der grössten Wirkung. Wenn man die allgemeinere Meynung, sogar die der mehresten Aerzte zum Grund legen wollte, so wäre es ausgemacht, dass ein kaltes Bad beynahe keine andre Wirkung habe, als zu stärken und das warme keine andre als zu erschlaffen. Daher entstand in spätern Zeiten die übertriebne Vorliebe für das eine und für das andre eine ungerechte Zurückfetzung. Wirklich wenn man vor kurzem noch ein lauwarmes Bad an-

rieth, so schallte es einem von allen Seiten, von Kranken und Aerzten entgegen: es schwächt, es entkräftet, es erschlafft. Griechen und Römer, die wegen des häufigen Gebrauchs, den sie von den warmen Bädern machten, im Stande waren, darüber zu urtheilen, dachten nicht so, wie Hr. *M.* zeigt. Hercules, der Held der Stärke, war den warmen Bädern vorgesetzt. Wenn die Alten die Bader wegen der angenehmen Empfindung, die sie erwecken, zu den Wollüsten zählten, die weichlich machen durch öftere Wiederholung, vielleicht auch empfindlich gegen die Eindrücke rauher Witterung, wofern an kein Gegengewicht gedacht wurde; so war allemal vom Mißbrauch die Rede und nicht sowohl die physische Erschlaffung und Schwäche damit gemeynt, als die moralische, wodurch die abgehärtetsten Körper in kurzer Zeit zwar nicht eben körperlich schwach, aber doch unbrauchbar für die Gefahren und für das Ausdauren im Kriege werden. Alles was man bey den römischen Satyrenschreibern gegen die Bäder findet, geht immer auf einen unbändigen Mißbrauch, auf Schlemmerey und Lasterhaftigkeit, die dadurch befördert und auf Wollüste, die dabey getrieben wurden. Man hat mit Leder allerley Versuche angestellt, um die erschlaffende Wirkung des warmen Bades darzuthun, aber diese Versuche sind nicht ganz richtig, lassen eine andre Erklärung zu und leiden gar keine Anwendung auf die belebre Haut. Die Erscheinung, dass der Ring im kalten Bade weiter, im lauwarmen, wenn die Hand vorher nicht kälter war, ein wenig enger, und im heissen Bade beträchtlich enger werde, hat nichts mit Erschlaffung zu thun; sie ist theils die Folge von Wärme und Kälte auf den lebendigen Körper (denn im todten Körper ist das Enger und Weiterwerden unter solchen Umständen unbeträchtlich) theils aber rührt die Verdickung des Fingers daher, dass die lymphatischen Gefasse im lauligen Bad zuweilen stark einsaugen. Im heissen Bad wird der Ring viel enger, weil zugleich die grössre Wärme den Finger verdickt und hauptsächlich daneben die Blutgefässe durch Reiz anlaufen. Wie kann man sich vorstellen, dass der Körper dadurch erschlafft werde, dass er mit Feuchtigkeiten an seiner äussern Oberfläche umgeben ist, die seine eigne Wärme und noch wohl etwas darunter hat. In seinem ganzen Innern sind ja alle Hölen, die eine gar viel grössre Oberfläche ausmachen, immerfort von warmen Feuchtigkeiten benetzt und bespült, und keine Fiber wird dadurch zu schlaff. Wo in seltnen Fällen ein Bad von warmen Wasser den Anschein hat, zu schwächen, müssen andre Ursachen einwirken, etwa ein Aufwand irgend eines feinen Stoffs durch die mehr geöffnete Haut oder eine unbekannte Wirkung des warmen Wassers auf die Nerven. Hr. *M.* merkte nie wahre Entkräftung oder Erschlaffung von den vielen tausend Bädern, die er zum Theil zarte, schwache Weiber, schlaffe, kachektische Personen und zuweilen sogar Leute mit angelaufnen, nur nicht wassersüchtigen Beinen nehmen sahe. Wenn er aber Fälle anführen sollte von Menschen, deren Kräfte sich augenscheinlich hergestellten während des Badens, so würde die Reihe lang werden. Unzählige male hörte der Vf. von badenden Personen, sie fühlten sich am stärksten an dem Tage, wenn sie gebadet hätten, am meisten aber von Frauenzimmern und schwächlichen Menschen. Wenn sich zuweilen jemand über unangenehme Gefühle von Mattigkeit nach dem Bade beschwert, so sind das immer die stärksten Manner, bey denen man doch nicht so schnell an Erschlaffung derfür der denken kann. Viele schwache Menschen werden in den schweizerischen Bädern, wo man wenigstens schon von 1489 an so lange im Bade verweilt, zu Baden in Argow 4—5 Stunden, zu Pfeffers 7—12 taglich und das meistens zwey Monate durch, zu Leuk im Wallisse laude beynahe den gröfsten Theil der Zeit des Aufenthalts dafelbst. Diese Bäder sind zwar gröfstentheils nur halbe Bäder, weil nur der untre Theil des Körpers dem Wasser ausgesetzt ist, aber die obern Theile sind doch in einer dichten Wolke von warmen Dunst, der nach aller Theorie mehr erschlaffen sollte, als das flüssige Wasser. Aber zu Landecke in Schlesien nimmt man das Bad über den ganzen Körper auf dieselbe Weise. Alle diese Bäder haben keine Mischung, von der man erwarten könne, sie wirke der Erschlaffung entgegen. Hingegen bey den allerstärksten Bädern, die wohl etwas hatten, der Erschlaffung das Gegengewicht zu halten, ist es von uralten Zeiten hergebracht und also wohl durch Erfahrung erprobt, dass man nur kurze Zeit bade. Warme Bäder konnen im Uebermaass oder in einzelnen Fällen schädlich seyn, wie Hr. *M.* wohl selbst sahe, aber dann einer besondern Art von Reizbarkeit oder unbekannten Ursachen zuschrieb, denn das warme Bad an sich reize nicht, sondern thut vielmehr das Gegentheil. *Schwächen* kann nur, was die Lebenskräfte unmittelbar niederwirkt oder grofse Erschütterungen, Auftreagungen und Bewegungen hervorbringt. Weder das eine noch das andere lässt sich vom lauwärmen Bade behaupten. Dennoch machte man ihm diesen Vorwurf ziemlich allgemein und selbst noch neulich in einer *lobenden* Recension dieses Werkes. Solche tief eingerissne, ganz grundlose Vorurtheile sind am schwersten auszurotten, aber desto verdienstlicher ist es auch, wenn es gelingt. Indefs ist es wichtig, nachzuspüren, wie sie entstanden und mit welchen Vorstellungen sie zusammenhangen. Es sind offenbar vom Einfluss der Wärme und Kälte auf den menschlichen Körper überhaupt, sehr falsche Begriffe im Umlauf, nicht nur, wie sie im Baden, sondern auch in der Atmosphäre, in unsern Kleidungsstücken, Betten und in der Bereitung unsrer Speisen auf uns wirken. Man unterscheidet die Grade der Hitze und Kälte nicht genug und bedenkt die eigenthümliche Einrichtung unsers Körpers zu wenig, nach der der ihm eigne Grad von Wärme in den kältesten und wärmsten Landern und Jahrszeiten, bey kalter oder warmer Lebensart, selbst im gesunden und kranken Zustand nur mit seltnen Ausnahmen um ein geringes im Steigen verändert wird; denn davon, dass er sinke und abnehme, ist, so viel wir wissen, kein Beyspiel bekannt. Was man der Kälte aus Erfahrung oder Hypothese Gutes nachsagte, das wollte man zum Nachtheil der Wärme umkehren, ohne zu erwägen, dass der Grad der Wärme, von dem die Rede ist, den Grad der Wärme unsers Körpers selten erreicht, und also in Bezug auf ihn gar nicht so genannt werden kann. Man nahm überdiefs auf die unmittelbaren Gefühle und Erschei-

nungen zu viele Rückſicht, und deutete ſie falſch. Das Beruhigende, Einſchläfernde des warmen Bades, z. B. nahm man für Erſchlaffung, die Abnahme der Thätigkeit aller Organe bis auf einen gewiſſen Grad für Entziehung von Kraft. Dieſe Wirkungen haben allerdings viel Unerklärliches, da der gleiche Grad von Wärme, ſo oder ſo angebracht, nach aller Vernunfteinſicht gar keine Aenderung hervorbringen müſste; aber ſie für Erſcheinungen der Schwäche zu nehmen, iſt ſo wenig Grund da, daſs man nach derſelben Analogie dem Liede, womit man ein Kind ſo oft zur Ruhe und zum Schlafe bringt, eine entkräftende Wirkung zuſchreiben müſste. Ein groſser Theil der Beweiſe, die der Vf. braucht, um zu beweiſen, das warme Bäder nicht erſchlaffen, könnten doch wohl noch ſtreitig gemacht werden. Sie ſind von kranken Menſchen hergenommen. Die Mittel, die ihnen *ein Barcard* verordnet, werden ihrem Zuſtand und der Krankheitsurſache immer ſo angemeſſen ſeyn, daſs ſie den Körper von allem Schädlichen befreyen und wird dieſes vermindert, es ſey nun auch durch eine Methode, die offenbar ſchwächt, als z. B. häufige, ununterbrochne Abführungen, ſo heben ſich die Kräfte, die vorher unterdrückt waren, immer mehr.

Die Alten hielten dafür, daſs warme Bäder nicht erhitzen. Viele Neuere denken hierüber ganz anders. Faſt überall, wo man ein Buch über Bäder öffnet, behauptet man, daſs warme Bäder erhitzen, und warnt davor. Die Geſetze des Uebergangs der Kälte und Wärme leiden auf den belebten thieriſchen Körper keine Anwendung. Hr. *M.* theilt Erfahrungen mit, die das darthun und zeigt mit vielem Scharfſinn, in wiefern dieſs die bekannten Verſuche der Engländer beweiſen. Es iſt alſo noch zu bezweifeln, daſs heiſse Bäder, die wärmer ſind, als der Körper in eben dem Grad den lebendigen, als den todten Körper erhitzen, aber von warmen Bädern, die nicht über die Blutwärme haben, läſst ſich nicht denken, wie ſie erhitzen könnten. Wenn man Schlüſſe zieht aus der Wirkung der Atmoſphäre auf die eines Bades von gleicher Wärme, ſo vergleicht man ſehr ungleiche Dinge. Ein Bad, das den Grad der Blutwärme beträchtlich überſteigt, erhitzt zwar ungemein viel ſtärker, als der gleichlange Aufenthalt in gleichwarmer Luft und das wegen der gröſsern Dichtigkeit des Waſſers. Wer ſieben Minuten lang in einem Bade ſitzen wollte, das 211 Grad F. heiſs wäre, der hätte ſein Leben verloren, obgleich der Doctor Solander es ſo lange in einer ſo warmen Luft aushielt. Aber ganz umgekehrt verhalten ſich in dieſem Punkt die Luft und das Bad, wenn ſie nur dem 96ten Grad warm oder darunter ſind. Es iſt bekannt, daſs eine Luft, die über 96 Grade warm iſt, wenn ſie einen ganz umgibt, beſchwerlich, ängſtlich, drückend und erhitzend ſey, man zerflieſst darin in Schweiſs. Aber dieſes rührt nur daher, weil wir dieſe Luft *einathmen*. Säſſe man nur bis an den Hals in ſolcher Luft und hauchte kühlere ein, ſo würde das blos eine angenehme Empfindung ausmachen. Wirklich iſt man in Federbetten beynahe in dem Zuſtande. Hingegen ein Bad, das nicht 96 Grad überſteigt, erhitzt durchaus nicht. Man darf nur einen Menſchen anſehen, der Stundenlang in demſelben ſitzt, wie wohl ihm iſt, wie ruhig und natürlich er ausſieht, um ſich davon zu überzeugen. Es iſt aber ja auch nicht möglich, daſs ein Körper mittelſt einfacher Berührung dem andern eine gröſsre Wärme mittheilen könne, als die er ſelbſt beſitzt. Ueber den Einfluſs der verſchiednen Bäder auf den Puls haben einige Engländer und Franzoſen Verſuche angeſtellt, die Hr. *M.* anführt, deren Benehmen und Reſultate aber theils den Foderungen der Kritik keine Genüge thun, theils aber ihrer Bedeutung nach nicht eingeſehen wurden und ſo für die Praxis verloren gingen. Hr. *M.* hat ſolche Verſuche in groſser Menge und mit beſondrer Genauigkeit angeſtellt. Er hebt die vorzüglichſten und lehrreichſten aus und folgert dann: 1) jedes Bad, welches unter 96° warm iſt, vermindert die Schnelligkeit des Pulſes, wenn nicht beſondre Urſachen dieſe Wirkung hindern; 2) je mehr der Puls unnatürlich ſchnell ſchlägt, um deſto mehr wird er gewöhnlich durch das Bad vermindert; 3) die Temperatur des Bades, welche das gröſste Vermögen zu haben ſcheint, die Pulsſchläge zu vermindern iſt die zwiſchen 96 und 85 Fahrenh. Graden, alſo das warme Bad; 4) je länger die Bäder fortgeſetzt wurden, deſto langſamer ſchlug der Puls. Welches aber die Grenze ſey, wo dieſe Vermindrung aufhöre, läſst ſich aus Beobachtung noch nicht beſtimmen; 5) obgleich das Geſetz, ſehr ſeltne Abweichungen nicht zu rechnen, allgemein iſt, daſs das warme Bad den Puls vermindert, ſo gibt es doch darin keine gewiſſe Norm, wornach ſich dieſe Erſcheinung richtet und man nimmt die gröſste Mannichfaltigkeit hierin wahr. Dieſelbe Temperatur wirkt auf denſelben Körper zu verſchiednen Zeiten nicht gleich. Das warme Bad macht nach einiger Zeit und der Regel nach, den Athrem langſamer. Es gibt freylich Fälle, wo der Athem ſonderlich im Anfang des Bades etwas ſchneller wird, aber das rührt entweder von der Ungewohnheit des Badens und von dem verminderten äuſsern Druck auf die Bauchmuskeln und auf die Bruſt, oder wenn es fortdauert und ſpäter im Bade geſchieht, von beſondrer Reizbarkeit des Körpers her, bey welcher es möglich iſt, daſs ſelbſt ein ſanftes, warmes Bad als ein Reiz wirken könne. Etwas verändert bleibt doch wenigſtens eine beträchtliche Zeit des Bades die Reſpiration. Wenn ſie auch ſehr langſam geht, ſo bemerkt man, daſs beym Einziehen eine etwas gröſsre Anſtrengung gebraucht wird und daſs das Ausblaſen ſich mit einem kleinen Stoſs endigt. Offenbare Wirkung des gröſsern Drucks des Waſſers auf die Bruſt und den Unterleib. Hierüber wären noch Beobachtungen und Verſuche anzuſtellen, deren Schwierigkeiten aufgezählt werden. Zu oft bemerkte der Vf. indeſs die Langſamkeit des Athembolens, um daran zu zweifeln. Es iſt natürlich, daſs wo allgemeine Ruhe entſteht, auch die Reſpiration Theil daran nimmt. Aber auch ſchon weil der Puls langſamer wird, muſs das Athmen langſamer werden. Daſs hingegen bey Perſonen, die mit Furcht und Angſt ins Bad gehen, das Athmen ſchneller ſey, ſo lange dieſer Gemüthszuſtand dauert, iſt leicht vorauszuſehen. Die warmen Bäder ſind für jetzt das einzige Mittel, welches auf eine ſanfte und

gelinde, in den meiſten Fällen unſchädliche und mehrentheils leicht zu bewerkſtelligende Weiſe den Puls auf der Stelle beträchtlich vermindert. Und wenn gleich das Factum nicht ganz neu iſt, ſo iſt es doch die Anwendung deſſelben. Wer, warum und in welchen Arten von hitzigen Krankheiten man habe warm baden laſſen. Es iſt gewiſs oft höchſt zuträglich zur Stillung gewiſſer Symptomen, zur Reinigung und Erweichung der Haut, zur Hebung krampfhafter Zufalle und Spannungen, ſich der warmen Bäder in hitzigen Krankheiten zu bedienen. Aber es gibt auch Fälle, wo man ohne Rückſicht auf Symptome den gröſsten Vortheil daraus ziehen kann, bloſs indem man dadurch die heftigſte Wuth des Fiebers, wäre es auch für eine Weile bändigt. Es iſt zuverläſsig zuweilen ein groſser Gewinn, wenn man in ſchweren Krankheiten das zu ſtarke zerſtörende Fieber auch nur auf ein paar Stunden vermindern kann, geſetzt es würde auch nachher wieder eben ſo ſtark, wie zuvor; welches doch häufig nicht geſchieht. Man gewinnt dadurch zuweilen Zeit und mit ihr nicht ſelten *alles*. Der Vf. will dieſen Gedanken hier nicht ganz ausführen, ſondern ſich bloſs auf eine Krankheit einſchränken, bey der man zwar zuweilen Bäder anrath und ſelten gibt, wobey ſie aber Niemand aus den Urſachen und zu dem Zwecke gegeben hat, um deswillen er ſie anrathen möchte; nemlich in den Kinderblattern während des erſten Fiebers. Die Wirkung der Bäder auf den Puls allein leitete ihn auf dieſen Gedanken. Es iſt wohl allgemein angenommen und nur von ſehr wenigen bezweifelt, daſs von dem Grade der Heftigkeit des erſten oder Ebullitionsfiebers die Zahl der darauf folgenden Blattern und alſo wenn das Uebrige gleich iſt, die Leichtigkeit oder Gefährlichkeit der ganzen Krankheit abhänge. Dieſes Fieber zu ſchwächen iſt der Zweck der ganzen kühlenden Methode, kann aber durch nichts beſſer erreicht werden, als durch das warme Bad, denn auf einen fieberhaft ſchnellen Puls wirkt es immer ſehr beruhigend. In zwey Fällen erfuhr Hr. *M.* groſse Wirkung davon. Vermittelſt der Bäder habe man das erſtre Blatternfieber gänzlich in ſeiner Macht und wenn davon die Menge der Blattern abhängt, die ganze Krankheit. Da, wo man es nöthig fande, konnte man in einem Tage mehrere Bäder von etlichen Stunden geben laſſen und wäre denn beynahe in dem Fall, nach Willkühr, wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad darüber zu gebieten. Ob man aber das erſte Fieber, wenn es ſehr ſchwer iſt, ganz unterdrücken darf, iſt eine bloſs theoretiſche Frage, zu deren Bejahung die Ungarn intereſſante Thatſachen hergeben. Gewiſs iſt es inzwiſchen, daſs ein Bad überflüſſig wäre, wo das Fieber an ſich gering wäre und vollends müſste man es nie da geben, wo die Wirkung der Natur ohnehin zu ſchwach wäre, wo der Ausbruch deswegen zurückbleibe, weil die Kräfte nicht lebhaft wirken, wo man alſo austreibender Mittel benöthigt wäre. In den nicht ſehr häufigen Fällen, wo wirklich Mohnſaft, Kampfer, ſpaniſche Fliegen u. ſ. w. in der Abſicht angewandt werden müſſen, um die Kräfte zu unterſtützen, um zu reizen und auszutreiben, da paſst nimmermehr ein lauwarmes Bad, denn es hemmt die Lebhaftigkeit der Bewegungen im Körper und wirkt wie das Gegentheil eines Reizes. Ein warmes Bad kann die Blattern nicht heraustreiben; ein heiſses könnte wohl ſo wirken, aber es in einer Krankheit, wie die Blattern zu verordnen, wäre ein fürchterliches Wageſtück. Wenn ein krampfhafter Zuſtand den Ausbruch der Blattern hindert und jener durch ein warmes Bad gehoben wird, ſo kann man doch nur uneigentlich ſagen, es habe die Blattern hervorgetrieben.

(Die Fortſetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Leipzig*, b. Klaubarth: Exercitatio juris publici atque privati *De jure regio recipiendi judaeos judaeorumque in Saxonia Electorali juribus et obligationibus*. Praeſ. *D. Chriſtiano Gottlob Bienero* Jur. nat. et gent. Prof. publ. ord. ad disceptandum propoſita a *Chriſtiano Vincklero* Lipſienſi. 1792. 62 S. 4. — Dieſe wohlgerathene Streitſchrift zerfällt in 2 Kapitel. Das 1te handelt von den ehemaligen Rechten der Juden in Meiſsen. Hier wird beſonders ein Geſetz des Markgrafen Heinrichs von Meiſsen v. J. 1345 zergliedert, und gezeigt, wie daſſelbe nach und nach in Polen, Böhmen, Mähren, Schleſien und andern Ländern aufgenommen worden iſt. Das 2te Kapitel zählt die rechtlichen Verhältniſſe der Juden nach den neueſten, noch geltenden kurſächſiſchen Rechten auf. Sie ſind kürzlich folgende: es iſt Grundſatz des ſächſiſchen Staatsrechts, daſs keine Juden geduldet werden ſollen; nur eine beſondere, vom Kurfürſten erlangte Befreyung begründet eine Ausnahme von dieſer Regel. Solche aufgenommene Juden nun ſind in bürgerlichen und peinlichen Sachen den ordentlichen Obrigkeiten unterworfen, bezahlen den Kurfürſten eine jährliche Kopfſteuer, und der Obrigkeit des Orts, wo ſie wohnen, einen jährlichen Zins; öffentliche Religionsübung kann ihnen nie geſtattet werden, im Privatgottesdienſt hingegen bleiben ſie ungeſtört; in allen ihren Privatverhältniſſen werden ſie nach den gemeinen Rechten beurtheilt, nur ihre Erwerbszweige ſind auf mancherley Weiſe eingeſchränkt; auf diejenige Gerechtſame, deren Genuſs das Bürgerrecht vorausſetzt, können ſie keine Anſprüche machen, ſie können daher auch keine unbewegliche Grundſtücke eigenthümlich erwerben, wohl aber zu andern Rechten in Anſehung unbeweglicher Güter gelangen. — Fremde Juden müſſen beym Eintritt in das ſächſiſche Gebiet durch richtige Päſſe ſich legitimiren, den Leibzoll bezahlen, und für jeden Tag, den ſie des Handels wegen in Sachſen zubringen, die Meſszeiten und die Zeit der Reiſe allein ausgenommen, die Kopfſteuer entrichten; übrigens werden auch ſie in ihren rechtlichen Verhältniſſen nach dem gemeinen Recht beurtheilt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. September 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HANNOVER, in d. Hahnſchen Buchh.: *H. M. Marcard*, Oldenb. Leibmed., *über die Natur und den Gebrauch der Bäder* etc.

(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion

Hr. *M.* geht noch die andern Rückſichten durch, die den Gebrauch des warmen Bades vor und nach dem Ausbruch der Blattern empfehlen. Er hält das warme Bad auch für nützlich, um das Brennen und den Schmerz in den Blattern ſelbſt und an der entzündeten, geſpannten Haut, die dazwiſchen iſt, zu lindern. (Iſt der Satz wirklich ſo allgemein angenommen und *erwieſen*, daſs das Ausbruchsfieber und die Zahl der Blattern in Verhältniſs ſtehen? Rec. kann die Schriftſteller jetzt nicht darüber befragen, aber ſeine eigne Erfahrung ſagt ihm, daſs ein ſehr heftiges Fieber dem Grade und der Dauer nach zwar viele, ſo wie ein ſehr gelindes ſehr wenige Blattern zur Folge habe, aber daſs die Fälle, die in der Mitte zwiſchen dieſen äuſserſten Graden von Fieber ſtehen, ſich nicht gleich ſind in Rückſicht des Ausbruchs der Blattern, und er es nie übernehmen würde, zwiſchen mehrern Blatternkranken, deren erſtes Fieber eine höhere oder niedere Stufe in dieſer Mitte ausfüllt, den relativen Unterſchied der Blatternanzahl vorauszuſagen, als z. B. A. wird weniger Blattern bekommen, als B., weil *caeteris paribus* das Fieber von A. 12 — 16 Stunden früher nachliefs, und überhaupt um 10 — 20 Pulsſchläge geringer war. Doch das geht die in ſehr vielen Fällen gewiſs vielverſprechenden, erfindungsreichen Vorſchläge des Vf. weniger an, als ſein Raiſonnement. Aber wie, wenn groſse, in volle Bewegung geſetzte Krankheitsurſachen, ein offenbar entzündlicher, gallichter, oder ein aus beiden gemiſchter Zuſtand das Ausbruchsfieber unterhält, und zu der Höhe treibt, ſoll man da ſich aufhalten, die Pulsſchläge z. B. eine kleine Weile zu verringern, und die Zeit verlieren, die Urſachen aus dem Wege zu räumen? Nutzt das Baden in ſolchen Fällen etwas, ſo kann es nur ſeyn, indem es der Krankheitsurſache mit entgegenwirkt, und die andern Mittel unterſtützt, nicht indem es einen kleinen oder gröſsern Stillſtand des Fiebers hervorbringt. Wir finden aber nicht einmal Erfahrungen beym Vf., die uns zu der Erwartung berechtigen, daſs wenn ſolche bedeutende materielle Urſachen da ſind, das Baden es dennoch vermag, den Puls herunterzubringen. Jetzt da Rec. ſich mit dieſen Ideen beſchäftigt, kommt ihm ein Fall vor, wo bey einem eingeimpften Kind ein heftiges, mit vielen krampfhaften Zufällen verknüpftes Ausbruchfieber ſich äuſsert, das allen Anzeigen nach bloſs vom Reiz des Blatterngifts abhängt, und ganz unvermiſcht zu ſeyn ſcheint. Es iſt aber ein ganz auffallender Drang des Blutes nach dem Kopfe damit verbunden. Würden dieſes letztern Umſtandes wegen Bäder hier Anwendung leiden? Wie bey lebhaften Congeſtionen nach irgend einem Theile Bäder wirken, finden wir von Hn. M. nicht erörtert. Der Gebrauch dieſes groſsen Mittels bleibt zweifelhaft, ſo lange dieſer Punkt nicht aufgeklärt iſt. In der Eiterungsperiode baden zu laſſen, ſcheint uns doch wegen der Schwierigkeit des Abtrocknens, und wenn viele Blattern da ſind, wegen der Schmerzen, die jede Bewegung verurſacht, nicht ganz ausführbar zu ſeyn. Die, welche nach C. L. Hoffmanns die Lungen, als ein reinigendes Organ in den Blattern eine vorzügliche Rolle ſpielen laſſen, werden dem vielen Baden den ganzen Verlauf der Blatternkrankheit durch nicht ſehr gewogen ſeyn, weil es die Reſpiration langſamer macht, und ſo das Abſetzen verdorbener Theile durch das Ausathmen unterbricht.

Er könnte die alte Vorſtellungsart nicht verwerfen, die Fieber ſeyen, in einzelnen Fällen wenigſtens, eine Bemühung der Naturkräfte, gewiſſe heilſame Veränderungen im Körper hervorzubringen. Wenn alſo nicht jedes hitzige Fieber eine unordentliche Bewegung iſt, die auf den Untergang abzielt, ſo iſt es auch gar nicht rathſam, es überall und unbedingt *zu erdrücken*. (Kann das aber das warme Bad *immer* und *daurend?* Verſuche in den Anfällen des kalten Fiebers, in gallichten, fäulichten und entzündlichen Fiebern wären hierüber erſt anzuſtellen.) Alſo würde durchaus der Gebrauch der Bäder nicht bey jedem ſelbſt ſtarken Fieber ſtatt finden, am wenigſten aber da, wo die Wirkungen der Natur ſchon ohnehin zu ſchwach ſind, und wo wir mehr reizen, als beſänftigen müſſen, wie bey der *febr. lenta nervoſa*. Aber es gibt oft auch Fälle, wo das Augenmaafs, welches die Erfahrung verleiht, uns ſagt, dieſes Fieber iſt zu ſtark, es wird den Körper zerſtören, wenn es lange dauert. Hier hätte das Bad eine ſehr wichtige Stelle. (Ob es aber in ſolchen Fällen allein viel ausrichten könnte?) Bey Localentzündungen, mit welchen Schmerzen verbunden ſind, (alſo eine Nebenindication,) brauche er die Bäder nicht erſt zu empfehlen. Die Noth ſann ſchon längſt dieſe Hülfe empiriſch aus. Alle Entzündungsfieber dieſer Art gehören zu der Claſſe derer, die man mit Vernunft und Mäſsigung unterdrücken darf, weil ihre Arbeit nicht auf Befreyung des Körpers von irgend etwas Schädlichen, ſondern auf die Vernichtung eines Theils abzielt. (Unter dem antiphlogiſtiſchen Apparat, zu dem man hier greift, ſteht das Baden aber

gewiss nicht oben an.) Nach überstandnen hitzigen, und manchmal auch nach geheilten langwierigen fieberhaften Krankheiten bleibt nicht selten ein schneller Puls übrig. Ein gewisser Schwung in den Organen der Circulation scheint zur Gewohnheit geworden zu seyn. Wenige Bäder heben diese Schnelligkeit des Pulses. Fieber von der langwierigen Art haben keinen so bestimmten Endzweck, wie viele hitzige, und endigen, wenn sie ihren Gang fortgehen, gewöhnlich in Vernichtung des Körpers. Man darf sie daher stören und unterdrücken, wo man kann, auch wenn die Sache unheilbar wäre, wie bey Vereiterungen edler Eingeweide. In andern Fällen, wo das Fieber von kleinen Ursachen herrührt, lasst sich vieles damit gewinnen. Nur dürfen keine besondern Gründe dagegen seyn, wie etwa starke, wassersüchtige Geschwülste. Es wäre eine Thorheit, bey einer Lungenauszehrung zu baden, obgleich, wie er gesehen habe, das Fieber dadurch sogleich und auf etliche Stunden herabweicht. Neigung zum Geschwulst und zu den Schweissen konnte hier vermehrt werden. Bey andern langwierigen Fiebern, die Auszehrung drohen, kann durch das Bad die Heilung sehr erleichtert werden, theils indem es mit auf die Ursache wirkt, theils indem es den Fieberpuls mässigt, vorzüglich wenn sie ihren Grund im Unterleibe haben. Er habe Beyspiele von Kindern und Erwachsenen gesehen, bey welchen die übrigen sehr zweckmässigen Arzneymittel nicht eher anschlugen, bis das Bad zu Hülfe kam. Es gibt bey nervenkranken Personen einen schnellen Pulsschlag, der immer fortdauert, der oft das Hauptsymptom ausmacht, der auf die Dauer den Körper sehr mitnimmt, gewöhnlich mit manchen andern Beschwerden, oft mit einer übernatürlichen Lebhaftigkeit, auch wohl mit Schlaflosigkeit verbunden ist, und wenn er auch nichts eigentlich auszehrendes an sich hat, doch wohl dahin führen kann. Hr. M. möchte ihn *Nervenfieber* nennen, weil er wirklich ganz von den Nerven abhängt, aber der Name ist schon vergeben, wie Hr. M. glaubt, sehr unschicklich. Bey dem sogenannten Nervenfieber, bey dieser mehrentheils epidemischen Krankheit, wo die Kräfte versinken, wo man den Wein in so grosser Menge geben muss, dass es für manchen Gesunden zu viel wäre, wo man alle reizenden, erweckenden und belebenden Mittel erschöpft, kann kein Bad dienen, weil es eine Wirkung hat, die der des Weins völlig entgegensteht. Man will durch den Wein reizen, weil alles zu träge hergeht, und darf also nicht durch das Bad die Reizbarkeit vermindern und beruhigen. Ich werde wenigstens nicht der erste seyn, der bey einem solchen Fieber Bäder versucht, erklärt Hr. M., und *es sehr schwerlich glauben*, dass sie dabey unschädlich, geschweige denn nützlich seyn konnten. (Hr. Sanitätsrath Brandis hatte ihnen, in seiner Brunnenschrift über Driburg, in dieser Krankheit das Wort geredet, die man allerdings immer Nervenfieber nennen darf, wenn man durch diesen Namen die Aufmerksamkeit von einer materiellen Ursache, die die Aerzte immer gern mit ins Spiel ziehen, abwenden will, und die Erklärung „Fieber mit unterdrückter Nervenkraft" unterschiebt. Er suchte sie daher gegen diese Aeusserungen im fünften Stück des Journals der Erfindungen (Gotha, bey Perthes) zu rechtfertigen. Der Aufsatz ist sehr interessant. Hr. Brandis führt Beobachtungen an, die viel Ueberzeugendes haben, Schade, dass das Raisonnement nicht ganz richtig ist. Der Gegenstand verdient vielfeitige, unparthey ische Untersuchung. Diese soll uns auch von Hn. Ferro willkommener seyn, zumal wenn er wirklich durch *beunruhigende* Krankengeschichten darthun kann, dass „das laue Bad noch das *zuverlässigste* Mittel in dieser tödtlichen Krankheit ist, die die *bluhendsten (?)* Menschen in *jedem (?) Winter* wegrafft." Durch so eine enge Behauptung und Kürze von dem ganzen Publicum (Journal der Erfindungen 6tes St. S. 135.) lasst sich aber die Sache nicht abthun. Ref. kann nicht aus Erfahrung sprechen, aber er glaubt, warme Bäder können hier nützen, wenn sie die Ursache, irgend ein Miasma wegschaffen. Vielleicht hindern sie sein betäubendes Einwirken auf den Körper, so wie in das reizende andrer Krankheitsursachen aufheben. Die Bewegungen, die statt finden, zu hemmen, hat wohl kein Bedenken, da sie niemals heilsam sind. Es ist die Frage, ob ein betäubter, niedergedrückter Zustand durch lauwarme Bäder überhaupt vermehrt wird. Wir sind sehr gespannt, Hn. M. Endurtheil hierüber zu hören.) Was die Bader hingegen bey dem Zustand thun, den Hr. M. Nervenfieber nennt, das habe er oftmals erfahren. Dieses langwierige Nervenfieber kann mehrere Monate dauern, und dann doch schnell durch Bäder gehoben werden. Die Ursache davon scheint gänzlich in grosser Reizbarkeit zu liegen, die manchmal durch kleine Anlasse in Bewegung gesetzt wird. Oft rührt der Zustand ursprünglich von Verkältung her. Es kommen häufig Personen nach Pyrmont, die sich in einem solchen Zustand befinden. Manche Frauenzimmer sehen aus, als ob es mit ihnen zur Auszehrung ginge. Viele Hypochondristen sind dabey in steter Unruhe, Aengstlichkeit und Uebersp annung, hatten die hartnäckigste Schlaflosigkeit und die so häufig damit verbundne höchst unangenehme Empfindung von Hitze und Brennen in der ganzen Oberfläche des Körpers. Das kalte Bad, womit sich einige abkühlen wollten, brachte die aufrührischen Nerven nur noch mehr in Bewegung. Warme Bäder von süssem Wasser sind das beste Mittel dagegen.

Fast jeder Schmerz vom grösten bis zum kleinsten wird durch warmes, an den leidenden Theil angebrachtes Wasser, mehr oder weniger gemildert. Es bringt auch durch Mitleidenschaft die nemlichen Wirkungen bey innerlichen Schmerzen hervor, wenn es äusserlich in Gestalt des Bades, selbst nur des Fussbades angebracht wird. Bey den heftigsten Arten von Schmerzen in den Darmen ist das Bad als ein Linderungsmittel von Alters her nicht unbekannt, obgleich in unsern Zeiten nicht eben häufig gebraucht. Die lindernde Wirkung der Bader bey den grausamen Schmerzen der Unruhe, und bey den Steinschmerzen wird allgemein gerühmt. Manche Aerzte und Kranke werden sich erinnern, dass sie unter andern bey rheumatischen und gichtischen Zufällen grosse Linderung des Schmerzens in warmen Bad erfuhren. Sogar bey dem Podagra, wo man ein eigentliches Fussbad scheuet, hindert der warme Was-

Wasserqualm die Schmerzen für eine Weile ungemein und ganz unschädlich, wenn man sich nicht dabey erkälte. Die allgemein schmerzstillende Kraft des warmen Bades kannten die Alten vielleicht besser, als wir. Es gibt einige Ausnahmen, wo sie die Wirkung nicht thun, oder wo sie unschicklich wären, wie etwa bey einigen Arten von Kopfschmerz; aber sie werden in der Absicht, um Schmerzen zu heben, gegen welche sie doch so augenscheinliche Hülfe leisten, zu wenig von uns gebraucht. Aber Bäder beruhigen auch mancherley andre unnatürliche Bewegungen im Körper von krampfhafter und convulsivischer Art, wenn auch nicht alle Krämpfe und Convulsionen. Bey dem krampfhaften Brechen ist es ein bekanntes, wirksames Mittel, und viele der schmerzhaften Zufälle, die es lindert, hebt es ja nur deswegen, weil es die krampfhafte Zusammenziehung löset, welche den Schmerz verursachte. Manche Harnbeschwerde lindert es nur aus diesem Grunde. Bey den französischen Aerzten, zumal bey Tissot, ist es bekannt genug, dass man häufig erst durch das Bad, oftmals nur im Bade selbst, dahin kommt, dass die nützlichen Mittel ertragen werden können, die wahre Unruhe und Krämpfe verursachen, aber im Bade nicht, weil darin die Neigung zu solchen Bewegungen geringer ist. Bey hartnäckigem Veritopfungen wirken die Abführungsmittel zuweilen nicht eher, als bis man die Kranken ins Bad setzt. Die letzte in die Augen fallende Wirkung der Bäder, die hieher gehört, ist die Neigung zum Schlafe, zu der sie mehr oder weniger disponiren, und manche Badende so sehr, dass sie nur mit grosser Mühe vom wirklichen Einschlafen abzuhalten sind. Diese Neigung hat die allersanftefte und gelindeste Ursache, die sie nur haben kann, denn ein Gefühl von Wohlbefinden, Beruhigung und Stillung geht vorher. Diese Kräfte der warmen Bäder, den Puls langsam zu machen, Schmerz und Krampf zu stillen und Schlaf zu erregen, sucht Hr. M. aus einer Quelle herzuleiten. Das Angenehme, was man in einem warmen Bade fühlt, ist vielleicht etwas Negatives, ist Beruhigung, Stillung, und wird dadurch angenehm; wenigstens ist diese Beruhigung immer mit dabey, wenn auch active Wirkungen auf die Gefühlswerkzeuge geschehen. Es gibt Mittel, die Empfindungskraft zu erhohen und zu verstärken, und die Reizbarkeit zu vermehren, es gibt andere, die sie auf eine gewaltsame Weise unterdrücken und zerstören. Könnte es nicht auch Mittel geben, die sie auf eine sanfte Weise mildern? Es gibt unzählige Dinge, die als Reiz wirken, warum sollte es auch nicht etwas geben, das wie das Gegentheil eines Reizes, (will man es Schneiehel nennen, fragt der Vf. ?) wirkt? Vielleicht ist das warme Bad dieses Mittel. Da die Nerven in einem so grösen Consensus stehen, so ist kein Wunder, dass erhebliche Folgen entstehen, wenn so ein grofser Theil von ihnen, – und bestehet die ganze Oberfläche des Körpers nicht beynahe aus einem Gewebe von Nerven? – in eine sehr angenehme Lage gesetzt, *geschmeichelt* wird. Warum eigentlich das Bad so angenehm wirkt, wird uns wahrscheinlich immer verborgen bleiben. So viel ist uns bekannt, dass alle Wärme ihnen bis zu gewissen Graden angenehm sey, und dass die ihnen angenehme Wärme sie angenehmer berührt in dem Vehikel des Wassers, und noch angenehmer in der weichern Milch und im Oel. Wie diese Berührung im Innern der Nerven wirke, das kann keines Menschen Auge sehen. In der Psychologie bemerkt man ähnliche Erscheinungen. Der Mann, den man für jetzt in eine höchst glückliche Gemüthslage setzt, wird von andern Eindrücken, die nun folgen, auch von sehr unangenehmen, nicht so sehr in Bewegung gerathen, als vor oder nachher, und selbst was eben vorher unangenehm auf ihn wirkte, wird von seinem Eindrucke verlieren. Also indem das Bad den Werkzeugen des Gefühls schmeichelt, indem es sie angenehm stimmt, vermindert es vielleicht die Kraft aller Eindrücke, und allein durch die Nerven auch die Muscularreizbarkeit. Dadurch vermindert es also den Schmerz, beruhigt die unnatürlichen Bewegungen, die man Spannungen, Krämpfe und Convulsionen nennt, vermindert sogar die Reizbarkeit des Herzens und der übrigen Organe, welche daher im Bade dem beständigen Reize nicht ganz auf die gewöhnliche Weise antworten. So sagt der Bademeister in Pyrmont aus, dass bey den vielen hundert Bädern, die eine Brunnencur durch gebraucht werden, kaum in einem Sommer zwey- oder dreymal der Fall eintrete, dass während des Badens Bedürfnifs zum Stuhlgang eintrete, und die des Vormittags baden, haben vorher den Brunnen getrunken, der gewöhnlich auf den Leib wirkt, und gefrühstückt. Der Reiz zur Leibesöffnung wird also vermindert, wenn sie nicht vorher krampfhaft zurückgehalten wurde. Indem solchergestalt das Bad das ganze System beruhigt, so führt es das Maximum der Ruhe des lebendigen Körpers herbey, den Schlaf. Es ist leicht abzusehen, dass das Bad aus eben diesen Gründen noch mancherley andre Wirkungen haben möge, die nur nicht so augenscheinlich sind, die wir aber in ihren Folgen spüren. Aus keinem andern Grunde fliesst die bekannte Wirkung der lauwarmen Bäder, das Gefühl von Ermüdung und Abspannung nach anhaltender Anstrengung der körperlichen Kräfte und nach ermüdenden Reisen wegzunehmen. Gewifs liegt darin wenigstens eine Hauptursache von so vielen wohlthätigen Wirkungen der Bäder bey dem manichfaltigen kränklichen Zustand des Unterleibes, des Umlaufs der Säfte, des Blutes selbst und einzelner Organe. Vermuthlich wirken Ueberschläge, Cataplasmen und Fomentationen gröstentheils durch Sympathie so wohlthätig. Wie wenig Rücksicht hier auf die eigentliche Reizbarkeit der Fieber zu nehmen sey, zeigt Hr. M. sehr scharfsinnig und lehrreich.

Eine sehr sinnreiche Zusammenstellung der Thatsachen, die die Einheit der Mannichfaltigkeit von Erscheinungen darthut, und also von vielem Werth ist, wenn sie auch nicht den vollen Aufschluss einer Erklärung gibt, die der Vf. auch nicht verspricht. Er hat selbst die Analogie psychologischer Erfahrungen zu Hülfe gerufen. Hier ist es aber ausser allem Zweifel gesetzt, dass die Seele oft gar keine Empfänglichkeit für solche angenehme Sensationen hat, und dass sie zuweilen sich ihnen durchaus nicht hingeben will, so wie viele Menschen durch sie

erst gestimmt werden, von unangenehmen Ereignissen ganz niedergedrückt zu werden. Wir würden also vom warmen Bade etwas ähnliches erwarten, und durch Beobachtungen näher zu bestimmen suchen. Sollte es in der That nicht Fälle geben, wo der Körper diesen *Schmeichel* nicht mag, und andre, in denen die Empfindlichkeit für Schmerz gerade dadurch nachher erhöht wird? Aber um doch einen Einwurf gegen die ganze Zusammenstellung zu machen, liefs sich behaupten: was den Sinnen sonst wohl thut, und sie angenehm afficirt, ist doch so leicht nicht, und nie zuverlässig von auffallenden Einfluss auf die körperliche Stimmung und den Blutumlauf, und hiemit müfste doch der Badeschmeichel die grofste Aehnlichkeit haben. Aber sollte man diesen Schmeichel nicht viel seltner, als Hr. M will, gebrauchen dürfen? Uns dünkt, es liefs sich einiges dafür sagen. Nicht nur viele Fieber sind Bestrebungen der Natur, üble Stoffe um- und wegzuschaffen, und kränkliche Modificationen der festen Theile umzustimmen, sondern viele andre Krankheiten auch, zumal wenn sie von der Kunst und einer schicklichen Lebensart unterstützt werden. Der Arzt soll da in der Regel die Ursache ins Auge fassen, und sie ihn auch in Rücksicht der Bäder bestimmen. Es ist eine anerkannte vortrefliche Einrichtung unsers Körpers, von allem Schädlichen, das in den Körper kommt, oder in ihm sich erzeugt, gleich beunruhigt und beängstigt zu werden, weil das oft Bewegungen mit sich führt, welche die Gesundheit zeitig herzustellen im Stande sind, wenigstens in Ansehung der Diät behutsam machen, und die Aufmerksamkeit des Arztes auf sich ziehen. Werden nun aber die Bäder wenigstens eine Zeitlang nicht beruhigen und einschläfern, und diese kränklichen Reize verstummen machen, die also Zeit gewinnen, um sich zu greifen? Von dem grofsen Nutzen der Bäder in sehr vielen Uebeln und von dem Werth des Unterrichts über sie, den uns Hr. M. in diesem Werke gibt, kann keiner höhere Begriffe haben, als wir; aber wir wollten doch bemerklich machen, dafs selbst die Consequenz der M. Ideen auf die Möglichkeit von häufigeren Nachtheilen führt, sogar im gesunden Zustand, sobald man ihn in Beziehung auf Störungen denkt. Diese Nachtheile unter dem Worte „*schwächen*" zusammenfassen zu wollen, würde nur verwirren. Die Erfahrung mufs sie überhaupt erst näher bestimmen, und spricht sie hier auch zu uns durch einen Arzt, wie der Vf., so wird gewifs kein Zweifel übrig bleiben. Nach allgemeinen Begriffen, die hier immer von der rechten Bahn abgeleitet haben, mufs es keiner unternehmen, etwas festsetzen zu wollen. Das sey allen denen gesagt, die die allgemeine Therapie so preisen, weil sie die Kunst lehrt, auf alle solche Fragen ohne Anstrengung, und freylich auch ohne Wahrheit und nützliche Anwendung schulgerechte und weitläuftige Antworten geben zu können.

(Der Beschluss folgt.)

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Junius: *P. Fr. Ach. Nitsch Vorlesungen über die klassischen Dichter der Römer.* Zweyter Band, welcher das vierte und fünfte Buch der Oden und das erste Buch der Satyren des Horaz enthält. 1793. 593 S. gr. 8.

Der sel. Nitsch war einer von den *geschwinden* Schriftstellern, wie sie Horaz in der vierten Satyre des ersten Buchs schildert. Immer verdient aber der Fleifs und die Anstrengung Achtung, mit welcher er in der ungünstigsten Lage in kurzer Zeit eine Reihe von Werken ausarbeitete, deren keines ganz schlecht war. Das Gute und das Mangelhafte seiner Bearbeitung des Horaz haben wir bereits bey der Anzeige des ersten Bandes Nr. 71. bemerklich gemacht, und wir finden keine Ursache, von jenem Urtheile jetzt abzugehen. Ueber die Epoden als eine eigne Dichtart wird ziemlich richtig in einer Einleitung gehandelt, eben so über die Satyre nach Flögels Geschichte der komischen Literatur. In der Uebersetzung fanden wir Spuren von Eilfertigkeit. 4, 1. 15. *et pro sollicitis non tacitus reis*, er schweigt nicht, wenn Beklagte in Gefahren sind. Hr. N. hat theils zu viel, theils zu wenig gesagt, indem er übersetzt: *und bemüht, wenn er für bekümmerte Beklagte spricht.* Von der Beredsamkeit sagt Horaz nichts; aber er sagt, dafs sein Freund nicht stumm war, wenn es die Sache bedrängter Freunde galt, und das ist aus der Uebersetzung nicht zu ersehen. Gleich darauf: *et centum puer artium* ist auf eine wunderliche Art übertragen: *Was braucht es mehr, ein junger Mann von tausend Künsten.* Schade, dafs der Vf. die Bearbeitung der Satyren und Episteln nicht beendigen konnte! Sie bedurften noch weit mehr einer umständlichen Erläuterung für die Jugend, als die Oden, über welche wir genug und sehr vorzügliche Erläuterungen für Knaben, Jünglinge und Männer besitzen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Weifsenfels* u. *Leipzig*, b. Severin: *Einige geistliche Reden, öffentlich gehalten von zween Männern und einer jungen Dame, herausgegeben für Leser von Geschmack.* Nebst einer Vorrede auch für Leserinnen. 1794. 98 S. 8. (6 gr.) — Dieser geistlichen Reden sind vier an der Zahl, nemlich: 1) Gedachtnifsrede Friedrichs des Grofsen, 2) Bekenntnifs meiner Religionsüberzeugungen, von einer jungen Dame, 3) Abschiedsrede eines Feldpredigers vom Regiment, und 4) eine Traurede (Trauungsrede), von dem Vf. der Abschiedsrede. Diese Reden gehören eben nicht zu den schlechten, aber für so wichtig können wir sie auch nicht halten, als sie der Herausgeber im Vorberichte macht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. September 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HANNOVER, in der Hahnschen Buchh.: *H. M. Marcard*, Oldenb. Leibmed., *über die Natur und den Gebrauch der Bäder* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wenn wir aber alles das erwägen, so scheint es uns sehr bedenklich, das warme Bad als ein diatetisches Mittel zum täglichen Gebrauch zu empfehlen. Die Gewohnheit müsste denn auch hier viel ändern, aber dann gingen mit ihr die Heilkräfte der Bäder auch verloren. Sollten warme Bäder den Puls desjenigen herunterzubringen immer auch vermögen, müssen wir also fragen, der sie Jahre durch von seiner Kindheit an täglich gebrauchte? und müsste es uns nicht bestimmen, sie aus der Diätetik zu verweisen, wenn sich ergäbe, dass man dann in Krankheiten weniger auf sie rechnen könne? Die Sache ist noch viel wichtiger, als sie scheint, denn sie geht alle unsere warmen Getränke aus der Küche, in den Stuben, Betten und Kleidern, und sogar die lauligen Klystiere mit an. Dass sie schwächen, lässt sich schlechterdings nicht behaupten, aber ob sie nicht sonst schaden können, lassen wir dahin gestellt seyn. Die Stimme aller Aerzte und Völker ist gegen sie im Allgemeinen; aber falsche Ideen und nicht Erfahrung liegen diesem sie verbannenden Urtheil, das nie zur Ausführung kam, zum Grunde. Wir protestiren nun gegen alle Entscheidung, die nicht aus noch zu sammelnden reinen und einfachen Beobachtungen fliesst, und wollen nur den Grundsatz festsetzen, der noch wenig recht eingesehen wurde: die Gesetze der Uebergänge von Hitze und Kälte im thierischen Körper weichen von den gewöhnlichen so weit ab, dass die Grade äussrer Körper, die mit dem menschlichen in Harmonie stehen und also ohne Mittheilung irgend einer Art bleiben müssten, dennoch, nach dem sie in dem oder jenem Vehicul angebracht werden, mehr oder weniger ändern, wenn auch gerade nicht in Ansehung der Hitze und Kälte selbst (obgleich uns das Zunehmen des Umfangs der Hand im lauwarmen Bad der Analogie mit heissen Bädern noch sehr verdächtig bleibt, zumal da wir des Vf. Erklärung dieser Erscheinung nicht annehmen können) *doch in so vieler andrer Rücksicht.* Denn den Puls immer so herunter zu bringen, eine Ruhe, die bis zum Schlafe geht, selbst in einem sehr gereizten Zustand zu schaffen, sind keine gleichgültigen Wirkungen. Wer wird zu erforschen vermögen, wie das alles mit dem Vermögen unsers Körpers zusammenhängt, Hitze zu erregen und zu zernichten! Es wundert uns nicht wenig, dass ein so gelehrter Arzt als Hr. Brandis in dem oben angeführten Aufsatz alle diese Schwierigkeiten übersieht, und die Erklärung durch einen vermehrten freyen Umlauf in den kleinern Gefässen der Oberfläche, der den Zudrang des Blutes nach den Herzen (nicht auch nach dem Kopfe?) und also den Reiz desselben vermindert, so leicht glaubt. Aber dass der Umlauf in den kleinern Gefässen der Haut sich vermehrt, ist die Erscheinung, die, wenn alle andre auch auf sie zurück gebracht werden können, gerade unerklärlich ist, weil das Räthsel immer bleibt, dass das, was in der todten Welt ohne alle Folge ist, in der belebten menschlichen so durchgreifend wirkt, nemlich ein ganz gleicher Grad von Wärme der umgebenden Körper. Einer unsrer tiefforschendsten Aerzte, Hufeland scheint das gefühlt zu haben, und daher bey den warmen Bädern weniger auf die Wärme, als auf eine Zersetzung des Wassers durch die Wärme, die vielleicht Lebensluft gibt, rechnen zu wollen. Gewiss die Muthmassung eines Mannes von Genie, sie mag nun mit dem neuesten System der Chemie stehen oder fallen! Klärt sich aber wirklich alles so leicht auf, wenn man diese vermehrte Circulation auf der äussern Oberfläche zugibt? Mit nichten; denn wir haben mehrere Mittel, die offenbar diese Circulation vermehren, ohne den Puls so zuverlässig und bedeutend herunter zu bringen.

Theorie und Erfahrung setzen es ausser allem Zweifel, dass die lymphatischen Gefässe stark einsaugen werden, wenn flüssige Substanzen unter einer von der ihrigen nicht sehr entfernten Temperatur mit ihnen auf eine längere Zeit in Berührung gebracht werden. Eine artige Idee ist: die Qualen des Tantalus würde daher jetzt kein Naturforscher so hoch anrechnen, als die Dichtung sie angibt. Aber uns scheint nicht hieher zu gehören, dass Kleidungsstücke, die etwas enge an der Haut liegen, nach einem warmen Bade noch enger werden und schwerer anzuziehen sind. Hr. M. sagt, man erkläre diese Erscheinung ohne Zweifel am richtigsten aus der durch verstärkte Einsaugung angefüllten lymphatischen Gefässen. Er setzt denn noch hinzu, grösstentheils wird wohl der vermehrte Umfang des Körpers daher rühren, dass die in den Zwischenräumen des Zellgewebes abgesetzten Feuchtigkeiten bey der Menge, in der sie aus dem Bade eingesogen werden, nicht so schnell können aufgenommen werden. (Aber das Zellgewebe nimmt ja aus dem Bad nichts auf. Was an Flüssigkeit in den Körper kömmt, wird durch die einsaugenden Gefässe hineingebracht. Ins Zellgewebe kann sie durch die allgemeine Circulation späterhin erst abgesetzt werden. Wir schreiben dem Stocken der aufgenommenen Flüssigkeiten nichts zu, weil damit Ungleichheit der Zunahme, des Umfangs unsers Körpers verbunden seyn musste, wovon wir immer das Ge-

gentheil bemerken.) Durch Versuche mit einiger Genauigkeit auszumachen, wie viel der menschliche Körper überhaupt ausdünste und aus der Atmosphäre einsauge, ist unmöglich. Die immer fortgehende Ausdünstung, zumal auch desjenigen, was durch die Lungen fortgeht, wird immer hindern, sicher zu bestimmen, wie viel der Körper einsaugt; die immer fortgehende Einsaugung wird nie zulassen, dass man jemals bestimmt, wie viel der Körper in einer gegebenen Zeit ausdünstet. Im Bade hat man nun auch das Verdunsten des Wassers während des Versuchs und die Feuchtigkeit, die am Körper sitzen bleibt, zu berechnen. Ueberdies sind das Einsaugen und Ausdünsten Geschäfte, die sich in denselben Menschen durch die kleinsten Umstände verändern und in denen keiner mit dem andern übereinstimmt. Die Versuche, die man angestellt hat, um hier auf das Reine zu kommen und die anderweitigen Beobachtungen, die sich hieherziehen lassen, führt Hr. *M.* an und beurtheilt was ihnen zur vollen Beweiskraft fehlt und was sich aus ihnen folgern lässt. (Nicht ganz richtig ist es wohl, wenn der Vf. hier und anderwärts aus dem Verhältniss dessen, was getrunken worden ist, zu dem Abgang des Urins sich Schlüsse erlaubt, auf das, was der Körper nur durch Einsaugung erhalten konnte. Die Speisen enthalten ja auch Feuchtigkeiten und wer weiss, wie weit das Vermögen des Körpers, zumal unter krankhaften Umständen oft reicht, feste Theile in flüssige zu verwandeln.) Er glaubt nicht weit von der Wahrheit zu seyn, wenn er rechnet, dass man bis zu einem Pfunde während einer Stunde im Bade ausdünsten könne, ohne zu schwitzen. Die Menge einer guten starken Einsaugung in einer Stunde nimmt er zu vier Pfunden an. Sie wird indess oft viel geringer und zu andern Zeiten noch stärker seyn. Gewiss ist sie in der ersten halben Stunde stärker, als nachher. Die Abschnitte, in denen von der Wichtigkeit der Ausdünstung in der thierischen Oeconomie, die Platner und Weikard so verkennen, von den Folgen unterdrückter Ausdünstung, von der eigentlichen Natur catarrhalischer Uebel, von der Beschaffenheit der Ausdünstungsmaterie gesprochen wird, beweisen, wie ein Selbstdenker und ein Mann von Erfahrung hochstitriviale Gegenstände, denen man den Stoff zu einer Inauguraldissertation nicht einmal zutrauen würde, aus einem neuen Gesichtspunkt fassen kann, gerade indem er Paradoxien vermeidet und wie wenig irgend etwas *für ihn* erhärtet ist. Wir können bey den lehrreichen Ideen des Vf. nicht verweilen. Wenn man auch keinen Urin ins Bad lässt, so spürt man bald noch dem Bade an dem warmen Wasser einen starken und unangenehmen thierischen, etwas urinösen Geruch und das Wasser geht sehr viel geschwinder in Fäulung über, als andres gewärmt gewesenes Wasser. Da ein solches Bad 4 bis 600 Pfund Wasser enthält, so muss es auch nicht wenig seyn, was aus dem Körper in Zeit einer Stunde überging, um so stärke Wirkung hervorzubringen. *Abscheulich* ist es daher, *solches* Wasser zu einem neuen Bad zu gebrauchen. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass die Perspiration im Bade stärker sey, als in der Luft. Die angenehme Wärme disponirt ohne Zweifel die Mündungen der ausdünstenden Gefässe, sich freyer zu öffnen und ihre Feuchtigkeiten von sich zu geben. Sehr wenig kann man darauf rechnen, dass Theile, die diese Mündungen verschliessen, hinweggewaschen werden und nur im ersten Bade konnte etwas hierdurch bewirkt werden. Ueberhaupt lassen sich die ausdünstenden Poren nicht so leicht mechanisch verschliessen, als man wohl denkt. Zum Beweise führt Hr. *M.* an, dass die grossen Pechpflaster nicht einmal so wirken können. (Sehr wahr, obgleich die Menge sich hierdurch zum Baden bestimmen lässt.) Gewiss ist es also, dass im Bade die Ausdünstung vermehrt und das Wasser eingesogen und in ziemlicher Menge in die umlaufenden Säfte kommt. Nur einige Wirkungen, die dadurch entstehen müssen, lassen sich ganz klar einsehen. Wenn die lymphatischen Gefässe weniger geneigt sind, einzusaugen, so wird man dieses befordern, wenn man eine warme milde Feuchtigkeit in Berührung mit den Oeffnungen der einsaugenden Gefässe bringt. Schon als Harröhrchen werden sie zu sich ziehen und vielleicht dadurch wieder die verlorne Uebung erhalten. (Wir sehen nicht ob, wie sich hieraus praktischer Gebrauch machen lassen kann, da wir uns keine Zeichen eines solchen Zustandes auf der Oberfläche der Haut denken können, oder von dem Vf. angegeben finden. Selbst die folgende Anwendung auf das Alter ist etwas vage.) Das Alter besteht zum Theil darin, dass viele der feinsten Gefässe zusammenfallen und unwegsam werden. Die lymphatischen Gefässe verschwinden. Bäder wurden ihnen daher immer so heilsam geachtet. Das physische Alter des Körpers kann dadurch auf gewisse Weise für eine Zeitlang zurückgehalten werden. Dieses Wasser durchströmt aber in solcher Menge nicht nur die ganze Länge der Sauggefässe, sondern auch die vielen krummen, verwickelten Gänge der lymphatischen Drüsen. Wenn sich darin etwas festgesetzt hatte, wenn verdickte Feuchtigkeiten darin stocken, so ist es klar, dass immer etwas davon mitgenommen und nach und nach der Fehler gehoben werde. Aber es kommt die Frage an die Reihe: ob sich durch das Bad überhaupt auf die Säfte wirken lasse und insonderheit, ob sich durch in das Blut geführte, reine oder vermischte Feuchtigkeiten irgend nützliche Wirkungen auf die Masse der umlaufenden Säfte erhalten lassen? Hier gibt der Vf. noch einer drückenden Verpflichtung, die er auf sich genommen hatte, eine Apologie der Humoralpathologie, die ihm später selbst keine Genüge leistete, in seinen Augen für eine so theoretische Lehre zu wenig in die Theorie hineingeht. Wir haben in ihr dennoch manchen feinen Wink zur Bestreitung der Nervenpathologie und einige vortreffliche Bemerkungen gefunden, obgleich der ganze Gang der Untersuchung uns nicht gefallt und Hr. *M.* mehr zu vertheidigen übernimmt, als uns, die wir selbst Anhänger der in Schutz genommenen Lehre sind, gerechtfertigt werden zu können scheint. Ein jeder mag es immerhin nach seiner Weise erklären, sagt Hr. *M.*, aber gewiss ist es, dass warme Bäder überhaupt und noch gewisse Bäder besonders eine grosse Wirksamkeit auf diejenige Beschaffenheit des Körpers zeigen, die man bisher der Schärfe der Säfte zugeschrieben hat.“ Nicht aber blos alsdann sahe er Hülfe, wenn die Krankheit sich auf der Haut äussertе, die von dem Bade unmittel-

Digitized by Google

bar beſpült ward, ſondern auch wenn das Geſicht oder die Augen angegriffen waren, wohin das Bad nicht kam oder wenn innerliche krankliche Folgen entſtanden, nach dem der Ausſchlag von der Haut gewichen war. Die Heilkraft einiger Bader, vorzüglich in der Schweiz, beſteht darin, daſs ſie einen Ausſchlag hervorbringen, der den Aufenthalt im Bad den groſsten Theil des Tages durch nöthig macht, das ihn endlich auch heilt. Man darf die Cur nicht unterbrechen, bevor der Ausſchlag vergangen iſt. (Hierüber findet ſich einiges naher beſtimmt in den trefflichen Aufsatzen über die Wichmanniſche Aetiologie der Kratze von Doctor am Stein, dem verſtorbenen Brunnenarzt zu Pfeffers, im Schweitz. Muſeum für Aerzte, 2ter Th.) Das Bad als Reinigungsmittel zum diätetiſchen Gebrauch. Die Unreinigkeiten werden von der Haut abgewaſchen, die, wenn ſie bleiben, von den einſaugenden Gefaſsen eingeſogen und dadurch nachtheilig werden können. (Sollte *dieſes* Einſaugen ſich beweiſen laſſen?) Perſonen, die ſich reinlich halten und oft die Wäſche wechſeln, haben jedoch ſelten dieſes Bedürfniſs, ſonderlich wenn ſie geſund ſind. Es ſcheint eine gewiſſe Kraft im geſunden Körper zu ſeyn, die der Unreinigkeit widerſteht. Treffliche Beobachtungen hierüber. Das Bad befördert auch die Erneuerung der äuſſerſten Bedeckung des Körpers. Man weiſs, daſs die oberſten Lamellen des Oberhäutchens von Zeit zu Zeit in kleinen kleyenartigen Schuppen abfallen und dadurch einer neuen Oberfläche Platz machen. Dieſe löſen ſich in groſser Menge durch die Benetzung. Vom Drucke des Waſſers, der von ſeiner gröſsern Schwere als der der Luft herrührt, hat man mancherley herleiten wollen. Aber er iſt ſo ſtark nicht. Seinetwegen möchte doch der Vf. keinen häufig baden laſſen, der den *habitum apoplecticum* in hohem Grade hätte; eben ſo wenig, wie bey einer bedenklichen Pulsadergeſchwulſt und was dem ähnlich iſt. Ob man in einem flachen oder tiefen Bad ſitzt, ſoll nicht gleichgültig ſeyn und auffallende Verſchiedenheit wirken.

Von den heiſsen Bädern. Hr. *M.* lieſs bey ſeinen Bädern nie über 100 Grad Fahrenh. überſchreiten und kann daher aus eigner Erfahrung nicht viel über ſie ſagen. *Von den Dampf- oder Qualmbädern* hat er ſchon in ſeinen *mediciniſchen Verſuchen* auf eine belehrende Weiſe gehandelt. Wie und wo ſie gebraucht worden, was ſie wirken können, findet ſich hier mit trefflichen Raſonnements begleitet. Wir behandeln offenbar viele, zumal langwierige Krankheiten, vermittelſt purgierender Mittel und heilen ſie wohl auch endlich langſam, die gewiſs ſchneller durch die Haut, nur nicht durch ſogenannte ſchweiſstreibende hitzige Arzneyen auszutreiben ſtünden. Es iſt unſtreitig, daſs ſehr grobe Materien durch die Haut fortgehen können. Die Ausdünſtung wird als Heilmittel zu ſehr verſäumt. Es wurde oft Wochnerinnen geholfen, nachdem alles vergeblich verſucht worden war, indem man bey ihnen auf den Schweiſs wirkte, dem man gemeiniglich ſo gern ausweicht. Man kann es wohl ſchwerlich bezweifeln, daſs manche Krankheiten in warmen Ländern nicht ſo häufig oder nicht ſo ſchlimm ſind, weil die Ausdünſtung freyer iſt. Die allgemeine Einführung der ruſſiſchen Schwitzbäder in Pohlen würde zur Ausrottung des Weichſelzopfs nicht wenig beytragen. *Vom kalten Bade* von S. 353 bis 446. In dem hier ſehr zuſammengedrängten Vortrag und an dem Gang der Unterſuchung, die hier weniger von ſo ganz neuen Geſichtspunkten ausgeht, als vielmehr die gangbaren Vorſtellungen — ein gewiſs nicht minder groſses Verdienſt — auf die mannichfaltigſte Weiſe berichtigt oder beſtätigt, liegt es, daſs wir uns nicht darauf einlaſſen können, hier das Neue und Eigne auszuheben. Sowohl Hn. *M.* Ideen als ſeine Erklärungen ſind in dieſem Kapitel ſo tief geſchöpft, ſo vielſeitig gemäſsigt und durchaus genugthuend, daſs wir zu Zuſätzen keine Gelegenheit haben würden, und denn iſt das Abſchreiben nicht zu verantworten. Es finden ſich hier folgende Abſchnitte: 1) unmittelbare augenſcheinliche (augenblickliche in die Sinnen fallende) Wirkungen des kalten Bades. (Dieſe Zuſammenſtellungen ſind dieſem Werk ganz eigen, ſind mit groſser Kunſt ausgearbeitet und geben viel Licht.) 3) Heilkräfte des kalten Bades bey einzelnen Krankheiten und Krankheitsdiſpoſitionen. Hr. *M.* weiſs ſie ſo gut wie irgend ein Arzt zu ſchätzen. 4) Von den Nachtheilen, die das kalte Bad haben kann. (Die nie genug in Anſchlag gebracht wurden.) 5) Von dem diätetiſchen Gebrauch des kalten Bades. Hr. *M.* beſchränkt ihn mit Recht ſehr. 6) Von der beſten Art kalte Bader zu gebrauchen. Die Hauptregeln aus dieſem Abſchnitt wollen wir doch anſtehen. Ein jedes kalte Bad über den ganzen Körper muſs *kurze Zeit* dauern. Der Engländer ſpringt plötzlich ins Waſſer, kehrt ſich darin um und in wenigen Secunden geht er wieder heraus; er wiederholt zuweilen dieſe Operation zum zweyten, ja ſogar zum drittenmal; alsdenn läſst er ſich trocken abreiben, kleidet ſich an und macht ſich Bewegung. Bey jedem kalten Bad muſs der Kopf voran kalt werden. Die Engländer, die hier Muſter ſind, ſtürzen ſich daher gewöhnlich über Kopf in das Waſſer. Der Eintritt in jedes kalte Bad muſs *plötzlich* ſeyn. Bäder über den ganzen Leib ſollten nie kälter als zu 45° Fahrenh. ſeyn. Man muſs nicht erhitzt ſeyn, wenn man ins kalte Bad geht. Aber ein Irrthum iſt es auch, wenn man glaubt, man müſse aus der gröſsten Ruhe des Körpers ins kalte Bad gehen. Viel beſſer iſt es, den Körper vorher ein wenig zu bewegen. Wie überhaupt die Morgenzeit die beſte für alle Arten von Bädern iſt, ſo iſt ſie dieſes noch ganz beſonders für kalte Bäder. Was Hr. *M.* gegen die Errichtung von Seebädern an den deutſchen Küſten beyläufig ſagt, wird nur im Wege ſeyn, wenn man das Seewaſſer nicht erwärmt nehmen laſſen will, wovon wir die Abſicht nicht einzuſehen vermögen, da es in England, ſo viel wir wiſſen, doch auch hin und wieder erwärmt wird.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, in d. Frauenholziſchen Kunſthandl.: *Johann Martyns Abbildung und Beſchreibung ſeltener*

Gewächse, neu übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, von Dr. *G. W. F. Panzer*. Erste Lieferung. 10 illum. Kupfertafeln. gr. fol. (Preis 2½ Rthlr. sächs.)

Von Hn. *Panzers* Texte kann Rec. nicht urtheilen, da er ihn bey den Kupfern nicht findet, und der Verleger sich deshalb in einer Note auf dem Umschlage entschuldigt. Was die Kupfer anlangt, so kann er, als unpartheyischer Referent, ihre Bekanntmachung, oder vielmehr Ausbietung, in der jetzigen Zeit nicht loben. Vor 70 Jahren konnten sie ihren Werth haben, und vor 40 Jahren für Liebhaber erträglich seyn, jetzt ist keiner von beiden Fällen zu hoffen. Sie sind weder einer neuen Auflage, noch eines splendiden, und von Hr. P. ausgearbeiteten Textes werth. Nicht einmal zu Tapeten taugt ein, so sehr Geschmack und feine Kenntnifs beleidigendes Machwerk, wie dieses. Die groben Umrisse, die hölzernen und lederigen Formen, die ekle, sorglose Schattirung mit Punzen, und die dunkle, todte Farbung, vereinigt mit völliger Vernachlässigung der feinern, dem bloßen Auge sichtbar gewesener Theile, lassen nicht begreifen, wie man so etwas jetzt zum Verkauf hat anbieten, und zu einem Preise, der hier immer noch im Verhältnifs mit der Waare zu hoch ist, hat ansetzen können. Rec. ist kein Freund splendider Werke über die Naturgeschichte, wenn die vernünftige Absicht die Pracht als nothwendig nicht entschuldigt, weil noch so viel zu thun ist, was durch die Kostbarkeit nur verzögert wird. Nur den vortrefflichsten Künstlern kann es erlaubt seyn, Gegenstände prachtvoll darzustellen, die man für die Wissenschaft minder kostbar, oder als bekannt gar nicht gebraucht hatte. Dann ist es Sache des Kunstbeförderers, aber nicht des Naturforschers. Aber wie sehr mifsbraucht man die Geduld der Deutschen besonders, indem man ihnen kostbare Naturbilder aufdringt, die der Kenner nicht brauchen, und über die sich der Liebhaber nicht freuen kann?

LEIPZIG, b. Voss u. Comp.: *Botanisches Bilderbuch für die Jugend und Freunde der Pflanzenkunde*, herausgegeben von *Friedrich Dreves*. *Erster* Band (vorjetzt nur das erste Heft desselben). 1794. 4.

Hr. *Dreves* wurde als praktischer Erzieher auf das von Hn. *Bertuch* unternommene und mit so vielem Glück fortgesetzte Bilderbuch aufmerksam gemacht, und, von dem Nutzen und Erfolg dieser Unternehmung überzeugt, entschlofs er sich, einen einzelnen, sehr interessanten Theil jenes Werkes, die Kenntnifs der Pflanzen auf eine ähnliche Art, jedoch ausführlicher zu behandeln, als es, wegen Concurrenz mit so viel andern Gegenständen, im Bertuchischen Werke möglich gewesen wäre. Jeden Monat wird er ein dem gegenwärtigen ähnliches Heft von 6 Kupfertafeln, denen jedesmal eine Pflanze, mit ihrer Blumenzergliederung enthält, und von einer deutschen, französischen und englischen Erklärung, zusammen auf zwey Quartblättern, begleitet wird, den Freunden seines Unternehmens überliefern. In den Beschreibungen werden, so viel es hier nöthig schien, bestimmt, die Namen, der Wohnort, die Stelle im Linneischen und natürlichen System, die am meisten bezeichnenden Theile, die Blüheperiode, und das Merkwürdigste beym Gebrauch angemerkt, auch zuletzt noch die Figuren einzeln erklärt. Stich und Illumination sind rein, nur ist letztere ohne Noth etwas zu blafs, auch sollten sich die Grenzen der übereinanderliegenden Theile besser heben. Doch das wird sich in der Folge geben, so wie auch Uebereilungen, wie bey Tab. V. „*mit einem Saamen*“ und *seine* ferner „*one single seed*“ zu vermeiden sind, da es in der Superklärung schon gehörig widerlegt wird. Das erste Heft enthält den *Sauerklee*, die *Waldanemone*, den *Wiesenkrenpreifs*, den *Löwenzahn*, den *Grasvogelkraut*, und den *weifsen Steinbrech*.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Leipzig*, b. Schwikert: *De prima expeditione Attilae Regis Hunnorum in Galliis ac de rebus gestis Walthari Aquitanorum Principis Carminis Epici Saec. VI. continuatio* ex MSto. Membram. optimae notae summa fide descriptum, variantibus lectionibus et omni antiquitatum genere inprimis vero monumentis exoris illustratum et ad auctum. 1792. 34 S. 4. — Das von Hn. Fischer entdeckte grofse, für die Geschichte gewifs wichtige, epische Gedicht ist zu bekannt, als dafs wir mehr da über reden dürften; der Schlufs desselben fehlte; ward aber durch Hn. Hofr. und Bibliothekar Molter aus einer ältern Karlsruher Handschrift, 1782 in Meusels historischer Literatur nachgeliefert, und von ihm das ganze Gedicht in deutsche Verse übersetzt und besonders in Karlsruh 1782 herausgegeben. Hr. *F.* benutzte hierauf dieses ganze Gedicht zu einer sehr gründlichen Schrift: Sitten und Gebräuche der Europäer im V und VI. Jahrhunderte 1787 und hing demselben, den von Hr. *M.* aufgefundenen Schlufs an. In der gegenwärtigen Schrift liefert er nun diesen Schlufs nochmals mit seinen Anmerkungen, welche bis S. 11. gehen, wo die *curae posteriores et lectiones variantes* über das Gedicht selbst, anheben, und sich S. 37. mit einem äufserst unbedeutenden und zu kleinen Register endigen.

NATURGESCHICHTE. *Halle*, b. *Dreyfsig*: *Naturhistorisches A B C Buch*, oder Abbildungen von neun und zwanzig merkwürdigen Thieren auf sechs Kupfertafeln, nebst einer Beschreibung ihrer Lebensart. Ein Weynachtsgeschenk. 72 S. 8. — 12 Abbildungen eine Auswahl von Thierbeschreibungen die zu denen von Hr. *D.* gefertigten Zinnfiguren gehören, in eine alphabetische Ordnung gestellt, wobey einige Buchstaben mit mehrern Nummern versehen wurden. Die Güte jener von Hn. Professor Kluge ausgearbeiteten Beschreibungen ist bereits anerkannt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 8. September 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

WINTERTHUR, b. Steiner: *Pſalme* (n) *dem Könige David und andern heiligen Sängern nachgeſungen*; in vier Büchern. 1793. 288 S. 8.

Der uns unbekannte Vf. bemerkte, daſs die Reſte der hebr. Poeſie von einer wichtigen Claſſe des gebildeteren Publicums, von denen, die ihren Geſchmack aus Dichterwerken der griech. römiſchen und vaterländiſchen Litteratur geſchöpft haben, oft wegen ihrer äuſſern rohern Form verkannt und eben deswegen nicht genug empfunden und genoſſen werden. Dieſen zunächſt dachte er durch eine nicht allzufreye Uebertragung der Pſalmen in horaziſche Silbenmaſſe jene ſchönen Blumen des Morgenlands gefälliger darbringen zu können. Er hofft, daſs dieſelbe in dieſer Einkleidung auf Leſer von jener Art den Eindruck machen werden, welchen ſie, bloſs als dichteriſche Werke betrachtet, auf ein unverzärteltes Gefühl mit vorzüglicher Stärke machen müſsten. Und in der That; ſeine Ueberſetzung nahert ſich dieſem Ziel weit mehr, als die meiſten Verſuche metriſcher Pſalmenüberſetzer. Sie zeigt, daſs er ſeinen Text fleiſsig ſtudierte und mitfühlte, wenn gleich der einzelnen Stellen viele ſeyn möchten, wo der genaue Exeget Erinnerungen machen könnte. Vorzüglich ſcheint der Vf. bey manchen Pſalmliedern mehr auf ihren theologiſchen Gebrauch, als auf ihren Localſinn Rückſicht genommen zu haben; welches ihn ſogar zu unnöthigen Einſchiebſeln verführte, die in einer Ueberſetzung für aufgeklärte Leſer eine den Abſichten des Vf. gerade entgegengeſetzte Würkung thun müſſen. Wenn z. B. im Pſ. 2. geſungen wird:

— Des Ewigen
Wort verkünd ich! zu mir ſprach Er: du biſt Mein Sohn
Heute hab ich dich *Einzigen*
Mir gezeuget. Wohlan, *heiſche*, ſo will ich dir
Alle Völker zum *Erbe* dir
Alle Gränzen *der Welt* geben zum Eigenthum —

ſo ſtehn die Worte: *Einzigen mir* und das doppelte: *alle*, im Texte nicht, und haben im Localſinn deſſelben keinen Grund, miſsleiten vielmehr den Leſer, welchem der Vf. ſeine Arbeit beſtimmt, auf jene unrichtige Deutungen, die Männern von Geſchmack die hebr. Pſalmen eher verdächtig machen als empfelen müſsten. Der Localſinn des Pſalms hätte vielmehr gefordert, daſs überſetzt worden wäre: alle Gränzen *des Lands*, ſtatt: — *der Welt*. Mehr Nebenſache iſt es, daſs der Ausdruck: *heiſche*, allzu obſolet iſt, und ſtatt *Erbe* überhaupt *Beſitz* geſetzt ſeyn ſollte.

Eben ſo iſt im 110 Pſalm in der Stelle:

Jehovah ſchwor (ſchwur) und nimmer gereuet ihn
Sein Schwur: „Du biſt ein Prieſter in Ewigkeit,
Biſt wie Melchiſedeck *in Salem*
Furſt der Gerechtigkeit, Furſt des Friedens.

Die letzte Zeile nebſt den Worten: *in Salem*, ſind bloſser, im Text nicht gegründeter, Zuſatz, wenn gleich Ebr. VII, 1—3. dazu vom Vf. allegiert wird. Zuſätze um des Sylbenmaſes willen bisweilen zu machen, muſste dem Vf. bey ſeiner Abſicht zugeſtanden werden. Aber auch dieſe muſsten nur aus dem Localſinn des Texts geſchöpft und ſelten ſeyn; wie ſie denn wirklich nicht allzuhäufig ſind. Hingegen müſsten Zuſätze ohne Noth etwa bloſs um eine gewiſſe dogmatiſierende Deutung unter Leſer, die man als Nichtkenner vorausſetzt, einzuführen, gerade ſolche Leſer gegen den Vf. ſcheu und miſstrauiſch machen. Uebrigens laſſen ſich im Ganzen genommen die meiſten ſeiner Uebertragungen recht gut leſen und ſeine Arbeit verdient, bey ähnlichen Zwecken, zur weitern Vervollkommnung zum Grunde gelegt zu werden. In ſeiner Form empfielt ſich wirklich das Schöne der Pſalmen, wenn der Vf. auch nichts bedeutendes daran ändert. Man höre z. B. die Vergleichung des glücklichen Rechtſchaffenen im 1 Pſalm:

Er iſt dem Baum gleich, welcher, am Waſſerbach
Gepflanzt, mit nimmer welkem Laube,
Grünet und unter der Früchte Laſten
So oft die Zeit kömmt, immer die Zweige beugt.
Sein Werk gelingt. Denn Seegen begleitet ihn — —

Um ſo mehr ſind undeutſche Ausdrücke zu vermeiden, wie Pſ. 1. „welcher Pfade der Sünder nie *bewandelt*“ Pſ. 5. o laſs ſie dem Vorſatz tief *entſtürzen*, zu dem *ſchwellend* ihr Herz ſich erhob. — Vorzüglich ſchön ſind die 5 erſten Strophen des XIX Pſ. ausgedruckt.

Aller Himmel Geſang tönet den Preis des Herrn
Und das Sternengewölb iſt der Verkündiger
Seiner herrlichen Werke;
Ein Tag ruft es dem andern zu.

Jede kommende Nacht thut es der andern kund,
Was Jehovah vermag; Sprache nicht, Worte nicht
Sinds, womit ſie verkünden;
Doch vernehmliche Stimmen ſind's.

Weit verbreitet ihr Schall über die Erde ſich;
Bis an jegliches Ziel menſchenbewohnter Welt

Digitized by Google

Dringt ihr Rufen und bis zum
Strahlenzelte des Sonnenballs,

Wo Er prächtig hervorgeht, wie ein Bräutigam
Aus der Kammer der Braut; wo er des Aubeginns
Seiner glänzenden Laufbahn,
Wie ein munterer Held, sich freut.

Sieh' im äussersten Ost steigt er am Himmel auf,
Und bis dahin kreiset er ruhelos;
Nichts entgeht der heissen
Allumfassenden Strahlen Macht.

Statt: bis an *jegliches* Ziel, würde Rec. lieber setzen: bis ans äusserste Ziel; statt: *prächtig*, schickt sich zum Bild des Bräutigams besser: heiter. Das *Kreisen* und *allumfassend* will uns auch nicht gefallen.

Jena, b. Cunos Erben: R. *Saadiae Phijumensis versio Jesaiae* Arabica cum aliis speciminibus Arabico-Biblicis e Mstis Bodleianis nunc primum edidit atque ad modum *chrestomathiae Arabicae Biblicae* glossario perpetuo instruxit *Henr. Eberh. Gotti. Paulus* A. A. M. etc. *Fasc. II.* 1791. 8.

Der zweyte Theil enthält Saadia Uebersetzung von dem 42ten Kapitel Jesaia bis zu Ende auf 164 S. Alsdenn folgen einige nicht paginirte Bogen Verbesserungen zu beyden Theilen hauptsächlich zu dem ersten. Als Anhang werden einige Proben einer noch nicht edirten arabischen Version des Jesaias, die nicht von Saadias, aber doch aus dem Hebräischen von einem Juden gemacht ist, und einer andern, die aus dem Syrischen gemacht ist, mitgetheilt. Der Bodlejanische Codex, worin letztere befindlich ist, ist nach Uris Catalog der Orientalischen Manuscripte dieser Bibliothek in dem Jahre der Märtyrer 1075, Hedschra 759, Christi 1357 (diese Zahl stehet bey Uri, nicht 1317. wie S. XVIII. unrichtig gedruckt ist) geschrieben. Der Vf., der die Arabische Unterschrift hat abdrucken lassen, welches Uri nicht gethan hat, las 779 statt 759, Hat der Vf. recht gelesen, so hat sich der Araber verschrieben. Denn J. 759. der Hedschra entspricht dem J. 1357. der christlichen Zeitrechnung. Vielleicht hat Uri den Fehler des Abschreibers, der sich leicht entschuldigen lasst, weil dem Abschreiber, als einem Christen, wie man aus der von ihm gebrauchten Martyrer- oder Diocletianischen Aera schliessen muss, die Mohamedanische Aera weniger bekannt war, verbessern wollen. Wenn Uri behauptete, dass die Uebersetzung mit der Griechischen Alexandrinischen übereinkomme, so scheint dieses eine Folgerung zu seyn, welche er aus dem Vaterlande des Manuscripts, das nach der Aera der Märtyrer zu urtheilen Aegypten war, zog. Wichtig ist die Bemerkung des Vf. dass die Version nach dem Syrischen Texte gemacht ist. Denn sie beweiset den bis ins 14te Jahrhundert dauernden Gebrauch der Syrischen Version in Aegypten, aus welcher damals eine arabische Uebersetzung gemacht wurde. Der erste Anhang ist mit hebräischen Buchstaben, womit der Codex geschrieben ist, abgedruckt. Die übrigen Stücke sind, wie in dem ersten Theile, oder Fasciculus, in arabische Schrift von dem Vf. übergetragen, denen Erklärungen der den Anfängern weniger bekannten Wörter auf derselben Seite beygefügt sind. Der Vf. verdient den Dank der Kenner, dass er diese Frucht seiner gelehrten Reise nicht in seinen Schreibepulte hat verwelken lassen (ein Schicksal, das manche Originale und Abschriften der Art haben) sondern durch den Druck einem jeden geniessbar gemacht hat. Seiner versprochenen Commentatio in Jesaiam Saadianum singularis sehen wir mit Begierde entgegen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Haarlem, b. Loojes: *Bedenkingen en Proefneemingen tot Verbetering der Middelen ter Redding van Drenkelingen* (Bemerkungen und Versuche zur Verbesserung der Rettungsmittel bey Ertrunkenen) door *M. van Marum*. 1793. 122 S. gr. 8. (1 fl.)

Wer den Inhalt dieser Schrift und den Namen ihres Vf. liest, kann selbst urtheilen, ob sie nicht der genauesten Prüfung derjenigen werth sey, welche auf Mittel denken, die Ertrunkenen wieder herzustellen. Man hat schon lange geglaubt, dass die deplogistisirte, oder besser, reine Lebensluft in Betaubungen und Ohnmachten und besonders bey Ertrunkenen sehr gute Dienste thun könne. Man sieht diess deutlich aus der Abhandlung des H. *Goodwyn*, die von der Gesellschaft zur Rettung der Ertrunkenen zu London den Ehrenpreis erhalten hat: und doch gab sich jener Vf. keine Mühe, diese Art von Luft vor der gewöhnlichen Luft des Dunstkreises besonders anzupreisen; vielleicht, weil er kein Mittel wusste, diese Luft in einem solchen Gefässe einzuschliessen worin sie nach dem Orte, wo ein Ertrunkner liegt, getragen, und woraus sie hernach in eine Blase oder Pumpe gebracht werden kann, mit welcher man sie einem Ertrunkenen beybringt. Diess Mittel erfand Hr. von *Marum*, der bereits durch seine grosse Elektrisirmaschine in Deutschland vortheilhaft bekannt ist, und theilt sie in dieser nützlichen Schrift der Welt mit. Er zeigt darin nicht nur, wie die dephogistisirte Luft auf eine bequeme und wohlfeile Weise zu erhalten sey, ohne Verlust ihrer Reinigkeit lange Zeit aufbewahrt werden könne; sondern gibt auch die Methode an, sie aus dem Gefasse in die Lunge der Erstickten oder Ertrunknen zu bringen. Aufserdem redet er noch von andern Mitteln, die Ertrunknen in das Leben wieder zurück zu rufen. Aus jeden dieser Abschnitte wollen wir etwas anführen. Hr. *Marum* bekommt diese Luft, wenn er Salpeter in kleinen Gläsern mit einem Halse glühen lässt, die aus Porcellanerde in der bekannten *Wedgwoodschen* Fabrik gemacht werden, und mit einem Leim aus gleichen Theilen Pfeifenerde und Sand mit Kühhaaren vermengt, überzogen worden sind. *Aus 1 Pfund* Salpeter erhält er auf diese Weise 3 Cubikfuss gereinigte Luft; und diese 3 Fuss kosten nicht mehr als 1 Thaler und 4 gr. Conventionsgeld. Für diesen Preis hat er nicht so viel, weder aus dem Braunstein, noch aus dem Merc. prac. rub. erhalten können.

Digitized by Google

Zum

Zum Aufbewahren dieſer Luft bedient ſich der Vf. gewiſſer Recipienten, die er bey der Beſchreibung, ſeines Gazometers bekannt gemacht hat. In dieſem kann die Luft ſo gut verſchloſſen werden, daſs ſie ſich länger, als ein Jahr in ihrer Reinigkeit erhält; man kann ſie bequem von einem Ort zum andern bringen, und die Luft aus denſelben ſehr gut in eine Blaſe oder Pumpe leiten, durch deren Hülfe man ſie die dem Ertrunkenen beybringt. Ein beyliegendes Kupfer, macht das ganze Experiment deutlich; ohne daſſelbe ſind alle Beſchreibungen unzureichend.

Hr. *Marum* merkt an, daſs eine Blaſe mit einem Hahn verſehen, das einfachſte Mittel ſey, die reine Luft aus dem Glaſe zu leiten und in die Lunge der ertrunknen Perſon, die von der ſchädlichen Luft gereiniget worden, zu bringen. Es kann aber eine Blaſe gar bald eine Oefnung bekommen, oder verderben; deſswegen iſt eine einfache Pumpe, die auch in einem Kupfer abgebildet iſt, daſs beſte Werkzeug. Hr. *Goodwyns* braucht zum Einblaſen der Luft aus dem Dunſtkreiſe eine Pumpe, die 100. Cubikzoll in ſich enthält. Mit Recht glaubt Hr. *M.* daſs ſie für dieſe Abſicht zu groſs und ſeine kleinere die nur 23 Zoll in ſich enthält, dazu geſchickter ſey. Unſtreitig leiſtet dieſe Bemühung dem Ertrunknen groſse Hülfe, wie viele Verſuche zeigen, die man erſt bey in's Waſſer geworfenen Kaninchen, und alsdann auch bey verunglückten Menſchen gemacht hat. Allein es muſs auch auſser dem Hineinbringen der reinen und dem Wegbringen der ſchadlichen Luft zur Rettung derſelben die thieriſche Wärme wieder hergeſtelt werden. Dazu zieht er mit Recht ein warmes Bad allen ſonſt gewöhnlichen Mitteln vor, weil man ſich hierdurch in Stande befinde, einen beſtimmten Grad von Wärme dem ganzen Körper des Ertrunkenen ſtufenweiſe mitzutheilen und zu unterhalten. Wenn man aber daſſelbe nicht haben könne, empfiehlt er heiſs gemachte Aſche.

Als ein groſser Kenner und Liebhaber der Elektricität wendet Hr. v. M. dieſelbe auch hier an. In einem hohen Grad von Ohnmacht, wobey die zwey angeführten Mittel nichts helfen, ſollte man zur Erregung des forteilenden Lebensgeiſtes in dem Herzen des Ertrunkenen mit Vortheil und nöthiger Vorſicht von dem elektriſchen Stof Gebrauch machen. Wenn die Ströme von einer guten Elektriſirmaſchine durch das Herz des Ertrunkenen geleitet werden, ſo iſt es wohl nicht zu leugnen, daſs die Reitzbarkeit deſſelben geweckt und die Faſern der Muſkeln zuſammen gezogen werden. Wenn aber die elektriſchen Stöſſe zu ſtark ſind: ſo kann dieſes Experiment ſehr ſchadlich werden, denn eine wiederholte Erfahrung hat gelehrt, daſs durch ſtarke Stöſſe die Reitzbarkeit der Muſkelfaſern nicht erregt, ſondern vernichtet wird. Wer erinnert ſich hier nicht an die Wirkung manches Blitzes? Es iſt auf alle Fälle viele Vorſicht bey dem Gebrauch dieſes Vorſchlags nöthig. Doch glaubt Rec. hier ein gutes Mittel zu ſehen, wodurch man erkennen kann, ob ein in's Waſſer gefallener, oder Erſtickter wieder hergeſtellt werden könne, oder nicht. So lange nemlich in den Muſkeln des Herzens noch einiges Leben iſt: ſo werden ſie ſich zuſammen ziehen, ſo bald der elektriſche Strom durch ſie hingehet; wenn aber in den Armen und Beinen des Ertrunkenen nach dieſem Verſuch, und wenn man auch wohl einige mittelmäſsige Stöſſe hat durchgehen laſſen, keine Bewegung wahrnimmt: ſo iſt es wohl vergeblich, andere Verſuche zur Wiederherſtellung zu machen.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Göttingen, : Ueber den Werth des Juden-Eides vor Chriſtlichen Obrigkeiten.* Von *Joh. Bernh. Gottfried Ofann*, M. Paſtor zu Adelebſen. 1794. 40 S. 8. Es iſt nicht zu verwundern, daſs bey den unendlichen Geſchäftsbeziehungen, die in der handelnden Welt zwiſchen Juden und Chriſten täglich vorfallen, und Proceſſe fürchten, und eintreten laſſen, eine Schrift Aufmerkſamkeit erregt, die neue Mittel vorſchlagt, wie dem Juden der Eid heilig zu machen und aufdeckt, wie ſelbſt ſeine Frömmigkeit hier Sophiſterey zu treiben verſteht oder erheuchelt iſt. Zu oft iſt auch ſchon der Judeneid als etwas ſehr miſsliches dargeſtellt worden, als daſs man, — es liege in dieſen Bedenklichkeiten auch noch ſo viel Miſsverſtändniſs oder Vorurtheil gegen die Juden — nicht wünſchen ſollte, ihm, ſeine Miſsbräuche und die Mittel, ihm Zuverläſsigkeit zu geben, einmal tief unterſucht zu finden. Dieſe wenigen Bogen ſollen nun alles das leiſten. Sie ſollen mit Sachkunde, groſser Ueberlegung, Mäſsigung und weiſer Menſchenliebe geſchrieben ſeyn. Man weiſs, von woher ſie uns als ein ſehr wichtiges ſchriftſtelleriſches Produkt angekündiget worden ſind, von einem Orte her, wo einige wenige jüdiſche Wucherer die Data hergeben müſſen, eine weit verbreitete Nation zu beurtheilen und wo die elendeſten Schriftſteller, wenn ſie nur den Juden recht viel Böſes nachſagen, immer hoffen können, eine Parthey zu finden, die ihr mit Beyfall aufnimmt, weil doch *dort* immer einige Wahrheit iſt, was mit Unrecht der ganzen Nation vorgeworfen wird, und weil man jenen Wucherern die nachtheilige Stimmung des Publicums gönnt. Wir werden daher einen umſtändlichen Auszug von den Ideen des Hn. *O.* hier geben und ſie mit Anmerkungen begleiten; unſre Leſer mögen dann über den Werth der Schrift ſelbſt urtheilen.

„*Wahr, ausgemacht wahr iſt es zwar*" ſo beginnt unſer Vf. „*daſs die Juden für* (vor) *dem feyerlichen Eide, welchen ſie unter „ſich und in ihren eigenen Angelegenheiten mit allen hergebrachten Gebräuchen in ihrer Synagoge ſchwören, die groſste Ehrfurcht haben, und ſie würden den ſogleich unter den ſchaudervollſten Flüchen ausſtoſsen*" (iſt ihnen nicht das Excommuniciren in den meiſten Staaten weiſslich verbothen?; „*der es hier*" (alſo der Ort gibt erſt dem Eide Nachdruck, nicht die dabey beobachteten Gebräuche, nicht die Beziehung auf einen andren Juden?) „*wagte, falſch zu ſchwören. In aller Juden Augen iſt ein „Meyneid das ſchrecklichſte und furchterlichſte Verbrechen, zumal da „es bey ihnen ein kirchlicher (? Grundſatz iſt daſs die unausbleiblichen Strafen des Meyneides nicht allein auf den fallen, der ihn begeht, ſondern auch auf deſſen ganzes Geſchlecht, ja auch auf das „ganze Volk, indem alle Iſraeliten für einander ſind.*" (Alſo muſs der Verſöhnungstag doch nicht ſo rein von allen Verbrechen entbun-

den?) „*Alles dieses ist aber nur von den Eidschwüren zu verstehen, „welche in der Synagoge, vor der Gemeine, auf die heilige Gesetz-„rolle, Thora, abgelegt werden, weil selbige das Gesetz des Aller-„höchsten enthält.*" (Was hier von der Thora gesagt wird, gilt in den Augen des Juden von jeder hebräischen Bibel.) „*Der „Grund meiner Behauptung,*" führt der Vf. fort, „*liegt in fol-„gendem: die Juden selbst machen einen Unterschied unter dem „Eide nach dem Gesetze und unter dem Eide nach den „Lehrsatzen der Rabbinen: bey letztern* (m) *ist der Ge-„brauch der Thora nicht nöthig. Blos jener hat höchst verbind-„liche Kraft für Gewissen, nicht aber dieser, der nur ein jura-„mentum persuasorium ist*" (wer fasst so den Unterschied dieser beiden Eide? Warum ist dieser laxer, jener strenger? Von welcher Behauptung des Vf soll diese Eintheilung den Grund enthalten? Vor allem hätte er doch nach ihrem Ursprunge forschen und ihre verschiedene Anwendung in Rechtshändeln anzeigen sollen. Er citirt den *Bodenschatz*; fliesst denn diese Quelle so rein und klar, dass man sicher daraus für sich schöpfen und andern zum Gebrauch davon mittheilen kann? Wer den Geist des heutigen Judenthums kennt, weiss, dass das alte Testament und der Thalmud ihm, leider, gleich heilig sind, dass es diesen, als eine durch Tradition erhaltene Fortsetzung und heilige untrügliche Auslegung von jenem ansieht. Es ist also gar nicht wahrscheinlich — und auch keinesweges wirklich gegründet — dass unter dem Eide nach dem Gesetze und dem Eide nach den rabbinischen Lehrsatzen, in Rücksicht auf die dadurch zu bekräftigende Wahrheit distinguirt werde.) „*Aber sollte man, „wenn Juden in ihren Rechtshandeln mit Christen vor christlichen „Obrigkeiten schwören, wohl eine gleiche Sicherheit haben? Der „Jude erhalte durch seine Erziehung zu viel Hass gegen die Chri-„sten.*" (Vielleicht nicht so viel Hass als die Christen gegen die Juden, und doch mit etwas grösserm Rechte, wenn man unpartheyisch seyn will.) „*und bey seinem Unterrichte zu wenig „fruchtbare Kenntniss von seiner eigenen Religion. Mithin fehle „es ihm an den nöthigen hellen Begriffen von der Moralität des „Eides.*" Um zu diesem Resultate zu gelangen, wird ein Gemählde von dem Religionsunterrichte der jüdischen Jugend entworfen, denn von ihrer anderweitigen Erziehung ist nicht die Rede. „*Die fünf Bücher Mosis machen die Grundlage.*" (Nach den Nachrichten des Rec. das ganze alte Testament.) „*Die Me-„thode, nach der gelehrt werde, tauge nichts.*" (Die ist sehr verschieden. Viele Lehrer suchen doch hier vieles ein zuschärfen und sind nicht ohne Talent, den angenommenen Sinn verständlich zu machen. An den mehrsten Orten ist die Unterweisung der christlichen Kinder um nichts besser, als sie der Vf. bey den Juden schildert. Man lässt sie dunkle dogmatische Sätze auswendig lernen und gibt ihnen einzelne Sprüche aus der Bibel ohne alle Auswahl auf, die nur im Zusammenhang Interesse haben und gefasst werden können. Der Judenknabe liest doch das ganze alte Testament in seiner natürlichen Folge.) „*Die 248 Gebote und 365 Verbote, die der Jude zu beobachten „haben soll*" lernt der grosse Haufe, wie hier behauptet wird, nie auswendig, sondern aus Beobachtung und gelegenheitlichen Gesprächen. Und es ist zu bewundern, wie frühe sie ihm geläufig werden und wie unerschütterlich fest er an ihnen hängt. Der Vf. machte nur einmal den Versuch wie unterrichtet ein orthodox erzogener Judenknabe von zehen Jahren in seinen Geboten und Verboten ist und stelle eine Vergleichung mit einem Bauern oder gemeinen Bürgers Sohn an. Schade, dass diese 613 Gesetze so leere, schiefe Dinge zum Theil verlangen und dreymal Schade, dass dem orthodoxen Juden Ceremonien über Handlungen gehen und dass die Handlungen geschätzt werden, ohne dass man die Gesinnungen, aus denen sie fliessen, würdiget. Doch — da es hier auf Vergleichung ankommt — wie viele Christen haben sich die Denkart eigen gemacht, die Christus Lehre, aber nicht die gangbarsten christlichen Schulschriften, so erhebt? Falscher kann man sich indessen auch über die Anzahl der Gebote und Verbote wohl nicht ausdrücken. Freylich sollen sich in den 5 Büchern Mosis nach der Auseinandersetzung der Rabbinen 613 Gesetze finden. Aber wohl die Hälfte davon ist nach der Auflösung und Zerstreuung der Nation nicht mehr im Gebrauche. Dahingegen ist noch eine ungeheure Menge von den Rabbinen erfundener Gesetze hinzugekommen, die der Rekrut nach von dem besten Gedächtnisse kaum gefasst werden könnte. Völlig falsch ist es auch, und in so bestimmten Behauptungen sich gänzlich zu irren, ist etwas stark, „*dass der Ju-„denknabe gerade im 15ten Jahre die Gemarah und die flache-„re rabbinische Dogmatik* (Noch etwas anders als Gemarah?) „*lerne.*" (Der grösere Haufen wird in dieses Studium gar nicht eingeweihet.) „*dass er im 18 Jahre tüchtig und geschickt* (im physischen oder religiösen Sinn?) *zum heyrathen ist und im 20ten Jahre Handel und Wandel treiben darf* (nach den Landes- oder Religionsgesetzen?) *womit er will*" (gewöhnlich handelt der Jude unter den Klassen, die für ihre Bildung nicht viel thun können, sobald er nur einige Fähigkeit hat unter der Leitung und zum Vortheil seines Vaters. Nach der Vecheyrathung tritt er mit seinem Vater oder Schwiegervater in Handlungsgesellschaft oder etablirt sich selbst. An wie wenigen Orten der Welt darf er aber handeln, *womit er will?*) „*und der Thalmud „leider ist es wahr, macht ihm keine Sünde daraus die Christen* (?) „*zu betrügen* (?) *wo er nur kann.*" (Diese zuverlässig falsche Sage ist wieder aus dem *Bodenschatz* genommen. Hr. *O.* versprach ja aus den Quellen selbst zu schöpfen.)

„*Das wesentliche beym Judeneide ist die ächte heilige Gesetz-„rolle; kann der Richter aber diese untersuchen, dass er weiss, sie „sey ganz so beschaffen, wie sie nach dem jüdischen Aberglauben „seyn muss? Das ist unmöglich hierin muss er immer Juden trauen. „Man lasse sie daher, wenn es sonst angeht, in der Synagoge „schwören oder halte wie das Obertribunal in Celle eine eigene „Thora.*" (Juden mussten *diese* doch für ächt erklären, und ob sie es noch sey, denn durch Zeit und Gebrauch leiden sie viel, kann wieder nur durch Juden ausgemittelt werden. Die Wahrheit aber ist, dass es hierauf gar nicht ankömmt. Wenn Juden gegen Juden Processe führen; so stellen sie solche Untersuchungen niemals an. Es ist ihnen gleichgültig *wo* und *wie* geschworen wird, in der Synagoge oder der Gerichtsstube, bey der Thora oder bey einer gedruckten gewöhnlichen jüdischen Bibel. Sie erforschen zu diesem Behufe nicht, wie diese Thora beschaffen ist. Aus vielfältiger Erfahrung können wir dies behaupten. Nur aus offenbarer Chicane dringen gemeine Juden gegen reichere, etwa liederliche Dirnen gegen angesehne Juden wegen angeblicher Schwängerung darauf, dass in der Synagoge, vor der Gemeine der Eid abgenommen werden soll. Sie wollen nicht das Gewissen schärfen, sondern eine falsche Schamhaftigkeit rege machen, die das Aufsehen der Sache scheuen und einen vortheilhaftern Vergleich abdringen soll. Wie gleichgültig das Formelle bey einem Judeneide ist, kann man hinlänglich hieraus ersehen.)

„*Aber der jährliche Versöhnungstag entbindet von allen Ver-„brechen.*" Viel falsches und schiefes findet man hier, das wir weiter nicht auseinander setzen, da die wenige Bekanntschaft mit dem Judenthum und die Leichtgläubigkeit des Vf. von uns dargethan ist. In allen Religionen kann man seine Sünden durch Bekenntniss und Reue los werden. Wenn es damit Ernst ist, wer den festen Entschluss fasst ein besserer Mensch zu werden, kann am jüdischen Versöhnungstag, mit der Gottheit wieder in Harmonie sich setzen, die nun nach den herrschenden Begriffen ihm ihre Gewogenheit zwar wieder schenkt, aber doch von seinem bisherigen Lebenswandel mitausgeht, wenn sie seine künftigen Schicksale bestimmt. So beschränkte Versöhnung bleibt weit hinter der zurück, der katholische Religionsgenossen entgegensehen, wenn sie zur Beichte gehen und es ist doch ungleich beruhigender, wenn ein Priester *einem Einzelnen Absolution gibt*, als wenn in der Synagoge eine alte Formel gelesen wird, in der, der *ganzen Gemeine Vergebung der Sünden erflehet und verheissen wird.* Warum lässt man nun Katholiken ohne Bedenken schwören? — Noch ein paar Anmerkungen. Christliche Ammen zu nehmen ist den Juden nicht verboten und sehr gewöhnlich. — Chasan wird *Judenschulmeister* übersetzt, heisst aber *Vorsänger*, Cantor, in der Synagoge, der allerdings in kleinen Gemeinen oft auch den Schulmeister macht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 9. September 1794.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Felisch: *Ueber Religion als Gegenstand der verschiednen Staatsverfassungen, von A. Riem.* Kanonikus zu Herford, Sekretär der Akademie der Künste zu Berlin u. s. f. 1793. 228 S. 8.

Dieses Buch gehört unter diejenigen, deren Charakterisirung die Kritik in eine gewisse Verlegenheit setzt. Der Gang des Raisonnements ist nicht neu, die Resultate sind nicht wichtig genug, um eine umständliche Auseinandersetzung zu rechtfertigen, und doch ist ein allgemeines Urtheil deshalb nicht zulässig, weil die einzelnen Theile von sehr verschiednem Gehalt sind. Es wäre ungerecht alles zu verwerfen; es wäre pflichtwidrig alles gut zu heissen.

Des Vf. Hauptzweck bey dieser Schrift war, die Rettung und Aufrechthaltung des *Rechtes in Religionssachen zu dissentiren*, welches er nicht allein als vereinbar mit einer jeden nicht geradehin auf *hierarchische* Grundsätze gegründeten Staatsverfassung, sondern als eine der festesten Stützen einer solchen Verfassung darstellt, für welche er, wie auch sonst ihre Beschaffenheit seyn mag, im Religionsdruck und Glaubens-Despotismus die Quelle der gröfsten Gefahren und eine nahe Veranlassung ihres Unterganges, in den entgegengesetzten Maximen aber die Bürgschaft einer langen Dauer, und einer unwandelbaren Ruhe sieht.

Es ist über diese Materie zeither so viel geschrieben und gesprochen worden, dafs man entweder etwas sehr präcises und sehr strenge gedachtes, oder etwas sehr originelles darüber sagen mufs, um Aufmerksamkeit zu erwecken, und Eindruck zu machen. Beides findet man in der gegenwärtigen Schrift nicht. Zwischen den einzelnen Abschnitten ist kein recht klarer Zusammenhang, und sie scheinen weit eher flüchtige Gedanken eines mit dem Gegenstande vertrauten Mannes, als Bestandtheile eines innig verknüpften Systems zu seyn. Daher kann man einige von des Vf. Sätzen z. B. sein letztes Resultat: „Die Politik verwaltet nur dann richtig das geistliche Departement, wenn „sie auf *das Zeitbedürfnifs* Rücksicht nimmt" annehmen und doch andre z. B. „Religion und Politik sind zwey „so heterogene Dinge, dafs erstre die letztre *blofs zur „Schande der Politik und des Verstandes* unterstützen „kann, sobald er vornemlich annimmt, dafs Religion „die Basis des Staatswohls sey" — oder „die Lehre von „der *Versöhnung Christi* habe eine Tendenz, Revolutionen zu bewirken" schlechterdings verwerfen, oder wenigstens nur mit grofsen Einschränkungen, und oft in einem ganz andern Sinne als der Vf. ihnen beylegt gelten lassen.

Vielleicht wäre das ganze Buch gründlicher und unterrichtender geworden, wenn der Vf. nicht für gut gefunden hätte, sein Augenmerk durchgehends nur auf Einen Staat, und nur auf gewisse Begebenheiten und Verhältnisse in diesem Staat zu richten. Bey einer Unterhaltung, wie diese ist, können specielle Situationen und Vorfälle wohl als Beyspiele zur Erläuterung dienen; sie müssen aber nie so sehr prädominiren, dafs der unpartheyische Leser zweifelhaft wird ob Erforschung der Wahrheit, oder gesellschaftlicher Tadel dieser und jener Localverfassung oder Localverfügung der Hauptzweck des Vf. war. Denn wenn das letztere auch zu seiner Zeit noch so heilsam, und für einen gewissen Theil des Publikums noch so interessant ist, so hat doch ein andrer Theil des Publikums gerechte Ursach, sich zu beschweren, dafs man ihm diese Localkritik unter einer Aufschrift, die ein allgemeines philosophisches Raisonnement verspricht, aufzudringen suchte.

Ohne Druckort: *Freymüthige Betrachtungen eines philosophischen Weltbürgers über wichtige Gegenstände, entsprechend den Bedürfnissen unsers Zeitalters und des Menschengeschlechts.* 1793. 206 S. 8. ohne die Vorrede.

SCHLESWIG u. LEIPZIG, b. Boie: *Ueber die jetzige politische Lage Europens.* Nebst einem Anhange. An alle Gutgesinnte. 1794. 50 S. 8.

Wir stellen diese beiden Schriften ihres gleichartigen Inhalts wegen zusammen, ob sie gleich übrigens unbezweifelt von verschiedenen Verfassern herrühren.

Die *erste* enthält vorzüglich einige historische Bemerkungen über die jetzigen Zeitläufte, besonders in Beziehung auf die österreichischen Staaten. Man findet hier allerdings manches Wahre und Treffende, aber noch mehr Uebertreibungen, unbestimmte Behauptungen und unrichtige und schiefe Darstellungen. Nothwendig mufs der Vf. eben durch diese Mischung von guten, mittelmäfsigen und schlechten Sachen seinen Zweck bey manchen und oft verfehlen.

Zuerst schaale Gemeinplätze über den Nachtheil zahlreicher stehender Heere, vermischt mit einigen, zum Theil schief angewandten Anekdoten. Militairisches Ehrgefühl. *Trajan*, wenn er Officiere machte, gab ihnen den Degen mit den Worten: *pro me: si mereor, in me.* *Souwarof* soll fast ohne Kanonen, ohne nöthige Leitern und anderes Zugehör, vorzüglich durch das Zutrauen des grofsen Haufens, mit dem er als Bruder und Kammerad lebt, Ismael im Sturm erobert haben, der auf beiden Seiten 30000 Mann kostete, und wobey

die Stürmer über die Hälfte zusammen schmolzen. Vom Corps Diplomatique; armseliges Geschwätz. Von geistlichen Reichsfürsten; überladene Schilderung der Missbräuche an geistlichen Höfen, und der Schwäche einiger Fürsten, besonders eines der ansehnlichsten geistlichen Fürsten, gegen den der Vf. sich Ausfälle erlaubt, die durch nichts zu vertheidigen sind. Von der Revolution in Frankreich und dem daher entstandenen Kriege, alltägliche bis zum Theil ausgedroschene Declamationen über die entferntesten Ursachen der Revolution und die Sonderbarkeit des Krieges gegen Frankreich. S. 110 steht eine nicht bekannte Anekdote, deren Werth wir aber nicht verbürgen wollen. Im Jahre 1755. wären zwey wichtige Franzosen, wovon der eine seine Tochter bey sich hatte, nach Mainz gekommen, um dem Minister des Kurfürsten, Grafen *Stadion* den Plan einer Verschwörung zu entdecken, welche nichts geringeres als die Absetzung des Königs und eine gänzliche Veränderung der Regierung zum Ziel hatte, damit der Kurfürst zu seiner Zeit die Sache bey dem Reichstage und an deutschen Höfen so einleiten mögte, dass alles Aufsehen vermieden würde. Der Kurfürst vertraute sich dem kaiserlichen Gesandten, Grafen *Pergen*. Dieser reiste mit der wichtigen Nachricht schleunigst nach Wien. Als er ankam, war Tags zuvor der Allianztraktat mit Frankreich unterzeichnet. Er erhielt die Weisung der Sache eilfertig vorzubeugen. Die Franzosen merkten auch bald, dass sie verrathen wären. Der eine erschoss sich; seine Tochter stürzte sich in den Rhein, der andere verschwand auch, ohne wieder nach Frankreich zu kommen. Von Oesterreich. Den Wienern wird Eingeschränktheit und Selbstdünkel schuld gegeben. Schlechte und dennoch äusserst lucrative Verwaltung der Posten. Häufiger Gebrauch des sogenannten *Secret de la Poste*, gewisser Kunstgriffe die Briefe zu öffnen, die Petschafte mit einem *Amalgama* abzudrucken, um das schändliche Handwerk von Geheimnissspürern und Delatoren treiben zu können. Sucht der Künstler und Handwerker nach einem *Hof-Titel*. Voreiliges Verbot fremder Fabrikwaren. Joseph II. soll nichts eigentlich für Wissenschaften und Aufklärung gethan, nur blos mittelbar einige Veranlassung und Ermunterung gegeben haben. Die Wiener Gelehrten sollen fest überzeugt seyn, dass ihre Universität die erste in Europa sey. Erstaunende Menge der Adelichen in Wien. Lächerlichkeiten, die aus dem Unterschiede zwischen der hohen und niedern Noblesse, und aus dem Dünkel auf alten Adel fliessen. „Wenn „jemand das Recht hat" sagt Marius bey m Salluft, „mich „meines Adels wegen zu verachten: so thut er auch „das gemliche an seinen Vorfahren, welche eben so „wohl mit neuem Adel angefangen haben." Gebrechen des Gouvernements, vorzüglich sichtbar durch Seichtigkeit der Köpfe, so mancher Beamten und durch Partheylichkeit für gewisse Kriecherey. *Ifland* belegt unser Kraftmann mit dem neuen Namen *Ifflumenfels!* Nachtheile des Majorats. Wirksamkeit des Adels und der Geistlichkeit den Krieg gegen Frankreich anzuspinnen. Schlimme Folgen der gutgemeynten Verordnung kaiser Josephs, dass niemand zu Beförderung und Gehalt gelangen soll, der nicht zuvor als Praktikant auf Kanzleyen gestanden habe. — Drückende Auflagen auf die Ungarischen Producte.

In der *zweyten* Schrift findet man unter der Rubrik: *Glaubensbekenntniss über die gegenwärtige politische Lage Europens, von einem menschlichen Menschen, der nicht in einem schlechten Staate wohnt, aber an seinen unglücklichen Mitmenschen völlig Antheil nimmt*, einige durch nichts ausgezeichnete Resultate der Betrachtungen des Vf. über die französischen Angelegenheiten, die besonders darauf hinausgehen, ein billigeres Urtheil über die jetzige Verwirrung in Frankreich zu veranlassen, wobey den Umständen alles das eingeräumt würde, was ihnen in der That zuzuschreiben ist; denn aber auch den jetzigen Krieg als thöricht und gefährlich darzustellen, und die Deutschen zu ermuntern, gegen jede Theilung auf der wachsamsten Hut zu seyn. Die zweyte Hälfte von S. 30. u. f. — besteht aus einem Abdruck der von *Wieland* mit Recht so sehr empfohlenen *Recapitulation* einiger neu gemachten Entdeckungen im Reiche der Wahrheit am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, aus dem 5ten Stücke des Schleswigischen Journals für 1793, nebst den Aeusserungen Wielands im August des Merkurs für 1793. die ihrer Gemeinnützigkeit wegen auch durch diese Blätter wieder verbreitet werden sollten.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Halle, b. Kümmel: *Versuch über Lucian oder Gemälde alter und neuer Sitten*, aus dem Italienischen 1793. 182 S. 8.

Die Briefe aus denen dieses zu Venedig 1789. erschienene Werk besteht, sind an eine Dame gerichtet, und enthalten über den Lucian nicht mehr als eine Dame zu wissen nöthig hat. Neue Gesichtspunkte, aus denen die Werke dieses berühmten Schriftstellers betrachtet werden konnten, Schilderungen seines Geistes, Analysen seiner Manier, würde man vergeblich in demselben aufsuchen. Nur hin und wieder hebt der Vf. einzelne Stellen aus seinen Werken aus, um uns ihnen zu zeigen, wie Lucian die Religion seiner Zeit, die philosophischen Betrüger, die hochmüthigen und intoleranten Secten, die Geizigen und die Tyrannen gezüchtigt habe. Tief ist nirgends geschöpft; und auch von der Oberfläche ist nur so viel weggenommen, als der Vf. für brauchbar hielt, um gewisse Dinge, welche ihm am Herzen gelegen zu haben scheinen, an den Mann zu bringen. Denn in der That handelt der gröste Theil dieses Buches nicht vom Lucian, gleich in dem ersten Briefe nimmt er von der Erziehungsgeschichte des Samosatenfers Gelegenheit über die Ausbildung der untern Stände und über das thörichte Streben, besonders der Handlende, sich aus ihrem Stande zu erheben, zu sprechen. Er sagt hierbey manches Gute, wie dies denn bey einem solchen Gegenstande nicht schwer ist. In den übrigen Briefen zieht er häufig gegen die neue Philosophie zu Felde, worunter er die Philosophie der Franzosen, vornemlich der Encyklopädisten vorsteht, denen er ihre cosmogonischen und ontologischen Träume, aber noch mehr

mehr ihre grenzenlose Eitelkeit, ihre Intoleranz und Inconsequenz, nicht eben mit großem Unrechte, vorrückt. Schade, daß diese Angriffe so spät kommen, und keinem der getadelten Philosophen mehr nützlich werden können; wodurch zwar nicht die Richtigkeit, aber wohl das Verdienst der Anklage um ein großes geschmälert wird. Weiterhin spricht er über die Bildung der Großen und den Einfluß des Geldes auf die Staaten und Menschen. — Der Vortrag in dieser Schrift ist unterhaltend und abwechselnd, so viel sich nemlich die Eigenschaften desselben durch das Medium der elendesten Uebersetzung erkennen lassen. Von der Sprache des Originals versteht ihr Verfertiger nicht mehr als sich nothdürftig aus dem Wörterbuche lernen läßt, und von seiner eignen weiß er so viel als nichts. Von Schicklichkeit im Ausdruck hat er gar keinen Begriff. S. 27. läßt er den Jupiter zum Amor sagen: hörst du, Amor, nicht auf, mich mit deinen *geilen* Waffen anzufallen; wo das Original wahrscheinlich *arme lascive* hat. — Der erste Periode lautet folgendermaßen: „Sie wollten gerne den Lucian kennen (lernen) Lucian schreibt von *Liebschaften und angenehmen Dingen*; und deshalb gebührt ihm mit Recht ein Platz unter den Zierrathen *auf* der schonen Toilette *cultivirter* (colcivare) und den Grazien werther Damen, *wie Sie sind*. Es würden aber *die grobsn Zoten* und die Irreligion, die ihn gar zu sehr verunstalten, Ihre keuschen Blicke beleidigen. Ich will Ihnen daher den Lucian von *Haßlichkeiten* gereinigt so darstellen: daß er sie auf eine *liebliche* Weise unterhalten soll, *ohne sich im geringsten für* (vor) *ihn schauderu zu dürfen*." Am Schlusse dieses so wohl begonnenen Briefes läßt der Uebersetzer den Verfasser von den wenigen Kenntnissen sprechen, die sein *schwacher Kopf* (debile ingegno) sich habe erwerben können. *Dann* setzt er hinzu: „Ich wünsche, *kultivirteste Frau*, mir noch zur Belohnung meiner Studien weiter nichts als *ihr großmüthiges Mitleiden* (mit seinem *schwachen Kopfe* wahrscheinlich. Doch wird wohl der Vf. indulgenza geschrieben haben.) Noch einige kleine Proben S. 20. Lucian wollte mit seinem muntern Geiste die platonische Aufmerksamkeit (?? vielleicht gravità) dadurch aufheitern, daß er in das Gespräch das Gepränge und die arrigen Schwenke (Schwänke) der Comödie (gli ornamenti e scherzi della Commedia) brächte, womit er dann eine von den zwey jetzt genannten Gespräche (Gattungen des Gespräches) geschwängerte (impregnata) dritte Gattung von Gespräch erschuf. S. 21. die hollischen Schatten *gli ombri infernali*. — *giovine* wird immer durch ein *junges Bürschchen* gegeben. S. 71. wird gesagt, daß Lucian die Philosophen (in dem Piscator sive revivíscentes) mit Schauspielern vergleiche, welche auf der Bühne die Rolle von Helden spielten, (Lucian nennt den *Achill*, *Theseus* und *Herkules*) im gemeinen Leben aber die nichtswürdigsten Menschen wären. Hier macht der Uebersetzer aus den Schauspielern *Seiltanzer*, und unter den Helden der Bühne führt er statt des *Achilles* den *Aristoteles* auf. Einen *finosofo cynico* übersetzt er durch einen *hündischen Philosophen* und *au travers de sa modestie* heißt bey ihm *quer durch seine Bescheidenheit*.

Leipzig, b. Hertel: *Neue chemische und medic. chirurg. Erfahrungen über die Angusturarinde und Hahnemanns auflösliches Quecksilber.* A. d. Latein. Mit einigen Anmerk. 1793. 111 S. 8.

Die erste dieser beiden Abhandlungen ist eine Uebersetzung von Diss. de cort. Angusturae etc. Auct. *Fuller*. Jen. 1791. Die, nur mit geringen Mengen angestellte, Untersuchung des Verhältnisses des harzigen und wässrigen Extracts trift mit dem, schon von *Heyer* angegebenen, ziemlich zu. Ihre zusammenziehende Kraft sey geringer als die der Chinarinde. Einige neuere Beobachtungen, welche die gute Wirksamkeit derselben in Wechselfieberu, Faulfiebern, Ruhr und Durchfall bestätigen. — Die zweyte besteht in der Uebersetzung von *Amelung's* Diss. de mercurio solubili Hahn. Jen. 1792. Wirkungsart des Quecksilbers im Allgemeinen. Chemische Zubereitung des auflöslichen Quecksilbers zum Niederschlagen desselben sey es einerley, oder noch besser, statt des hirzendes Salmiaksgeistes, das aus kalcinirten Eyerschalen bereitete Kalkwasser anzuwenden; — welcher Meynung Rec. nicht ist. Wirkung und Gebrauch. — Die vorgegebene leichte Auflösbarkeit desselben in Essigsäure und in mit fixer Luft geschwängertem Wasser ist doch nur unter gewisser Einschränkung zu verstehen. Zuletzt einige neuere Beobachtungen zu Gunsten dieses Mittels. — Druckfehler, als S. 80*) *Weingeistsilber*, st. Quecksilber S. 93. *Fenchelsalbe* st. Fenchelsamen, hätten doch bey so wenigen Bogen leicht vermieden werden können.

Landau, b. Silberling u. Comp.: *Geist des Sokrates ein Lesebuch zur Seelenbildung.* 1793. 192 S. 8. (12 Gr.)

Dieses Lesebuch hat unstreitig den Titel: *Geist des Sokrates*, wie *lucus a non lucendo*, weil schlechterdings auch nicht die kleinste Spur von Sokratischen Geiste darin zu entdecken ist. Es enthält eine Reihe kurzer Erzählungen, Anekdoten und Gedichte, die ohne Plan und Zweck unter einander geworfen und an sich leer und geistlos sind, ausgenommen wo aus *Gellert*, *Hagedorn*, *Gleim* u. a. eine moralische Erzählung genommen worden. Es kommen auch sogar manche Sächelchen darin vor, die nichts weniger als einen moralischen Eindruck machen dürften. Häufiges Schnitzern wider die Sprachlehre und Rechtschreibung versteht sich bey einem solchen Autor von selbst. S. 14. *„Worte eines sterbenden Vaters zu seinen Kindern"* (an seine Kinder.) „Seht meine Lieben! so ist der Mensch. Achtzig Jahre sind vorüber, *seh lebt* ich sie *durch*. Hab' sie (ich habe sie) kennen gelernt die Welt in jedem Betracht (e.) Die Stunde meiner Auflosung nähert sich; *muß* (ich muß) fort. Wohlan denn die Bibel (wie bewundernswürdig das zusammenhängt!) sey das Buch, das ihr gemeinschaftlich *beten* (!) sollt. *Fühlet* sie die (ihre) Lehren: *unmittelbar* (?) beglücken sie den Menschen. Doch kein Wort weiter über dieses magere Product! Wer an unserm Urtheile darüber zweifeln sollte, der lese es auf seine Gefahr selbst!

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Strasburg*, b. Heitz: *Abweichungen des Alttestamentlichen Catechismi von der Bibel und den Bekenntnißschriften der protestantischen Kirche.* Von D. *Johann Michael Lobstein.* Da aber die Leute schliefen, kam der Feind und streuete Unkraut zwischen den Weizen. Matth. XIII, 25. 1792. 16 S. 8. „Da dieser Catechismus mit Rehenden Buchstaben gedruckt und folglich dessen Vermehrung in alle Welt, und so mit *Christi Entehrung* in alle Welt verbreitet werden solle, so würds doch wohl eines christlichen Theologen (?) Pflicht seyn, auch ein Scherflein (ja wohl, ein wahres Scherflein) zur Ehre Jesu herzugeben, damit soviel an ihm ist (d. h. sehr wenig), die Seelen, die der Herr mit seinem Blut erkauft hat, nicht irre geführt (?), der Glaube nicht verrückt und die Gemüthsruh (die Spötter nennen das die faule Vernunft) als der einige Zweck aller Religionen nicht untergraben werden möge." Nach diesem prologus galeatus beweist Hr. *L.* die Verblendung der hannöverischen Consistorialen, in der sie „die leidigen Wirkungen der bösen Engel und des Teufels mit Stillschweigen übergangen; in der sie dem Menschen einen freyen Willen zuschreiben, der sich zu edlen Tugenden gewöhnen könne; in der sie von der sowohl thätigen, als leidenden Genugthuung Jesu viel zu wenig sagen, ohne welche wir doch im *ewigen Schuldthurm* büßen müßten; in das sie über das *officium sacerdotale*, ohne welches doch Jesus nicht auf die Sünden der Väter zurückwirken konnte, viel zu leicht hinweg gehen" u. s. w. „Es ist demnach, schließt der eifernde Vf. dieser Catech. *meiner* Einsicht nach" bey der es auch wohl bleiben mag, ein aufgewärmter, bereits im zten Jahrhundert verdammter Irrthum in der Lehre von Gott, vermischt mit socinianisch naturalistischen Grundsätzen in der Lehre von der Genugthuung und dem menschlichen Verderben, den *Herrn* Poutificis sowohl, als den *Herrn* Reformirten favorisirend in der Lehre vom heil. Abendmahl: kurz ein Nationalkatechismus, der die Religionen zusammenschmelzen soll in Lehren, die in der Bibel keinen Grund haben. Darum: ach bleib bey uns Herr Jesu Christ, weil es nun Abend worden ist" u. s. w. In der That scheint es in der Seele des Hrn. *L.* nicht nur Abend, sondern dunkle Mitternacht zu seyn.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Norimberga*, b. Stein: *Figmentum de animo humano, ante fabter terra exiftente, quam corpori conjungeretur, Ebraeis falso attribui demonstrat — C. Th. Senz*, 1792. 22 S. 4. Der Vf. gründet seine Behauptung auf eine Stelle des Philo und auf einige des N. T. Allein alles zugegeben, so scheint derselbe doch weiter nichts bewiesen zu haben, als daß auch jene Meynung, nach welcher man den noch nicht mit dem Körper verbundenen, oder von demselben getrennten Seelen ihren Aufenthalt in den obern Regionen angewiesen, unter den Juden Statt gefunden habe. Durch einen Druckfehler steht pag. 18. Pf. 135. 15.

ÖKONOMIE. *Stuttgard*, b. Cotta: *Anleitung zur Taxation und Eintheilung der Laubwaldungen: nach einem Plan und vier Tabellen.* Von J. M. J. 1794. 58 S. 8. (20 kr. rhl.) Der Vf. erklärt in der Vorrede: Er schreibe als Förster, blos für sein Vaterland, nicht als Gelehrter. — Das Werkchen ist in vier Kapitel abgetheilt. Das 1ste handelt von *Messung* der Waldungen. Belehrungen für Geometer kommen hieher nicht vor; sondern blos Bemerkungen, was nach allgemeiner Messung einer Waldung von dem gefundenen Flächen-Inhalt abzuziehen, oder besonders auszuzeichnen sey; z. B. Seen, Wiesen u. s. w. Eine beygetugte Zeichnung eines eingetheilten Forsts erläutert, was der Vf. hiebey zur Vorsicht empfiehlt. Das II. Kap. legt die Gelinnungen des Vf. über Taxation eines Waldes dar. Er halt nicht viel auf *mathematische* Taxationen; glaubt, sie nehmen zu viele Zeit weg, verursachten zu große Kosten, und gewährten doch keine Gewißheit. Es ist hier der Ort nicht, seine Zweifel zu widerlegen: wir bemerken blos, daß man Forsttaxatoren, bey Anwendung ihrer Mathemasik, allerdings schon längst Vorsicht gebrauchen, um nicht Fehlschlüsse von der Gattung zu begehen, deren der Vf. erwähnt. Er hält dafür: „die beste Schätzung, sey die, welche durch redliche Leute, die ein gutes Augenmaß haben, unternommen werde; und am besten taugten hiezu alte erfahrne Holzhauer, die in Bey-sey-nen der Forster die Taxation zu verrichten hätten. „Der Forstbaame habe dieselbe in einer geraden Linie, so „he daß sie sich sehen könnten, durch den Wald fortrücken zu lassen, und sie müßten, in gleichen Entfernungen, jeder seine „nächsten Bäume überschauen und schätzen. — — Wir müssen bekennen, daß uns der Glaube des Vf. nicht überzeugt habe. — Hierauf folgen Vorschriften, wie Special-Tabellen über die geschätzte Waldungen anzulegen seyn. Das III Kap. giebt einige Regeln über Verfertigung eines Forstetats, über Bestimmung der Hauungsperioden, bey Stammholz und Schlagholz, und erläutert abermals die Vorzüge durch Tabellen. Das IV Kap. handelt von den Erforderniffen gehöriger Holzbeschläge, und deren schicklicher Einrichtung. Die Muster und Beyspiele, welche der Vf. hiebey mittheilt zeugen von vielem Fleiß, und rühmlicher Liebe zur Ordnung.

GESCHICHTE. *Hildburghausen*, b. Hanisch: *Kriminalprozeß Roberts von Artois*, Graf (en) von Beaumont, Pair (s) von Frankreich. Aus dem Französischen des Herrn *L'Averdy*. 1792. 84 S. gr. 8. Nicht eine Schrift des Hrn. *L'A.*, sondern nur von ihm in den bekannten *Nachrichten und Auszügen aus den Handschriften der K. Bibliothek zu Paris* herausgegeben und wie die andern Stücke hier besonders ausgegeben, was diese wohl verdient. In dem sonderbaren Detail dieses Processes, der mit Fundenverfälschung anfieng und mit Einmischung des Teufels schloß, liegt Stoff genug zu lehrreichen Betrachtungen über das damalige Criminalverfahren Frankreichs. Hr. *L'A.* gegen mit dem neuern vergleichen), über die Sitten und über den Geist der Zeit. Merkwürdig ist insonderheit das Benehmen des Königs, nach den ihm Robert gegen den Vorwurf der Empörung den Vorwurf des Meuchelmords zurückgegeben hatte. „Nun sieht, sagt Hr. *L'A.* S. 50 f., wie die königliche unthätige „Majestät auf die Vorwürfe einer seiner Unterthanen antworte, „seine Beschuldigungen widerlegt, und ihm alle mögliche und „gerechte Mittel sich selbst zu vertreten, ertheilt. Dieses heißt im Process und in der Handschrift *die Entschuldigungen der Herrn B. v. A. und die Antworten des Königs auf dieselben.* — Hr. *L'A.* nennt dieses das *einzige Beyspiel in jener Art*, aber auch einen Beweis: *„wie sehr eine edle Einfalt und „was für ein Geist der Gerechtigkeit die'e alten Zeiten belebte!*

Auf die Verdeutschung dieser Schrift scheint etwas mehr Fleiß gewendet zu seyn, als vor einigen Jahren von der Uebersetzung des ersten Bandes geruhmt werden konnte (s. A. L. Z. 1791. Nr. 206): allein sie lasst doch immer noch sehr viel zu erinnern übrig. — So ist es gleich S. 4 ganz fehlerhaft, wenn die Abstammung des Grafen von Artois so angegeben wird: „Sein Sohn u. s. w. *Er zeugte* u. s. w. *Er hinterstellte* u. s. w. Dieses *Seyn* und *Er* sind unrichtige Beziehungen, denn sie führen zurück auf Ludwig VIII, von welchem vorher die Rede war. Nothwendig mußten die verschiedenen Generationen durch *dieses* oder durch Wiederholung der Namen entschieden werden. — S. 5 „woraus eine Menge von Ungemach herausfloßen." — S. 5 finden-man wie mehrmal, die falsche Construction: *da i—f* u. s. w. — S. 84. *„alldieweil* der Bischof das Richteramt *ausgeübet*." Ob *wegen* mit dem Genitiv oder mit dem Dativ construirt werden; scheint dem Uebersetzer gleichgültig zu seyn; wenigstens sagt er: „wegen *dem* Ungehorsam, wegen *des* Nichterscheinens.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. September 1794.

PHILOLOGIE.

HALLE, b. Curts Erben: *Joh. Simonis — Lexicon manuale hebraicum et chaldaicum, in quo omnium textus sacri Vet. Test. vocabulorum hebr. et chald. significatus secundum primitivorum et derivativorum ordinem explicantur, optima quaevis ex aliis Lexicis scriptisque philologicis collecta exhibentur, plurima vocum etyma restituuntur, integrae phrases illustrantur, et subinde cum graecis ac latinis conferuntur, nominum derivatorum discrimen ex ipsorum formis definitur, anomaliae, quantum fieri potuit, ad analogiam reducuntur, variantes lectiones, quas Kri et Ketibh (Cetibh) vocant, enodantur et multis denique vocibus locisque obscuris lux affunditur. Recensuit, emendavit, auxit Jo. Godofr. Eichhorn, M. Britanniae Regi a Conf. Aul. et Prof. P. O. Georgiae Augustae. Editio tertia.* 1793. auf 1766 und XXII S. gr. 8.

Die erste Ausgabe dieses Werks von 1756 enthielt ohne den Index Latinus 1032 Seiten, die zweyte 1100. Die jetzige hat also eine beträchtlich grössere Ausdehnung, welche aber doch nicht blos den hinzugekommenen Vermehrungen, sondern auch einer minderen Sparsamkeit im Druck zuzuschreiben ist.

Der von Simonis entworfene sehr ausführliche Titel enthält auch jetzt noch den Plan, welchen die gegenwärtige Ausgabe vor sich hatte. Nur die Worte: *nominum derivatorum discrimen ex ipsorum formis definitur*, hätten weggestrichen werden sollen, da, was Simonis oft (doch nicht immer) allzu subtil und künstlich über die Formen der Worte erinnert hatte, schon zum Theil in der zweyten, und noch mehr in dieser Ausgabe weggeblieben ist. Die übrigen auf dem Titel angegebenen Obliegenheiten eines Lexicographen werden am besten für unsere beurtheilende Anzeige die Rubriken seyn können, unter welchen wir, was geleistet sey und was wir vermissen, angeben können, da wir eine aus so vielem Einzelnen bestehende Materie wenigstens einigermasen ordnen wollen. Um unser Urtheil zu bestimmen, haben wir nicht nur die Manier der Bearbeitung im Ganzen betrachtet, sondern auch viele Themata und Worte aus dem ganzen Werk mit Auswahl geprüft, und den ersten Buchstaben, da der Fleiss der Bearbeitung gleich beym Anfang einer so mühsamen und ermüdenden Unternehmung wahrscheinlich in der vollsten Thätigkeit gewesen ist, grosentheils Wort für Wort untersucht. Zu unsern Bemerkungen nehmen wir die Belege meist aus dem ersten Buchstaben, weil es unbillig seyn würde, Materie zur Kritik aus dem Ganzen eines so vielfach zusammengesetzten Werks zusammengetragen zu haben.

Die Aufnahme dieses neubearbeiteten hebr. Lexicons in den meisten gelehrten Anzeigen, die uns bisher zu Gesicht kamen, hat uns zu unserer Befriedigung überzeugt, wie allgemein das Bedürfnis gefühlt worden ist, dass in diesen Fundamenten der hebräischen Literatur weit mehr, als bisher, geleistet werden müsste. Aber dieses wirklich zu leisten, ist eine schwere und abstumpfende Unternehmung, deren Ausführung in dem gegenwärtigen Werk gar nicht erwartet oder gefodert werden dürfte, wenn es nicht vor allem gewiss wäre, dass es Hr. *E.* seit einer guten Reihe von Jahren zu bearbeiten übernommen hatte. Unter solchen Umständen ist es dann so möglich als nöthig, dass man, besonders wenn man bey Vorlesungen über das A. Test. oder bey Beurtheilungen anderer Schriften auf einzelne schwere Worte und Stellen zu verschiedenen Zeiten hingeleitet wird, bald da bald dort ein ganzes Stammwort mit seinen Derivaten neu untersucht, seine Bedeutungen ohne alle Anhänglichkeit an das Hergebrachte prüft, berichtigt, classificirt, und also nach und nach die schwersten Materialien ins Reine bringt, ehe man die ganze Last in Bewegung zu setzen anfangt.

Denken wir, nach einer sehr natürlichen Ideenassociation, an das Schleusnerische Lexicon über das N. T., so ist das gute Beyspiel einer äusserst fleisigen und geordneten Bearbeitung auffallend, welches in manchen Rücksichten daher noch genommen werden könnte. Ein gutes Wörterbuch, das sich auf ein bestimmtes Volumen von Schriften bezieht, sollte nach jenem Beyspiel *jede Stelle*, wo eine *schwere Form*, eine *schwierige Bedeutung* vorkommt, nicht nur angeben, sondern kurz mit einer geprüften Uebersetzung begleiten. Wird der Raum überhaupt schriftstellerisch und typographisch, (und welches Beyspiel gab hierin Castellus!) für das Nothwendige und Beste möglichst gespart, so würde er hiezu hinreichen. Das blose Citiren einiger Stellen hilft; zumal da sich leicht Druckfeiler in die Zahlen einschleichen, dem, der ein Handlexicon bedarf, sehr wenig. — Auch die bekannten Bedeutungen, kurz die ganze Genealogie eines Worts genau zu *ordnen*, ist unerlassliche Pflicht des hebräischen Lexicographen. Eine solche Deduction gilt oft schon für einen Commentar, und man versteht nie ein Wort ganz, wenn man den Zusammenhang seiner Bedeutungen und ihr Abfliesen aus der Quelle nicht übersieht. Dabey ist für eine *gewöhnliche* Bedeutung und Form in einem Handlexicon meist Eine angeführte Stelle schon hinreichend. In allen diesen Stücken aber muss der Bearbeiter den nach gehöriger Prüfung von ihm angenommenen Regeln festen Fuses folgen. Hr. *E.* sagt in seiner Allg. Biblioth. der bibl. Litt. V. Bd. III. St. in einer Selbstrecension: es sey nicht Nachlässigkeit, nicht

Flüchtigkeit, nicht Uebereilung, wenn er sich in mehreren Artikeln *zu widersprechen scheine.* Es sey Folge seiner Bemühung, auch anders denkenden brauchbar zu werden, Folge seiner Entfernung von der Anmafsung, seine Ueberzeugung für die allein richtige anzusehen und aufzudringen! Uns scheint der letztere sehr rühmliche Zweck ohne den Schein von Inconsistenz und Widerspruch mit sich selbst wohl erreichbar. Der Lexicograph, welcher seine Meynung nicht allen aufdringen zu wollen die nothwendige Bescheidenheit hat, führe nur, was von andern mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit über ein Wort oder eine Stelle gezeigt ist, zugleich neben seiner Deutung an. Wie dieſs der Ausführung nur alsdann werth ist, wenn es übrigens das Beste ist, was sich bey andern fand, so mufs dann doch der Lexicograph in seiner eigenen Erklärungsweise immer den nemlichen Gang gehen, und sich selbst getreu bleiben, so lange er seine Grundsätze für richtig hält. Nie wird es alsdann scheinen, dafs er sich selbst widerspreche. Eben so wenig aber, dafs er gegen andere zu anmafslich sey. Er wird für fremdes Verdienst vielseitig seyn, aber auch sein eigenes durch Festigkeit in Grundsätzen und Anwendungen vor allem dem Verdacht von selbst sichern, gegen welchen Hr. E. zum voraus sich zu verwahren für nöthig gefunden hat. Wie die Bearbeitung eines Lexicons alles wortreiche verbietet, und jede leere Redneriigur weggeschnitten haben will, so sehr ist eine gleichförmige Behandlung des Ganzen nothwendig. Es ist auffallend, dafs von vornen herein das gegenwärtige Werk eine viel weitläuftigere Anlage hat, als in den nachfolgenden Artikeln und Buchstaben. Das א nimmt 198 S. ein, das ת, welches doch zwey reiche Buchstaben in sich vereinigt (ת und ث) und überhaupt der vollste Abschnitt eines hebraischen Wörterbuchs seyn mufs, hat nur 136. In die erste Ueberarbeitung schleicht sich leicht eine solche Ungleichformigkeit ein. Da aber ein Lexicon doch nicht in den Druck gegeben werden kann, ohne ganz fertig, und mehrmalen revidirt zu seyn, so hätte durch Weglassung manches sehr unnöthigen, zur Literatur der Worterklärungen entweder beybehaltenen oder neu eingeschobenen Excerpts die Harmonie der ganzen Bearbeitung hergestellt werden können. Wenigstens was offenbar zweckwidrig ist, sollte dem vielen Nothwendigen Platz machen. Und würde auch durch alle glämpfsige Auslassungen nichts erreicht, als Verminderung des dicken, für die Menge kostbaren Volumens, so wäre der Gewinn schon reell genug. Nur wenige Beyspiele! In das Lexicon gehört die *Bedeutung* des Buchstaben א. Aber alle übrigen 7 Usus desselben, wie sie S. 1. stehen, gehören in die Grammatik und Formenlehre. Sogleich der erste Artikel hätte also, da Hr. E., was aus der Formenlehre sonst von Simonis angegeben war, mit Recht wegliefs, von 13 Zeilen auf 3 plumäfsig zurückgebracht werden sollen. Viele unnöthige Literatur ist mit gröfstem Recht weggelassen. Aber, wenn je eine der schlimmsten Parthien daraus S. 34. unter: Adam, beybehalten werden sollte, so bedauerten wir den noch überdies für die Epicrisis: *ne harum nugarum patronos et impugnatores recensendo plus chartae, olei atque otii perdamus*, verschwendeten Raum, da wir sie noch mehrmalen finden, und sie, so scharf sie klingt, den Andersdenkenden doch nicht belehrt. Auch wir wissen nicht, aus welchem Grunde Hr. E. die *zweyte* Ausgabe des Lexicons öfters noch zum Nachschlagen allegirt, da die längst unternommene Veranstaltung einer dritten den Mangel an Exemplarien der zweyten voraussetzt. Aufser der veralteten Literatur hätte noch eine Ueppigkeit der Arbeit von *S.* öfter beschnitten werden sollen. Nach der Art seiner Zeit illustrirte *S.* oft die bekanntesten Bilder aus einem Mischmasch von lateinischen und griechischen Stellen, die so leicht aus jedem Index zusammen zu stoppeln sind. So gehen auf der nächsten Seite (p. 35.) eilf Zeilen über dergleichen Citationen verloren, um den Tropus *Traubenblut* sogar aus Achilles Tatius etc. zu belegen. — Selten ist ein schwereres Wort, bey welchem nicht eine oder einige Deutungen noch nachgeschleppt würden, die gleich auf den ersten Anblick so verwerflich sind, dafs sie kaum in einem kritischen, den ganzen historischen Gang der Sprachforschung umfassenden Lexicon zur Warnung ausgezeichnet werden dürften. s. Obnaim, Abrec, Abir, Aegofs, Adar etc. Sind noch in einem Handlexicon mehrere Zeilen zu verlieren, dafs מֵאר nicht von מרר abstamme? dafs אֲנָה nicht mit أجاص zu vergleichen sey? u. dgl. m.

Einige andere Desiderata mögen unter den Hauptrubriken, welche der Titel des Werks vorzeichnet, auftreten.

1. Die erste Erfodernifs eines hebr. biblischen Handlexicons war: *alle* Worte des hebraischen und chaldäischen Textes *nach der Ordnung der Stammwörter* zu verzeichnen. Sehr gut ist es deswegen, dafs die Nomina propria in diese Ausgabe auch eingetragen worden sind, wenn gleich hie und da noch eines fehlen mag. (Dafs Thallaba p. 2. auf d'Anvilles Karte inter gr. long. 36. 37. lat. 53. 54. liege, ist, im Vorbeygehen dies zu sagen, unrichtig. Es ist dort sub gr. long. 37. und lat. 59.) Gar zu viele Abweichungen hingegen finden sich von dem Gesetz, jedes Wort *nach Ordnung der Stammwörter* aufzuführen. אֲבַל müfste unter בל stehen, da das א nur formativ ist; אבן leitet Hr. E. mit grofser Wahrscheinlichkeit von בנה ab, es sollte also dorthin versetzt seyn. דָּם *Blut* ist gewifs ein ursprüngliches Wort, von welchem eher אדם *roth seyn*, abzuleiten wäre, als umgekehrt. אֲדָר *area magna* p. 40. ist ايدر. Dies Wort gehört also zu אי — נרר *non* und *vae* aber nicht unter אָוָה *voluit*. Noch viel häufiger hätten Worte unter andere Stammworte versetzt werden sollen, wenn nach der dritten Regel des Plans die Stammworte genauer aufgesucht worden wären. Worte, die von verschiedenen Wurzeln abstammen, sollten hier nicht mehr gemischt unter einander stehen. Hr. E. unterscheidet selbst unter אור zwey Radices أور *beugen, krümmen, belassen*, und ايد *stark, gewaltthatig seyn*. Dennoch stehen die Be-

Digitized by Google

rivata von jenem und dieſem ganz ungeordnet. Und doch hätte noch überdieſs bemerkt werden ſollen, daſs אֵתֶר (etwas, womit man das brennende Feuer hin und her wirft, *rutabulum*) zum Rd. יתר وتي *facere* gehöre. Unter חוּל werden zwar S. 521. die Radices خول, حول und حيل unterſchieden, aber die Derivata nicht darnach geordnet, da doch ein jedes Stammwort bloſs ſeine Familie unter ſich haben ſollte. אָרַשׁ p. 43. als ein eigenes Verbum anzuführen, war nach unſerer Einſicht ſo unnöthig, als unerweislich, da אָרוּשׁ Jeſ. 28, 28. ohne Anſtand regulär, als I. perſ. fut. Kal überſetzt werden kann, alſo, um ein *απαξ λεγομενον* ins Lexicon einzuführen, nicht hinreicht. Noch weniger verdient die willkührliche Vergleichung von ארשׁ und ארשׁ auch nur Eine Zeile! Uns iſt, ſo ſehr wir das Gegentheil als unentbehrliche Verbeſſerung der hebräiſchen Wörterbücher wünſchten, faſt kein Beyſpiel aufgefallen, wo die Bedeutungen der Worte genau geordnet, und die Worte ſelbſt, die zu ähnlichen, aber in der That ganz verſchiedenen Wurzeln gehörten, von einander gehörig unterſchieden wären. עָרַת *tranſiit, invaſit* (عدو) und *ornavit* (عـــدي) עָרַר *ſe ſubtraxit* (غـــدر) und עָרַר *ordinavit* עוּל *fuſtentavit familiam* (غـــل) und עָוַל *perverſe egit* haben ihre Derivate, wie alle ähnlichen Verba, die wir nachſchlugen, gemiſcht untereinander behalten. Alle ſolche Artikel bedurften einer Umarbeitung.

2. *Das Beſte aus andern Wörterbüchern und philologiſchen Schriften auszuwählen*, war das zweyte Hauptſtück im Plane des erſten und auch des neuſten Bearbeiters. Reichthum an ſolchen Excerpten war hier am meiſten zu erwarten. Hr. E. rühmt ſelbſt, durch Archidiac. *Goez* in Stuttgart und Prof. *Trendelenburg* in Danzig Collectaneen hiezu erhalten zu haben, die theils reich, theils auserleſen waren. Und wie vieles hatte nicht ſchon Simonis theils geſammelt theils nachgewieſen? Bey allem dem, was wir jetzt zuſammengetragen finden, bemerken wir ein auffallendes Miſsverhältniſs, und alſo auf der einen Seite beträchtlichen Mangel. Aus den niederländiſchen Philologen iſt faſt allein, aus deutſchen faſt nichts geſammelt. Wenn wir Boyſen, Schnurrer und J. D. Michaelis abrechnen, ſo wird faſt nie ein deutſcher Ausleger an Stellen, die er beſonders aufgeklärt hat, genutzt. Und doch hatte Hr. E. in ſeinem Plan: *e piis philologicas, quae per quinquaginta abhinc annos a viris doctis paratae eſſent*, zu Verbeſſerung ſeines Wörterbuchs anzuwenden. Aber vielleicht nahm *das Beſte* und doch weniger Bekannte der niederländiſchen Schrifterklärer den Beyträgen der Landsleute allen Raum? die unter uns geleſenen Werke mögen alſo zurückſtehen? Rec. iſt ſich aller möglichen Partheyloſigkeit für die deutſchen Bibelforſcher bewuſst, wenn er verſichert, daſs aus den Niederländiſchen hier wahrhaftig nicht bloſs das Beſte, ſondern ſehr häufig Dinge geſammelt ſind, die einem deutſchen Orientaliſten nicht hingehen, noch weniger je aus ihm ausgewählt werden dürften. Hie und da cenſirt Hr. E. ſelbſt ſolche Batavismen von Schultens und ſeiner Schule, wo ſie gar zu ſchlimm ſind. Allein wo „*optima quaeris*“ anzuführen waren, hätten dergleichen Fehler, welche jeder, wenn er die Mittel der hebräiſchen Sprachforſchung auch nur ſo, wie ſie Anfängern gezeigt werden müſſen, kennt, ſelbſt zu beurtheilen im Stand wäre, lieber weggelaſſen, und dadurch ſonſt für eine wahrſcheinliche oder gute Erklärung Raum gewonnen werden ſollen. Nicht ſelten aber ſind ſolche niederländiſche Excerpte ohne Kritik eingerückt, wenn ſie gleich nicht zu den guten Eigenheiten jener Schule gehören. Was iſt es anders, als eine Ausſchweifung jener den Schultenſiſchen Philologen eigenen willkührlichen Kunſt, Grundbedeutungen zu errathen, wenn ſogleich S. 2. „*A. Schultenſio* (bey Abab) *micandi et emicandi notio placet.*“ Dergleichen unerweisliche Placita verdienen von einem Schultens eben ſo wenig, als von Boyſen, eine Anführung. Da die Collectaneen aus den Schriften dieſes Deutſchen, welcher einſt im erſten Anfang des beſſern orientaliſchen Studiums in Deutſchland nach der Weiſe jener holländiſchen Orientaliſten zu philologiſiren verſuchte, ſelten etwas anders, als verwetzliche Wortforſchungen, enthalten, ſo iſt der Raum, den ſie einnehmen, faſt immer für etwas beſſeres verloren, und nichts dadurch gezeigt, als daſs auch ein Deutſcher eine ſchlimme Sitte der Schultenſiſchen Schule zu befolgen gewuſst habe. Deutſche, die ſich mit beſſerem Geſchmack an jene Schule anſchlieſsen, wie *Arnoldi*, wie *Storr*, hätten weit mehrere Beyträge zum *Beſten*, das in einem Wörterbuch zu ſammeln iſt, gegeben. Und hätten nicht Pococks Schriften eben ſo ſehr wegen ihrer arabiſchen Gelehrſamkeit gebraucht werden können, als die Schultenſiſchen? Aber man vermiſst ſogar das Beſte aus ſolchen Schriftſtellern, welche abſichtlich von einem hebräiſchen Wort und gut gehandelt haben. Unter Badal, Daraſch, Merachephet, Chûl — wer erwartet da nicht *Aurivillius* eigene Abhandlungen über dieſe Worte benutzt? In der That würde die Bearbeitung dieſer Artikel durch Vergleichung dieſes Schweden gewonnen haben. Rec. bedenkt von ſelbſt, daſs eine Sammlung des Beſten aus den Bibelerklärern ſeit 50 Jahren eine äuſserſt mühſame und zeitfreſſende Arbeit iſt. Er würde auch dann, da der Herausg. ſie ſich zum Plan gemacht zu haben ſelbſt verſichert, dieſs gar leicht entſchuldigen, daſs vieles nicht geſammelt iſt. Aber da unter ſo vielen, welche Auszug verdienten, faſt keiner excerpirt iſt — wie der Sachkundige dieſs nicht bloſs daraus, daſs ſie nicht citirt ſind, einſieht — ſo iſt wenigſtens jene Verſicherung ſehr eingeſchränkt zu verſtehen: daſs „bey der „neuen Ausgabe des Simonis von *allem*, was ſich aus „*deutſchen* und niederländiſchen Schriften zuſammenbrin„gen lieſs, ohne Vorliebe, *mit beſtändiger Rückweiſung „auf die Schriften ſelbſt*, treuer Gebrauch gemacht ſey.“ S. die Selbſtrecenſion des Vf. am angef. Ort S. 563. Hr. E., von welchem das Publicum mit Recht lieber eigene Arbeiten annimmt, hätte gewiſs ohne allen Anſtand erklären können, daſs Excerpiren nicht *ſeine* Sache ſey, und

er also hierin weder im Einzelnen noch im Ganzen Vollständigkeit verspreche. Ja, hätte er gar keine Excerpte gemacht oder angenommen, hätte er dagegen das Ganze für sich selbst nach seinen Wortforschungen, wie sie seinen vieljährigen Vorlesungen über das A. T. im Ganzen und Einzelnen schon zum Grunde liegen müssen, durchgearbeitet, und dabey das Beste aus andern zwar geprüft, aber nun blos in seiner Form gegeben, wer würde nicht: desto besser! ihm zugerufen haben? So, wie die Sache ist, halten wir es nicht für Vorliebe und Einseitigkeit in der Beurtheilungsweise Eichhorns, sondern blos für Einseitigkeit der vorhandenen Excerpte, dass die philologische Ausbeute aus Deutschen gegen die niederländische Schule so sichtbar zurückgesetzt ist. Wenn wenigstens der Vf. von seinen Landsleuten sagt: *praeter ingenium et bonam voluntatem saepenumero vix habent, quo glorientur*, so müsste doch selbst das übrige, wo sie etwas mehr, als guten Willen zeigten, nicht wenig seyn, da offenbar die Interpretation des A. Testam., wie sie in Deutschland getrieben wird, hinter unsern Nachbarn allen nicht zurück ist. Die Schultensischen hebräischen Philologen haben allerdings mehr auf die Deduction der Bedeutungen eines Worts im Ganzen hingearbeitet, da die meisten deutschen Bibelerklärer sich zu begnügen pflegen, für eine einzelne schwere Stelle eine passende Bedeutung zu treffen. Der handschriftliche Bibliothekenschatz von arabischen Lexicographen und andern Schriftstellern gab den Niederländern den Stoff zu jener Art von Wortforschung reicher, als den Deutschen Golius und Castellus, — welche übrigens, mit Fleiss benutzt und studirt, doch auch weit mehr geben, als man bey so manchem Lächeln über sie vermuthen sollte. Aber wie haben jene ihren Vorrath genutzt? So, dass man ihn, weil uns unsere Bibliotheken wenig oder nichts dergleichen anbieten, aus ihnen mit Dank annehmen, gewöhnlich aber eine ganz andere und bessere Anwendung davon machen muss, als diejenige seyn kann, welche dort, mehr nach Spielen des Witzes als nach ächten Grundsätzen der Interpretation, gemacht ist. Wenn A. Schultens etc. so häufig irgend einen höchst unbestimmten und allgemeinen Significat zur Grundbedeutung setzt, nicht weil er entweder noch jetzt in den verwandten Dialecten als gebräuchlich sich entdecken lässt, oder weil die vorhandenen erweislichen Bedeutungen in ihm *zunächst* zusammenlaufen; wenn er alsdann solche selbstgemachte Grundbedeutungen überall, und sogar in seine Uebersetzung der arabischen Stellen hineinträgt, welche die unpartheyischen Führer und Belehrer des Wortforschers seyn sollten; so muss man diese angegebenen Stellen zwar freylich aus ihm borgen, aber sie selbst erst richtiger übersetzen, und dann die derivirten Worte nur nach einem solchen Significat, als Grundbedeutung, ordnen, der entweder noch jetzt in der Sprachgebrauch, als philologische Thatsache, erweislich ist, oder wenigstens deswegen vorhanden gewesen seyn muss, weil der ganze Umfang der abgeleiteten Bedeutungen in ihm zusammentrifft, nicht aber in so fern er höchst unbestimmt und allgemein, sondern weil er der nächst frühere oder höhere Begriff ist, welchen die Derivata als den gemeinschaftlichen Ursprung voraussetzen. Ueberdiess muss der hebräische Sprachforscher so vieles reinigen, wo die niederländische Schule den alten Versionen und rabbinischen Lexicographen zu viel traute, und an einzelnen Stellen gewisse Bedeutungen gegen die Stimme der verwandten Dialecte deswegen für unwidersprechlich annehmen zu müssen glaubte, weil sie in der Interpretationskunst selbst zu wenig Gewandtheit, und allzusehr dogmatische Vorurtheile hatte, selten aber Sinn genug für das Charakteristische des hebr. Alterthums, und reines, einfaches Gefühl für feine Poesie und Prophetensprache besass, ja sogar an der Masorethischen Punctation und Interpunction meistens als an einem treuen Führer hieng. Da nun ein *Haudlexicon* nicht sowohl Materialien zu einer bessern hebr. Sprachforschung, als vielmehr das verarbeitete davon liefern soll; so sieht man von selbst, dass zu diesem Zweck Excerpte aus niederländischen hebräischen Philologen nicht das erste Erforderniss waren, zumal, da gerade derjenige unter ihnen, welcher seine Materialien am besten verarbeitet hat, *Schultens*, weniger als andere excerpirt worden ist. — Dass nun aber eben diese Excerpte, wenn sie einmal eine Hauptzugabe zu *S.* Lexicon werden sollten, accurat seyn müssten, versteht sich von selbst. Dahin bemerken wir gelegenheitlich — denn ein Nachschlagen der meisten Excerpte wird dem Rec. niemand zumuthen — dass unter אהל p. 46. die Angabe unrichtig ist: Schultens habe in den *Animadverss. ad Jobum* אהיל Job. 35, 5 aus *halal* erklärt. Sein *juvenilis conatus*, wie er es nennt, erläuterte die Stelle nach der Grundbedeutung von *Ahal*: *passend seyn*, und hatte dabey den Parallelismus in dem folgenden יכר für sich.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Volksschriften. *Leipzig*, b. Crusius: *Ideal eines Lesebuchs für Bürger- und Landschulen*, von M. *Karl Traugott Thieme*, Rect. der Schule zu Löbau. 1793. 84 *S.* 8. (4 gr.) In drey Abtheilungen: 1) Allgemeine Grundsätze, 2) von der Einrichtung, und 3) vom Gebrauche des Lesebuchs. gibt der Vf. Nachricht von der Einrichtung desjenigen Lesebuchs, mit dessen Ausarbeitung er beschäftigt ist, und welches als Folge der ersten Nahrung für den gesunden Menschenverstand, oder als zweytes Lesebuch angesehen werden kann. Nach einem sehr aufmerksamen und prüfenden Durchlesen legte Rec. diesen Entwurf mit grösserer Zufriedenheit aus der Hand, und muss aus Liebe zu einer vernünftigen und der Natur angemessenen Erziehung und Bildung wünschen, dass nicht nur alle diejenigen, welche für die Jugend schreiben, sondern auch alle Lehrer und Erzieher diese wenigen Bogen und die darin enthaltenen, aus der Natur gezogenen Vorschriften und Anweisungen lesen, beherzigen und befolgen möchten. Freunde der Jugend und eines bessern Unterrichts derselben haben Ursache, auf des Vf. Lesebuch sich herzlich zu freuen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. September 1794.

PHILOLOGIE.

Halle, b. Curts Erben: *Joh. Simonis — Lexicon manuale hebraicum et chaldaicum* — ed. *Eichhorn* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

3. *Die Stammwörter und Bedeutungen wieder herzustellen*, war eine dritte Aufgabe, welche auf die erste, das *Ordnen* der Derivaten nach den Primitiven, entschiedenen Einfluss haben musste. Für diesen nöthigen Theil des Plans finden wir am wenigsten gethan, und doch ist er der schwerste, in welchem ein geübter Philolog den Angehenden vorarbeiten muss, so viel er irgend kann. Man kann hier gar leicht zu viel und zu wenig suchen. In jenem Fall ersinnt man gerne Bedeutungen und Grundworte ohne gegründete Veranlassung. Viel öfter müssten auch Nomina als das Grundwort selbst angenommen seyn, anstatt dass man fast alles auf Verba zurückführen will. Zu חָמַץ z. B. war es nicht nöthig, ein Verbum חוּם *acuit* zu muthmaßen, noch weniger dem Verbum נחח die Bedeutung *spitzig machen* zuzuschreiben, da es nur *stärker forttreiben* bedeutet. S. חֹחַ und seine Derivata. חַח ist onomatopoetisch, *irgend etwas spitzes*, daher: חוֹחַ stachelichte Gewächse, Fischangeln, auch חַחַ ein schmaler gleichsam sich zuspitzender Ort, Ritze, und so auch: ein Schlupfwinkel. Davon ist dann erst das Verbum אָחַח eine Ritze machen, sich verstecken. Eben so ist דָּם *Blut* gewiss eher das Stammwort als נִשְׁמָה *sanguinem sudit.* — אִבְחָה darf nicht nach נִבַּח *stravit, prostravit* gedeutet werden, da נִבַּח *concidit* und נִבַּח *aperuit* und *apparuit*, aber nicht *stravit* bedeuten, לְנִבְחָה 2. Macc. 26, 6. also *caedes* übersetzt werden muss. — Wenn man Reland l. c. nachschlägt, dass zur Erläuterung von אגרת *Igeret* im Persischen kein ähnliches Wort sich finde, als اغاليدن *Agalidem*, so wird man die Ableitung des Worts aus dem Persischen nicht wahrscheinlich finden können. Zu אגרטל gegen findet sich das ähnlichere جرتن und جرتان u. s. f.

Von der Nothwendigkeit, Stammwörter und Bedeutungen noch weit genauer wiederherzustellen, mögen folgende Beyspiele, die bloss den Anfang des E. Handlexicons betreffen, zeugen. Bey Abab *vieth A.* Schultens auf die Grundbedeutung *emicare.* Fasst man die erweisliche Bedeutungen von אבב zusammen, so sieht man, dass sie *protendit* als Grundbedeutung voraussetzen. Dies Wort bedeutet: *protendit gladium, tramitem, vitae cursum*, und daher auch: was durch Wachsen *sich hervorstreckt.* Abib ist das *hervorgeschossene.* אָבַב *das Aufschiessen*, und *das was aufschiesst.* Viror liegt nicht in der Bedeutung. — Abad bedeutet hebraisch *periit*, arab. *perennavit.* Wie erklärt sich dies aus dem Etymon wahrscheinlicher, als wenn man den Gesichtspunkt fasst, dass dies Wort *schnell hingehen* wirklich bedeutet. Dies ist dann nicht: *abiit sine jpe redeundi*, wie Schultens uns vorkünstelte, sondern vom *Hingehen* leitet sich ohne antiphrasis ab: 1) hingehen in die Länge, Dauer; also dauern, 2) hingehen um zu fliehen, daher auch: scheu werden; und 3) hingehen, zu Grunde gehen. Uebrigens ist dieser Radix nach seinen Formen, die nicht schwer sind, ohne Noth mit ungewöhnlicher Weitläuftigkeit behandelt. Und doch hatte אוֹבֵר (עצות) p. 4. als ein eigenes Wort, als *forma constr.* von אוֹבֵר vor אוֹבֵר p. 6. eingerückt werden sollen. Die Form אֹבֵר aber p. 5. wäre Grund genug gewesen, einen Radix אבר *projecit e manu* zu setzen, wie nach אוֹבִיר p. 6. den Radix עבב *male habuit.* Da אָבַד hebr. *wollen* und arab. *nichtwollen* bedeutet und die Bedeutung: Hinund Herhängen, auch aus dem Derivatum אֲבָיִים *arundo* wahrscheinlich ist, so wäre wohl ohne Zweifel als Grundbedeutung *pendit sive retrorsum sive antrorsum* anzunehmen. הָבֵא aber kann aus אֲבָיִים nicht erklärt werden, weil dies Wort: *innuit digito, at quis recedat* bedeutet. Von der Bedeutung des Verbum אָבַה *aversari* ist auch im hebr. אבוי *nauseandum* als passive Form p. 9. eine Spur. Prov. 23, 29. *cuinam dicas impune: o nausea i. e. nauseande!* — Die Derivata von אכס nach أيش *collegit* zu erklären, wäre der Regel und den einzelnen Stellen gemäßer, als die Vergleichung mit ايس *pressit valide*, welche Bedeutung nicht einmal von den niederländischen Gewährsmännern erwiesen ist. אֲכוּסִים 1 Reg. 5, 3. sind *collectae ferae*, ein Geheg. שׁוֹר אָבוּס Prov. 15, 17. ist *caro tauri in*

Google

conam collecta f. collata, wie ايش *das Zusammentragen von Gerichten zu (gemeinschaftlichen) Malzeiten* bedeutet. אֲבוֹס ist *locus, ubi coacervatur vel triticum, vel pabulum quodcunque.* Job. 39. 9. übersetzen wir: *an morabitur ad (juxta) pabularium tuum?* Der wilde Stier, ist der Sinn, würde es sich nicht bey dir, nicht einmal neben deinem Futterstall, gefallen lassen. — אבק *pulvis* ist nicht *dictus a tegendo*, weil ابق *nicht* eigentlich die Bedeutung: bedecken, hat, sondern *sich entziehen*, entfliehen (wie Quecksilber) daher: *sich verstecken.* Verwechslungen mit ابق sollten zum voraus verurtheilt und also gar nicht angeführt seyn. Dass die Wolken *der Staub* unter Gottes Füssen Nah. 1, 3. genannt seyn sollten, wäre sonderbar genug. Vergisst man aber die Bedeutung: *subtraxit se*, nicht, so übersetzt sich die Stelle leicht: *cum turbine Deus vadit et nubes sunt id, quod se subtrahit pedibus ipsius*; die Wolken fliehen unter seinem Fussstritt! — Fasst man die Bedeutungen, welche אבר in den semitischen Dialekten gewiss hat, zusammen, so scheint *pupugit* allerdings die Grundbedeutung. Daher zunächst *aeber, aebrah, heabir, penna, pennatus fuit.* Aber eben so stammt alsdann die Bedeutung *Befruchten* (beym Palmbaum, bey Thieren etc.) von jenem Etymon *durchstechen* ab, und drittens entsteht bey der passiven Form אָבוּר die Bedeutung *fruchtbar, reich seyn*; welches mit שָׁדֵי (rd. שָׁדָה) *affluens* synonym scheint. אָבִיר יעקב ist: *der für Jakob reich ist.* Hingegen אַבִּיר rechnen wir zu עָבַר wie נֵדֶר zu נָדַר als *Hiphelica*, um den verdoppelten Mittelbuchstaben sprachrichtig zu erklären. — אַבְרֵךְ ein unförmlicher Imperativ? Natürlicher würde es als hebräisches Wort betrachtet, die 1. *perf. fut. Hph.* seyn: *ego genua flectere faciam i. ego, unxit, regit nomine genua flecti jubeo.* Als koptische Formel ist es von Pfeiffer p. 21. am natürlichsten gelöst, wenn man sensu nicht *optativo*, sondern *imperativo* übersetzt: *ut inclinet se sc. spiritus.* — Dass אָגַר *collegit* bedeute, ist nicht aus den Bibelstellen, wo dies Wort sich findet, noch weniger aus den Dialekten erweislich. Jene Bedeutung gehört also gewiss zu denen aus den Rabbinischen Wörterbüchern mit Unrecht beybehaltenen. Die Grundbedeutung scheint: *wieder geben*, zu seyn. אגר ולדה *er hat sein Kind wieder gegeben*, wenn es starb. Daher: *wieder gesund machen*, aber auch: die Arbeit erstatten, *lohnen, miethen*, auch *gemiethet werden, als ein belohnter arbeiten, belohnt werden.* Die von Schulz beym Coccejischen Lexicon angenommene Bedeutung *coll gavit os fractum* (von welcher Hr. E. sagt: *qua auctoritate nitatur, equidem nescio*) steht zwar wirklich bey Castellus, p. 33. bewiesen aber nicht *notionem ligandi* sondern steht unter dem allgemeinern: wieder gesund machen. Wir übersetzen Prov. 6, 8. *wie ein Gedungener* (d. i. hart) *erarbeitet* die Ameise in der Aernte ihr Futter; 10. 5. klug ist, wer in der Aernte *wie ein Gedungener arbeitet.* Deut. 23. 39. Weingärten magst du anpflanzen, aber keinen Lohn *empfangen.* So stimmt denn auch die von Hn. E. selbst für אגורה richtig angenommene Bedeutung: *mieth*, mit dem Wurzelworte zusammen. Für אֶתֶן *bosta* und אָדוֹן *dominus* ist wahrscheinlich טִפְשׁ דון *subtus, infra*, der wahre Radix und אתן aus אדן wie רתן aus רדן zusammengezogen. Eben so gehört אֲרֻנָּת *pulvinar* wahrscheinlich nicht zu Adar, da jenes Wort, auch wenn es allein steht 1. Kön. 19, 13. 29. Mantel bedeutet; eine Bedeutung, die nur A. Schultens von *hernia laboravit* abzuleiten rathen könnte! Wir halten אֲרֻנָּת für zusammengezogen aus אֲרוֹרֶת von ארר *herumgehen, etwas rund umgehen.* Das Verbum ארר aber scheint uns seine Bedeutung von dem noch einfachern und also primitiven ערר *abundavit, luxuriatus est*, wie אהב von חבב zu haben. Da אדר *gross* bedeutet, so scheint uns die Bedeutung *Oberrichter* für Adargaferin Dan. 3, 2. 3. die passendste, weil sie sogleich nach den Pachavata, den Statthaltern der Provinzen, genannt sind; אַרְכַּמּוֹן aber scheint uns nicht einerley mit דַּרְכְּמוֹן sondern vielmehr eine Zusammensetzung aus ארר *gross* und כון *ein Fabricat*, hier: *Münze.* Eben so אַרְכַּסְתְּ *der Grosskonig, der höchste* König des Himmels.

Doch, dies sey genug. Der Beweis, dass nach der Rec. Ueberzeugung für genaue Erforschung und Bestimmung der Abstammung, Grundbedeutung und der übrigen Significate hebräischer Worte noch viel mehr als bisher geleistet werden müsste, wenn durch fortgesetzte Bemühungen der wenigen, welche hiezu Kenntnisse, Lust und Fleiss vereinigen, dieses Fach, so weit als es nach der Natur der Sache möglich ist, berichtigt werden solle — dieser Beweis war auf keine andere Art zu führen, als durch eine nach der alphabetischen Folge der Worte dargelegte kurze Uebersicht, wo wir neuangestellte, von dem hergebrachten unabhängige Untersuchungen bey Hn. E. erwartet hätten. Nicht als ob nun wir gerade immer die richtige und natürlichste Auflösung gefunden zu haben wähnten. Wir wollten nur nicht auf Lücken deuten, ohne wenigstens einen Versuch zur Ergänzung gemacht zu haben. Aber dass man bey den alten, meist von A. Schultens erborgten Versuchen noch nicht stehen bleiben könne, scheint uns durch diese Proben, die Schritt für Schritt leicht durch das ganze Lexicon verfolgt werden könnten, schon genugsam erwiesen. Fern ist deswegen auch die Absicht von uns, dieses alles zum Tadel des Eichhorn. Werks häufen zu wollen. Immer ist dieses besser, als seine Vorgänger. Desto nothwendiger

wendiger aber bleibt die Obliegenheit des Rec., wenn das tiefere Eindringen in dieses Studiums nicht selbst dadurch geheimnt werden soll, wie sehr weit man überhaupt noch vom Ziele sey, nicht vergessen zu lassen!

4. *Auch einzelne Redensarten zu erklären, und dabey manche anscheinende Anomalie zu heben*, welche oft allzu schnell von Schröder u. a. in eine Regel verwandelt worden ist, bleibt nothwendig. Auch hiezu wenigstens einiger Nachtrag! אָבַר p. 6. ist nach der Form: *periens, perditus*, nicht *perditio*. Die Phrasis Num. 24, 20. 24. עֲדֵי אוֹבֵד ist daher wahrscheinlich sprüchwörtlich zu deuten: *usque ad peritum sunt i. e. omnino sunt periturі.* אֲבָנִים גְּזוּלוֹת מִן הַשָּׁמַיִם p. 14. aus Jos. 10, 11. gehört unter diejenige Stellen, deren Anomalie zu heben gewesen wäre, *da eine wahre Ungleichheit des Genus*, soviel Rec. findet, *auch im hebräischen nie vorkommt*, wie sie nach der Sprachanalogie in keiner nur etwas gebildeten Sprache vorkommen kann. גָּדַר גָּבַל ist *torquere, vibrare*. Daher wäre zu übersetzen: *lapides, vibrationes a coelo, i. e. a. c. vibrati*. Dass אַיְּגַבֵּשׁ Ezech. 13, 11. 13. 38, 22. den arabischen Artikel ل p. 305. haben sollte, ist wider allen sonstigen behr. Sprachgebrauch. Sollte er bey diesem einzigen Wort beybehalten seyn? جَسَّ ist *jactare*. אֵל *Deus*, wird manchen Worten vorgesetzt. *Dei jactatum i. e. Deo jactatum*, (Gottes Hagel) scheint uns weit wahrscheinlicher. Ueber *Obnaim* ist uns die Deutung von Hn. E. dass es von בָּנַח *Meschine* bedeute, sehr wahrscheinlich. Das Wort *muss* aber nicht ein Dualis seyn, so wenig als מַיִם und andere Derivate von Verbis לו und לי. — Will man Jes. 10, 13. wie p. 20. geschieht, übersetzen: *ut tauros ad tanieum deiuco alte sedentes*, so wird gerade das Bild: *alte* in den Text hineingetragen. Der Sinn scheint vielmehr dieser: *ut heros (turgidus coll. incolas deturbo &c. ex* עִתְּוּתוֹתֵיהֶם *muninentis suis.*

Die noch übrigen Theile des Plans berühren wir nicht, da sie auf das Ganze eines kehr. Lexicons wenig Einfluss haben. Mögen die bisherigen Bemerkungen wenigstens unsern „guten Willen“ beweisen, das seinen Gesetzen bey weitem noch nicht genug thuende hebräische Sprachstudium, nach Hülfsmitteln, wie wir sie haben, zu vervollkommnen und zu seiner Vervollkommnung aufzumuntern.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Königsberg, b. Hartung: *Sammlung einiger Predigten*, von D. *Johann Ernst Schultz*, Oberhofprediger. 1791. 330 S. 8. (20 gr.)

Wenn man bey dem bloßen Durchblättern dieser Predigten auf Stellen trifft, wie z. B. folgende (S. 73.): „Es wird gewiss das vorzüglichste Glück seyn, *to* (welches) ein Mensch hier erreichen kann, wenn ihm durch die Versöhnung Jesu Vergebung der Sünde, Gnade, Leben und Seligkeit für diese und jene Welt dargereicht wird.“ Denn was kann in diesem Sinne *an Jesum glauben* in dieser Absicht wohl anders heißen, als durch die *Schuldforderungen des Gesetzes* angeklagt, von unserm eigenen Gewissen beunruhigt und *überzeugt* (?) und aller Drohungen der Gerechtigkeit völlig werth befunden, bey Jesu die Versicherung *der geleisteten Bezahlung unserer Schulden abholen* (!) und dagegen Segen und Heil für uns bereitet finden? Was heisst es anders, als zu Schmach und Marter verurtheilt, des Todes würdig, nun durch Jesum das gewisse Urtheil von Gott erhalten, dass die Herrlichkeit, Seligkeit und Unsterblichkeit des Himmels das uns zugefallene Loos ist? (Also kann Gott wirklich einen Menschen anders beurtheilen, als er ist?) Was heisst es anders, als *bettelarm* von Jesu einen überschwenglichen Reichthum der schatzbarsten Segensgüter, wodurch uns in Zeit und Ewigkeit geholfen wird, *in Empfang nehmen?*“ Wenn man, wie gesagt, auf solche derb orthodoxe Stellen wie diese kommt, und deren gibt es in dieser Sammlung mehrere, so wäre es wohl zu verzeihen, wenn man das Buch sogleich bey Seite legte. Rec. hat sich aber dennoch nicht abhalten lassen, einen Theil dieser Predigten ganz durchzulesen, und er muss gestehen, dass er in moralischer und ascetischer Rücksicht viel Nützliches darin gefunden hat. So hat er z. B. die zweyte „von der Eitelkeit menschlicher Unternehmungen“ mit vieler Theilnehmung gelesen. Darttellung und Ausdruck sind da auch etwas anders beschaffen, als wo der Vf. seine alte Compendiendogmatik zum Besten gibt. Zur Nachricht für unsere Leser wollen wir die Ueberschriften noch abschreiben. 1) Der Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn von Gott gegeben. 2) Die Eitelkeit der menschlichen Unternehmungen. 3) Die Mildthätigkeit eine Menschen- und Christenpflicht. 4) Dass die Bekehrung schon an sich selbst und ihrer Natur nach eine selige Sache sey. 5) Vor Gott wird der Wille der That gleich geachtet. 6) Die nothwendige Verbindung der Liebe gegen (zu) Gott mit der Liebe gegen den Nächsten. 7) Gedächtnisspredigt auf Friedrich den zweyten. 8) Huldigungspredigt bey dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm II. 9) Das Glück der Könige in der Hand Gottes. 10) Betrachtungen über den Waisenstand unter (den) Menschen. 11) Lehrer des Christenthums als Lehrer, die von Gott kommen. 12) Die vermeinte Klugheit des irrdischgesinnten. 13) Die wahre Klugheit des Frommen. 14) Von der Liebe des Christen zu Gott. 15 und 16) Dass, denen die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen. *S. A. L. Z. 1793. II. p. 248.*

Leipzig, b. Gabler: *Andachtsbuch für christliche Soldaten*, von M. *Carl Friedr. Lucius*, Katecheten an der Peterskirche in (zu) Leipzig. 1794. 294 S. 8. (16 gr.)

Diese religiösen Betrachtungen sind nicht von gleichem Werthe; fast alle aber haben den Fehler, dass sie zu monotonisch, zu lang und mit einer Menge Tautologien angefüllt sind. Die Sprache ist declamatorisch, irrgends simpel und herzlich; ein Fehler in welchen fast alle

junge Schriftsteller verfallen, wenn sie mit Erbauungsbüchern vor dem Publicum auftreten. Vielleicht würde auch Hn. L. irgend eine andere gelehrte Arbeit besser gelungen seyn, als diese, welche er lieber einem bejahrten Feld- oder Garnisonprediger hätte überlassen sollen. Die 15te Betrachtung ist lesenswerth, nur wird die gute Wirkung, welche sie haben konnte, dadurch sehr vermindert, dass ein Soldat seinem, mit Todesschmerzen ringenden, Cameraden in einem recht altpriestermässigen Tone sein Sündenregister vorhält, da doch in solchen Umständen Gemüthsruhe zu erhalten, weit zweckmässiger seyn würde. Die S. 237. vorkommende historisch-dogmatische Charfreytagsbetrachtung hätte ganz wegbleiben oder mit etwas Bessern vertauscht werden sollen. Da sich der Vf., wie er in der Vorrede sagt, keine ganz rohen Leser gedacht hat, so sieht man nicht ein, wie er diese Betrachtung mit folgenden Worten anfangen konnte." Es lebte einst ein Mann, Jesus von Nazareth, unter dem jüdischen Volke u. s. w." Jeder Betrachtung ist eine biblische Stelle vorgesetzt, die Hr. L. nicht für den Text dazu, sondern für ein bloses Motto will angesehen wissen (Vorr. S. X.). Auch ein Motto muss wenigstens passend seyn, was hier nicht immer der Fall ist, z. B. S. 208. „*Bey der Rückkehr in's* (in das) *Vaterland.*" Zeuch deine Schuhe aus von deinen Füssen, denn der Ort, da du aufstehest, ist ein heilig Land 2 B. Mos. IV. 4. „S. 128. Betrachtung eines Soldaten der zum erstenmale gegen den Feind geht." *Siehe ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe; darum seyd klug wie die Schlangen und ohne falsch wie die Tauben*, Matth. X. 16. Hier hat Hr. L. den höchsten Grad des Abgeschmackten erreicht, und die Leiter mit sich hinaufgezogen!

DESSAU, b. Hofmann u. Comp.: *Auswahl der vorzüglichsten Kanzelreden* des seligen Seniors *Patzke* in Magdeburg, in einem *Jahrgang Predigten über die Evangelien*, aus dessen hinterlassenen Manuscripten geordnet und von seinen Erben herausgegeben. Erster Band. 1794. 340 S. 8. (1 Rthlr.)

Der ungenannte Herausgeber verlichert, diese Predigten, deren erster Band vom 1. Adv. bis Septuages. geht, aus vielen Jahrgängen des sel. Mannes ausgewählt zu haben und schreibt in der Vorrede sehr vieles zu ihrem Lobe. Indessen zeichnen sich doch diese Kanzelreden weder durch Auswahl der Materien, noch durch die Art der Behandlung und des Vortrags vor andern sonderlich aus. Zum Belege der Unbestimmtheit des Ausdrucks, auch mancher vorkommenden Hebraismen mögen zwey Perioden aus der ersten Predigt dienen. Sie fängt folgendermaisen an: „Wir kehren heute wieder *in die Kirche Jesu zu der Zeit* zurück, die wir vor einem Jahre *um diese Zeit* anfingen; wir kehren wieder zu den Wahrheiten des Evangeliums Jesu zurück, die wir vor einem Jahre um diese Zeit zu erklären anfingen;" und der Schluss lautet so: „Du Erlöser, dessen Zukunft *im Fleisch* wir feyern, erbarme dich über jedes verlorne *Schaf*, über jede verirrte Seele und füge sie wieder zu deinem *Leibe* (das soll doch wohl heissen: zu der Gemeine deiner ächten Bekenner?) dass wir alle, alle dich recht erkennen und deine *Kinder* am Ende dieses Jahrs (??) seyn mögen." — Es ist indessen nicht zu leugnen, dass im Ganzen genommen, diese Predigten, besonders Minderaufgeklarten, zu Beförderung guter Gesinnungen nützlich seyn können.

BRESLAU, BERLIN u. LEIPZIG, b. Leukardt, Frank u. Junius: *Johann Timotheus Hermes Predigten über die Sontage und Feste des ganzen Jahres* (1792) 480 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Ebendaf.: *Desselben neue Predigten für die Sontage und Feste des ganzen Jahres* (1793) 480 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Wir nehmen diese beiden Jahrgänge zusammen, weil sie, wie alle übrige homiletische Arbeiten des Vf. nach der durchaus ähnlich sind. An Popularität des Ausdrucks fehlt es ihnen beynahe gänzlich, und wir möchten daher keinem angehenden Prediger oder Kandidaten anrathen, sich dieselben zu seinem Muster in der Vortragsart der Religionswahrheiten vor einer vermischten Versammlung von Zuhörern auszuwählen. In mancher andern Hinsicht aber vereinigen sie in sich sehr viel schätzbares, wie sich das von einem Manne, welchen das Publicum schon lange von einer sehr ehrenwerthen Seite kennt, nicht anders erwarten liess, so viele treffende Charakterschilderungen aus dem Leben Christi und der Geschichte seiner Zeit und Volksgenossen; so viele feine Winke für Welt und Menschenkenntniss; so viele lehrreiche Anweisungen auf Bedürfnisse unsrer Zeit, so viele kräftige Empfehlungen der christlichen Rechtschaffenheit mit genauen Anwendungen auf die Verhältnisse des gemeinen Lebens u. s. w. Leser aus gebildetern Klassen werden daher bey diesen Predigten vorzüglich ihre Rechnung finden. Auch dürften angehende Religionslehrer allerdings wohlthun, wenn sie dieselben als einen reichen Stoff zu ihrer eigenen weitern Verarbeitung in ihrer Manier zu benutzen suchten.

ERLANGEN, b. Palm: *Predigten für die Bedürfnisse unserer Zeit* in der Universitätskirche zu Erlangen gehalten von *Albrecht Bayer*, Prof. der Phil. Zweytes Bandchen. 1793. 238 S. 8. (12 gr.)

Die ersten beiden, welche von der Vaterlandsliebe und von den gegenseitigen Pflichten der Obrigkeit und der Unterthanen handeln, erschienen ein Jahr früher und wurden mit verdientem Beyfall aufgenommen. Der Vf. hat sie aber in dieser Sammlung mit abdrucken lassen, weil ihr Inhalt sich ganz auf neuere Zeitbedürfnisse beziehe. Die übrigen vier über folgende Themata: Glückseligkeit ist Bestimmung des Menschen hienieden — von dem Endzweck der Ankunft Christi auf Erden, die Sittlichkeit zu befördern — von der Sinnesänderung — wie lernt der Christ an dem Beyspiele Jesu sterben? möchte man auch in einem andern guten Sinne Predigten für die Bedürfnisse unsrer Zeit nennen, in sofern wir solcher Kanzelreden, die mit *dem* Lichte, mit *der* Ordnung und Eindringlichkeit wie diese abgefasst sind, gerade in unsern Tagen am allerwenigsten entbehren können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 11. *September* 1794.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zürich, b. Orell u. Comp.: *Gedichte* von *Friedrich Matthiſſon.* Dritte vermehrte Auflage. 1794. mit einem Titelkupfer von Lips gezeichnet und von Guttenberg geſtochen. 166 S. 8.

Daſs die Griechen, in den guten Zeiten der Kunſt, der *Landſchaftmalerey* nicht viel nachgefragt haben, iſt etwas bekanntes, und die Rigoriſten in der Kunſt ſtehen ja noch heutiges Tages an, ob ſie den Landſchaftmaler überhaupt nur als ächten Künſtler gelten laſſen ſollen. Aber, was man noch nicht genug bemerkt hat, auch von einer Landſchaft-*Dichtung*, als einer eigenen Art von Poeſie, die der epiſchen, dramatiſchen und lyriſchen ohngefähr eben ſo, wie die Landſchaftmalerey der Thier- und Menſchenmalerey gegenüber ſteht, hat man in den Werken der Alten wenig Beyſpiele aufzuweiſen.

Es iſt nemlich etwas ganz anders, ob man die unbeſeelte Natur blofs *als Local einer Handlung* in eine Schilderung mit aufnimmt, und, wo es etwa nöthig iſt, von ihr die Farben zur Darſtellung der beſeelten entlehnt, wie der Hiſtorienmaler und der epiſche Dichter häufig thun, oder ob man es gerade umkehrt, wie der Landſchaftmaler, die unbeſeelte Natur *für ſich ſelbſt* zur Heldin der Schilderung, und den Menſchen blofs zum Figuranten in derſelben macht. Von dem erſtern findet man unzählige Proben im Homer und wer möchte den groſsen Maler der Natur in der Wahrheit, Individualität und Lebendigkeit erreichen, womit er uns das Local ſeiner dramatiſchen Gemälde verſinnlicht? Aber den Neuern, (worunter zum Theil ſchon die Zeitgenoſſen des Plinius gehören,) war es aufbehalten, in Landſchaftsgemälden und Landſchaftspoeſien dieſen Theil der Natur für ſich ſelbſt zum Gegenſtand einer eigenen Darſtellung zu machen, und ſo das Gebiet der Kunſt, welches die Alten blofs auf Menſchheit und Menſchenähnlichkeit ſcheinen eingeſchränkt zu haben, mit dieſer neuen Provinz zu bereichern.

Woher wohl dieſe Gleichgültigkeit der griechiſchen Künſtler für eine Gattung, die wir Neuern ſo allgemein ſchätzen? Läſst ſich wohl annehmen, daſs es dem Griechen, dieſem Kenner und leidenſchaftlichen Freund alles Schönen, an Empfänglichkeit für die Reize der lebloſen Natur gefehlt habe, oder muſs man nicht vielmehr auf die Vermuthung gerathen, daſs er dieſen Stoff *wohlbedächtlich* verſchmähet habe, weil er denſelben mit ſeinen Begriffen von ſchöner Kunſt unvereinbar fand?

Es darf nicht befremden, dieſe Frage bey Gelegenheit eines Dichters aufwerfen zu hören, der in Darſtellung der landſchaftlichen Natur eine vorzügliche Stärke beſitzt, und vielleicht mehr als irgend einer zum Repräſentanten dieſer Gattung, und zu einem Beyſpiele dienen kann, was überhaupt die Poeſie in dieſem Fache zu leiſten im Stand iſt. Ehe wir es alſo mit ihm ſelbſt zu thun haben, müſſen wir einen kritiſchen Blick auf die Gattung werfen, worin er ſeine Kräfte verſuchte.

Wer freylich noch ganz friſch und lebendig den Eindruck von *Claude Lorrain's* Zauberpinſel in ſich fühlt, wird ſich ſchwer überreden laſſen, daſs es kein Werk der *ſchönen*, blofs der *angenehmen* Kunſt ſey, was ihn in dieſe Entzückung verſetzte; und wer ſo eben, eine Matthiſſoniſche Schilderung aus den Händen legt, wird den Zweifel, ob er auch wirklich einen Dichter geleſen habe, ſehr befremdend finden.

Wir überlaſſen es andern, dem *Landſchaftmaler* ſeinen Rang unter den Künſtlern zu verfechten, und werden von dieſer Materie hier nur ſoviel berühren, als zunächſt den *Landſchaftdichter* anbetrifft. Zugleich wird uns dieſe Unterſuchung die Grundſätze darbieten, nach denen man den Werth dieſer Gedichte zu beſtimmen hat.

Es iſt, wie man weiſs, niemals der *Stoff*, ſondern blofs die *Behandlungsweiſe*, was den Künſtler und Dichter macht; ein Hausgeräthe und eine moraliſche Abhandlung können beide durch eine geſchmackvolle Ausführung zu einem freyen Kunſtwerk geſteigert werden, und das Portrait eines Menſchen wird in ungeſchickten Händen zu einer gemeinen Manufactur herabſinken. Steht man alſo an, Gemälde oder Dichtungen, welche blofs unbeſeelte Naturmaſſen zu ihrem Gegenſtand haben, für ächte Werke der ſchönen Kunſt (derjenigen nemlich, in welcher ein Ideal möglich iſt) zu erkennen; ſo zweifelt man an der Möglichkeit, dieſe Gegenſtände ſo zu behandeln, wie es der Charakter der ſchönen Kunſt erheiſcht. Was iſt dieſs nun für ein Charakter, mit dem ſich die blofs landſchaftliche Natur nicht ganz ſoll vertragen können? Es muſs derſelbe ſeyn, der die ſchöne Kunſt von der blofs angenehmen unterſcheidet. Nun theilen aber beide den Charakter der *Freyheit*; folglich muſs das angenehme Kunſtwerk, wenn es zugleich ein ſchönes ſeyn ſoll, den Charakter der *Nothwendigkeit* an ſich tragen.

Wenn man unter Poeſie überhaupt die Kunſt verſteht, „uns durch einen freyen Effect unſrer productiven „Einbildungskraft in beſtimmte Empfindungen zu ver„ſetzen“ (eine Erklärung, die ſich neben den vielen, die über dieſen Gegenſtand im Curs ſind, auch noch wohl wird erhalten können) ſo ergeben ſich daraus zweyerley Foderungen, denen kein Dichter, der dieſen Namen verdienen will, ſich entziehen kann. Er muſs fürs erſte

unsre Einbildungskraft frey spielen und *selbst handeln* lassen, und zweytens muss er nichts desto weniger seiner Wirkung *gewiss* seyn, und eine *bestimmte* Empfindung erzeugen. Diese Foderungen scheinen einander anfänglich ganz widersprechend zu seyn, denn nach der ersten müsste unsre Einbildungskraft herrschen, und keinem andern als ihrem eigenen Gesetz gehorchen; nach der andern müsste sie dienen, und dem Gesetz des Dichters gehorchen. Wie hebt der Dichter nun diesen Widerspruch? Dadurch, dass er unserer Einbildungskraft keinen andern Gang vorschreibt, als den sie in ihrer vollen Freyheit und nach ihren eigenen Gesetzen nehmen müsste, dass er seinen Zweck durch Natur erreicht, und die äussere Nothwendigkeit in eine innere verwandelt. Es findet sich alsdann, dass beide Foderungen einander nicht nur nicht aufheben, sondern vielmehr in sich enthalten, und dass die höchste Freyheit gerade nur durch die höchste Bestimmtheit möglich ist.

Hier stellen sich aber dem Dichter zwey grosse Schwierigkeiten in den Weg. Die Imagination in ihrer Freyheit folgt, wie bekannt ist, blos dem Gesetz der Ideenverbindung, die sich ursprünglich nur auf einen zufälligen Zusammenhang der Wahrnehmungen in der Zeit, mithin auf etwas ganz empirisches, gründet. Nichts destoweniger muss der Dichter diesen empirischen Effect der Association zu *berechnen* wissen, weil er nur in soferne Dichter ist, als er durch eine freye Selbsthandlung unsrer Einbildungskraft seinen Zweck erreicht. Um ihn zu berechnen, muss er aber eine Gesetzmässigkeit darin entdecken, und den empirischen Zusammenhang der Vorstellung auf Nothwendigkeit zurückführen können. Unsre Vorstellungen stehen aber nur in sofern in einem nothwendigen Zusammenhang als sie sich auf eine objective Verknüpfung in den Erscheinungen, nicht blos auf ein subjectives und willkührliches Gedankenspiel gründen. An diese objective Verknüpfung in den Erscheinungen hält sich also der Dichter, und nur wenn er von seinem Stoffe alles sorgfältig abgesondert hat, was blos aus subjectiven und zufälligen Quellen hinzugekommen ist, nur wenn er gewiss ist, dass er sich an das *reine Object* gehalten, und sich selbst zuvor dem Gesetz unterworfen habe, nach welchem die Einbildungskraft in allen Subjecten sich richtet, nur dann kann er versichert seyn, dass die Imagination aller andern in ihrer Freyheit mit dem Gang, den er ihr vorschreibt, zusammenstimmen werde.

Aber er will die Einbildungskraft nur deswegen in ein bestimmtes Spiel versetzen, um *bestimmt* auf das Herz zu wirken. So schwer schon die erste Aufgabe seyn mochte, das Spiel der Imagination unbeschadet ihrer Freyheit zu bestimmen, so schwer ist die zweyte, durch dieses Spiel der Imagination den Empfindungszustand des Subjects zu bestimmen. Es ist bekannt, dass verschiedene Menschen bey der nemlichen Veranlassung, ja dass derselbe Mensch in verschiedenen Zeiten von derselben Sache ganz verschieden gerührt werden kann. Ungeachtet dieser Abhängigkeit unserer Empfindungen von zufälligen Einflüssen, die ausser seiner Gewalt sind, muss der Dichter unsern Empfindungszustand *bestimmen*; er muss also auf die Bedingungen wirken, unter welchen eine bestimmte Rührung des Gemüths *nothwendig* erfolgen muss. Nun ist aber in den beschaffenheiten eines Subjects nichts nothwendig als der Charakter der Gattung; der Dichter kann also nur in sofern unsere Empfindungen bestimmen, als er sie der Gattung in uns, nicht unserm specifischverschiedenen Selbst, abfodert. Um aber versichert zu seyn, dass er sich auch wirklich an die reine Gattung in den Individuen wende, muss er selbst zuvor das Individuum in sich ausgelöscht und zur Gattung gesteigert haben. Nur alsdann, wenn er nicht als der oder der bestimmte Mensch (in welchem der Begriff der Gattung immer beschränkt seyn würde) sondern wenn er *als Mensch überhaupt* empfindet, ist er gewiss, dass die ganze Gattung ihm nachempfinden werde — wenigstens kann er auf diesen Effect mit dem nemlichen Rechte dringen, als er von jedem menschlichen Individuum Menschheit verlangen kann.

Von jedem Dichterwerke werden also folgende zwey Eigenschaften unnachlässlich gefodert: *erstens*: nothwendige Beziehung auf seinen Gegenstand (objective Wahrheit); *zweytens*: nothwendige Beziehung dieses Gegenstandes, oder doch der Schilderung desselben, auf das Empfindungsvermögen (subjective Allgemeinheit). In einem Gedicht muss alles *wahre Natur* seyn, denn die Einbildungskraft gehorcht keinem andern Gesetze, und erträgt keinen andern Zwang, als den die Natur der Dinge ihr vorschreibt; in einem Gedicht darf aber nichts *wirkliche* (historische) *Natur* seyn, denn alle Wirklichkeit ist mehr oder weniger Beschränkung jener allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Mensch ist gerade um soviel weniger Mensch, als er individuell ist; jede Empfindungsweise ist gerade um soviel weniger nothwendig und rein menschlich, als sie einem bestimmten Subject eigenthümlich ist. Nur in Wiegenfang des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Nothwendigen liegt *der grosse Styl*.

Aus dem gesagten erhellet, dass das Gebiet der eigentlich schönen Kunst sich nur soweit erstrecken kann, als sich in der Verknüpfung der Erscheinungen Nothwendigkeit entdecken lässt. Ausserhalb dieses Gebietes, wo die Willkühr und der Zufall regieren, ist entweder keine Bestimmtheit oder keine Freyheit; denn sobald der Dichter des Spiel unserer Einbildungskraft durch keine *reine* Nothwendigkeit lenken kann, so muss er es entweder durch eine *äussere* lenken, und dann ist es nicht mehr *unsre* Wirkung; oder er wird es gar nicht lenken, und dann ist es nicht mehr *seine* Wirkung; und doch muss schlechterdings beides beysammen seyn, wenn ein Werk poetisch heissen soll.

Daher mag es kommen, dass sich bey den weisten Alten die Poesie sowohl als die bildende Kunst nur im Kreise der Menschheit aufhielten, weil ihnen nur die Erscheinungen an dem (äussern und innern) Menschen diese Gesetzmässigkeit zu enthalten schienen. Einem unterrichteteren Verstand, als der unsrige ist, mögen die übrigen Naturwesen vielleicht eine ähnliche zeigen; für unsre Erfahrung aber zeigen sie sie nicht, und der Willkühr ist hier schon ein sehr weites Feld geöffnet. Das Reich *bestimmter* Formen geht über den *thierischen Körper* und das *menschliche Herz* nicht hinaus, daher nur in diesen

diesen beiden ein Ideal kann aufgestellt werden. *Ueber* dem Menschen (als Erscheinung) gibt es kein Object für die Kunst mehr, obgleich für die Wissenschaft; denn das Gebiet der Einbildungskraft ist hier zu Ende. *Unter* dem Menschen gibt es kein Object für die *schöne* Kunst mehr, obgleich für die *angenehme*, denn das Reich der Nothwendigkeit ist hier geschlossen.

Wenn die bisher aufgestellten Grundsätze die richtigen sind (welches wir dem Urtheil der Kunstverständigen anheim stellen), so lässt sich, wie es bey dem ersten Anblicke scheint, für landschaftliche Darstellungen wenig Gutes daraus folgern, und es wird ziemlich zweifelhaft, ob die Erwerbung dieser weitläuftigen Provinz als eine wahre Grenzerweiterung der schönen Kunst betrachtet werden kann. In demjenigen Naturbezirke, worinn der Landschaftmaler und Landschaftdichter sich aufhalten, verliert sich schon auf eine sehr merkliche Weise die Bestimmtheit der Mischungen und Formen; nicht nur die Gestalten sind hier willkührlicher, und erscheinen es noch mehr; auch in der Zusammensetzung derselben spielt der Zufall eine, dem Künstler sehr lästige, Rolle. Stellt er uns also bestimmte Gestalten, und in einer bestimmten Ordnung vor, so bestimmt *er*, und nicht *wir*, indem keine objective Regel vorhanden ist, in welcher die freye Phantasie des Zuschauers mit der Idee des Künstlers übereinstimmen konnte. Wir empfangen also das Gesetz von ihm, das wir uns doch selbst geben sollten, und die Wirkung ist wenigstens nicht rein poetisch, weil sie keine vollkommen freye Selbsthandlung der Einbildungskraft ist. Will aber der Künstler die Freyheit retten, so kann er es nur dadurch bewerkstelligen, dass er auf Bestimmtheit, mithin auf wahre Schönheit, Verzicht thut.

Nichts destoweniger ist dieses Naturgebiet für die schöne Kunst ganz und gar nicht verloren, und selbst die von uns so eben aufgestellten Principien berechtigen den Künstler und Dichter, der seine Gegenstände daraus wählt, zu einem sehr ehrenvollen Range. Fürs erste ist nicht zu läugnen, dass bey aller anscheinenden Willkühr der Formen auch in dieser Region von Erscheinungen noch immer eine grosse Einheit und Gesetzmässigkeit herrschet, die den weisen Künstler in der Nachahmung leiten kann. Und dann muss bemerkt werden, dass, wenn gleich in diesem Kunstgebiet von der Bestimmtheit der Formen sehr viel nachgelassen werden muss (weil die Theile in dem Ganzen verschwinden, und der Effect nur durch *Massen* bewirkt wird) doch in der Composition noch eine grosse Nothwendigkeit herrschen könne, wie unter andern die Schattirung und Farbengebung in der malerischen Darstellung zeigt.

Aber die landschaftliche Natur zeigt uns diese strenge Nothwendigkeit nicht in allen ihren Theilen, und bey dem tiefsten Studium derselben wird noch immer sehr viel willkührliches übrig bleiben, was den Künstler und Dichter in einem niedrigern Grade von Vollkommenheit gefangen hält. Die Nothwendigkeit die der ächte Künstler an ihr vermisst, und die ihn doch allein befriedigt, liegt nur innerhalb der menschlichen Natur, und daher wird er nicht ruhen, bis er seinen Gegenstand in dieses Reich der höchsten Schönheit hinübergespielt hat. Zwar wird er die landschaftliche Natur für sich selbst so hoch steigern als es möglich ist, und soweit es angeht, den Charakter der Nothwendigkeit in ihr aufzufinden und darzustellen suchen; aber weil er, aller seiner Bestrebungen ungeachtet, auf diesem Wege nie dahin kommen kann, sie der menschlichen gleich zu stellen, so versucht er es endlich, sie durch eine symbolische Operation in die menschliche zu verwandeln, und dadurch aller der Kunstvorzüge, welche ein Eigenthum der letztern sind, theilhaftig zu machen.

Auf was Art bewerkstelligt er nun dieses, ohne der Wahrheit und Eigenthümlichkeit derselben Abbruch zu thun? Jeder wahre Künstler und Dichter, der in dieser Gattung arbeitet, verrichtet diese Operation, und gewiss in den mehresten Fällen, ohne sich eine deutliche Rechenschaft davon zu geben. Es gibt zweyerley Wege, auf denen die unbeseelte Natur ein Symbol der menschlichen werden kann: entweder als Darstellung von Empfindungen, oder als Darstellung von Ideen.

Zwar sind Empfindungen, *ihrem Inhalte nach*, keiner Darstellung fähig; aber *ihrer Form nach* sind sie es allerdings, und es existirt wirklich eine allgemein beliebte und wirksame Kunst, die kein anderes Object hat, als eben diese Form der Empfindungen. Diese Kunst ist die *Musik*, und in sofern also die Landschaftmalerey oder Landschaftpoesie musikalisch wirkt, ist sie Darstellung des Empfindungsvermögens, mithin Nachahmung menschlicher Natur. In der That betrachten wir auch jede malerische und poetische Composition als eine Art von musikalischem Werk, und unterwerfen sie zum Theil denselben Gesetzen. Wir fodern auch von Farben eine Harmonie und einen Ton und gewissermaassen auch eine Modulation. Wir unterscheiden in jeder Dichtung die Gedankeneinheit von der Empfindungseinheit, die musikalische Haltung von der logischen, kurz wir verlangen, dass jede poetische Composition neben dem, was ihr Inhalt ausdrückt, zugleich durch ihre Form Nachahmung und Ausdruck von Empfindungen sey, und als Musik auf uns wirke. Von dem Landschaftsmaler und Landschaftsdichter verlangen wir diess in noch höherem Grade und mit deutlicherem Bewusstseyn, weil wir von unsern übrigen Anforderungen an Producte der schönen Kunst bey beiden etwas herunter lassen müssen.

Nun besteht aber der ganze Effect der Musik (als schöner und nicht blos angenehmer Kunst) darin, die inneren Bewegungen des Gemüths durch analogische äussere zu begleiten und zu versinnlichen. Da nun jene innern Bewegungen (als menschliche Natur) nach strengen Gesetzen der Nothwendigkeit vor sich gehen; so geht diese Nothwendigkeit und Bestimmtheit auch auf die äussern Bewegungen, wodurch sie ausgedrückt werden, über; und auf diese Art wird es begreiflich; wie, vermittelst jenes symbolischen Acts, die gemeinen Naturphänomene des Schalles und des Lichts von der ästhetischen Würde der Menschennatur participiren können. Dringt nun der Tonsetzer und der Landschaftmaler in das Geheimniss jener Gesetze ein, welche über die innern Bewegungen des menschlichen Herzens walten,

und studirt er die Analogie, welche zwischen diesen Gemüthsbewegungen und gewissen äussern Erscheinungen statt findet; so wird er aus einem Bildner gemeiner Natur zum wahrhaften Seelenmaler. Er tritt aus dem Reich der Willkühr in das Reich der Nothwendigkeit ein, und darf sich, wo nicht dem plastischen Künstler, der den *äussern* Menschen, doch dem Dichter, der den *innern* zu seinem Objecte macht, getrost an die Seite stellen.

Aber die landschaftliche Natur kann auch *zweytens* noch dadurch in den Kreis der Menschheit gezogen werden, dass man sie zu einem Ausdruck von Ideen macht. Wir meynen hierüber keineswegs diejenige Erweckung von Ideen, die von dem Zufall der Association abhängig ist; denn diese ist willkührlich und der Kunst gar nicht würdig; sondern diejenige, die nach Gesetzen der symbolisirenden Einbildungskraft nothwendig erfolgt. In thätigen und zum Gefühl ihrer moralischen Würde erwachten Gemüthern sieht die Vernunft dem Spiele der Einbildungskraft niemals müssig zu; unaufhörlich ist sie bestrebt dieses zufallige Spiel mit ihrem eigenen Verfahren übereinstimmend zu machen. Bietet sich ihr nun unter diesen Erscheinungen eine dar, welche nach ihren eigenen (praktischen) Regeln behandelt werden kann; so ist ihr diese Erscheinung ein Sinnbild ihrer eigenen Handlungen, der todte Buchstabe der Natur wird zu einer lebendigen Geistersprache, und das äussere und innere Auge lesen dieselbe Schrift der Erscheinungen auf ganz verschiedene Weise. Jene liebliche Harmonie der Gestalten, der Töne und des Lichts, die den ästhetischen Sinn entzücket, befriedigt jetzt zugleich den moralischen; jene Stetigkeit, mit der sich die Linien im Raum oder die Töne in der Zeit aneinander fügen, ist ein natürliches Symbol der innern Uebereinstimmung des Gemüths mit sich selbst und des sittlichen Zusammenhangs der Handlungen und Gefühle, und in der schönen Fügung eines pittoresken oder musikalischen Stücks mit sich die noch schönere einer sittlich gestimmten Seele.

Der Tonsetzer und der Landschaftsmaler bewirken dieses blos durch die Form ihrer Darstellung, und stimmen blos das Gemüth zu einer gewissen Empfindungsart und zur Aufnahme gewisser Ideen; aber einen Inhalt dazu zu finden, überlassen sie der Einbildungskraft des Zuhörers und Betrachters. Der Dichter hingegen hat noch einen Vortheil mehr; er kann jenen Empfindungen einen Text unterlegen, er kann jene Symbolik der Einbildungskraft zugleich durch den Inhalt unterstützen und ihr eine bestimmtere Richtung geben. Aber er vergesse nicht, dass seine Einmischung in dieses Geschäft ihre Grenzen hat. Andeuten mag er jene Ideen, anspielen jene Empfindungen; doch ausführen soll er sie nicht selbst, nicht der Einbildungskraft seines Lesers vorgreifen. Jede nähere Bestimmung wird hier als eine lästige Schranke empfunden, denn eben darin liegt der Anziehende solcher *ästhetischen Ideen*, dass wir in den Inhalt derselben wie in eine grundlose Tiefe blicken. Der wirkliche und ausdrückliche Gehalt, den der Dichter hineinlegt, bleibt stets eine endliche; der mögliche Gehalt, den er uns hinein zu legen überlässt, ist eine unendliche Grösse.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrheit. *Bergomo*, b. Locatelli: *Galateo dei Medici*. 63 S. 8. 1791. 1½ Liv. Venet.) Der Vf. dieses kleinen Werks ist Hr. D. *Pusa*, der sich schon durch mehrere Schriften als ein gelehrter und für das Wohl des Ganzen wirkender Schriftsteller gezeigt hat. Es ist in acht Abschnitte getheilt, worin er alles Wichtige über die Eigenschaften und Pflichten eines Arzts gesammelt und zusammengestellt hat.

Philologie. *Königsberg*, b. Hartung: *Chorum Euripideum* e Bacchis excerpsit et illustravit *Johannes Michael Hamann*. 1794. 20 S. 8. Eine Probeschrift bey dem Antritte seines Correctorats von dem Vf. geschrieben und dem Königsberger Senat gewidmet. Sie betrift den 370 — 433. Vers aus der auf dem Titel genannten Tragödie des Euripides. Voraus gehen einige unbefriedigende Vermuthungen über die Gründe, welche den Tragiker zu der Wahl eines Stoffes bewogen haben möchten, gegen den vielleicht sein weiser Freund und Lehrer manches einzuwenden gehabt haben dürfte. Vielleicht, meynt der Vf. unter andern, sey Euripides in seinem Alter etwas abergläubisch geworden. Uns scheint es, als habe der Dichter diesen Stoff theils um seiner tragischen Beschaffenheit, theils um seiner Beziehung willen auf das Fest, an welchem es aufgeführt werden sollte, gewählt; und dabey an eine Empfehlung der Bacchischen Orgien so wenig gedacht, als Aeschylus an eine Vernichtung des Jovisdienstes bey Verherrlichung seines Prometheus. Von dem Chor selbst, welcher nach *Barnesius* abgedruckt ist, glaubt Hr. H. er sey so beschaffen gewesen, dass man ihn nicht die Genauigkeit, welche man bey einer Probe der Erklärungsart erwartet. So soll V. 373. *κύκλε* eine unnöthige Wiederholung seyn. Recht gut; wenn nur *ἐς* nicht einen andern Stand. V. 386. erschöpft der Aufwand von Worten bey *κρύπτει στρόφαλον* doch die Sache nicht, und die Metapher bleibe unentwickelt. V 405. verwirft der Vf. die gewöhnliche Erklärung und die *Reiskische* Verbesserung des *Πάρι* in *Φάρι*, wovon er mit ihm darinne übereinstimmt, dass *κτανεῖν ἀκοῦσαν* dem Sinne nach so viel sey. *Nulla vero opus est commutatione*, sagt er, *si modo cogitemus hic Aegyptiacam aliquam Πάριν designari.* — *Si quaeris, ecquae fuerit in tota Aegypto urbs aliqua Paphos appellata, haec quaestio nescio.* Dieses klingt irgend wenig unkritisch. — Eine gedrängte Uebersicht der Gedankenreihe in diesem Chor vermisst man ungern.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 12. September 1794.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zürich, b. Orell u. Comp: *Gedichte von Friedrich Matthisson. etc.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.)

Wir haben diesen weiten Weg nicht genommen, um uns von unserm Dichter zu entfernen, sondern um demselben näher zu kommen. Jene dreyerley Erfordernisse landschaftlicher Darstellungen, welche wir so eben nahmhaft gemacht haben, vereinigt Hr. *M.* in den mehresten seiner Schilderungen. Sie gefallen uns durch ihre Wahrheit und Anschaulichkeit, sie ziehen uns an durch ihre musikalische Schönheit, sie beschäftigen uns durch den Geist, der darin athmet.

Sehen wir blos auf treue Nachahmung der Natur in seinen Landschaftsgemählden, so müssen wir die Kunst bewundern, womit er unsre Einbildungskraft zu Darstellung dieser Scenen aufzufodern, und ohne ihr die Freyheit zu rauben über sie zu herrschen weiss. Alle einzelnen Parthien in denselben finden sich nach einem Gesetz der Nothwendigkeit zusammen, nichts ist willkührlich herbeygeführt, und der generische Charakter dieser Naturgestalten ist mit dem glücklichsten Blick ergriffen. Daher wird es unserer Imagination so ungemein leicht, ihm zu folgen, wir glauben die Natur selbst zu sehen, und es ist uns, als ob wir uns blos der Reminiscenz gehabter Vorstellungen überliessen. Auch auf die Mittel versteht er sich vollkommen, seinen Darstellungen Leben und Sinnlichkeit zu geben, und kennt vortreflich sowohl die Vortheile als die natürlichen Schranken seiner Kunst. Der Dichter nemlich befindet sich bey Compositionen dieser Art immer in einem gewissen Nachtheil gegen den Mahler, weil ein grosser Theil des Effects auf dem *simultanen* Eindruck des Ganzen beruhet, das er doch nicht anders als *successiv* in der Einbildungskraft des Lesers zusammensetzen kann. Seine Sache ist nicht sowohl, uns zu repräsentiren, was *ist*, als was *geschieht*; und versteht er seinen Vortheil, so wird er sich immer nur an denjenigen Theil seines Gegenstandes halten, der einer *genetischen* Darstellung fähig ist. Die landschaftliche Natur ist ein auf einmal gegebenes Ganze von Erscheinungen, und in dieser Hinsicht dem Mahler günstiger, sie ist aber dabey auch ein successiv gegebenes Ganze, weil sie in einem beständigen Wechsel ist, und begünstiget in sofern den Dichter. Hr. *M.* hat sich mit vieler Beurtheilung nach diesem Unterschied gerichtet. Sein Object ist immer mehr das Mannichfaltige in der Zeit als das im Raume, immer mehr die *bewegte*, als die feste und ruhende Natur. Vor unsern Augen entwickelt sich ihr immer wechselndes Drama, und mit der reizendsten Stetigkeit laufen ihre Erscheinungen in einander. Welches Leben, welche Bewegung, findet sich z. B. in dem lieblichen *Mondscheingemählde* S. 85.

Der Vollmond schwebt im *Osten*;
Am alten Geisterthurm
Flimmt bläulich im *bemoosten*
Gestein der Feuerwurm.
Der Linde schöner Sylfe
Streift scheu in Lunens Glanz,
Im dunkeln Uferschilfe
Webt leichter Irrwischtanz.
Die Kirchenfenster schimmern;
In Silber wallt das Korn;
Bewegte Sternchen flimmern
Auf Teich und Wiesenborn;
Im Lichte wehn die Ranken
Der öden Felsenkluft;
Den Berg, wo Tannen wanken,
Umschleyert weisser Duft.
Wie schön der Mond die Wellen
Des Erlenbachs besäumt,
Der hier durch Binsenstellen,
Dort unter Blumen schäumt,
Als lodernde Kaskade
Des Dorfes Mühle treibt,
Und wild vom lauten Rade
In Silberfunken stäubt u. s. w.

Aber auch da, wo es ihm darum zu thun ist, eine ganze Decoration auf einmal vor unsre Augen zu stellen, weiss er uns durch die Stetigkeit des Zusammenhanges die Comprehension leicht und natürlich zu machen, wie in dem folgenden Gemählde S. 54.

Die Sonne sinkt; ein purpurfarbner Duft
Schwimmt um Savoyens dunkle Tannenhügel:
Der Alpen Schnee entglüht in hoher Luft;
Geneva mahlt sich in der Fluten Spiegel

Ob wir gleich diese Bilder nur nach einander in die Einbildungskraft aufnehmen, so verknüpfen sie sich doch ohne Schwierigkeit in eine Totalvorstellung, weil eines das andere unterstützt und gleichsam nothwendig macht. Etwas schwerer schon wird uns die Zusammenfassung in der nachstfolgenden Strophe, wo jene Stetigkeit weniger beobachtet ist.

In Gold verfliesst der Berggehölze Saum;
Die Wiesenflur, beschneyt von Blüthenflocken,
Haucht Wohlgeruche; Zephyr athmet kaum;
Vom Jura schallt der Klang der Heerdenglocken.

Digitized by Google

Von dem vergoldeten Saum der Berge können wir uns nicht ohne einen Sprung auf die blühende und duftende Wiese versetzen; und dieser Sprung wird dadurch noch fühlbarer, dafs wir auch einen andern Sinn ins Spiel setzen müssen. Wie glücklich aber nun gleich wieder die folgende Strophe!

Der Fischer singt im Kahne, der gemach
Im rothen Wiederschein zum Ufer gleitet,
Wo der bemoosten Eiche Schattendach
Die netzumhangne Wohnung überbreitet.

Zeigt ihm die Natur selbst keine Bewegung, so entlehnt der Dichter diese auch wohl von der Einbildungskraft, und bevölkert die stille Welt mit geistigen Wesen, die im Nebelduft streifen, und im Schimmer des Mondlichts ihre Tänze halten. Oder es sind auch die Gestalten der Vorzeit, die in seiner Erinnerung aufwachen, und in die verödete Landschaft ein künstliches Leben bringen. Dergleichen Associationen bieten sich ihm aber keineswegs willkührlich an; sie entstehen gleichsam nothwendig entweder aus dem Locale der Landschaft, oder aus der Empfindungsart, welche durch jene Landschaft in ihm erweckt wird. Sie sind zwar nur eine *subjective* Begleitung derselben, aber eine so allgemeine, dafs der Dichter es ohne Scheu wagen darf, ihnen eine objective Würdigung zu ertheilen.

Nicht weniger versteht sich Hr. *M.* auf jene musikalischen Effecte, die durch eine glückliche Wahl harmonirender Bilder, und durch eine kunstreiche Eurythmie in Anordnung derselben zu bewirken sind. Wer erfährt z. B. bey folgendem kurzen Lied nicht etwas dem Eindruck analoges, den etwa eine schöne Sonate auf ihn machen würde. S. 91.

Abendlandschaft.

Goldner Schein
Deckt den Hayn
Mild beleuchtet Zauberschimmer
Der *umbüschten* (?) Waldburg Trümmer.

Still und hehr
Strahlt das Meer;
Heimwärts gleiten, sanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fischerkähne.

Silbersand
Blinkt am Strand;
Röther schweben hier, dort bläßer,
Wolkenbilder im Gewässer.

Rauschend kränzt
Goldbeglänzt
Wankend Ried des Vorlands Hügel,
Wildumschwärmt vom Seegeflügel.

Malerisch
Im Gebüsch
Winkt mit Grünchen Laub und Quelle
Die bemooste Klausnerzelle.

Auf der Flut
Stirbt die Glut,
Schon erblafst der Abendschimmer
An der hohen Waldburg Trümmer.

Vollmondschein
Deckt den Hayn,
Geisterlispel wehn im Thale
Um versunkne Heldenmahle.

Man verstehe uns nicht so, als ob es blofs der glückliche Versbau wäre, was diesem Lied eine so musikalische Wirkung gibt. Der metrische Wohllaut unterstützt und erhöht zwar allerdings diese Wirkung, aber er macht sie nicht allein aus. Es ist die glückliche Zusammenstellung der Bilder, die liebliche Stetigkeit in ihrer Succession; es ist die Modulation und die schöne Haltung des Ganzen, wodurch es Ausdruck einer bestimmten Empfindungsweise, also Seelengemählde wird.

Einen ähnlichen Eindruck, wiewohl von ganz verschiedenem Inhalt, erweckt auch der *Alpenwanderer* S. 61. und die *Alpenreise* S. 66.; zwey Compositionen, welche mit der gelungensten Darstellung der Natur noch den mannichfaltigsten Ausdruck von Empfindungen verknüpfen. Man glaubt einen Tonkünstler zu hören, der versuchen will, wie weit seine Macht über unsere Gefühle reicht; und dazu ist eine Wanderung durch die Alpen, wo das Grofse mit dem Schönen, das Grauenvolle mit dem Lachenden so überraschend abwechselt, ungemein glücklich gewählt. Man kennt schon Hn. *M.* zauberischen Pinsel in Darstellung des Sanften und Lieblichen; hier ist eine kleine Probe von dem, was er im Starken und Erhabenen zu leisten im Stand ist. S. 63.

Im hohen Raum der Blitze
Wälzt die Lawine sich,
Es kreischt im Wolkensitze
Der Adler fürchterlich.
Dumpfdonnernd wie die Hölle
In Aetnas Tiefen rast,
Kracht an des Bergstroms Quelle
Des Gletschers Eispallast.

Oder auch folgende Darstellung. S. 67. 69.

Nun sterben die Laute beseelter Natur;
Dumpftosend umschäumen Gewässer mich nur.
Die hoch an schwarzen Gehölzen
Dem Gletscher entschmelzen. u. s. f.

Hier wandelte nimmer der Odem des Mays;
Hier wiegt sich kein Vogel auf duftendem Reis;
Nur Moos und Flechten entgrünen
Den wilden Ruinen.

Jetzt neigt sich allmählig von eisigem Plan
An steiler Granitwand hinunter die Bahn.
Wie dräun, halb dunstig umflossen,
Die Felsenkolossen!

Oft reissen *hoch* aus der *Umwölkungen* Schoofs
Mit Donnergetöse die Blöcke sich los,
Dafs rings in langen Gewittern
Die Gipfel erzittern.

Endlich finden sich unter diesen Landschafts-Gemählden mehrere, die uns durch einen gewissen Geist oder Ideenausdruck rühren; wie gleich das erste der ganzen Sammlung, der *Genfersee*, in dessen prachtvollem Eingange

gange uns der Sieg des Lebens über das Lebloſe, der Form über die geſtaltloſe Maſſe ſehr glücklich verſinnlicht werden. Der Dichter eröfnet dieſes ſchöne Gemählde mit einem Rückblick in die Vergangenheit, wo die vor ihm ausgebreitete paradieſiſche Gegend noch eine Wüſte war:

Da wälzte, wo im Abendlichte dort
Geneva, deine Zinnen ſich erheben,
Der Rhodan ſeine Wogen traurend fort
Von ſchauervoller Hayne Nacht umgeben.

Da hörte deine Paradieſes Flur
Du ſtilles Thal voll blühender Gehege,
Die groſsen Harmonien der Wildniſs nur
Orkan und Thiergeheul und Donnerſchläge.

Als ſenkte ſich ſein zweifelhafter Schein
Auf eines Weltballs ausgebrannte Trümmer,
So goſs der Mond auf dieſe Wüſteneyn
Voll trüber Nebeldämmrung ſeine Schimmer.

Und nun enthüllt ſich ihm die herrliche Landſchaft, und er erkennt in ihr das Local jener Dichterſcenen, die ihm den Schöpfer der Heloiſe ins Gedächtniſs rufen.

O Clarens! friedlich am Geſtad erhöht,
Dein Nahme wird im Buch der Zeiten leben.
O Meillerie! voll rauher Majeſtät
Dein Ruhm wird zu den Sternen ſich erheben.

Zu deinen Gipfeln, wo der Adler ſchwebt,
Und aus Gewölk erzürnte Ströme fallen,
Wird oft, von ſüſsen Schauern tief durchbebt,
An der Geliebten Arm der Fremdling wallen.

Bis hieher wie geiſtreich, wie gefühlvoll und mahleriſch! Aber nun will der Dichter es noch beſſer machen, und dadurch verderbt er. Die nun folgenden, an ſich ſehr ſchönen Strophen, kommen von dem kalten Dichter, nicht von dem überſtrömenden, der Gegenwart ganz hingegebenen Gefühl. Iſt das Herz des Dichters ganz bey ſeinem Gegenſtande, ſo kann er ſich unmöglich davon losreiſsen, um ſich bald auf den Aetna, bald nach Tibur, bald nach dem Golf bey Neapel, u. ſ. w. zu verſetzen, und dieſe Gegenſtände nicht etwa bloſs flüchtig anzudeuten, ſondern ſich dabey zu verweilen. Zwar bewundern wir darin die Pracht ſeines Pinſels, aber wir werden davon geblendet, nicht erquickt; eine einfache Darſtellung würde von ungleich gröſserer Wirkung geweſen ſeyn. Soviele veränderte Decorationen zerſtreuen endlich das Gemüth ſo ſehr, daſs, wenn nun auch der Dichter zu dem Hauptgegenſtand zurückkehrt, unſer Intereſſe an demſelben verſchwunden iſt. Anſtatt ſolches aufs neue zu beleben, ſchwächt er es noch mehr durch den ziemlich tiefen Fall beym Schluſs des Gedichts, der gegen den Schwung, mit dem er anfangs aufflog, und worin er ſich ſo lang zu erhalten wuſste, gar auffallend abſticht. Hr. *M.* hat mit dieſem Gedicht ſchon die *dritte* Veränderung vorgenommen, und dadurch, wie wir fürchten, eine *vierte* nur deſto nöthiger gemacht. Gerade die vielerley Gemüthsſtimmungen, denen er darauf Einfluſs gab, haben dem Geiſt, der es anfangs dictirte, Gewalt angethan, und durch eine zu reiche Ausſtattung hat es viel von dem wahren Gehalt, der nur in der Simplicität liegt, verloren.

Wenn wir Hn. *M.* als einen vortreflichen Dichter landſchaftlicher Scenen characteriſirten, ſo ſind wir darum weit entfernt, ihm mit dieſer Sphäre zugleich ſeine Grenzen anzuweiſen. Auch ſchon in dieſer kleinen Sammlung erſcheint ſein Dichtergenie mit völlig gleichem Glück auf ſehr verſchiedenen Feldern. In derjenigen Gattung, welche freye Fictionen der Einbildungskraft behandelt, hat er ſich mit groſsem Erfolg verſucht, und den Geiſt, der in dieſen Dichtungen eigentlich herrſchen muſs, vollkommen getroffen. Die Einbildungskraft erſcheint hier in ihrer ganzen Feſſelloſigkeit und dabey doch in der ſchönſten Einſtimmung mit der Idee welche ausgedrückt werden ſoll. In dem Liede, welches das *Feenland* überſchrieben iſt, verſpottet der Dichter die abentheuerliche Phantaſie mit ſehr vieler Laune; alles iſt hier ſo bunt, ſo prangend, ſo überladen, ſo grotesk, wie der Charakter dieſer wilden Dichtung es mit ſich bringt; in dem Liede der *Elfen* alles ſo leicht, ſo duftig, ſo ätheriſch, wie es in dieſer kleinen Mondſcheinwelt ſchlechterdings ſeyn muſs. Sorgenfreye, ſelige Sinnlichkeit athmet durch das ganze artige Liedchen der *Faunen*, und mit vieler Treuherzigkeit ſchwatzen die *Gnomen* ihr (und ihrer Conſorten) Zunftgeheimniſs aus. S. 141.

Des Tagſcheins Blendung drückt,
Nur Finſterniſs beglückt!
Drum hauſen wir ſo gern
Tief in des Erdballs Kern.
Dort oben wo der Aether flammt,
Ward alles, was von Adam ſtammt,
Zu Licht und Glut mit Recht verdammt.

Hr. *M.* iſt nicht bloſs mittelbar, durch die Art, wie er landſchaftliche Scenen behandelt, er iſt auch unmittelbar ein ſehr glücklicher Mahler von Empfindungen. Auch läſst ſich ſchon im voraus erwarten, daſs es einem Dichter, der uns für die lebloſe Welt ſo innig zu intereſſiren weiſs, mit der beſeelten, die einen ſoviel reicheren Stoff darbietet, nicht fehlſchlagen werde. Eben ſo kann man ſchon im voraus den Kreis von Empfindungen beſtimmen, in welchem eine Muſe, die dem Schönen der Natur ſo hingegeben iſt, ſich ohngefähr aufhalten muſs. Nicht im Gewühle der groſsen Welt, nicht in künſtlichen Verhältniſſen — in der Einſamkeit, in ſeiner eigenen Bruſt, in den einfachen Situationen des urſprünglichen Standes ſucht unſer Dichter den Menſchen auf. Freundſchaft, Liebe, Religionsempfindungen, Rückerinnerungen an die Zeiten der Kindheit, das Glück des Landlebens u. d. gl. ſind der Inhalt ſeiner Geſänge; lauter Gegenſtände, die der landſchaftlichen Natur am nächſten liegen, und mit derſelben in einer genauen Verwandtſchaft ſtehen. Der Charakter ſeiner Muſe iſt ſanfte Schwermuth und eine gewiſſe contemplative Schwärmerey, wozu die Einſamkeit und eine ſchöne Natur den gefühlvollen Menſchen ſo gerne neigen. Im Tumult der geſchäftigen Welt verdrängt eine Geſtalt unſeres Geiſtes unaufhaltſam die

andere, und die Mannichfaltigkeit unsers Wesens ist hier nicht immer unser Verdienst; desto treuer bewahrt die einfache, stets sich selbst gleiche, Natur um uns her die Empfindungen, zu deren Vertrauten wir sie machen, und in ihrer ewigen Einheit finden wir auch die unsrige immer wieder. Daher der enge Kreis, in welchem unser Dichter sich um sich selbst bewegt, der lange Nachhall empfangener Eindrücke, die ofmahlige Wiederkehr derselben Gefühle. Die Empfindungen, welche von der Natur als ihrer Quelle abfliefsen, sind einförmig und beynahe dürftig; es sind die Elemente, aus denen sich erst im verwickelten Spiele der Welt feinere Nüanken und künstliche Mischungen bilden, die ein unerschöpflicher Stoff für den Seelenmahler sind. Jene wird man daher leicht müde, weil sie zu wenig beschäftigen; aber man kehrt immer gerne wieder zu ihnen zurück, und freut sich, aus jenen künstlichen Arten, die so oft nur Ausartungen sind, die ursprüngliche Menschheit wieder hergestellt zu sehen. Wenn aber diese Zurückführung zu dem Saturnischen Alter und zu der Simplicität der Natur für den cultivirten Menschen recht wohlthätig werden soll, so mufs diese Simplicität als ein Werk der Freyheit, nicht der Nothwendigkeit, erscheinen, es mufs diejenige Natur seyn, mit der der moralische Mensch *endigt*, nicht diejenige, mit der der physische *beginnt*. Will uns also der Dichter aus dem Gedränge der Welt in seine Einsamkeit nachziehen, so mufs es nicht Bedürfnifs der Abspannung, sondern der Anspannung, nicht Verlangen nach Ruhe, sondern nach Harmonie seyn, was ihm die Kunst verleidet, und die Natur liebenswürdig macht; nicht weil die moralische Welt seinem theoretischen, sondern weil sie seinem practischen Vermögen widerstreitet, mufs er sich nach einem *Tibur* umsehen, und zu der fehlosen Schöpfung flüchten.

Dazu wird nun freylich etwas mehr erfodert, als blofs die dürftige Geschicklichkeit, die Natur mit der Kunst in Contrast zu setzen, die oft das ganze Talent der Idyllendichter ist. Ein mit der höchsten Schönheit vertrautes Herz gehört dazu, jene Einfalt der Empfindungen mitten unter allen Einflüssen der raffinirtesten Cultur zu bewahren, ohne welche sie durchaus keine Würde hat. Dieses Herz aber verräth sich durch eine *Fülle*, die es auch in der anspruchlosesten Form verbirgt, durch einen *Adel*, den es auch in die Spiele der Imagination und der Laune legt, durch eine *Disciplin*, wodurch es sich auch in seinem rühmlichsten Siege zügelt, durch eine nie entweyhte *Keuschheit* der Gefühle; es verräth sich durch die unwiderstehliche und wahrhaft magische Gewalt, womit es uns an sich zieht, uns festhalt, und gleichsam nöthigt, uns unsrer eignen Würde zu erinnern, indem wir der seinigen huldigen.

Hr. *M.* hat seinen Anspruch auf diesen Titel auf eine Art beurkundet, die auch dem strengsten Richter Genüge thun mufs. Wer eine Phantasie, wie sein *Elysium* (S. 34.) componiren kann, der ist als ein Eingeweyhter in den innersten Geheimnissen der poetischen Kunst und als ein Jünger der wahren Schönheit gerechtfertigt. Ein vertrauter Umgang mit der Natur und mit klassischen Mustern hat seinen Geist genährt, seinen Geschmack gereinigt, seine sittliche Grazie bewahrt; eine geläuterte heitre Menschlichkeit beseelt seine Dichtungen, und rein wie sie auf der spiegelnden Fläche des Wassers liegen, mahlen sich die schönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit seines Geistes. Durchgängig bemerkt man in seinen Producten eine Wahl, eine Züchtigkeit, eine Strenge des Dichters gegen sich selbst, ein nie ermüdendes Bestreben nach einem Maximum von Schönheit. Schon vieles hat er geleistet, und wir dürfen hoffen, dafs er seine Grenzen noch nicht erreicht hat. Nur von ihm wird es abhängen, jetzt endlich, nachdem er in bescheideneren Kreisen seine Schwingen versucht hat, einen höheren Flug zu nehmen, in die anmuthigen Formen seiner Einbildungskraft und in die Musik seiner Sprache einen tiefen Sinn einzukleiden, zu seinen Landschaften nun auch Figuren zu erfinden, und auf diesen reizenden Grund *handelnde Menschheit* aufzutragen. Bescheidenes Mifstrauen zu sich selbst ist zwar immer das Kennzeichen des wahren Talents, aber auch der Muth steht ihm gut an; und so schön es ist, wenn der Besieger des Python den furchtbaren Bogen mit der Leyer vertauscht, so einen grofsen Anblick gibt es, wenn ein Achill im Kreise thessalischer Jungfrauen sich zum Helden aufrichtet.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Bologna: Jo. Baptist. Guglielmini* de *diurno Terrae motu experimentis physico mathematicis confirmato* opusculum. 1792. 8. S. 90. m. 1 Kupfert. Dafs ein senkrecht in die Höhe geworfener, oder fallender Körper wegen der Bewegung der Erde um ihre Axe von seiner senkrechten Richtung abweichen müsse, hatte man durch Versuche mit Schiefsgewehr zu beweisen gesucht. Allein diese Versuche schienen dem Vf. nicht sicher und beweisend genug, sondern er stellte dergleichen mit fallenden Körpern an. Ihr Resultat hatte er in einer, Rom 1789. herausgegebenen Schrift öffentlich bekannt gemacht. Die Versuche wurden in Bologna von dem Thurme *degli Asinelli* zuerst angestellt, und, da ihr Erfolg gar zu sehr der Erwartung widersprach, auf der Sternwarte des Instituts wiederhohlt. Die Höhe, von welcher die 1″ im Durchmesser haltenden Bleykugeln herabfielen, betrug 90 Fufs. Die mittlere östliche Abweichung von ihrer Richtung betrug 8, 375 Linien, die mittlere mittägige hingegen nur 5, 172 Linien. Dieses Resultat stimmt mit des Verfass. Theorie auf eine auffallende Art überein. Dennoch fand er manche Widersacher, z. B. an *Jos. Calandrelli*, *Theod. Bonati* u. a. deren Einwürfe er hier zu beantworten und seine Theorie zu bestätigen bemüht ist. — Auf der beygefügten Kupfertafel ist auch die Maschine abgebildet, deren sich *G.* bedient hat, um die Fäden der aufgehangenen Kugeln abzubrennen, ohne die Kugeln im geringsten zu bewegen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. September 1794.

PHILOSOPHIE.

MARBURG, in der neuen akadem. Buchh.: *Geist der speculativen Philosophie* von *Dieterich Tiedemann.* Dritter Band. 1793. XVI und 567 S. 8.

Wir freuen uns, dafs Hr. T. so rastlos an der Fortsetzung dieses Werkes fortarbeitet, welches ungeachtet seiner Fehler doch durch seine Reichhaltigkeit, gründliche Gelehrsamkeit, scharfsinnige Beurtheilung uund bessere Behandlungsart der Philosopheme vor allen bisher erschienenen Werken über diesen Theil der Geschichte der Philosophie einen rühmlichen Vorzug behauptet. Im Ganzen herrscht in diesem vor uns liegenden Theile eben derselbe Geist, und es sind eben dieselben Vorzüge und Mängel sichtbar, welche ein anderer Rec. der zwey ersten Bände so treffend und gründlich charakterisirt hat. Unsere Beurtheilung wird also diesesmal von dem *Geiste* abstrahiren, und sich gröfstentheils auf den *Körper*, die Materialien, einschränken. Da es nicht fehlen kann, dafs dieses Buch sowohl wegen seiner gegründeten Vorzüge, als wegen des Namens seines Verfassers ein klassisches Ansehen in der gelehrten Welt erhalten wird, da die Sammlung und Bearbeitung der Materialien zur Geschichte der Philosophie eine so weit umfassende, mühsame und schwierige Arbeit ist, dafs auch bey der gröfsten Gelehrsamkeit und Belesenheit etwas Menschliches begegnen kann: so dürfte eine Kritik von dieser Seite um so weniger zwecklos seyn, in wie fern eine gründliche und vollständige Kenntnifs der Quellen und Materialien zwar nicht Geschichte der Philosophie selbst aber doch eine nothwendige Bedingung derselben ist. Wir werden uns daher auch nicht auf den dritten Band allein einschränken, sondern alle drey aus dem angegebenen Gesichtspuncte beurtheilen.

Ein grofser Vorzug dieses Werks vor andern besteht darin, dafs der Vf. mit sichtbarem Fleifse die Quellen der griechischen Philosophie selbst aufgesucht, und den in ihnen enthaltenen Stoff zur Geschichte der Philosophie durch Hülfe einer gründlichen Kritik und Auslegungskunst sehr glücklich entwickelt hat. Allein die dazu erfoderliche Belesenheit ist von zu grofsem Umfange, als dafs *ein* Mann alles übersehen, und von der rechten Seite fassen sollte: die Materialien sind in so vielen Schriftstellern zerstreut, deren Werke in Ansehung der Schreibart, der Deutlichkeit, des reinen oder verdorbenen Textes und des innern Gehalts einander so ungleich sind, und eine so mannichfaltige Behandlungsart erfodern, dafs ein Mann auch bey der vertrautesten Bekanntschaft mit der alten Literatur doch leicht der Menge des Stoffs erliegen, und Stellen anführen kann, welche bald das nicht beweisen, was sie beweisen sollen, bald unrichtig verstanden sind. Es wird Rec. daher nicht für Tadelsucht ausgelegt werden, wenn er nur die Fehler und Mängel, welche ihm vorgekommen sind, darlegt, und den Werth des Werkes als schon anerkannt voraussetzt; er ist vielmehr überzeugt, dafs er auf keine bessere Art dem Vf. seine Achtung bezeugen kann, als wenn er diejenigen Bemerkungen, welche das Studium sowohl seines Werks, als der Quellen der Geschichte der Philosophie bey ihm veranlafst haben, mittheilt.

In der Vorrede zum 1. B., worin viele schätzbare Bemerkungen über die Bearbeitung der Geschichte der Philosophie vorkommen, nimmt der Vf. Aristoteles als die Hauptquelle für die älteste Geschichte gegen die Beschuldigungen der Partheylichkeit, der absichtlichen Verdrehung und Verdunkelung aller Philosopheme mit vielem Nachdruck in Schutz. Allein zugegeben, dafs Aristoteles den Willen und das Vermögen hatte, die Behauptungen seiner Vorgänger rein und treu darzustellen, so ist doch noch eine grofse Frage: ob wir sie wirklich in dieser Eigenschaft aus seinen Schriften schöpfen können, weil sie theils sehr verdorben sind, theils noch von allen nicht ausgemacht ist, ob sie den Aristoteles zum Verfasser haben. Die Streitigkeit, ob Aristoteles die Philosophien treu dargestellt habe, (denn das Wollen bleibt hier als zum Charakter gehörig aufser dem Spiel) kann nicht eher entschieden werden, bis die Kritik noch mehr an den Werken dieses Philosophen geleistet hat. Wir wünschen, dafs der Vf. auf diese und ähnliche Punkte mit Rücksicht genommen, und dadurch die bis jetzt noch immer problematische Sache der Entscheidung näher gebracht hätte. Denn in manchen Punkten ist die Treue und Unpartheylichkeit des Stagiriten noch sehr zu bezweifeln, wie auch schon Fülleborn Beytr. 1. B. S. 43. bemerkt hat. Wir wollen nur noch einige Beyspiele anführen. Melissus wird Metaph. 1. 5. als ein ungeschickterer Kenner dem Parmenides weit nachgesetzt, welches er aber gar nicht ist, zumal wenn das erste und zweyte K. *de Xenoph. Zen. et Gorg.* nach Spaldings wichtigen Gründen von diesem Philosophen handelt. Wenn *de generat. et corrup.* II, 1. gegen den Plato behauptet wird, die erste Materie bestehe nicht aus Flächen, so weifs man nicht, was man dazu sagen soll. Doch nun zum Werke selbst.

In dem ersten Bande S. 29. heifst es: Plato verachtete griechische Kenntnisse gegen die ägyptischen. Dieis ist zu allgemein und unbestimmt gesagt, und läfst sich nicht erweisen. Dieis gilt auch von der Behauptung S. 105., Plato habe die Pythagoräische Lehre verdorben.

— *V. Hauptſtück. Pythagoras.* Das Raiſonnement aus dem Sextus adv. Math. X. 263—276. führt zwar Hr. T. nicht, wie Sextus thut, als Pythagoräiſch an, ſondern ſiehet es für eigne Erläuterung der Zahlentheorie an; doch hätte die Erinnerung nichts ſchaden können, daſs es eben ſo wie das S. 101. angeführte nur auf ein ſpäteres durch Platoniſche und Ariſtoteliſche Philoſophie aufgeſtutztes Syſtem paſst, weil die Monas und Dyas zu Principien der Zahlen gemacht werden. Vergl. Stob. Ecl. Phyſ. ed. Heeren S. 20. In dieſer angeführten Stelle ſoll bewieſen werden, daſs die Monas und Dyas die Principe von den abſoluten entgegengeſetzten und relativen Dingen ſeyen. Von den relativen wird das §. 273. gezeigt. Es iſt daher ein Verſehen, wenn Hr. T. ſagt, die dritte Eintheilung ſey übergangen worden. S. 107. Die Stelle des *Ariſtoteles* Phyſ. III. 4. iſt nicht deutlich überſetzt. Sie lautet eigentlich ſo: das Unendliche in die Einheit oder das Endliche aufgenommen (εγγιολαμβανομενον) und durch dieſelbe begränzt, gibt den Dingen die unendliche Mannichfaltigkeit, woraus ſich ein ſehr philoſophiſcher Sinn entwickeln läſst. S. 123. wird die Behauptung der Pythagoräer von dem *leeren Raume* angeführt Ariſt. Phyſ. IV. 6. aber nicht erklärt. Das Leere, ſagten ſie, ſey in den Zahlen gegründet; und es unterſcheide ſie von einander. „Daſs demnach," ſetzt Hr. T. zur Erklärung hinzu, „eine Zahl nicht die andere iſt, und daſs nicht alle Zahlen zuſammenfallen in eine Maſſe, iſt Wirkung des Leeren." Allein die Pythagoräer konnten das wohl nicht von den arithmetiſchen Zahlen verſtehen. Unter den Zahlen werden hier wohl keine andere verſtanden, als die ποσοτητα μεγεθος εχοντα, Gröſsen im Raume durch das Schema der Gröſse gedacht. Bey dieſen iſt das Leere die Grenze, welche macht, daſs ſie von einander getrennt ſind. Ueberhaupt iſt auch die Zahlenlehre der Pythagoräer, ungeachtet alles darauf gewandten Scharfſinnes, noch nicht genug in das Licht geſetzt worden. S. 127. *Philolaus* lehrte nicht, daſs die Götter unſere Regenten ſind, ſondern daſs man nicht ſelbſt Hand an ſein Leben legen dürfe, und das nicht einmal mit deutlichen Gründen, wie aus der angeführten Stelle Plato Phaedo S. 139, 140 erhellet. — S. 135. — Der Grund von der Behauptung: *Aehnliches kann nur durch Aehnliches* erkannt werden, iſt doch ſo ſchwer nicht zu entdecken, wenn man nur vorausſetzt, daſs von Erkenntniſs der Dinge an ſich die Rede ſey. Auch hat Ariſtoteles de Anim. 1, 2. ihn ſchon ſo ziemlich getroffen. Ob die Pythagoräer Gründe für die Unſterblichkeit der Seelen entwickelt haben oder nicht, iſt keineswegs problematiſch, wie S. 136. geſagt wird, ſondern Cicero Tuſc. Qu. 1, 17. behauptet, Pythagoras habe keine aufgeſtellt. Wie konnte man auch nach Gründen der Fortdauer fragen, wenn man überzeugt war, daſs ſie aus einem Körper in den andern wandern, bis ſie in die Weltſeele übergehen?

VI. Hauptſt. *Xenophanes.* Es iſt zu bedauern, daſs Hr. T. die kleine Schrift *de Xenophane Zenone et Gorgia* nicht ſo benutzen konnte, als es nach der neulichen ſchätzbaren Bearbeitung des Hn. *Spalding* möglich iſt. Das erſte und zweyte K. wird daher noch auf die Lehre des Zeno bezogen, da es doch die Philoſophie des Meliſſus zum Gegenſtande hat, woraus natürlich die Folge entſpringt, daſs dem Zeno fremde Behauptungen beygelegt werden. — S. 140. Der Sinn des Xenophaniſchen Satzes: *Gott und das Univerſum, alles, was exiſtirt, iſt nur Eins,* iſt nicht ganz richtig dargeſtellt worden. Von den drey Bedeutungen iſt gerade die erſte, welche verworfen wird, die einzig wahre. S. 149. wird geſagt: der Grundſatz, *aus Nichts wird Nichts*, habe bey dem Xenophanes die Nebenbedeutung gehabt, daſs alles *Werdende* ſchon vorhanden ſeyn muſs; nicht dieſe, ſondern vielmehr die Bedeutung hatte der Satz: Jedes Entſtehen muſs ſeinen zureichenden Grund haben, und da der Verſtand keinen ſolchen denken kann, ſo wird alles Entſtehen geläugnet. VII. Hauptſt. *Parmenides Philoſophie.* S. 167. Parmenides verſtand keineswegs unter dem ον das *Poſitive*, und unter dem μη ον *Negationen*, Beraubungen, ſondern das ον iſt das *Gedachte Exiſtirende*, und μη ον das Entgegengeſetzte Nichtexiſtirende, und er ſchloſs ganz richtig von dem Setzen des Einen auf die Ausſchlieſsung des andern. Ariſt. Metaphyſ. 1, 5. Was S. 171. 172. zur Erläuterung und Beurtheilung des Parmenidiſchen Syſtems geſagt wird, bedarf daher noch mancher Berichtigung. Wie die Läugnung der Theilung ins Unendliche und des leeren Raums mit dem Hauptſatze: es iſt nur ein Reales, wirklich, zuſammenhänge, hätte gezeigt werden ſollen. S. 188. heiſst es: *In allen Nachrichten von Parmenideiſchen Lehren iſt man kaum vermögend, etwas zu entdecken, das einem Beweiſe von Unzuverläſſigkeit der Sinne einigermaſsen gleicht.* Sollte nicht das aus dem Ariſtoteles S. 186. angeführte, daſs Vernunft und Erfahrung einander widerſprechen, daſs nach jener nur eine nach dieſer mehrere Subſtanzen geſetzt werden müſſen, zureichender Grund für Parmenides geweſen ſeyn, die Wahrheit der Erfahrung zu bezweifeln? — VIII. Hauptſt. *Heraclits Philoſophie.* Daſs *Heraclit* das *Feuer* als homogen aus andern elementariſchen Stoffen nicht zuſammengeſetzt angenommen habe, wie S. 196. geſagt wird, iſt nicht ſehr wahrſcheinlich. Zugegeben, was die angeführten Beweisſtellen enthalten, daſs aus dem Feuer durch Verdickung und Verdünnung alles entſtehet, ſo folgt noch nicht daraus, daſs das Feuer als reines Element betrachtet wird. Es würde alsdann nicht einmal begreiflich ſeyn, wie er in dem Feuer ein Entgegenwirken und Widerſtreit annehmen konnte, wenn in dem Feuer nicht heterogene Theile waren. Oder wie konnte er behaupten, die Welt ſey aus diſharmonirenden Theilen ein harmoniſches Ganze geworden. Plato Sympoſium S. 195. Zweybr. Ariſtot. Nicomach. VIII. 1. Und für dieſe Erklärung ſpricht auch die Stelle de mundo c. 5, und Plutarch. de Placit. 1, 3., wo ein feinerer und gröberer Theil des Feuers unterſchieden wird. Der Grundſtoff des Heraclits, aus welchem er alles entſtehen lieſs, war alſo wohl nichts anders, als die *durch das Feuer verdünnte und aufgelöſte Materie.* Wenn man dieſs annimmt, ſo läſst ſich dann die Behauptung, daſs das Feuer aus ſehr feinen Theilen beſtehe, Plutarch 1, 13. ſehr gut mit dem Ganzen vereinigen. S. 198. Die *Ausdünſtung* oder die Luft, welche einige anſtatt des Feuers für Heraclits Princip aller

Dinge

Dinge erklärten, scheint, einigen Stellen zufolge, Plutarch. Placit. 1, 27. und Stobaeus Ecl. Physic. (ed. Heeren). S. 60, 178. nichts anders als das Factum, oder die in dem Feuer enthaltene und alles durchdringende Vernunftkraft gewesen zu seyn, und die Stelle des wirkenden Princips vertreten zu haben.. — S. 202. wird Diogenes von Laerte getadelt, dafs er gedankenlos seine Nachrichten zusammengerafft habe. So gegründet aber sonst dieser Tadel ist, so scheint uns doch in diesem Falle der arme Sammler kein so hartes Urtheil verdient zu haben. Heraklit liefs nemlich aus dem Feuer die sichtbare Welt entstehen, und in bestimmten Perioden alles wieder in Feuer aufgelöst werden. Die Art und Weise, wie aus dem Feuer die übrigen Grundstoffe abgeschieden werden, nennte er den *Weg nach Unten*, und die Art und Weise, wie sie sich in Feuer wieder auflösen, *den Weg nach Oben*. S. 212. „*Des Schicksals Wesen besteht in einer durch des Universums ganze Substanz ausgebreiteten Einrichtung.*" λογος ο δια της ουσιας του παντος διηκων. Wir wissen nicht, warum λογος nicht Vernunftmäfsigkeit übersetzt werden soll. Denn Heraklit dachte sich das Feuer als das Substrat einer Denkkraft, welche alles durchdringt, wie aus seiner Erklärung des Denkens und der Träume erhellet. Wenn man daher auch eine vernünftige Einrichtung stillschweigend verstehen wollte, so würde das doch dem Begriff des Heraklits wohl kaum entsprechen, da er unter dem Fatum nicht eine Bestimmung der Objecte der Welt, (welche nichts Beharrliches enthalten, als ihre Bestandtheile,) sondern das Gesetz, nach welchem das wirkende Princip in dem Universum wirkt, verstanden haben kann. Und daraus kann erst der Zusammenhang aller Begebenheiten in der Welt abgeleitet werden. Es läfst sich daher begreifen, wie das Fatum als das Gesetz des wirkenden Princips oder der Gottheit, für die Gottheit selbst gesetzt werden konnte. Stobaeus Ecl. Phys. c. 5. p 60. — S. 218. Heraklit mufste zwar seinem System gemafs behaupten, dafs nichts als der Grundstoff und das Princip beharrlich, alles übrige aber in einem bestandigen Flusse sey; allein die Ableitung des Resultats, dafs jeder uns vorstellbare Gegenstand nichts sey, als eine Vorstellung, welche durch das Afficiertwerden eines Gegenstandes auf die Sinne entstehe, wie wir sie bey dem Plato am angef. O. lesen, gehört wahrscheinlich dem Heraklit nicht an. Denn Plato nennt den Heraklit niemals als Urheber dieser Behauptung; er klagt über Dunkelheiten und Mangel eines zusammenhängenden Raisonnements, Theaet. S. 129, 130.; und er unterscheidet immer die Thesis des Theaetets, *Wissen sey so viel, als empfinden*, von der Behauptung des Heraklits, *alles fliefse*, und des Pythagoras, *jeder Mensch habe sein eignes blofs subjectives Kriterium der Wahrheit*, wiewohl er nicht läugnet, dafs sie alle mit einander zusammenhängen, und aus einer gemeinschaftlichen Quelle fliefsen. Theaet. S. 56, 68, 70, 87. — S. 221. Wie Heraklit neben dem *gemeinen* Verstande (κοινος λογος) noch einen *besondern* jedem Menschen geben konnte, sagt d. V. begreift sich nicht. Es läfst sich, wie uns dünkt, begreifen, wenn man annimmt, dafs er den Verstand für ein blofs leidendes Vermögen, oder für Empfänglichkeit hielt; in so fern nun ihm die Vorstellungen der göttlichen Denkkraft gegeben werden, ist es der gemeine Verstand, in so fern er aber die Eindrücke von den andern vergänglichen Dingen empfängt, ist es der individuelle Verstand. IX. Hauptst. *Philosophie des Leucipps*. S. 231, 232. Die Gründe für die Wirklichkeit des leeren Raums gehören nicht dem Leucipp allein zu, sondern Aristoteles legt sie ihm und dem Demokrit gemeinschaftlich bey. Physic. 11, 6. — S. 238. Die aus dem Aristoteles angezogene Stelle von der Seele und der Verbindung des Lebens mit dem Athemholen, hätte etwas deutlicher dargestellt werden können. Leucipp behauptete nemlich, die runden Atomen sind die Ursache des Lebens, sie sind in unaufhörlicher Bewegung, und ströhmen aus dem Körper aus. Die äufsere die Körper umgebende Luft versammelt die mit Bewegkraft versehenen Atomen, und stöfst sie aus. Diese werden durch das Athemholen eingezogen, und verhindern zugleich das Ausströmen den in Körper befindlichen. Und dadurch ist das Athemholen eine äufsere Bedingung des Lebens. S. 240. Dafs Leucipp die Nothwendigkeit das Fatum und die Vorsehung für einerley gehalten, würden wir dem Stobaeus nicht ohne strengere Prüfung nachsagen. Plutarch legt denselben Gedanken dem Parmenides und Demokrit bey; Plac. 1, 25.. und Diogenes IX, 37. behauptet, Leucipp habe nicht bestimmt, was er unter Nothwendigkeit verstehe. Es würde dabey immer problematisch bleiben, was er sich unter der Nothwendigkeit dachte, wenn man diesen Begriff nicht schon aus dem Geiste seines Systems anticipiren könnte. X. Hauptst. *Philosophie des Empedokles*. S. 245. Es ist ein kleines Versehen, wenn gesagt wird, Empedokles habe das Eine μονας genennt; denn es kömmt in den angeführten Stellen nur unter dem Ausdruck εν vor. — S. 246. Das Philosophem des Empedokles von den Elementen und der Absonderung derselben aus dem *Einem* ist nicht ganz richtig in dem Geiste dieses Philosophen dargestellt, weil der Sinn in den Stellen des Stagiriten de Gener. et Corr. I, 1. Metaph. I, 3. III, 4. etwas mifsverstanden ist. Doch lenkt der Vf. auf der folgenden Seite wieder ein, und berichtigt die Darstellung durch Vergleichung mit andern Stellen, welche aber nichts anders, als jene, aussagen. — S. 246. Von den Elementen hätte noch angemerkt werden können, dafs Empedokles sie auf zwey Klassen reducirte, indem er dem Feuer die drey andern entgegensetzte. Arist. de Gen. et Corr. II, 3. — S. 249. Aristot. Phys. II, 4. λεγει γ' εν τη κοσμοποιια, ως εκεν συνεκυρσε δαιμων τοτε πολλαχης δ' αλλως. Ilr T. übersetzt: *das mahl machte es Gott so, oft auch anders*. Allein es ist hier nicht von Gott, sondern von Gottern, das ist den Elementen, und nicht von einer Casualität, sondern von der zufälligen Verbindung und Zusammenstofsen der Elemente die Rede. S. 252. kommt ein ähnliches Versehen vor, wo in der Stelle Arist. Metaphys. III, 4. dem Worte ισχυει eine willkührliche Bedeutung untergeschoben wird. Wir wollen den Text und die Uebersetzung neben einander setzen: ὅταν γὰρ συν λθῃ τότε ἔσχατον ἰσχὺ τὸ νεῖκος, dafs während des Uebergewichtes der Freundschaft sich die Feindschaft bis in die äufsersten Grenzen zurückzieht. Wir übergehen das XI. Hauptst. *Demokrits Philosophie*, in dem

wir wenig zu bemerken gefunden haben. XII. Hauptſt. *Philoſophie des Zeno.* S. 286. Hr. T. hält den Zeno für den erſten Erfinder der Dialektik und der Sophiſtik. Die angeführten Beweisſtellen ſagen nichts davon, daſs er die Sophiſtik erfunden habe, und ſchwerlich konnte ein Mann, wie Zeno, Wohlgefallen an der Kunſt finden, „welche allen alles zu beweiſen, und auch das Ungereimteſte und Widerſprechendſte mit einem Firniſs von Wahrheit zu überziehen vermag.“ Daſs Zeno ein Dialektiker in der Bedeutung geweſen ſey, daſs er die Schlüſſe der Vernunft als bloſse Spielereyen betrachtet, und durch ſie ſelbſt alles Erkennen weg vernünftelt habe, würde freylich bewieſen ſeyn, wenn es ausgemacht wäre, daſs er demonſtrirt habe, es gebe gar nichts Reales, ſelbſt das *Eine* ſey ein bloſses *Nichts*. Beweiſe dafür werden wirklich S. 297 – 299. angeführt. Allein Bayle vermuthete mit gutem Grunde, daſs dieſe Nachrichten verfälſcht ſeyn müſsten. Ariſtoteles ſcheint freylich Metaphyſ. III, 4. zu ſagen, Zeno habe behauptet, wenn das Eine untheilbar ſey, ſo ſey es ſo viel, als nichts. Nun wird aber vom Plato und andern zuverläſsig behauptet, daſs Zeno allen Scharfſinn aufgeboten habe, zu beweiſen, es exiſtire nur eine Subſtanz, und man verwickele ſich in vielfaltige Widerſprüche, wenn man mehrere Subſtanzen annehme. Parmenides S. 75. Zeno behauptete ferner mit den Eleatikern, das *Eine* ſey untheilbar ἀδιαιρετον Ariſt. περι ατομων γραμμων. Simplicius Comment. in Phyſic. Ariſt. edit. Ald. S. 19. Läſst es ſich nun wohl denken, daſs eben derſelbe Denker das Eine zu einem Undinge ſollte gemacht haben. Warum hätte er ſich um ein Nichts ſo viele vergebliche Mühe gemacht? Es ſind nur drey Fälle möglich, entweder ſpricht Zeno in der angeführten Stelle von ſeinem Einem, dem abſoluten Weſen, oder von einer andern Einheit, oder Ariſtoteles hat jenen Satz entweder nicht recht verſtanden, oder dieſen falſch gedeutet, oder endlich der Text in jener Stelle iſt verdorben. Das Zweyte dürfte vielleicht nicht unwahrſcheinlich ſeyn; denn nach dem Simplicius S. 30. hatten zwey Schriftſteller, Alexander und Eudemus, die Zenoniſche Behauptung ebenfalls ſo miſsverſtanden. Simplicius zeigt nun, daſs Zeno keinesweges die Abſicht hatte, zu demonſtriren, das Eine ſey nichts, weil es untheilbar iſt, ſondern vielmehr, daſs es nicht viele real exiſtirende Dinge gebe: er beruft ſich ausdrücklich auf Stellen aus Zenos Schrift, und die vorhin angeführte Stelle des Plato geben ſeiner Ausſage noch mehr Gewicht. Zeno dachte wahrſcheinlich ſo: wenn man viele reale Dinge (im Raume) annimmt, ſo müſſen ſie ausgedehnt ſeyn, und eine Gröſse haben, als ausgedehnte Gröſsen ſind ſie aber ins Unendliche theilbar. Wir kommen auf eine Vielheit ohne Einheit, und doch läſst ſich ohne dieſe keine Vielheit denken. Nehmt ihr aber eine Einheit an, welche nicht mehr ausgedehnt iſt, und keine Theilung weiter zulaſst, etwas Einfaches, etwa ein Punkt, ſo läſst ſich keine Möglichkeit denken, wie aus ſolchen Einheiten oder Punkten eine ausgedehnte Gröſse werden ſollte. Denn ihr möget Punkte zu Etwas hinzuſetzen, oder wegnehmen, ihr vergröſsert und verkleinert dadurch jenes im geringſten nicht. Eine ſolche Einheit iſt alſo Nichts. Denn was zu Etwas andern geſetzt, oder von demſelben weggenommen, es nicht vergröſsert noch verkleinert, das iſt kein Reales, ſondern Nichts. Und daraus folgerte Zeno, daſs das wahre Eine weder eine Gröſse noch theilbar ſeyn könne. Simplic. S. 19, 30. Ariſtoteles verſtehet dieſes alles nicht von der letzten Einheit, ſondern von dem einen realen Weſen, und Rec. weiſs das nicht anders, als durch einen Miſsverſtand zu erklären, wenn nicht etwa der Text verdorben iſt. Die übrigen angeführten Stellen aus dem Iſokrates und dem Plato beziehen ſich höchſt wahrſcheinlich auf Zenos Beſtreitung des Syſtems von vielen Subſtanzen, und müſſen aus Platos Parmenides S. 75. erklärt werden. Seneca Epiſt. 88. aber hat vermuthlich den Zeno nicht beſſer verſtanden als Eudemus und Alexander. — Kurz, es iſt noch nicht erwieſen, daſs Zeno ein bloſser Vernunftkünſtler iſt. — Rec. erinnert noch, daſs das Raiſonnement S. 290. nicht dem Zeno, ſondern dem Meliſs angehöret, wie Hr. Spalding bewieſen hat. XIV. Hauptſt. *Anaxagoras.* Der Vf. folgt in Erklarung der Homoeomerien dem Lucrez, der die chaotiſche Materie ſchon aus organiſchen Körpern beſtehen läſst, welches Anaxagoras Sinn gewiſs nicht war, und mit Ariſtot. Metaphyſ. 1, 7., und Plutarchus Placit. I, 3. ſtreitet. – S. 329. Anaxagoras ſoll den Aether für die Subſtanz der Gottheit gehalten, und da das mit der Behauptung, die Vernunft ſey von aller Materie abgeſondert, ſtreitet, ſich in Schlingen verwickelt haben. S. 332. Der gute Anaxagoras wuſste von dieſen Schlingen wahrſcheinlich nichts, denn die Gottheit iſt ihm weder Luft noch Aether, ſondern ein nicht materielles Weſen. Man ſehe auch Plato Phädo S. 223. Die Stellen des Ariſtot. de Coelo I, 3. und Meteorol. I, 3., welche zum Beleg für jene Meynung angeführt werden, ſagen nichts davon, ſondern nur daſs Aether für den Sitz der Gottheit gehalten wurde, und daſs Anaxagoras ſich irrte, wenn er Feuer für Aether nahm. S. 347. fehlt noch eine Behauptung des Anaxagoras, daſs es zwiſchen jeder Bejahung und Verneinung noch etwas Drittes gebe. Ariſtot. Metaphyſ. III, 7. — XV. Hauptſt. *Die Sophiſten.* S. 350. Plato ſtellt den Zeno nicht als erſten Sophiſten auf, ſondern als einen Lehrer, der gegen ein Honorar Unterricht gab. XVI. Hauptſt. *Hippokrates, Meliſs und Diagoras* S. 378. Die Unendlichkeit, welche Meliſs dem Einen beylegte, wird für Formloſigkeit erklärt. Allein Meliſs kann nichts anders darunter verſtanden haben, als die Grenzenloſigkeit in der Zeit. Daher ſagte er, was ewig iſt, iſt unendlich, und in der Schrift *de Xenophane Zenone et Gorg.* c. 2. heiſst es ausdrücklich: πρωτα γαρ εἰναι την ἀρχην και τελευτην της γενεσεως. Ueber die Vergleichung des Parmenideiſchen und Meliſſiſchen Lehrgebäudes S. 383. lieſsen ſich noch manche Bemerkungen machen. Meliſs iſt wohl eben ſo wenig Atheiſt, als Parmenides, er konnte das Eine für die Gottheit halten, und dabey noch immer behaupten, man müſſe nicht von (mehreren) Göttern reden. S. 384. Diagoras verdient keine Stelle unter den griechiſchen Philoſophen; denn an ſeiner Gottesläugnung hat mehr das Gefühl, als die raſonnirende Vernunft, Antheil.

(Der Beſchluſs folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. September 1794.

PHILOSOPHIE.

MARBURG, in der neuen akadem. Buchh.: *Geiſt der ſpeculativen Philoſophie* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

II. Band. 11. Hauptſt. *Sokrates.* S. 11. Es iſt hiſtoriſch unrichtig, daſs Sokrates zur Zeit der dreyſsig Tyrannen Rathsherr (ἐπιστατης) geweſen ſey. Der Vf. hat ſich gewiſs nur nicht richtig ausgedrückt. Einer von den Bewegungsgründen, warum Sokrates nicht auf die gewöhnliche Weiſe ſich vertheidigen wollte, war nach S. 24., weil er überzeugt war, daſs *ſein Ruhm neuen Glanz erlangen werde.* Iſt das etwas anders als Ehrgeiz, wovon ihn doch Hr. *T.* frey ſpricht? Die Stelle aus dem Xenoph. iſt nicht treu genug übergetragen, ſo wie eine andere S. 40. Xenoph. Mem. I, 4. 18. Ob ſich Sokrates die Gottheit nach S. 41. als ein denkendes durch das ganze All verbreitetes Weſen gedacht habe, iſt noch problematiſch; es liegt zum wenigſten nicht in der angeführten Stelle Xenoph. M. S. I. 4. 17. ἡ ἐν τῷ παντὶ Φρονησις iſt die Denkkraft, welche ſich in dem ganzen Univerſum wirkſam zeiget. — IV. Hauptſt. *Megariker, Cyniker und Cyrenaiker.* S. 49. Die Sage, daſs *Euklid* ſich mit Lebensgefahr nach Athen geſchlichen habe, und von dem Verbote der Athenienſer hätte nicht ohne ſchärfere Kritik aufgenommen werden ſollen. Von dem Euklid finden ſich doch noch einige logicaliſche Sätze, welche Aufmerkſamkeit verdienen. S. 56. *Alſo hat es guten Grund*, heiſst es von den Cyrenaikern, *daſs wir nichts als unſre Modificationen zu erkennen vermögen, und daſs daher entweder ſie, oder ihre Urſachen für Gegenſtande müſſen genommen werden.* In dem Text des Sextus ſtehet Φαινομενα, man würde daher richtiger ſagen die vorgeſtellten Gegenſtände. Denn die Cyrenaiker leugneten nicht, daſs den Erſcheinungen etwas zum Grunde liegen könne, welches aber für uns durchaus nicht erkennbar ſey. S. 60 Vom *Ariſtipp* hätte das noch Erwähnung verdient, daſs er alle Endurſachen verwarf, weil ſich aus ihnen nichts demonſtriren läſst. Ariſtot. Metaphyſ. II. c. 2. S. 64. Es iſt doch vielleicht nicht unmöglich, den Grund von der Behauptung des *Antiſthenes, man könne nicht widerſprechen*, aufzufinden. Irren wir nicht, ſo liegt er in einer andern, welche Ariſtot. Metaphyſ. VII. c. 3. anführt, es ſey nicht möglich ein Ding zu definiren; man könne nur durch Vergleichung ſeine Beſchaffenheit beſtimmen, aber nicht was ſein inneres Weſen ſey; es gebe daher nur identiſche Sätze Ariſt. Metaph. V. 29. Plato Sophiſta S. 270. V. Hauptſt. *Plato.* Es ſcheint, als wenn der Vf. bey den Philoſophemen des Plato zuweilen die äuſsere Einkleidung und die Ausdrücke mit dem Geiſt und Gedanken verwechſelt habe; er laſst z. B. den Plato lehren, Philoſophie ſey Studium des Todes, die Quelle aller Tugend ſey Seligkeit jenſeit des Grabes, nähere Vereinigung mit Gott S. 69. und erklart den Sinn dieſer bildlichern Vorſtellungsarten nicht durch logiſch beſtimmtere an denen es doch Plato auch nicht hat fehlen laſſen. S. 73. „*Von allgemeiner Philoſophie findet ſich bey dem Plato abſichtlich und abgeſondert nichts, im Vorbeygehen nur werden einige dahin gehörige Gegenſtande berührt. Die ſpeculative Philoſophie hebt ihm ſogleich nach aller Vorgänger Beyſpiel, mit Feſtſetzung der oberſten Principien alles exiſtirenden an.*“ Woher will man das wiſſen? Etwa weil der Timaeus ein Compendium der Platoniſchen Philoſophie iſt? Hatte er nur die einzelnen Streifereyen des Plato in die allgemeine Philoſophie, und die Sätze vom Vorſtellen, Denken und Erkennen geſammelt und in ein Ganzes verbunden, er würde ſich dadurch in Stand geſetzt haben, die Philoſophie des Plato im Ganzen viel richtiger darzuſtellen. Denn wir müſſen geſtehen, daſs es uns ſchwer worden iſt aus den einzelnen nicht zuſammenhängenden, wiewohl zum Theil vortrefflichen Bemerkungen und Erläuterungen, eine das Ganze umfaſſende und durchgreifende Idee hervorzuziehen. Auch einzelne Sätze und Bemerkungen hätten dann richtiger und beſtimmter vorgetragen werden können, z. B. daſs Plato das bloſs Gedachte von dem Anſchaulichen nicht unterſchieden habe, S. 75. von der Formloſigkeit und der Form der Materie, dem Inhalt des Begriffs der Materie als eines μεγα και μικρον S. 78 — 82. und den Ideen S. 89 ff. — S. 93. Daſs es für Werke menſchlicher Kunſt und für Verhältniſſe keine Ideen gebe, ſagt zwar Ariſtoteles, es iſt aber eine andere Frage, ob das in dem Syſtem des Plato ſo enthalten war; zum wenigſten ſcheint dagegen Phädo S. 231. 232. de Republ. X. S. 284 — 287. und Crat. lus S. 241. zu ſtreiten. — Die Idee von der Welt nennte er ζωον als Inbegriff aller lebendigen Weſen, aber dieſe Idee iſt nicht der Inbegriff aller Ideen. S. 97. Die zehen Claſſen von Veränderungen ſind nicht vollſtändig aufgezählt. S. 99. Sollte Plato dem Verſtande Kreisbewegung beygelegt haben? War es nicht ein bildlicher Ausdruck? S. 107. Die Unterſuchung der Frage, ob ſich Plato die Gottheit ganz immateriell, oder als eine feine Materie, z. B. Licht gedacht habe, wird, ungeachtet ihrer ſcharfſinnigen Auflöſung, doch nicht alle befriedigen. Plato ſoll ſich Gott als feine Materie, und die Seele, wie S. 167. 168. geſagt wird, einfach, das iſt doch wohl immateriell gedacht haben. Wenn S. 116. Gott eine ſphäriſche Geſtalt beygelegt wird, ſo beruht das auf einem kleinen Miſsverſtand der Stelle im Timaeus. S. 209. Denn

Plato sagt hier, Gott gab dem Universum eine ihm angemessene Gestalt, welche eine Figur ist, die sich in allen Punkten selbst ähnlich ist, oder eine Sphäre, πάντων τελεώτατον ὁμοιότατόν τε ἑαυτῷ ἑαυτῷ σχημάτων. Hr. T. beruft sich zwar darauf, dass die Alten diese Worte eben so verstehen, als er: allein die Note des Casaubonus zu Diogenes Laert. III, 72. hätte ihn eines andern belehren können. S. 124. Rec. wunderte sich, dass der Vf. in der Stelle de Rep. VI. S. 119. 120 die Idee des Guten nicht für das allerrealste Wesen, sondern für einen blossen Begriff von der Realität erklärt, um wie es scheint, sich vor den schwärmerischen Deuteleyen der Alexandriner zu hüten, da der Satz, dass Gott die Quelle aller Realität, der Form der Dinge (ἀλήθεια) und der Vernunft als des reinen Erkenntnissvermögens ist, gerade der Hauptsatz des ganzen Systems ist, ohne welchen seine Lehre von den Ideen gar nicht verstanden werden kann. Wer nun seinen Timaeus gelesen hat, kann nichts anders als Gott in jener Stelle finden. Die Unentbehrlichkeit jenes Satzes in dem Platonischen Systeme muss der Vf. auch selbst eingestehen, indem er seine Erklärung nicht anders retten kann, als dass er den Plato widersprechende Sätze lehren lässt. — S. 152. Dass Plato in den übrigen Himmelskörpern keine solchen Elemente annehme, als auf unserer Erde vorkommen, ist eine Vermuthung, welche nicht nur unerwiesen, sondern auch falsch ist. Wir dürfen nur auf die Stellen Tim. S. 307. und Epinom. S. 253. verweisen, woraus das Gegentheil sattsam erhellet. S. 169. Eine ursprüngliche Gleichheit der Thierseelen scheint Plato doch nicht angenommen zu haben. Phaedr. S. 326. Theaet. II. S. 143. Und wie hätte er sonst das Vernunftvermögen als einen Vorzug des Menschen betrachten können? S. 184. heisst es: Plato stellte sich das Denken als ähnlich dem Empfinden, als ein Berühren des Intelligibelen vor, welche Behauptung aber blos auf der einseitigen Worterklärung des ἅπτεσθαι beruhet. Eben so wird auch das Wort ὁρᾶν missverstanden, welches nicht nur anschauen, sondern auch denken bedeutet. Den Unterschied zwischen dem Anschauen und dem Denken hat übrigens Plato gar nicht verkannt, man sehe nur z. B. de Republ. VI. S. 116. S. 191. 192. Die verschiedenen Arten des Erkenntnissvermögens sind nicht vollständig aufgezählt, es fehlt das, was Plato δόξα nennt; sie sind auch nicht ganz richtig erklärt. S. 192. wird einer verloren gegangenen Schrift des Plato περὶ Φιλοσοφίας gedacht, welche aber nicht den Plato, sondern den Aristoteles zum Verfasser hat. Diog. v. 22. Cic. Nat. D. 1, 13. Wir müssen, um des Raumes zu schonen, mehrere Bemerkungen zurückbehalten. — VI. Hauptst. *Aristoteles.* Die Philosophie des Aristoteles würde, wie Rec. dünkt, an Zusammenhang und Deutlichkeit gewonnen haben, wenn der Vf. von der Theorie des Vorstellens und Denkens, von den ersten Grundsätzen des Erkennens und den Kategorien ausgegangen wäre. Von den Kategorien, was sie dem Aristoteles waren und wie er darauf kam, kommt, so viel wir wissen, nicht einmal eine Erklärung vor. Mit der Metaphysik wird der Anfang gemacht, und der Satz des Widerspruchs, den der Stagirite an die Spitze stellte, wird erst am Ende derselben angeführt. Doch wir wollen uns nur auf Bemerkungen über einzelne Stellen einschränken. S. 226. Das Ens unterscheidet er in zwey Klassen, das *Ens an sich*, und das *Ens nicht an sich* — unter den letztern versteht er diejenigen Prädicate der Dinge, die ohne Subjecte nicht können gedacht werden, und für sich allein in Erfahrungen nicht vorkommen. — Aristot. erklärt sich deutlich genug an andern Orten, dass er unter ὂν καθ' αὑτο, die nothwendigen und allgemeinen unter ὂν κατὰ συμβεβηκὸς die zufällige Prädicate der Dinge versteht. Metaphys. V, 30. VII, 1. 2. 3. S. 220. Dass Aristoteles blosse allgemeine Begriffe und Abstractionen zu Substanzen gemacht habe, ist eine falsche Behauptung, welche sich auf die Verwechselung der verschiedenen Bedeutungen des Wortes κατὰ gründet. Auch leugnet Hr. T. dieses selbst S. 231. Hieraus lässt sich die S. 233. angeführte Schwierigkeit, wie Aristoteles *jede Substanz aus zwey Substanzen, Materie* und *Form* konnte bestehen lassen, heben, vergl. Arist. Metaphys. VIII, 3. S. 293. *Bey dem, was er accidentell Eins nennt, ist der Grund von Einheit nicht, dass ein Subject das andere Prädicat ist* — auch wollte das Aristot. nicht sagen, sondern nur was er unter zufälliger Einheit verstehe, nemlich die Verbindung eines zufalligen Prädicats mit einem Subjecte. S. 244. *Einheit ist der Erkenntnissgrund dessen was sich von jeder Art Dinge sich sagen lässt. Sie ist aber nicht in allen Geschlechtern einerley, bey einigen ist sie Vocal, bey andern Consonans, bey der Schwere etwas anders als bey der Veränderung.* — Man wird hieraus schwerlich verstehen können, dass hier Aristot. von der Einheit als dem Maassstabe zur Beurtheilung der Qualität und Quantität der Dinge spricht. Wir wissen daher nicht, warum der Vf. die Stelle Met. V, 6. blos übersetzte, und sie nicht zum wenigsten aus der viel deutlichen X. 1. erklärte. S. 245. *Beraubung* (στέρησις) ist eine der von *Widerspruch?* nein von *Verneinung* ἀπόφασις. Metaphys. V, 22. S. 281. Die *Veränderung* (κίνησις) in *engern Sinne.* — Billig hätte erklärt werden sollen, was Veränderung in engern und weitern Sinne sey. Von den Arten der Veränderung, welche Aristoteles unterschied ist eine, nemlich das *Entstehen* und *Vergehen* γενεσις, φθορα übergangen worden. Arist. Metaph. XII, 2. — Der Beweis des Satzes: jede Veränderung setzt Bewegung voraus, ist aus Phys. VIII, 7. theils unrichtig, theils unverständlich übertragen. Es heisst nicht, die Ursache der Veränderung muss sich dem Verwandelten nähern, — sondern, es ist einleuchtend, dass sie nicht einerley Verhältniss zu dem veränderten Objecte hat, sondern demselben bald näher bald entfernter ist. S. 283. *Diese Materie ist ein empfindbarer Körper, mithin nicht ohne alle sinnliche Qualitaten.* — Das Gegentheil sagt d. V. selbst S. 284. und die zum Beweis jenes Satzes angeführte Stelle Cic. Acad. Qu. 1, 7. Die Stelle des Aristot. de gen. et corrupt. 1, 5. enthält nun zwar wirklich jenen Satz; aber er beziehet sich nicht auf die Materie überhaupt ὕλη καθ' αὑτην, sondern auf die geformte Materie, in sofern ihr Wachsthum oder Abnahme zukommt. Sonst würde sich auch der Philosoph selbst widersprechen, vergl. Met. VII, 3. — S. 288. Die Weltewigkeit sollte Aristoteles ohne Grund angenommen haben? Er hatte allerdings einen Grund: Es lässt sich kein

kein Anfang der Bewegung denken. Phyſ. VIII, 1. S. 296. Gott verhält ſich zur Welt wie ein Feldherr zum Heere. *Er iſt nicht um der Ordnung, ſondern die Ordnung um ſeiner willen.* Den Worten nach iſt das richtig überſetzt; beſſer iſt es aber doch, διὰ mit dem Accuſativ für einen Atticismus zu nehmen, und zu überſetzen: *Er iſt nicht durch die Ordnung, ſondern die Ordnung iſt durch ihn.* S. 304. Ariſtoteles behauptete keinesweges, daſs das Empfinden (der Luſt und Unluſt) Begehren und Vorſtellen weſentlich einerley ſey, ſondern nur, daſs dieſe Aeuſserungen des Gemüths in einem nothwendigen Zuſammenhange ſtehen. S. 312. φαντασια überſetzt der Vf. durch Vorſtellungsvermögen, und daher kommt denn die paradoxe Behauptung, daſs Ariſtoteles die Empfindungen (αἰσθησεις) für keine Vorſtellungen gehalten habe. S. 314. Der *leidende Verſtand iſt* nicht das *Gedachtniſs*, ſondern die Empfänglichkeit der Form des Denkens. — In den folgenden Hauptſtücken haben wir wenig zu bemerken gefunden. S. 328. Von dem Speuſipp finden ſich doch einige eigenthümliche Behauptungen, z. B. Ariſt. Metaphyſ. VIII, 2. XII, 7. Sextus adv. Mathem. VII, 145. S. 412. Stilpo's Behauptung: es gebe nur identiſche wahre Sätze, wird ſchon dem Antiſthenes beygelegt, der ſie vielleicht von den Megarikern angenommen hatte. Ariſt. Metaphyſ. V, 29. Plato Sophiſta S. 270. — S. 449. So gründlich auch die Darſtellung der Stoiſchen Philoſophie iſt, ſo ſcheint ſie doch in einem Punkte ſich von der Wahrheit zu entfernen, ja ſelbſt widerſprechend zu ſeyn. Die Stoiker machten das Feuer zum Subſtrat der höchſten Intelligenz. Das Feuer ſpielt daher in ihrer Phyſiologie eine gedoppelte Rolle, als Element und als Denkkraft. Der Vf. läſst nun dieſe Weltbildende Kraft, die die Stoiker doch als Vernunft denken, nicht nach Vorſtellungen und Zwecken das Univerſum bilden, ſondern dabey bloſs nach gewiſſen in der Materie enthaltenen Bildungsgeſetzen wirken, welches aber nicht wohl mit den eigenen Erklärungen der Stoiker, welche der I. S. 543. 544. 536. anführt, übereinſtimmt, vermöge deren ſie die Ordnung und Zweckmäſsigkeit in der Welt von einer Intelligenz ableiten, die nur nach ihren eignen Geſetzen handelt, und dadurch die Urheberin des Schickſals oder des unveränderlichen Naturgangs iſt. Es iſt offenbar, daſs ſie die Naturgeſetze der Freyheit unterordnen. Wenn man dieſes nicht vorausſetzt, ſo wird man dem Syſteme keinen Zuſammenhang und Einheit geben können! — Noch müſſen wir erinnern, daſs Theophraſt ſo gut als mancher andre Philoſoph eine kleine Stelle in dem Geiſt der ſpeculativen Philoſophie verdient hätte.

Der dritte Band führt die Geſchichte der Philoſophie von der neuern Akademie bis auf die Perioden der Araber fort. Einen groſsen Theil dieſes Bandes nehmen, wie in den beiden vorhergehenden, Betrachtungen und Erzählungen aus der politiſchen Geſchichte ein, welche mit der Geſchichte der Philoſophie in keinem oder nur ſehr entferntem Zuſammenhange ſtehen. Zur Ueberſicht des Inhalts ſetzen wir die Ueberſchriften von den Hauptſtücken her. 1. Hauptſt. Uebergang der Philoſophie von Griechenland nach Rom. — S. 41. II. Ausbreitung der Philoſophie in Rom bis ans Ende der Republik. S. 68. III. Geſchichte Roms vom Untergange der Freyheit an bis auf den Verfall des Reichs. — S. 95. IV. Von der Orientaliſchen Philoſophie. — S. 101. V. Wiederaufleben der Pythagoriſchen Schule. — S. 137. VI. Cabbaliſten. — S. 164. VII. Uebergang der Chriſten zur Philoſophie und Annäherung der Platoniker zum Alexandriniſchen Syſteme. — S. 195. VIII. Verfall des römiſchen Reichs und der Wiſſenſchaften. — S. 254. IX. Einige Platoniker, die mehr oder weniger den Alexandrinern nahe kommen. — S. 263. X. Plotin. — S. 433. XI. Porphyr und Jamblich. — S. 455. XII. Auguſtin und Nemeſius. — S. 519. XIII. Proklus Claudianus Mamertus, Boethius, Caſſiodor, Aeneas aus Gaza, Dionys der Areopagit, und Zacharias aus Mitylene. — S. 567. Die wenigſten Philoſophen aus dieſer Periode haben ſich bleibende Verdienſte um die Philoſophie erworben; die meiſten ſetzten ſich aus den Syſtemen vorhergehender Denker eine Art von Syſtem zuſammen, welches durch ihre eigne Denkungsweiſe modificirt war. Es iſt daher ſehr zu loben, daſs der Vf. der Geſchichte der Philoſophème dieſer Männer gewiſſe Gränzen geſetzt und es ſich zum Geſetz gemacht hat, nur diejenigen Sätze anzuführen, die ihnen eigenthümlich angehören, und alle diejenigen mit Stillſchweigen zu übergehen, die ſie unverändert von ältern Philoſophen annehmen. Nur iſt dieſe Gränzbeſtimmung, wie uns dünkt, in der Ausführung nicht immer beobachtet worden. Beweiſe davon ſollen gleich angeführet werden. Wir theilen nun noch einige Bemerkungen über einzelne Stellen dieſes Bandes mit. — S. 61. fehlen die Citate zu dem Verſuch des Antiochus, die verſchiedenen Secten zu vereinigen. Ob er aber darin ſo weit gegangen ſey, daſs er nichts als Verſchiedenheit in Worten für das Unterſcheidende derſelben gehalten habe, iſt wohl noch zu bezweifeln, obgleich Cicero das in Anſehung der Peripatetiker und Stoiker verſichert. de Nat. Deor. 1, 7. Vergl. Akad. Q. II, 43. Sextus Hypot. I, 235. — S. 86. Das Räſonnement gegen die Unmöglichkeit einer allgemeinen Ungewiſsheit gehört nicht dem Antiochus an, ſondern die Stoiker beſtritten damit die neuere Akademie. Im dem V. Hauptſt. wird von der Entſtehung und Ausbreitung der neuern ſchwärmeriſchen Pythagoräiſchen Secte gehandelt. Das Leben und die Wunder des Apollonius von Tyana nehmen faſt einen ganzen Bogen von S. 108 — 122. ein, und doch geſteht der Vf. ſelbſt ein, daſs dieſer Mann ſich durch neue und tiefe Gedanken ſich nicht ausgezeichnet, und daher nicht mehr oder auch noch weniger Anſprüche auf eine Stelle in der Geſchichte der Philoſophie hatte, als Seneca, Epiktet und Antonin. S. 94. In eben dieſem Abſchnitte gibt der Vf. Nachricht von den Sätzen, welche Philo der Jude aus dem Plato annahm, und ihnen einen myſtiſchen Sinn unterlegte, welche zur Kenntniſs und Geſchichte der merkwürdigen Verirrungen des menſchlichen Geiſtes in dem Neuplatonismus einen guten Beytrag liefern. S. 174. Der Beweis des Juſtinus Martyr für das Daſeyn unkörperlicher Weſen und die Subſtanzialität der Seele kommt doch ſchon bey dem Plato faſt in denſelben Ausdrücken vor. Eben das gilt auch von dem Beweis des Plutarchs, daſs das Veränderliche nichts Beharrliches ſey (ὃν οὐ). S. 177. Man vergl. Timaeus S. 301. 317. 318. Wir bemerken hier noch einen unrichtigen Ausdruck. Plutarch ſagt nicht, *die Zeit iſt nicht.*

Digitized by Google

ſondern ſie iſt nichts *Beharrliches* (μὴ ὄν), das ὄν iſt nicht das Exiſtirende, ſondern das Beharrende. — S. 179 folg. trägt der Vf. einige Sätze aus Alcinous Einleitung in die Philoſophie des Plato vor, um zu beweiſen, wie nach und nach aus dem ächten Platonismus das Alexandriniſche Syſtem hervorgegangen ſey. Allein wir müſſen geſtehen, dieſer Beweis hat uns nicht befriedigt. Die angeführten Sätze ſind ächt platoniſch, zum Theil mehr entwickelt, zum Theil mit Ariſtoteliſchen vermiſcht; ſie haben aber nicht die entfernteſte Beziehung auf den Neuplatonismus. Wir wollen zum Beweis des Geſagten nur eine dieſer Behauptungen prüfen. *Die erſte Materie, in deren Beſchreibung Plato den Atomiſten mehr ſich näherte, zeichnet Alcinous durchaus Ariſtoteliſch, als ein Weſen ohne Qualitäten, aber alle anzunehmen fähig; weil mit gewiſſer Form, Fähigkeit zur Uebernehmung aller, unvereinbar wäre.* c. 8. Dieſe Behauptung iſt ächt platoniſch, wie aus den Stellen Timaeus S. 345. 346. 386. erhellet. Und hat ſie nicht Hr. *T.* ſelbſt dafür anerkannt. 1ter Band S. 77. Dem Plato ſind die Dreyecke als Grundfiguren nicht urſprüngliche in der Materie befindliche Formen, ſondern er laſst ſie durch Gott mit der Materie vereiniget werden. Tim. S. 351. Der Vf. thut alſo dem Alcinous auch darin wieder Unrecht. Der Satz: Gott iſt der Inbegriff aller Realitäten und doch durch kein erkennbares Prädicat beſtimmbar, der auch im Plato ſchon vorkommt (θεὸς ἐπέκεινα πάσης de Republ. VI. S. 120.) iſt nicht die Sprache der Myſtiker, wie der Vf. S. 183. meynt, ſondern ein richtiger Ausdruck des menſchlichen Unvermögens Gott zu erkennen, oder ihn anders als eine Idee zu denken. Weder Plato noch Alcinous konnte es ſich in den Sinn kommen laſſen, Gott als Gegenſtand äuſserer Wahrnehmung, als (erkennbare) Subſtanz darzuſtellen. — In dem 10ten Kap. der Alcinoiſchen Schrift kommt eine Stelle vor, in welcher man noch eher eine Aehnlichkeit mit dem Neuplatonismus finden könnte, welche der Vf. überſehen hat, es heiſst nemlich da: Gott ordnete die *himmliſche Vernunft* und die *Weltſeele*. Doch iſt das auch noch einer andern Auslegung empfänglich. — Das X. Hauptſt. von *Plotins* Philoſophie iſt das längſte in dieſem Buche und mit vorzüglichem Fleiſs bearbeitet. Es iſt verdienſtlich, daſs ſich der Vf. die mühevolle Arbeit auferlegte, die nicht ſehr zuſammengereiheten Gedanken dieſes Mannes in eine Art von Zuſammenhang zu bringen; noch verdienſtlicher, daſs er nicht allein die ſchwache ſondern auch gute Seite, und die lichten Punkte dieſes Syſtems herauszuheben ſuchte. Denn Plotin iſt kein gemeiner, ſondern ein philoſophiſcher Schwärmer, der ſein Syſtem nicht allein aus der Platoniſchen und andern Philoſophien zuſammenſetzte, ſondern auch zum Theil durch eignes Denken erzeugte. Nur können wir nicht unbemerkt laſſen, daſs man hier noch keine vollſtändige Darſtellung dieſer Philoſophie in Anſehung ihres Geſichtspunkts und allgemeinen Charakters, noch keine pragmatiſche, aus den Geſetzen des menſchlichen Geiſtes geſchöpfte, Geſchichte ihrer Entſtehung ſuchen darf. Was hier geleiſtet iſt, iſt Vorbereitung dazu, eine Sammlung und Zuſammenſtellung der einzelnen Sätze; über dieſe machen wir noch einige Bemerkungen. Einige Sätze, welche der V. dem Plotin als eigenthümlich anſieht, kommen ſchon in der Platoniſchen Philoſophie vor, z. B. der Begriff eines unveränderlichen Weſens S. 287. Plato Tim. S. 317. der Unterſchied zwiſchen einer unaufhörlichen Dauer in der Zeit, und einer Exiſtenz ohne alle Zeitfolge. S. 288. Plato Tim. S. 315. die Vorausſetzung einer formloſen Materie. S. 295. — Auch in dem Beweis von der Nothwendigkeit einer urſprünglichen Materie. S. 294. wird Plotin dem Plato keinesweges untreu, wie Hr. *T.* ſagt. Man vergleiche Timaeus S. 343. 344. 340. wo der nemliche Ideengang ſichtbar iſt. Von der Wahrheit aller hier aufgeſtellten Behauptungen kann ſich Rec. nicht überzeugen. Bey einem Manne wie Plotin, der ſich oft ſo dunkel ausdrückt, kann auch dem ſcharfſinnigſten Forſcher etwas Menſchliches begegnen. Hiervon einige Beyſpiele, S. 299. Die Materie dachte ſich Plotin als das, was allen Erſcheinungen zum Grunde liegt, das Beharrliche in dem Raume, welches aber durch kein beſtimmtes Merkmal gedacht wird (μὴ ὄν), er vergleicht daher den Begriff der Materie mit der Vorſtellung von der Finſterniſs, aber er ſagt nicht, daſs ſie ſelbſt das Finſtere ſey. Daſs ſie durchgängig unveränderlich und unvergänglich ſey, obgleich in ihr die Formen wechſeln, iſt ein ſehr wahrer Gedanke, der ſich auf ein nothwendiges Geſetz des Verſtandes gründet, welchen der Vf., wie es ſcheint, nicht recht gefaſst hat, wenn er ſagt, daſs die Erfahrung gegen denſelben ſtreite. Plotin fehlt nicht darin, daſs er die Materie, als das Beharrliche im Raume denkt, ſondern daſs er dieſen Begriff wie den der Form intellectualiſirt und dann hypoſtaſirt, Ennead. VI. 3. 4. — S. 309. Plotin ſagt in den angeführten Stellen keinesweges, daſs die Weltſeele Licht ſey. S. 314. Numeriſche Einheit aller Seelen findet Rec. nicht, vielmehr ſagt Plotin ausdrücklich, daſs es auſser einer Intelligenz viele Intelligenzen, neben einer Seele viele Seelen gebe. Enn. IV. 8. 3. er leitete aus einer, *der Weltſeele*, alle übrigen ab, aber er beſtreitet ausdrücklich die Behauptung, daſs alle Seelen nur ein *numeriſch identiſches Weſen* ausmachen. IV. 9. 2. Der Vf. hat alſo den Plotin miſsverſtanden. S. 349. Plotin handelt Enn. IV. 2. 1. nicht von dem Mittelweſen, dem Organ der Empfindung, ſondern von der Seele ſelbſt. S. 378. *Aber, könnte man ſagen, mehrere Thätigkeiten kann doch das Urweſen der Einheit und Einfachheit unbeſchadet enthalten? Nein*, entgegnet der ägyptiſche Philoſoph, *denn dieſe Thätigkeiten ſind entweder Subſtanzen* (πράγματα) *oder nicht.* Das Wort πρᾶγμα bedeutet hier offenbar nicht Subſtanz ſondern Weſen. Der disjunctive Satz lautet daher ſo: *Die verſchiedenen Thätigkeiten ſind daher entweder in den Weſen gegründet, machen einen Theil des Weſens aus, oder nicht.* — Eben ſo verdienſtlich als das X. iſt das XII. Hauptſt. in welchem der Vf. die philoſophiſchen Behauptungen des Auguſtins aus ſeinen Schriften herauszieht.

Wir haben in den angeführten Stellen zuweilen nicht das gefunden, was ſie dem Texte nach enthalten ſollten, und vermuthen daher, daſs ſie durch Druckfehler entſtellt ſind. Ueberhaupt ſollte auf correcten Druck mehr Fleiſs verwendet werden. Das Verzeichniſs von Druckfehlern iſt an jedem Bande anſehnlich; und doch läſst es ſich noch ſehr vermehren. — Wir wünſchen, daſs der vierte Band von dieſem ſchätzbaren Werke bald erſcheinen möge, und wir erwarten in demſelben beſonders von der ſcholaſtiſchen Philoſophie recht viel Neues.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 15. September 1794.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Vieweg d. ältern: *Vorlesungen über den Styl; oder praktische Anweisung zu einer guten Schreibart in Beyspielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern*, von *Karl Philipp Moritz*, weil. K. Preuss. Hofr. u. Prof. *Zweyter Theil.* 1794. 357 S. 8.

Von dem ersten Theile dieser Vorlesungen wurde zu seiner Zeit von uns Nachricht ertheilt, und ihre Ausführung als vorzüglich scharfsinnig und lehrreich empfohlen. Ihr nun verstorbener Vf. vollendete nur die ersten Abschnitte dieser Fortsetzung, von S. 1—128; das Uebrige ist von dem Hrn. Prediger *Jenisch* in Berlin. Die *erste* hier gelieferte Vorlesung ist Versuch einer Entwickelung des Periodenbaues, wobey eine Stelle des Prof. *Garve* zum Grunde liegt, deren Periodenbau ein getreues Bild von der allmählichen Entwickelung schöner und ruhiger Gedanken ist. Sie ist aus seiner Abhandlung über die Geduld; und der Hauptgedanke ist, dass Geduld Krankheit und körperliche Schmerzen heilt. Die Entwickelung ihrer Schönheit und Ründung ist überaus gut; und nicht minder die in der *zweyten* Vorlesung versuchte Zergliederung einiger *Lessingischen* Perioden, worin keine sanfte Uebergänge, sondern rasche Sprünge vorkommen, weil hier Periodenbau und Wohllaut der Absicht untergeordnet wurden, den Gedanken in sein volles Licht zu setzen. Sehr richtig ist die Bemerkung, dass sich Lessings Prose immer gewissermasen zum Dialog neige, worin er seine gröste Stärke und Uebung hatte. Von andrer Art ist eine in dieser Vorlesung zergliederte Stelle von *Engel*, worin der Ausdruck allmählich zum Erhabenen hinanstelgt, und wo die Umkehrung der Redefolge alles zerstören würde. In Fallen dieser Art mus das *gröste* Wort auch das *letzte* Wort seyn, damit der volle Eindruck in der Seele bleibe, und das Grose nicht gegen das Kleine wieder in den Hintergrund zurücktreten dürfe. Die *dritte* Vorlesung lehrt den Unterschied zwischen *Vorstellung* und *Darstellung*, wenn das Schreiben in Handeln übergeht, und es uns nicht blos um Entwickelung unsrer Ideen zu thun ist. So, wie die Gegenstände in der Perspektiv eine ganz andre Stellung und Richtung gegen einander, als in der Wirklichkeit erhalten, so mus auch in der Darstellung oft ein Begriff oben angestellt werden, der in der Vorstellung ganz unten an stand, und umgekehrt. Bey der Darstellung kommt also alles darauf an, in was für einen Zusammenhang wir den Gedanken, der uns wichtig ist, in einer fremden Vorstellungsart, bringen, und hier müssen wir uns selber den Gegenstand, durch das Interesse der Menschheit, vorzustellen suchen. Dies wird durch das Beyspiel eines Briefes erläutert, worin ein Sohn seinem Vater zu dessen Geburtstage Glück wünscht, und eines Briefes von Voltaire. Zugleich zeigt hier der Vf noch näher den Unterschied zwischen dem *mündlichen* und *schriftlichen* Ausdrucke. Jener ist unmittelbar, dieser mittelbar. Die *vierte* Vorlesung betrifft den Unterschied zwischen *Wort* und *Sache*. Das Wort, womit ich die Sache, worüber ich denken will, benenne, deutet dieselbe eigentlich nur an, und bestimmt ihren Umfang nur schwankend und ungewis. Meine Begriffe aber von dem eigentlichen Umfange der Sache müssen durch mein Nachdenken erst bestimmt werden. *Fünfte* Vorlesung, *von der Vermeidung des Zweydeutigen im Ausdruck*, an einer Reihe von Beyspielen, wobey zugleich gezeigt wird, wie das Unbestimmte und Schwankende zu vermeiden gewesen wäre. In der *sechsten* Vorlesung werden verschiedene Proben einer guten und schlechten Schreibart neben einander gestellt, und die Vorzüge der ersten vor den letztern gezeigt. Diese Proben sind aus verschiednen Gattungen des Styls, des historischen, belehrenden, schwülstigen, des matten poetischen, u. s. f. gewählt, und sie machen den Schlus von dem Antheil, den der sel. *Moritz* noch an dieser Arbeit hatte.

Diesen Antheil betrachtete der Fortsetzer, Herr *Jenisch*, als blose vorbereitende Einleitung, und entschlos sich, die allgemeinen Eigenschaften einer guten Schreibart, nemlich die Deutlichkeit, Bestimmtheit, Lebhaftigkeit, die Würde und den Wohlklang, in ihrem Verhaltnis zu den Fähigkeiten unsers Geistes, in so fern diese auf die Rede Beziehung haben, darzustellen, ihren gegenseitigen Zusammenhang, so wie ihre Vollzähligkeit, nach psychologischen Grundsätzen zu entwickeln, und, nach der durchaus praktischen Manier seines Vorgängers, durch Beyspiele von der fehlerhaften und von der klassischen Gattung zu erläutern. Zuvörderst wird also (Vorl. 7.) der Zusammenhang gezeigt, in welchem die gedachten Eigenschaften einer guten Schreibart mit einander stehen, in so fern sie auf die unabänderlichen Eigenthümlichkeiten des menschlichen Geistes gegründet, und durch seine Kräfte und Bedürfnisse, in so fern sie auf die Rede Beziehung haben bestimmt. Die Deutlichkeit beschäftigt vornehmlich den Verstand; die Bestimmtheit ist nichts anders, als die auf jeden einzelnen Theil der Rede angewandte Deutlichkeit, wirkt aber schon mehr auf die Einbildungskraft. Unser Geist wünscht indes, vermöge seines Hanges zur Thätigkeit, auch angenehm beschäftigt zu seyn; und dies geschieht durch die Lebhaftigkeit des Ausdrucks. Hier wird dann auf Einbildungskraft und

Empfindung vorzüglich gewirkt; und diese Eigenschaft gehört eigentlich zum Schmuck der Rede. Indefs gibt es eine gewisse Lebhaftigkeit des Ausdrucks, unabhängig von Bildern, Gleichnissen und rhetorischen Wendungen die schon durch die blofse Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks hervorgebracht werden kann. Aber es gibt auch einen gewissen Grad in der rhetorischen Lebhaftigkeit, der mit jener zusammenfällt; und dieſs ist der Punkt, wo die Kunst Natur wird, den das Genie allein trifft, den *Klopstock* als Dichter, und *Schiller* als Geschichtschreiber, so glücklich zu treffen wufsten; so wie *Göthe* in seinem Werther und in seiner Iphigenia die nackte, antike Natur, die durchaus Bedeutung, nirgend Schmuck und Prunk ist, höchst glücklich erreichte. In der guten Schreibart sind die allgemeinen Eigenschaften derselben nicht isolirt, sondern vereint, und in einander verschmolzen. — In der *achten* Vorlesung werden die allgemeinen Eigenschaften einer guten Schreibart durch Beyspiele erläutert und angewandt; und am Ende macht der Vf. einen Versuch, sie in einem gewissen Sinne auf alle schönen Künste anzuwenden. Bedeutsamkeit ist das höchste Gesetz der Composition in jeder schönen Kunst. — Die *achte* Vorlesung verbreitet sich über richtige Erkenntnifs und lebendige Anschauung des Gegenstandes, als das einzige Mittel einer wahren und richtigen Darstellung desselben. Der Sinn, der Begriff der Sache ist Grund und Zweck der Rede, ist der Mafsstab aller Eigenschaften der guten Schreibart. Man mufs daher innigst von seinem Gegenstande durchdrungen seyn, um sich treffend und zweckmäfsig über ihn auszudrücken. Verschieden von der richtigen Erkenntnifs des Gegenstandes ist noch die lebendige Anschauung desselben; dort ist der Verstand, hier die Einbildungskraft besonders thätig. Diese letztere ist auch der Darstellung günstiger. Jene geht oft in diese über. Bey dieser Gelegenheit macht der Vf. über die Begeisterung einige scharfsinnige Bemerkungen. Das Genie besteht in der Gabe, diesen Zustand des Gemüths in sich hervorzubringen, den Gegenstand mit Leidenschaft zu ergreifen, und ihn dann kalt und ruhig darzustellen. — *Vorl.* 9. Ueber die Deutlichkeit. Hindernisse, die ihr entgegen wirken, besonders der Eigensinn der deutschen Wortstellung. Eintheilung der Deutlichkeit in die logische, grammatische und ästhetische. Abschweifung über die Klarheit der Diction. — *Vorl.* 10 und 11, wird die Lehre von der Bestimmtheit des Ausdrucks mit Beyspielen erläutert; und dann noch von der Eigenthümlichkeit des Ausdrucks oder der intensiven Bestimmtheit, gleichfalls an Beyspielen gezeigt. Dieſs wird in der *zwölften* Vorlesung fortgesetzt, die Bemerkungen über die Uneigenthümlichkeit und Dunkelheit des Ausdrucks enthält. Hier findet man verschiedene gute Erinnerungen über die manchen Schriftstellern so gewöhnlichen Anspielungen, und das Vorübergehende ihrer Verständlichkeit. Man mufs *aus* dem Geist seiner Zeiten, und *in* den Geist der Zeiten schreiben. Sehr wahr ist es, dafs die Ursache der Unpopularität vieler deutschen Schriftsteller theils in ihrer gelehrten Erziehung liegt, theils in den gelehrten Verhältnissen, in welchen sie gröfstentheils ihr Leben hinbringen, und endlich in dem noch immer so wenig ausgebildeten Gesellschaftston. *Vorl.* 13. Ueber Präcision, oder extensive Bestimmtheit, und ihr Gegentheil, die Weitschweifigkeit; erklärt, und durch Beyspiele erläutert. Der Vf. nennt die Eigenthümlichkeit der Rede die *intensive* Bestimmtheit, weil sie es mehr mit der Abmessung und Abwiegung der einzelnen Worte und Ideen, und ihrem innern Gehalt zu einander, also mit der Kraft oder Intension der Rede, zu thun hat; die so genannte Präcision aber nennt er die *extensive* Bestimmtheit, weil sie das Ganze der Rede, das Verhältnifs der einzelnen Ausdrücke, Ideen und Bilder zu dem Ganzen, also Extension betrifft. *Vorl.* 14. Lebendige Anschauung, Drang und Bedürfnifs, sind Ursache und zugleich Mafsstab aller Bestimmtheit, Eigenthümlichkeit und Präcision des Ausdrucks. Hierauf über die dichterische Darstellung, als das Maximum, oder der höchste Punkt des Schriftstellers. *Vorl.* 15. Ueber die Lebhaftigkeit. Leidenschaft, Laune, und Symbolik der Sprache sind die Quellen der Verschönerung des Ausdrucks. *Vorl.* 16. Natur und Wesen des bildlichen Ausdrucks. Bild mahlt immer Empfindung oder lebendige Anschauung. Die Natur des bildlichen Ausdrucks setzt der Vf. darin, dafs man seinen Gegenstand vorzüglich lebhaft fühlt, und durch das Bild seine innere Empfindung in dem Gegenstand überträgt. Der Ausdruck ist nur der Wiederhall der Empfindung und innern Anschauung des Schriftstellers. Es ist also höchst verkehrt, wenn er bey dem Ausdruck anfängt. In der *17ten Vorlesung* werden die vorgetragnen Grundsätze der Lebhaftigkeit auf Beyspiele der lebhaften Schreibart angewandt.

Schon aus dieser kurzen Anzeige des Inhalts der Fortsetzung ergibt sich zur Gnüge, dafs sie der Moritzischen Vorarbeit im geringsten nicht unwürdig ist, so bescheiden auch der Vf. in der Vorrede sich darüber erklärt, wenn er sie unbedeutenden Anschlufs eines ungeübten Meifsels nennt. Mit nicht geringem Vergnügen fand Rec. in dieser Fortsetzung einen mit ähnlichen Scharfsinn denkenden Kopf, der die neuen Gesichtspunkte, welche ihm die Behandlung seines Stoffs darbot, glücklich zu fassen und darzustellen wufste. Besonders angenehm war es ihm aber die Schreibart und Gedankenfolge hier ganz anders zu finden, als in des Vf. früheren schriftstellerischen Versuchen. Es gilt nun auch von ihm, was er S. 156. sehr richtig bemerkt, dafs das allgemein gefallende Ebenmaafs aller Geisteskräfte, welches allein den guten und grofsen Schriftsteller bildet, als die letzte Vollendung des Geschmacks und Genies müsse angesehen werden, und dafs diese von Schriftstellern mit aufserordentlichen Talenten immer schwieriger, und gewöhnlich auch später, erreicht werde, als von solchen, in deren Geist keine Kraft, keine Fähigkeit besonders hervorragt. Frühe Korrektheit, setzt er hinzu, beweist nie Genie.

Berlin, b. Maurer: *Lodovico Ariosto's Satyren. Aus dem Italiänischen. Von Christian Wilhelm Ahlwardt, d. W. M.* 1794. XVI u. 120 S. 8.

Es ist gewifs nicht zu viel gesagt, wenn wir diese Uebersetzung als Ehre und Gewinn für die deutsche Li-

Digitized by Google

ter-

teratur, und als reiche Beute vom Auslande her, ankündigen; denn sie unterscheidet sich von den meisten bisherigen Versuchen ähnlicher Art ungemein, und ist um so verdienstlicher, je schwieriger sie war. In der That hätte Rec. es kaum für möglich gehalten, die Arioftischen Satyren, die er immer für Meisterwerk ansah, mit solch einem Glücke, mit so vieler Leichtigkeit des Ausdrucks, mit der ganzen lebendigen Kraft des Originals, nur blofs vom Reim, nicht aber von ihrer metrischen Schönheit entkleidet, in unsre Sprache übertragen zu sehen. Unbekannt sind diese Satiren in Deutschland nicht; in der Jagemannischen, sogleich wieder abgebrochenen, Fortsetzung der Meinhardschen Versuche waren Auszüge und Proben von ihnen gegeben, und in Prose, mit vieler Einsicht und Sprachkenntnifs, übersetzt; freylich aber nicht so, dafs der dem Originale nicht gewachsene Leser alle ihre Schönheiten gewahr werden und fassen konnte. Bey der Gleichgültigkeit, womit man die in ihrer Art überaus glücklichen Uebersetzungen des *Tassoni* und *Fortinguerra* vom Hn. Prof. *Schmitt* in Liegnitz aufnahm, gehörte wahrlich viel Enthusiasmus und Muth dazu, solch eine mühvolle, und doch vielleicht undankbare Arbeit, wie die gegenwärtige, zu übernehmen. Werke von dieser Art gehören nicht zu denen, die man Lehrlingen der italianischen Sprache in die Hände gibt; und über die ersten Lehrjahre, oder gar Lehrmonate, kommen nicht nur unsre Damen und Herren, die oft nur zum Verständnifs der Opernbücher Italiänisch lernen, sondern auch selbst viele vorgebliche Liebhaber und Kenner der schönen Literatur selten hinaus. Und doch ist der volle Genufs solcher Uebersetzungen, wie die hier anzuzeigende, nur für diejenigen, die Original und Kopie gegen einander halten können. Der *volle* Genufs; aber immer bleibt hier noch Vergnügen und Unterhaltung genug für diejenigen, die nur die Uebersetzung lesen können; denn gerade darin liegt eins der gröfsten Verdienste des Hn. *A.* dafs er seine Kopie von dem Original unabhängig genug zu machen, oder sie vielmehr, mit Beybehaltung der ganzen Manier, zu originalisiren, und in Deutschland zu naturalisiren gewufst hat. „Gedichte voll Witz und Laune lassen sich nicht, wie er richtig bemerkt, wörtlich übersetzen, oder sie haben das Schicksal der witzigsten Werke der Griechen und Römer, dafs sie in der Uebersetzung steif, hölzern, und ungenielsbar werden. Der Wort- und Sylbenknecht ist nicht immer der getreue, wenigstens nicht der gute Uebersetzer; daher hat sich der Vf. bey aller Treue nicht überall ängstlich an die Worte gebunden, und launichte Wendungen und Ausdrücke, die, wörtlich übertragen, schal und unschmackhaft gewesen wären, durch andre launichte Wendungen und Ausdrücke unsrer Sprache zu geben sich bemüht." Diesem Verfahren ist er durchgängig treu geblieben; und es war unstreitig das beste und zweckmäfsigste, aber auch bey weitem das schwerste und verdienstlichste. Denn es ist minder leicht, auf diese Art frey, als wörtlich zu übersetzen; und am Ende ist doch der wörtliche Dolmetscher nicht der treueste, weil er nur die äufsere Hülle, nur den Wortausdruck beybehält, aber darüber gar zu leicht Geist und Charakter seines Schriftstellers veruntreuet. Bey der Zusammenhaltung sind uns wirklich mehrere Stellen vorgekommen, wo wir zweifelhaft wären, ob in der glücklichen Wendung des Gedankens und seiner Einkleidung dem Ariosto, oder seinem Uebersetzer der Vorzug gebühre; und überall fand Rec. Ursache, die Gewandheit des Ausdrucks und die immer rege Geschicklichkeit des Uebersetzers, den Hauptgedanken richtig und völlig zu fassen, und ihm die seiner Sprache angemessenste Form zu geben; mit der gröfsten Befriedigung zu bemerken. Schade, dafs wir davon unsre Leser durch keine längere Probe, als die folgende, überführen können. Sie ist aus der dritten Satyre:

Questa opinion mia sò ben che folle
Diranno molti, che fallir non tenti
La via che l'uom spessa a grand' onori estolle;
Questa povera sciocchia inutil genti
Sordide infami à gia levato tanto,
Che fatti gli à adorar da Rè potenti.
Ma chi fù mai sì saggio o mai sì santo,
Che d'esser senza macchia di pazzia
O poca o molta dar si possa vanto?
Ognun tenga la sua, questa è la mia.
Se a perder s'à la libertà, non stimo
Il più ricco Cappel che in Roma sia.
Che giova a me seder a mensa il primo,
Se per questo più sazio non mi levo
Di quel ch' è stato assis a mezzo o ad imo?
Come nè cibo, così non riceuo
Più quiete, più pace, o più contento,
Sebben di cinque Mitre il capo aggreuo.
Felicitate istima alcun, che cento
Persone t' accompagnino a Palazzo,
E che sia il Volgo a riguardarti intento.
Jo lo stimo miseria, e son sì pazzo,
Che penso e dico che in Roma famosa
Il Signor è più servo che 'l Ragazzo.

In der Uebersetzung:

Ich weifs es wohl, dafs viele diese Grille
Für Thorheit schelten, dafs ich nicht den Pfad
Betreten will, der viele Leute schon
So oft erhob zu grofser Ehr' und Würde.
Auf ihm sind Bettler, Pinsel, Taugenichtse,
Verächtliches, abscheuliches Gesindel,
Zu solcher Würde schon emporgestiegen,
Dafs ihnen mächt'ge Könige fufsfällig
In Demuth den Pantoffel küssen mufsten.
Allein, war Einer je so weis' und klug,
Der frey von Thorheit (gröfser oder kleiner
Ist uns gleich viel) zu seyn sich rühmen könnte?
Beinahe Jedermann sein Steckenpferd!
Ich reite meines. Soll ich meine Freyheit
Verlieren: wahrlich, für den reichsten Hut
In Rom geb' ich nicht eine Bohne hin.
Was hilfts mir an der Tafel oben an
Zu thronen, wenn ich drum mit fatterm Magen
Vom Tisch nicht geh, als wer am Ende sass?
So, wie ich satter nicht, so werd' ich auch

Nicht ruhiger und nicht zufriedner werden,
Und drückten gleich fünf Infuln mir die Stirne.
Halt' wer es will für Glück, wenn dir ein Troſs
Von hunderten in deinen Pallaſt folgt,
Und ſtill der Pöbel ſteht, und ſtaunend dich begafft,
Ich halt's für Elend, und bin ſo ein Thor,
Zu glauben und ſogar es laut zu ſagen,
Daſs in den qualmerfüllten Mauren Roms
Der Herr mehr Sklav, als wie ſein Diener iſt,

In dem vorletzten Verſe lieſt vermuthlich die Baſſaner Ausgabe, der der Vf. gefolgt iſt, fumoſa für famoſa; dieſs letztre ſcheint aber doch wohl die richtigere Lesart, und das hier paſſendere Beywort zu ſeyn. — Die Wahl der fünffüſsigen Jamben, die zuweilen mit Alexandrinern wechſeln, war für dieſe Ueberſetzung ohne Zweifel die ſchicklichſte, zumal da die Wielandiſche Ueberſetzung der Horaziſchen Briefe und Satyren das Ohr des deutſchen Publikums in dieſer Gattung von Gedichten mehr daran gewöhnt hat, und der Jambe von Alters her der Satyre eigenthümlich war Hr. *A.* hatte zuerſt den Verſuch gemacht, die terze rime des Originals, beyzubehalten, und gibt in der Vorrede eine Probe dieſes Verſuchs, die glücklich genug ausgefallen iſt; aber die Schwierigkeit der Ueberſetzung wäre dadurch zu ſehr vergröſsert worden; und ungern laſen wir den Zuſatz, daſs dieſe Schwierigkeit mehr Heiterkeit des Geiſtes und mehr Zeit erfodert, als dem Ueberſetzer in ſeiner für die Muſen ſehr ungünſtigen Lage vom Schickſal verliehen worden. Er iſt nemlich als Rector der lateiniſchen Schule zu *Demmin* in Pommern angeſetzt; aber die gegenwärtige Arbeit, und eine von ihm gleichfalls in der letzten Oſtermeſſe gelieferte poetiſche Ueberſetzung der Hymnen des *Kallimachus* mit erläuternden Anmerkungen, ſind von der Art, daſs ſie hoffentlich alle Aufmerkſamkeit auf einen jungen Mann von ſo ausgezeichnetem Talent und ſo glücklichem Fleiſs ertegen, und dazu beytragen werden, ihm die Lage und Muſse zu verſchaffen, deren Geiſtesarbeiten dieſer Art ſo ſehr bedürfen. Auch eine Ueberſetzung der Luſiade des *Camoëns*, wovon unlängſt das Journal für Gemeingeiſt eine nicht minder beyfallswürdige Probe geliefert hat, ſteht von ihm bald zu erwarten. — Wir ſetzen nur noch hinzu, daſs zum Verſtändniſs der vielen Anſpielungen, lokalen und perſönlichen Beziehungen in *Arioſto's* Satyren durch erläuternde Noten hinlänglich geſorgt iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte, *Verona*, b. Moroni: *Daciana Diaconiſſa*. Diſſertazione Accademica ſopra una Iſcrizione del Muſeo Veroneſe: editione ſecunda con aggiunte. 1793. 8. Der Gegenſtand dieſer Academiſchen Vorleſung, eine Arbeit des Hn. *Domenico Gottardi*, Arciprete di S. Donato alla Colomba, iſt der Leichenſtein einer *gewiſſen* Diaconiſſin *Daciana*, der Tochter eines *gewiſſen* Conſul *Palmatus* und Schweſter eines *gewiſſen* Presbyter *Victorinus*, die mit der unſchätzbaren Gabe der Weiſſagung geſchmückt, in ihrem ſechs und vierzigſten Jahre der Welt entriſſen und wahrſcheinlich zu Ferrara begraben ward. Der Vf. ſuchte etwas näheres von den auf dem Steine genannten Perſonen zu erfahren, und entdeckt in dem Codice Theodoſiano einen Palmatus, der im Jahr 412. praefectus urbis war. Dieſer kann in der Folge Conſul, wenigſtens ſuffectus, geworden ſeyn, im Jahr 413, wie der Vf. vermuthet, wo der Conſul Heracliānus, mitten in ſeiner Amtsverwaltung getödtet ward. Er zeigt hierauf, daſs die Daciana, zu folge ihres Amtes, als Jungfrau geſtorben ſeyn müſse (pregio ammirabile, maſſime in una femmina di ſi alto ſtato.) Worinne ihre Gabe zu Weiſſagen beſtanden habe? u. ſ. w. Nicht ohne Scharfſinn wird aus den trocknen Worten des Leichenſteins ein kleiner Roman von den Leben und Tugenden der bis jetzt unbekannt geweſenen Daciana herausgeſponnen, der indeſs für wenige Leſer intereſſant ſeyn möchte. In einem Anhange werden noch mehrere Palmati und Palmatii aufgeführt.

Schöne Künste, *Parma*, nel regal Palazzo: *Diſſertazione intorno al Sublime* del P. D. *Girolamo Prandi*. Benedettino Caſineſe e Socio della reale Accademia di Mantova. MDCCXCIII. 68 S. fol. min. Neue Aufklärungen über den Begriff des Erhabnen darf man in dieſer academiſchen Vorleſung nicht erwarten. Der Vf. derſelben nimmt nicht einmal einen eignen Gang in der Unterſuchung, ſondern folgt Schritt vor Schritt den Fuſstapfen *Hugo Blairs*, welcher in der fünften und ſechſten ſeiner Vorleſungen über die *Grundſätze der Rhetorick* auch dieſen Gegenſtand, ſo weit es ſein Zweck erfoderte, abhandelt. Dieſe Vorleſungen ſind hier in Auszug gebracht und an vielen Stellen wörtlich überſetzt. Bisweilen, aber ſeltner, ſind die Meynungen andrer Schriftſteller beygebracht, angenommen oder widerlegt. So ſchickt der Vf. folgende Erklärung des Erhabnen nach *Longin* voraus: „Diejenige Art zu reden, welche den Zuhörer hinreiſst und auſser ſich ſetzt; die wie ein Blitzſtrahl jedes Hinderniſs niederſchlägt und mit einemmal die ganze Kraft des Redners zeigt; die die Seele mit einem tiefen Gefühl erſchüttert und ihr mehr zu denken gibt, als die Worte betragen; die endlich bey der ſtrengſten Unterſuchung nichts von ihrer Gröſse verliehrt — iſt im eigentlichen Sinne und einzig und allein erhaben zu nennen." Ohne zu bemerken, daſs diese Beſchreibung der Wirkungen des Erhabnen von allem, was in einem hohen Grade intereſſirt, gilt; und daſs in ihr das unbeſtimmte und ſchwankende der Begriffe herrſcht, welches *Burke* mit Recht in dem Werke *Longins* tadelt. An der Stelle, wo *Blair* gegen *Burke* ſtreitet, nimmt es unſer Vf. auch noch mit *Helvetius* auf; welcher eine doppelte Art des Erhabnen annahm, dasjenige, welches aus der Vorſtellung der Macht der Natur, und ein anderes, welches aus der Betrachtung der moraliſchen Kraft entſpringt. In beyden Fällen behauptete er, daſs ein Gefühl der Unluſt (Schrecken und Unzufriedenheit über die Einſchränkung unſerer [ſinnlichen] Kräfte) dem Gefühl des Erhabnen vorausgehn. Was gegen dieſe Meynung, welche einen Theil der Wahrheit enthält, vorgebracht wird, iſt von wenige Bedeutung, und der dem Engländer abgeborgte Hauptgrund, daſs die unbegränzte Macht, ſie mag, nun mit Schrecken begleitet (als feindlich gedacht werden) oder beſchützend ſeyn, das Gefühl des Erhabnen errege; iſt der Behauptung des *Helvetius*, wenn ſie recht verſtanden wird, mehr günſtig als nachtheilig. — In der Vorrede verſpricht der Vf., die von ihm angeführten Beyſpiele mit Stellen italieniſcher Dichter zu vermehren und auszutauſchen. Dieſes iſt aber nur an drey Stellen geſchehen. Der Druck und das Aeuſsere dieſes Werks ſind auſserordentlich gut in die Augen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 16. September 1794.

PHYSIK.

Prag, b. Widtmann: *Johann Andreas Scherers* d. A. K. Doct. der kön. böhm. Gesellsch. d. Wiss. der hochfürstl. Hessenhomb. u. der mit ihr verein Gesellsch. Mitglied's, *genaue Prüfung der Hypothese vom Brennstoffe.* A. d. Lat. übers. von *Carl Bretfeld*, Hörer der med. Wissensch. 1793. 107 S. 8.

Um in dem Bestreben zur Erreichung des Ziels, welches sich der Vf. in gegenwärtiger Schrift vorgesteckt hat, nach einer bestimmten Ordnung zu verfahren, schickt er eine kurze Uebersicht von den Grundsätzen, auf welchen das antiphlogistische Lehrgebäude gebauet ist, voran, und geht alsdenn zur Untersuchung der Schwierigkeiten und Einwürfe über, welche diesem Systeme von verschiedenen Gegnern sind entgegengestellt worden. Der Anfang dieser Prüfungen trift *Kirwan's* Theorie von der Identität der brennbaren Luft mit *Stahl's* Phlogiston; wobey der Ungrund von *Ks.* Satze, dass in allen Körpern brennbares Gas enthalten sey, erwiesen und dagegen gezeigt wird, dass man aus Schwefel, Kohle, Metallen, durch die Gewalt des Feuers nur in soweit brennbares Gas erhalte, in wieweit diese Körper Feuchtigkeit, welche bey diesem Feuersgrade zerlegt wird, besitzen. (Dem Vf. ist damals noch nicht bekannt gewesen, dass *K.* selbst schon diese seine ehemaligen Meynungen aufgegeben habe.) Weiter berührt der Vf. die Einwürfe des *H. de la Metherie*; von denen unter andern folgender, gegen die Erklärung der Antiphlogistiker von der Entstehung des Lichts und der Flamme bey Entzündungsprocessen, aus der Hypothese, dass Wärme und Licht nur in Modificationen eines und desselben Wassers bestünden, erheblich schien: „Wenn durch den Wärmestoff, der durch die Zerlegung des Sauerstoffgas entwickelt ward, die Erscheinungen der Entzündungen hervorgebracht würden, so müssten sie auch Statt haben, so oft dieses Gas seine gasförmige Gestalt ablegt. Dass aber dieses nicht geschehe, lehre die Mischung des salpetrichten Gas mit dem Sauerstoffgas, wo man nebst (ausser) der Wärme nichts beobachtet, obschon auch hier das Sauerstoffgas in einem Augenblicke zersetzt wird." Diesen Einwurf sucht nun der Vf. durch Folgerungen aus dem Satze: dass die Zerlegung des Sauerstoffgas nach verschiedenen Stoffen geschehe; nach welchen bald blosse Wärme, bald Wärme mit Licht, entbunden werde, zu entkräften. (Nach *Göttling's* neuer Theorie von den Bestandtheilen der Lebens- und Stickluft ist jener Einwurf jetzt leichter zu heben.) In gleicher Art fährt der Vf. fort, bey den übrigen dahin einschlagenden Erscheinungen das unzulängliche oder widersprechende in den Erklärungen nach der Lehre des Phlogistons zu Tage zulegen, und dagegen die Uebereinstimmung der Erscheinungen mit den Lehrbegriffen des entgegengesetzten Systems aus einander zu setzen. Am ausführlichsten ist der Vf. in der Prüfung der Beweise; durch welche *Westrumb* die Gegenwart des Sauerstoffs in dem salzsauren Gas, welches man durch Destillation der Salzsäure über Braunstein erhält, bestreitet, und dagegen die Quelle des Lichts und der Flamme, bey den darin stattfindenden Entzündungen, einzig dem, mit der gasförmigen Säure verbundenen, Wärmestoffe zuschreibt." — Zum Schlusse mag folgende S. 59. ausgehobene Stelle bezeigen, wie gram der Vf. der Lehre vom Phlogiston sey. „Wenn man nur jene wankenden, und unbeständigen Erklärungen von der Reduction der Säuerlinge (Metallkalke, die oft sich gerade entgegengesetzt, und widersprechend sind, betrachtet; oder den Brennstoff selbst, der aus Substanzen aller Art zusammengesetzt ist, den man kaum mit einer Art von Körpern vergleichen kann, der sich selbst widerspricht, und ein wahres chemisches sich in verschiedene Gestalten verwandelndes Monstrum ist, einer Betrachtung unterwirft; so muss man aufrichtig gestehen, dass Stahls Lehre der Chemie nicht nur nichts genützt, sondern sehr geschadet habe, indem sie die chemischen Erscheinungen, die man tiefer erforschen sollte, gleichsam mit einer phlogistischen Wolke umhüllte. Und wenn je die Chemiker sich in Juno's Wolke hüllten, so war es gewiss da." — Angehangt ist ein alphabetisches Verzeichniss der deutschen chemischen Benennungen, welche in dieser Abhandlung vorkommen, nach Hrn. *Scherers* neuen Nomenklatur; welchen die lateinischen, französischen, die deutschen des Hn. *Hermbstadt* und Hn. *Girtanners* und endlich die sonst gebräuchlichen, beygefügt sind.

Stendal, b. Franzen u. Grosse: *Des Hrn. W. van Barneveld Abhandlung über die Bestandtheile des Wassers nach Lavoisierischen Grundsätzen.* Aus dem Holland. übersetzt von *Joh. Bernh. Kaup*, der Arzneygel. Doct. 1792. 86 S. 8.

Ist in 2 Abschnitten, als 2 Vorlesungen, vorgetragen; in deren ersterer der Vf. mehrere aus der neuern Chemie hergenommene, Versuche und Beweise, dass das Wasser ein zusammengesetztes Wesen sey, aufstellt; in der zweyten aber zu zeigen sucht, dass diese neue Lehre ein ausgebreitetes Licht über viele Erscheinungen verbreite. Hie und da scheint doch der Vf. die Lehrsätze der neuern Chemie, welche er seinen Zuhörern demonstriren will, sich selbst noch nicht ganz richtig und deutlich zu eigen gemacht zu haben; er würde

ſich ſonſt (4 Verſ.) nicht folgendermaſsen vernehmen laſſen: „man werfe ein Stückchen Salpeter auf eine glühende Kohle; durch die Verbrennung des Salpeters tritt das principe calorique zu der Baſis der reinen Luft, und erzeugt, durch den Beytritt vom Azote des Dunſtkreiſes, darauf Salpeterſäure. Wenn dieſer Verſuch in zugemachten Gefaſsen vorgenommen wird, fängt man die reine Luft abgeſondert auf.“ — Eben ſo unrichtig hat er die Wirkung des Schieſspulvers aus einander geſetzt; und hält er die bey deſſen Entzündung erzeugte Luftmenge irrig für eine Miſchung von reiner und entzündbarer Luft. — Der S. 26.*) als der gemächlichſte empfohlene Weg, das Azote zu erhalten, nemlich glühende Kohlen auf einer Schüſſel unter einem mit Waſſer geſperrten Glaſe verlöſchen zu laſſen, taugt nichts. — *Scheidekünſtig* ſt. chemiſch; *Kunſtluft* ſt. künſtliche Luft, u. dgl. ſind vom Ueberſetzer herrührende, neu gebildete Ausdrücke.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Riga, b. Hartknoch: *Quelques Idées de Paſſe-temps.* 1792. 130 S. 8. (10 Gr.)

Ebendas., b. Ebendemſ.: *Reſſouvenir ſur la Ruſſie.* 1792. 132 S. 8. (10 Gr.)

Ebendas., b. Ebendemſ.. *Beſchäftigungen meiner Muſe (Muſſe) und Rückerinnerungen an Rufsland.* Nach dem Franzöſiſchen des Ruſs. Kaiſ Hrn. geh. Raths, Senateurs, wirkl. Kammerherrn und Ritters *Alexei Waſiljewitſch Narifchkin.* 1794. 198 S. 8. (12 Gr.)

Nr. 1. enthält Beobachtungen und Einfälle, veranlaſst durch den Ausbruch der franzöſ. Revolution; Gloſſen über einige Lieblingsworter der, „*ſchwindlichen neuen Philoſophie*“ die einiges Gute und Wahre, aber ungleich mehr falſche, verkehrte Vorſtellungen, und viel vage und leere Declamation in ſich ſchlieſsen. Der Vf. iſt ein abgeſagter Feind der *Preſsfreyheit*; er behauptet „gegen ein gutes Buch, aus dem ein vernünftiger „Mann etwas lernen könne, gebe es *unzählige*, die den „groſsen Haufen irre leiteten und verdürben.“ *Conſtitution* — *Freyheit*; „der Menſch, als moraliſche Exi„ſtenz hat keine andere Freyheit, als die bürgerliche, „die nichts anders iſt, als das Reſultat der in der Ge„ſellſchaft feſtgeſetzten guten Ordnung.“ *Gleichheit, Menſchenrechte.* Der Menſch habe, als ſolcher, keine Rechte; dieſe wären nur Schadloshaltung und Vergütung, welche die Geſellſchaft für alle die Sorgen, Gefahren und Aufopferungen, die ſie bey Beobachtung der Pflichten und Einſchränkungen auflegt, bewilligen. *Deſpotismus.* Der Vf. verwechſelt die ungehemmte Wirkſamkeit des Geſetzes und ſeiner Vollſtrecker mit der Willkühr eines oder mehrerer über das Geſetz erhabener Individuen, und ſo wird es ihm freylich leicht, die Nothwendigkeit des Despotiſmus darzuthun. Empörend iſt die Vertheidigung der *Sklaverey*, die ſich auf denſelben Irrthum oder dieſelbe abſichtliche Verdrehung gründet. Dem *dritten Stand*, den Städten und Stadtbewohnern iſt der Vf. von Herzen gram. Er will nichts, als Edelleute und Sklaven. Vor einigen Jahrhunderten ſuchte der Adel den Wachsthum der aufblühenden deutſchen Städte mit Feuer und Schwert zu hindern; zum Glück darf der Vf. in unſern Tagen gegen die Städte in ſeinem Vaterlande nur die Feder zücken, und *Catharina II.* denkt und handelt in dieſen Stücken nach ganz entgegengeſetzten Principien. Wenn man ihm glauben will, ſo iſt der dritte Stand nur ein untergeſchobenes Kind fremder und erkünſtelter Bedürfniſſe. Eigentlich gehöre in denſelben nur der Kaufmann, aber auch *Pfaffen*, *Advokaten*, *Profeſſoren*, *Gelehrte* und *Pöbel* (welch eine Geſellſchaft!) drängen ſich hinein. Dieſe und ähnliche Tiraden widerlegen, hieſse ihnen mehr Ehre erzeigen, als ſie verdienen. In deſto glänzenderm Licht erſcheint, durch den Kontraſt, der Adelſtand in der Schilderung des adlichen Vf. Edelleute ſind ihm Perſonen, die dieſe Benennung, wegen ihrer Obliegenheit, dem Vaterlande zu allen Zeiten mit gänzlicher Hintanſetzung ihrer ſelbſt zu dienen, erhielten. Vom Augenblick der Geburt an iſt der Edelmann nicht ſich, ſondern dem Vaterland geweiht. Seine ganze Erziehung zweckt nur darauf ab, ihm die Opfer, die er bringen ſoll, kennen zu lehren, und ihn zu gewöhnen, daſs er ſie einſt bringe. Der Edelmann vergiſst ſich jeden Augenblick für Andere; ſein Geiſt iſt, eben ſeinem Stande nach, *nothwendig* edel und groſsmüthig u. ſ. w. Wäre der Vf. nicht ſelbſt von Adel, ſo würde man in Verſuchung gerathen, hier den bitterſten, giftigſten Spott zu vermuthen. Die Muſter, auf die er allenthalben hinweiſt, ſind Rufsland und — China; ſeine Helden Burke, Calonne u. ſ. w. Faſt in nichts konnte Rec. dem Vf. ganz beyſtimmen, als in dem Wunſche, womit er ſeine Rhapſodie ſchlieſst: *Friede und Eintracht dem Menſchengeſchlecht!*

Ungleich intereſſanter und leſenswerther iſt *Nr.* 2. Man findet hier einige gute und wenig bekannte Nachrichten von den Sitten und Charakter der ruſſiſchen Nation unter den beiden Vorgängern von Peter I. Hr. v. *N.* ſcheint dieſen Aufſatz vorzüglich in der Abſicht geſchrieben zu haben, zu zeigen, wie ſehr man irre, wenn man dieſen in der That groſsen Fürſten für den erſten Schöpfer ſeiner Nation, und den einzigen Urheber ihrer Macht und Cultur halte, und glaube, er habe ſich allein im Auslande zum groſsen Regenten gebildet. Die franzöſiſchen Schriftſteller, die ſo voreilig von Dingen urtheilen, von denen ſie wenig verſtehen, und die faſt immer übertreiben, führten zuerſt dieſe Sprache, und andere Ausländer lallten ihnen, ohne eigene Prüfung, nach. Peter dem I. ward von ſeinen Vorgängern ſchon viel vorgearbeitet, und hier ward ſo wenig, als ſonſt wo, aus Nichts Etwas. Peter weckte nur zuerſt die Imagination ſeines Volkes, und brachte ihm Geſchmack an erkünſtelten Bedürfniſſen und Nachahmung bey. Schon Alexei Michailowitſch war ein weiſer, kluger, arbeitſamer Fürſt, der in Rufsland zuerſt die Stände zuſammenrief, dem Reich Geſetze zu geben. Noch hat man von ihm ein Werk über die Kriegskunſt, und eine bis in das kleinſte Detail gehende Polizeyinſtruction für die Stadt Moskau. Er traf viel weiſe und heilſame Anſtalten ohne Geräuſch. Er kannte und

wirkte auf den Nationalcharakter seiner Unterthanen. Merkwürdig ist die Nachricht von den täglichen Versammlungen des Volks auf dem sogenannten schönen Platz zu Moskau vor dem Pallast des Zars. Der Vf. erzählt Wunderdinge von dem Einfluss, den diese Gewohnheit auf die moralische Bildung der Einwohner der Hauptstadt gehabt; aber gewiss ist hier vieles verschönert und übertrieben. Wenigstens stehen Ursach und Wirkung ausser allem begreiflichen Verhältniss. Dort habe der Zar die Denkungsart des Volks über neue Einrichtungen geprüft und seine Massregeln darnach genommen. Abscheu der alten Russen vor Lügen. Beyspiele der Sitteneinfalt. Gold war selten und Papiergeld noch nicht vorhanden. Da man ohne Beschwerde nicht viel Silbergeld bey sich tragen konnte, so ging man ohne alles Geld in Gesellschaften. Der Hausherr gab einem seiner Bedienten Säcke mit einigen tausend Rubeln, um sie unter die Spielenden zu vertheilen. Am folgenden Tag schickte jeder dem Bedienten so viel Geld wieder, als er genommen und verspielt hatte. Nie hörte man von einem Streit oder einer unrichtigen Rechnung. Diess versuche jemand in Paris oder London!" Das häusliche Leben hatte viel Patriarchalisches: an Festtagen ass man bey dem ältesten der Familie, den man als das Haupt derselben ansah und ehrte, und im Innern des Reichs ist diess noch gewöhnlich. Die Familiengerichte waren eine sehr heilsame Einrichtung, und sind es zum Theil noch. Die Russen waren und sind noch, gastfrey, dienstfertig und uneigennützig. (Von den letztern wird der Vf. hoffentlich Ausnahmen gelten lassen.) Die Religion hatte solche Gewalt über ihre Gemüther, dass sie die Rachsucht unterdrückten, und dass keine Tugend gemeiner war, als Verzeihung und Versöhnlichkeit. (?) Bey einem Aufstande der Strelitzen ging ein Archiv in Feuer auf, in welchem die Contrakte der Herrschaften mit ihren Bedienten aufbewahrt wurden: gleichwohl verliess auch nicht Einer von den letztern, welche die Aufrührer doch ausdrücklich für frey erklärten, seinen Herrn, sondern alle blieben ihren übernommenen Verbindlichkeiten getreu. Der Vf. muthet seinen Lesern zu, zu glauben, diess sey allein Folge eines lebendigen Gefühls von Pflicht und Recht gewesen! — — Die Erziehung, die Peter d. Gr. genoss, bereitete ihn zu alle dem vor, was er je that, und war gewiss besser, als die Erziehung seiner Zeitgenossen seines Standes. Sein Hofmeister, ein Hr. *Zotow*, war ein geschickter Mann, und unterwies seinen Zogling in der Erdkunde, Geschichte, Moral u. s. w. Man errichtete eine Compagnie aus Kindern fast von seinem Alter, die man aus den vornehmsten adlichen Häusern nahm, und nannte diese Comp. Poteschnaja Rota oder die zeitvertreibende Comp. Peter trat zuerst als Tambour in dieselbe. Der Ort, wo sie sich in den Waffen übte, hiess Preobrachenska, und diess ist der Ursprung des ersten, oder Preobraschenskischen Garderegiments. Hier lernte Peter als Kind gehorchen, um dereinst befehlen zu können. — Fedors kurze, aber weise und ruhige Regierung, unter welcher das Reich so glücklich war. — Glänzende Schilderung der Eigenschaften von Peters Mutter, wobey man jedoch nicht vergessen muss, dass sie von Geburt eine *Naryschkin*! war. Von seiner Schwester, der Prinzessin Sophia, hatte Peter so grosse Begriffe, dass er oft sagte, wenn sie nur ihren Ehrgeiz hätte mässigen können, so würde er ihr gern das Staatsruder abgegeben, und seinem Vaterlande unter ihr gedient haben. — — Von den Deutschen, sagt der Vf. (S. 158.), dass sie unter allen Europäern am meisten dachten, demohngeachtet aber, und trotz der *zwölftausend* neuen Bücher, die jährlich bey ihnen erschienen, noch nicht ganz glücklich wären. Sind aber wohl die Russen bey ihren wenigen Büchern *ganz glücklich*? — — Hr. *v. N.* verspricht eine Fortsetzung dieser Skizze bis auf die Regierung der jetzigen Kaiserin. Am Ende gibt er einige Nachrichten von sich selbst. Durch besondere Gnade der Kaiserin ward er schon im 20sten Jahre Auscultant des Senats, Mitglied der Commission für die neue Einrichtung des Reichs, hierauf Gouverneur von Pleskow und Polozk, endlich Senator. Auf Befehl der Kaiserin durchreiste er in Gesellschaft des Grafen v. Woronzow acht und zwanzig Gouvernements, zu untersuchen, ob das Innere des Reichs ganz so verwaltet werde, wie sie in ihrer eigenhändig entworfenen Verordnung kurz vorher befohlen hatte. Jetzt hält er sich seiner geschwächten Gesundheit wegen im Ausland auf. —

Die Uebersetzung (*Nr.* 3) ist, bis auf einige kleine Flecken — *unstreitig, derzeitig* — gut gerathen, treu und lesbar. Uebrigens ist der Vf. derselben, obgleich von Geburt ein Deutscher, so wie Hr. *v. N.* ein feuriger Lobredner von Russland, wo er, seiner Versicherung nach, Glück Ruhe und *Freyheit* fand. Bey dieser seiner Arbeit hatte er keinen geringern Zweck, als: „Maximen zu verbreiten, bey denen das Menschengeschlecht sich Jahrhunderte hindurch wohl befand, und fremde Völker zu bewegen, die Russen und ihre Verfassung und ihren Wohlstand nicht nur zu beneiden, sondern auch zum Muster zu nehmen,"!

Weimar, im Verl. d. Industrie-Comtoirs: *Benjamin Franklins kleine Schriften, meist in der Manier des Zuschauers, nebst seinem Leben.* Aus dem Englischen von *G. Schatz.* Mit Franklins doppeltem Bildnisse. *Erster Theil*, 352 S. *Zweyter Theil*, 428 S. gr. 8. 1794. (2 Rthlr.)

Nicht nur an der Bewunderung, sondern auch an dem Genuss, der politischen, literarischen und moralischen Verdienste des wahrhaftig grossen Mannes, dessen Leben und kleine Schriften hier geliefert werden, hat auch Deutschland längst zu lebhaften und erkenntlichen Antheil genommen, als dass sich nicht eine fast allgemeine Aufmerksamkeit unsers Publikums auf Ihn und seine Schriften, und eben so allgemeiner Wunsch einer vollständigen Charakteristik seines Geistes und Herzens voraus setzen liesse. Bald nach seinem Tode wurde es kund, dass *Franklin* selbst den frühern Theil seines Lebens bis zum J. 1757. beschrieben, und zwey Abschriften davon, die eine an die Hn. *Rochefaucault* und *le Veillard* in Paris, die zweyte an Dr. *Price* und Hn. *Vaughan* in

Digitized by Google

London überschickt habe. Natürlich erregte diese Nachricht sowohl in als ausser England das Verlangen nach ihrer Bekanntmachung; und man hoffte sie, und hofft sie noch immer, aus den Händen von *Franklins* Enkel, *William Temple Franklin*, der auch seine übrigen noch ungedruckten Papiere besitzt, und von dem man nun eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erwartet. Indefs sich aber immer noch die Erscheinung derselben verzögert, lieferte man schon im J. 1791. eine französische Uebersetzung von einem Theile jener Selbstbiographie, der bis zum J. 1731. geht; und *le Veillard* erklärte im Journal de Paris, dafs er zwar an dieser Bekanntmachung keinen Antheil habe, dafs sie jedoch ächt, aber nur der dritte Theil des Ganzen sey. Dieß Bruchstück wurde nun sowohl einzeln, als bey den im vorigen Jahr zu London gedruckten Werken, oder kleinen Schriften Franklin's, wieder ins Englische übersetzt; und der Herausgeber dieser letztern bemühte sich, das in Franklin's Manier zu thun, wiewohl, nach dem Urtheile der englischen Kunstrichter, mit keinem sonderlichen Erfolg. Zugleich lieferte er die Fortsetzung von *F's* Lebensumständen v. J. 1731 bis zu seinem Absterben 1790; von einem seiner Freunde, dem unlängst verstorbenen *Dr. Stuber* in Philadelphia aufgesetzt, mehr Skizze als Biographie. Alle diese Materialien hat nun Hr. *Schatz* in dem ersten Bande, der ganz biographisch ist, mit Wahl und Einsicht benutzt, und aufserdem noch mehrere Zusätze, einzelne Anekdoten, interessante Thatsachen, u. dgl. theils in kurzen Anmerkungen unter dem Text anführt. Die dabey gebrauchten Quellen sind in der Vorrede nachgewiesen. — Der *zweyte Theil* enthält *Franklin's* kleine Schriften, die zum Theil schon durch anderweitige Uebersetzungen in verschiednen Zeitschriften bekannt geworden sind. Durch die Angabe auf dem Titel, dafs sie meistens in der Manier und im Geschmack des *Zuschauers* geschrieben sind, werden sie ziemlich unzulänglich charakterisirt. Freylich haben sie mit dieser Wochenschrift den Zweck einer gemeinnützigen Belehrung gemein; ihr Ton aber hat einen weit höhern Grad von Popularität, und eine gewisse Herzlichkeit, die den Leser sogleich für den Verfasser und seine Wohlmeynung einnimmt, und ihn mehr in das Licht eines redlich für das Beste seiner Mitbürger besorgten treuen Rathgebers, als eines schwer zu befriedigenden und strengen Moralisten stellt. Unleugbar hat auch F. durch diese kleinen Aufsätze, und durch seine Geschicklichkeit, ihnen allemal das dienlichste Vehikel zu geben, auf die Bildung und Aufklärung seiner Landsleute, die ihm von ihrer Freyheit und glücklichen Lage einen so beträchtlichen Antheil verdanken, ungemein vortheilhaft und wohlthätig gewirkt. Inhalt, Vortrag und Einkleidung dieser Aufsätze sind mannichfaltig. Der gröfste Theil derselben betrifft Gegenstände der Politik und Philosophie des Lebens. — „Auch der kleinste und minder wichtige trägt unverkennbar das Gepräge der Originalität, und ist wenigstens von einem Funken des Geistes beseelt, der, wohin er auch nur einen flüchtigen Blick warf, überall Licht und Wärme verbreitete. — — Einzig und unnachahmlich erscheint *Franklin* in der Manier, die bekanntesten Sätze der Sitten und Klugheitslehre durch die glücklichsten Bilder, durch die natürlichsten, und doch überraschendsten Wendungen, auf eine Art vorzutragen, dafs man sie zum erstenmal zu hören glaubt, und dafs sie sich dem Gemüthe tief und unauslöschlich einprägen. Die Darstellung ist durchaus voll Leben, Kraft und Eigenthümlichkeit; der Styl ist nie gesucht, eher bisweilen etwas nachläfsig, aber nachläfsig mit Anmuth. Immer ist er voll Ruhe, oft von erhabener Einfalt." — Uebrigens findet man hier die sämmtlichen, bis jetzt bekannt gewordenen kleinen Schriften *Franklin's*, mit Ausnahme jedoch der eigentlich wissenschaftlichen, der physikalischen und mathematischen, und der in besonderer Rücksicht auf die amerikanischen Unruhen geschriebenen Aufsätze. Einige derselben finden sich in keiner bisherigen, selbst nicht in der neuesten Ausgabe seiner Werke. So bald die vollständige Ausgabe dieser letztern erscheint, soll auch zu gegenwärtiger deutschen Bearbeitung — die wohl nicht leicht in bessere Hände hätte fallen können — noch ein *dritter* Theil geliefert werden, der die übrigen Aufsätze und die Fortsetzung des Lebens von eigner Hand enthalten wird. Auch wird hier zu einer neuen Uebersetzung von *F's* sämmtlichen *physikalischen* Schriften von Hn. *Kries* Hoffnung gemacht, der seinen Beruf zu dieser Arbeit unlängst durch die Uebersetzung der *Esterschen* Briefe über verschiedene Gegenstände der Naturlehre, und von *Adams* Anweisung zur Erhaltung des Gesichts, rühmlich bewährt hat. — Jedem dieser zwey Bände ist ein sauber gestochnes Bildnifs des grofsen Mannes vorgesetzt; das eine nach einer in Paris nach der Natur entworfenen Zeichnung, und das andre nach einem vortrefflichen Medaillon von Sever Biscuit gearbeitet, das ein berühmter deutscher Gelehrter mitgetheilt hat, der *F.* bey seiner letzten Anwesenheit in Frankreich persönlich kannte, und die vollkommene Aehnlichkeit desselben verbürgt. Beide sind ganz so, dafs ihr Eindruck dem Leser seines Lebens und seinen Schriften höchst einnehmend und in der schönsten Uebereinstimmung mit seinem gleich einnehmenden Vortrage, vorschweben wird.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Cölln, b. Hammer: *Joseph Goranis, französischen Bürgers, geheime und kritische Nachrichten von den Höfen, Regierungen und Sitten der wichtigsten Staaten in Italien.* Aus dem Französischen mit Anmerkungen des Uebersetzers. 2 Th. 1794. 352 S. 3 Th. 338 S. 8.

Nürnberg u. Altdorf, b. Monath u. Kufsler: *Allgemeine Uebersicht der Entwickelung der menschlichen Kräfte im gesellschaftlichen Leben und der mannichfaltigen Kenntnisse und Fertigkeiten, die sich die Menschen erworben haben.* 1791. 627 S. 8. (2 Rthlr.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. September 1794.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Göschen: *Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich* im Jahr 1785 bis 1786. *Dritter Theil* 302 S. *Vierter Theil* 308 S. *Fünfter Theil* 464 S. 8. 1794. jeder mit zwey Kupfern und einer Titelvignette von *Penzel* gezeichnet und gestochen.

Als die ersten beyden Theile dieses Meisterwerks (A. L. Z. 1790. No. 347.) angezeigt worden, wagte es der Recensent kaum auf eine Fortsetzung zu hoffen; glaubte noch weniger, dass es möglich sey, bey dieser Fortsetzung das Vergnügen des Lesers in gleicher Intension zu erhalten, am wenigsten erlaubte er sich die Ahndung es noch um mehrere Grade gespannt zu sehn. Aber was ist der mächtigen Bildungskraft eines solchen Genies unmöglich? Hier, steht eine wahre Schöpfung vor uns; aus einem einzigen zwar drolligen aber unbedeutenden Abentheuer, hat der Dichter ein Werk voll Glanz und Leben hervorgebracht, das bey unerschöpflicher Mannigfaltigkeit sich doch immer in dem schönsten Einklange mit dem romantischen Grundtone des Ganzen erhält, und durch die mehr als jemals hier verrathene Kunst aus *Nichts — Etwas* zu machen, ihm den seltnen Titel eines *schöpferischen Geistes* aufs glücklichste bewahrt. Bey einem solchen Werke, dessen Anfang jeden Leser, der die in Producten der Dichtkunst so seltne Originalität zu schätzen weiss, nach den folgenden Theilen lüstern gemacht hat, könnte sich die ganze Anzeige, ohne dass irgend etwas dabey verloren ginge, auf den simpeln Ausruf beschränken: *Sie sind erschienen*! — käme nicht bey der überlästigen Concurrenz von Schriftstellern, die sich alle das Publikum zu unterhalten und zu vergnügen berufen glauben, das schönste Werk des Geistes manchem aus dem Gesichte, wenn ihn nicht ein *Cicerone* bey der Hand nähme, und sich um ihn eben das Verdienst machte, das sich *Cicero*, (der vermuthlich nur darum seinen Namen in Italien auf eine ihm sonst mehrentheils sehr unähnliche Klasse von Leuten in Italien vererbte,) einst um die Syracusaner erwarb. Sie wussten nichts davon, dass sie das Grabmal des grösten Mathematikers besässen, hätte sie Cicero nicht, nach weggeräumten Dornen und Disteln, an den Platz geführt, und ihnen zugerufen: *Seht hier ist das Grabmal des Archimedes!*

Man erinnert sich unfehlbar, wie sonderbar die kleine *Margot*, das unschuldige Bauermädchen unsern Reisenden täuschte, das er in sich verliebt hielt, indess es seine Wünsche, bescheidner und in alle Wege vernünftiger auf seinen ehrlichen Bedienten gerichtet hatte, mit dem er es am Schlusse des zweyten Theils verband und dafür der Margot Bruder, Bastian, in seine Dienste nahm. Hierauf bezieht sich der Anfang des Briefes, den er seinem Freunde am Neujahrstage schreibt:

Freund! dass ein frisches Gesicht, im Schatten wild fliegenden Haares,
Dem keine Feder, kein Schmuck den Bau der Locken verbog;
Ein Busen, welcher, bey Gott, mit allem was er auch Rares
Entdeckt' und verbarg, zwo Mirabellen kaum wog;
Ein kleines närrisches Ding, das gaukelnd — sonder ein klares
Bewusstseyn seines Berufs, mit dem Geschwätze des Staares
Den Baum der Erkenntniss des Guten und Bösen umflog —
Dass eine Fee dieser Art, jüngst auf ein eben so wahres
Als seltnes Weihnachtsgeschenk an ihre Tafel mich zog;
Und als ich hungrig erschien, mich, wie wir wissen, betrog,
Für einen Schüler Berlin's war das zum Schlusse des Jahres
Ein ärgerlicher Epilog!

Muthiger, als je am ersten Feyermorgen des Jahrs ein Philosoph erwachte, warf sich unser Held und Geschichtschreiber seinen Leichtsinn vor, und entschloss sich, nie wieder sich auf ähnliche Art berücken zu lassen.

Ist's möglich, dass ein Geist, der Sonnen zu erklettern
Vermag und ihre Stralen theilt,
Zum Thron des Ewigen in blitzerfüllten Wettern
Mit unversengtem Fittig eilt,
Nun diesen Fittig senkt, und kindisch sich verweilt,
Um eine Rose zu entblättern?
So tief sank Newton nie! An weit're Sorgen band
Er seine Thätigkeit und seines Namens Ehre,
Zu stolz für ein System, das weniger Verstand
Als Mark erheischt, — war ihm ein Kuss, — ein Druck der Hand.
Und was ein *Mann* nur wünscht, dass ihm ein *Weib* gewähre,
Ein Spiel, das er nicht werth der Untersuchung fand,
Unnöthig zum Beweis der Lehre,
Die er von dem *Gesetz der Schwere*
Der sträubenden Natur entwand.
Von allen Globen, die uns Licht,
Und Ebb' und Flut, und Tag und Nacht gewähren.
Kannt' er den Lauf und das Gewicht.
Hob alle Schleyer auf, das Dunkle aufzuklären

Digitized by Google

Selbst von Johannes Traumgesicht,
Die Globen nur, die, wie ihr Schmeichler spricht
Den Musen gleich, uns in der Kindheit nähren,
Als Mann, als Greis erfreun, selbst unsern Wohlstand ehren,
Und unsre Freunde sind, wenn Rath und Trost gebricht,
Nur die besuchtesten von allen Hemisphären
Besucht' er nie und kannt' er nicht.

Indem er auf der Reise nach dem päpstlichen Gebiete von Avignon begriffen dem wunderbaren Spiele des *Zufalls* nachdenkt, gibt ihm sein Genius eine der schönsten Oden an diese launenvolle Gottheit ein, aus der wir nur einige Strophen ausheben, die ihre Allgewalt auch im Reiche der Literatur in einer unvergleichlichen Composition von Figuren schildern:

Wie vieler Unsinn, klug betitelt,
Hätt' es Dein Compass nicht vermittelt,
Schwämm' unbemerkt im Strom der Nacht!
Dir danken wir die Kunst den Schall zu mahlen,
Du hast manch Quentchen Witz zu einer Zentnerfracht
Erhöht, und Kern und Schalen
Der Schreibsucht flott gemacht.

Gewohnt dem Grübler nachzuwandern,
So weit ein Zirkel in den andern
Bis über unsre Gränzen tritt,
Sprichst du ihm Hohn, wenn er das Unsichtbare
In einer Tiefe sucht, die noch kein Mensch beschritt,
Und bringst dafür uns Waare,
Die wir bedürfen, mit.

Der Propagande Jünger dringen,
Für Gott mehr Ernten zu erringen,
Bis in der Bonzen Heiligthum.
Der Feind verderbt zwar ihre frommen Saaten,
Doch Du entschädigst sie, Du schickst sie heim mit Ruhm
Mit Putern und Pataten
In's Refectorium.

Und Heidenkost strömt neuen Seegen
Auf Länder, die des Lichtes pflegen,
Das aus der Offenbarung strahlt.
Schmaust ein Prälat — seht ob nicht in der Mitte
Des christlichen Gelags, das die Commun bezahlt,
Ein fetter Proselyte
Des Land's Calcutta prahlt?

So bringen selbst aus Deinen Schachten,
Die Heiligen die dich verachten,
Beweise deiner Huld an Bord.
Europens Ruhm trägst Du nach China über,
Führst uns Rhabarber zu, getauscht um Gottes Wort,
Und peitschest deutsche Fieber
Mit Peru's Ruthen fort.

Sollten wir nun unsere Leser erst durch einen *Auszug* aus der Geschichte, die sich nun anhebt, zur Lectüre, oder welches eben so viel wäre, zur Betrachtung des schönsten Körpers durch Vorzeigung eines Skeletts ermuntern? Zwar würde es schon die Neugierde reizen, wenn wir ihnen sagten, durch was für wunderbare Zufälle sie hier einen schachernden Juden in einen christkatholischen Küster, ein Paar tragische Schauspieler erst in Marionettenspieler, dann in päpstliche Soldaten, und endlich in Livereybediente, eine junge Heilige in eine Buhlerin, und den Helden des Stücks selbst, aus einem ketzerischen Beginnens halber peinlich verhörten Inquisiten in einen angebeteten Wunderthäter sich verwandeln sahen, oder was die drey Blasensteine der heil. Clara von Falkenstein als ein vermeinter symbolischer Beweis des Geheimnisses der Dreyeinigkeit, zusammt einem in einer Reliquienversteigerung für 41 Ducaten erstandnen Strumpfband der Jungfrau Maria hier für sonderbare Rollen spielen. Dennoch würden wir damit bey einem Werke, wo der noch so wunderbar verflochtne Grundfaden gegen die schöne Form des Ganzen immer nur wenig bedeutet, wenig mehr leisten, als dass wir unsern Lesern das Vergnügen raubten, dem Dichter selbst durch die Irrgänge seiner Phantasie, die mit so grosser und doch so unmerklicher Kunst angelegt bey jedem Schritte mit einer unerwarteten Ansicht überraschen, zu folgen! Gewiss eine sehr ungefällige Gefälligkeit! Verwünscht sey der Prologus, der uns langweilig erzählt, was für schöne Scenen folgen werden, indess wir ungeduldig den Aufzug des Theaters erwarten!

Oder sollten wir in allgemeinen Ausdrücken den nie versiegenden Sprudel bald muthwilliger, bald schalkhafter Laune, das in so mannigfaltigen Farben spielende Colorit der poetischen Stellen, die ernsthafte Sittenlehre, in die der Vf. oft aus den leichtfertigsten Gemählden übergeht, die sokratische Ironie und die lebendige Beredsamkeit in seiner Vertheidigungsrede, zu der er sich genöthigt sah, als er in gerechtem Eifer anderthalb Dutzend Bände jesuitischer Casuisten ins Feuer geworfen hatte, und eine Menge andrer Schönheiten in Anlage und Darstellung preisen? Da möchten wir in den Fall kommen Göthens Werther das Selbstbekenntniss nachzusprechen: „Das ist alles geistiges Gewäsche, was ich da von ihr sage, leidige Abstractionen, die nicht einen Zug ihres Selbst ausdrücken. „Nicht einmal noch einige *disjecti membra poetae* wollen wir weiter vorzeigen, denn es lassen sich, so vollendet ist die Harmonie des Ganzen, äusserst wenig Stellen ausheben, ohne durch die Trennung vom Context zu verlieren.

Blos die herrliche Weissagung womit der Dichter bey seiner Abreise aus Avignon seine Betrachtungen über diesen so schönen und so gemissbrauchten Erdstrich, (am Ende des fünften Theils) beschliesst, soll auch diese Anzeige beschliessen:

Ihr Räuber dieses Landes! höret
Der Wahrheit Ruf, die aus mir spricht,
Euch droht, die ihr das Volk bethöret,
Des Volkes blutiges Gericht!
Ich seh' im Kreis von euern Bürgern
Des Aufruhrs schwarze Fahne wehn,
Und eure Schafe — zu den Würgern,
Furcht zur Verzweiflung übergehn!

Und seh' erstaunt, wie jede Puppe
Der Andacht in ihr Nichts versinkt,

Digitized by Google

Wie

Wie nicht mehr die geweihte Schnuppe
Der ew'gen Lampe sie umflinkt, —
Kein Kuttenträger mehr die Zofe
Der heiligen Maria macht,
Und kein an eines Priesters Hofe
Gebildeter dis Land bewacht!

Seh' eure Heiligen zerstückeln,
Seh' die Legenden in dem Wind
Zu edlern Stoffen sich entwickeln
Die eines Gottes würdig sind;
Und seh' entfernt', wie aus dem Staube
Die Tugend ihre Stirn erhebt,
Und neue Hoffnung, neuer Glaube
Und neues Glück dieſs Land belebt.

Und dann erst, möge Gott es wollen!
Wird Ordnung und Natur gedeihn;
Die Wüsten werden Früchte zollen,
Die öden Berge guten Wein,
Gesundes Volk wird ungesegnet
Im Schatten seiner Lauben ruhn,
Und ohne dafs ihm Gott begegnet
Doch redlich seine Arbeit thun.

Dann erst entsteigt den Finsterniſsen
Des Glaubens die versteckte Flur;
Man wird von keinen Wundern wiſsen,
Als von den Wundern der Natur;
Der Pilger wird sie nur im Reize
Der Unschuld seines Mädchens sehen,
Und manch Kapellchen ohne Kreuze
Wird seiner Andacht offen stehn.

Cilli, mit Jenköfschen Schriften: *Kritiſche Unterſuchungen über die Urſache und Wirkung des Lächerlichen.* Von *Keppler.* 1792. Erſter Theil. 358 S. Zweyter Theil. 191 S. 8.

Abermahls ein dickes Buch über einen Gegenſtand, über den ſchon ſo viel geſchrieben worden; und was das ſchlimmſte iſt, ein dickes Buch, das wenig Neues und noch weniger Wahres enthält. Der Vf. hat die meiſten und beſten Werke über ſeine Materie geleſen, auch ſelbſt darüber nachgedacht: allein von der einen Seite fehlte ihm der helle und ſcharfe Blick, der erfordert wird, neue Beobachtungen zu machen und tief eindringende Unterſuchungen anzuſtellen; von der andern wendete er offenbar nicht Fleiſs und Ueberlegung genug an, die zuſammengetragenen Materialien zweckmäſsig auszuwählen, in gute, einleuchtende Ordnung zu ſtellen, und mit gehöriger Beſtimmtheit und Eleganz der Sprache vorzutragen. Im Ganzen genommen ſind wir durch das angezeigte Werk um wenig weiter gekommen, als wir ſchon vor demſelben waren: die Decke, die uns den Urſprung und die wahre Natur des Lächerlichen verbirgt, iſt dadurch keineswegs hinweg gehoben, und der einzige Gewinn von demſelben ſind einige zerſtreute Bemerkungen, und eine Definition, ſo mangelhaft als nur irgend eine der bisher aufgeſtellten. Hr. K. hebt ſein Buch mit einigen allgemeinen Betrachtungen an, (dafs das Lächerliche bloſs relativ ſey u. ſ. w.) zählt die Veränderungen auf, die beym Lachen im menſchlichen Körper vorgehen, (was deſto weniger hieher gehörte, da der Vf. auch nicht einmahl einen Verſuch macht, aus dieſen körperlichen Veränderungen Schlüſſe oder Vermuthungen auf die geiſtige Natur des Lachens herzuleiten.) Nichts iſt ſeltſamer als ſeine Claſſification der verſchiedenen Arten des Lachens: er diſtinguirt *Lachen in der Einſamkeit*, *Lachen in der Geſellſchaft* u. ſ. w. Hierauf geht er zu einer Prüfung der Erklarungen fort, die mehrere Alten und Neuern von dem L. gegeben haben, und die gröſstentheils von der des Ariſtoteles wenig verſchieden ſind. Jede enthält einige wahre Merkmahle, aber alle ſind entweder zu eng oder zu weit. Hrn. Ks. Kritik iſt weitſchweifig und bringt nicht ſonderlich viel treffendes, zur Sache dienendes vor. Im dritten Kap. gibt er endlich ſeine eigne Meynung zum Beſten, und dieſer zufolge iſt *angenehme Empfindung mit Ueberraſchung die allgemeine Quelle des Lachens.* Wie wenig dieſs gegründet ſey, muſs ſich ſogleich jedem, auch bey einer nur flüchtigen Betrachtung, zeigen. Wie oft lachen wir nicht über Gegenſtände, die uns durchaus unangenehm ſind; wie oft da, wo nicht die mindeſte Ueberraſchung ſtatt findet! und ſo umgekehrt können ſich angenehme Empfindung und Ueberraſchung zuſammentreffen, ohne dafs dadurch der mindeſte Reiz zum Lachen entſtünde. Dafs dieſs in einigen ja in vielen Fällen geſchehen mag, geben wir dem Vf. gern zu: nothwendige Bedingung, geſchweige einzige Quelle des Lächerlichen aber iſt die mit Ueberraſchung verknüpfte angenehme Empfindung offenbar nicht, und ſeine Definition iſt daher nicht vollkommener, als irgend eine von den ſchon vorhandenen beſſern. Bis jetzt kannte man noch keine Eigenſchaft, noch keine Verbindung von Eigenſchaften der Dinge, die immer und nothwendig Lachen erregen müſste, und auch Hr. K. hat uns keine ſolche kennen lehren. S. 61. ruft er triumphierend aus: „*Meine gegebene Erklarung iſt vollkommen.*“ Rec. muſste, als er auf dieſe Worte kam, laut auflachen, und doch war er ſich gewifs keiner angenehmen Empfindung, ſondern nur der Bemerkung eines auffallenden Kontraſtes bewuſst; auch iſt ihm bey ſeiner langen Erfahrung kein Autordünkel mehr überraſchend. 4. Kap. Verſchiedene Arten und Eintheilung des L. Nicht tief geſchöpft. Nach der Beziehung: allgemein und local; nach den Sitten: hoch und niedrig; nach der Behandlung: fein und grob. Als ein Beyſpiel des Feinkomiſchen wird das bekannte Sinngedicht auf Myrons Kuh angeführt; das zwar unendlich fein aber im geringſten nicht komiſch iſt. Hr. K. wird das Komiſche doch nicht darin finden, dafs die Kuh redend eingeführt wird? Nicht glücklicher, als die ſchon gedachte Erklärung des L. ſind die verſuchten Definitionen von Humor, Naivität u. ſ. w. S. 71. „Humor iſt nichts „anders, als eine *gewiſſe Ernſthoftigkeit*, welche durch „eine *übertriebene Hartnackigkeit* in Behauptung einer „Meynung, oder durch das Sonderbare der Sitten und „Gewohnheiten, da man nemlich unwichtige Dinge „mit einer Art von Schwärmerey zu den wichtigſten Ge-

„genſtänden erhebt, das Lachen erweckt.“ Dieſs iſt keine Erklärung der Natur, ſondern bloſse Beſchreibung einer zweifachen Aeuſserung des Humors, dergleichen es noch eine Menge anderer gibt. Ueberhaupt ſcheint der Vf. ſeine allgemeinen Regeln immer nur von einzelnen, wenigen Beyſpielen abgezogen zu haben. 5. Kap. Von der Art, das Komiſche zu erwecken. Marmontel iſt hier fleiſsig, und nur zuviel benutzt. So ſcheint auch manches aus andern franzöſiſchen Schriftſtellern ohne ſonderliche Ueberlegung abgeſchrieben zu ſeyn. Z. B. eine Stelle S. 105. oder hält auch Hr. K. Religion und Aberglauben für eine und dieſelbe Sache? „Die Mit„wirkung höherer Mächte, die dem Volk ehrwürdig „ſind, kann nicht zum Zwecke des komiſchen Dichters „wirken. Will er aber die Erſcheinung höherer Mächte lächerlich machen, ſo ſpottet er über die Religion, „kämpft wider Aberglauben und Schwärmerey, macht „alſo eine Satyre.“ — Das folgende Kap. handelt von der Schönheit und ſcheint ſich nur durch einen Zufall in dieſes Buch verirrt zu haben. 7. Kap. Von den Schwierigkeiten des Komiſchen. Eines der beſſern, aber doch weder vollſtändig noch erſchöpfend. 8. Kap. Von der Dauer d. K. der Vf. wollte ſagen: von der Dauer der Eindrücke, die das K. macht. Nur das bekannte. 9. Kap. Von den verſchiedenen Formen des Lächerlichen. Dieſes 170 S. lange Kap. konnte, in ſo weit das beygebrachte hieher gehört, ganz bequem auf ein paar Blätter zuſammengedrängt werden. Dafs das Komiſche überhaupt, ſo wie die einzelnen Gattungen deſſelben, alle Formen der poetiſchen Darſtellung annehme, ſelbſt die der Elegie und des Trauerſpiels (in der Parodie) die ihrer Natur nach am weiteſten von demſelben abſtehen, bedurfte keines langen Beweiſes: allein der Vf. fand für gut, eine Menge Abſchweifungen zu machen, ſehr entbehrliche Beyſpiele, die zum Theil viele Seiten füllen, anzuführen u. ſ. w. Die beſondern Dichtungsarten betrachtet er nicht bloſs, wie er billig ſollte, als Vehikel des Komiſchen, ſondern er verliert ſich ganz zweckwidrig in das Allgemeine ihrer Theorie. Den beyläufig eingeſtreuten Urtheilen über Dichter und ihre Werke fehlt es meiſt an Beſtimmtheit, Wahrheit und Billigkeit. Sie ſind weniger ſtreng, als keck und gewagt. „Logau's Witz drückt Unverſtändlichkeit.“ Eine ganz neue Entdeckung iſt es, dafs Wernike ſich durch leichtfliefsenden Vortrag auszeichne. Eine Aufzählung der vornehmſten Luſtſpieldichter der Franzoſen ſchlieſst der Vf. mit den Worten: „Dieſe „Dichter behaupten die Ehre Frankreichs, England gab „ihnen noch keinen Nebenbuhler, wenn auch Goldſmith die Bühne der Britten mit Ruhm betrat. Deutſchland harrt auf einen kommenden Luſtſpieldichter.“!!

Der *zweyte Theil* handelt in zwölf Kap. von dem Urſprunge des Lächerlichen; von den verſchiedenen Graden ſeiner Wirkung nach Art der Behandlung; von ſeiner Wirkung auf die Empfindlichkeit der Menſchen und auf den Verſtand; von dem L. als einem Probirſtein der Wahrheit; von ſeinen Verhältniſſen zur Sittlichkeit und zum Staat; von den Vortheilen deſſelben; von dem Misbrauch, der Satyre und den Mitteln dagegen; von dem L. in Rückſicht des Charakters im Allgemeinen und der verſchiedenen Nationen; von der Verſchiedenheit des L. oder von der Narrheit der Menſchen. — Schon Flögel hat dieſe Gegenſtände im erſten Band ſeiner Geſchichte der komiſchen Lit. nur in einer ungleich beſſern Ordnung, und weit gründlicher und bündiger behandelt. Aeuſserſt ſeicht und durchaus unbefriedigend iſt gleich das 1 Kap. des Vfs. wo er ſich bloſs bey Nebendingen verweilt, und die Hauptſache faſt ganz unberührt läſst. Nicht viel beſſer ſind das 2 und 3 Kap. Sehr unbedeutend iſt das, was Hr. K. über die bekannte Streitfrage: ob das Lächerliche ein Probirſtein der Wahrheit ſey? vorbringt. Er bejaht die Frage, aber ſein Beweiſs beweiſst mehr nicht, als dafs das Lächerliche ein Mittel ſey, das Ungereimte gewiſſer bereits erkannter Irrthümer in ein helles Licht zu ſetzen, nicht aber in allen Fällen das Wahre von dem Falſchen zu unterſcheiden. Die Behauptung, *dafs alles lächerlich gemacht werden kann*, ſucht er durch die Inſtanz zu widerlegen: „Man verſuche einem Mathematiker die Bewegung der Erde lächerlich zu machen!“ Dieſer Einwurf iſt der deutlichſte Beweiſs, dafs der Vf. den Sinn des Satzes, den er zu wiederlegen gedachte, gar nicht gefaſst hat. Kein vernünftiger Menſch hat noch behauptet oder kann behaupten, dafs es möglich ſey, irgend eine Wahrheit in den Augen deſſen, der ſie, als ſolche; nicht auf Treu und Glauben annimmt, ſondern wirklich erkannt, lächerlich zu machen. Freylich, wenn richtige und eigene Einſicht und Erkenntnifs da iſt, ſo kann das Lächerliche weder haften noch zum Irrthum verführen; heiſst dieſs aber mit andern Worten nicht eben ſo viel, als dafs Vernunft und Wiſſenſchaft, nicht das Lächerliche der Probierſtein der Wahrheit ſey? Das Lächerliche entdeckt keinen Irrthum, ſondern wirft nur ein helles Licht auf den ſchon gefundenen, es beleuchtet ihn, und hebt ihn heraus. — Hier und da hat auch dieſer zweyte Theil eine gute Bemerkung, das ganze aber iſt viel zu wenig durchdacht, und viel zu eilfertig compilirt. Durchaus iſt das Beſtreben des Vfs. ſichtbar, ſeinem Buche viel Körper zu geben. Ohne Noth und Nutzen lieſs er ganze lange Gedichte, eine Menge Anekdoten, Bonmots u. d. gl. abdrucken. Dieſs kann wohl den, der in Vademecums nicht beleſen iſt, eine Weile unterhalten, zur Belehrung aber trägt es wenig oder nichts bey.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. September 1794.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Müller: *Anacreontis Teii Carmina.* graece e recenſione Guilielmi Baxteri cum ejusdem notis; tertium edidit varietatemque lectionis atque fragmenta cum ſuis animadverſionibus adjecit *Jo. Frider. Fiſcherus.* 1793. 8. maj. Praeff. LXXXXII S. 519 S. ohne die Regiſter.

In dem langen Zeitraume von dreyſsig Jahren, welcher zwiſchen der Erſcheinung der erſten Fiſcheriſchen Ausgabe des *Anacreon* (1764.) und der vor uns liegenden verſtrichen iſt, haben ſich die Ausgaben, und Ueberſetzungen, ſo wie die Erklärungsſchriften über dieſen Dichter auf eine faſt unglaubliche Weiſe vermehrt. Während die Beſchaffenheit des Textes dem Scharfſinne der Kritiker ein weites Feld eröfnete, reitzte die Anmuth der Erfindung und Sprache in einigen ſeiner Gedichte den Liebhaber der Poeſie zu äſthetiſchen Unterſuchungen und Ueberſetzungen; ſo wie endlich der kleine Umfang dieſer Sammlung, die Leichtigkeit des Inhalts, und die auf ihn gewendeten Bemühungen ſo vieler Gelehrten, die bloſsen Büchermacher zu literariſchen Speculationen anſpornte. Unter allen dieſen Schriften war in kritiſcher Rückſicht keine ſo wichtig, als der Abdruck des Textes aus dem Vaticaniſchen Codex, (Romae. 1781.) dem einzigen, in welchem ſich dieſe Oden erhalten haben, und demnach der einzigen vollgültigen Widerlegung derjenigen, welche den erſten Herausgeber des Anacreon der Betrügerey und des Unterſchleifs ſchuldig glaubten. Dieſem Abdrucke kommen die *Brunckiſchen* Ausgaben an Wichtigkeit am nächſten, indem durch ſie der Text eine neue Geſtalt erhielt; und zwar eine ſolche, von welcher man wünſchen dürfte, daſs ſie die urſprüngliche geweſen ſeyn möchte. Denn daſs für jede aufgenommene Lesart keine unverwerfliche Bürgſchaft, geleiſtet werden konnte, war eine Folge der Umſtände, welche die Handſchriften dieſes Dichters vernichtet haben; aber in den Augen der ſtrengen Freunde des Alten und Hergebrachten muſste den *Brunckiſchen* Recenſionen ſchon der Umſtand ſchaden, daſs ſie zu verſchiedenen Zeiten verſchieden von einander ausfielen. Ganz gewiſs würde bey dieſer Claſſe von Kritikern ein gewiſser Grad von Steifigkeit und Hartnäckigkeit in der einmal angenommenen Meynung, die ſich, wäre es auch nur durch Sophiſtereyen und geſchmackloſe Erklärungen, doch am Ende vertheidigen läſst, dieſen ſcharfſinnigen Kunſtrichter, dem an Feinheit des kritiſchen und äſthetiſchen Gefühls nur wenige gleich gekommen ſeyn dürften, in ein ganz anderes Anſehn geſetzt haben. Der verdiente und gelehrte Hr. Rector und Prof. *Fiſcher* hat auch in dieſer dritten Ausgabe den Baxteriſchen Text, ſo wie in den beyden vorhergehenden, *graviſſimis de cauſis*, wie er ſagt, beybehalten; aber alles was ältere und neuere Kritiker zur Verbeſſerung des Dichters beygetragen haben, benutzt. Mit einem ſeltnen und bewundernswürdigen Fleiſse iſt alles, das beſte und das ſchlechteſte, zuſammengetragen; und es iſt des kritiſchen Vorraths ſoviel geworden, daſs der mittlere Raum zwiſchen Text und Anmerkungen auf jeder Seite nicht mehr hinreichte ihn zu faſſen, ſondern die *Varietas lectionis* und die Anmerkungen hinter einander fortlaufen muſsten. Bey einigen Zeilen nimmt jene ganze Seiten ein, obgleich der Herausg. nur äuſserſt ſparſam und mit dem geringſten Aufwande von Worten ſein Urtheil dazwiſchen ſetzt. Und doch hätte hier der Raum ganz füglich geſpart werden können, wenn der Hr. *R.* nicht bey jeder abweichenden Lesart eine ſo groſse Menge von Ausgaben angeführt hätte. Nachdem in der Vorrede bemerkt war, welche Ausgaben die *Stephaniſche* und welche die *Brunckiſche* Recenſion aufgenommen haben, war es doch in der That ganz unnütz, ſie auch da anzuführen, wo ſie mit ihrem Originale zuſammenſtimmen. Auſser dieſer vermehrten Anzeige der *Varietas Lectionis*, in welcher beſonders die genaue Bemerkung aller Lesarten des *Cod. Vatic.* höchſt ſchätzbar iſt, hat dieſe Ausgabe eine ſehr anſehnliche Vermehrung in den Anmerkungen erhalten. Dieſe Vermehrungen beſtehen nicht ſo wohl in neuen Erklärungen, denn ſo weit wir verglichen haben, iſt der Herausgeber ſeinen ehemaligen Meynungen faſt durchgängig treu geblieben, als vielmehr in Zuſätzen neuer Beweiſsſtellen und lexicaliſcher Bemerkungen. Ob dieſes in der That ein neuer Reichthum ſey, dürfte man doch bisweilen zweifeln, wenn man wahrnimmt, daſs die allerbekannteſten Dinge mit einem langen Gefolge von Citaten begleitet werden, die derjenige, welcher die Bemerkung ſelbſt noch nöthig hatte, dem Herausg. ſicherlich nicht verdanken wird. Zu dem 1. V. der erſten Ode wird durch ein Duzend Stellen dargethan, daſs die Söhne des Atreus Ατρεΐδαι und Ατρέως παῖδες genannt werden; wobey, wenn auch die Zweckmäſsigkeit ſolcher Anmerkungen nicht in Anſpruch genommen werden könnte, doch gar nicht einzuſehen iſt, warum das Duzend nicht bis zum Hundert vermehrt worden iſt. Eben ſo werden in derſelben Ode V. 10. ſechszehn Stellen beygebracht, um die bekannte Bedeutung von λοιπὸν, wo es *poſthac* heiſst, dazuthun. Daſs τιθέναι für τοιεῖν geſetzt wird (S. 46.) und daſs dem χρύος, *der Kälte*, θάλπος und καῦμα, *die Wärme*, entgegenſteht (III. 23.) bedürfte wohl auch keiner Beweiſsſtellen. Ueberhaupt aber kennen wir

nicht leicht einen Commentar, in welchem die Weitschweifigkeit so ermüdend und die Anmerkungen so wenig gelichtet und auf ihren Zweck berechnet wären. Zu III. 2. wird nicht nur sonst viel bekanntes, und zum Verständniss des Dichters vollkommen überflüssiges von dem grosen Bär gesagt, sondern auch gelegentlich beygebracht, dass *Thales Milesius* den kleinen Bär zuerst beobachtet habe. Bey dem 9 Vers ist die ehemalige Vertheidigung der Lesart σχίσεις noch mit diesen Worten vermehrt worden: *Cupido videri poterat, non tam praesens poëtae somnium rupisse, quam somnia futura abrupturus esse huc importuna sua. Poëtam enim facile (?) apparet veritum esse, ut excussus somno eum recuperaret, et ne adeo carere cogeretur suavitate somniorum, quae menti ipsius objicerent species puerorum suorum, puellarumque, gratas et jucundas: id quod eum eo gravius tulisse in promtu est, quo magis sciret, somnia, quae extremis noctibus viderenturi esse, non modo certiora, 8. Tertul. de Anima. c. 48. p. 313. T. 4. Seml. sed etiam clariora et evidentiora. v. Plato. Criton. 2. u. s. w.* Auf dieselbe unglückliche Weise wird die gemeine Lesart mehrmalen, selbst gegen die sinnreichsten Vermuthungen in Schutz genommen. Hievon wollen wir um der Kürze willen nur ein Beyspiel anführen. VII. 6. Lesen die alten Ausgaben: τροχάουτα πεῖρεν ὕδρος Καρδίη δὲ μυὸς ἄχρις Ἀνέβαινε. Eine dem ganzen Zusammenhange zuwider laufende Lesart. Amor verfolgt den Dichter mit einem Hyacinthenstengel; dieser läuft über Berg und Thal, das Herz klopft ihm bis an die Kehle hinauf; seine Kräfte schwinden dahin; da tritt Amor zu ihm, kühlt ihm die Stirne mit seinen Fittigen und sagt: Du kannst nicht lieben. Eine sehr artige Erfindung, welche die Worte πεῖρεν ὕδρος ganz und gar verdirbt. Der cod. Vat. liest πεῖρεν ἰδρὼς und Salmasius fiel daher ganz natürlich auf πεῖρεν ἱδρώς, welches dem Sprachgebrauche und dem Zusammenhange einzig und allein angemessen ist. Einer Vermuthung von diesen Eigenschaften, bey welcher von der handschriftlichen Lesart nur ein einziger Strich weggelöscht worden (an dessen Existenz der vielleicht noch zweifeln dürfte, dem die Gestalt des π und τ in alten Handschriften bekannt ist) seinen Beyfall versagen, heisst unseres Bedünkens, eben so viel, als die ganze Conjecturalcritik für ein thörigtes Spielwerk, und die Sammlung abweichender Lesarten für die unnützeste Beschäftigung von der Welt erklären. Hr. *Fischer* beurtheilt sie auf folgende Weise: V. 12. γὰρ *vices particulae hic sustinet, ut sensus existat hic: si tu ab hydro haesus animo linqueris: quid fiet, si ego telis cor tuus trajecero? Putamus enim* v. 6. *recte legi* πεῖρεν ὕδρος *ut visum est etiam Martinio Varr. Lectt. I. 11. nam quamquam conjectura Salmasii et Dorvillii, qui cod. Vaticao praeeunte, legi jubebant* πεῖρεν ἱδρώς: *confecit me sudor: per pectus mihi manavit sudor: aqua frigida fluxit per artus meos(!!); per se elegans est: ipse enim Homerus hac formula sic usus est, ut Il. ε. 796. Φ. si tamen parum commoda videtur, quum sudor deprimat et dejiciatet debilitet animum, ut non possit recte ἀναβαίνειν dici.* Freylich hebt der Schweiss den Athem nicht; aber doch das Laufen! Auffallend war uns übrigens bey dieser Stelle, die Berufung auf *Martini Varias Lectt.* von dessen Geschmack es uns befremdete, dass er gegen Salmasii glückliche Verbesserung eingenommen haben sollte. Aber beym Nachschlagen fanden wir, dass Martini jene Verbesserung gar nicht kannte, dass er die Stelle nur anführt, und zwar nicht einmal in Beziehung auf den Biss der Schlange, sondern auf das καρδίη μυὸς ἄχρις ἀνέβαινε, was er mit ähnlichen Redensarten alter Dichter vergleicht. Dieses Citat erinnert uns an ein anderes von ähnlichen Werth. XX, 15. wo der Dichter der Schuh seiner Geliebten zu werden wünscht: *Cum ipsa ista insania poëtae compara furorem patris imperatoriis Vitelli ap. Suet. in ejus Vita* c. 2. wo nemlich erzählt wird, Claudius habe der Messalina bisweilen den Schuh ausgezogen, denselben im Busen getragen und von Zeit zu Zeit geküsst.

Uebrigens hat der Herausgeber die Sammlung der anakreontischen Gedichte in dieser Ausgabe mit einem Scolion aus dem Cod. Vatic., und die Fragmente mit dreyzehn neuen Zusätzen vermehrt, von denen einige aus Villoisons Anecdotis, den Scholien zu dem Homer der St. Marcus Bibliothek, den Reden des Himmerius genommen sind. Das CXXXIX. gehörte eigentlich nicht unter die Fragmente, indem es nur eine varians lectio von XII. 2. ist. Höchst schätzbar und gewiss allen Freunden der griechischen Literatur willkommen ist der hier hinzugekommene Index *graecitatis*, welchen ein Index der in den Anmerkungen erklärten Wörter begleitet. Die Vorrede zu der zweyten Ausgabe, welche von neuem hier abgedruckt ist, hat eine Menge literarische Zusätze enthalten. Aber die S. 507. angeführten *Carmina Crinagorae ed. Manso. Gothae.* 1792. 4. sind so viel uns bekannt, ein Non-ens in der literarischen Welt.

BERLIN, b. Voss: Gotth. Ephr. *Lessingi Observationes criticae* in varios scriptores graecos atque latinos; ex operibus ejus collectae atque in ordinem redactae ab *Jo. Frid. Jac. Reichenbachio.* a. M. et Scholae Thom. Lipsi. Coll. V. 1794. 320 S. 8.

Die Gründe, welche der Herausgeber dieses Buches zur Rechtfertigung seines Unternehmens in der Vorrede zusammenstellt, scheinen uns zur Begründung eines vollständigen Beweises keineswegs hinreichend. Denn so gerne wir das im Allgemeinen gefällte Urtheil über *Lessings* kritischen Geist, seinen seltnen Scharfsinn und seine ausgebreitete Gelehrsamkeit unterschreiben, so sehr sind wir doch überzeugt, dass ihm seine Versuche in der Wortkritik auf keiner Stelle, auch nur unter den mittelmässigen Kritikern, Anspruch geben. Wer hievon nicht überzeugt wäre, den kann diese Sammlung *aller Lessingischen* Conjecturen zu einer Ueberzeugung verhelfen, welche nicht die Absicht des Sammlers gewesen zu seyn scheint, und welche dem Ruhme des unsterblichen Mannes nachtheilig seyn würde, wenn dieser nicht auf andre und weit wichtigere Verdienste unerschütterlich gegründet wäre. Auffallend sonderbar ist es indess allerdings, dass *Lessing* gerade auf diesem

sem Wege, den er doch oft genug betrat, und wo es eben die Talente gilt, die er in einem so ausgezeichneten Grade besafs, so geringe Fortschritte gemacht hat. Zwar da, wo es nur darauf ankömmt, den Irrthum aufzudecken, findet man den geübten und scharfsinnigen Dialectiker mit Vergnügen wieder; aber selten gelingt es ihm die Wahrheit da zu finden, wo sie nur durch einen glücklichen Einfall gefunden werden kann. So gilt von ihm, was *Cotta* beym *Cicero* von sich sagt: *mihi non tam facile in mentem venire solet quare verum sit aliquid, quam quare falsum.* Zu seinen glücklichen Conjecturen gehören daher nur diejenigen, wo sich die richtige Lesart, nach Aufdeckung des Irrthums in der gemeinen, ohne weiteres Herumrathen von selbst ergab; wie z. B. in dem *Biographo anonymo Sophoclis* (Lessings Leben des Sophocles S. 32.) Die Versetzung der Zahlen, die das Resultat einer chronologischen Berechnung war, und auch von Musgrave in dessen *Chronologia scenica ab Euripidis nati tempore ad ejusdem mortem* entdeckt worden ist. Dasselbe gilt von einer andern Verbesserung an demselben Orte, des Λαμπίου in Λάμπρου, auf die auch ein ganz gemeiner Kopf hätte fallen müssen, wenn ihm einmal die Stelle beym Athenäus I. p. 20. zu Gebote stand. Da wo die Umstände nicht von dieser Beschaffenheit sind, fallen seine Vermuthungen meistentheils gezwungen aus, und, wenn es darauf ankommt sie zu rechtfertigen, nimmt er die Gründe überall eher, als aus dem Sprachgebrauche her, welcher doch gerade zuerst um Rath hätte gefragt werden müssen. Wer wird ihm, um nur ein Beyspiel anzuführen, glauben, dafs beym Plinius XXXVI. 4. §. 5. die Worte: *Ejusdem est Cupido objectus à Cicerone Verri, ut ille* (so liefst er statt *ille*) *propter quem Thespiae visebantur, nunc in Octaviae Scholis positus*, soviel bedeuten könnten als *similis illi propter — ?* obschon aus der Vergleichung mit *Cicero* in Verr. IV. 2. zur Genüge erhallt, dafs der Amor, welchen Verres in Sicilien raubte, und der zu Thespiä, zwey verschiedene Werke des Praxiteles waren. Aber L. hätte hieraus nicht sowohl auf die Verdorbenheit des plinianischen Textes schliefsen, noch viel weniger aber eine so ungrammatische Verbesserung vorschlagen, sondern vielmehr bemerken sollen, dafs dem *Plinius* hier, wie oft, etwas menschliches begegnet sey, und dafs er die Stelle beym *Cicero*, auf die er sich beruft, nur flüchtig angesehen habe. So wie bey dieser Vermuthung, sieht man *Lessings* Scharfsinn auch anderwärts an den Klippen der Grammatik scheitern; wie z. B. in dem *Leben des Sophocles* S. 23. wo er die Namen Σόφιλος und Θεόφιλος für einerley erklärt, weil Σις bey den Lacedämoniern so viel bedeutet habe als Θεος, und dadurch den Meursius widerlegt zu haben glaubt, welcher den Namen des Vaters vom *Sophocles* beym *Diodorus Siculus* für verdorben hielt. Nicht glücklicher ist S. 29. Die Vermuthung, in λιθολογίης sey die Silbe τη: soviel als θης, welches einen Arbeiter um Lohn bedeutet. Wenn er endlich in der Stelle beym *Pausanias* p. 442., in der Beschreibung der Genien des Schlafes und des Todes, meynt, die Worte καθεύδοντι ὁμοίῳ könnten auf den *vorhererwähnten* schlafenden Knaben bezogen werden, *dormienti illi puero similem*, so hat er nicht daran gedacht, dafs es dann τῷ καθεύδοντι heifsen müfste. Einige aus *Lessings* nachgelafsnen Schriften genommene Anmerkungen, wären, auch wohl den Augen des Publicums besser entzogen worden, wie so manches andre, was aus den Vorräthen dieses grofsen Mannes, mit mehr Begierde als Achtung gegen den Ruhm des Verstorbnen, an das Licht gebracht worden ist. Dahin rechnen wir z. B. eine Bemerkung über den *Clemens Alexandrinus* in dem Anhang zu Laocoon S. 366. wo συμφορας von dem Schmerz der Ceres über den Verlust ihrer Tochter verstanden werden mufs; wodurch alle Verbesserungsvorschläge unnütz werden. — Es ist also wohl schwerlich die Wichtigkeit und Vortreflichkeit der *Lessingischen* Verbesserungen alter Schriftsteller, welche eine Sammlung derselben rechtfertigen könnte; wobey noch der Umstand in Betrachtung gezogen zu werden verdient, dafs dieselben meistentheils in einem so genauen Zusammenhange mit dem übrigen Raisonnement stehn, dafs sie oft nur mit einer Art von Gewaltthätigkeit aus dem Zusammenhange gerissen werden mufsten. Wenn Hr. R. in der Vorrede sagt, die Schriften *Lessings*, in welchen kritische Bemerkungen enthalten wären, pflegten von den *humaniorum literarum studiosis* entweder *gar nicht*, oder doch *nur selten* angesehn zu werden, so wissen wir nicht, was das für Humanisten in Deutschland seyn können, die einen *Laocoon*, das *Leben des Sophocles*, die *Abhandlung über das Epigramm* und die *äsopische Fabel*, die Abhandlung über die *Darstellung des Todes bey den Alten* u. a. entweder gar nicht, oder doch nur selten ansehn und zu Rathe ziehn. — Endlich hat der Sammler auch auf die Ausländer Rücksicht genommen und um ihrent Willen erscheint die Sammlung in lateinischer Sprache. Er bemerkt ganz richtig, dafs *Lessing* vor vielen andern Deutschen von den Ausländern gekannt zu werden verdiene; aber dafs dieses gerade von dieser Seite geschehen möchte, dürfte der, welcher auf den Ruhm seines Vaterlandes eifersüchtig ist, mit Recht bezweifeln. Und ein *lateinischer* Lessing! Das will uns nicht in den Sinn. In *seiner* Sprache mufs er gelesen werden, wenn nicht ein grofser, vielleicht der gröfste Theil seiner Originalität verschwinden soll. Aber die Ausländer lernen kein Deutsch. So mögen sie ihn immerhin ungelesen lassen, und es ihrer eigenen Trägheit zuschreiben, wenn sie von einem der vortreflichsten Schriftsteller nur den verstümmelten Namen kennen. Die Deutschen verliehren nichts dabey. — Wir können hierbey nicht unbemerkt lassen, dafs der lateinische Styl des Uebersetzers schwerlich von der Beschaffenheit ist, um mit *Lessings* meisterhafter Prose zu wetteifern, und sie, nicht den Worten, sondern dem Geiste nach, darzustellen. Die Form *Epicureismus* (S. 158.) *primum argumentum* statt *prius*, weil von zweyen die Rede ist (S. 8.); *providentiam Deorum agnoscere incipere;* und ähnliche Germanismen fallen dem Ohre ein wenig hart auf. Aengstlich schliefst sich der Uebersetzer an die Wortfügung an, und verfehlt dadurch fast überall den Genius der Sprache, in wel-

cher er ſchreibt. Wir führen eine Stelle zur Probe an, welche unſer Urtheil zur Genüge rechtfertigen wird:

Leben des Sophocles S. 25.

Ein geringes Herkommen war für die Dichter der alten Comödie eine unerſchöpfliche Quelle von Spöttereyen. Wehe dem berühmten Manne, dem ſie von dieſer Seite etwas vorrücken konnten! Da war kein Verſchonen; wenn er ſich um den Staat auch noch ſo verdient gemacht hätte. Themiſtocles, ſagt der Biograph erfuhr es. Und der gute Euripides! ſetze ich hinzu. Wie viel muſste er wegen ſeiner Mutter Klito, die eine Krauthöckerin geweſen war, von dem Ariſtophanes leiden. Nun war zwar Ariſtophanes ein beſonderer Feind des Euripides, dem er den Sophocles ſehr weit vorzog. Aber würde er, dieſer poetiſchen Gerechtigkeit wegen, einen Einfall unterdrückt haben? Da kennt man den Ariſtophanes nicht! Da kennt man die alte Comödie nicht! Als Sophocles in ſeinem Alter Gedichte für Geld machte, wozu ihn vielleicht die Noth zwang, wie bitter warf es ihm Ariſtophanes vor! Und er ſollte ihm ſeine Herkunft geſchenkt haben? Auch Kratinus und Eupolis, und wie ſie alle heiſsen, ſollten ſie ihm geſchenkt haben? Denn man muſs annehmen, daſs der Biograph oder die Währmänner des Biographs, von der alten Komödie mehr geleſen hatten, als uns davon übrig geblieben iſt.

Genus humile poëtis comoediae veteris ingentem irridendi materiam praebuit. Vae viro claro, cui hactenus aliquid objici poterat! Nulla hic lenitas fuit expectanda, etiamſi quam optime de civitate meritus eſſet. Themiſtocles, ait Biographus, hoc expertus eſt; addo bonum Euripidem! Quantum propter Clito matrem, quae olerum venditrix fuerit, perferre ab Ariſtophane cogebatur! Tametſi Ariſtophanes infeſtiſſimus fuit Euripidis inimicus, cui longe Sophoclem anteferebat; tamen num tandem, hoc poëtico jure (?) adductus, commentum illud repreſſiſſet? Tum Ariſtophanem, tum veterem comoediam ignoraremus! Sophocles, cum aetate provectus carmina, mercede propoſita, panperet, rebus anguſtis fortaſſe coactus, quam acerbe propterea Ariſtophanes eum mordebat! quid? humile genus ei condonaſſet? Cratinus, Eupolis, et quae ſunt reliqui Comici, ab ea re villando abſtinuiſſent? Exiſtimari enim debet, Biographum, vel ejus auctores, plura, quam nobis reſtet (Sic), de vetere comoedia lectitaſſe.

Leipzig, b. Sommer: ΕΥΡΙΠΙΔΟΥ ΜΗΔΕΙΑ. e recenſione et cum notis Rich. Fr. Phil. Brunck. curavit Henricus Bümner. Jur. et Phil. Doctor. 1793. 90 S. 8.

Dieſer Abdruck der *Medea* iſt für die Vorleſungen des Herausausgebers beſtimmt. Bey dieſer Abſicht halten wir die Wiederholung der ſämmtlichen Brunckiſchen Anmerkungen, welche zur Rechtfertigung des neuen Textes nothwendig waren, aber nicht bey jedem Abdruck deſſelben aufgewärmt zu werden beauchen, für unnütz. Die wenigen Abweichungen der *Beckiſchen* Recenſion hätten auch wohl eher unter dem Texte angegeben werden, als in den Brunckiſchen Noten eingeſchaltet werden ſollen, wo man ſie nicht leicht findet. Für die Correctheit des Textes iſt hinlänglich geſorgt. Auſser den, am Ende von dem H. ſelbſt angezeigten Druckfehlern, haben wir in den erſten 800 Verſen noch folgende, mehr oder minder wichtige, bemerkt: Argument. χάριδος ſtatt χάριτος. V. 104. ἦτε ſt. ἦτε 445. οὐδὲ 457. ἐστί σοι. 479. ἔσωσα σ' ſt. ἔσωσά σ'. 519. χρησοῦ ſt. χρεοῦ 556. εὐτηχέστερον ſt. εὐτυχέστερον. 578. οὐτως 585 γλωσσῃ. 609. πρωδοῦσα. 627. σχρονίζων ſt. χρονίζων. 670. ἐρευνῶν. 690. συντέτυχ' ſt. συντέτηχ'. 799. ἐντανῦθα ſt. ἐντανθα.

KLEINE SCHRIFTEN.

Frauenzimmerschriften. *Frankfurt am Mayn*, b. Döring: *Empfehlung für junge Frauenzimmer.* Ein Geſellſchaftsſtück zur Empfehlung für Jünglinge. 1793. 8 S. 8. (6 gr.) In ſieben Abſchnitten enthalten theils ſchon gedruckte Abhandlungen, theils Compilationen, die alle, ſowohl ihrem Inhalte als Ausdrucke nach, höchſt unzweckmäſsig ſind, wie aus folgenden Stellen der erſten Abhandlung „von der wahren Bildung eines Frauenzimmers" erhellen wird. „Die Jugendjahre, ſo „fängt dieſe Abhandluug an, ſind der Frühling unſers Lebens. „Sie beſtätigen entweder die Hofnung des Alters oder ſie ver„nichten ſie. Wir ſind für eine Ewigkeit erſchaffen. — Dieſe „Welt hat nichts, das uns wahrhaft glücklich — das uns zu„frieden machen kann, ſie iſt keine Thränen werth, ſie ver„geht mit alle ihrer Luſt." Der Vf. ermahnet alſo die Damen „ihr ganzes Bemühen nach einem andern, nach einem beſſern „Leben zu richten." — die Geſetze der Reinigkeit und Tugend zu beobachten und empfiehlt die Religion und Cultur der Seele. „Vor allen Dingen (S. 12.) laſſen Sie ſich die Cultur ihrer Seele „angelegen ſeyn. Nahern Sie ſich hierin den Engeln, die eine „geiſtige Natur haben und mit allem Fleiſs auf die Cultur ihres „geiſtigen Weſens bedacht ſind." etc. S. 19. „Wenn Sie den „Gedanken, der den Engeln ein Himmel iſt, bey ſich denken, „daſs Gott *Ihnen* ſieht, daſs Ihre ganze Seele vor ihm offen mit „ihrem Thränen liegt; wenn ſtets Ihr unbeflecktes Herz in ſtiller „heiligen Entzuckung wallet." etc. S. 29. „Nur darauf ſeyn Sie ſtets „daſs Sie tugendhaft, daſs Sie eine Chriſtin, daſs Sie die Vorzüge„nes Gliedes Chriſti und ſeiner Kirche beſitzen, daſs Sie derſelben „Theil haben ſollen, an der groſsen Seeligkeit, an den unendlichen „Freuden, die fromme edle Seelen zu erwarten haben." In der dritten Abhandlung über das ſchädliche Leſen eifert er S. 53. folgendermaſsen wider die Romane: „Ein Frauenzimmer „empfiehlt ſich auf keine Weiſe, die ihre Grundſätze aus Roman„nenpfützen geformt hat. Nichts iſt lächerlicher, als wenn man „ſich für *eine* Roman intereſſirt, *die* ein Schriftſteller aus Ge„winnſucht geſchrieben, *die* aus einem Chaos von Ideen ge„formt iſt, *die* theils ſchwärmeriſch *und theils* ſittenlos," etc. Der ſechſte Abſchnit enthält unter dem Titel: „Nöthige Regeln für Frauenzimmer, die ihre Haushaltung ſelbſt führen wollen" das allerverworrenſte Zuſammengeſchmiere einiger Sätze von von Bedürfniſſen, Gerähen, Hauswirthſchaft, jahrlichem Geſchäftsbuche etc., welches der Vf. mit der Zuſicherung eines Marktſchreyers beſchlieſst, indem er S. 75. ſagt: „Wer dieſe Kurze „allgemeine, nothwendige Regeln beobachtet, wird bey Ausübung „derſelben den vollkommenen Nutzen empfinden, wird in dem „Zirkel ſeiner Familie häusliche Glückſeligkeit verbreiten und „befördern."

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 18. September 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Versuch einer ausführlichen systematischen Erläuterung der Lehre vom Concurs der Gläubiger.* Von *Christoph Christian Dabelow*, d. R. D. und Prof. zu Halle. Erster Theil. 1792. 370 S. 8. Zweyter Theil. 1792. 344 S. 8.

Die Lehre vom Concurs der Gläubiger ist bekanntlich eben so praktisch wichtig, als schwierig. Man hat überall mit einer Menge widerstreitender Meynungen der Rechtsgelehrten, mit Collisionen zwischen dem römischen, deutschem Rechte, und einem nicht selten sehr ungewissen und schwankenden Gerichtsbrauche zu kämpfen. An einem Werke, in dem diese Materie nach ihrem ganzen Umfang behandelt worden wäre, fehlte es bisher; alle darüber erschienene Schriften haben nur einzelne Zweige derselben zum Gegenstande. Daneben betrachtete man gewöhnlich diesen Rechtstheil, wie dies das Schicksal so vieler andern ist, nicht aus dem richtigen Gesichtspunkte; man sonderte das Theoretische vom Praktischen nicht sorglich genug, und wandte römisches Recht an, wo doch dieses mit unserer Staats- und Gerichtsverfassung entweder ganz, oder zum Theil unvereinbarlich ist. Diesemnach ist es ein gewiss sehr verdienstliches Unternehmen, dass Hr. D. die bemerkte Lehre nach einer von jenen Mängeln gereinigten Methode zu bearbeiten unternahm. Sein Werk weicht nach Form und Materie von den ältern ab; er will blos das Theoretische dieser Rechtslehre liefern, und dieses aus seinen Urquellen, ohne sich durch Autoritäten blenden zu lassen, ableiten. Wie ihm das geglückt ist, davon mag folgende genaue Inhaltsanzeige zeugen. — — In der volle 74 Seiten füllenden Einleitung handelt der Vf. a) *Von den verschiedenen Bedeutungen des Worts — Concurs der Gläubiger.* — b) *Von den Kriterien des Concurses der Gläubiger.* — c) *Von dem Bevorstehen und dem Anfang des Concurses.* Hier stellt der Vf. folgende Grundsatze auf: Ein Concurs steht bevor, wenn einige Gläubiger gerichtlich auf ihre Befriedigung gegen den Schuldner andringen, welche zwar noch wegen ihrer Ansprüche aus seinem vorhandenen Vermögen befriedigt werden könnten; allein schon mehrere sich zu regen anfangen, und es sich deutlich ergiebt, dass wenn auch diese sich gerichtlich melden sollten, das schuldnerische Vermögen nicht hinreichend seyn würde, sie mit denjenigen Gläubigern, die sich schon gerichtlich gemeldet haben, zu befriedigen. Dahingegen muss der wirkliche Anfang des Concurses in denjenigen Zeitpunkt gesetzt werden, wo so viele Gläubiger gegen den Schuldner mit ihren Foderungen sich gerichtlich gemeldet haben, dass zur völligen Befriedigung derselben sein gegenwärtiges Vermögen nicht hinreicht. — Rec. scheinen diese Bestimmungen nicht fein genug gezeichnet, sondern er tritt vielmehr der von einigen neueren Rechtslehrern angegebenen, und vorzüglich in *Danzens* Grundsatzen der summarischen Processe erläuterten Abtheilung in den imminenten, materiellen und formellen Concurs aus den daselbst angeführten Gründen mit voller Ueberzeugung bey. d) *Von den verschiedenen Eintheilungen des Concurses in den materiellen und formellen, in den allgemeinen und den besondern.* Beide Abtheilungen verwirft der Vf. ganz, aber aus Gründen, die den Rec. wenigstens nicht überzeugen. e) *Von der Benennung der Gläubiger, des Schuldners, und des Vermögens des Letzteren nach entstandenem Concurse; wie auch den sogenannten Creditoribus massae, dem Contradictor und Curator bonorum.* f) *Von dem Vindicationsrechte beym Concurs.* Rec. billigt es vollkommen, dass der Vf., nach dem Vorgang einiger neuerer Schriftsteller, die Vindicanten von den Concurs-Gläubigern ganz abgesondert hat. Er untersucht hier: wem stehet das Vindicationsrecht zu, wenn findet es statt, welche Verbindlichkeiten liegen dem Vindicanten bey Ausübung desselben ob, und endlich welche Wirkungen bringt es mit sich. — Die Abhandlung selbst zerfallt in folgende zehen Hauptstücke: *Erstes Hauptstück. Von den Wirkungen, welche der Concurs der Gläubiger hervorbringt.* Diese sind nach dem Vf. in einer dreyfachen Rücklicht zu betrachten, nemlich 1) in Rücksicht auf den Gemeinschuldner von der einen, und die Concursgläubiger von der andern Seite; 2) in Rücksicht auf die Concursgläubiger selbst unter und gegen einander; und endlich 3) in Rücksicht auf die Concursgläubiger von der einen, und einem Dritten von der andern Seite. *Zweytes Hauptstück. Von dem Concursgerichte.* Der Vf. hält das *forum domicilii* des Schuldners für das einzig zuständige, und das selbst auch dann, wenn gleich der gröste Theil des schuldnerischen Vermögens unter einem andern Richter gelegen ist; läuguet den gemeinen Lehrsatz, von der anziehenden Kraft des Concursgerichts in Ansehung der gegen den Gemeinschuldner bey andern Gerichten, zu der Zeit, wo der Concurs ausbricht, anhängigen Processe, und behauptet, dass die von andern Gerichten anhängigen Processe dorten gelassen, und zu Ende gebracht, und nur alsdann, wenn das Urthel Befriedigung aus dem Vermögen des Schuldners fodere, an das Concursgericht abgegeben werden müssten; nimmt hingegen diejenige anziehende Kraft des Concursgerichts, die auf die unter einer andern Gerichtsbarkeit gelegene Güter und Vermögensstücke des Schuldners wirkt, ohne Einschränkung

an, solche Güterstücke mögen demselben, oder einem fremden Landesherrn unterworfen seyn. — Eine Behauptung, die, sie verhalte sich auch nach der Theorie wie sie wolle, in Praxi niemals wird durchgesetzt werden können. *Drittes Hauptstück. Von den zum Nachtheil seiner Gläubiger, von dem Gemeinschuldner, in Hinsicht auf sein Vermögen, vorgenommenen Dispositionen, und was dabey Rechtens ist.* Hier werden die beiden Hauptgattungen solcher Dispositionen, Vermögensverringerung und Nichterwerbung nemlich, durchgegangen, und die in beiden Fällen statt findende Rechtsmittel, vorzüglich aber die Paulianische Klage umständlich zergliedert. *Zweyter Theil. Viertes Hauptstück. Von dem Compensations- und Retentions-Rechte bey Concurse der Gläubiger.* Der Concursgläubiger, sagt der Vf., kann in dem einzigen Fall der Ausflucht der Compensation sich bedienen, wenn die wechselseitige Schuldforderung nicht nur vor entstandenem Concurse vorhanden war, sondern auch damals schon als von beiden Theilen exigibel angesehen werden konnte; das Retentionsrecht hingegen, es sey nun ein simples, oder ein qualificirtes, ist bey dem Concurse, in so fern ein Gläubiger des Schuldners darauf Anspruch macht, gänzlich zu verwerfen. Bey Ausführung dieser letztern Behauptung ist der Vf. sehr weitläuftig, macht aber wieder so viele Ausnahmen von seiner Regel, dafs am Ende fast alles auf die gemeine Lehre hinauslauft. *Fünftes Hauptstück. Von der Präclusion und deren Wirkung beym Concurse.* Hier ist Hr. *D.* fast ganz der *von Trützschlerischen* Abhandlung gefolgt. *Sechstes Hauptstück. Von dem Vorzugsrechte der Gläubiger, und der Ordnung, in welcher sie bey einem entstandenen Concurse zu befriedigen.* Dafs hier *Gmelins* vortreffliches Werk zur Grundlage genommen worden, wird man vermuthen, eben so wird aber auch jeder schon zum voraus überzeugt seyn, dafs in einer so vielen Streitigkeiten unterworfenen Rechtslehre Hr. D. bey einzelnen Fällen und Fragen nicht immer der Gmelinischen Meynung beygetreten seyn wird. — — Nun wären noch die vier letzten Hauptstücke des Werks, von der Succession der Gläubiger, den Nachlafs-Verträgen, dem Absonderungsrechte und den Concurskosten nemlich, zu bearbeiten übrig. Diese will der Vf. in dem dritten Theile liefern, der zugleich die Abweichungen der vorzüglichsten statutarischen Rechte in Deutschland von dem gemeinen Rechte in einem Anhange, und ein vollständiges Register über das ganze Werk enthalten soll. Endlich ist Hr. *D.*, wenn ein competenter Richter die Foderung der Verlagsbuchhandlung, den Concursprocefs noch besonders zu bearbeiten, annehmlich finden sollte, auch zur Uebernahme dieser Arbeit bereit. — Ohne uns nun als den aufgerufenen competenten Richter hier darstellen zu wollen, wird es uns doch erlaubt seyn, unsere unzielsetzliche Meynung dahin zu äufsern, dafs, wenn es gleich an einigen in jedem Betracht vorzüglichen Schriften über den Concursprocefs nicht fehlt, das Publicum doch der Vollständigkeit wegen eine neue vollständige Bearbeitung desselben aus Hn. *D.'s* Feder gewifs mit Vergnügen lesen wird, und das um so mehr, da Hr. *D.* durch das vorliegende, in aller Rücksicht meisterhafte Werk, das überall von vielem Scharfsinne, ausgebreiteter Gelehrsamkeit und gutem Geschmacke zeugt, alle Kenner zu sehr grofsen Erwartungen berechtiget. — — Uns bleibt daher nur noch der Wunsch übrig, dafs der versprochene dritte, und zu hoffende vierte Theil recht bald, ihren ältern Brüdern ähnlich, erscheinen mögen.

Frankfurt a. M.: *Versuch einer münzwissenschaftlichen Beantwortung der Fragen: Wie ist eine Geldschuld abzutragen? und wie hat man bey Valvirung aller ehedessen sowohl in Gold- als Silbergeld angelegten Capitalien zu verfahren, damit weder der Gläubiger noch der Schuldner beschweret werde?* Nach dem zeither dabey beobachtetem Verfahren, ganz entgegenstehenden Grundsätzen behandelt und vorgetragen von *J. G. Dietze*, Derer Hochlöblichen Chur- und Ober-Rheinischen Craise General-Münzwaradein. 1791. 136 S. 8.

Bey Beantwortung der aufgeworfenen Fragen macht der Vf. einen Unterschied zwischen den Anleihen, die in Gold, und denjenigen, die in Silber gemacht worden, und behauptet: bey den ersteren sey einzig auf den zur Zeit der Darlehnung bestandenen äufsern Werth der vorgestreckten Goldsorten zu sehen; der Schuldner erfülle mithin, bey der Wiederbezahlung seine Verbindlichkeit, wenn er eben so viel Silber für die enthaltenen Goldsorten entrichte, als er ehemals dafür kaufen können, oder, welches dasselbe sey, wenn er den ehemaligen äufsern Werth der Goldsorten, reducirt in den zur Zeit der Ablage bestehenden Münzfufs, mit dem, dessen Werth allein bestimmenden, Silbergeld, abtrage. — Die ganze Verfahrungsart in solchen Fällen bestehe mithin darin: Man schätze die angelegten Goldspecies nach ihrem ehemaligen äufsern Werth in Silbergeld, wie sie der Debitor dermalen ausgeben und benutzen konnte, und transportire sodann dieses in den jetzigen Münzfufs. — Die Richtigkeit dieser Behauptung wird durch folgenden Grundsatz erwiesen: Das Gold kann kein selbstständiges Vergütungsmittel anderer Feilschaften abgeben, denn dessen Werth wird (wie derjenige einer jeden andern Waare) durch das alleinige selbstständige Vergütungsmittel aller Dinge (das Silber) bestimmt. Es ist also dasselbe auch blofs nach diesem zu achten; und der Werth einer Goldsorte besteht mithin blofs in dem, was dieselbe in Silbergeld gilt. — Bey der Valvation hingegen eines ehedessen in Silber angelegten Capitals, fährt der Vf. fort, hat man überhaupt also zu verfahren, dafs, wenn bey der Anlage eines solchen der äufsere Werth der Silbersorten nach deren innern Gehalt bestimmt gewesen, man bey deren jetzigen Valvation entweder deren Feinhalt, oder die Guldenzahl der Species zum Grunde legen, oder auch auf beides zugleich Rücksicht nehmen kann, und ein und dasselbe Resultat erhalten mufs. — Als Grund dieser Behauptung wird folgendes angegeben: Es hat mit dem Silber im Allgemeinen eine ganz andere Beschaffenheit, als mit dem Golde. Seine mehrere Theilbarkeit macht es vor diesem vorzüglich fähig, ein Vergütungs-

gütungsmittel anderer Feilschaften zu werden. Deswegen sieht man auch, dafs der Werth dieser letztern blofs nach demselben geachtet wird. Denn wenn es die Umstände erfodern, dafs der Preis des Silbers, und damit der Münzfufs erhöht werden mufs; so steigen hernach auch alle Producte verhältnifsmäfsig, und so umgekehrt. Diesen Einfluss hat die Veränderung des Goldwerths aber keineswegs, weil dasselbe keinen selbstständigen, sondern einen vom Zufall abhangenden Werth mit andern Dingen gemein hat. Die äufsere Erhöhung des Silberwerthes hängt zwar auch von zufälligen Urfachen (als dessen Mangel) ab; allein sein innerer Gehalt bleibt immer selbstständig, und mufs also bleiben, so lange es der Maafsstab aller Güter ist, und wenn auch jener noch so sehr erhöhet würde; so bleibt doch dieser ein und eben derselbe. Daher müssen sich auch alle richtige äufsere Werthsbestimmungen des Silbergelds im Allgemeinen auf dessen innern Gehalt gründen, und die bis daher erschienene gesetzlichen Schätzungen desselben haben sich auch wirklich darauf gegründet. Als z. B. die Mark Silber zu 10$\frac{1}{2}$ gl. ausgebracht wurde, war auch in 10$\frac{1}{2}$ gl. eine Mark fein Silber wirklich enthalten, so wie jetzt im 24 Guldenfufs in 24 fl. ebenmäfsig eine Mark fein Silber befindlich ist. Dadurch also, dafs in dem äufsern Werth einer Mark fein Silber wiederum eine solche wirklich enthalten seyn mufs (dieselbe gelte nun 10$\frac{1}{2}$, oder 24 fl.), und folglich das Silber nur mit einer gleichen Masse am Gewicht seiner selbst vergütet werden kann, wird dessen selbstständiger und unveränderlicher innerer Werth bewährt. Nicht also verhält es sich aber mit dem Golde, welches sich selbst nicht vergüten kann, und dessen Werth nur darin besteht, was solches äufserlich, und zwar in Silbergeld gilt. — Die einzelnen Ausnahmen von diesen Regeln, und die nähern Ausführungen selbst beruhen theils auf zu detaillirten Fällen, theils auf zu umständlichen Berechnungen, als dafs wir uns hier darauf einlassen könnten. — Das Werk mufs ganz studirt werden, wozu wir es einem jedem, der in Rechtsfällen der Art zu arbeiten hat, empfehlen können. — — Die rauhe holprichte Schreibart, und die vielen vorkommenden Sprachunrichtigkeiten dürfen von der Benutzung der an sich brauchbaren Materialien nicht abschrecken.

SCHÖNE KÜNSTE.

Halle, in d. Waisenh. Buchh.: *Blumen des Abend- und Morgenlandes.* Nebst zwey Abhandlungen philosophischen Inhalts von *Friedrich Eck.* 1793. 312 S. 8.

Der Vf. dieser Sammlung poetischer und prosaischer Aufsätze gehört zu den jungen Schriftstellern, denen es weniger an Anlagen und Talent, als an Einsicht und einem gewissen innern Sinn fehlt, der sie lehrte, den besten und zweckmafsigsten Gebrauch von demselben zu machen. Die Blumen, die Hr. *E.* hier dem Publicum mit einer gewissen Zuversicht vorlegt, bestehen, dem gröfsten Theil nach aus Uebersetzungen aus Griechen, Lateinern, Engländern, Franzosen etc., die ihm viel Mühe gekostet haben mögen, und womit er doch wenig Dank verdienen wird. Die Fragmente aus Orpheus Argonautenfahrt, die Heroiden von Ovid, die Idyllen des Vida und Rapin haben an sich schon in der Ursprache nur für ein sehr kleines Häufchen von Menschen Interesse; und wie wenige selbst von diesen haben die Geduld, Uebersetzungen von jenen und ähnlichen Stücken zu lesen, die zwar nicht ohne Verdienst, aber doch bey weitem nicht vortreflich und musterhaft sind! Wie fremd, wie unverständlich oder doch ungeniefsbar mufs nun erst den ungelehrten Lesern hier alles seyn! Wie kann man bey der immer zunehmenden Indolenz des grössern Publicums, das schon die Lectüre deutscher Gedichte von einigem Umfange zu beschwerlich findet, hoffen, mit Uebersetzungen alter Schriftsteller und ihrer Nachahmer, die selbst im Original von wenigen gelesen werden, sich Zugang zu verschaffen, und nicht ganz umsonst gearbeitet zu haben? Fiele unsern angehenden Schriftstellern bisweilen die Frage ein: *quis leget haec?* so würden sie gewifs ihre Zeit und ihre Talente ganz anders verwenden, als sie jetzt so oft thun. Wir haben nichts dagegen, dafs man die Alten zur Uebung übersetze; ja wir halten solche Versuche in vieler Rücksicht für sehr nützlich — aber dazu müfste man nur die vortreflichsten Stellen aus ihnen wählen, und diese Uebungsstücke nicht gleich drucken lassen. Verse, wie z. B. nachstehende, sind nicht schlecht; allein — was doch alle Verse sollten — Vergnügen gewähren sie nicht:

Gütiger hab' ich, als dich, selbst reifsende Thiere gefunden;
Keinem auf Erden als dir konnt' ich mich schlechter vertraun.
Diese Zeilen erhältst du von jenem Gestaden, o Theseus,
Wo die Segel geschwellt, fliehend dein Schiff mich verliefs.
Wo mich Arme mein Schlaf und du Grausamer verriethest,
Du, der du meinen Schlaf hinterlistathmend betrogst.
Eben fielen die Perlen des Thaus auf der Erde Gefilde,
Und vom Laube geschützt, girrten die Vögel ihr Lied.
Ungewifs wachend, und matt vom Schlaf noch, streck' ich den Theseus
Zu umfangen, die Hand nach dem Entflohenen aus.
Keiner ist da; ich ziehe zurück sie, und tafte von neuem
Ueber das Lager hin; aber, ach! keiner ist da.
Schrecken verjaget den Schlaf; voll Bestürzung entspring' ich dem Boden;
Stürz' ich mich wieder zurück auf das verödete Bett.
Und es erschallet der Busen vom wüthenden Schlage der Hände,
Und das zerlegene Haar rauf' ich in Locken mir aus u. s. w.

Die Uebersetzungen aus neuen Dichtern sind ohne Ausnahme mittelmäfsig, und zum Theil schlecht. Aus Schonung und Achtung gegen die sonstigen guten Anlagen des Vf., dessen Geschmack nur noch sehr ungebildet ist, unterlassen wir es, Belege anzuführen: sie werden aber sogleich erfolgen, wenn er den einzig wahren Grund dieser Unterlassung verkennen sollte. Die übersetzten prosaischen und moralischen Erzählungen sind Mahr-

chen, bey denen man ganz buchstäblich im Stehen einschlafen könnte. Ungleich günstiger müssen wir von dem Anhange urtheilen, der zwey philosophische Abhandlungen enthält. In der ersten versucht der Vf. die Frage zu beantworten: *ob Unsterblichkeit der menschlichen Seele in einem gewissen Sinne des Wortes physisch, metaphysisch und moralisch angenommen werden könne und müsse?* Dieser Aufsatz verräth Nachdenken und etwas Scharfsinn, wenn gleich im Ganzen Hr. E. seinen Satz so wenig streng bewiesen hat, als seine Gegner den ihrigen. Man kann ihm zugeben, dass die gänzliche und wesentliche Verschiedenheit von Körper und Geist eine durchaus unerweisbare Sache sey, ohne deshalb mit ihm eine gänzliche Identität beider zu folgern, und die Aufhebung des unsrer Denkkraft innewohnenden Bewusstseyns als nothwendig verbunden mit der Auflösung der Organisation unsers Körpers und der Zerstreuung seiner materiellen Theile zu betrachten. Die Schlüsse des Vf. gehen so gut sprungweise, wie die in den bisherigen sogenannten Beweisen der Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Seinen zuversichtlichen Ton bey einem Gegenstande dieser Art, und den Ton, in welchem er von den Behauptungen und Hypothesen älterer Philosophen spricht, wollen wir schonend, auf nichts schlimmeres, als seine Jugend schieben. Mit Ausdrücken, wie: *Absurdität, abentheuerliches Machwerk*, — ist er nicht sparsam; die Meynungen seiner Gegner „legt er in die philosophi„sche *Polterkammer*, zu einer vorherbestimmten Harmo„nie und andern verrosteten Waffen der Speculation.“ Wie würde der Schatten *Leibnitzens* lächeln, wenn er diese Tirade des jungen Hn. *Eck* vernehmen könnte! Die Abhandlung *über den Umgang mit andern und sich selbst*, ist die Frucht der Lectüre und darüber angestellter Reflexion, nicht von eigener, lange fortgesetzter Beobachtung von Welt und Menschen. Ohne diese letztere kann man zwar, wie Hr. *F.* hier gethan hat, einen ganz lesbaren Aufsatz liefern, der auch für junge Leute seinen Nutzen haben mag; Männern aber kann man nichts Neues sagen, und noch weniger die Kunst und Philosophie des Lebens erweitern und bereichern. — Was wir dem Vf. bey künftigen ähnlichen Arbeiten vorzüglich empfehlen wollen, ist eine grösere Bestimmtheit und Präcision des Ausdrucks, mehr Zusammendrängung der Ideen und weniger Streben und Haschen nach Bildern und Redezierathen, wenn sie sich nicht von selbst darbieten. Gewiss wird er denn nicht mehr den Philosophen rathen (S. 297.) „ihre Empfindung und „Einbildungskraft zuweilen in den *Schlaf zu wiegen*, um „indess auf den *Eulenschwingen der Vernunft* die feinen „Gefilde des abstracten Wissens zu besuchen.“

NEUWIED u. LEIPZIG, b. Gehra: *Menschen nach ihren Handlungen*, geschildert von *L. T. von Buri*. Dritter Band. 295 S. Vierter Band. 280 S. 8.

Meine Absicht, sagt der Vf., *ist keine andre, als meinen Landsleuten, und besonders meinen Landsmänninnen, ein Buch in die Hände zu liefern, das ihnen wenigstens nützlicher seyn kann, als ein Roman voll Empfindeley, der, wie ich aus der Erfahrung weiss, den Kopf mit Schwindel anfüllt, ohne das Herz zu bessern.* Dawider ist nichts einzuwenden. Wir haben selbst einige Romane des Hn. *v. B. ex officio* lesen müssen, die den Kopf zwar nicht schwindeln, wohl aber in sanftem Schlummer rücken machen. Selbst schlechte Auszüge aus der Geschichte dünken uns angenehmer und nützlicher. In diesen zwey Theilen finden sich mehrere, besonders von K. Heinrich IV von Frankreich. Manche sind abgebrochen, z. B. *die Inquisition in Goa*. Wenn Hr. *v. B.* sich doch nur befleissigen wollte, etwas reiner zu schreiben, und nicht gar so grobe Schnitzer zu machen; z. B. III. Th. S. 67. und gewöhnlich *seye*. S. 100. *Er störte sich nicht an dieses Beyspiel*. S. 215. *Nothdürftige Oerter* (heimliche Gemächer). S. 242. gesteht er in einer Note, er wisse nicht *Avanturiers* zu übersetzen. Der Ausdruck *Abentheurer* ist doch bekannt genug.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Baumgärtner: *Theoretischer und praktischer Unterricht über das Buch Thot, oder über die höhere Kraft, Natur und Mensch, mit Zuverlässigkeit die Geheimnisse des Lebens zu enthüllen, und Orakel zu ertheilen.* Mit 78 fein illuminirten Kupfern. 1793. 106 S. (2 Rthlr. 8 gr.) Unter diesem marktschreyerischen und sinnlosen Titel ist ein Buch feil, das dem alten bereits zu Boden geworfenen Aberglauben an Wahrsagen, Offenbarung künftiger Schicksale und Traumdeuterey wieder aufhelfen soll, wozu der Verleger durch saubern Druck mit lateinischen Lettern, schönes Papier und einen blauen mit Einfassungen und Emblemen verzierten Umschlag beyzutragen nicht ermangelt hat. Die Hauptsache sind die 78 Kartenblätter mit in Kupfer gestochenen und gefärbten Figuren, die der Vf. das *Buch Thot* nennt, und von denen er so unverschämt oder so einfältig ist, in allem Ernste zu behaupten, dass sie die Hieroglyphen der ältesten ägyptischen Mysterien enthielten. Die Schrift selbst ist der Gebrauchszettel dieser moralischen Universalmedicin, und soll Unterricht ertheilen, wie man jene Blätter legen muss, um daraus auf vorgelegte Fragen Orakel zu ertheilen oder Träume auszulegen. Dieser Unterricht ist aber, wenn man auch den mystischen Unsinn, mit welchem er verwebt ist, davon absondert, so confus und mangelhaft, dass man das Ding nicht einmal als ein gewöhnliches Karten- und Zahlenspiel brauchen kann.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 19. September 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

ERLANGEN, b. Palm: *Entwurf einer Chriſtologie des alten Teſtaments.* von *D Chriſtoph Fr. Ammon.* Ein Beytrag zur endlichen Beylegung der Streitigkeiten über Meſſianiſche Weiſſagungen und zur bibliſchen Theologie des Vf. 1794. 178 u. XXXII S. 8.

Bey weitem das Beſte, was man bis jetzt über das Ganze meſſianiſcher Stellen des A. T. nachleſen und den Liebhabern reinbibliſcher und geiſtiger Theologie zum Nachleſen empfehlen kann. Der Vf. bekennt freymüthig, ſelbſt einſt in dem Fall geweſen zu ſeyn, daſs er Exegeten, welche in dem hiſtoriſchen Sinn des 16 u. 22 Pſalms und des 53 Kap. Jeſaia nicht eine deutliche Hinweiſung auf Jeſus und ſeinen Tod fanden, entweder für unglaubige oder für ſeichte und leichtſinnige Schrifterklärer hielt. Dieſe eigene Erfahrung, verbunden mit einer gewiſſen Nachgiebigkeit gegen Andersdenkende, die er im Beſitz ihrer ſubjectiven Wahrheit nicht gewaltſam habe ſtören wollen, ſey ihm Veranlaſſung geweſen, auch in ſeiner bibliſchen Theologie der zwar *von Ernefti ſchon längſt mit Recht verworfenen*, von dem ſeel. Dathe aber häufig aus Furchtſamkeit und Schonung wieder eröfneten Geſichtspunkt von einem gedoppelten, einem niedern und höheren Sinn der hebräiſchen Orakel nicht mit einem mal ſeinen Leſern untergehen zu laſſen. Aber ſelbſt *Döderlein*, der durch ſeine früheren Arbeiten dem meſſianiſchen Orakelſyſtem die möglichſte Nothhülfe geleiſtet hatte, äuſserte darüber — und dieſe Aeuſserung gehörte unter die letzten Worte dieſes von der denkenden und glaubenden Parthey der Dogmatiker ſo lange geſchätzten Theologen — daſs der gegenwärtige Zuſtand der altteſtamentlichen Exegeſe eine gänzliche Reviſion jener Weiſſagungen nothwendig mache, deren Reſultat deswegen dem Publicum ſo überzeugend als möglich vorgelegt werden muſs, weil bey vielen durch vermeintliche und erkünſtelte Rettung ſolcher ſehr irregulären Auſſenwerke die unüberwindliche Feſtigkeit des Weſentlichen im Chriſtenthum und die Redlichkeit ſeiner Bekenner in Verdacht kommt. Der ſehr richtige Geſichtspunkt des Vf. iſt nun dieſer: daſs es ein weit belohnenderes Geſchäft ſey, in der *ganzen* altteſtamentlichen Religionsökonomie von der einfachen Gottesverehrung der Patriarchen an bis auf den Zeitpunkt, wo die veraltete jüdiſche Staatsverfaſſung unter ihrer eigenen Laſt erliegen muſste, die auf Erſcheinung beſſerer Zeiten und einer ächten geiſtigen Religion, auf die Erſcheinung Jeſu, vorbereitende höchſte Vorſehung aus unſerm höhern Standpunkt zu bewundern, als — den ängſtlichen und ungewiſſen Blick auf einige erzwungene Weiſſagungen auf Jeſu Rock, Geburtsort, Einzug in Jeruſalem u. dgl. einzuſchränken. Politiſirende Heucheley über dieſe Dinge bereitet gerade dem Strom des Unglaubens freyen Lauf. Wie eine Politik, welche nicht von Moral unterſtützt wird, ſich (zu allen Zeiten) als ein Syſtem des Verderbens zeigt, ſo wäre Theologie, die ſich auf eine ſolche Politik gründete, dem Weiſen ein Greuel, deſſen höchſt traurige Folgen, da ſie von Verachtung aller Religion ausgehen, unabſehlich ſeyn würden.

So entſchieden wahr dieſer Geſichtspunkt iſt, ſo richtig ſind auch die exegetiſchen Grundſätze des Vf. Da aber die Anwendung der nemlichen Grundſätze auf einzelne Stellen in dem ſo weiten Feld, welches hier zu durchlaufen war, oft andern Forſchern noch einzelne Aufſchlüſſe, welche dem vorgeſteckten Ziele näher führen, andeutet; ſo wollen wir hier über die aus den kleinen Propheten genommenen Stellen einige Bemerkungen einſtreuen. Von der Stelle aus Micha 5, 1. macht nicht „der allegoriſirende Matthäus" (S. 113.) Gebrauch, ſondern bloſs jüdiſche Schriftdeuter, welche König Herodes um den Geburtsort des Meſſias gefragt hat (oder haben *ſoll*). Micha ſagt offenbar nicht, daſs Bethlehem gerade der Geburts*ort* des Meſſias ſeyn werde, ſondern daſs der Meſſias aus der uralten Familie Davids ſeyn, alſo *aus* Bethlehem *abſtammen* werde. Jüdiſchen Schriftdeutern können die Chriſten dieſs zum Eigenthum laſſen, daſs ſie, weil ſolche alles wiſſende Schriftgelehrte bekanntlich auf jede Frage eine Antwort haben müſſen, ſich nicht beſſer über eine Anfrage um den Geburtsort des Meſſias zu helfen wuſsten, als dadurch, daſs ſie in den Propheten mehr hineinlegten, als er beſtimmt geſagt hatte. — Jacob, der Apoſtel, da er Actor. 15. 17. die Stelle Amos 9, 11 — 15. anführt, folgt einer andern Leſeart und ſetzt *των ανθρωπων* (אָדָם) ſtatt אֱדוֹם voraus; doch ohne auf dieſs Wort zu bauen. Uns ſcheint er aber doch nicht nach einer *bloſsen Accommodation* zu ſprechen, ſondern wirklich *nach einer Analogie*, aus den Worten *παντα τα εθνη* zu *argumentiren*. Längſt, ſagt Jacob, hoften die Propheten bey ihren Ausſichten auf meſſianiſche Zeiten, daſs dieſe auch auf andere Völker (unter gewiſſen Modificationen) Glück verbreiten würden. Sollte nicht, unſer jetzt erſchienener Meſſias auch dieſs — aber nach ſeiner einem geiſtigeren Reiche zukommenden Art — wirklich leiſten? Sollten nicht einmal dort Heiden ausgeſchloſſen ſeyn, wie viel weniger nun bey dem Meſſias Jeſus! — Vergleichen wir Matth. 16, 4. Marc. 8, 12. Luc. 11, 30. mit Matth. 12, 40, ſo ſcheint es uns klar, daſs Jeſus ſich mehrmalen auf ein *σημειον ιωνα* berufen habe, aber ohne *ſelbſt* hinzuzuſetzen, in wie

wiefern Er ein Zeichen für seine Zeitgenossen, wie Jona für die Niniviter, sey. Da er dieſs selbſt nicht ausdrückte, ſo ſuchten andere ſeiner Zuhörer und Jünger ſich *eine Deutung*, und dieſe leſen wir, gleichſam in einer Parentheſe, nicht aber als Worte Jeſu, Matth. 12, 40. Dieſe Deutung ſcheint aber wirklich Jeſu Sinn nicht getroffen zu haben. Die Juden hatten ein Wunder zur Beſtätigung ſeiner Ermahnungen verlangt. Er antwortet ihnen: Eine andere Vorbedeutung gebe ich euch nicht, als Jona den Ninivitern gab. — Jona nun that zu Ninive, da er die Stadt vor Untergang warnte, *kein* Wunder. Jeſu Sinn war alſo: Meine Warnungen bedürfen, eben ſo wenig als dort, einer wunderſamen Beſtätigung! Jeſus war vor Juden gerechtfertigt, ſobald er das Beyſpiel eines alten Propheten für ſich hatte, wenn dieſs auch gleich bloſs aus einer Parabel genommen war. Dieſe war doch dem Inhalt nach eines Propheten Meynung. — Die Worte aus Zachar. 12, 10. ſie werden ſehen, in welchen ſie geſtochen haben, ſind Joh. 19, 37. Apoc. 1. 7. bloſs aus einer Verſion geborgt, welche אֵלַי im hebr. *ganz überſehen* hatte. Wäre אֵלָיו zu leſen, ſo wäre das folgende אֵת überflüſſig und unhebräiſch. Wenn gleich jetzt mehrere Manuſcripte und Verſionen אֵלָיו zu beſtätigen ſcheinen, ſo iſt dieſs doch wohl nur Correctur aus dem Johannes. Der Sinn der hebr. Worte dünkt uns dieſer: Sie werden den, welchen ſie verletzt haben, an mich (den beym Propheten redenden Jehova) weiſen. חִבִּיט bedeutet *intueri* und *intueri facere*. Beym Maleachi hat der Vf. die Stelle vom Glanz des zweyten Tempels nicht berührt, die in Beziehung auf den Meſſias neuerlich mehrmalen in Conteſtation gekommmen iſt. Aber im Ganzen hat er in der That durch dieſen Beytrag zur unpartheyiſchen local-hiſtoriſchen Theologie des alten Teſtaments viel nützliches geleiſtet, beſonders was die Exegeſe der Stellen nach dem Hebräiſchen betrifft. Die Frage: *in wiefern* die neuteſtamentlichen Schriftſteller ſie gebrauchen, ſcheint uns mehr noch einer eigenen Aufklärung zu bedürfen, wobey fürs erſte die ſchwankende Theorie der Accommodation für ſich beſtimmt, und dann bey jeder einzelnen Stelle die Anwendung, welche von ihr gemacht wird, möglichſt genau erforſcht werden müſste. Meiſt ſcheinen uns die neuteſtamentl. Schriftſteller das alte Teſtament logiſch richtiger und bündiger zu gebrauchen, als diejenigen, welche die Theorie von der Accommodation mit einer gewiſſen Unbeſtimmtheit annehmen, es ihnen zutrauen. Argumentationen a minori ad majus, a ſimili ad ſimile u. dgl. m. ſind beym populären Schriftſteller doch auch gültige Schlufsarten, wenn er nicht mehr als ſie wirklich beweiſen, aus ihnen folgern will. Der Vf. verſpricht zu anderer Zeit ſeine Chriſtologie auch durch die Apokryphiſchen Bücher fortzuſetzen, wozu ihn der Beyfall des Publicums unfehlbar aufmuntern wird.

Frankfurt a. M., b. Andreas: *Wilh. Fr. Hezels praktiſche Anleitung zur Erklärung des Neuen Teſtaments für Anfänger.* in exegetiſchen Vorleſungen über das Evang. Joh. und die ſchwerſten kleinen Paulliniſchen Briefe als Beylage zu ſeinem Bibelwerk. *Erſte Halfte des Evang. Johannis.* 1792 XXIV. u. 471 S. 8.

Der Vf. läſst hier für Leſer ſeines Bibelwerks aus *der Prediger- und Kandidatenclaſſe, die in der Urſchrift mehr mit eigenen Augen ſehen wollen*, ſeine zum akademiſchen Gebrauch bereits ausgearbeitete Vorleſungen abdrucken. Seine Proteſtation, dafs er *hier* nicht *für groſse Ausleger* ſchreibe, kömmt nach Materie und Form mit dem Inhalt der ganzen Schrift ſehr überein. Schon der Ausdruck iſt nachläſſig genug, noch nachläſſiger als in andern ſeiner Schriften. S. XX. Apollo hat ſich für Jeſu Lehre *ſehr portirt*; Joh. 1, 11. οἱ ἴδιοι αὐτὸν οὐ παρέλαβον ſie verwarfen ihn und *blieben lieber bey ihrem* ſeligen *jüdiſchen Plunder*; S. 76. ſoll noch einmal eine Judenbekehrung *exiſtent werden*; S. 53. Wenn man erſt guten Wein getrunken hat und man iſt noch bey Sinnen, ſo darf *uns* doch gewiſs niemand mit *ſchlechtem Kratzen kommen*; u. dgl. m. ſind Beyſpiele, worinn die Herrn Kandidaten dem Vf. *nicht* ähnlich werden ſollen. Mit dieſen äuſsern Nachläſſigkeiten des Vf. wetteifert der Druck durch eine Menge den Sinn entſtellender Druckfehler, welche für ſolche, *die ſich zu groſsen Auslegern erſt bilden wollen*, ſehr hinderlich ſeyn müſſen. Die Erklärungen ſelbſt ſind oft ſehr wortreich und tautologiſch, ſelten ſo zweckmäſsig, d. h. ſo klar, beſtimmt und mit ausgeſuchten hinreichenden Beweiſen belegt, als das Bedürfnifs jener Leſer offenbar fodert, welchen der Vf. nützen will. An bedeutenden Stellen hingegen, wo man vom Vf. wohl mit Recht mehrere Sprachbeweiſe und Sacherklärungen erwartete, findet ſich davon gar *nichts*; z. B. bey Joh. 1, 14. ὁ λογος σαρξ ἐγενετο erwartet man umſonſt eine philolog. Erklärung von τῇ *menſchliche Natur*, *Menſch*, und eine Sacherläuterung: wie denn von der *göttlichen Natur* Jeſu (ὁ λογος) gebeten ſeyn könne, dafs *ſie* Menſch (menſchliche Natur) *geworden ſey*. Doch bleibt es immer noch beſſer, über einen ſolchen Punkt nichts zu ſagen, als ihn ſo auflöſen, wie Hr. *H.* in eben dieſem Vers bey den Worten: ἐθεασαμεθα την δοξαν αὐτου commentirt. „τ. δοξ. i. iſt die „göttliche Majeſtät Chriſti: *dieſe ſah man!* woraus? aus „ſeinen Wundern? Ja, in ſofern er ſie aus eigener Kraft „verrichtete. Denn ſonſt könnte aus den Wundern Jeſu ſeine Gottheit nicht erwieſen werden. Denn andere Propheten und die Apoſtel thaten ja auch Wunder, „und waren nicht Gott. Sie thaten ſie nemlich nicht „*aus eigener Kraft.*“ Aber wie *ſah* man denn dieſs? würde der Kandidat fragen, wenn es ihm erlaubt wäre, den Vf. zu unterbrechen. — Selbſt bey Stellen, wo der Vf. als orientaliſcher Archäolog ſehr entſchieden ſpricht, dürfen „ſeine Leſer aus der Prediger- und Kandidatenclaſſe“ ihm nicht immer geradezu trauen. Joh. 1, 18. ὁ ων εις τον κολπον τ. πατρ. wird ſo commentirt: „Die Redensart ſetzt die Art der Morgenländer zu ſitzen „voraus: mit *auswärts geſtreckten* (ſeitwärts ausgeſtreckten) Knien. Hier *berührt immer einer* des andern Knie, „ja das Knie des einen kömmt auf das Knie des andern „zu liegen. Alſo es ſteht (ſitzt?) gleichſam einer auf *des* „andern Schoos. Davon nun iſt die Redensart: auf

„eines Schoos sitzen d. i. ihm unmittelbar an der Seite „sitzen." Sonderbar genug! Weil das *Eine Knie* des so Sitzenden *auf* dem *Knie* des Nachbars aufliege (welches sich der Nachbar wohl verbitten würde!) soll man die Redensart haben: der so Sitzende sitze *selbst* auf des Nachbars *Schoos*!! Diefs heifst aus Luthers Uebersetzung, nicht aus den Sitten des Orients erklären. Κολπος ist hier בְּחֵק *Busen* nicht *Schoos*. Beym zu *Tische liegen* der Alten lag der nächste Tischgenosse nach dem ersten so auf den linken Arm gestützt, dafs, wenn er sich weiter gegen jenen Nachbar hinbeugte, er mit dem Kopf (επι του κολπου αυ.) in seinen Busen reichte und so mit ihm unmittelbar sprechen konnte. Joh. 13. 23. 25. Diese Deutung findet sich auch beym Vf. in der letzten Stelle wirklich, aber nur *neben* jener *unrichtigen*, die er (*um nicht unnöthige Bogen zu füllen* S. Vorr.) noch einmal wiederholt, da er sie vielmehr, wenn je das schon abgedruckt war, was er bey Joh. 1, 10. darüber gesagt hatte, angehenden Schriftforschern zum Besten, wenigstens hier, hätte zurücknehmen sollen. — Rec. findet es immer doppelt unerträglich, wenn die Bestimmung einer Schrift für Ungelehrte oder weniger Gelehrte von einem Vf. als ein Freybrief für alle mögliche Nachlafsigkeiten gemifsbraucht wird!

Frankfurt u. Leipzig: *Wiedergefundene Hieroglyphen der heiligen Schrift, oder Blick in das tiefe Weisheitssystem.* 1793. 112 S. 8.

„Man schaffe die gewöhnlichen mathematisch-phi„losophischen Lehrstühle ab, docire die ächte Weisheit „der Schrift und die hebräische Sprache *ganz und so*, „*wie sie wirklich ist*. Sodann werden unvermerkt nach „und nach *Wahrheiten*, so wie seit 20 Jahren Hete„rodoxien, genug Eingang finden und alle Mängel der „übrigen Fächer der Gelehrsamkeit werden, ohne grofse „Umkehrungen, verbessert und ausgerottet werden." Diefs ist am Schlufs der gute Rath des Ungenannten, nach dessen „vor ihm in unsern Tagen noch von niemand erkannten und entdeckten" Sprachkenntnifs *Schemesch* mit dem Atnach die Sonne, mit dem Silluc den Mond (S. 61.) anzeigt, so wie er aus den Accenten S. 61. findet: dafs David bey Bathseba gerade in der Sabbathnacht geschlafen habe. Seine Hieroglyphen sind nemlich die „von Gott zugleich dictirten" Accente, welche er die *Verstandgebende* nennt. Für ihn waren sie diefs offenbar nicht! Er schreibt jedem Accent eine gewisse Aenderung der Bedeutung des Worts zu, wo er steht, z. B. S. VIII. „Sakeph Gadol, *der gröfste Aufrichter*, „zeigt das höchste Ziel einer Person und Sache an, als „le Hawdil, zur doppelten höchsten Unterscheidung, li „schemor, aufs äufserste zu beobachten." — Jehova Elohim mit dem Segolta, *dem Niederdrücker*, ist der heil. Geist S. IX. u. f. f. Kurz: seine ganze Entdeckung ist Unsinn und dazu, wie das letzte Beyspiel zeigt, *sehr heterodox*, da ihm Jehova durch den Niederdrücker zum heil. Geist wird. Ungeachtet ihm der Vf. des Buchs des *Erreurs et de la verité*, des *tableau naturel* und „ihres vortreflichen Erläuterers" Magikon, die höchsten Weise sind, und er auf die Bücher der Martinisten lobredneriscb verweist S. 93. 97. so können wir doch in ihm selbst *auch nichts schlimmeres*, als Unsinn, entdecken. Wir wollen ihm in seiner Sprache wünschen, dafs, wenn er sich einen Weisen nennt, nicht der Accent Jerech dabey stünde. Dieser ist ihm „der Um- oder Verkehrer," welcher den Gegensatz (er will sagen: das Gegentheil) anzeige. Noch eine Neuigkeit. S. 1. versichert: dafs man die Wichtigkeit solcher Verstandgebenden Punkte *in Wien* bereits eingesehen habe!

Nürnberg, b. Grattenauer: *Joh. Christ. Fr. Schulzii*, Theol. in Acad. Giess. Prof. Ordin. *Scholia in Vetus Testamentum, continuata a Georg. Laur. Bauer*, I. L. Orr. in Acad. Altorf. Prof. *Vol. VIII. Haggaeum, Zachariam, Malachiam et primam Jesaiae partem continens*, 1794. 480 S. 8.

Der Vf. verfolgt mit unvermindertem Fleifs seinen nützlichen Plan, durch eine beurtheilende Auswahl aus den besten Auslegern angehende Bibelerklärer zu unterstützen und zugleich an manchen Stellen eigene Bemerkungen einzustreuen, welche, wie seine Beurtheilung anderer, Sprachkenntnifs und Geschmack beweisen. Für die Bedürfnisse der Studirenden, welche dergleichen Scholien zunächst bey akademischen Vorlesungen über ein biblisches Buch zu gebrauchen pflegen, würde es bequemer gewesen seyn, wenn sowohl die kleinen Propheten als Jesaias in einen Band ungetheilt vereinigt worden wären. Doch, da der nächste Band den Jesaias endigen wird, so wird dieses Handbuch immer nach den Umständen bequemer und nach dem Gehalt zum wenigsten nicht unpassender seyn, als die allzugedehnten Rosenmüllerschen Scholien über Jesaias.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Salzburg, in d. Mayrischen Buchh.: *Lehr- und Bethbüchlein für Kinder und junge Leute.* von *P. Aegidius Jais.* 2te Aufl. 1793. 112 S. 8. m. K.

Leipzig, b. Vofs. u. C.: *Anleitung vermittelst der dephlogistisirten Salzsäure zu jeder Jahreszeit vollkommen weifs, geschwind, sicher und wohlfeil zu bleichen.* Nebst einer kurzen Anweisung, wie man dieses Mittel beym gewöhnlichen Waschen, beym Cattundrucken, in der Färberey und beym Papiermachen mit Nutzen anwenden könne. Von D. *J. G. Tenner.* Mit 9 Kupfert. 2te Aufl. 258 S. 8.

Berlin, b. Oehmigke d. J.: *Ueber die neueren Entdeckungen in der Lehre von der Luft und deren Anwendung auf Arzneykunst*, in Briefen an einen Arzt von *J. F. Gmelin.* 2te Aufl. 1792. 272 S. 8. (20 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Tübingen*, b. Fues: *Diss. Exeget. in librorum N. T. historicorum aliquot locos, pars tertia*, quam Praes. (et Auct.) *Gottlob Christ. Storr*, Th. D. et P. P. O. Duc. Stipendii Theol. Superattendente die 6. Jun. publ. defend... Phi-

Digitized by Google

lof. Magiſtri et Examinis theol. Candidati in Duc. Seminario theol. 1794. 96 S. 4. Durchaus Anmerkungen über ſchwere Stellen, denen des Vf. philologiſche Gelehrſamkeit und Subtilität zu Hülfe kommt, und zum Theil wirkliche Hülfe leiſtet. Mehrere dienen bloſs zu hiſtoriſchen und antiquariſchen Erläuterungen. Unter denen, welche wegen ihrer Anwendung eine gröſsere Wichtigkeit haben, iſt die Bemerkung, daſs Marc. 10, 12. von der *nichtjüdiſchen* Sitte die Rede ſey, nach welcher auch die Frau aus der Verbindung mit ihrem Ehemann treten durfte, ἀπολύειν τὸν ἄνδρα. Doch ſcheint der Vf. uns auch in dieſe Stelle allzu viele und entfernte Rückſichten hineinzulegen, wie dieſs leicht zu geſchehen pflegt, wenn man ſelbſt, auſser den nächſten Beziehungen, alles mögliche entferntere aufzuſuchen, die Gabe beſitzt, und ſogar die Pflicht zu haben glaubt. Er glaubt: Jeſus habe jene Regel ſeinen Jüngern *in futuros uſus* gegeben, um ihnen zu ſagen: *quae ipſis de uxore pro nationum exterarum conſuetudine maritum repudiante ſententia poſthac dicenda eſſet.* Gerade deswegen habe Petrus ſeinem für Ausländer ſchreibenden Marcus eben dieſes *praeceptum Jeſu* mitgetheilt. Uns ſcheint es weit weniger geſucht, wenn man bloſs daran denkt: daſs Jeſus und ſeine Jünger *ſchon damals* Heiden genug in Paläſtina *um und neben ſich* ſahen, unter welchen eine nichtjüdiſche, Jeſu miſsfällige Sitte herrſchte. Jeſus tadelt ſie in *ſeinem* Geſichtskreis, *ut rem praeſentem, in praeſentes uſus.* Daſs aber die Jünger alsdann auch in der Folge davon Gebrauch machten, verſteht ſich von ſelbſt. Von Paulus iſt es auch, mit Berufung auf Jeſu „des Herrn" Ausſpruch 1 Cor. 7, 11. wirklich geſchehen. Bey Joh. 1, 28. ſcheint uns weder des Vf. Vermuthung, daſs *alia, ac Hieroſolymis vicina* Bethania zu verſtehen ſeyn möchte, noch die in *Paulus* Samml. der märkw. Reiſen in den Orient 1 Th. S. 287. vorgeſchlagene Veränderung der Interpunction nothwendig und paſſend. Wir überſetzen: „dieſs war zu Bethanien (bey Jeruſalem) geſchehen, jenſeit *des* Jordans, *wo* (d. i. an welchem Jordan) Johannes taufte." Hier dann, wo Joh. ſonſt taufte, geſchah das folgende V. 29. — Solche etwas ungenaue Wendungen der Rede ſind in dem Styl des Joh. nicht ſelten. S. 50—55. erklärt ſich Hr. *St.* gegen eine in der A. L. Z. 1793. Nr. 295. 296. vorgetragene Deutung des bekannten: ehe Abraham ward, bin ich. Joh. 8, 58. Der Rec. bemerkte dort, daſs ἐγώ εἰμι nach dem hebraiſch-griechiſchen Sprachgebrauch, wie אני הוא bedeute: bin ich es und daſs alſo die Beziehung von dieſem *es* im Vorhergehenden zu ſuchen ſey. Er ergänzte die Rede: *ehe Abraham ward, bin ich der, deſſen Erſcheinung Abraham* (nachher, verſteht ſich), *erwartet hat.* Wir wundern uns ſehr, daſs *ein Storr* dieſe Deutung ſogleich als „*ſocinianae loci interpretatio*" einführt. *Muſste* ſie eine Brandnarbe mit ſich bringen, noch ehe ſie widerlegt wurde? So viel wir wiſſen, hat nicht einmal je ein Socinianer die Stelle *ſo* erklärt. Wird eine Erklärung dadurch ſocinianiſch, wenn ſie unter andern auch von Socinianern angenommen werden *kann*, zum Socinianiſchen Syſtem aber gar nicht unentbehrlich iſt? Oder lebt der Vf. in einer Gegend, wo die Bezeichnung *ſocinianae interpretationis* völlig unanſtöſsig und arglos, eine bloſse kirchenhiſtoriſche Benennung iſt, wo man alles, es ſey Kephiſch oder Apolliſch, bloſs nach dem prüft, was es iſt? Rec., welcher *auch* kein Socinianer iſt, vielmehr das ſocinianiſche Syſtem, in ſofern es einen Menſchen deificirt, weder bibliſch noch philoſophiſch erweislich findet, würde es für unſchicklich halten, eine Schrifterklärung, welche er widerlegen wollte, *orthodox* zu nennen, ſo lange er weiſs, daſs ſelbſt dieſe Benennung in manchen zum voraus mehr ein lächelndes Abſprechen und Verwerfen, als eine ruhige Prüfung veranlaſſen könnte. Ein Gewiſſen aber würde er ſich daraus machen, etwas, das nicht ein erklärter Socinianer, als ſeinem Syſtem nothwendig, behauptet hat, ſocinianiſch zu nennen, ſo lange er nicht weiſs, daſs dieſer Name für manche etwas ſchlimmeres als ein Neckname iſt und mehr als alle Widerlegung verdammt, oft leider! ein Wink wird, nicht bloſs die Behauptung, ſondern auch die Perſon oder einen ganzen Aufſatz zum voraus zu verabſcheuen. Ueberhaupt verdient bey keinem Unpartheyiſchen irgend eine *Exegeſe* einen Partheynamen, als die, welche bloſs einem ex. wiſſen Syſtem zu Gefallen, gegen alle philologiſche Erweislichkeit, erſonnen iſt. Wie viele weiland *ſocinianae et arminianae interpretationes* ſind jetzt orthodox und auch von Hr. *St.* angenommen, die einſt von Leuten, welche ein Monopol der Orthodoxie haben wollten, mit jenen Verdammungsnamen belegt worden ſind, ſelbſt wenn ein Grotius ſie, ſo partheylos als möglich, vorgetragen hatte. Nur ein eigenwilliger und ſtörriger Zänker iſts, den Paulus Tit. 3, 10. als αἱρετικὸν zu meiden lehrt. Nur gegen *offenbar ſittenverderbliche* Lehrer kennt der Lieblingsjünger Jeſu keine chriſtliche Toleranz. 2 Joh. 10. 11. Aber daſs man einer exegetiſchen Frage mit einem: *hic niger eſt* entgegen gehen dürfe, hat Rec. in der Schule Jeſu und der Apoſtel nicht gelernt. — Noch einige Worte von der Deutung ſelbſt. Ohne Zweifel leidet es oft der Ideengang, daſs man im Präſens ausdruckt, was man auch im Praeteritum ſagen könnte. Ein ſolches Praeſens iſt entweder wie *eſt* Joh. 1, 19. zur Vergegenwärtigung in einer hiſtoriſchen Erzählung, oder es wird gebraucht, wenn die Sache, *in ſofern* davon die Rede iſt, war und noch iſt, wie *eſt* Joh. 15, 27. ἀπ' ἀρχῆς 1 Joh. 3, 8. Oder aber Jeſus gegen ſeine Zeitgenoſſen hätte ſagen können: ehe Abraham ward, *exiſtire* ich, (d. h. ich *bin*, ehe es einen Abraham gab) oder ob dieſs ein ganz anderer Fall ſey, als in den angeführten Stellen iſt, dünkt uns, leicht zu beurtheilen. Sagte aber Jeſus: ich *bin* der, welchen Abraham erwartet hat, ſchon vor Abraham, ſo zeigt er dadurch, daſs Abraham, in ſofern er beſſere Zeiten (die man nachher Meſſianiſche nannte) überhaupt erwartete (ohne freilich an das Individuum Jeſus zu denken) doch gerade *ſeine* Zeit, *ſeine* Erſcheinung erwartet habe. *Ich*, ſagt uns Jeſus, *bin es* immer, den man erwartete, ſo oft man vor oder nach Abraham oder zu Abrahams Zeiten ſelbſt, das was durch den Meſſias wirklich geworden iſt, erwartet hat. Der 58 Vers iſt allerdings Antwort auf den nächſten, den 57., nur nicht eine beyſtimmende, ſondern eine widerſprechende. Deswegen geht ſie zu dem, was Jeſus vorher V. 56. geſagt hatte, über die widerſinnige Miſsdeutung der Juden V. 57. hinweg, und gerade zurück. Es ſey uns eine Umſchreibung erlaubt: daſs Ich, ſagt Jeſus nach unſerer Einſicht — Abraham geſehen habe, iſt mir auch nicht in den Sinn gekommen, zu behaupten: dennoch aber, damit ihr einſehet, er habe meiner geharrt und nun *meines* Auftritts ſich gefreut, kann ich euch ſagen: Was ich jetzt bin, dieſs bin ich, ehe Abraham war. Wenn er ſelbſt, oder wenn einer vor ihm auf den Meſſias, nach deutlichen oder unentwickelten Begriffen, ſich freute, ſo freute er ſich, ohne von meiner Perſon zu wiſſen, doch gerade *auf mich*. „Ich bin *es* und kein anderer, vor Abraham ſchon." — Hätte Jeſus, um zu zeigen, daſs er *mehr* ſey als Abraham, daran erinnern wollen, daſs er *ewiger Gott* ſey, ſo wäre hier in ganz kein Verhältniſs zwiſchen Mittel und Zweck. Um zu zeigen, daſs er gröſser als Abraham ſey, war es die nächſte Stufe zu ſagen: ich bin der Meſſias, alſo gröſser als alle unſre Vorväter! Aber den Ueberſchritt ins Unendliche brauchte es keineswegs: um mich gröſser zu zeigen als — Abraham, zeige ich euch an, daſs ich bin der — Ewige ſelbſt! Zwiſchen Abraham, und dem Unendlichen, wo fände da noch eine Vergleichung ſtatt? Und wie hätte der weiſe Lehrer Jeſus glauben können, daſs Juden dieſe faſſen würden, da ſie ihn noch nicht einmal als Meſſias anerkannten? Hätten ſie nur erſt dies gefaſst, ſo wäre auch der Satz: Jeſus iſt gröſser als Abraham, ihnen, ohne einen Sprung, dem ſie gar nicht zu folgen vermochten, erwieſen geweſen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. September 1794.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Kummer: *Kajus Valerius Katullus.* in einem Auszuge, Lateinisch und Deutsch von *Karl Wilhelm Ramler.* 1793. 392 S. 8.

Dieser Auszug aus dem *Catull*, welchem Hr. R. dieselbe äussere Einrichtung gegeben hat, als seinen Uebersetzungen aus dem *Martial*, enthält sieben und siebzig Stücke jenes Dichters, unter denen man keines von vorzüglichem Werthe oder Ruhme vermissen wird. Die ganz unbedeutenden, diejenigen, welche nur durch die Kenntniss individueller Umstände erklärbar seyn mochten, so wie diejenigen, die allzuentstellt und verstümmelt sind, als dass man in ihnen etwas mehr als die *disjecti membra poetae* erkennen könnte, sind mit Recht übergangen und keiner Uebersetzung gewürdigt worden. In den hier aufgenommenen Gedichten ist auf die Kritik des Textes Rücksicht genommen, und es sind nicht nur, bey Stellen von ungewisser Lesart die wichtigsten Abweichungen und Conjecturen angegeben, sondern auch hin und wieder von dem Uebersetzer selbst eigne Vermuthungen gewagt worden. So vermuthet er XIX. 4. *et beabo quotannis* statt des gewöhnlichen *ut beato quot annis*; wobey nur nicht recht begreiflich ist, wie eine so leichte Lesart habe verschwinden und von einer weit schwerern verdrängt werden können. Uns hat es immer wahrscheinlich geschienen, dass nach dem 4 V. eine Zeile verlohren gegangen sey, in welcher vielleicht *copia* als das Hauptwort zu *beata* stand. XX. 3. schreibt Hr. R. *agellulum, siniſtra agellulum vides!* statt *siniſtra tute quem vides.* nicht unglücklich! indem dadurch zugleicher Zeit dem Sinne und dem Sylbenmaasse aufgeholfen, und, wie uns dünkt, eine der Sprache dieses Dichters angemessene Art zu reden eingeführt wird. In demselben Gedichte V. 14. ist wir glauben mit Recht, *Dorville's* Verbesserung *tenella* statt *tenerque* in den Text aufgenommen. Andere Veränderungen dieser Art übergehen wir, um noch einer kritischen Entdeckung von Wichtigkeit Erwähnung zu thun. Die so genannte *Elegia ad Manlium* ist hier in zwey Theile getheilt, deren jeder ein für sich bestehendes Ganze ausmacht, und die nichts mit einander gemein haben, als den Namen des Mannes, an welchen beyde gerichtet sind. Der erste schliesst mit dem 40ten Vers. Er enthält eine Entschuldigung, dass er seinem Freunde gewisse Schriften nicht schicke, und eine Nachricht von seiner Traurigkeit über den Verlust eines geliebten Bruders. Der zweyte ist zum Lobe des *Manlius* geschrieben, und enthält eine Erwähnung der Verdienste, welche sich dieser um seinen Freund *Catull* gemacht hatte. Die Vermuthung hat einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit; welcher bey der Betrachtung der Verschiedenheit des Inhalts und Tones, und des Umstandes dass der 21. 22 und 23 Vers weiter unten V. 94. 95 und 96. noch einmal vorkömmt — was doch der Dichter in einem und demselben Werke gewiss nicht gethan haben würde — fast bis zur Evidenz steigt. — Was die Uebersetzung selbst betrifft, so bemerkt man überall mit Vergnügen die noch nicht verlohrne Geschmeidigkeit des grosen Dichters, sich jeden Ton und Farbe zu eigen zu machen, und sein Original, wie mannichfaltig auch immer der Charakter desselben sey, in Geist und Wahrheit darzustellen. Indessen sind ihm doch, wie es uns wenigstens vorkömmt, die Hendekasyllaben und Jamben, vergleichungsweise, am besten geglückt; entweder weil ihr Inhalt und die ganze Art des Ausdrücks in denselben den Uebersetzer begünstigte, oder weil sich die deutsche Sprache an dieses Sylbenmaas ohne allen Vergleich leichter anschmiegt, als an den Hexameter und das elegische Sylbenmaas. Welchem Freunde des Schönen ist nicht die vortrefliche Uebersetzung der *Nänie auf Lesbiens Sperling* im Andenken, welche der deutschen Sprache dadurch nicht weniger als der lateinischen angehört? Sie ist hier unverändert — und was hätte auch an einem so vollendetem Werke gebessert werden können? eingerückt. Wir setzen hier ein Gedicht von ganz andern Styl und Inhalt hierher, das dem Uebersetzer nicht schlechter gelungen ist:

Wider ein gewisses Weib.

Kommt zusammen, ihr Hendekasyllaben,
Daher, dorther, so viel ihr seyd, kommt alle!
Eine schändliche Metze will mich aufziehn,
Eure Täfelchen mir nicht wiedergeben.
Traun! das leidet ihr nicht. Wohlan! verfolgt sie;
Fodert, was sie geraubt hat, wieder. — Fragt ihr,
Wer sie ist? — die so schamlos dort einher geht,
Die gleich einer Theatermaske lachet,
Einen gallischen Jagdhundsrachen aufsperrt.
Tretet um sie herum und mahnt sie herzhaft:
Geile Metze! die Täflein gib uns wieder!
Gib die Täflein uns wieder, geile Metze!
Wie? Das achtest du nicht? O Unflath! Schandhaus!
Oder was noch verworfner irgend seyn mag! —
Aber lasst es dabey noch nicht bewenden.
Wenns nicht mehr ist, so wollen wir doch Röthe
In dies eiserne Betzen-Antlitz jagen.
Ruft noch Einmahl, und ruft ein wenig lauter:
Geile Metze! Die Täflein gib uns wieder!
Gib die Täflein uns wieder, geile Metze!

Digitized by Google

Doch, wir richten nichts aus, das rührt sie gar nicht.
Aendert also den Angriff und versuchet,
Ob ihr fähig seyd, etwas auszurichten. —
Gib die Täflein uns wieder fromme Keuschheit!

Zu den wohlgerathensten Stücken dieser Sammlung rechnen wir auch den Hymenäus auf die Vermählung des Manlius Torquatus mit der Julia Aurunculeja, aus dem wir einige Strophen zur Entschädigung für diejenigen abschreiben, denen die Poesie des angeführten Stückes ein Aergernifs seyn dürfte. Der Dichter redet den Hymen an:

Auf denn, lenke den Schritt hierher,
Und verlafs die geweiheten
Felsengrotten Aoniens,
Die von oben mit kalter Fluth,
Aganippe bewässert.

Führ ein Fräulein zur Ehe reif,
In dieis Haus, als Gebieterinn.
So mit Liebe bestrick' ihr Herz,
Wie sich irrender Epheu rings
Um den Pappelbaum windet.

Und ihr, denen ein gleicher Tag
Früher, später, erscheinen wird,
Unberührete Jungfraun, singt
Wechselseitig: Gott Hymen, komm!
Komm, Holdseliger Hymen! u. s. w.

Unsere Leser sehen aus den angeführten Proben, dafs sich Hr. *R.* an das Sylbenmaas des Originals gehalten hat; und dieis hat er fast überall gethan. In dem XVII. XIX. und XXX. Stück hat er sich eine Ausnahme von der Regel erlaubt und Hexameter an die Stelle der antispastischen Tetrameter gesetzt. Bisweilen möchte man den Versen, besonders in dem elegischen Sylbenmaafse, etwas mehr Wohlklang wünschen; ob wir schon sehr gut wissen, dafs sich der Uebers. eines *Catull* in dieser Rücksicht etwas mehr erlauben darf, als der Uebersetzer *Virgils*. Hier fallen uns gleich einige Hexameter in die Augen, die entweder nicht über die Zunge gehn, oder das Ohr ganz unbefriedigt lassen:

Jene, mit Kistchen sie'rten der Orgien tiefes Geheimnifs. —
Mit dergleichen Bildern war der prächtige Teppich —
Und so wie wenn von dem regen Feuer der Sonne —
Als sie gewichen waren kam von Pelions Gipfel —

In dem Pentameter läfst Hr. *R.* oft den Abschnitt in die Mitte eines Wortes fallen. Dieses geschieht in der Elegie, *Coma Berenices*, allein sechsmal:

Und die Latmische Berg || Höhle zu suchen bewegt.
Den er von der jung || fräulichen Scheitel erkämpft.
Als ein kleines Jung || fräulein schon muthig gekannt.
Durch den Athos das mord || gierige Kriegesschiff drang.
An dem himmlischen Stern || ältrich nicht immer allein.
Venus Gottheit mit fest || täglichen Opfern vermehrt.

Die Härten in dem Sylbenmaafse sind indefs nicht die einzigen, auf welche man in dieser Sammlung stöfst. Manche allzuungewöhnliche oder undeutsche oder unverständliche Art zu reden hätten wir, um der übrigen schönen Verse und schönen Sprache willen, weg gewünscht. z. B. S. 12. von dem Phaselus:

Des ärgen Pontus Busen nicht,
an dem er, *nachmals Schiffchen*, einst behaarter Wald gewesen ist.

Wo uns scheint, dafs die Worte *post phaselus*, dem Sinne unbeschadet hätten übergangen werden können. In der *Vermählung des Peleus und der Thetis* S. 196. wird nicht leicht jemand, der das Original nicht zu rathe ziehen kann, den Vers: *So hat dich Einen der Neptuninen schönste beglücket?* deutlich finden dürfte. In demselben Gedicht S. 214. heifst es von Theseus, er

Zog sich dann unversehrt und mit Ehre gekrönet zurück.
Seinen irrenden Schritt *mit zartem Gewebe* regierend.

Wo wir nicht sehen, warum aus *filo tenui* ein *zartes Gewebe* geworden ist, was dem Theseus bey seinem Umherirren in dem Labyrinthe durchaus von keinem Nutzen seyn konnte. Das an sich unbedeutende LIII. Gedicht, ist hier fast ganz unverständlich geworden:

Lachen mufst' ich, ich weifs nicht *über welches*,
Beym Gericht: da mein Kalvus alle Frevel
Des Vatinius gründlich vortrug, hub *mein*
Mann die Hände verwundernd auf —

Dafs die Worte: *mein Mann* auf den ersten im Vers ziemlich undeutlich (und undeutsch) angezeigten Unbekannten gehen sollen, wird nicht leicht jemand errathen, der nicht unten liefst: *Risi nescio quem — qui admirans ait haec manusque tollens* am wenigsten ist aber wohl dem Uebersetzer das erste Gedicht, die Zueignung an den *Cornelius Nepos*, gelungen:

Wem das lustige neue Büchlein schenken,
Das der lockere Bimsstein glatt gemacht hat?
Dir Kornelius! Der du meine Possen
Doch für etwas zu halten dich nicht schämtest,
Warst du gleich in Italien der Eine
Welche kühnlich auf drey, bey Gott! gelehrte
Schwere Blätter uns alle Zeiten brachte. u. s. w.

Der Uebersetzer ist hier einigemal von seinem Original abgewichen. *Catull* weifs *in dem Augenblicke, wo sein Buch fertig geworden ist*, nicht gleich, wem er es zueignen soll. Hier ist also der Zug *aridi modo pumice expolitum* von Bedeutung, da er in der Uebersetzung durch die Auslassung des *modo*, zu einer müfsigen Beschreibung wird. Vielleicht wäre auch *lepidum* eher durch *munter*, *scherzhaft*, als gerade durch *lustig* zu übersetzen gewesen. In dem folgenden scheint uns der Gesichtspunkt des Dichters ganz verrückt zu seyn. *Catull* erinnert seinen Freund an eine gewisse Zeit, wo sie schon Freunde, und dieser schon ein Bewunderer seiner leichtfertigen Muse gewesen war. Aber um dieselbe Zeit, wo *Catull* muthwillige Hendekasyllaben schrieb, hatte sein Freund ein ernsthaftes historisches Werk herausgegeben, und der Dichter benutzt diesen Umstand zu einem kleinen Compliment für den Cornelius. Hier aber wird es auf eine Weise herausgehoben, bey welchem der Dichter die Rolle der Demuth spielt. Das dich nicht

nicht ſchämteſt und die durch *Warſt du gleich* angedeutete Vergleichung gehört nicht dem Original ſondern dem Ueberſetzer an. Bey *ſchweren Blattern* denkt man wohl ſchwerlich an *chartas laborioſas*.

Wir können nicht unbemerkt laſſen, daſs ſich Hr. R. der Diminutiven, die wohl bisweilen eine gewiſse Naivetät in die Sprache bringen, gar zu häufig und oft ohne alle von dem Dichter gegebne Veranlaſsung bedient. Das *Zeitvertreibchen*, das ſich Lesbia — mit ihrem Sperlinge macht; das *Goldapfelchen*, bey welchem ſich Atalante verſpätet; die *Kupidchen* und *Charitinnchen*; ſcheinen uns eher poſsierlich als naiv zu ſeyn. Dieſs iſt auch gewiſs der Fall in folgender Strophe des Hochzeitlieds:

Ein Torquatchen, ein ſüſses Kind,
Lieg' im Schooſe des Mütterchens,
Strecke freundlich die Händchen aus,
Lächle lieblich den Vater an
mit halb offenem Mündchen,

Göttingen, b. Vandenhöck und Ruprecht: *Αριστοτέλους περὶ ποιητικῆς. Ariſtotelis de Poetica liber.* graece. In uſum Scholarum recenſuit *Jo. The. Buhle.* Prof. in Götting. 1794. 70 S. 8.

Der Herausgeber der ſämmtlichen Werke des *Ariſtoteles* liefert hier einen Abdruck der Poetik, nach einer ihm eigenthümlichen Recenſion, jedoch ohne die Gründe und Quellen ſeiner Veränderungen anzugeben. Dieſes ſoll in der gröſsern Ausgabe geſchehn, wozu aber leider, das Manuſcript von den Neufranken zur Beute gemacht und entführt worden iſt. — So viel ſich aus einer Vergleichung ergibt, welche wir mit der erſten Hälfte dieſes Abdruckes angeſtellt haben, ſchlieſst ſich der Text zunächſt an den *Reizſchen* (Lipſiae. 1786. 8.) an. Doch hat der Vf. manche neue Lesart und manche bis jetzt vernachläſsigte Vermuthung in denſelben aufgenommen. Wir wollen hier die wichtigſten aus dem von uns verglichnen Stücke auszeichnen. 1. 4. *ἕτεροι διὰ τῆς Φύσεως* ſtatt *διὰ τῆς Φωνῆς*, wie die ältern Ausgaben, oder *δ. δὲ τῇ Φωνῇ* wie *Reitz* lieſt. Dieſe Lesart iſt, wie wir aus den Gottinger g. Anzeigen. 1793. 191 St. ſehn, aus einer handſchriftlichen Anmerkung an dem Rande einer edit. Wechel. der Göttinger Bibliothek genommen. Schon in der Bibliotheca critica Vol. II. p. 1. pag. X. ſchlug ein Gelehrter *διὰ Φύσιν* vor, und vertheidigte dieſe Lesart mit guten Gründen; nur daſs, da in den vorhergehenden Gliedern *διὰ* mit dem Genitiv conſtruirt wird, auch *διὰ Φύσεως* beſſer iſt als *διὰ Φύσιν*. τ. *λόγοις οὐ ψιλοῖς ἀλλὰ μέτροις* aus einer auch bey *Harles* angeführten Conjectur. Die Worte *ἢ μέτροις* ſind denn Erklärung des ungewöhnlichen Ausdrucks *λόγοις οὐ ψιλοῖς*, *verbis non ſolutis*. In jedem Fall muſs *ἢ* explicative, nicht wie mehrere Ueberſetzer gethan haben, disjunctive verſtanden werden. 19. *Ηγήσων ὁ Θάσιος*. Die beyden letzten Worte verwirft *Reitz* gänzlich. Hr. B hat ſie als verdächtig eingeklammert. II. 9. *ὑπὸ ἓν* ſtatt *ὑπόθεσιν*, wir wiſſen nicht woher. III. 8. iſt die gemeine Lesart *λόγοις* beybehalten, dahingegen *R. διαλοις* hat, welcher demnach auch das Vorhergehende *τὰ δὲ ἤθη* für den Nominativ genommen hat. 11. *ὅψιν ἔχει πᾶν καὶ ἦθος* (wie auch die gemeinen Ausgaben leſen) ſtatt des *R. εἶδος*, eine Lesart, deren Grund wir uns nie haben erklären können. 23. Hier weicht der H. von der *lectione Victorii*, welche *R.* unverändert aufgenommen hat, darinne ab, daſs er die Worte *ὁ λέγων* dem erſten Gliede beyfügt, da ſie bey jenem in dem zweyten Gliede ſtehn. IV. 1. *ποίαν τινὰ δεῖ*. Das mittlere Wort iſt, wir wiſſen nicht, ob mit Vorſatz ausgelaſſen. 15. Die Worte *ὁμοίως δὲ καὶ τὴν Ιλιάδα* ſind eingeklammert, und dadurch, wie uns ſcheint, mit groſsem Rechte für eingeſchoben erklärt. 27. ſtatt des unverſtändlichen *τῶν δὲ ἁπλῶν μυθῶν*, welches aus dem folgenden Cap. genommen iſt, wo *μυθοὶ ἁπλοῖ* erwähnt werden, iſt hier die Verbeſſerung von Caſtelvetro *ἁπλῶς δὲ τῶν μυθῶν* aufgenommen. So iſt auch VII. 10. *Barthelemis* Verbeſſerung *ἐπὶ γὰρ τῶν σκηνικῶν ἀγώνων* ſtatt *ἐπὶ γὰρ τῶν σκηνῶν καὶ ἀγώνων* in den Text gerückt. 12. *σύστασις* vor *ἡ διπλῆ* iſt vielleicht wegen des gleich darauf folgenden *σύστασιν* verworfen. 24. *ὁ Τηλέγονος ὁ ἐν τῷ* — richtiger als bey *R.* welcher den Artickel nicht wiederholt. Dieſe Beyſpiele werden hinreichend ſeyn, die Eigenthümlichkeiten dieſer neuen Recenſion kenntlich zu machen. Der Druck iſt auſser einigen Fehlern in den Spiritus und Accenten, correct. In der an den Hn. Hofr. Ebert gerichteten Vorrede handelt der H. von der Aechtheit der *Poetik* und glaubt, daſs ſie ohne allen Widerſpruch dem *Ariſtoteles* beygelegt werden müſſe. Zugleich aber bemerkt er, daſs vieles in derſelben verwirrt und mit ungleichartigen Materien vermiſcht ſey. Die grammatiſchen Bemerkungen über die Elemente der Sprache, welche in die Poetik gar nicht gehören, ſcheinen faſt wörtlich aus dem Werke de Interpretatione abgeſchrieben. Was ferner in dieſer Schrift über den poetiſchen Ausdruck vorkömmt, iſt weit beſſer in der Rhetorik abgehandelt. Ferner iſt in keinem Werke des *Ariſtoteles* die Sprache ſo räthſelhaft und unzuſammenhängend als in dieſem; ein Umſtand, welcher um deſto mehr auffällt, da ſich derſelbe Schriftſteller anderwärts über die nemlichen oder verwandte Materien weit verſtändlicher auszudrücken pflegt. Hieraus zieht der H. den ſehr wahrſcheinlichen Schluſs, daſs wir aus dem Fragmente der Poetik, welches ſich erhalten hat, nur noch Excerpten beſitzen, in denen alſo ein ſtrenger Zuſammenhang vergeblich geſucht wird. So hat es uns auch immer geſchienen. Ganz gewiſs leſen wir in dieſer Schrift manche Stelle, die entweder gar nicht von dem Stagiriten herrührt (ſo wie z. B. der ganze pannus l. 28—30. gar wohl das Machwerk eines oder mehrerer etymologiſirenden Grammatiker ſeyn könnte) oder aus einer andern ſeiner verlohrnen Schriften hier eingeſchoben iſt. Die höhere Kritik behält alſo in dieſer Schrift, die ſeit ſo langer Zeit ein *crux eruditorum* war noch vollauf zu thun, und es würde ſchon vieles gewonnen ſeyn, wenn die einzelnen unzuſammenhängenden Bruchſtücke von einander getrennt, und dadurch der wahre Zuſtand des Werkes deutlicher vor Augen gelegt würde. Wir wünſchen daſs Hr. Pr. B. den ſeine Bekanntſchaft mit dem Geiſte und Sprache des *Ariſtoteles* am erſten in

den Stand setzen dürfte, sich dieser Arbeit mit Glück zu unterziehn, sich bey der Fortsetzung seiner Ausgabe, wo dieselbe auch immer zu Stande kommen mag, dieses Verdienst um die Poetik erwerben möge.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrheit. *Giessen*, Diss. inaug.: *De valore et efficacia pactorum seu statutorum familiarum illustrium et nobilium intuitu tertii praecipue creditoris.* Praes. *Helvico Bernhardo Jaup*, Respond. *Guilielm. Joseph. Schwarz.* Aquisgranensis. 1792. 48 S. 4. Auf den ersten 27 S. dieser Streitschrift werden blofs allgemeine Sätze von dem Begriffe und Gegenstande, dem Grunde, den Gränzen, und der Errichtungsart der Familien-Statuten vorgetragen, sodann aber in Ansehung des auf dem Titel angegebenen eigentlichen Gegenstandes dieser Abhandlung folgende Grundsätze aufgestellt: 1) Heben die Gläubiger, von deren Rechten die Rede ist, schon von Errichtung des Familien-Statuts-Geld dargeliehen, und also Gerechtsame schon vorher erworben, so kann ihnen die erst nachher erfolgte Anordnung des Schuldners, oder seiner Familie in keiner Rücksicht nachtheilig werden, wenn gleich die Bestätigung des Regenten nachgesucht, oder das Einrücken in die öffentliche Schuld- und Hypothekenbücher erfolgt, oder die öffentliche Bekanntmachung des Statuts besorgt worden seyn sollte; 2) Wenn hingegen die Gläubiger erst zu der Zeit, wo das Familien-Statut schon bestand, ihr Geld vorgestreckt haben; so sind folgende Fälle zu unterscheiden: a) Enthält das Familien-Statut solche Bestimmungen, die dem deutschen Rechte, und den ächten Grundsätzen von der Natur und dem Wesen der Stammgüter zuwider sind; so erzeugt es nur in Ansehung derjenigen Gläubiger eine Verbindlichkeit, denen dasselbe bekannt gemacht werden, und die sich solches haben gefallen lassen, ohne dafs hierbey die Bestätigung des Regenten, oder das Einrücken in öffentliche Pfandbücher, oder eine sonstige öffentliche Bekanntmachung etwas zu ändern vermag; b) Ist hingegen das Statut den Grundsätzen des deutschen Rechts und der Autonomie zwar gemäfs eingerichtet: die besonderen Landesgesetze schreiben aber solchen Statuten, wenn sie anders für Dritte, die nicht Familienglieder sind, verbindlich seyn sollen, eine besondere Form vor; so mufs diese von den diesen Landsgesetzen unterworfenen Mittelbaren von Adel allerdings beobachtet werden; c) In Ermangelung besonderer Landesgesetze hierüber stehet dem Gläubiger, der sich nach dem Daseyn und dem Inhalte der etwa vorhandenen Familien-Statuten erkundiget hat, gegen diejenige Familienglieder allerdings eine Klage zu, die ihn das Daseyn, oder den Inhalt dieser verheimlicht haben; d) Hat hingegen der Gläubiger unterlassen, sich um die Natur und Beschaffenheit derjenigen Güter, in Ansehung deren er contrahirte, zu erkundigen, oder, dieser wohl bewufst, sich nicht darum bekümmert; so gelten die an sich rechtmäfsig errichteten Statuten allerdings zu seinem Nachtheil, ohne dafs die gemeinen Rechte den Familiengliedern die Verbindlichkeit auflegen, den Beweis zu übernehmen, dafs diese Statuten von dem Regenten bestätigt, oder öffentlich bekannt gemacht, oder den öffentlichen Pfandbüchern eingerückt worden. — — Eben diese Grundsätze, fährt der Vf. fort, sind denn auch bey Bestimmung der rechtlichen Verhältnisse gegen den Käufer, oder sonstigen dritten Besitzer solcher mit Stammguts-Eigenschaft behafteten Güter anwendbar — — Rec. tritt mit voller Ueberzeugung der Meynung des verdienstvollen Vf. bey; und bemerkt nur noch, was jeder schon voraus vermuthen wird, dafs auch dieses Abhandlung durch gute Ordnung, ausgesuchte vollständige Literatur, Deutlichkeit und Bestimmtheit sehr zu ihrem Vortheile sich auszeichnet.

Philosophie. *Greifswalde*, b. Eckhardt D. D.: *Diss. de futilitate Objectionum Philosophiae criticae recentioris in argumentum a priori de existentia Dei*, quam Consensu ampl. Facult. Phil. Gryph. Praes. Mag. *Joh. Chr. Muhrbeck*, Ph. theoret. et prim. Prof. reg. et ord. h. t. Rect. Magnif. et Comite Palatino Caes. nec non Fac. Philos. Decano, pro laurea P. P. *Petrus Ryberg*, V. D. M. Bahus. Gothob. — die VIII. Apr. 1794. 40 S. 4. Blofs als Seltenheit nennen wir diese Dissertation, die sonst leicht der detaillirtesten Geschichte der Philosophie unserer Tage entgehen möchte. Nach S. 40. hat der *Celeberrimus Praeses — de Differentia Iudiciorum analyticorum et synthetic.* contra *Auctorem Criticae rationis purae* sonst schon dissertirt. Sollte wohl auch hier Präses und Auctor Eine Person seyn? „*O Critici*, ruft S. 17. *o Novatores! quae Vos cepit caecitas, Quantum est in Vobis inane* (sic).. *Detegetisne, Amici,.. infectum, quam Cel. Crusius et M. Immanuel Kant manifestarunt*, quorum ille opinatus est, se pari ratione existentiam Dei posse demonstrare, et hic credidit, eodem jure ad existentiam mundi perfectissimi concludi posse? „Uebrigens wird diese Lanze gebrochen, um die *debilitatem* der *Prüfung der Mendelssohnischen Morgenstunden* zu entdecken!

Volksschriften. *Leipzig*, b. Sommer: *Das Volksfest der Brandisser Gerichtsunterthanen, gefeyert am 5ten und einigen folgenden Tagen des Nov. 1793., zur Beherzigung für Herrn und Unterthanen* beschrieben von *B. F.* 1792. 71 S. 8. (4 Gr.) Im J. 1792. verheirathete sich *Hr. von Bodenhausen*, gegenwärtiger Besitzer von *Brandis*, einem kleinen Städtchen und Rittersitz, 3 Stunden von Leipzig und 2 St. von Wurzen. Die Hochzeit wurde zu Planitz im Voigtlande gefeyert. Er bestimmte den 5ten Nov. zum Einzuge mit seiner Gemahlin in Brandis und den Tag darauf sollten die Bürger daselbst, nebst den Einwohnern der ihm ebenfalls gehörigen 4 Dörfer, ihm als ihrem Herrn öffentlich huldigen. Hier wird nun in einem sehr umständlichen Detail erzählt, wie diese Einholung und Huldigung geschahen, was dabey für Feyerlichkeiten, Gastmale und Tänze vorgefallen, welche Geschenke den Vermählten verehrt, welche Lieder und Rundgesänge dabey gesungen wurden. Sogar die Namen aller Unterthanen, welche die Geschenke überreicht haben, sind nicht unbemerkt geblieben. Man kann indessen nicht umhin, aus der Theilnehmung, mit welcher dieses Fest veranstaltet und ausgeführt worden, so wie aus dem Benehmen und so manchem Zug von Herzlichkeit der Unterthanen und ihrer Herrschaft gegen einander, auf ein glückliches Verhältnifs zwischen beyden zu schliefsen, und dieses von ihnen gegebene schöne Beyspiel zur Beherzigung zu empfehlen. Auch die Armen und Gebrechlichen nahmen Theil an der öffentlichen Freude, und bey Tafel wurden 70 Rthlr. für sie eingesammelt. Hr. v. B. erliefs seinen Gemeinden die gegen 700 Rthlr. betragenden Erbzinsen auf ein Jahr, mit dem Zusatze, dafs sie dieses ja nicht als eine Bezahlung ihrer Geschenke ansehen möchten; denn mit Gelde könne er diese nicht bezahlen, und das Vergnügen, welches sie ihm gewähret hätten, könne er nicht vergelten. „Tief gerührt sprach er zu den Armen, als die letzten Töne ihres Huldigungslieds verhallt waren: Ich denke euch, meine Kinder! so lange mir Gott Brod schenkt, sollt ihr es auch haben; und seine Gattin äufserte den edlen festen Vorsatz: sie würde sich bestreben, das Lob auch zu verdienen, welches ihr Gemahl sich erworben habe." Zuletzt noch einige Züge aus dem Leben und Charakter des Hrn. v. B. nebst einigen Hochzeitgedichten. Von jenen führen wir nur den an, dafs er die in Urtheln und Bescheiden zuerkannten Geldstrafen seiner Gerichtsunterthanen für die Brandisser Armenkasse bestimmt hat.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. September 1794.

TECHNOLOGIE.

FREYBERG u. ANNABERG, b. Kraz: *Bergmännisches Journal*, von *Köhler* und *Hoffmann*. *Fünfter Jahrgang.* (Mit Kupfern.) 1792. 1. B. 553 S. 2. B. 504 S. 8. (4 Rthlr.)

Um Raum für wichtigere Dinge zu gewinnen, sollen in gegenwärtiger Anzeige die Abhandlungen durch den ganzen Jahrgang, der Reihe nach und die, welche Fortsetzungen haben, gleich durch angezeigt werden, ohne ihre Ueberschriften zu wiederholen, oder ihre Anzeige abzubrechen. Auszüge und Recensionen müssen ganz übergangen werden. Die Abhandlungen des gegenwärtigen Jahrganges sind: 1) *Versuch über einige physikalische und chemische Grundsatze der Salzwerkskunde, von F. A. v. Humbold.* Die Absicht des Vf. geht hauptsächlich dahin, die neuen grosen Entdeckungen in der Chemie und Physik auf den technologischen Theil der Salzwerkskunde (Halurgie) anwendbar zu machen. 2) *Ueber die Ausbreitung des Steinkohlendebits in Schlesien.* Im Jahre 1790 wurden von den schlesischen, schweidnitzischen und glazischen Steinkohlen überhaupt 987498 Scheffel (=0.66 oder etwas über ⅔ Dresdner Scheffel) verkauft — im Lande 765992 Scheffel, wodurch 153196 Klaftern Holz erspart wurden, wenn man fünf Scheffel Steinkohlen für Eine Klafter Holz rechnet. Dadurch wurde eine Geldsumme von 105136 Rthlr. in Circulation gesetzt. Nach einer kurzen Nachricht S. 382. brachte man es im Jahre 1791 auf 1119741 Scheffel. 3) *Ueber die bisherigen Fortschritte des Steinkohlenbergbaues im Fürstenthum Schweidnitz* — enthält ähnliche Berechnungen, die die ausserordentliche Nutzbarkeit dieses Fossils bestätigen. 4) *Von den Ursachen der bisherigen Fortschritte des Steinkohlenbergbaues im Fürstenthum Schweidnitz.* Die Benützung und Aufsuchung der Steinkohlen in dieser Provinz ist sehr alt, und verliert sich in mehrere Jahrhunderte zurück. Schon im J. 1550 brannte man Kalk und Ziegeln bey Steinkohlen, doch ging sämmtlicher Bergbau im 30jährigen Kriege ein, und fing erst 1769 wieder an aufzuleben, wo der grose Friedrich Vorkehrungen traf, sämmtlichen Bergbau wieder in Umtrieb zu bringen. Durch Prämien und die genaueste Ordnung bey dem ganzen Gewerbe erhöhete man bald den Debit fünffach, bis er endlich seine Vollkommenheit erreichte, als Heynitz, der eigentliche Wiederhersteller, ans Ruder kam. 5) *Ueber die Bestandtheile des Rothgültigen Erzes*, von Hn. Prof. *Klaproth.* Man war bisher einstimmig, dass die Bestandtheile dieses bekannten Fossils Silber, Arsenik und Schwefel wären. Hr. K. wollte sich hiervon überzeugen, fand darin aber 60 Silber, 203 Spiesglaskönig, 117 Schwefel und 8 Wasserfreye Vitriolsaure, ohne eine Spur von Arsenik. 6) *Kurze Nachricht von dem Versuche, Steinkohlen bey dem Oberschlesischen Eisenwerken anzuwenden.* Durch Jars metallurgische Reisen veranlasst, versuchte ein schlesischer Eisenhüttenpächter, sein Werk mit abgeschwefelten Steinkohlen zu betreiben. Die ersten Versuche misrieten, indem sein Eisen rothbrüchig wurde, in der Folge aber, nachdem er in Rücksicht des Gebläses zweckmäsige Abänderungen getroffen, gerieth alles vollkommen. 7) *Von dem Schmelzen der Eisenerze, im Hohofen, bey abgeschwefelten Steinkohlen.* Die Versuche wurden auf dem königl. Eisenhüttenwerke Malapane angestellt. Man stellte einen der dasigen Hohöfen den Umständen gemäs zu, und brachte ihn erst mit Holzkohlen in Gang. So wie man gutes Roheisen erhielt, wurde an Holzkohlen abgebrochen, an Coaks aber zugesetzt, bis man endlich blos Coaks setzte. Die Betriebsbeamten überwanden durch Einsicht, Unverdrossenheit und Beharrlichkeit viele sich einstellende Schwierigkeiten, betrieben den Hohofen 436 Stunden, als so lange der Vorrath von Coaks dauerte, allein damit, und erhielten besonders zuletzt vorzüglich gutes und mehr Roheisen, als bey Holzkohlen. 8) Unter die Rubrik, *kurze Nachrichten*, ist eine Nachricht aus den Intell. Bl. d. A. L. von 1791. N. 130. aufgenommen, wo angezeigt wird, dass Hr. Fleriau de Bellevue, welcher zuvor schon mit Hn. Dolomieu die vulkanischen Gegenden von Italien und Sicilien bereist hatte, gefunden hätte, der nicht weit von Schafhausen stehende isolirte Hügel, auf welchen die Festung Hohentwiel liegt, so wie noch einige andere Hügel dieser Gegend seyen vulcanischen Ursprungs etc. Diese Anzeige hat man hier mit unnützen Fragezeichen und voreiligen Anmerkungen dergestalt durchspickt, dass der gleichgültigste Leser mit Widerwillen die Art empfinden wird, mit der man sich bemühet, andern eine Meynung aufzudringen. 9) *Versuch einer Theorie der Sprengarbeit*, von Hn. *D. Baader.* Es werden hier die Gründe vorgetragen, nach welchen das Pulver bey der Sprengarbeit wirksamer ist, wenn zwischen ihm und der Besetzung ein leerer Raum gelassen wird — ein Verfahren, das nicht geschwind genug allgemein angewendet werden kann. 10) *Geognostische Beobachtungen auf einer Reise durch einen Theil des böhmischen Mittelgebirgs.* Sie wurden von einigen Gebirgsforschern in den Gegenden von Duchs, Toplitz, Bilin etc. angestellt, welche vorzüglich aus Flötzkalk und Sandstein bestehen, aus welchen Basalt- und Porphyrschieferberge in grosser Zahl hervorragen. Nahe bey Strakke fanden sie eine Schlucht, worin deutliche Spuren eines Erdbrandes wahrzunehmen waren. Die Unterlage war scharf gebrannter ziegelrother Thon, über-

dieſem perlfarbig gebrannter Baſalt. Die perlfarbigen, lavendelblauen und bisweilen auch gelben Porzellanjaſpiſſe liegen nur als Geſchiebe in jenen Feldern herum. Hierauf beſuchten die Reiſenden „in der ſo überaus „lehrreichen und angenehmen Geſellſchaft des Hn. D. „Reuſs das wichtige Steinkohlenbergwerk in Kutter„ſchütz bey Bilin, welches in der vortrefflichen Oro„graphie des Bergwerks Mittelgebirgs beſchrieben iſt.“ Die Granaten bey Meronitz brechen in einer Thonſchicht, aus welcher ſie durch den fehlerhafteſten Bergbau gewonnen und gefördert, und durch Waſchen von dem anklebenden Mergel und Letten abgeſondert und rein erhalten werden. Die tiefſten Schächte gehen ungefähr 14 Lachter nieder. In Trzeblitz und Podſelitz liegen ſie nicht ſo tief, ſind ſchöner und werden am letztern Orte geſchliffen. Man findet an dieſen Orten auch Saphire und Chryſolithe. Bisweilen ſollen Granaten zwiſchen den Schalen der concentriſchen Kugelbaſalte liegen. Der Hr. Vf. fand die geognoſtiſche Verwandſchaft des Baſaltes mit den Graniten hier ſehr auffallend, ohne ſich jedoch näher über dieſen Umſtand herauszulaſſen. Zwiſchen Czernodol und Koſchow viel ſchöne Porzellanjaſpiſſe, gebrannte Thone und Erdſchlacken. 11) *Etwas über den ausgebrannten Vulkan bey Eger in Böh-* , von Hn. D. *Reuſs*. Die Borniſche Nachricht von ... Berge, der Cammerberg genannt, iſt wohl den ... Mineralogen nicht unbekannt. Eben dieſen ... beſuchte nun auch Hr. *R.* und fand, dafs er nichts weniger als ein Vulcan, ſondern ein Pſeudovulcan war, der aber nach §. 17. wohl ein Vulcan hätte werden können, wenn zur Zeit ſeines Brennens etwas Waſſer dazu gekommen, und das hier vermuthliche Steinkohlenflotz mächtiger geweſen ware. Was nun Hr. v. Born ſchwarze derbe Lava genannt hat, wird hier Baſalt benennt. Seine rothe poroſe Schlacken-Lava wird in röthlichbraune Erdſchlacke, ſeine Puzzelanerde in kleine Bruchſtücke von Erdſchlacken etc. umgeſchaffen, die Exiſtenz des Bimſteins aber ganz abgeleugnet. Höchſt merkwürdig wäre ein vom Vf. gefundener Uebergang aus Gneiſs in Schieferthon, zwiſchen deren Entſtehungsperioden man ſich bisher ſehr groſse Zeiträume gedacht hat. Zum Schluſs etwas von der Entſtehung des Egerbrunnens. 12) *Allgemeine Grundlehren über die Anlage und Struktur der Maſchinen, hauptſächlich in Rückſicht des Bergbaues*, von *Lempe*. 13) *Etwas von den Merkwürdigkeiten des Steinreichs in der Gegend von Oldershauſen im Fürſtenthum Calenberg*, von *Weppen*. Eine Nachricht von den mannichfaltigen und ſeltenen Verſteinerungen, die ſich im Kalkſtein und andern Gebirgsarten dieſer Gegend finden. 14) *Ausführliche Beſchreibung des Pferdegopels auf der Grube, Neuer Morgenſtern, bey Freyberg*. 15) *Beantwortung einiger Fragen, den Oberharzer Hüttenhaushalt betreffend*, von dem verſtorbenen Oberhüttenvorſteher *Klinglammer* in Freyberg. Er ſchlägt zweyerley Schmelzarbeiten vor. — Robarbeit und Bleyſchmelzen. Zur erſtern die ärmern Schlieche, welche unter 30 Pfund, zur zweyten aber die, welche über 30 Pfund Bley halten. Dieſe ſollen beſſer als zuvor gebrannt werden, wozu er einen eigenen Ofen vorſchlägt, und eine Abbildung davon beyfügt. Dieſes Brennen empfiehlt er ſehr, indem in Bleyberg alles Bley jährlich auf 20000 Centner, bloſs im Brennofen ausgebracht wird, aus welchen es noch über dem Maaſse herausläuft, nach welchem der Schwefel abraucht. Die geröſteten Schlieche ſollen hernach in einem niedrigen Ofen geſchmolzen werden. Der Rec. verbietet, mehr aus dieſem vortrefflichen Aufſatze zu nehmen. Rec. bemerkt nur noch, dafs er etwas alt zu ſeyn ſcheint, und auf das gegenwärtige Harziſche Schmelzen wenig Bezug mehr haben dürfte. 16) *Ueber die Kryſtalliſation eines Schwerſpates in kleinen geſchobenen Würfeln, deren ſtumpfer Winkel 105° beträgt*, von Hn. *Dodün*, Ingenieur en chef der Brücken und Chauſſeen im Departement du Tarn. 17) *Bemerkungen über ein gelbes durchſichtiges octaedriſch kryſtalliſirtes Foſſil, welches für Bernſtein ausgegeben worden*, *Gillet-Laumont*, Generalinſpector der franzöſiſchen Bergwerke. Es iſt das Foſſil, welches Hr. Werner Honigſtein benannt hat. Es werden in dieſem Aufſatze beſonders die Unterſcheidungszeichen zwiſchen demſelben und dem Braunſtein angegeben. 18) *Auszug aus einem Schreiben von Hn. D. Thomſon, über die Entſtehung einer kieſelartigen Materie*. In der Gegend des Schloſſes Saſſo in Volterra fand Hr. *T.* auf den Klüften eines in der Maſſe aufgelöſten Sandſteins, eine quarzige Materie, die erſt neuerlich durch die Dünſte einer ſehr heiſsen Quelle gebildet worden war. Sie iſt ganz durchſichtig wie Glas, ungefarbt, tropfſteinartig und überzieht die Klüfte des Sandſteins. 19) *Auszug eines Schreibens* von dem Hn. Baron von *Nordenpflicht*, Director der ſpaniſchen Bergwerke in Peru. Der groſse Berg von Potoſi, an deſſen Fuſse die Hauptſtadt liegt, beſtehet ganz aus Thonſchiefergebirge von verſchiedener Farbe, auf welches ſich in einiger Entfernung Porphyr auflegen ſoll. Die Erze daſelbſt beſtehen aus Hornerz in Hornſtein, denen bisweilen auch Fahlerz und Schwefelkies beygemengt iſt. Ihr Gehalt iſt in 50 Centnern nur 4 bis 8 Mark Silber. Hier ſind 33 Pochwerke, jedes mit 10 Stempeln, und 60 Trapiches, eine Art von Erzmühlen, die durch zwey Menſchen bewegt werden, im beſtändigen Umtriebe. 20) *Bemerkungen über die gemiſchten Steinarten und über die Gebirgsarten*, vom Commandeur *Dolomieu*. Er nimmt eigenthümlich nur vier Grunderden, die Kalkerde, Talkerde, Alaunerde und Kieſelerde an. Von den übrigen ſagt er, ſie ſpielten in der Natur eine ſo kleine Rolle, und giengen ſo ſelten in die Zuſammenſetzung der Gebirgsarten ein, dafs er nicht nöthig hätte, ſie in Betrachtung zu ziehen. 21) *Einige Nachrichten von dem Baireuthiſchen Fichtelberge*, von Hn. *von Humbold*. 22) *Nachrichten von zwey neuzerlegten Steinarten Lepidolith und Bitterſpath*, vom Hn. Bergrath *Karſten*. 24) *Beſchreibung des Hornſteinſchurfers und Thonſchiefers* des Hn. *von Sauſſure*, von Hn. Profeſſor *Struve*. 25) *Mineralogiſch-bergmänniſche Beobachtungen* auf einer Reiſe durch einen Theil des Meiſsniſchen und Erzgebirgiſchen Kreiſes, im J. 1791 — enthalten einige gute Beobachtungen und zum Theil ausführliche Nachrichten von den Steinkohlenwerken bey Niederhennersdorf und Burg, beſonders aber eine ſehr anſchauliche Beſchreibung des Stolpenſchen Baſaltberges, und der Baſalte am Gickels- und Heulenberge etc. in

welchem letztern aufserordentlich viel magnetischer Eisenstein eingemengt seyn soll. Eben so ausführlich und angenehm sind die Nachrichten von den Pirnaischen Sandsteinbrüchen und den dortigen Gegenden. 26) *Aeufsere Beschreibung des Olivenerzes von Karrarach in Kornwallis*, von Hn. *von Schlotheim*. 27) *Von einigen neuen elastischbirgsamen Steinen und der Art, mehrere Mineralien Biegsamkeit mitzutheilen*, von Hn. *Florian de Bellevue*. Dieser aufmerksame Mineralog entdeckte einen biegsamen Kalkstein am St. Gotthard, den er hier sowohl nach seinem Aeufsern, als nach seinem chemischen Verhalten sehr genau charakterisirt. Er tritt der Meynung des Hn. Dolomieu bey, dafs dieser Kalkstein die Fähigkeit, sich ein wenig biegen zu lassen, blofs einem Zustande von Austrocknung zu verdanken habe, die den Zusammenhang seiner Theile schwäche. Diesem zufolge unternahm er verschiedene Versuche mit wiederholtem Glühen und Ablöschen einiger Steinarten, die so glücklich ausfielen, dafs er wirklich mehrern derselben die Biegsamkeit ertheilte. 28) *Vollständige Nachricht von dem Hollentra Zuge, einem wichtigen Eisensteinwerke* (in der Grafschaft Sain-Altenkirchen) vom Hn. Bergrath *Cramer*. 29) *Ein Beytrag zu einer mineralogischen Beschreibung der Carlsbader Gegend*, von *L. C. v. B.* Ein vortrefflicher Aufsatz, der keinen kurzen Auszug verträgt. Der Vf. sucht die erwärmende Kraft für den dortigen Brunnen in fortdauernden Steinkohlenbränden im Innern dieser Gegend. Wünschenswerth wäre es gewesen, wenn er sich etwas weitläuftiger über die angebliche Trappformation herausgelassen hätte, wovon das mineralogische Publicum noch zu wenig unterrichtet ist, um über den Werth oder Unwerth dieser neuen Hypothese entscheiden zu können.

SCHÖNE KÜNSTE.

Riga u. Leipzig, b. Hartknoch: *Erzählungen von Carl Stille.* Zweyter Theil. 1793. 266 S. 8.

Der zweyte Theil dieser Erzählungen ist des ersten vollkommen würdig. Rec. hat wenig Bücher gelesen, woraus das menschenfreundliche Herz und der reife Geist des Autors schöner hervorgestrahlt hätte. Wahre Weisheit wird mit edler Einfalt vorgetragen und auf die Bedürfnisse der Menschen, besonders unserer Zeit, angewandt. I. *Hanneddin* wird den meisten Lesern aus dem Mercur bekannt seyn. Es ist die Geschichte eines edlen Aufklärers. II. *Gebal und Abidallah.* Ein Fürst wird mit glücklichen Anlagen geboren, von Schmeichlern und Bösewichtern verderbt, von dem weisen Abidallah aber auf den rechten Weg zurückgeführt. Leider wandelt er ihn nicht lange! Denn nach Abidallah's zu frühem Tode bemächtigen sich eben diese Ungeheuer aufs neue seines Herzens, bis es endlich drey rechtschaffenen Männern nicht ohne Mühe, List und Gefahr gelinget, jene zu entlarven und Gebaln seinem Volke wieder zu schenken. Dieser edle Stoff ist auch eben so edel bearbeitet. Besonders empfehlen wir die kleine Abhandlung von der Pressfreyheit allen Fürsten und Ministern. Leider zittern noch viele vor dem blofsen Namen der Pressfreyheit und sehen Königsmord und Aufruhr hinter ihr lauschen. Der Satz, dafs ein Fürst seine Wohlthaten nicht aufdringen, noch Irrthümer gewaltsam ausrotten müsse, ist zwar im Allgemeinen keinesweges zu verwerfen; leidet aber gewifs einige Einschränkungen. Freylich *lafst sich bessere Einsicht nicht erzwingen;* aber die Gewohnheit selbst ersetzt bey ungebildeten Menschen die Stelle der Einsicht und Ueberlegung. So hat man in Oestreich schon unter Maria Theresia viele Feyertage abgebracht und unter dem grofsen, lange verkannten Joseph die Processionen verboten; sehr weise, wie uns daucht. Der Pöbel murrte anfangs wider das Verbot; jedoch nach und nach liefs er es sich gefallen und die jüngern Leute wurden an einen Unfug weniger gewöhnt. Ueberdiefs wird man gewisse Thorheiten gar nicht ausrotten, wenn man zu viele Schonung und Nachsicht anwenden wollte, da das Interesse einiger Stände erfodert, sie unter der Hand zu hägen und wo möglich zu verewigen. Diesem wird durch ein Gesetz und die Furcht vor Strafen wenigstens einigermafsen gesteuert.

III. *Der Schatz.* Die Schicksale einer Familie, welche durch einen Schatz unglücklich wurde. Auch diese Erzählung, wiewohl sie nicht das Interesse der vorigen haben kann, ist sehr gut in ihrer Art und verdient gewifs Dank und Beyfall. Wenn wir indessen diesem so lobenswürdigen Schriftsteller einen Rath ertheilen sollten, so wäre es der, dafs er hier und da eine auffallende Erdichtung, eine lebhafte Beschreibung und etwas mehr Anstrich vom Romanhaften nicht verschmähen sollte. Hiedurch würde sein Buch leichter Eingang gerade bey solchen Personen finden, die dessen am meisten bedürfen. Seine Arzneyen sind reinigend und stärkend; aber nicht immer ist für die kranken Kinder, d. h., für den grölsten Theil der Leser, der Rand des Glases mit Honig bestrichen. Hr. *St.* mag uns diesen Wink zu gute halten, der blofs aus dem Verlangen herrührt, ein so nützliches Buch in vielen Händen und den Inhalt in vielen Köpfen zu wissen. Auf jeden Fall wollen wir nicht zanken, wenn er hierin unsern Rath nicht befolgt und seinen festen Gang so fortsetzt, wie er ihn angefangen hat. Er erklärt ja ohnehin S. 8. bey der Mittheilung gewisser Bruchstücke, die von zehen Lesern nur Einer nicht überschlagen dürfte, dafs er gerade für diesen Einen am liebsten erzähle. Eine andere Bitte, worauf wir aber schlechterdings bestehen müssen, ist diese, dafs ein Mann von Hn. *St's.* Verdiensten alle grammatischen Unrichtigkeiten zu vermeiden suche. Das Wort *Uebermüthler* S. 31., *kommode* statt bequem S. 66., *auf die Kondition* statt: unter der Bedingung S. 227. haben uns nicht gefallen. *Mit bezaubernder Miene der Bescheidenheit* S. 166. scheint uns unrichtig und der Artikel *der* hier nothwendig zu seyn. Ganz fehlerhaft ist S. 19. die Zusammenziehung durch ein Participium, das sich auf nichts beziehen kann. *Von wenig Edlen beweint, würden Tausende meinem Andenken fluchen.* Es soll heifsen: Wenig Edle würden mich beweinen und tausende würden meinem Andenken fluchen. Noch andere Unrichtigkeiten

trafen wir in dieſem Buche an. Eine müſſen wir um ſo mehr rügen, da Hr. *St.* ſie mit vielen ſonſt claſſiſchen Schriftſtellern gemein hat. Es iſt der Genitiv in ſ. bey eigenen Namen die den Artikel haben, z. B. *des Gebals Sohn.* Schon Hr. Adelung eifert wider dieſen Fehler; da er aber die Gründe nicht auseinanderſetzt, ſo ſey es uns erlaubt, die wichtigſten anzuführen. 1) Niemand macht dieſen Fehler bey Wörtern des weiblichen Geſchlechts. Niemand ſagt z. B. das Buch der Thereſens. 2) Auch bey Wörtern des männlichen Geſchlechts nicht in andern Endungen. Z. B. Ich habe es dem Adelungen gegeben. 3) Ja nicht einmal in der zweyten Endung, wenn ſie etwas mehr als ein bloſses S bekommen ſoll. Niemand ſagt *das Buch des Wolfens, des Sonnenfelſens.* Die getadelte Form hat alſo nichts für ſich als den Gebrauch, der aber bey weitem nicht ſo allgemein iſt, daſs er alle Regel und alle wahre Analogie überwiegen ſollte. Er gründet ſich auf eine unrichtige von den Gattungsnamen hergenommene Analogie. Indeſſen lieſsen ſich hierdurch oft groſse Schriftſteller täuſchen. So heiſst es bey dem ſo muſterhaften Ramler:

Verlaſs die keuſche Groſsmuth deines *Scipio*,
Deines *Koriolans* gefahrenvollen Gehorſam.

Iſt hier *deines Scipio* recht, warum denn nicht auch *deines Koriolan?* müſste es aber *deines Koriolan's* heiſsen; warum nicht auch: *deines Scipio's.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Prag*, b. Albrecht und Comp.: *Sendſchreiben an den ehrwürdigen Landmann* etc. von *Bernhard Specht*, d. W. u. b. R. D. 1793. 101 S. 8. (6 gr.). — Dieſes Sendſchreiben widmet der Vf. „dem ehrwürdigen, fleiſsigen und „ehrlichen Landmanne zur Rettung von Vorurtheilen und Irrwahn" und verſpricht auf dem Titel „dem ehrwürdigen Landmanne den ächten Begriff von dem franzöſiſchen Freyheits- und „Gleichheitsgenuſſe; von dem Worte Jacobiner deutlich zu erklären; und die vorzüglichſten Mitglieder dieſer berüchtigten „Geſellſchaft etc. mit allen ihren Streichen ausführlich zu ſchildern." Von ſeiner Art, ſich dabey zu benehmen, geben wir einige Stellen zur Probe: S. 6. „Die Worte: Freyheit und „Gleichheit wurden von einer Geſellſchaft herrſchſüchtiger Menſchen, die den Plan entworfen hatte, dem Könige die Regierung aus den Händen zu reiſsen, keinesweges aber das Volk „glücklich zu machen, nur in der Abſicht erfunden, um den „groſsen Haufen Menſchen zu gewinnen, der ſich dadurch von „allen Abgaben frey, und ſeinem Herrn ganz gleich zu werden „eingebildet. Wir Menſchen, liebe Landleute! laſſen uns immer am liebſten durch Worte und Schall regieren, wie wir „dieſs aus den *nichtsbedeutenden* Ausdrücken Freyheit und Gleichheit, welche ein ganzes zahlreiches Volk, und mit ihm, wenn „man nicht noch zeitig genug Gegenanſtalten getroffen hätte, „vielleicht die halbe Erde in Unordnung und Elend gebracht „hätten, thätlich erſehen können. — Freyheit und Gleichheit „ſind allerdings ſehr ſchmeichelhafte Worte, die vielleicht auch „einige von euch, liebe Landleute, leicht hätten irreführen können. Von aller Roboth, von Steuren und Abgaben, Mauten „und Zöllen frey zu ſeyn, und mit eurer Obrigkeit oder den „vorgeſetzten Beamten gleich gut ſpeiſen und trinken zu können; ihnen in allen, in Einkünften, in der Behandlung und Achtung ganz gleichgehalten zu ſeyn, möchte euch wohl ſo ganz „gut gefallen. Aber meine liebe gute Landleute! das ſind, wie „ich euch ſchon geſagt habe, lauter Blendwerke. Freyheit und „Gleichheit ſind *leere* Worte, mit denen man euch noch mehr „unterjochen will." S. 52. „Der Jacobiner Tracht beſtehet in „einem nachläſsigen Aeuſsern. Sie tragen abgeſchnittene Haare, „einen runden Huth, einen ſchlechten Ueberrock und einen „dicken Knotenſtock in der Hand." „Keine Regierung in der „Welt liebe Landleute kann ſich mehr Mühe geben, euer Beſtes „zu beſorgen, als die unſrige. Sie thut ja alles für den Landmann. Sie hat eurem Stande eine Achtung verſchafft, die er „noch niemal, und noch in keinem Reiche genoſs. Ihr ſeyd „durch ſie von der Leibeigenſchaft befreyt worden. Die Laſten „und Abgaben an eure Obrigkeiten ſind von ihr um ein Auſserordentliches gemildert worden; und die Wirthſchaftsbeamten „müſſen euch auf eine gute, *menſchliche* Art behandeln. Ihr „dürft nun mit euren Herrſchaften ungehindert ſprechen; ihr „könnt ihnen eure Klagen mit Freymüthigkeit eröffnen und ſie „werden ſie liebreich und mit Geduld anhören. Sie helfen euch „ſicher gern, wenn eure Bitten gerecht ſind." S. 77 etc. folgt eine kurze Erzählung vom Urſprunge der Frohnen und ihrer ehemaligen Nothwendigkeit, in welcher unter andern folgende treuherzige Aeuſserung ſteht: „Die Laſt der Roboth, die ich „euch jetzt nach ihrem, für euch vortheilhaften, und nothwendigen Urſprunge geſchildert habe, iſt bey weitem nicht ſo drückend, wie ihr, *oft* aus böſen Anſtiftungen, darüber Klage führet. In Sachſen, im Reiche iſt der Bauer um kein Haar beſſer „daran, als der böhmiſche; er hat in einigen Ländern noch gröſsere Laſten, und doch iſt er nicht *immerwährend* ſo unzufrieden, als ihr." S. 99. Bey uns lebt wahrlich jeder Menſch gut und kann um ſo beſſer beſtehen, je fleiſsiger und rechtſchaffener er iſt. *Wo ſpeiſt und trinkt man ſo gut* (eine allgemein bekannte Wahrheit) *als in K. K. Ländern?* Wie konnte man es, wenn die Abgaben zu groſs waren! Das ganze Sendſchreiben endigt Hr. *S.* mit folgender Apoſtrophe an die ehrwürdigen böhmiſchen Landleute: „Edle, tapfere Böhmen! die ihr von keinem Partheygeiſte wiſſet, die ihr keinen andern Wunſch habt, „als die Geſetze eures verehrungswürdigſten Monarchen, als die „Gerechtigkeit und die Menſchlichkeit, ohne welche keine „Dauer der Geſetze iſt, zu befolgen, zu lieben und zu verehren, als euren Obrigkeiten Gehorſam und Achtung zu erweiſen, gebt eure Schätze und *Kinder willig hin*, um unter den „ſiegreichſten Befehlen der würdigſten Feldherren das groſse, ehrenvolle Werk bald vollenden, — um den Völkern Frieden, „und den Thronen eine unerſchütterliche Feſtigkeit verſchaffen „zu können! Tapfere Böhmen! ſchwört mit mir: *für ewige „Zeiten Verehrung und Treue dem Königsthuthe*, auch wenn irgend ein Träger deſſelben menſchlich fehlte! Es iſt leicht, — „beherziget dieſe Wahrheit — über Könige zu richten; leicht „ihre Schwächen aufzuſuchen, und das Verſchulden treuloſer „Diener auf ihre Schultern zu werfen: aber edle Böhmen! *ſchwer, ſehr ſchwer iſts, ein König und vorwurfsfrey zu ſeyn!*" Das iſt gewiſs unſtreitig.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 22. September 1794.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

STOCKHOLM, gedr. in der königl. Druckerey: *Reglemente för Kongl. Maj.ts. Tunga och Latta Cavalerie. Förſta Delen.* (Reglement für die königliche ſchwere und leichte Cavalerie. Erſter Theil.) 1793. 1 Alph. 8.

Dafs man in Schweden ſeit verſchiedenen Jahren beſonders auf das Kriegsweſen viele Aufmerkſamkeit wendet, beweiſen auch die verſchiedenen nach einander erſchienenen und oft abgeänderten oder verbeſſerten Reglements, beſonders für die Infanterie. Hier erſcheint nun auch ein ausführliches Reglement für die Cavallerie. Es beſteht aus vier Abtheilungen. Die erſte, unter dem Namen der *Recrutenſchule*, handelt von der Oekonomie und Dienſtleiſtung, der Dreſſirung des Recruten zu Fufs und zu Pferd, und vom Reiten ſowohl Mann für Mann, als in Glied und Reihen. Die zweyte Abtheilung heifst: die *Remonteſchule*, und lehrt die Art und Weiſe, mit Pferden umzugehen, ſie zuzureiten, und ihnen ihre Unarten abzugewöhnen. Die dritte Abtheilung beſchäftigt ſich mit dem Exercitium der Eſcadrons, und iſt die ausführlichſte von allen. Sie handelt von der Rangirung, Abtheilung, Richtung, Stand- und Marſchordnung, den Evolutionen, dem Marſch en front, en colonne und file, dem Angriff, der Flankirung einer Escadron, dem Verhalten der ſchweren Cavallerie gegen leichte Truppen, und den Handgriffen zu Pferde. Die letzte Abtheilung endlich enthält die Uebung der Cavallerie oder Dragoner zu Fufs, und handelt von den Abſichten bey dieſer Uebung, dem Abſitzen, Marſch, der Richtung, dem Oeffnen und Schliefsen der Glieder, dem Schwangen und Abfallen, den Handgriffen, Feuern, Aufſitzen, u. ſ. w. Alles ſehr deutlich und faſslich auseinander geſetzt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN

LONDON, b. Johnſon: *Letters from a Father to his Son, on various Topics, relative to Literature and the Conduct of Life.* Written in the years 1792 and 1793. by *J. Aikin*, M. D. 1793. 348 S. 8. (5 Sh.)

Gleich der Name des Vf., eines der geſchmackvollſten heutigen engliſchen Schriftſteller, erregt für dieſe an ſeinen Sohn gerichteten Briefe eine günſtige Erwartung, und erhöht das Intereſſe gleich im voraus, welches ſchon das Verhältnifs eines ſeinen ſtudierenden Sohn über wiſſenſchaftliche und ſittliche Gegenſtände belehrenden Vaters mit ſich führt. Hiezu kommt, dafs dieſs gegenwärtigen Briefen zum Grunde liegende Verhältnifs hier keine bloſse Wendung oder Dichtung iſt, wie es etwa bey des ſel. *Duſch's* Briefen zur Bildung des Geſchmacks an einen jungen Edelmann, und bey ſonſt mehrern, der Fall war; wenn gleich die Nebenabſicht öffentlicher Bekanntmachung wohl ſogleich mit der Entwerfung dieſer Briefe mag verbunden geweſen ſeyn. Und wären ſie auch nicht vorher an den Sohn einzeln und wirklich abgelaſſen, wären ſie gleich vor den Augen des Publicums an ihn geſchrieben worden; ſo geht dadurch immer noch der Werth nicht verlohren, den ihnen ihre individuale Beziehung, und die bey dem allen nicht erkünſtelte Wärme des für Geiſt und Herz ſeines Sohns zärtlich beſorgten Vaters ertheilt. Auf der andern Seite aber hat dieſe perſönliche Beziehung nichts hineingebracht, was die allgemeine Theilnehmung der Leſer an der hier gegebenen Belehrung einſchränken oder ſchwächen könnte. Die in dieſen Briefen abgehandelten Gegenſtände ſind ſo gewählt, wie ſie dem jugendlichen Alter des Sohns, und dem zwiefachen Zwecke des Vaters, ſein Herz und ſeinen Geſchmack zu bilden, angemeſſen waren; und in dem erſten Briefe, der zur Einleitung der übrigen beſtimmt iſt, wird dieſer Zweck, der mit der Richtung ſeiner bisherigen Erziehung zuſammenſtimmt, näher entwickelt. Durch dieſe hat Hr. Dr. *A.* ſeinen Sohn beides für das thätige und nachdenkende Leben, beides für das Studium der Bücher und der Menſchen vorzubereiten geſucht. Er hat ihn daher mit einer mannichfaltigen Menge von wiſſenswürdigen Gegenſtänden beſchäftigt, und mehr dahin gearbeitet, dafs der bisher aufgeführte Bau dem Sparrwerke eines groſsen Gebaudes, als dem vollendeten Modell eines kleinen gleichen möchte. Uebrigens äufsert er ſeine Unzufriedenheit mit dem gewöhnlichen, allzu eingeſchränkten, Studienplane der engliſchen Schulen und Univerſitäten, und zeigt die Vortheile, welche ſich von einem feſten, unabänderlichen Lebensplan mit Recht erwarten laſſen, und welche beſonders das frühe Studium der Kritik und der ſchönen Literatur gewähren kann. Auch der Naturkenntniſs ſind ähnliche Vortheile eigen. Uebrigens hofft er, dafs ſeine längere Uebung und Erfahrung ihn im Stand ſetzen werde, ſeinem Sohne manche nützliche Vorſchläge und Winke mitzutheilen. *Br.* 2. Ueber die Stärke des Charakters, der mit den Jahren an Feſtigkeit gewinnt. Es gibt mehrere Quellen der jugendlichen Charakterſchwäche. Die erſte und vornehmſte derſelben iſt falſche Schaam; eine zweyte, die Furcht zu beleidigen und anſtöſsig zu werden, die eine liebenswürdige Delicateſſe des Charakters zum Grunde hat. Mit ihr iſt die Beſorgniſs verwandt, andern unangenehme

Gefühle zu verurfachen, und der Wunfch, jedermann zu gefallen, verbunden mit der eiteln Hoffnung, keine Feinde zu haben. Gar leicht aber wird man dadurch zur übertriebnen Menfchengefälligkeit, und zur fcheuen Zurückhaltung feiner Meynungen verleitet. — *Br.* 3. Von der Anhänglichkeit an die Schriftfteller und Werke des Alterthums, deren wahren Werth, in Vergleichung mit den Neuern, der Vf. nach feften Grundfätzen zu beftimmen fucht. Unftreitig fchreitet nicht nur jeder einzelne Menfch, fondern das ganze menfchliche Gefchlecht immer weiter zur Vollkommenheit fort; und im Ganzen hat Gefchmack und Talent immer mehr gewonnen. Dafs dies in der Poefie nicht fo durchaus der Fall war, läfst fich aus verfchiednen Urfachen erklären. Einen Grund von der immer fortgefetzten ausgezeichneten Vorliebe für die griechifche und römifche Literatur glaubt der Vf. in dem Umftande zu finden, dafs die chriftlichen Religionslehren urfprünglich, und mehrere Jahrhunderte hindurch, in diefen Sprachen vorgetragen wurden. — *Br.* 4. Fortfetzung des Vorigen. Der Vortrag philofophifcher Wahrheiten hat bey den Neuern wenigftens an Klarheit und Gründlichkeit gewonnen; und das Studium der neuern Sprachen kann in mancher Abficht fruchtbarer werden, als das Studium der alten. Auch fehlt es in neuern Zeiten nicht an Ermunterung des Talents. Hauptfächlich ift es der einmal eingeführten Erziehungsweife zuzufchreiben, dafs man die Werke des griechifchen und römifchen Alterthums fo ausfchliefsend bewundert, woran aber noch manche andre, in diefem Briefe näher angegebene, Vorurtheile Schuld find. Indefs hat der Vf. keinesweges die Abficht, feinen Sohn von dem Studium der alten Klaffiker abzulenken; nur räth er ihm, das nicht durch die Autorität der Alten zu entfcheiden, was fich auf den Probierftein der heutigen Vernunft bringen läfst. — *Br.* 5. Ueber das Beftreben nach immer gröfserer Ausbildung des Geiftes und Herzens. Aus Unwiffenheit, Schwäche und Eigendünkel declamirt man fo häufig gegen die Möglichkeit, immer vollkommener zu werden. Auch in bürgerlichen Verfaffungen und Anftalten follte man nach immer gröfserer Vollkommenheit ftreben, und nicht die Maxime geltend zu machen fuchen, dafs theoretifch richtige Grundfätze allemal praktifch unrichtig find. Wahre Philofophie kann nicht anders als überall fehr heilfam und wohlthätig feyn. — *Br.* 6. Ueber die Sucht nach Beyfall, an dem Beyfpiele des jüngern *Plinius*, aus deffen Briefen fie überall hervorfchimmert, deren jeder eine förmliche Ausarbeitung ift. Am wenigften erfcheint feine Eitelkeit zu ihrem Vortheile, wenn er fich auf literarifche Gegenftände einläfst. — *Br.* 7. Ueber die Gefchichte der *Circe*, die vom Horaz und den meiften Auslegern Homer's für allegorifch gehalten wird, bey der aber diefer letztere Dichter dem Vf. keine andre Abficht gehabt zu haben fcheint, als bey feiner Fabel von den Cyklopen und den Läftrygoniern, nemlich die Befriedigung des Hanges zum Wunderbaren durch Erzählungen, die ihm durch die Sage oder von Seefahrern überliefert waren. — *Br.* 8. 9. Ueber Natur und Kunft, und die Liebe zur Neuheit. Jene find die Quellen, woraus diefe ihren Durft zu ftillen fucht. Diefs wird befonders an der dramatifchen Dichtungsart gezeigt; und dann von der dichterifchen Sprache des Trauerfpiels, und von der Schäferpoefie gehandelt, die der Vf. als ländlichen Roman betrachtet. Denn felbft bey Naturfcenen hängt der höchfte Grad ihres Reizes von Neuheit ab, und noch öfter in der Kunft, die felbft da, wo fie treu copirt, ihrer Darftellung etwas Neues als Einkleidung und Vehikel beyzumifchen pflegt, deffen Wahl meiftens von localen Sitten und Ideenverknüpfungen geleitet wird. — *Br.* 10. Ueber Vorurtheil, Frömmeley, Aufrichtigkeit und Freymüthigkeit. Diefe Begriffe werden hier genauer beftimmt, und zuletzt in folgendem Beyfpiel erläutert: „Als Jefus lehrte, rief das Vorurtheil: Was kann von Nazareth Gutes kommen? Kreuzige, Kreuzige ihn! rief die Frömmeley. Was hat er denn Uebels gethan? fragte die Aufrichtigkeit. Und die Freymüthigkeit, oder der Edelmuth, (*liberality*) zog aus feinen Reden die Folgerung: In allerley Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ift ihm angenehm. — *Br.* 11. Ueber Religionsgefellfchaften, die dadurch von Secten fich unterfcheiden, dafs man unter ihnen blofs eine gewiffe Anzahl Leute von gleicher Denkart verfteht, die fich in keiner weitern Abficht mit einander vereinigen, als des gröfsten Vortheils ihres Gefchmacks und ihrer Religionsmeynungen ruhig zu genieffen. Ihnen ift Religion blofs perfönliche Angelegenheit, ohne Rückficht auf anderweitige Vortheile. — *Br.* 12. Ueber die Erwiederung in Streitigkeiten, und Beantwortung der Einwürfe eines Gegners. Sie wird da Pflicht, wo der Gegner falfche Künfte braucht, und die Meynungen gehäffig verdreht. Allen Irrthümern mufs man fich dreift, bald und ohne Rückhalt widerfetzen. Das Publicum ift freylich gerecht und edelmüthig, wenn es fich überzeugt fühlt; aber Verläumdungen finden nur gar zu leicht Eingang, und ihre Widerlegung koftet immer einige Anftrengung. — *Br.* 13. Ueber die Klaffenordnung in der Naturgefchichte. Mit vieler Gründlichkeit werden hier die verfchiedenen Theilungsgründe derfelben durchgegangen, und der Vf. zeigt, dafs diejenige Ordnung in der Naturbefchreibung die befte fey, welche die beiden Hauptzwecke, dem Gedächtniss zu Hülfe zu kommen, und eine allgemeine zufammenhangende Ueberficht von den ähnlichen und unähnlichen Befchaffenheiten der Naturproducte zu geben, mit einander vereinigt. An fich ift alfo unftreitig die natürliche Methode der künftlichen vorzuziehen; nur ift jene nicht immer anwendbar. Die Linneifchen Eintheilungen haben alle etwas kleinliches, und gereichen mehr feiner Erfindungskraft und feinem Scharffinn zur Ehre, als fie mit den erhabenen Planen der Schöpfung übereinftimmen. — *Br.* 14. Ueber *Buffon's* Naturgefchichte. Die diefem grofsen Naturforfcher eigne Herleitung zahlreicher gegenwärtiger Formen der Natur von einigen wenigen Urformen fcheint dem Vf. felbft a priori keine fehr wahrfcheinliche Hypothefe zu feyn. Unter den Urfachen, welche Veränderungen in den Thiergattungen bewirkt haben, find wohl Klima und häusliche Zucht die vornehmften. *Buffon* verweilt am liebften bey den Sitten, und, fo zu reden, dem moralifchen Charakter der Thiere; und hier konnte leicht bey einem Schriftfteller von warmer Einbildungskraft und lebhaften

haftem Gefühl manche Einbildung und Täuschung entstehen. Ueberhaupt ist er ein Schriftsteller, den jedermann mit Vergnügen lesen wird, den aber nur der einsichtvolle Kenner mit wahrer, ungemischter Belehrung benutzen kann. — *Br.* 15. Ueber schöne Gartenkunst, worin die Engländer einen so anerkannten Vorzug behaupten. Hier werden die Eigenheiten der ältern und neuern Gartenkunst sehr scharfsinnig mit einander verglichen. Kunst und Natur sollten darin immer einander die Hand bieten. — *Br.* 16. Ueber *Pope's* bekanntes Lehrgedicht, Versuch über die Kritik, wider welches der Vf. manche gegründete Erinnerungen macht, die nicht sowohl den Plan, als die Ausführung, und die in einzelnen Stellen vorgetragenen Grundsätze betreffen. Es enthält wirklich manche schale Urtheile über Bücher und andre Gegenstände, und scheint dem Vf. die grosse Hochachtung nicht zu verdienen, die man demselben bisher, als Lehrgedicht betrachtet, geschenkt hat. Den Ruhm eines zwanzigjährigen Kunstrichters kann *Pope* immerhin aufgeben, und doch noch die Ehre eines vorzüglichen Ranges unter den Dichtern seiner Nation behaupten. — *Br.* 17. Ueber die Analogie zwischen geistigen und körperlichen Krankheiten. Ein mit feiner physiologischer Einsicht geschriebener Brief, worin die Nothwendigkeit gezeigt wird, auf die verwickelten Ursachen mancher Krankheiten auch bey ihrer Heilart Rücksicht zu nehmen. — *Br.* 18. Ueber Milzsucht und Niedergeschlagenheit des Geistes. Als Arzt hält der Vf. die Mässigkeit für das beste Verwahrungsmittel wider dieses Uebel; und für das beste Seelenmittel eine beständige Thätigkeit, um dem so beschwerlichen, uns so leicht überschleichenden, Ueberdrusse des Lebens auszuweichen. Vor allen Dingen muss man nicht blos sich selbst, sondern auch andern zu leben suchen. — *Br.* 19. Ueber Tröstung; sowohl über die besten Quellen, woraus sie sich schöpfen lässt, als über die rechte Art, sie andern mitzutheilen. Jeder Schmerz hat sein Gegengewicht; und wenn irgend ein grosser Verlust uns niederdrückt, so vereinen sich mehrere kleine Freuden, uns wieder aufzuhelfen. — *Br.* 20. Von der Ungleichheit der Stände. Sie ist nothwendig, nicht unnatürlich und erkünstelt. Jede gute Regierungsform aber beruht auf gewissen gleichmachenden Grundsätzen, die sie nie aus den Augen verlieren sollte. — *Br.* 21. Von dem Uebergewichte der Wahrheit, das man oft zu allgemein annimmt, und dem sich so manche Hindernisse in den Weg legen, die zum Theil in der Natur und Lage der Menschen gegründet sind. Wahrheit wird immer nur in so fern die Oberhand behalten, in so fern man sie mit gehöriger Mässigung durchzusetzen sucht, und in so fern diejenigen, die dies thun, alle dazu gehörige Eigenschaft besitzen. — *Br.* 22. Ueber bessern Rath und Mittelstrafse. Nicht immer ist weitre Ueberlegung und dadurch veränderter Entschluss, den ersten Eingebungen unsrer Wahl vorzuziehen; oft fahrt man besser, wenn man den ersten Eindrücken folgt. So kann es auch nicht als allgemeine Maxime gelten, dass die Mittelstrafse immer die beste und sicherste sey. Oft ist sie gerade die schlechteste, der Behelf der Schwäche und Unentschlossenheit. Die Wahrheit liegt freylich oft in der Mitte; aber es ist grosse Schwachheit, wenn man sie durch die mechanische Zertheilung der Linie zu finden hofft. Ueberhaupt sind Sprüchwörter und Aphorismen sehr unsichre Wegweiser. Einige wenige Beyspiele reichten hin, eine allgemeine Regel festzusetzen; die Ausnahmen rechnete man für nichts, bis man am Ende nicht selten fand, dass es ihrer weit mehrere gab, als jener einzelnen Fälle. — *Br.* 23. Von den vornehmsten Fehlern poetischer Uebersetzungen. Schon die grosse Verschiedenheit alter und neuer Sitten macht es oft unmöglich, zugleich treu und angenehm die Werke des Alterthums zu dollmetschen; und gemeiniglich entstellt man da das Original durch ein erborgtes Colorit. Dazu kommt der Hang zur Verschönerung, der uns leicht zur Uebertreibung der Grundzüge verleitet. Manche Dichterwerke des Alterthums können durchaus in keiner Uebersetzung gefallen, man mag sie ausführen, nach welchem Plan man will. — *Br.* 24. Ueber Ruinen. Der jetzt herrschende Geschmack an denselben ist sehr übertrieben. Ihr erster Eindruck kann unmöglich etwas Angenehmes haben; sie erregen die Idee von Zerstörung und Verwüstung, von verfallner Kunst und verloren gegangener Brauchbarkeit; aber ihre gefällige Wirkung fürs Auge ist wohl blos eine Folge des Gedankens, dass diese Ruinen ehedem Theile eines grossen oder schönen Werks der Baukunst waren. Sie haben indess, als Gegenstände des Gesichts betrachtet, auch gewisse eigenthümliche Schönheiten für diejenigen, die überall das Auffallende und Mahlerische aufsuchen. Ihr Eindruck auf die Empfindung aber lässt sich aus dem Grundtriebe der Ideenverknüpfung erklären, nach welchem wir unbeseelte Dinge auf beseelte, vergangene auf gegenwärtige, zu beziehen gewohnt sind. Und dies ist um so mehr der Fall, wenn die Ruinen interessant genug, und hinreichend sind, unsrer Einbildungskraft zu Hülfe zu kommen, wenn die durch die in Erinnerung gebrachte Scene erregten Gefühle von der Art sind, dass sie mit denen, die wir bey Besuchung des Orts, wo die Ruinen stehen, mitbrachten, zusammenstimmen. Ihr historischer Werth ist schwerlich so gross, als er gewöhnlich angeschlagen wird, und gründet sich auf die Idee, dass dasjenige, was, wenn es neu wäre, sehr unbedeutend seyn würde, blos durch sein Alterthum wichtig und bedeutend wird. — *Br.* 25. Bemerkungen über einen Beweisgrund für die Wirklichkeit der Gespenstererscheinungen. Dr. *Johnson* legt nemlich in seinem *Rasselas* einem Weisen die Behauptung in den Mund, dass der Glaube an Gespenster dadurch Wahrscheinlichkeit erhalte, weil er sich fast bey allen Völkern, und bey solchen finde, die sich denselben einander nicht können mitgetheilt oder überliefert haben. Er müsse also wohl auf Erfahrung gegründet seyn. Aber es entstand, wie der Vf. zeigt, dieser Glaube bey allen Völkern aus einer gemeinschaftlichen Quelle aus dem Bestreben, sich die Art der Fortdauer nach dem Tode begreiflich zu machen, die sie in dem todt vor ihnen da liegenden Körper nicht mehr annehmen konnten, und wobey sie nun die beym Abwerfen des Schattens, beym Bilde im Wasser oder im Spiegel wahrgenommene Gestalt und Figur zu Hülfe nah-

Digitized by Google

men. In der Vorstellung der Geistererscheinungen selbst aber gehen Völker und Zeiten, nach Maafsgabe ihrer Sitten, ihres Religionssystems, ihrer Naturscenen, gar sehr von einander ab. — *Br.* 26. Ueber wohlfeile Vergnügungen. Die wahre Glückseligkeit des Menschen bestehe darin, seine Wünsche nach seinen Mitteln zu ihrer Erreichung zu bequemen, und sich Geschmack an leicht erreichbaren Freuden zu erwerben. Zu diesen rechnet der Vf. das Bücherlesen, den Umgang mit Menschen, das Studium der Natur und Kunst. — *Br.* 27. Ueber die Liebe zum Vaterlande. Der Vf. warnt seinen Sohn sowohl vor einer allzugrofsen Vorliebe für sein Vaterland, als vor dem Hange, die Mangel desselben zu hoch anzuschlagen, und das Ausländische ohne weitere Prüfung dem Einländischen vorzuziehen. Sodann setzt er ihm die Gründe aus einander, die nicht nur zur Liebe des Vaterlandes, sondern auch zum thätigen Eifer für das Beste desselben ermuntern müssen. — *Br.* 28. Ueber die Unabhängigkeit. Derjenige kann in Beziehung auf andre unabhängig heifsen, der nichts braucht, was sie ihm vorenthalten können. Unabhängigkeit aber ist nicht die nothwendige Folge von der Lage eines Menschen; mit Wenigem zufrieden seyn, und sich dies Wenige durch arbeitsamen Fleifs sichern, ist das einzige gewisse Mittel, unabhängig zu werden. — *Br.* 29. Ueber die Wahl einer Ehegattin. Die Verschiedenheit der Meynungen zwischen Söhnen und Vätern, bey solch einer Wahl, rührt gemeiniglich daher, weil die erstern immer nur an den ersten Monat ihrer Verheirathung, und die letztern an die ganze Dauer derselben denken. Die Hauptsache, worauf bey der Wahl einer Gattin alles ankommt, ist die gegründete Erwartung, in ihr eine Gefährtin und Gehülfin zu finden. — *Br.* 30. Abschied und Rückblick auf den Inhalt und den Zweck der vorhergehenden Briefe. Dieser letztere ging bey denen von moralischem Inhalte vornemlich dahin, einige Wahrheiten, welche das praktische Verhalten im Leben betreffen, in ein starkes und fafsliches Licht zu setzen, und bey den literarischen, herrschenden Vorurtheilen zu begegnen, und seinen Sohn in Stand zu setzen, selbst zu urtheilen und zu geniefsen. Kurz, der Vf. suchte auch hier seinen Wahlspruch geltend zu machen: *Liberi fensi; semplice parole*, und freye Gesinnungen in einfache Rede einzukleiden. — Schon aus dieser kurzen Inhaltsanzeige wird man sehen, dafs diese Briefsammlung ein schätzbares, lehrreiches und geschmackvolles Werk sey, das auch in Deutschland durch eine *gute* Uebersetzung bekannter zu werden verdient. Im letzten Mefsverzeichnisse finden wir schon eine angekündigt, über die der Schutzgeist des guten Geschmacks wachen wolle!

Leipzig, b. Crusius: *Memorabilien.* Eine philosophisch-theologische Zeitschrift der Geschichte und Philosophie der Religionen, dem Bibelstudium und der morgenländischen Literatur gewidmet von Heinrich Eberh. Gottl. *Paulus*, der Theologie — Prof. zu Jena. *Fünftes Stück.* 1793. 203 S. 8.

Dieses Stück einer allgemein bekannten, schönen Zeitschrift enthält 5 Aufsätze. Der I. (S. 1—68.) über *Mythen, historische Sagen und Philosopheme der alten Welt*, vom Hn. Magister *Schelling* in Tübingen, handelt *einmal* von dem Begriff, dem Werth und Charakter, dem Inhalt und der Erklärung der *mythischen Geschichte*, sodann von dem Begriff, Ursprung, Charakter, dem verschiedenen Inhalt und der Form der *mythischen Philosophie*. Hat Hr. *Sch.* in Hauptsachen gerade auch nichts neues beygebracht, so hat er wenigstens das, was *Heyne*, *Eichhorn* u. a. über die Sache sagten, richtig aufgefafst, gut an einander gereiht, zweckmäfsig entwickelt, und schön dargestellt. Der II. Aufsatz (S. 69—80.) von Hn. *Justi* widerlegt die im zweyten Theile der Memorabilien aufgestellte *Brunsische* Hypothese, dafs keine der ältesten Sagen von der Entstehung des Menschengeschlechts in der Genesis die Abstammung aller Menschen auf Erden von einem Paar ableite, auf eine Art, die gewifs befriedigend ist. Auf diese Refutation kommt III. (S. 81—134.) ein Beytrag zu einem Commentar über Jesajah, worin Hr. Prof. *Paulus* theils den Localsinn einzelner Kapitel und Stellen des Propheten, theils die Bedeutung einiger schwereren Worte, נטש und חרשיש vornemlich, anzugeben gesucht hat. Ein neuer Beweis, wie glücklich der Vf. in der Entdeckung der Schwächen hergebrachter Meynungen ist, und wie er alles für sich zu benutzen weifs, wenn er an die Stelle der von ihm verworfenen andere (bisweilen freylich nicht viel haltbarere) setzen will! In dem IV. Aufsatze „Fragmente aus dem Hiob. Uebersetzt und erläutert von *K. W. Justi*" (S. 135—175.) ist mehr, als man erwartet. Hr. J. erklärt sich nemlich in einer Art von Prolog über das Alter Hiobs; wir wünschten nicht, dafs dies überschen würde, denn er hat unsers Erachtens die Controverse über die Sache geschlichtet. Die Aufschrift des letzten Aufsatzes (S. 176—187.) ist: „Noch etwas über den Appendix, oder das letzte Kapitel des Evangelium Johannes." Hr. Pr. *Paulus* bestrebt sich darin, die bekannte Hypothese, das letzte Kapitel des Johannischen Evangelium sey ein nichtjohanniscber Zusatz, gegen die Einwendungen zu retten, welche in den Tübinger gelehrten Anzeigen, der Eichhornischen Bibliothek und einer Dissertation Hn. M. *Krause's* zu Witterberg (*Iudiciae capitis ultimi Evangelii Johannis* 1793.) gegen die letzte Abhandlung des *neuen Repertoriums* gemacht worden sind. Von S. 188 bis zu Ende kommen Nachrichten zur biblischorientalischen Literatur von Hn. *Alter* in Wien nebst einer Nachfrage nach J. A. *Bengels* kritischer Verlassenschaft zum N. Testamente. Es existirt keine solche Verlassenschaft, oder sie hat sich irgendwo versteckt, wie wir aus zuverlässigen Nachrichten wissen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 23. September 1794.

PHYSIK.

Leipzig, b. Müller: *Alexander Volta's meteorologiſche Briefe*, nebſt einer *Beſchreibung ſeines Eudiometers*, aus dem Italieniſchen, mit Anmerkungen des Herausgebers. Erſter Band mit Kupfern. 1793. 274 S. 8.

Der Vf. hat dieſe Briefe an Hn. Hofr. Lichtenberg in Göttingen gerichtet. In der von Brugeatelli herausgegebenen *Biblioteca fiſica d'Europa* erſchienen ſie zuerſt öffentlich mit Veranderungen und Zuſätzen des Vf. Es war allerdings ein verdienſtliches Unternehmen, ſie durch eine Ueberſetzung dem deutſchen Publicum bekannter zu machen, zumal da der Herausgeber die angehme Hoffnung ertheilte, vom Hn. Volta auch die noch ungedruckten Briefe über den nemlichen Gegenſtand zu erhalten. In dem *erſten Briefe* beſchäftigt ſich der Vf. mit der Verbeſſerung des Cavallo'ſchen Elektrometers für die atmoſphäriſche Elektricität. Eine dem erſten Anſcheine nach unbedeutende Verbeſſerung iſt der Gebrauch bloſſer Strohhalmen, ſtatt der ſonſt gewöhnlichen Metalldrate mit Hollundermarkkügelchen. Sie werden an leicht beweglichen Ringen nahe nebeneinander in viereckigten gläſernen Flaſchen aufgehangt, deren Seitenflächen mit Papierſtreifen verſehen werden, worauf ſich Scalen befinden, um die Divergenz jener Strohhälmchen im elektriſchen Zuſtande beobachten zu können. Dieſe Hälmchen, die man höchſtens ½ Linie dick nimmt, ſtoſſen ſich, wegen ihrer gröſsern Oberfläche; bey gleichem Zuſtande der Elektricität viel ſtärker von einander ab, als dünne Metalldräte mit Kügelchen, und verſtatten ſo eine genauere Beobachtung der Divergenz. Daſs die Strohhalmen an ihren Spitzen Elektricität ausſtrömen lieſsen, ſey nicht zu befürchten, weil man das Werkzeug nur zu ſchwachen Graden der Elektricität brauche. Mittel, dergleichen Elektrometer unter ſich und mit andern vergleichbar zu machen. Vorſichten bey Verſuchen dieſer Art. Auch über die Vergleichbarkeit dieſer Elektrometer, mit Quadrantenelektrometern, welche mit Kügelchen verſehen ſind, und nur zu ſtärkern Graden der Elektricität dienen. Ein kleiner Unterſchied im Volumen und Gewicht der Strohhalme, wenn ſie ſonſt nur dünn ſind, haben keinen merklichen Einfluſs, auf die Comparabilität der daraus verfertigten Elektrometer. Ein doppelt ſo dicker Strohhalm ſtieg beynahe auf denſelben Grad der Scale, als der von der einfachen Dicke, wenn beide gleich lang waren. Was am meiſten, und faſt einzig und allein verurſache, daſs die Enden der Strohhalme eine gröſsere oder geringere Anzahl von Graden angebe, ſey ihre Länge, und um demnach allen Irrthum zu vermeiden, und die Elektrometer vollkommen vergleichbar zu machen, müſſe man zu allen, die Strohhalme genau von gleicher Länge machen, und einerley Maaſs für die Gröſse der Grade auf der Scale nehmen. Die Länge der Halmen hat Hr. *v. V.* zu 2 pariſer Zollen, und die Grade auf den Scalen zu einer halben Linie angenommen, und er wünſcht, daſs dieſe Maaſse von allen Phyſikern befolgt werden möchten. Der Umſtand, daſs auf die gröſsere oder geringere Divergenz der Strohhalme die Länge derſelben (vermuthlich wegen des mechaniſchen Moments der Abſtoſsungskraft) einen ſo groſsen, ihr Gewicht hingegen einen ſo kleinen Einfluſs hat, gibt ein leichtes und ſicheres Mittel an die Hand, ein zweytes Elektrometer ſo einzurichten, daſs es bey gleich ſtarker Elektricität eine beliebige kleinere Anzahl von Graden angibt. Man darf die Halmen nur kürzer machen. Doch wenn man ſie zu kurz nehmen wollte, würde ſich die Comparabilität auf zu wenig Grade erſtrecken. Man ſuche alsdann ihre Divergenz lieber durch ein merklich groſses Gewicht, z. E. durch das Ausfüllen der Halme zu erſchweren, oder man bediene ſich auch kleiner dichter Holzcylinder zu Elektrometern, welche ſchwerer ſteigen ſollen, wie bey merklich ſtarker Elektricität erfoderlich iſt. Empfindlichkeit des atmoſphäriſchen Elektrometers, und wie die Elektricität bey demſelben zu meſſen; Art und Weiſe andere Elektrometer mit dem atmoſphäriſchen des Hn. *V.* zu vergleichen. Das *Heeleyiſche* Quadrantenelektrometer ſey zu Meſſung ſtarker Elektricität das allerbrauchbarſte, und verſtatte nach den Verbeſſerungen, welche Hr. *V.* demſelben gegeben, eine Comparabilität und Gleichheit der Grade, wenigſtens von 10ten bis zum 40ten Grade. Unter und über dieſe Gränzen ſey aber der Gang des Elektrometers für gleichen Zuwachs der Kraft, nicht mehr regelmäſsig, und bedürfe einer Correction, die der Vf. in einem beſondern Werke über die Elektrometrie bekannt machen will. *Le Roy's*, *d'Arcy's* und *Lane's* Elektrometer. Verbindung des Condenſators mit dem Flaſchenelektrometer, nebſt den Vorſichten zur Erhaltung richtiger Reſultate. Am vortheilhafteſten werde die metallene Platte des Condenſators auf den Elektrometer ſelbſt angebracht. *Zweyter Brief.* Des Hn. *V.* Elektrometer ſey zu den feinſten Verſuchen über die *atmoſphariſche* Elektricität, und über die durch Ausdünſtung, Verbrennung u. dgl. erregte *künſtliche*, vollkommen hinreichend, und er bemühe ſich gar nicht es noch empfindlicher zu machen, zumal wenn die Comparabilität darunter leiden ſollte, wie bey dem Haarelektrometer des Hn. Prof. *Trailes*, und dem *Bennettiſchen* wohl der Fall ſeyn möchte. Einen gewiſſen Grad des Quadrantenelektrometers, als Fundamentalgrad feſtzuſetzen, hatte der Vf. im vorigen Briefe, die Kraft, womit ein paar elektriſirte kleine metallene

Scheiben einander bey einem gegebenen Grade des Elektrometers abſtieſsen, durch ein Gewicht zu beſtimmen geſucht. Da indeſſen dieſes Verfahren wegen der mehr oder weniger iſolirenden Kraft der Luft, nicht immer gleiche Reſultate gab, ſo ſucht er nunmehr den Fundamentalgrad, lieber durch die Kraft, welcher eine elektriſirte metallene Scheibe von einem gegebenen Durchmeſſer, und in einem gegebenen Abſtande von einer leitenden Fläche angezogen wird, zu beſtimmen, und das Gewicht anzugeben, welches jener Anziehung das Gleichgewicht hält, bey welchen Verſuchen denn die nöthigen Vorſichten erzählt werden. Hr. *V.* fand die Attraction der Scheibe bey gleichem Abſtande derſelben von der leitenden Fläche, in dem verdoppelten Verhältniſs des Grades ihrer Ladung. Verſchiedene andere Geſetze, je nachdem die Entfernung geändert, oder die Communication der ableitenden Fläche mit dem Erdboden unterbrochen wird u. dgl. will Hr. *V.* umſtändlich in ſeinem Werke über die Elektrometrie vortragen. Gelegentlich einige Gründe, dafs die elektriſchen *Repulſionen* nur ſcheinbar ſind, und im Grunde von *Attractionen* herrühren. Nun über Hn. v. *Sauſſüre's* Metalldrat am Flaſchenelektrometer, zur Beobachtung der atmoſphäriſchen Elektricität. — Bewaffnung der Spitze dieſes Drates mit einer Flamme, ein neuer Kunſtgriff des Vf. um die Empfindlichkeit des Elektrometers zu erhöhen. Die Flamme ſauge die elektriſche Flüſſigkeit aus der Luft wirklich ein. *Dritter Brief.* Weiterer Verfolg der groſsen Vortheile, welche eine Lichtflamme, oder die Flamme eines angezündeten Schwefelfadens, am Ende des mit dem Flaſchenelektrometer verbundnen Drates verſchafft, zumal wenn die durch jene Flamme eingeſogene und dem Drate mitgetheilte atmoſphäriſche Elektricität auſserdem noch in einer kleinen Leidner Flaſche geſammelt, und dann durch den Condenſator verdichtet wird. Wenn auch die Luftelektricität ſo ſchwach iſt, dafs ſie in den Strohhalmen des Elektrometers nur eine Divergenz von $\frac{1}{360}$ eines Grades bewirkt, und alſo kaum ſichtbar ausfällt, ſo kann dennoch vermittelſt der erwähnten Flamme der Leidner Flaſche, und des Condenſators eine Divergenz von mehrern Graden erhalten werden. Der Vf. zeigt indeſſen, dafs der Gebrauch des Condenſator auch ſeine Unbequemlichkeiten habe. Von der Unbeſtändigkeit der Flamme habe man nichts zu befürchten, auch ſey es falſch, wenn man glaube, die Flamme ſey an und für ſich elektriſch, und bewirke ſo das ſtärkere Auseinandergehen der Pendel des Elektrometers. In welchen Fällen eigentlich der Condenſator anzuwenden ſey. Verbindung des Condenſators mit den Franklinifchen Leitern. Mängel derſelben. Nun Beſchreibung des vollſtändigen portativen Apparats zur Beobachtung der Luftelektricität, nebſt einigen Reſultaten aus den mehrere Monate hindurch von dem Vf. angeſtellten Beobachtungen über die Luftelektricität, bey heitern und umwölkten Himmel, bey mehr oder weniger dicken Nebeln u. dgl. In wiefern elektriſche Drachen brauchbar zu ſolchen Beobachtungen ſeyn. *Vierter Brief.* Einige Verſuche über die Elektricität der Dämpfe, wenn ſie ſich verdichten: nebſt Folgerungen über die Entſtehung der poſitiven Luftelektricität. Wenn Hr. *V.* in einem Saale Dämpfe von kochenden Waſſer aus einem Keſſel aufſteigen lieſs, und hierauf den Drat ſeines Apparats durch eine Oeffnung der Thüre mit den Dämpfen des Zimmers in Verbindung brachte, ſo zeigten ſich nach ungefähr 5 bis 6 Minuten an dieſem Drate, oder dem damit verbundenen Flaſchenelektrometer mit Hülfe der kleinen Leidner Flaſche, und des Condenſators, ſehr merkliche Spuren von poſitiver Elektricität. Nun weitere Betrachtungen über das Vermögen der Flamme, und der metallenen Spitzen, Elektricität einzuſaugen, oder auch ausſtrömen zu laſſen. Das Reſultat aus einer Menge von Betrachtungen iſt: dafs man erſtlich vermittelſt der Flamme auf einem Zuleiter zwey ja dreymal ſtärkere Zeichen von Elektricität erhalte, als ohne Flamme, und dann zweytens, dafs dieſe Zeichen die Stärke der Elektricität, unmittelbar in der Luftſchicht, in der die Flamme iſt, angeben. Drittens ergieſse ſich auch die ſchwächſte Elektricität der Luft in die Leiter, weil die Luft um die Flamme herum zerſetzt werde, der alſo beſtändig neue, mit Elektricität beladene Luft zuſtröme, welches bey Spitzen ohne Flamme, wegen des fehlenden Luftzuges nicht der Fall ſey. Daher denn die Flamme einen dauernden elektriſchen Zuſtand des Leiters bewirke, welches zu verſchiedenen wichtigen Verſuchen mit dem Condenſator ſehr vortheilhaft ſey. Viertens, weil der Leiter mit der Flamme, Luftelektricität wirklich einſauge, bis er mit der Luft ins Gleichgewicht kömmt, ſo finde niemals ein Irrthum in Rückſicht der Art der Elektricität, ob ſie nemlich poſitiv oder negativ ſey, ſtatt. Dieſe Vortheile machen die Verbindung einer Flamme, mit einem Leiter ſo wichtig, dafs man derſelben zu ſeinen Beobachtungen gar nicht entbehren kann. Beyläufig auch von der mediciniſchen Elektricität, vom Einfluſſe der elektriſchen Kraft auf Thiere und Pflanzen. Betrachtungen, wie die Luft ihre Elektricität fahren laſſe. *Fünfter Brief.* Im Freyen angezündete Feuer, ein Mittel die Gewitter zu zerſtreuen. Gelegentlich über Hn. Bertholon, der faſt bey allen Naturerſcheinungen, die Elektricität im Spiele ſeyn läſst. Würdigung der gewöhnlichen Blitzableiter. — Ob die Opferfeuer der Alten, einen phyſiſchen Grund gehabt haben können. Von den Spitzen und der metallenen Bekleidung des Tempels zu Jeruſalem. *Sechster Brief.* Fortgeſetzte Unterſuchungen über die durchs Verdampfen und Verbrennen hervorgebrachte Elektricität, über die Vorſichten bey Verſuchen dieſer Art, wenn ſie gelingen ſollen, welches bey mehrerern Phyſikern nicht der Fall war. Bey dem Verbrennen der Kohlen müſſe man insbeſondere Flamme und Rauch verhüten, nur wenige Kohlen zu dem Verſuche anwenden, ſie langſam verbrennen laſſen, und ſich dazu eines etwas tiefen kleinen tragbaren Ofens, nicht aber eines gewöhnlichen Kohlenbeckens bedienen. Vorzug des Ofens vor einem ſolchen Kohlenbecken. Anwendung auf die Verdünſtung der Erdfläche und die dadurch in den Luftſchichten entſtehende Elektricität, und warum die Luft in den höhern Regionen elektriſcher als die untere ſeyn müſſe. Warum der Apparat, in welchem man Waſſer verdampfen läſst, negativ elektriſch werde, wie es zugehe, dafs hiebey einige Ausnahmen ſtattfinden, je nachdem man Waſſer von der Oberfläche dieſer oder jener

jener glühenden Körper verdampfen läfst, warum wenn Waſſer z. E. von einem irrdenen oder metallenen glühenden Körper (Eiſen und Kupfer ausgenommen) verdampft, der Körper, nebſt dem Iſolirgeſtelle und dem ganzen übrigen Apparate, negativ elektriſirt werde, das Gegentheil aber bey Eiſen und Kupfer erfolge, wie auch bereits Hr. v. Sauſſure erfahren habe. Gelegentlich über die Zuſammenſetzung der elektriſchen Flüſſigkeit, nach Hn. de Lucs Ideen. Vertheidigung der Theorie des Vf. gegen de Luc's Einwendungen. Ueber die negative Elektricität des Regens. Einfluſs der elektriſchen Materie auf die Bildung der Dunſtblaschen. *Siebenter Brief.* Hier beſchäftigt ſich Hr. *V.* mit der betrachtlich ſtarken Elektricität, welche Hr. Tralles bey Waſſerfällen und Waſſerwirbeln beobachtet hat. (Beytrag zur Lehre der Elektricität etc. von J. G. Tralles. Bern 1786.) Auch Hr. *V.* fand dieſe Beobachtung vollkommen beſtätigt, und ſucht nun Muthmaſsungen über die Entſtehungsart dieſer Elektricität beyzubringen. Es gehöre zu ſolchen Verſuchen kein auſserordentlich groſser Waſſerfall, dergleichen der Sturz des Staubbachs, des Reichenbachs im Berniſchen, und die Piſſevache im Walliſerlande ſind, ob man gleich nicht läugnen könne, daſs bey ſo groſsen Waſſerfällen ſich weit ſtärkere Elektricität und auch in einer weit gröſsern Entfernung zeige (der Rec. hat dergleichen ſchon ſehr merklich in der Nähe von Schleuſen und Mühlrädern wahrgenommen). Der Meynung, daſs dieſe Elektricität durch das Reiben der fein zerſtäubten Waſſertheilchen an der Luft herrühre, kann Hr. *V.* nicht beypflichten. Er leitet ſie vielmehr von der ſchnellern Verdünſtung jener Waſſertheilchen her. Gelegentlich über die Analogie zwiſchen der elektriſchen Flüſſigkeit, und der Wärmematerie, über die Erkältung beym Verdünſten, über die Kälte bey Waſſerfällen, über die hydrauliſche Maſchine zu Schemnitz. Warum die negative Elektricität der Waſſerfalle daurend ſey, und durch die leitende Kraft des Waſſers nicht vernichtet werde. Ueber Sauſſures Meynung, daſs die Dunſtbläschen elektriſche Materie anzögen und mit ſich vereinigten; die Dunſtbläschen ſeyen der Erzeugung der beym Verdünſten entſtehenden Elektricität eher hinderlich. Ueber die verſchiedene Capacität der elaſtiſchen Dünſte, und Dunſtbläschen in Abſicht auf die Elektricität. Die der Dunſtbläschen ſey geringer als die der elaſtiſchen Dünſte, vielleicht aber nicht viel gröſser, als die des Waſſers. Nun Zuſatze zu dem 7ten Briefe, worin die Betrachtungen über die Elektricität der Waſſerfalle fortgeſetzt werden. Ferner, über das Reiben der Waſſertheilchen in der Luft, und der Elektricität, die dadurch erregt werden ſoll. Bekanntlich erhalte man ja auch nicht die geringſte Spur von Elektricität, wenn man eine metallene Kugel, oder eine andere leitende Subſtanz an einer langen ſeidnen Schnur, in ganz trockener Luft ſchwinge, oder auch vermittelſt eines groſsen Blaſebalgs die Luft gegen irgend einen Leiter ſtrömen laſſe. Selbſt in Harzen und andern idioelektriſchen Körpern lieſsen ſich durch eine ſolche Erſchütterung und Reibung der Luft, nur äuſserſt ſchwache Zeichen der Elektricität hervorbringen. Aus dieſen und mehreren Gründen habe Hr. *V.* der Meynung des Hn. Prof. Tralles, daſs die Elektricität bey Waſſerfällen von dem Reiben der Waſſertheilchen an der Luft herrühre, nicht beypflichten können. Indeſſen geſtehe er nun aufrichtig, daſs er in dieſer Behauptung zu weit gegangen ſey, und Hn. Tralles Hypotheſe ſich einigermaſsen vertheidigen laſſe, ſeit dem ihn eine Menge neuer und merkwürdiger Verſuche gelehrt habe, daſs verſchiedene Körper, ja faſt alle diejenigen, die, ſo lange ſie *ganz* ſind, an einander, oder gegen die Luft gerieben, ſich nicht elektriſiren laſſen, *in Stücke zerbrochen*, *gepulvert*, oder *geſchabt*, und dann gelind gerieben, oder auch nur in die Luft mit Gewalt geworfen, unzweydeutige Zeichen von Elektricität zu erkennen gaben. Nicht bloſs Mehl, Aſche, zerriebener Kalk und Gyps, Staub von Straſsen und Kleidern, gemeiner Sand, ſondern auch metalliſcher, d. i. eiſenhaltiger oder kieſiger Sand, werde elektriſch, wenn man ihn ſiebe, aus einem Blaſebalge blaſe, oder aus einer gleichfalls metalliſchen Sandbüchſe fallen laſſe, ja ſelbſt gepülverte Kohlen, nach den Metallen bekanntlich die beſten Leiter, wurden auf dieſe Art elektriſch, und es ſey alſo wohl möglich, daſs auch ſehr fein zertheiltes Waſſer durch Reibung an der Luft elektriſch werden könne. Indeſſen bleibe es doch immer wahrſcheinlicher, daſs die Elektricität der Dünſte nicht von einem ſolchen Reiben entſtehe. Die Gründe, nach welchen Hr. *V.* dieſs zu erlautern ſucht, dünken uns ſehr überzeugend, ſind aber zu weitläuftig hier anzuführen. Auſserdem könnte man immer auch noch fragen, wenn allerley Subſtanzen in die Luft *geblaſen*, oder *geſiebt* werden u. dgl. iſt die entſtandene Elektricität ganz unzweydeutig ein Erfolg ihres *Reibens an der Luft* geweſen, konnte ſie auch nicht von dem Reiben herrühren, was dieſe Subſtanzen *an den Werkzeugen* erleiden, womit ſie in die Luft getrieben werden u. dgl. Dem Rec. kömmt das letztere nach ſeinen Verſuchen ſehr wahrſcheinlich vor, und das Reiben an der Luft möchte wohl eine Schimäre ſeyn, wenn man bedenkt, daſs die Lufttheilchen höchſt leicht einem jeden Drucke ausweichen, und den zum Reiben erfoderlichen Widerſtand nicht äuſsern können, der nöthig iſt, wenn in Materien, die ſo wenig idioelektriſch ſind, als gepulverte Kohlen u. dgl. ſich eine ſenſible Elektricität ſoll hervorbringen laſſen. — Gelegentlich redet der Vf. auch von dem Leuchten einiger Blumen zur Nachtzeit, von der Elektricität bey Bildung der Gasarten und von andern Dingen, welche theils erlautern was in den Briefen ſelbſt vorkam, theils zu weitern Aufſchlüſſen über die Entſtehungsart der atmoſphäriſchen Elektricität Ideen darbieten. Die auf dem Titel genannte Beſchreibung eines neuen Eudiometers, wird wohl erſt in dem folgenden Bande vorkommen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, in der neuen Berliniſchen Muſikhhandl.: *Muſik zu Göthe's Werken*, von *Joh. Fr. Reichard. Erwin* und *Elmire.* Ein Singeſpiel in zwey Akten. Vollſtändiger Clavierauszug. Erſter Band. Ohne Jahrzahl. 108 S. fol.

Möchten doch viele unſerer Componiſten die Ordnung und Einfalt; den ſchönen Ausdruck der Leidenſchaft und

Ruhe; den feinen Geſchmack und die Zartheit und Liebe, welche in dieſer Muſik herrſchen, bemerken und ſtudiren wollen. Wahrlich, es wäre auf dieſem Wege, den Hr. R. ſo kühn und oft ſo glücklich betreten hat, noch eine reiche Aernte für die dramatiſche Kunſt zu machen, wenn man ihn verfolgen wollte.

Der erſte Akt dieſes Singſpieles wird etwas gedehnt und flach, beſonders durch das erſte Duett, die erſte Arie und das Terzett auf der 38. S.; allein dieſer Vorwurf gehört wohl eigentlich auf die Rechnung des Dichters, der ſeine Charaktere zu ſehr in einander laufen oder zu wenig contraſtiren ließs. Man ſieht, daſs Hr. R. ein ſteigendes Intereſſe in der Declamation und Modulation der Recitative, ja ſelbſt in der Wahl der Tonarten in den auf einander folgenden Arien geſucht habe; allein dieſer Kunſtgriff wird bey der Aufführung deshalb nicht gehörig bemerkt, weil die langen Recitative und die oft gedehnte Sprache derſelben, den Effect, der ſich davon hoffen ließs, faſt ganz verwiſchen. Die beiden Arien aus *Fmol* und *Gmol* im erſten Act ſind meiſterhaft und haben ſchöne Eigenthümlichkeit. Beſonders iſt in der letztern aus *Gmol* der wahre Ton aufgebrachter weiblicher Eiferſucht unverkennbar. Die darauf folgende Arie aus *Es* dur iſt nicht minder charakteriſtiſch und die Stelle: *Ach! ich hab' in deinen Armen, mehr gelitten als genoſſen* — ſehr ſchön. Nach dem Gefühl des Rec. hätte der Uebergang von brauſendem Unwillen zu einer ſchmerzhaften bittern Wehmuth über verkannte Liebe, (welche der Dichter hier ſo wahr und ſchön neben einander geſtellt hat) nicht ſo hart abgeſetzt werden müſſen: Es iſt eine und eben dieſelbe Leidenſchaft welche ſich auf verſchiedene Art äuſsert und ſchlechterdings einen Uebergang erfodert.

Der zweyte Act wird gleich im Anfange ſchon dadurch intereſſanter, weil der Dichter die Hauptperſon des Stücks erſt hier einführt. Das überaus ſchöne *Larghetto* S. 59. welches die ſtille gedrückte Wehmuth einer aufgegebenen, aber unbeſiegten, Leidenſchaft würdig ausdrückt; das *Andante* S. 61., das *Adagio* S. 63. mit dem darauf folgenden Recitativ; das *Andantino* S. 75., beſonders gegen das Ende; die Arie S. 81. und das über alle Beſchreibung ſchöne *Adagio* S. 91., machen zuſammen ein Ganzes aus, das aller Grazien und Muſen würdig iſt und Hn. R. den warmen Dank gefühlvoller und denkender Menſchen erwerben muſs. Wir können unſer Urtheil über dieſes Reichardtſche Werk nicht beſchlieſsen, ohne den würdigen Vf. auf einen Vorwurf aufmerkſam zu machen, der ihm ſchon öfters gemacht worden: Der zu häufige Gebrauch übermäſsiger Intervalle und beſonders des übermäſsigen Sextenaccordes will uns nicht immer gefallen, weil das Gefühl davon abgeſtumpft wird. Ferner herrſcht, nach des Rec. individuellem Gefühl, in manchen, ſelbſt den ſchönſten Melodieen des Hn. R., eine Art von Einförmigkeit, man kann nicht ſagen Eintönigkeit, die etwas Schleichendes, Schläfriges hat, das nicht von der Stelle will — kurz: Mangel an *innerer* Bewegung. Wäre es möglich dieſes Etwas: wofür die Kunſt keinen Namen — das Gefühl nur Sinn hat, aus dem vortrefflichen *Larghetto* S. 59. und der ganzen Folge bis S. 68. hinaus zu ſchaffen; ſo hätte die Muſik vielleicht kein Zeitalter gehabt, worin etwas Schöneres für die dramatiſche Kunſt geleiſtet worden wäre.

Ebendaſ.: *Muſik zu Göthe's Werken.* Zweyter Band, enthält *Göthe's lyriſche Gedichte* mit Muſik von Joh. *Friedr. Reichardt.* Ohne Jahrz. 40 S. fol.

Der Inhalt eines Liedes, iſt der Ausdruck einer Summe von individuellen Empfindungen des Dichters. Dieſer Ausdruck richtet ſich nach der Lage und den Umſtänden, unter welchen ſich ein beſtimmtes Gefühl dem Dichter entweder unwiderſtehlich aufdringt, oder er iſt das Reſultat einer Beobachtung oder einer Erfahrung. Dadurch entſteht jedesmal eine neue Wortfügung, eine neue Stellung der Sylben und ein neuer Periodenbau — kurz eine neue Art von Sprache, die uns ſo lange kalt gegen den Gegenſtand des Dichters läſst, bis wir in das eigenthümliche Gefühl deſſelben eingedrungen ſind. Wenn jemand ein ſolches Gedicht bloſs declamiren wollte; ſo würde dazu ein eigener Ton und Ausdruck, in Abſicht der Höhe und Tiefe, ja ſelbſt eine eigene Bewegung im Vortrage, erfoderlich ſeyn, oder das Gedicht könnte unverſtändlich werden. Da aber dieſer Ausdruck viel zu ſehr der unwillkührlichen Stimmung des Declamators unterworfen iſt; ſo gibt es ein Mittel, den rechten Vortrag des Gedichtes ſo zu fixiren, daſs er nicht leicht verfehlt werden könne, und ſo entſteht das Singen der Gedichte und die muſicaliſche Zeichenlehre.

Die Muſik kann alſo beſonders dazu dienen, das Gedicht verſtändlich zu machen und, wo möglich, zu heben. Sie hat die beſten Mittel dazu, nemlich Höhe und Tiefe des Tons und Bewegung. Dieſe Mittel nun auf die beſte Art zu benutzen, iſt das Werk des muſicaliſchen Componiſten. Dieſer iſt gleichſam der verborgene Comentator des Dichters; er weiſs ſich in die geheimſten Gefühle deſſelben zu verſetzen, und ſolche durch ſeine Kunſt in andern zu erregen, kurz er drückt mit Tönen aus, was mit Worten unmöglich iſt; was ſein Dichter nicht ausdrücken wollte oder konnte. So darf ſeine Kunſt neben jeder andern ihren Platz einnehmen, ſo werden die Muſiker Dichter und die Dichter zu Muſikern, und vielleicht iſt dieſs der beſte, wo nicht der einzige Weg, durch die lyriſche Poeſie auf das Publicum zu wirken. Rec. findet dieſe Theorie des Liedes durch alle gute Lieder, zu welchen auch unſtreitig die vorliegende Sammlung gehört, beſtatigt. Man kann in derſelben Lieblingsſtücke haben; aber man wird hoffentlich keins finden, worin der Ton des Gedichtes verfehlt wäre, und das nicht ſeinem eigenen Charakter entſpräche. Die Stücke auf der 5. 8. 9. 18. 21. 22. 24 und 32ten Seite ſind unſerm Herzen am nächſten. Der Druck iſt ſchön; einige Druckfehler ſind nicht angezeigt: So muſs pag. 36. Syſt. 4. die 4te Note nicht g ſondern es ſeyn und pag. 30. Tact 6. ſoll wohl ſtatt des *Hmol-Accords* der *D dur-Accord* ſtehn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. September 1794.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hamburg, b. Bohn: *Musenalmanach für* 1793. Herausgegeben von *Joh. Heinr. Voss*, 187 S. 12 (12 gl.)

Ebendas. *Musenalmanach für* 1794. Herausg. von *J. H. Voss*. 204 S. 12. (12 gl.)

Mit jedem Jahrgang wird der Vorzug dieser poetischen Blumenlese vor allen ihren ältern und jüngern Schwestern, die sich neben ihr erhalten, entschiedener und unzweydeutiger. Die besten Dichter Deutschlands, die noch von den Musen nicht ganz Abschied genommen, oder sich nicht allein mit den gröfsern Gattungen beschäftigen, scheinen ihre meisten und besten Arbeiten ausschliefsend ihr gewidmet zu haben. Dieſs ist ein wahrer Vortheil für die Musenfreunde, die auf diese Weise ihr Vergnügen ungestörter geniefsen, indem sie die neuesten und erlesensten Früchte der deutschen Poesie in den kleinen und leichtern Gattungen nun nicht an mehrern Orten und aus einem Schwall mittelmäfsiger und schlechter Reimereyen zusammensuchen dürfen. So bereitwillig wir aber auch sind, die Vorzüge dieſer Sammlung, so wie die Thätigkeit und sorgfältige Auswahl des Herausgebers anzuerkennen, so wenig wollen wir damit behauptet haben, als liefere dieſer Musenalmanach nun lauter vortreffliche, in ihrer Gattung immer auserlesene und hervorstechende Stücke. Ein Urtheil dieſer Art könnte nur aus Parteylichkeit oder Unverstand entspringen, so wie die Ausführung, die ein solches Lob verdiente, noch zu keiner Zeit in keinem Lande statt gefunden hat, noch je irgendwo statt finden wird. Ungerechnet, dafs durchaus höchste Vollendung und Vortrefflichkeit mit der jährlichen Erscheinung solcher Sammlungen und einem bestimmten Umfang ganz unverträglich sind; so gibt es neben dem höchsten, auch andere Nebenzwecke, auf die der Herausgeber eines Almanachs nicht minder Rücksicht zu nehmen hat. Abwechslung und Mannichfaltigkeit in Ton und Manier sind Dinge, die seine Aufmerksamkeit gleichfalls beschäftigen müssen. Die gerechte Forderung, die man im Allgemeinen an ihn zu thun befugt ist, hat er dann erfüllt, wenn er den verschiedenen Geschmack der verschiedenen Leser befriedigt, ohne dafs er sich jedoch herabläfst, dem schlechten Geschmack des grofsen Haufens zu huldigen. Eine kurze Uebersicht des Inhalts der beiden neuesten Jahrgänge, wird die beste Bestätigung seyn, wie sehr Hr. *Voſs* von dieſer Wahrheit durchdrungen seyn mufste, und mit welchem Glück er ihrer Leitung zu folgen und den beynahe unbedingten Beyfall der strengsten Kritik zu verdienen gewufst hat.

1793. Aufser einigen Epigrammen aus der griechischen Anthologie, an denen jedoch weder die Wahl noch die Uebersetzung ohne Ausnahme zu rühmen ist — aufser der Verdeutschung einer Elegie von Ovid, und der ersten Idylle Virgils in seiner bekannten Manier, hat der *Herausg.* zu diesem Jahrgang nur Ein eignes Stück beygetragen. *Knecht Robert* (warum nicht Ruprecht?) S. 113. erregt den Wunsch, die schönsten altenglischen Balladen von Hn. *Voſs* bearbeitet zu lesen. Er wäre ganz der Mann, dieſs auf eine Art zu thun, die ihren Geist und ihr eigenthümliches Gepräge ungeschwächt erhielte. *L. Gr. v. Stollberg.* Die diesmaligen Beyträge dieſes Dichters haben mehr Schimmer, als Wärme; viel Anstrengung und doch nur matten Schwung — *molte parole e pochi fensi.* Das Lied, S. 16. ist dunkel, voll weit hergeholter Bilder:

> Frey, doch häuslich, wie ein Täubchen
> Fliegt sie (*die Muſe*) aus, und fliegt sie ein,
> Trägt mir manches grüne Läubchen
> In des *Lebens Arch'* hinein —

Die beyden odaischen Gedichte *Raphael* und *Michael Angelo* erregen eine Erwartung, die wenig befriedigt wird. Nah an das Burleske grenzt es, wenn der Dichter die Figuren auf Raphaels Gemälden, *durch ihn unſterbliche Gestalten* nennt, welche

> Treten der Vergessenheit Staub mit *gemahltem Fuſs* — —

Und mehr, als kleinlich der Zug, wenn er an Raphaels

> Grabmal schaut, und die wehende Kühle der Nacht
> Mit schauerndem Graun ihm *gekräuseltes Haar an dem Nacken hebt* — —

Den meisten innern Gehalt scheint uns noch die Ode S. 107. an den vortrefflichen Kronprinzen von Dänemark zu haben. — *Gleim*, fünf kleine Gedichte, die von der Jugendwärme und dem Interesse zeugen, womit dieſer ehrwürdige Greis immer noch die verschiedenartigsten Gegenstände umfafst. — *Pfeffel.* Leichte Erzählung und lebhafte Darstellung geben auch den minder bedeutenden Gedichten und den weniger glücklichen Einfällen dieſes beliebten Dichters einen gewissen Reiz, obgleich nicht zu läugnen ist, dafs sein Ausdruck im Ganzen etwas abgerissenes, zerstückeltes hat, das oft mehr der Bequemlichkeit des Dichters als der Ungezwungenheit und Lebhaftigkeit des Vortrags zu Statten kömmt; dafs seine Erfindungen häufig eine gewisse Magerkeit und Einförmigkeit haben, und dafs seine Moral sich in einem engen Kreis und um eine kleine Anzahl von Lieblingsideen herumdreht. Nebst einer guten Ballade: *der Schlüſſel des Himmels*, findet man hier von ihm zwey

vortreffliche, ſinnvolle Erzählungen, die durch die leicht zu machende Anwendung auf die jetzigen Ereigniſſe doppelt anziehend werden. (*die Orgel* und *der Marktſchreyer*). Ein eitler Bucklicher unterwirft ſich, ſeinen Höcker loszuwerden,

— — dem Stahl der Chirurgie:
der Podalirius ſchwingt muthig ſeine Pranke;
Er ſticht und ſchabt und ätzt, als wär der arme Kranke
Ein Leichnam oder eine Monarchie;
Und wenn das Opferthier laut um Erbarmen ſchrie,
So wieſs der Scherer mit gelehrten Blicken
Ihm ein Fragment von ſeinem Rücken.
Allein beym letzten Schnitt verſchied der arme Wicht.
Ein Freund des Märtyrers beſchied den Wunderthäter
Als einen Mörder vor Gericht.
Er trat ins Parlament und ſprach: Erlauchte Väter,
Ein Biedermann hält, was ſein Mund verſpricht;
Ich thats bey dieſer Kur. Des Höckers ſchwere Bürde
Iſt weggeſchaft, doch das verſprach ich nicht,
Daſs er daran nicht ſterben würde.

Matthiſſon. Dieſer gefühlvolle und phantaſiereiche Dichter hat fünf Stücke geliefert, deren keines die Vorzüge und Mängel ſeiner Manier verläugnet. Das *Kloſter* (S. 1.) hat vortreffliche maleriſche Züge. Nach einer ungemein charakteriſtiſchen und lebhaften Schilderung der Ruinen eines ehemaligen Kloſters geht der Dichter zu moraliſchen Betrachtungen über, die ganz ungezwungen durch den Anblick dieſer Trümmer hervorgerufen werden. Doch, ſcheint es uns, hätte er damit ſchlieſſen, und nicht wieder zur Beſchreibung und Erzählung zurückkehren ſollen. Auch würden ſeine ſehr wahren Reflexionen über das traurige Loos und die verfehlte Beſtimmung der armen Nonnen noch tiefer eindringen, wenn er in der Schilderung ihrer Lebensweiſe des Erſatzes nicht erwähnt hätte, den ſie durch eingebildeten Genuſs der Phantaſie für wirkliche Entbehrungen fanden:

— — wann der Chorgeſang
Der Jungfraun durch die Mitternacht erſcholl,
Und ſich ihr Herz dem Weltgefühl entrang.
Dann wähnte, ſeiner Nebelhäll' entflohn,
Ihr Geiſt hoch über Schmerz und Sinnenwahn.
Im unbewölkten Glanz der Gottheit ſchon
Die Krone der Vergeltung zu empfahn. — —

Gegen ſtrenge Einheit des Coſtume verſtöſst in einem chriſtlichen Süjet der *Tanz der Elfen* und der *Zug der Veſtalen*. Im letzten Stück *die Erinnerung* (S. 184) finden wir eine glänzende, und, irren wir nicht, neue Idee:

Am Seegeſtad', in lauen Vollmondnächten,
Denk' ich nur dich;
Zu deines Nahmens goldnen Zug verflechten
Die Sterne ſich — —

v. Gerſtenberg hat nur Ein, aber ein ſehr ſchönes Lied *die Alpenjagd* gegeben. Eben ſo *v. Salis* nur ein Lied (das Mitleid) aber voll ſüſsen Wohllauts, edlen Gefühls und ungemein rührender Züge. „Deine Hülfe, ſagt der Dichter von dem *Mitleid*, ſtillt das Flehen der Noth,

Dein Erbarmen eilt zur That.
Wünſche brennſt du auszuſpähen,
Spendeſt, wenn der Mangel bat;
Spendeſt Brüdern, welche darben
Deines Tagewerks Gewinn;
Bindeſt loſer deine Garben
Vor der Aehrenleſerinn.

In verarmter Wittwen Krüge
Schütteſt du der Stärkung Wein,
Prägſt des Lächelns heitre Züge
Abgehärmten Wangen ein;
Hebſt erlegner Wandrer Bürde
Auf dem tiefbeſchneiten Damm,
Und verpflegſt in ſichrer Hürde
Deines Nachbarn irres Lamm.

Vögelchen vor deiner Scheuer
Streuſt du Korn im Winter aus;
Nöthigſt zu des Heerdes Feuer
Pilger in dein wirtlich Haus;
Herbergſt an des Strohdachs Balken
Prognens federloſe Brut,
Schirmeſt Täubchen vor des Falken,
Küchlein vor des Geiers Wuth — — —

Schade, daſs die letzten Strophen des Liedes den erſten in jeder Rückſicht nachſtehn. Sie ſind dunkel, geſchraubt und doch zugleich matt, ſo daſs das Lied gegen das Ende, ſtatt ſich zu heben, ſinkt. — *Haug.* Ein ungemein fruchtbarer, und was ſelten damit vereinigt iſt, ein ſehr vorzüglicher Epigrammatiſt. In eine ſorgfältige Auswahl ſeiner Sinngedichte würden indeſs von den hier befindlichen kaum eins oder zwey Aufnahme erhalten dürfen. Keines hat die ſcharfe und glänzende Spitze, die er ihnen oft zu geben weiſs. — *Overbeck.* Zwey niedliche Lieder. Das Herbſtgemälde iſt voll Leben, und hat ein friſches und lachendes Colorit. *Die Verlegenheit* (S. 115.) iſt eine der anmuthigſten, launigſten Tändeleyen, die es in irgend einer Sprache geben kann. — *v. Halem.* Die Rhapſodie im Lehnſtuhl (S. 123) iſt mehr der gut geſagten Wahrheit, als der Poeſie wegen ſchätzenswerth. Der Schlachtgeſang iſt etwas froſtig, deſto beſſer aber der Gondoliergeſang, S. 58. — *Ebert.* Noch ein Lied auf den ſo oft von ihm beſungenen 18. May. Man fühlt, daſs der Geiſt und das Herz des Dichters noch immer heiter und warm ſind, wenn auch ſchon die zitternde Hand des Greiſes nicht immer den Ton des Gefühls ganz rein herausbringt. — Zwey Nachahmungen Popiſcher Gedichte ſtehen beide weit unter dem Original: die Elegie, von *Spalding*, und die Ode, der ſterbende Chriſt von *Bürde*; doch iſt die letzte nur ſchwach, jene aber rauh und proſaiſch zugleich. — Einzelne gute Stücke von *F. W. A. Schmidt*, *Tiedge* und einem Ung. der bittre aber treffende Einfall S. 32. die Fabel, der Chamäleon S. 127. die eine ſehr geübte Hand verräth, dürfen nicht übergangen werden. — —

Digitized by Google

Der Jahrgang 1794 ist noch reicher an schönen Gedichten, als der vorige; allein der beschränkte Raum verstattet uns blos der vorzüglichsten besonders zu gedenken. Poetischer Geist weht in den beiden Oden von *Conz*; nur ist für die erste (S. 39) das etwas schleppende Sylbenmaas nicht gut gewählt. Von *Ebert* sticht das Sonnet auf den 18. May und die artige Kleinigkeit an Baggesen hervor. Von *Gleim* ein feines Lob des trefflichen Künstlers *Ramberg*; ein Einfall (S. 174) der in Wien schwerlich Glück machen wird, und ein *Trost*, den jeder fühlende Mensch zu den seinigen machen muss, um den Ereignissen des Tags mit ruhiger Gelassenheit zuzusehn. Die Reformation, deren Segnisse wir jetzt geniessen, hatte manche nicht minder schreckliche Szenen in ihrem Gefolge, als die jetzige Revolution; und gewiss ist es besser und vernünftiger, statt des vergeblichen Seufzens oder Lästerns, mit unserm Dichter fest zu glauben, dass auch

aus diesem Bösen
das *Gute* kommen wird — — —
— — — wann alle Menschen Brüder
In allen Menschen wieder sehn,
Und alle Räder wieder
In ihrem Gleise gehn!

Das Gedicht S. 99. war uns nicht ganz verständlich. — *Haug*. Eine berühmte Schilderung von Poliziano (Stanze L. I.) gut nachgeahmt. Nur hier und da bemerkten wir einen kleinen Flecken: z. B.

Sopra l'asin Silen, di ber sempre avido,
Con vene grosse, nere, e di mosto umide
Marcido sembra, sonnacchioso, e gravido;
La luci ha di vin rosse, enfiate e sunide —
Auf seinem Esel der ewige Dürster Silen,
Mit schwarzen, von Most gedunsenen Adern;
Wie weinroth die *schwulstigen* Augen sich drehn u. s. w.

Unter den Epigrammen zeichnen sich nur ein Paar aus z. B. S. 167. — *Jacobi*, ein schönes Lied, veranlasst durch Schlossers Klage über den Tod des unglücklichen Ludwig XVI. Die Philosophie des Dichters ist vielleicht nicht für jedermann; glücklich und weise aber ist der, der sie zu der seinigen macht:

Lass der Zwietracht Fackel wüten,
Bis zur letzten Greuelthat!
Wandelt nicht im Kranz von Blüten
Gottes Segen um die Saat?
Kann des Aufruhrs Feldgeschrey
Wider uns den West emporen,
Das Geräusch der Büsche stören,
Und den Waldgesang im May? — —

Aus des Pöbels tollen Händen,
Die, am selbst gestürzten Heerd,
Vaterland und Freyheit schänden,
Winde Fürstenmacht das Schwert,
Und der stolze Königssohn
Spreche da, wo seine Blitze
Trafen, vom Tyrannensitze
Feig gewordnen Völkern Hohn!

Keiner Lerche Lied verstummet
Vor dem Wink der Majestät:
Honig sucht die Biene und sammet
Fort auf ihrem Blumenbeet;
Holder Freyheit Lobgesang
Schallt von allen Hügeln nieder,
Tönt im Männerherzen wieder,
Bey der Sklaven Kettenklang.

Sollt herauf aus ihren Nächten
Auch die ganze Hölle ziehn,
Und das Häuflein der Gerechten
Mit geschmähter Tugend fliehn;
Trübte sich des Tages Licht,
Wo der Unschuld Hütten sanken,
Wo Altar und Tempel wanken;
Dennoch siegt das Laster nicht.

Klopstock. Eine Ode und zwey Elegien; gerechte Klagen und Vorwürfe gegen die Neufranken über die getäuschte Erwartung des Dichters. Unter *Matthissons* Beyträgen sind einige gute Stücke, aber kein hervorstechendes. Die Einsamkeit (S. 32) ist im Anfang matt, doch sind die letzten Strophen besser. *Meissner*, ein Gemälde eines Sommerabends voll lieblicher Farben. v. *Nicolay*, eine Romanze, deren Abentheuerlichkeit nicht genug durch Zauber der Poesie verdeckt ist. Die Erzählungen sind zu nachlässig hingeworfen. Wie vortrefflich könnte dieser Dichter schreiben, wenn er nicht zu viel schriebe, und sich nicht zu sehr von der Leichtigkeit, alles in Verse zu bringen, hinreissen liesse! *Pfeffel*, nur drey Fabeln, wovon die erste (S. 37) die anziehendste. — *Schönborn*, die Entstehung Aegyptens, voll Phantasie, aber auch *nur* Phantasie. — *L. Stollberg*. Nicht ohne wahre und und sanfte Empfindung sind die beyden Oden an Sophien. In der Todtenklage (S. 44) macht der Inhalt einen unangenehmen Contrast mit der spielenden Versart. In einem Hochzeitlied lesen wir (S. 178) mit Erstaunen folgende an die Braut gerichtete Strophe:

Antonia, dein Gürtel engt
Sich bald, und minder frey,
Von unbekanntem Weh gebängt,
Vollbringst du's mit Geschrey — —

Tiedge, die Betende, ein Lied voll Salbung. — *Voss*. Einige epigrammatische und gnomische Gedichte; die achte Idylle Virgils (worinn einige mit dem Genius unsrer Sprache streitende Ausdrücke und Wortfügungen an einem Dichter von dieser Autorität doppelte Rüge verdienen: *der Weid' unachtsam in memor herbarum* — die Ströme gewandt aus *eigenem* Lauf, *suos requierunt flumina cursus*. — „Dein *nur* würdiges Spiel für Sophokles hohe Cothurne" eine unleidliche Inversion! „Eben vom eilften Jahr das folgende hatt' ich erlebet." *Alter ab undecimo* etc. Das Begräbniss, ein schönes Lied, nur dass das künstliche Sylbenmaass dem elegischen Gange der Empfindung nicht ganz angemessen scheint. Die Veredelung, ein Gesang, der Enthusiasmus für Menschenwürde und Menschenrechte athmet.

Junker Kord, Lebenslauf eines Landjunkers und Fuchsjägers (Gegenstück zu Virgils Pollio, wobey eine Ekloge von Gay benutzt ist,) voll Laune und treffenden Spottes. — Unter den Beyträgen der Ungenannten ist das beste, die neue Republik S. 63. und Burke's Denkmal nach Goldsmith;

Sein Geist, durch Scharfsinn, Witz und Genius geadelt,
Wird kaum zu sehr gepriesen und getadelt.
Sein allumfassend Herz, voll Liebe, stolz und frey,
Engt' er, und fröhnte der Partey,
Erniedrigend der Einzelnheit zum Knechte,
Was angehört dem menschlichen Geschlechte.

Dessau, b. Müller u. Comp.: *Vier und zwanzig Lieder, zum Singen beym Klavier*, in Musik gesetzt von L. *Kindscher*, Lehrer an der Hauptschule und Kantor an der Hofkirche zu Dessau. 1792. 29 S. kl. Querfolio.

Anlage zur Composition und gröstentheils leichten Gesang kann man den Vf. nicht absprechen; dies ist aber auch fast alles, was wir — nach den vor uns liegenden Liedern zu urtheilen — mit Ueberzeugung zu seinem Lobe sagen können. Gegen den reinen Satz haben wir zwar, ausser S. 1. T. 11 — 12; S. 4. T. 1; S. 14. T. 2; S. 23. T. 22 — 23; S. 25. T. 11. keinen sehr auffallenden Verstoss gefunden; allein zu einem guten Liede gehört mehr, als der reine Satz. — Die Gedanken sind gröstentheils alltäglich, und zum Theil gar sehr bekannt. Wer dies nicht beynahe in jedem Liede, besonders aber S. 8. 14 20 etc. bestätigt findet, der muss in der That noch wenig Musik gehört haben. Die Modulation könnte kaum trockener seyn, als sie wirklich ist. Man sehe in dieser Hinsicht S. 2. 3. 6. 7. u. a. m. Seite 3. sind alle fünf, und S. 7. sogar alle sieben Einschnitte in der Tonica angebracht worden. Wie armselig und ermüdend! Die weiche Tonart kömmt (ausser bey einer einzelnen Strophe S. 10.) in der ganzen Sammlung nicht einmal vor. Die elenden Nachspiele S. 1. 3. 8. 10. 15 etc. hatten füglich wegbleiben können. Ueberdies passen die vier letzten, marschartigen Takte S. 1. gar nicht in das Ganze. Hin und wieder hat der Vf. den Charakter nicht richtig genug dargestellt. So sollte z. B. das Lied auf der ersten Seite feyerlicher, und nicht so hoch gehalten worden seyn. Auch einen zu grosen Umfang der Stimme setzen verschiedne dieser Melodien voraus. Dies ist sogleich in dem ersten Liede der Fall, wo das eingestrichene d und das zweygestrichene h vorkömmt. S. 8 geht die Melodie sogar bis in das dreygestrichene c. Die Läufer durch eine ganze Octave auf- und abwärts, wie S. 4. und 8. so abgenutzten Murkybasse S. 3 und 10. sind in der Musik gröstentheils um nichts besser, als die sogenannten Flickworte in der Dichtkunst. — Ob man nun gleich in den vorliegenden Liedern den Anfänger noch gar sehr erkennt, so glauben wir doch, der Vf. könne mit der Zeit ein recht guter Liedercomponist werden, wenn er das, was wir gegen diese, wahrscheinlich erste, Arbeit erinnert haben, künftighin zu vermeiden sucht.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Dresden u. Leipzig, b. Richter: *Omais*, Freund und Reisegefährte des Kapitain Cook, *Erzählungen und Berichte von seinen Reisen, Unternehmungen und Einrichtungen auf den Südseeinseln nebst charakteristischen Schilderungen von den Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen der Bewohner derselben* 2 Bände. 1792. 432 S. 8.

Zwar ist nirgends angezeigt, dass dieses Buch aus dem Französischen übersetzt sey, allein wir würden, wenn uns auch nicht das Original bekannt gewesen wäre, es aus dem Vorbericht schliessen. Der Herausg. versichert, auf dem Vorgebirge der guten Hofnung aus den Händen eines Franzosen, der sich eine Zeitlang bey Omai aufgehalten hatte, Manuscripte, eins in der französischen und das andere in einer fremden Sprache, die Omais Erzählungen enthielten, den Auftrag bekommen zu haben, sie nach seiner Rückkunft in Frankreich bekannt zu machen. Er ist dabey so billig, einem jeden der an der Aechtheit des Werkes zweifeln sollte, seine Muthmasungen zu überlassen. Das Ganze ist, wie sich von selbst versteht, ein Roman mit geographischer Grundlage; der eine ganz unterhaltende Lectüre gewährt. Der Vf. hat sich in die Lage des Südseeinsulaners sehr glücklich versetzt, und ihm solche Gedanken, Beobachtungen und Thaten zugeschrieben, die viele innere Wahrscheinlichkeit für sich haben, und den Charakter dieses Mannes und seiner Mitbewohner der Gesellschaftsinseln noch näher entwickeln. Das Werk ist in 18 Erzählungen abgetheilt, die nach einem seiner Freunde oder Bekannten, worauf sich der Inhalt bezieht, betitelt sind. Die Reise von der Südsee nach London wird sehr kurz beschrieben. Omai sagt, dass er damals zu wenige Erfahrung gehabt habe, Beobachtungen anzustellen. Wir wissen nicht, warum der Vf. nicht eben so gern aus der zweyten als aus der dritten Reise des Capitain Cook abgeschrieben hat. Die Rückreise nach seinem Vaterlande beschreibt Omai von S. 49 — 288, und er gesteht selbst, sich dabey an die von Anderson mitgetheilten Nachrichten gehalten zu haben. Einen Auszug aus einem Werke dieser Art werden unsre Leser nicht erwarten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. September 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Riga, b. Hartknoch; *Von der Gabe der Sprachen am erſten chriſtlichen Pfingſtfeſt. J. G. Herder.* 1794. 150 S. 8.

Buchſtabe und Geiſt in lebendiger, ſanfter, inniger Verbindung. Zuerſt eine Buchſtabendeutung; die Erklärung einer ſonderbaren, vielfach gedeuteten, einflufsreichen Geſchichte, mit einigen kleinern Nachahmungen und einer Nachäffung derſelben, wird mit geſchichtmäſsiger Sorgfalt neu und eigen entwickelt. Sie wird im Geiſt des hebräiſchen Alterthums betrachtet und aus dieſer verdunkelnden Entfernung dem Genius unſerer Zeit, wie er es faſſen kann, vom geiſtigen Führer gezeigt. Gegen das Ende ſpricht der Geiſt des Führers allein; nur ſo dafs er hinter den Nimbus des Genius der alten Zeit etwas zurücktritt. Was er in dieſer Stellung ſagt, iſt noch wichtiger, als die gelegentliche Veranlaſſung, bey welcher es geſagt iſt. Auch wir wollen die Deutung der Geſchichte zuerſt, und dann — mit noch vollerer Beyſtimmung! — hören: auf was der Geiſt bey dieſer Geſchichte deutet!

Plötzliche Mittheilung ungelernter fremder Sprachen wäre ein Wunder über alle Wunder. Die Denkweiſe eines Volks iſt in ſeiner Sprache niedergelegt. Dieſer Schatz, ſo weit er da iſt, kann blofs durch Erlernen, nicht durch Erfinden, der Beſitz eines Geiſtes werden. Alle wunderbare *Erhöhung* der Seelenkräfte kann die Stelle dieſes Lernens nicht vertreten. Die Gedächtnifsfachen, die mir völlig fremde ſind, kann weder mein Gedächtnifs, noch meine Erinnerungskraft herbeyſchaffen, noch weniger mein Verſtand erfinden. Es müfste ein *fremder Geiſt* ſeyn, der meine Sprachwerkzeuge jetzt zu *ſeinen* Gedanken, nach *ſeiner* Weiſe gebrauchte. Das Gemüth iſt kein Fachwerk, Worte ſind nichts, das ſich hineinlegen lieſse. Das *unmittelbare plötzliche Mittheilen* einer Sprache iſt der Natur der Sachen — der Natur des Geiſtes und der Zeichen, aus welchen eine Sprache beſteht — völlig widerſprechend, alſo auch der Allmacht unmöglich. Ich verſtehe eine Sprache, wenn ich bey ihren Lauten, *als* Zeichen, entweder an ein gewiſſes Objekt meiner Vorſtellungen zunächſt, oder an einen andern Laut, den ich ſchon verſtehe, als gleichbedeutend, denke. Sollte ein Geiſt im Moment, ohne allmäliches Vergleichen des Bezeichneten mit dem Zeichen, eine Sprache verſtehen und ſelbſt gebrauchen lernen, ſo müfste ein anderer Geiſt bewirken können, dafs jener in dieſem Moment alle Laute der fremden Sprache mit dem correſpondirenden Object ſelbſt, oder mit dem einen ſchon bekannten ſynonymen Laut zuſammen dächte, alſo fürs erſte Tauſende von Bedeutungen ohne Zeitverfluſs auffaſste, dafs ferner in eben dieſem Moment das Gedächtnifs alle dieſe Laute in dieſer ſo ſchnell entſtandenen Aſſociation ſicher aufbewahrte, dafs zugleich die Phantaſie ſie eben ſo ſchnell mit allen ihren ſonſtigen Begriffen, Ideen und Bildern in Verbindung geſetzt, zur Reproduction bereit und vorräthig fände und dafs endlich die Zunge zur richtigen Ausſprache die ſonſt ſo ſchwer zu erlernende Biegſamkeit erhielte. Jener einwirkende Geiſt müfste alſo die Kraft beſitzen, zu bewirken, dafs der auffaſſende Geiſt augenblicklich durch ſein Faſſungsvermögen und durch die Kräfte ſeines Gedächtniſſes und Phantaſie ſoviel im Auffaſſen und Aufbewahren leiſtete, als er ſonſt in Monaten und Jahren kaum zu leiſten im Stande wäre. Dieſs heifst: Jener einwirkende Geiſt müfste den auffaſſenden Geiſt zu einem anders, als die ſonſtige Natur ſeiner Kräfte es mit ſich bringt, wirkenden, mithin in der That zu einem andern Geiſt machen *können*; dennoch aber ſo, dafs er zugleich der nemliche bliebe. Dieſe *Unmöglichkeit* verbirgt man ſich umſonſt durch den der Natur der Sache widerſprechenden ungeiſtigen, grobſinnlichen Ausdruck von „unmittelbaren, plötzlichen *Mittheilen*“ wenn man ihn von einem Ding, wie die Sprache iſt, gebraucht, das nur ſehr theilweiſe durch das Mittel einer Faſſungskraft, die ihr gewiſſes Naturmafs hat, empfangen werden kann. So wenig es der Allmacht möglich iſt, dafs ein Scheffel das tauſendfache auf einmal faſſen, ſo wenig kann eine nur in einer gewiſſen Form und Beſchränkung exiſtirende Faſſungskraft mehr oder ſchneller faſſe, als dieſs mit ihrer Form übereinkommt. Und ſagt man, die Gottheit *hebe dieſe Schranken auf*, ſo iſt alsdann auch dieſs ein bloſser, leerer Wortſchall. Bey einer beſchränkten Form macht das Aufheben der Schranken nicht unbeſchränkt; ein beſtimmter Geiſt kann nicht eine gröſsere Faſſungskraft anders als durch Zufälle erhalten. Und Zuſätze von Kräften ſind in einem geiſtigen Kraftweſen nicht denkbar. Man kann nicht 6 Grade Gedächtniſs zu 12 Graden Gedächtniſskraft addiren und doch behaupten, die Gedächtniſskraft von 18 Graden ſey dann noch das vorige Kraftweſen. Die Grundanlagen eines Dings, die Form jedes individuellen Exiſtirenden, kann niemand von der beſtimmten Exiſtenz deſſelben in der That trennen. Eine andere Form der Grundanlagen geben ein andes Individuum, wie dieſs ſchon der Scholaſtiker durch ſein: *Forma dat Eſſe rei*, ausdrückte. — Doch, laſſen wir jedem aus dem Syſtem exegeſirenden dieſes *quid pro quo*, an welches wir nur deswegen ſtreiften, weil es jetzt ſo weit iſt, dafs man doch gerne nichts exegetiſch behaupten möchte, was nicht wenigſtens — denkbar wäre.

H. führt uns am Leitfaden der Geſchichte weit genug. Wer es weiſs, wie nothdürftig die ſchreibenden Apoſtel ihr zum Leſen und Schreiben ihnen ſo nothwendiges Bischen griechiſch verſtehen, der wird gewiſs überzeugt ſeyn, daſs, wenn ihnen damalige fremde Sprachen je göttlich mitgetheilt worden wären, die unentbehrlichſte derſelben ihnen gewiſs nicht in einem der niedrigſten Grade zu Theil geworden ſeyn würde. Was erhielten denn aber die am erſten chriſtl. Pfingſtfeſt verſammelten Chriſten auf dem Söller? Begeiſterung, von den groſsen Thaten Gottes (den Wirkungen der Vorſehung zur Beglückung der Menſchen) in Ausbrüchen der Entzückung zu reden, welche andere aus allerley Weltgegenden zu Jeruſalem wohnende Juden, wie aus ihrem Herzen geſprochen finden, einige als Ueberſpannung, als Trunkenheit verlachen. Dieſes im Text zu ſehen, führt *H.* Schritt für Schritt näher. Wir möchten mit ihm nicht darauf dringen, daſs die ſtaunenden Zuhörer zu Jeruſalem *wohnende* Juden und Judengenoſſen genannt werden, und daſs von Juden zu Jeruſalem ausgebreitete Sprachkunde nicht zu erwarten ſey. Jenes Wohnen könnte auch einen vorübergehenden Aufenthalt während des Feſtes, oder wegen Handelſchaft und anderer Geſchäfte bedeuten, und von dieſen könnte doch der Eine dieſe, der Andere jene auswärtige Sprache als Landesſprache ſo zur Nothdurft, wie noch jetzt unſere Juden deutſch zu verſtehen pflegen, verſtanden haben. Aber daſs ſie nicht nach Verſchiedenheit der Sprachen charakteriſirt werden, iſt gewiſs. Parthiſch, Mediſch, Perſiſch, wären dieſs verſchiedene Sprachen? welches iſt die Meſopotamiſche, Kappadociſche, Pontiſche, Aſiatiſche, Phrygiſche, Pamphyliſche Sprache? Lucas ſieht nicht auf einen Stammbaum von *Sprachen*, ſondern er überblickt *Provinzen*, worin Juden zerſtreut wohnen, um durch Aufzählung den Eindruck zurückzulaſſen: Juden aller Art, aus allen Weltgegenden finden in den Herzensergieſsungen jener Chriſten *ihre* Sprache. Wie aber gelangten jene redenden Galiläer, Leute, die aus einer wegen Einfalt, nicht wegen Geiſtesgewandheit, berühmten Gegend der Geburt und der Lehre nach abſtammten, zu dieſen ſoviele Zuhörer überraſchenden Ausbrüchen der Empfindungen? durch den Geiſt! antwortet der Text; dem Hebräer ein allumfaſſendes Wort. Was die Kräfte des Chaos zur ſchöpferiſchen Entwicklung aufregt, iſt eben ſowohl als das, was des Menſchen Herz und Sinn belebt, erwärmt, bald ſanft bald ſtürmend thätig macht — der allein inwohnende Gottesgeiſt. Des Richters Scharfblick, des Weiſen Forſchen, des Künſtlers unerklärlicher Kunſtſinn, des Sprechenden hohe, ihn ſelbſt und alles mit ſich fortreiſſende Redekraft, dieſs alles iſt Gottes Geiſt. So ſprechen jene erſten Chriſten aus Fülle des gottgeweihten Geiſtes. An die Stelle ihrer gewöhnlichen Geiſtesſtimmung drängte ſich eine höhere mächtig hervor (wie noch ſonſt öfters Act. 4, 31). Durch ungewöhnlicher Umſtände Zuſammenfluſs, Anſpannung aller ihrer Nerven, durch Erregung aller Lebenskräfte und Säfte bricht der Gedankenſtrom hervor, den ſie nicht dämmen und ordnen können. Sie ſind in dem erſten ſüſsen Taumel der frohen Begeiſterung, des neuen Lichts, wo man alles erfüllt ſieht, was der alten Väter höchſter Wunſch und Sehnen war, wo man ſich in der groſsen Zeit der Wiederbringung aller Dinge fühlt. 3, 20 — 26. Dieſs kann nur mitfühlen, wem der Geiſt der hebr. ältern Propheten nahe iſt. Den Andern iſts — Trunkenheit; bis ein Petrus aufſteht und es in verſtändlicher Sprache, mehr in proſaiſcher Ruhe, entwickelt. Erweckt wurde dieſe Begeiſterung durch das Feſt ſelbſt. Das Pfingſtfeſt war das Feſt der Geſetzgebung Moſe's, der zweyte Geburtstag des Volks, an welchen es das Andenken der Verfaſſung feierte, die ein Dutzend hebräiſcher Nomadenherden zur Nation wiedergebohren hat. Eine neue geiſtige Geſetzgebung, eine zweite geiſtige Volksſchöpfung war es, was Jeſu Hinterbliebene, mit Beyſtimmung aller Propheten, jetzt gerade nahe, nahe hofften. Ein ſtarkes Windbrauſen ballte durch das Haus, wo die erſte Gemeinde von 120 Perſonen chriſtliche Synagoge hielt, und in feſtlichen Gebeten, Geſängen und Vorleſungen des Troſtes Iſraels harrte. (Was nun kam, war Amen, feyerliche Bejahung der Gottheit, hier der gewaltig redende Wind, wie ein andermal Act. 4, 31. ein Erdſtoſs, den ſie am Hauſe ſpürten oder zu ſpüren glaubten.) Die Geſchichte der Geſetzgebung auf Sinai iſt am Geſetzgebungsfeſt ihrem Geiſte doppelt gegenwärtig. Dort war Feuer und Flamme. Auch ſie, ſobald ſie in bedeutſamen Windbrauſen die Stimme Gottes hören, ſehen unter ſich Feuerflämmchen (der Hebräer nennt dieſs Feuerzungen) bald da, bald dort. Dieſs war *ihre* Viſion. (*γλῶσσαι* nicht *ἐν γλώσσαις* ſagt der Text.) In der hohen Stimmung ihres Geiſtes iſt zuerſt der Intuitionsſinn geöfnet. Und aus erſt erſchallten Töne, Worte der Ekſtaſe, Ausrufungen, Orakelſprüche, Apophthegmen, feurige Geſänge. Sie ſind mit Feuer getauft. Die Begeiſterung, welche ſie Jeſus, der Scheidende, erwarten hieſs, war da. — (Was der Hebräer im Superlativ ſagen will, das ſagt er durch eine Verdopplung des nemlichen oder eines ähnlichen Ausdrucks. Der Affectvolle iſt dem Hebräer nicht bloſs ſprechend, ſondern „mit Reden redet er.") *Mit der Zunge ſprechen* heiſst ihm begeiſtert, kraftvoll ſprechen. Aber nicht nur mit der Zunge, oder unhebräiſch; mit kraftvoller Begeiſterung redeten jede Verſammelte, ſondern auch in *andern Zungen*, in neuen Auslegungsarten über die Hoffnungen der alten Propheten. Sie ſprechen in *neuen, andern, geiſtigen Gloſſen* über die alte Geſetzverfaſſung, den Typus der nun beginnenden, neuen, deren Schall in allen, der Jude ſagt in 70. Sprachen und Denkweiſen über alle Völker ertönen ſollte. In ſolchen neuen andern Gloſſen (Marc. 16, 17.) ſprachen auch ſonſt Chriſten, bey neuen, auffallenden Gelegenheiten, wo Begeiſterung ihnen neue Aufſchlüſſe, Redensarten und Schrifterklärungsweiſen gab, wie Act. 19, 6. 10, 46. In der durch manche Ausſchweifungen entſtellten Korinthiſchen Gemeinde aber gab es eine Nachäffung dieſer Art von Begeiſterung, von welcher Paulus, der Gott dankt, mehr (auf ächte Art) in Zungen zu reden, als ſie alle — d. h. durch ſoviele neue Aufſchlüſſe den Meſſias überall ſieht und zeigt — mit Lehrerklugheit als von einer „Kinderey" abmahnt.

Rec.

Digitized by Google

Rec. findet auch noch seiner „Glosse" bey weitem das Meiste von diesem allem im ächten Geist des hebraisch christlichen Alterthums gedacht und gedeutet. Dass γλωσσαι und selbst γλωσσαις λαλειν begeistert, vielbegeistert reden, bedeuten *komme (loquendo loqui)* dass eine neue Art die Schrift zu deuten, im jüdisch-griechischen, als ein Reden mit neuer Zunge und in neuer Sprache beschrieben werden konne, ist ihm nicht zweifelhaft, wenn ihm gleich kein ganz ähnliches Beyspiel aus dem Sprachgebrauch bekannt ist. Dergleichen *mögliche* Bedeutungen können zu den *eigenthümlichen* des neutestamentlichen Styls gehören. Noch weniger zweifelhaft ist ihm die ganze übrige Erklarung der Begeisterung und Vision jener am Pfingstfest redenden. Dennoch scheint dem Rec. die Erzählung des Lucas nicht blos auf fremde, ungehörte, prophetische *Deutungen* und Apokalypsen, sondern wirklich auf ein begeistertes, spruchweises, emphatisches Declamiren in einigen ausserhalb Palestinensischen, also *fremden Sprachen* hinzudeuten. Wenn die Zuhörer sagen: „wir hören alle unsere Sprache, *in welcher wir gebohren sind*, oder: *welche wir vorher hatten*" würden sie dadurch nicht sagen: wir hören gerade unsere angebohrne Denkweise, den uns sonsther schon eignen Sinn? Würden sie sich in diesem Fall gewundert haben? Würde es ihnen zur Bestürzung, zum Entsetzen und Staunen v. 6. 7. 12. Anlass gegeben haben, wenn andre begeistert so sprachen, wie sie zu denken *gewohnt* waren, wenn andere die Glosse aussprachen, die sie *schon* hatten? Warum sollten nicht Galiläer die Meynung, welche mehrere Juden aus allen Gegenden sonst hatten, auch haben können? Denn nach H. müssten doch die Worte: ακουομεν τη ιδια διαλεκτω ημων, εν η εγενηθημεν nichts anders sagen, als: *eam ipsam mentem et opinionem, in qua et nos fueramus, audimus.* Ich „rede in eines andern Sprache" wenn ich mich seiner Denkweise anschmiege, aus seinem Ideenvorrath und Wortschatz die Hülle meiner Gedanken borge. Aber gerade, wenn ich mich ihm auf *seine* Weise verständlich zu machen weiss, wird er nicht staunen, sondern alles leicht finden. Noch Eines: möchte es wohl damals schon viele Juden aus allen Weltgegenden gegeben haben, welche, wenn sie Schriftdeutung auf Jesus hörten, ihre eigene, gewohnte Denkweise zu hören glauben konnten? Die Deutung der Schriften auf Jesus als Messias war sie den Schülern Jesu selbst noch (Luc. 24, 25.) eine so neue Glosse? — Von *fremden Sprachen* scheint uns also allerdings die Rede zu seyn. Nur muss nicht gerade eine Person viele fremde Sprachen hier geredet haben, es muss kein unter Juden unerwarteter Polyglottist da gewesen seyn. Noch weniger muss das Fremde der Sprachen das Wunderbare in der Sache gewesen seyn. Petrus in seiner Apologie hätte das eigentlich Wunderbare des Erfolgs gar zu wenig zu benutzen verstanden, wenn es in der That im Fremdsprechen bestanden hätte. Denn auf diess deutet er mit keiner Sylbe. Das Wunderbare war *ihm* v. 16 — 21., dass ein so gemischter und gemeiner Haufe von Menschen, wie die auf dem Söller versammelt waren — dass Mädchen, Jünglinge, Sklaven und Sklavinnen von einer solchen gottlichen Begeisterung durchdrungen waren, zu welcher ehemals nur Prophetenschulen vorbereiteten, und die schon lange unter Israel verstummt war (1 Maccab.) *Nur die unter sich versammlende Menge* (zu welcher sich die Menge *der* Exegeten, die gerne staunten, lange genug gesellt hat) nur diese erstaunt über das *Fremdsprechen* v. 6. 7, weil sie *meynt*; es seyen blos Galiläer, welche oben in ein solches Freudengetümmel (φωνη) ausgebrochen seyen, dessen Innhalt sie unten auf alle Fälle kaum verstehen konnten.

Aber wichtiger als Vereinigung über diese *exegetische* Glosse ist der ihr angehängte Zuruf: wo der Geist des Herrn ist, da ist Freyheit. Der Herablassung Jesu in all jene Denkweisen und Glossen danken wirs, dass sie nicht mehr nöthig sind. „Nie wird jener Opfer- „und Sklavendienst wieder kommen auf Erden. Die „Raupe ist verwesen, und die Psyche dieser Hülle em- „porgeflogen. Der menschliche Verstand hat sich ge- „läutert und gereinigt. Jegliche neue Zunge, die uns „diese Freyheit vorbereitet, verkündigt und verschafft, „sollen wir segnen. Es gehörte eine geistige neue Zun- „ge dazu, die den harten Buchstaben — Erwartung ei- „nes ewigen irrdischen Gottesreichs — lösste und das „goldene Kalb solcher Erwartungen in seine Elemente „verwandelte. Die Juden (und so manche Buchstaben- „christen!) bekamen davon Asche zu trinken, die ver- „aus gewonnene Arzney ist für alle Völker. Bestehet „in der Freyheit, ruft Paulus. Leider fieng bald im „Christenthum ein neuer Knechtsdienst an. Rohe Ge- „walt, Finsternis und Barbarey hielten es fest. Wo- „durch sind wir davon befreyt worden? Abermals durch „den — Geist der Sprachen. Man lernte und übte Spra- „chen. Dadurch kehrt man nun allmählich zum rei- „nen, ursprünglichen Sinn auch der heil. Schrift zu- „rück. Der wiedergebrachten Gabe der Sprachen muss- „te die Reformation bald nachfolgen, *und so unvollstandig sie blieb, so richtig war ihr Princip, Protestantismus „gegen alle Knechtschaft der Unwissenheit und des Aberglaubens. Geist ist das Wesen des Lutherthums*, wie „Geist das Wesen des Christenthums ist. Freye Ueber- „zeugung, Prüfung und Selbstbestimmung. Ohne die- „sen Geist der Freyheit ist oder wird alles Leichnam. „*Die Rechte, die Luther hatte, haben wir alle. Lasset uns „dieselben so aufrichtig, vest und gross, wie Er*, üben. „Vom Joch des Papismus und der Kirchenväter hat er uns befreyt. *Unter das Joch hergebrachter Formeln und „Worte hat er unsern Verstand weder zwingen können noch „wollen.* Selbst Christus wollte dies nicht. Er, der Be- „freyer des menschlichen Verstandes nicht sein Tyrann „und Fesselngeber." Dies und noch mehr dieses Sinnes nennt *Herder* seine Glosse zur Epistel des ersten Pfingsttags. Es ist die Glosse der Wahrheit und des Geistes, des allvereinigenden Geistes, für den es „keine besondere Par- „ther- und Elamiter- Kreter- und Araberwahrheit „gibt," der Gemüther vereint, wenn Politik sie von einander reisset, wenn die überall dem Aufruf der Gottheit folgende Gemeine, die grosse, schöne *Versammlung der Gemüther* (ecclesia) mit dem gothischen eingeengten Menschenwerk *Kirche* verwechselt, wenn der Stall für wichtiger gehalten wird als die Heerde! dieser Geist ist der Sieg, der die Welt überwindet. 1 Joh. 5. 4.

SCHÖNE KÜNSTE.

Danzig, b. Troschel: *Her***s Briefwechsel.* 1794. 192 S. 8. (18 Gr.)

Die gute Sitte, gleich auf dem Titel eines Buchs bestimmt anzugeben, ob und von welchem Werk und aus welcher Sprache es eine Uebersetzung sey? kömmt immer mehr aus der Mode. Auch dem ungenannten Herausgeber dieser kleinen Schrift (dass dies aber nur der *erste* Theil sey, erfährt man gleichfalls erst auf der letzten Seite derselben) hat es beliebt, blos in der Vorrede zu melden, dass das, was er hier ans Licht bringe, eine Verdeutschung der bekannten *Lettres galantes de Mr. le Chevalier d' Her..* von *Fontenelle* sey. Seine Zweifel an der Vaterschaft dieses witzigen Kopfs zu diesen Briefen kommen zu spät: sie sind längst gehoben. Ob diese Briefe mit ihrer etwas faden, übersüsslichen Galanterie, mit der sie selbst in Frankreich längst kein Glück mehr gemacht haben würden, einer Uebersetzung in unsre Sprache werth waren, lassen wir dahin gestellt: es lohnt nicht der Mühe, mit dem *Her.*, der gar hohe Begriffe von ihrer Vortrefflichkeit hegt, einen Krieg darüber anzufangen. Die Uebersetzung an sich ist nicht schlecht, doch sieht man ihr fast auf jeder Seite an, dass sie Uebersetzung ist. Z. B. „*Ich begegnete einem zu „Pferde, dessen anständiges und wohlgebildetes Aussehen „mich hoffen liess, dass er von Ihrer Bekanntschaft wäre.*" Dies sind deutsche Worte aber keine deutsche Wendung; so würde sich in einem eignen Aufsatz kein guter, kein mittelmässiger, ja selbst kein schlechter deutscher Schriftsteller ausdrücken. S. 57. „*Es ist ein Unglück, dass Ihre „Reize Niemanden Verbindlichkeit haben — indess weiss ich „doch nicht, ob nicht Ihre gestrigen Reize durch irgend Je „manden veranlasst wurden.*" — S. 69. „*Sie sind auch „sehr strenge, dass Sie zu den Wünschen des H. v. S. in Be„treff Ihrer Fräulein Tochter Ihre Einwilligung nicht hin„zuthun wollen*" u. s. w. — Das Buch ist mit einer neuen Schrift von Hn. *Unger* gedruckt, die Rec. aber unmöglich, weder schön finden, noch als angenehm oder zuträglich für das Auge erkennen kann. Die Lettern haben ein so steifes, rohes und hölzernes Ansehn, und vorzüglich die Anfangsbuchstaben, nicht den mindesten gefälligen Schwung. Was für Missgestalten sind besonders das *d. K. H. G. R.*! und wie ungleich schöner und geschmackvoller ist manche bisher gewöhnliche deutsche Schrift. z. B. die, womit *Lessings vermischte Schriften*, die *deutsche Monatsschrift* u. s. w. gedruckt werden! — — Die höchst unanständige Titelvignette hätte sich besser für eine Priapöie, als für diese zwar etwas schaalen, aber nichts weniger als unsittsamen, Briefe geschickt. Fürwahr ein armseliges Mittel, die Neugier einer gewissen Klasse von Lesern, die freylich zahlreich genug seyn mag, zu locken: ein Mittel, das billig kein einziges unserer kritischen Blätter, wenn auch die literarische Polizey dazu schweigt, ungerügt durchgehen lassen sollte.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Halle*, b. Heudel: *Joh. Aug Noesselti Disp. qua illustratur το πνευμα αγιωσυνης Rom. I.* 4. academiae Fridericianae nomine scripta. 1793. XII S. 4. Die Stelle wird übersetzt: *Natus est filius Dei e genere Davidis, si ejus humanitas (aut. humilior conditio) spectatur, demonstratus autem Dei filius vi divina(εν δυναμει cf. 2 Cor. XIII, 4.) per resurrectionem e mortuis, si quidem ratio habeatur spiritus, qui eum sanctificavit i. e. vis illius divinae, qua factus erat sanctus h. e. filius Dei.* Nach seiner exegetischen Genauigkeit macht der Vf. auf den *eigenthumlichen* Gebrauch von manchen Worten bey Paulus aufmerksam, zu denen auch πνευμα u. σαρξ gehört. Πν. αγιωσυνης ist πν. αγιον wie σωμα ταπειωσεως Phil. 2, 21. σωμα ταπεινον. Unter πν. αγ. aber kann hier nicht die göttliche *Natur* verstanden werden, weil man erst zeigen müsste, ob Paulus sonst das Göttliche und Menschliche in Jesu so bestimmt *als Natur* unterscheide — wozu Röm. 8, 5. 1 Tim. 3, 16 Ebr. 9, 13. (1 Petr. 3, 18.) nicht hinreichen, und weil besonders der Gebrauch jener Worte von einer göttlichen Natur nicht sprachrichtig erwiesen ist. εξεστι ist κατεδειχνυτο Vgl. Act. 2, 22. Die Auferstehung Jesu von den Todten war seinen Schülern der auffallendste Fingerzeig und Wink (αποδειξις) der Vorsehung, dass sein Tod nicht als Zeichen der Abneigung Gottes von dem Unternehmen und dem Plan Jesu anzusehen sey. Vielmehr beförderte jene seine höchst unerwartete Wiederbelebung, gewiss den Absichten des moralischen Weltregenten gemäss, das lebhafteste Zutrauen der Schüler Jesu zu ihm und seiner Sache bis auf den ausserordentlichen Grad, welcher zur fernern Ausbreitung des Christenthums unter Gefahren und Leiden nothwendig war. Ihnen wurde dadurch gezeigt, dass Jesus, seines Todes ungeachtet, ein wahrer Führer zum ewigen Heil (Ebr. 2, 10.) d. i. der Messias oder Gottessohn sey. Unter dem Ausdruck *Gottessohn* nemlich ist nothwendig der messianische Charakter, nicht eine göttliche Natur Jesu zu verstehen, da es abgeschmackt wäre, zu schliessen: *Jesus revocatus est ad vitam, itaque eum vero ac proprio sensu oportet esse Deum!* und da hier gerade von ihm, als Gottessohn, die Abstammung von David ausgesagt wird. (Gegen diese richtige „*simplicitas in interpretando*" wissen sich freylich die *subtiliores* durch den schönen Fund von *propositionibus idiopoëticis* zu helfen.) Der Zweck des Apostels ist nicht, zu sagen, dass und wie Jesus Gottessohn *war*; es würde in diesem Fall die Rede ohne Unterbrechung von γενομενου abhängig weiter fortlaufen. Vielmehr will er auf ein Factum deuten, wodurch es *gezeigt* ward (εδειχθεντος), dass man sich im Vertrauen auf ihn als Messias nicht geirrt habe. In sofern er andern Menschen gleich war (κατα σαρκα) *war* er Davids Sohn; in Beziehung auf seinen höhern Charakter, in Rücksicht auf alles das Gottesgeistige, was ihn zum Messias erhob (κατα πν. αγιον) ward er als Messias zuletzt durch seine wunderbare Wiederbelebung *gezeigt*. So ist Fleisch Joh. 3, 6. das blos menschliche, das gewöhnliche im Menschen, Geist aber eben dieses Menschen geistiger Zustand. So ist Ismael Gal. 4, 29. κατα σαρκα γεννηθεις, weil bey seiner Geburt nichts ausserordentliches von der Vorsehung gewirktes vorkam, Isaac hingegen wird κατα πνευμα γεννηθεις genannt, nicht als ob er eine göttliche Natur gehabt hätte, sondern weil er unter geistigeren Umständen (nach einer besondern vertrauensvollen Richtung des Geistes Abrahams auf Gott) gezeugt war Der Sinn der schwierigen Worte: κατα πν. αγιωσυνης ist also nach biblischen Sprachgebrauch: „*quoad tanquam prophetа, non tanquam simplex homo spectatur.*" Vgl. Luc. 1, 34. Joh. 10, 36. αγιωσυνη ist von αγιος *sanctificatio*. Der *Gottesgeist* in Jesu zeigt, dass J. ein ayior war, er verschafft ihm sein Recht (1 Tim. 3, 16. δικαιωθη.) Dass er nicht blos als ein gewöhnlicher Mensch, wie er erschien, angesehen werden solle.

Diese ganze, richtige und genau erwiesene Deutung ist der schönste Beleg von den Worten des Vf., in welchen er die Confession des exegetischen Wahrheitfreunds zusammenfasst: *Quodsi vero cupiamus Christianam doctrinam, puram eam quidem et ab humanis commentis liberam, tenere, omni studio contendamus, atque sic bene de re Christiana mereamur, ut relictis iis, quae temeritas in interpretando invexerit, veram vim verborum, eorum imprimis, quibus tamquam propriis Apostoli in tradenda illa doctrina utuntur, accurate perspiciemus, ne, neglectis illis interpretandi subsidiis, aut suscepta temerario, quamquam diuturno usu firmata, ratione — impia fraude vel inscii vel inviti obligemur.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 25. September 1794.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Gleditsch: *Europäisches Genealogisches Handbuch, in welchem die neuesten Nachrichten von allen Häusern befindlich — nebst einer zuverlässigen Beschreibung aller jetzigen — Hof-, Civil- und Militär-Etats* — ausgefertiget von (vom) M. *Ch. Fr. Jacobi*, Pfarrer zu Pesterwitz bey Dresden. 1794. Th. 1. 480 S. Th. 2. 373 S. gr. 8.

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Neues Genealogisches Reichs- und Staats-Handbuch auf das Jahr 1794*, (von welchem der Inhalt auf der folgenden Seite — befindlich). Th. 1. 442 u. 66 S. Th. 2. 208 S. gr. 8.

Es gibt in der Literatur zweyerley so gemeinnützige Handbücher, dass jeder gebildete Mensch, der gelehrte und ungelehrte Zeitungsleser, und selbst der abgesagteste Bücherfeind, ihrer zum täglichen Gebrauch bedarf, oder doch bedürfen sollte. Diese beiden sind aus dem Gebiet der Geographie und der Genealogie. Jedoch waltet dabey der wesentliche Unterschied ob, dass ersteres nur nach solchen Totalveränderungen, als Polen und Frankreich jetzt erleiden, eine neue Ausgabe erfodert, letzteres aber, jemehr wir von dem Alter Methusalems auf das andere Extrem herabkommen, desto öfter einer periodischen Erneuerung unterworfen ist.

Seitdem die jetzige französische Pressfreyheit den Druck eines Königs- und Fürstenregisters, wie es *Sainte Marthe* und der Abbé *de la Roche-Tilhac* ehemals von Zeit zu Zeit herausgaben, nicht mehr duldet; hat die deutsche Literatur ausschliefslich den Vorzug, periodische allgemeine genealogische Handbücher zu liefern. Dem Britten, der sich überhaupt gern im statistischen Detail auf seine glückliche Insel einschränkt, gnügt es, jährlich in seinem *Pocket-Almanac* die Namen der Könige und der gröfsern regierenden Fürsten zu finden; dagegen wäre es eine fühlbare Entbehrung für ihn, wenn er nicht jährlich in dem *Peerage* die neuesten Veränderungen in jeder Baronetsfamilie erführe. Der Spanier und der Portugiese wühlt maulwurfsartig im Bezirk seines Landes herum, wie es die Anhängsel der Staatskalender, zum Leidwesen des Genealogen, darstellen. Der Italiäner kennt seine eignen Duca und Principi kaum; und in Schweden und Dänemark macht man nur einzelne Versuche in dieser Wissenschaft, unter denen das *Genealogisk Haandbog* (1786. 8.) einer der neusten ist.

Deutschland hat selbst, noch nach dem Abgange der *allerneuesten genealogischen Nachrichten*, und aufser einzelnen Versuchen, (wie z. B. die *Breitenbauch'schen Regententafeln*, das *Neustrelitzische Verzeichniss von* 1790.) *zwey* regelmäfsig erneuerte vollständige Handbücher dieser Art. Die Special-Geschichte derselben beweiset, wie das Bedürfniss mit jedem Jahre merklich zugenommen hat.

Das *Jacobische* hat das Vorrecht der Anciennetät. Zuerst gab es 1725 *Joh. Christ. Spiess* heraus, und nach ihm bis 1752 der Magister *Schumann*, deren Namen in dieser Hinsicht wohl eine Stelle in *Hamberger's gelehrten Deutschland* verdient hätten. Auf Schumann folgte *Krebel*, der sich zuerst 1756, und nachher bis 1763 aus Achtung nur neben Schumann nannte, nach dessen im vorigen Jahre erfolgten Tod Hr. *Jacobi* die Besorgung übernommen hat.

Das *Varrentrappsche* entstand 1738. Vier Jahre lang war es nur ein Bändchen in Querform, dessen Haupttitel selbst von der Stadt Frankfurt entlehnt war. 1742 erhielt es ein kaiserliches Privilegium, das seitdem von 10 zu 10 Jahren, und zuletzt am 8 Octob. 1792 erneuert worden. Allmählich kam das Paginiren, und 1751 ein Register hinzu. So variirte es in der Form, und näherte sich seit 1766, wo es in zwey Bänden erschien, mit langsamen Schritten seiner Vervollkommnung.

Die innere Haushaltung des *Varrentrappschen* Handbuchs ist aus dem langjährigen Gebrauch allgemein, und insbesondere auch aus der A. L. Z. 1785. V. 142. und 1787. IV. 145., so wie der des *Krebelschen* aus der *Allg. D. Biblioth.* B. 74. Th. 1. S. 231. und B. 102. Th. 1. S. 177., hinlänglich bekannt; beide unterscheiden sich in der Form und in der Erneuerung, weil das Krebelsche nur alle zwey Jahre herauskommt. Eben so auch in der Anordnung, indem z. B. im *J.* das ganze europäische Corps diplomatique zusammengefasst, im *V.* aber bey den einzelnen Höfen angegeben, auch die Dienerschaft von der Genealogie getrennt ist. Sodann auch im Materiale; das *Varrentrappsche* fasst die weitläuftige Usualmatrikel, eine Liste der Kreisstände, den Reichshofrath nebst allen Agenten (Th. 1. S. 333. 383. u. 402.), welche eigentlich nicht zum Hauptzweck gehören, sodann auch den Specialstaatskalender der Stadt Frankfurt in sich. — Dagegen hat das *Jacobische* einen eignen Abschnitt von italiänischen Fürsten und von Mediatgrafen, von der Reichsgeneralität. Diese Vergleichung geschieht hier keineswegs in der Absicht, um irgend einem dieser Bücher den Vorzug zu geben. Beide werden mit Mühe und Kosten verfasst, beide haben dieselben Quellen, nemlich die Territorialstaatskalender und eine ausgedehnte Privatcorrespondenz, und wenn Hr. *J.* das Vorurtheil der Neuheit gegen sich hat, so zeigt er in seinem Erstling, der sich durch sechs neue Artikel und durch eine grofse Correctheit des Drucks selbst ver-

den Krebelschen auszeichnet, wie sehr er diesem Fache gewachsen sey. Beide haben daher eigenthümliche Vorzüge und Mängel, und können sehr wohl neben einander bestehen. Freylich hört man oft entscheidende Urtheile zum Vortheil des einen fallen; diese beziehen sich aber gewöhnlich auf eine aus dem täglichen Gebrauch entstandene genauere Bekanntschaft mit demselben, deren Mangel dem andern den Anschein einer mehrern Unvollkommenheit gibt. Beide sind aber auch sehr wesentlicher Verbesserungen, sowohl in der äussern Form und Anordnung, als in der Materie selbst fähig und bedürftig. Bekanntlich bleibt man bey dergleichen angeerbten Unternehmungen gern dem Gepräge des Alters getreu, theils, um nicht den alten Abnehmern zu missfallen, theils auch, um zu keinen Prätensionen aufzureizen. Hier zeigen aber die in jeder Vorrede wiederholten Aufforderungen an das Publicum, dass es bloss an der bisherigen Gleichgültigkeit der Kritik liege.

I. Die *Form* betreffend, so erschwert im *V.* der enge Druck ausserordentlich den Gebrauch für den Geschäftsmann. Wenigstens müssen alle auf einander Bezug habende Zahlen ausgerückt, und zwischen den einzelnen Personen ein kleiner Zwischenraum gelassen werden. Im *J.* ist die Form gefälliger, welches aber auch leichter war, weil darin die verstorbenen Collateralen nicht so, wie in jenem, ausgeführt worden. In beiden sind die Vornamen mit gothischen, und die Familiennamen mit lateinischen Lettern bezeichnet. Vielleicht wäre das Entgegengesetzte für die Uebersicht bequemer. Noch besser, aber auch typographisch schwieriger, würde es seyn, wenn man die Lebenden mit rother, und die Verstorbenen mit schwarzer Farbe bezeichnete. In beiden ist der Titel zu gedehnt und altfränkisch, vorzüglich im *J.* wegen des darin zergliederten Inhalts, in Ansehung dessen der *V.* mit wenig Worten auf die folgende Seite des Titelblatts verweiset. Der einfache Titel: *Genealogisches Handbuch für das Jahr . . .* fasst das *Neue*, den Gebrauch zu *Adressen* und alles zu Erwartende in sich.

II. Im *Inhalt* ist bey beiden 1) eine mehrere *Gleichförmigkeit* des Plans zu wünschen. Nach solchem geht die Genealogie auf die zweyte Generation zurück, und doch wird einzeln davon sehr abgegangen. *J.* bringt (Th. 1. S. 153. 189. 311. 332.) sehr zweckmäfsig einige hoher hinaufgehende Tabellen an; wäre es nicht gut, dadurch das Ganze zu erläutern? Im *V.* fehlt Th. 1. S. 12. bey Arenberg, so auch bey Auersberg, Baden, Hohenzollern, Lobkowitz, die genealogische Einleitung gänzlich. So sind auch einige Artikel, *Kaunitz*, *Hohenlohe* und *Colloredo* vor den übrigen ausgeschmückt, da doch der wissenschaftliche Stil die unbestimmten Ausdrücke von *hohen Standespersonen*, uraltem Haus u. d. gl. nicht gern annimmt. *J.* nimmt mehr wie *V.* die anerkannte sogenannte natürliche Nachkommenschaft in den Plan seines Werks auf, und gibt uns von den Familien der Alafones, Vallabriga, Bourbon, Laurwig, Löwendal, Hessenstein, Berwick, Veraguas, Sponeck: Esperance, Nachricht. Gehörten nicht die *Güldenlowe*, *Danefkiold*, *Montperny*, einige aus der Gesellschaft im Saal zu Pillnitz und zu Nymphenburg, und die *deutschen* Fürstenkinder mit eben dem Recht hieher? Eine zu weite Ausdehnung dieses Plans würde freylich, so viel Rec. aus seinen Sammlungen urtheilen kann, das Volumen beynahe verdoppeln. Die Grenzlinie der Grafentitel ist aber leicht zu ziehen; nemlich, wie bey den übrigen. Von dem hohen Adel ausser Deutschland findet man in beiden nur die *eingeschickten* Notizen, und es ist freylich sehr schwer, sie sich von mehrern zu verschaffen, da z. B. die Genealogie der italiänischen Fürsten sich fast in keinem italiänischen Staatskalender befindet, obgleich in ihren Geschlechtsregistern selbst die asiatischen Fürsten vorkommen. Endlich ist auch das Verzeichniss der höhern Staatsbeamten in beiden nicht immer in gleicher Maasse vollständig; wie z. B. bey Venedig, Genua und Neapel, und fehlt sogar ganz bey mehrern deutschen Staaten, welche keine Staatskalender haben. 2) Ist eine strenge *diplomatische Kritik* und *Behutsamkeit* erfoderlich: Der *Prätendent* von *Grofsbrittanien* (im *V.* Th. 1. S. 257. und im *J.* Th. 1. S. 61.) wird zwar, auch ohne historische Erläuterung, selbst in London jetzt nicht mehr anstofsig seyn. Am schwierigsten war aber in diesem Jahrgange die Abfassung der Artikel von *Frankreich*. *V.* (Th. 1. S. 60.) gibt Ludwig den XVI, als *durch die Guillotine von dem Nationalconvent hingerichtet*, und daneben doch einen *Dauphin* an, welches schwer mit einander zu vereinigen ist. *J.* nennt letztern *Ludwig Carl*, (Th. 1. S. 40.) ohne weitern Zusatz, führt aber den Bischof *Brendel* S. 237. und 253. den Dohmscholaster *Gobel* an, den bekanntlich das Capitel in Basel verstiefs. — So fehlt im *J.* (Th. 1. S. 361.) die Anführung des Reichshofraths-Conclusi wegen der Gräfin von *Ottweiler*. *Polen* kommt im *J.* nach dem Zustand des Jenners 1793. im *V.* nach der *altern* Verfassung vor. *Curland* ist im *J.*, wie zu erwarten war, nach dem Staatssystem des Kursächsischen Hofes angeführt. Bey Privatpersonen kommt es weniger auf diplomatische Treue und Anerkennung; jedoch haben im *V.* einige neue genealogische Artikel im *M.* und *R.* das Gepräge der ungereiften Einschickung so sehr, dass sie selbst eine oberflächliche kritische Untersuchung nicht ertragen mochten. 3) Würde dem grossern Theil des Publicums eine *Ausdehnung* des Plans auf folgende Puncte sehr willkommen seyn. a) Auf die ausser-europäischen Staaten, wie man davon die v. *Breitenbauchsche* Tabelle von 1788 hat. b) Bis zur zweyten Generation, auf diejenigen deutschen Familien, deren Zweige entweder geistliche Reichsfürsten im Laufe des Jahrhunderts waren, oder welche jetzt kurfürstliche wirkliche Staatsministerstellen bekleiden. Die Kenntniss dieser Geschlechtsregister ist im Geschäftsleben nützlich, und oft selbst nothwendig. Der Engländer kauft jährlich die Genealogie seines gesammten Adels; und der Deutsche sollte sogar die seiner Fürsten entbehren? Freylich scheuen manche Familien bis jetzt noch diese Publicität. Das Beyspiel von andern wird aber ihrer Eitelkeit eine bessere Richtung geben, und überdem wird durch die neuern Werke über den deutschen Adel diese Ausdehnung erleichtert. Im *J.* ist schon jetzt die Genealogie mehrerer geistlichen Reichsfürsten, z. B. von *Erthal* und *Roth*, mit aufgeführt. Dagegen fehlt sie bey Hil-

Hildesheim, Freyfing, Basel, Chur und Fulda. Ueberhaupt scheint es unbillig, dafs eine neuere Erhebung in den Mediat-Grafenstand den alten Reichsrittern oder selbst wirklichen Reichsgrafen (wie z. B. Sickingen,) hier den Platz bestimmt. c) Wären statistische Anzeigen, wenn sie mit Zahlen oder wenig Worten ausgedrückt werden können, oft sehr zweckmäfsig; z. B. bey den Dohmstiftern die Zahl der Grafen- und Doctorpräbenden, die Suffraganeate, die Generalcapitelstage; bey den Reichsfürsten das Introductionsjahr auf dem Reichstage u. s. w. 4) Sind bey so vielen Zahlen und Namen die Druckfehler eben so wenig, als die Mangel in Nachtragung der neuesten Veränderungen, selbst bey der angestrengtesten Aufmerksamkeit, ganz vermeidlich. Beyspiele davon sind im *V.* der Victor Amadeus der *Zweyte* als jetziger König von Sardinien, und im Jahrgang 1793 die *Markgräflich-Anspachsche* Dienerschaft, (welches im letztjährigen so richtig geändert ist, dafs man schon die Südpreufsische Dienerschaft darin findet.) Oder im *J.* (Th. S. 313.) die nicht angezeigte Ehescheidung eines Würtembergischen Prinzen, und S. 120. bey einem Königshause; S. 434. die Gemahlin des Fürsten Jablonowsky; S. 339. *Parkstein* statt Bergstein, und Th. 2. S. 270. das doppelte *Erzkanzler*. Es wäre kleinlich, dergleichen zum Vorwurf zu machen, so lange man sich vor Unrichtigkeiten hütet, wie z. B. die Nachricht im *V.* Th. 1. S. 241. von einer Erhebung in den Reichsfürstenstand.

III. Zum Schlufs noch einige Worte über die *Anordnung*. Im *J.* sind die verschiedenen Classen von Staaten, geistliche und weltliche, sehr zweckmäfsig abgesondert, nur gehören die Mediatstifter (Th. 1. S. 261. 263.) zu der Dienerschaft des Landes. Bey der Abtheilung des ersten und des zweyten Theils vom *V.* scheint die Souveränität und Reichsstandschaft zum Grunde zu liegen, nach welchem Kennzeichen aber die Republiken und Reichsstädte zu dem ersten, die dohmcapitelischen Bedienten, und die *nicht reichs-* wenn gleich *altgräflichen* Häuser in den zweyten Theil gehören, würden. Auch scheint es gut, alle Theile und Zweige bey dem Hauptstamm zu vereinigen, und dürfte diese Störung der alphabetischen Ordnung nur im Register angezeigt werden. So kamen im *V.* zu Frankreich die Bourbon — Condé; Bayern zu Pfalz; Holstein zu Dänemark; Leiningen-Westerburg zu Wiedrunkel; die Wildgrafen zu Salm; Braunschweig-Wolfenbüttel zu England; die Colloredo im zweyten Bande zu denen des ersten. Im *J.* ist dieser Plan etwas mehr befolgt, jedoch auch Böhmen und Ungarn von Oesterreich abgesondert worden.

Eisenach, b. Wittekindt: *Versuch einer kurzen Beschreibung des Zustandes, der Sitten und Gebräuche der Hebräer für Ungelehrte.* Von *Heinr. Ludw. Pfaff.* 1792. 162 S. 8.

In einer sehr bescheidenen Vorrede glaubt der Vf., dafs in einem Zeitalter, wo Schriften für die Bedürfnisse nichttheologischer Leser, und besonders Schullehrer auf dem Lande, so häufige Erscheinungen sind, sein Versuch wenigstens nicht als eine unerwartete oder als eine entbehrliche Sache anzusehen sey. Rec. ist überzeugt, dafs jede vermeidliche Unrichtigkeit in einer für Ungelehrte, besonders für den Schulunterricht verfafsten Schrift doppelt unverzeihlich sey. Zur Rechtfertigung, warum eine gewisse Form, zweckmäfsige Kürze mit dem möglichsten Streben nach einer lichten Bestimmtheit und allgemein fafslichen Darstellungsart bey einer Schrift gewählt sey, ist die Bestimmung: für Ungelehrte, entscheidend. Zur Entschuldigung für Fehler nie! Uebungsschriften des Schriftstellers sind zur Uebung des Ungelehrten am wenigsten tauglich. Uebrigens gehört diese Uebungsschrift, da sie fast überall sich an J. D. Michaelis archaologische Schriften und Aufsätze über die Hebräer sich hält, nicht zu den schlechtern. Nur zeigt sie durchaus gar zu wenig eigenes Talent, welches sich hier wenigstens in der Auswahl dessen, was für den Ungelehrten das Wissenswertheste wäre, hätte äufsern sollen. Da sich das Ganze auch auf Archaologie des N. Ts. bezieht, so ist der Name *Hebräer* zu eingeschränkt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Thorn, b. Völlmer: *Neue Blumenlese deutscher Originalgedichte und Uebersetzungen für das Jahr 1794.*

Der Herausgeber, Hr. *E. C. Fulda*, will in der Vorrede behaupten, dafs selbst bey unsern an Journalen und Almanachen nur allzureichen Zeiten noch eine neue Blumenlese nicht überflüfsig sey. Seine Mitarbeiter sind: Sophie Albrecht, Blech, Braunschweig, Falk, Feyerabend, Mozart, (angeblicher Mafsen der berühmte Kapellmeister; aber keiner seiner Freunde weifs ein Wort davon, dafs er je Verse gemacht habe,) Mund, Ernst, Müller, Schocher, Starke und einige Ungenannte. Unter allen diesen Dichtern möchten wir niemanden aufmuntern, als Hn. *Mund*. Er liefert eine Uebersetzung von Theokrits erster Idylle, oder wie er sich mehr griechisch als deutsch ausdruckt, erstem Idyll, von Virgils achter *Ekloge*, und von einer Stelle aus dem Lucrez. Wenn er den Hiatus sorgfältiger vermieden, und einige Ausdrücke gefeilt und berichtigt hätte; so gehorten seine Uebersetzungen zu den besseren. Auch so, wie sie sind, wird man sie mit Vergnügen lesen, und die Talente des Uebersetzers nicht verkennen. Wir sagen indessen niemals *Geifs* statt Ziege, *Futte* statt Melkgeschirr oder Kübel, *trüben* statt betrübe*; eben so wenig brauchen wir den Pleonasmus: *was härmst du vor Gram dich*; vorzüglich würden wir uns hüten, Priapus zu scandiren. Wir erinnern uns aus einem Epigramm von Kästner, wie schrecklich der Gott jene bedrohet, welche diesen Fehler begehen: *Hi*, sagt er, *faciam media fint quoque parte breves.* Wider die Treue ist auch hie und da gesündigt. πέπλω τε καὶ ἄμπυκι heifst nicht *Leibrock und Schleyer*, sondern *zierliches Ueberkleid und Kopfputz*, wenn gleich πέπλον in vielen Wörterbüchern durch *Schleyer* gegeben wird. Man

Digitized by Google

ſehe den Servius zum 484 V. des I. Buches der Aeneis. ἄμιτυξ ein Kopfputz, eine Haube, reticulum. ἐθειράζοντες heifst ſchönhaarig, wie es der Scholiaſt ganz richtig erklärt, κομῶντες, εὐτριχοι: aber nicht, wie Hr. *M.* es gibt: mit *lieblich duftendem Haupthaar*. Ueberhaupt iſt die Ueberſetzung des Virgils beſſer gelungen. Zwey gröfsere Unrichtigkeiten aber fanden wir auch darin. Der ſchöne Vers: *Credimus, an qui amant, ipſi tibi ſomnia fingunt?* iſt im Deutſchen ganz unkenntlich: *Glaub ichs, oder iſts nur ein Traum, der Liebende täuſchet?* Denn 55 und 56ſten Vers hat Hr. *M.* auch falſch verſtanden. *Sit Tityrus Orpheus, Orpheus in ſilvis, inter Delphinas Arion.* Tityrus gelte für einen Orpheus, für einen Orpheus gelte er in den Wäldern, für einen Arion unter den Delphinen. Eben ſo erklärt es Servius. Hr. M. aber ſetzt das vorhergehende: *ein Knutz wettkämpfe mit Schwänen* dazwiſchen, und fährt dann fort: *Orpheus hauſe im Wald und unter Delphinen Arion.* Wir haben uns bey Hn. M. allein aufgehalten, weil ſeine Arbeiten allein unſere Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Der Herausgeber ſelbſt ſcheint nicht den feinſten Geſchmack zu haben. Im einem Sonnet, welches eine Nachahmung, keine Parodie von Horazens 5ter Ode des I Buches ſeyn ſoll, erlaubt er ſich folgenden Ausdruck: *Wie wird der arme Schelm die Unglücksfahrt beweinen.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Mainz*, in der St. Rochus Buchdruckerey (in Comm. b. Pech zu *Frankfurt*): *Mainzer Taſchenkalender für das Jahr* 1793. Ohne den Kalender 50 S. in Taſchenformat mit 12 Kupfern. (9 gr.) Die nicht übel gezeichneten, aber nicht durchgängig ſauber geſtochenen, Kupfer enthalten Scenen aus dem Roman: *der graue Bruder* im 3ten Theile der *Sagen der Vorzeit*. Auf den 50 S. ſtehen erſt Poeſien, Lieder und Singedichte, dann charakteriſtiſche Züge aus dem Leben merkwürdiger Frauenzimmer. Letztere ſind gut gewählt, und unter jenen ſind einige, beſonders ländliche Lieder, die poetiſchen Sinn und die Gabe leichter Verſification verrathen. Zu dieſen gehört folgendes S. 21.

Der Abend.

Wenn der Abend,
Kühl und labend
Sich auf unſre Thäler ſenkt;
Wenn die Wolken röther werden,
Und der Hirte ſeine Heerden
Am beſchilften Teiche tränkt;

Wenn der Haſe
Schon im Graſe
Naſcht, und im bethauten Kraut;
Wenn der Hirſch aus dem Gehege
Wandelt, und das Reh am Wege
Steht und traulich ſich umſchaut;

Wenn mit Blüthen
Auf den Hüten,
Senſ' und Rechen auf dem Arm,
Unter ſpätem *Feſtgeſeyer*,
Heimwarts kehren unſre Heuer,
Und der Schnitterinnen Schwarm;

Still betrachtend,
Trüb und ſchmachtend
Staun ich dann die Gegend an,
Freue herzlich mich der hehren
Gotteswelt, und ſüſse Zähren
Sagen, was kein Ausdruck kann.

Froh und bange
Lauſch ich lange
Auf der Amſel Abendlied,
Wie umhüllt von Erlenblättern
Nachtigallen ziehend ſchmettern,
Und der Kibitz lockt im Ried.

Bis nur Grillen
Noch im Stillen
Zirpen, und der Käfer ſtreift,
Und der Landmann, wenns ſchon dämmert,
Seine Senſ im Hofe hämmert,
Und ein Mäherliedchen pfeift.

Bis der Liebe
Stern ſo trübe
In der Abendröthe ſchwimmt;
Dann der perlenfarbne Himmel
Dunkelt, und das Glanzgewimmel
Der Geſtirne *ſacht* entglimmt.

Das *Feſtgeſeyer* iſt undeutſch, und hat auch in der Verbindung, in der es ſteht, keinen Sinn. *Sacht* iſt provinciell, und drückt hier auch das nicht aus, was es ausdrucken ſoll: *allmählig, langſam*. *Sachte* bedeutet ſo viel als *leiſe*, welches hier nicht paſst. Die vierte Strophe, die dem Ganzen Einheit geben ſoll, enthält widerſprechende Empfindungen, als Wirkungen jener ländlichen Scenen; der Dichter ſtaunt die Gegend *trüb* und *ſchmachtend* an, und *freut* ſich doch *herzlich*; die *hehre Gotteswelt* iſt geziert, und paſst nicht zum Tone des Liedes. Auch iſt es ein Fehler, dafs oft das Ende eines Gedanken aus dem vorhergehenden Vers in den folgenden herübergezogen wird, welches bey Liedern, die geſungen werden ſollen, das Ohr und den Verſtand beleidigt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. September 1794.

PHILOSOPHIE.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Woldemar* (vom Hn. Geh. Rath *Jacobi* in Düsseldorf) 1794. 1. Th. XXI S. Vorb. u. 190 S. 2. Th. VI S. Vorb. u. 294 S. 8.

Wenn ein philosophisches System nach seiner inneren Consequenz und Uebereinstimmung mit der selbsterkannten Wahrheit objectiv beurtheilt ist; kann es nunmehr auch subjectiv mit dem Geiste und dem Charakter seines Urhebers verglichen, und untersucht werden, mit welchem Grade der Nothwendigkeit es aus seiner Individualität entspringt, und welche Eigenthümlichkeit diese in dieser Rücksicht an sich trägt. Je wichtiger das einzige Ziel alles Philosophirens, die Erkenntniss aufser-sinnlicher Wahrheiten und die strenge Prüfung der Festigkeit dieser Erkenntniss ist; desto interessanter mufs die Beschäftigung seyn, dem Gange, auf welchem mehrere Köpfe dahin zu gelangen strebten, mit Aufmerksamkeit nachzuforschen. So wie aber diess Interesse weniger von dem objectiven Werthe der Systeme an sich, als von der originellen Individualität ihrer Urheber abhängt; eben so wird auch diese Beschäftigung selbst nicht sowohl unmittelbar der Philosophie, als Wissenschaft, als vielmehr dem Philosophen ersprieslich seyn, der sie vornimmt. Zwar kann das Ideal einer wahren Philosophie — wenn diese nemlich die vollständige Ausmessung aller menschlichen Vermögen zum Grunde legen mufs, um darnach die Möglichkeit objectiver Erkenntniss zu bestimmen, und die allgemeinen Gesetze der Thätigkeit jener Vermögen zu entdecken — gewifs nur aus dem vereinten Streben aller menschlichen Kräfte hervorgehn. Allein auch bey Systemen, denen man schlechterdings Wahrheit und Allgemeingültigkeit abzusprechen genöthigt wäre, könnte der enge Zusammenhang mit der Kraft, die sie schuf, die Aufmerksamkeit anhaltend fesseln. Erschiene daher auch je der Zeitpunkt, in welchem alle denkende Köpfe sich über Eine Philosophie vereinigt hätten; so würde dennoch das Studium der bisherigen Systeme schon in dieser Hinsicht immer nothwendig bleiben. Am meisten aber würde diess der Fall bey den Systemen solcher Männer seyn, die ihr ganzes höheres Daseyn in ihre philosophische Ueberzeugung am innigsten verwebt haben; wie denn hierin, um ein Beyspiel anzuführen, vielleicht niemand die Griechen übertroffen hat, deren Systeme fast durchaus die Frucht ihrer gesammten Kräfte in der gröfsesten Harmonie ihres Strebens ist, und die niemand als Philosophen vollständig würdigen wird, der sie nicht als Menschen aufzufassen Sinn genug hat. Hieraus ergibt sich also eine zwiefache und so verschiedene Behandlung der philosophischen Geschichte, dafs sie schwerlich von weniger, als zwey ganz verschieden gebildeten Köpfen mit Hoffnung des Erfolgs versucht werden darf. Denn wenn der eine das hier angenommene einzig wahre System unausgesetzt vor Augen haben mufs; so müssen dem andern mehr die verschiednen möglichen Richtungen des philosophischen Geistes gegenwärtig seyn. Wenn der eine mit unerbittlicher Strenge alles zurückweisen mufs, was sich von seiner einzigen Norm entfernt; so mufs der andre mit einer liberaleren Vielseitigkeit sich gänzlich seinen eignen Meynungen entreifsen, und die fremde Vorstellungsart schlechterdings nur als eine eigne, ganz und gar aber nicht — sey es auch noch so sehr gegen seine eigne Ueberzeugung — als eine unrichtige betrachten. Gibt es nun eine Philosophie, die auf Dingen beruht, über die sich nicht durch Beweis und Gegenbeweis streiten lafst, sondern die nur ein übereinstimmendes oder widersprechendes Gefühl bejahen oder verneinen kann; so wird bey dieser der subjective Zusammenhang mit der Individualität ihres Urhebers auch für ihren Inhalt selbst wichtig seyn. In gewisser Hinsicht aber mufs dieser Fall bey jeder denkbaren Philosophie eintreten. Denn jede mufs zuletzt auf ein unmittelbares Bewufstseyn, als auf eine Thatsache, fufsen. Indefs kann es auch philosophische Systeme geben, welche mehrere solcher Thatsachen zum Grunde legen. Von dieser Art ist nun ganz und gar diejenige, welche der Herausgeber der Briefsammlung *Eduard Allwills* als die seinige schildert. „Was er erforscht hatte," sagt er in der Vorrede zu diesem Buche S. XV. von sich selbst, „suchte er sich „selbst so einzuprägen, dafs es ihm bliebe. Alle seine „wichtigsten Ueberzeugungen beruhten auf unmittelbarer „Anschauung; seine Beweise und Widerlegungen auf zum „Theil (wie ihn däuchte) nicht genug bemerkten zum „Theil noch nicht genug verglichenen Thatsachen." Bey einer solchen Theorie gibt es — und diess allein raubt derselben gewifs noch nicht die Möglichkeit der Allgemeingültigkeit — keine andre Art der Ueberzeugung, als dafs ich den andern in eben die Lage versetze, in der ich selbst einer solchen Anschauung theilhaftig, mir einer solchen Thatsache bewufst wurde. Die Flamme, die hier leuchten soll, vermag nur die Flamme, die schon brennt, zu entzünden. Sehr richtig fährt daher der Vf. jener Stelle von sich weiter fort: „Er mufste also, wenn „er seine Ueberzeugungen andern mittheilen wollte, *darstellend* zu Werke gehn." Diess nun zu thun, hat der Vf. in jenem Werk, wie in diesem versucht, in welchem er (Th. 1. Vorb. S. XV.) ausdrücklich auf die hier angeführte

geführte Stelle der früher erschienenen Schrift Anweisung gibt. Man muss daher diese längere Abschweifung der Unmöglichkeit verzeihen, auf eine andre Weise den Zweck des angezeigten Werks vollständig darzulegen, und zu der Eigenthümlichkeit desselben gehörig vorzubereiten. In wiefern nun jede unmittelbare Anschauung alle Erklärung ausschliefst, die niemals andre als mittelbare Einsicht gewährt, und in wiefern das, worauf diese Anschauungen und Thatsachen beruhen — wenn das, was sich darauf gründet, auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen soll — nicht Einem einzelnen, sondern der Menschheit angehören muss — in sofern bestimmt der Vf. die Absicht seiner Schrift noch näher dahin: „Menschheit, wie sie ist, erklärlich oder unerklärlich, „auf das gewissenhafteste vor Augen zu legen." Gewifs nicht blofs ein erhabener Zweck, sondern auch ein schwieriges Unternehmen! Wem es gelingen soll, der muss selbst eine hohe Menschheit in sich tragen, muss oft und streng sich selbst geprüft, und mit ruhiger Beurtheilung das Zufällige seines Wesens von dem Nothwendigen geschieden haben, wodurch er unmittelbar mit der Menschheit in ihrer reinen idealischen Gestalt verwandt ist. Nur solch ein Mann kann den Eindruck hervorzaubern, mit dem der gleichgestimmte Leser so viele Stellen des Woldemar verlassen wird; und wenn andre literärische Produkte nur einzelne Talente des Schriftstellers beweisen, so stellen solche, als das gegenwärtige, das ganze Daseyn des Menschen dar. Doppelt erhöht wird dieser Reiz aber dadurch, dafs in der vorliegenden Schrift nur von *praktischer* Philosophie die Rede ist; dafs jede Zeile das reinste, ächteste, sittliche Gefühl, mit dem zartesten und beweglichsten Schönheitssinn auf das innigste verbunden, athmet; und dafs man weniger über Menschheit räsonniren hört, als Personen, deren jede wenigstens in Einer Hinsicht ein Repräsentant der Menschheit heifsen kann, in interessanten Situationen selbst thätig erblickt.

Ein paar seltene Charaktere, aus dem stärksten und zugleich feinsten Stoffe gebildet, den die Menschheit ertragen, und in die edelste Form gegossen, die sie annehmen kann, in einfachen, aber den Geist wie das Herz gleich stark anziehenden Lagen in Handlung gesetzt, dienen dem Vf. zum Vehikel, an ihnen den Begriff der ächten Tugend, und Moralität in ihrer Reinheit darzustellen. Mit aufserordentlich günstigen Anlagen zu Erreichung einer hohen sittlichen Schönheit, und mit natürlicher Stimmung zur Erfüllung jeder Pflicht des Wohlwollens, der Selbstverläugnung und des Edelmuths geboren, hat sich Woldemar gewöhnt, seine Moralität nicht blofs aus sich selbst, aus der Kraft seiner praktischen Vernunft, sondern auch aus der Mitte der Triebe hervorgehen zu sehen, mit deren Widerstand sie sonst am heftigsten zu kämpfen hat. Zu dieser glücklichen Organisation gesellt sich bey ihm die, auf Vernunftgründe gestützte, Ueberzeugung, dafs etwas so Hohes und Göttliches, als die Tugend, auch nothwendig aus unvermittelter Selbstthätigkeit entspringen muss, und weder von äufseren Formen und Vorschriften abhängig gemacht, noch durch Construction von Begriffen zu Erreichung bestimmter Zwecke gleichsam künstlich aufgebaut werden kann. Glühende Wärme des Gefühls, lebhafte Einbildungskraft, und vorzüglich eine innige Harmonie seines ganzen Wesens, besonders eine enge Verbindung seiner denkenden und empfindenden Kräfte, fesseln ihn überall unauflöslich an angeschaute Realität, an freye Selbstthätigkeit, und entfernen ihn überall von blofs begriffener Idealität, von auch nur scheinbarem Zwange. So bewirken alle diese Gründe vereint, dafs er, bey den richtigsten theoretischen Ueberzeugungen von dem Wesen der Tugend und Sittlichkeit, in der Ausübung mehr Pflichten erfüllt, die er liebt, als sich Gesetzen unterwirft, die er achtet, dafs Gehorsam ihm überhaupt fremder ist, als es Menschen geziemt, und dafs er die Vorschriften der Tugend nur in den Handlungen des Tugendhaften aufsucht, der, nach seinem Ausdruck, eben so der Sittlichkeit durch die That die Regel vorschreibt, als das Genie der Kunst. Kein Wunder also, dafs er nicht selten seinem sittlichen Gefühl, auch ohne die nothwendige jedesmalige genaue Prüfung, zuviel einzuräumen, und den Eingebungen seines Herzens in zu hohem Vertrauen zu unbedingte Folge zu leisten, Gefahr läuft. Mit diesem Charakter tritt Woldemar in den Kreis einer Familie, von der sein Bruder, Biderthal, ein Mitglied ist, und die sich nicht minder durch Bande der Liebe, als der Verwandtschaft an einander gekettet sieht. Kleine Veranlassungen aus den gewöhnlichen Begebenheiten des täglichen Lebens lassen Gespräche über das, was schicklich und anständig, und wenn sich die Unterredung von der minder bedeutenden Veranlassung zu allgemeineren Grundsätzen erhebt, über das, was sittlich und tugendhaft ist, über die Unterschiede in der Moralität des jetzigen Jahrhunderts und des Alterthums u. s. f. entstehen, in welchen — aufser dem wichtigen philosophischen Gehalt — sich der Charakter Woldemars und der übrigen auftretenden Personen wie von selbst vor dem Leser entwickelt. Unter allen, die Woldemar umgeben, zieht Henriette, seines Bruders noch unverheirathete Schwägerin, seine Aufmerksamkeit am meisten auf sich. Sie stimmt seine vorherigen Begriffe über das andre Geschlecht gänzlich um. Neben der ganzen und vollen Weiblichkeit findet er in ihr ein gewisses Etwas, das er mit seiner allgemeinen Meynung über ihr Geschlecht nicht zu vereinigen weifs; etwas Höheres und Gröfseres; und nach und nach schlingen sich ihre Herzen bis zur innigsten Verbindung an einander. In Woldemar hing diese Freundschaft mit seinen wichtigsten und höchsten Ideen, mit seinem eigensten Wesen zusammen. Mitten in dem Wechsel von Empfindungen und Trieben, neben dem Entstehen und Untergehen mannichfaltiger Neigungen, fühlte er auch etwas Festes und Unvergängliches in sich. In den Momenten, wo sein Inneres am harmonischsten gestimmt war, wuchs auch dieses Gefühl am lebhaftesten empor; und nur auf diesem Unvergänglichen, Uebermenschlichen gleichsam konnte die ächte Tugend, die Verwandtschaft des Sterblichen mit dem Göttlichen, beruhen. Dennoch war daneben die Veränderlichkeit der menschlichen Natur so sichtbar, selbst das

Digitized by Google

das Gefühl jenes höheren Etwas wurde nicht selten dadurch verdunkelt, sein Daseyn sogar war so unbegreiflich; es mufste das dringendste Bedürfnifs für ihn werden, sich unumstöfsliche Gewifsheit desselben zuzusichern. Woldemar, den dieſs alles noch ſtarker und lebhafter, als gewöhnlich, bewegte, rang nach dieſer Gewifsheit auf seine Weise. Gefühl, Anſchauung, beſtätigte Wirklichkeit gingen ihm über alles. In einem andern Wesen mufste er finden, was er in sich selbſt ahndete. So mufste er lernen, „dafs seine Weisheit kein „Gedicht sey.“ Lange hatte er dieſs mit sich herumgetragen, lange gesucht, von glücklichem Finden geträumt. Endlich deutete Henriette den Traum, und wie nun seine Freundſchaft nur aus dem höchſten Gefühl der reinſten Tugend entſprang, ſo lehnte sich seine Tugend ſelbſt wieder an die Freundſchaft, als an eine ſchweſterliche Stütze. Nicht zwar als hätte es ihr an eigner Stärke gemangelt, aber weil vereinzelt gleichſam ihre Weſenheit entwich, und die unumſtöfsliche Gewifsheit ihres wirklichen Daseyns verſchwand. Mit ſtarken, aber gewifs unendlich feinen Fäden war in dieſe Empfindung der Freundſchaft der Eindruck verwebt, deſſen Weiblichkeit und vorzüglich ſchöne Weiblichkeit auf den reizbar und reingeſtimmten Mann niemals verfehlen kann. Mit einem Manne hätte Woldemars Freundſchaft andre Modificationen angenommen, überhaupt vermöchte nur eine weibliche Seele jenen Traum ihm zu deuten, und es bedarf mancher Mittelerläuterungen, wenn sein eignes Geſtändniſs „dafs jeder weibliche Reiz an Henrietten „ihm ſichtbarer, als allen andern geweſen, dafs, wie „Henriette, noch kein Mädchen ihm gefallen“ mit ſeiner Verſicherung, „dafs seine Empfindung zu ihr nichts mit „ihrem Geſchlechte zu thun gehabt,“ nicht in Widerſpruch ſtehen ſoll. Mit Bedauern ſieht der Leſer, der die Ahndungen seines Tactes um ſo lieber beſtätigt oder widerlegt fände, als ſchon die Feinheit des Gegenſtandes ſeine Aufmerkſamkeit anzieht, dafs die Geſchichte die feineren Nüancen des Verhältniſſes unbeſtimmt läſst; nur mit Mühe entdeckt der Kundige hie und da leiſe Winke. Aber was Woldemar ſuchte, und wie er es ſuchte, konnte er nur in einer weiblichen Seele finden. Durch die Natur ſeines Weſens nothwendig geleitet, und durch ſeine äufsere Lage begünſtigt, gehört das andere Geſchlecht gröſstentheils dem inneren Leben und Weben in eignen Ideen und Empfindungen an. Sich darauf in hoher Einfachheit beſchränkend, iſt das weibliche Gemüth zwar, vielleicht ein minder reiches und ſtarkes, aber gewifs ein reineres Bild deſſelben, als jedes andre, und daher am meiſten fähig, das zu gewähren, was Woldemar ſchmerzlich entbehrte. Jener Trieb aber, nach deſſen Gewifsheit er ſo ängſtlich ſtrebte, und der doch kein andrer iſt, als den die Philoſophie ſonſt den uneigennützigen, die Aeufserung der praktiſchen Vernunft, zu nennen pflegt, iſt als bloſser Trieb im Weibe ſchon um eben ſo viel reger und ununterbrochener lebhaft, als dieſs alle Neigungen und Gefühle überhaupt in ihm ſind. Allein auch in ſeiner höheren Natur iſt er deutlicher ſichtbar. Unter allen Geſchöpfen, die ſich nach eignem Willen beſtimmen, ſind die Weiber der ſteten immer wiederkehrenden Ordnung der Natur gleichſam am nächſten geblieben. Dadurch und durch die Mitwirkung ihres feineren Schönheitsſinnes ſind alle ihre, auch eigennützigen Triebe, reiner und harmoniſcher geſtimmt, und ſchon ihre ſanfte Schwäche verhütet ein zu häufiges Einmiſchen der heftigen, wechſelnden Begierde. Endlich ſcheinen ſie unmittelbar aus der Hand der Natur zu kommen. Weniger, wie bey dem Manne, von eigenmächtigen Handlungen des bey dieſem ſtärkeren und thätigeren Willens durchkreuzt, iſt der Inbegriff ihres Weſens ein mehr durch die Natur und die Lage der Umſtände gegebenes Ganze. Was man in demſelben antrifft, iſt ſichrer aus ihrer inneren Beſchaffenheit hervorgegangenes Werk der Natur, als eigne Schöpfung. Wer aber vertraut nicht lieber dem Zeugniſs des Unvergänglichen, als der Stimme des immer wechſelnden Menſchen? So mufste Woldemar ſowohl durch die Eigenthümlichkeit ſeines Charakters, als durch das, was er vermiſste, feſter an ein weibliches Geſchöpf gefeſſelt werden; und ſo überraſcht in der That die Wahrheit jenes Geſtändniſſes, das er ſelbſt von der Wirkung der weiblichen Reize Henriettens ablegt. Vielleicht hätte der Leſer dieſs Verhältniſs ſchärfer durchdrungen, wenn dieſe Nüancen deſſelben in ein helleres Licht geſetzt worden wären. Jetzt mufs es ihm ſchwer werden, ſich, vorzüglich von Henrietten, ein wahres und richtiges, beſonders nur ein beſtimmtes, Bild zu entwerfen, da er, wenigſtens wenn er ſich in Woldemars Seele verſetzt, nicht genug veranlaſst wird, ſie ſich ganz ſo weiblich zu denken, als ſie in der That iſt. Oder ſoll er vielleicht mit Fleifs ungewifs bleiben? ſoll er auf der andern Seite alles auf einen Selbſtbetrug in Woldemar ſchieben? ſoll er, um der Entwicklung der Geſchichte ungeduldiger entgegen zu ſehen, unter der Freundſchaft eigentliche Liebe vermuthen? Allein gewifs wäre dieſe Vermuthung irrig, und Woldemars Zuneigung zu Henrietten würde im höchſten Verſtande rein genannt werden können, wenn Liebe ein Flecken heifsen dürfte. Nicht bloſs weil das, was ihn zuerſt an Henrietten feſſelte, rein moraliſch war, mufs von ſelbſt jede ſinnliche Begierde ſchweigen. Da das, wonach er ſehnſuchtsvoll ringt, gerade das abſolute Gegentheil alles Vergänglichen, Wechſelnden, Körperlichen iſt; mufs ihn die leiſeſte Beymiſchung einer ſinnlichen Empfindung empören. Wenn er Gewifsheit des nur dunkel Geahndeten erhalten will, darf er es nicht wieder in leicht täuſchender Verbindung mit fremdartigem Stoffe erblicken, mufs er von dieſem es ſorgfältig abſcheiden, und geläutert ſeinem inneren Auge darſtellen. Für den, der am Unvergänglichen hängt, verliert das Vergängliche ſeinen Reiz. In Woldemar haben ſich nicht die denkenden und empfindenden Kräfte, beide für ſich, gebildet und gepflegt, erſt in ihrer Reife vereinigt; ſie ſind gleichſam von Kindheit an mit einander aufgewachſen, und eigentlich haben die erſteren die letzteren erzogen. Denn die Einheit erſtrebende Vernunft — die ſich immer leichter mit der Phantaſie, von der ſie ihren Ideen Symbole leiht, verbindet — iſt ſtärker in ihm, als der zergliedernde Verſtand. Daher ſein Ringen nach allem Unvermittelten, Reinen, nach dem abſoluten Daſeyn. Von

Digitized by Google

dieſem allem aber exiſtirt in der Wirkſichkeit nichts. Alles iſt da vermittelt, gezeugt, vermiſcht, nur bedingungsweis exiſtirend. So entſteht in Charakteren dieſer Gattung Abneigung gegen die empiriſche Wirklichkeit, und in Rückſicht auf die Empfindungsweiſe Abneigung gegen die Sinnlichkeit. Das Gefühl drängt ſich mit vermehrter Stärke zu den rein geiſtigen Empfindungen zurück; die Einbildungskraft wächſt zu ungewöhnlichen Graden; man erblickt das ſonderbare Phänomen, daſs die übergroſse Stärke der Empfindung gegen die urſprünglichſte aller, die äuſsere, abſtumpft. Ueberall wird man ungewöhnliche Glut der Phantaſie mit Kälte der Sinne gepaart finden. Am wenigſten aber hätte Henriette in Woldemar Liebe zu entzünden vermocht. Wenn die Freundſchaft nur Mannichfaltigkeit verlangt zu gemeinſchaftlicher Verſtärkung; ſo fodert die Liebe Ungleichartigkeit zu gegenſeitiger Ergänzung. Woldemar aber und Henriette, wie Woldemar ſie anſah, waren gleich. Nach der Art, wie ſie auf ihn wirkte, nach dem, was er in ihr fand, fiel vor ſeinen Augen der Unterſchied des Geſchlechts — ſo mächtig derſelbe auch mitgewirkt hatte, um es nur möglich zu machen, daſs er dieſs fand — hinweg; und er beurtheilt ſich vollkommen richtig, wenn er ſagt, „daſs ihm eine Verbindung mit ihr eben ſo unmöglich „ſey, als der Gedanke, eine Perſon ſeines eigenen Ge„ſchlechts zu heirathen."

(Die Fortſetzung folgt.)

PHILOLOGIE.

FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Sammlung der neueſten Ueberſetzungen der römiſchen Proſaiker, mit erläuternden Anmerkungen*, XIV. Theils III. Band.

Auch unter dem Titel:

Ammian Marcellin, aus dem lateiniſchen überſetzt, und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von *J. Auguſtin Wagner*, Conrector am Gymnaſium zu Merſeburg. Dritter und letzter Band. 1794. 429 S. 8.

In dieſem dritten Bande liefert Hr. *Wagner* die noch rückſtändigen drey Bücher des Ammianus, das 29. 30. und 31., nebſt den dem Ammian angehangten Excerpten eines Ungenannten über einige römiſchen Kaiſer. Rec. findet keine Urſache, das Urtheil, das er über die beiden erſten Bände dieſer Ueberſetzung gefällt hat, zurück zu nehmen. Auch dieſe drey letzten Bücher ſind mit groſsem Fleiſse, und, wie uns dünkt, noch geſchmeidiger, als die vorhergehenden überſetzt, weil der Vf. mit ſeinem Autor immer beſſer bekannt geworden. Bey angeſtellter Vergleichung mit dem Texte ſieht man deutlich, wie er mit den ihm vorkommenden zahlreichen Schwierigkeiten kämpft, und ſich angelegen ſeyn läſst, den bilderreichen Vortrag Ammians, ſo viel es nur immer der Genius unſerer Sprache erlaubt, getreu und paſſend darzuſtellen. Als Probe aus dieſem Bande geben wir den Anfang des 31ten Buches: „Indeſs hatte For„tuna, deren ſchnelles Rad von jeher Glück mit Leiden „wechſeln lieſs, Bellonen und ihr Gefolge, die Furien, „aufgeboten, um dem Orient ein trauriges Schickſal zu „bereiten, über deſſen Annäherung ganz unverkennbare „Ahnungen und Vorzeichen keine Zweifel übrig lieſsen. „Ohne die zahlreichen und zuverläſsigſten Pro„bezeyungen der Wahrſager und Augurn zu rechnen, lieſen „Hunde, von heulenden Wölfen aufgeſchreckt, umher „— von Dächern ertönte die Stimme wehklagender „Nachtvögel — die Sonne, beym Aufgang in düſtre „Wolken gehüllt, ſchwächte der Morgenröthe Glanz — „in Antiochien, wo der miſsmüthige Pöbel oft ſehr laut „ward, war es etwas Alltägliches, daſs jeder, der ſich „vom Kaiſer bedrückt fühlte, die unverſchämte Aeuſse„rung: man verbrenne doch den Valens bey lebendigem „Leibe, ſich erlaubte, daſs man ſogar öffentliche Aus„rufer oft an den Ecken der Straſsen das Volk aufbieten „hörte, zu Niederbrennung der vom Kaiſer mit leiden„ſchaftlicher Betriebſamkeit erbauten Bader Holz her„bey zu ſchaffen. Dieſs war doch in der That eine „Vorbedeutung der Art ſeines Todes, die faſt nicht deut„licher ſeyn konnte." — — Rec. hält es nach dem bekannten Spruch: *Ubi plurima nitent*, etc. für unnöthig, auf einzelne Stellen oder Ausdrücke, gegen die ſich etwas erinnern lieſse, Jagd zu machen. Dahin gehört z. B. 30. K. 4.: *Um mit der feinen Naſe eines ſpartaniſchen oder kretenſiſchen Vierfüſslers ſo lange hinzuſpüren, bis ſie den erſten Grund eines Familienzwiſtes erſchnüffeln* — wo die Ausdrücke *Vierfüſsler* für Hund, und *erſchnüffeln*, unter der Würde des hiſtoriſchen Stils ſeyn möchten. Noch befinden ſich bey dieſem Bande zwey ſehr brauchbare und mit vieler Genauigkeit gemachte Regiſter. Das erſtere betrifft den Hof-, Civil- und Militäretat und erläutert alle die im Ammian vorkommenden Würden und Chargen, ſo daſs es dem Leſer nicht nur des Ammians, ſondern auch anderer gleichzeitiger und ſpäterer Geſchichtſchreiber gute Dienſte leiſtet. Das andere ebenfalls von Hn. *W.* ſelbſt verfertigte Regiſter enthält die Namen der vorkommenden Perſonen, die Geographie und die merkwürdigſten Sachen. Aus der Vorrede müſſen wir noch anzeigen, daſs Hr. *W.* an einem Regiſter zu ſeiner Ueberſetzung des Dio Caſſius arbeitet, in welches er, um dem Bändchen eine ſchickliche Corpulenz zu geben, kleine zweckmäſsige Anmerkungen zu verarbeiten verſpricht, die wenigſtens dem Geſchichtsdilettanten nicht unangenehm ſeyn ſollen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. September 1794.

PHILOSOPHIE.

Königsberg, b. Nicolovius: *Woldemar* (vom Hn. Geh. Rath Jacobi in Düsseldorf) etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension*)

Mit tiefer psychologischer Einsicht und feiner poetischer Kunst hat der Vf. durch die Entwicklung der Eigenthümlichkeiten Woldemars und die Darstellung seines Verhältnisses mit Henrietten das sonderbar scheinende Widerstreben, ihr seine Hand zu geben, nach und nach sorgfältig vorbereitet. Der Leser begreift nicht blofs Woldemars Gemüthsstimmung; er fühlt es gleichsam mit ihm, wie unmöglich es ihm seyn mufste, da, wo er, nach Platos schönem Bilde, Flügel suchte, sich in höhere Sphären zu schwingen, sich durch die alltäglicheren Verhältnisse einer Ehe an die Erde fesseln zu lassen. Dennoch hätte man wohl jenes sonderbare Gewebe scheinbar widerstreitender Empfindungen reiner durchschaut, wenn es in dem Plane des Vf. gelegen hätte, den Vorschlag der Verbindung auf eine andere Weise herbeyzuführen, als durch die, in der That beynahe zudringliche Sorgfalt der Freunde Woldemars. Zu leicht wird man veranlafst, einen Theil der Abneigung auch dieser beyzumessen. Etwas so Zartes, als das stille Bündnifs zweyer Herzen, scheut jede, auch die leiseste, Berührung. Nur aus sich will es hervorgehen; nur in unentweihter Einsamkeit will es sich entwickeln, und die Hand, die sich ihm naht, kann es vernichten, ehe sie es berührt. Henriette wird also nicht Woldemars Gattin; allein sie selbst verbindet ihn mit ihrer vertrauten Freundin Allwina. Entzückend schön ist das fortdauernde trauliche Zusammenleben dieser drey Menschen geschildert. Wo wir, den einfachen Wegen der Natur folgend, mit allen ungetheilten Kräften geniefsen, da gewinnt der Genufs einen gewissen innern Gehalt, der, von aufsen gegeben, nur bearbeitet, nicht erst neugeschaffen zu werden braucht. Mit der Anstrengung ist daher Erholung gepaart, und die eine führt die andre wechselsweis herbey. Dies empfand jetzt Woldemar. Er hatte bis dahin mehr in Ideen und selbstgeschaffenen Gefühlen gelebt; ohne jenen himmlischen Sphären fremder zu werden — sein Verhältnifs mit Henrietten blieb ja das nemliche — kehrte er in Allwinens Armen, im Schoofse des glücklichsten häuslichen Lebens, mehr zu der menschlichen Erde zurück, und „eine gewisse Befreundung mit Dingen dieser Erde" — heifst es einmal (Th. 2. S. 68.) bey einer andern Gelegenheit sehr gut — ist „süfser, als die Weisen denken." Aber noch war er nicht zu dauernder Ruhe bestimmt. Es fehlte seinem Charakter an dem Einzigen, worauf sie sicher gegründet werden kann, an strenger Zucht, an ernster Selbstbeherrschung. Er hätte sie nur durch ein Geschenk des Zufalls genossen. Sehr gut bereiten die ängstlichen Besorgnisse Biderthals, der seines Bruders Betragen für eine Entfernung von dem Gange der Natur anlieht, den man nie ungestraft verlafst, den nahen Sturm vor. Bald darauf erscheint er selbst. Henriettens Vater hatte eine tiefe Abneigung gegen Woldemar gefafst. Mit einem, allein durch Gewohnheit und äufsere Lagen gebildeten, Charakter bemerkte er Woldemars Abweichungen von der gewöhnlichen Bahn, ohne sie zu begreifen; sah in ihnen blofs einen gänzlich verkehrten Sinn, und sprach ihm geradezu allen Glauben an Gott und an Menschen ab. Die Besorgnifs, Henriette möchte ihm ihre Hand geben, quälte ihn anhaltend, und als er an einer Krankheit tödtlich danieder lag, verlangte er von ihr das feyerliche Gelübde, sich nie mit ihm zu verbinden. Nichts, selbst nicht die Versicherung, dafs Woldemar schon mit Allwina verlobt sey, vermochte ihm seine Unruhe zu benehmen, Henrietten empörte der Gedanke, gegen ihren Freund gleichsam in ein Bündnifs zu treten, und ihm feyerlich zu entsagen. Aber der Anblick des sterbenden Vaters, und die Ermattung selbst ihrer körperlichen Kräfte in dem fürchterlichen Kampf zwangen ihren Lippen das Gelübde ab. Der nunmehr beruhigte Vater verschied bald darauf. Woldemarn blieb der Vorfall verschwiegen. Erst einige Zeit nachher entdeckte er ihn durch einen Zufall. Er bewegte ihn heftig, und, wiederholter Kampfe ungeachtet, konnte er die Folgen dieser Bewegung nicht ganz in sich unterdrücken. Ungefähr um dieselbe Zeit war Henriette durch nachtheilige Stadtgerüchte über ihr Verhältnifs mit Woldemar verstimmt worden. Diefs zufällige Zusammentreffen zwey verschiedener Eindrücke brachte in ihrem gegenseitigen Betragen zwar keine Kälte, aber etwas Fremdes, Ungewohntes hervor, das in jedem in dem Grade mehr zunahm, als er es in dem andern bemerkte. Henriette wagte endlich eine Erklärung. Sie bat ihn, dafs sie in ihrem äufsern Betragen einige Schritte rückwärts thun möchten. Woldemar, in dem sich diese Bitte mit dem abgelegten Gelübde verband, wurde durch die vereinte Wirkung von beidem auf das gewaltsamste erschüttert. Henriette, schien es ihm, sey auf seine Unkosten allzunachgiebig gegen andre. „Was mufs ihr der seyn, den sie so leicht „aufopfert?" Mit Meisterhand ist nun der Fortschritt gezeichnet, den dieser furchtbare Zweifel an dem, was ihm das Heiligste und Liebste war, in Woldemars Seele machte; wie er auf Henrietten zurückwirkte; wie die Momente, wo einer oder der andre den Knoten zu lösen oder zu zerschneiden entschlossen war, unbenutzt vorüber-

vorübergingen; wie die Art, wie jeder dem andern erschien, mit jedem Tage das Mifsverständnifs vermehrte, die Entwicklung verzögerte. Auf das heiterfte und glücklichfte Leben folgte eine fchreckliche, quaalenvolle Zeit. Glücklicher Weife erfährt endlich Henriette, dafs Woldemar um das Geheimnifs des Gelübdes weifs. Jetzt ift ihr auf einmal Woldemars Umanderung klar. Nach einem Gefprache über Woldemars Charakter, über welchen der Lefer hier die letzten Aufichlüffe erhält, über Tugend und Moralität überhaupt, (einem Gefpräche, das den fchönften Theil diefer merkwürdigen Schrift ausmacht,) eilt Henriette zu Woldemar, beginnt ihm ihr *Bekenntnifs* abzulegen, *Verzeihung* bey ihm zu fuchen. Bey diefen Worten fühlt fich Woldemar getroffen. Es fällt, wie ein Schleyer, von feinen Augen; er wird feiner Verirrung gewahr. Was fie von ihm erfleht, fühlt er, mufs er von ihr erhalten. Das ftolze Selbftvertrauen, durch das er gefallen war, fchwindet; wie er ungerecht gegen Henrietten gewefen war, läuft er jetzt Gefahr, es gegen fich zu werden. Aber auch hier kehrt er bald wieder um. Die vorige Traulichkeit, der alte Friede kommen zurück, und Woldemar fchliefst mit dem Ausfpruch: „Wer fich auf fein Herz verlafst, ift ein Thor — Richtet nicht!“ dem Henriette Fenelons Worte zur Seite ftellt: „Vertrauet der Liebe. Sie nimmt alles; aber fie gibt alles.“

Woldemar hatte fich gewöhnt, fich mit einer gewiffen Sicherheit feinem moralifchen Gefühl zu überlaffen, ohne Ausnahme den Regungen feines Herzens zu folgen. Auch konnte er diefs in den meiften Fällen ohne Gefahr. Es ift fogar unläugbar ein höherer Grad der Tugend, wenn die Ausübung der Pflicht felbft zur Gewohnheit wird, wenn fie in das Wefen der fonft entgegenftrebenden Neigungen übergeht, und nicht jede pflichtmafsige Handlung erft eines neuen Kampfes bedarf. Wie edel auch das Ringen des Pflichtgefühls gegen die Neigung feyn mag; fo ift es doch immer ein Zuftand des Krieges, und wer fegnet nicht mehr die wohlthätige Hand des Friedens? Aber der Friede mufs nicht durch Nachgiebigkeit erkauft feyn; er mufs fein Entftehen der Niederlage des Feindes, feine Dauer dem Bewufstfeyn der fortdauernden Stärke danken. Der wahrhaft tugendhafte Mann ift tugendhaft, weil feine Gefinnung es ift, weil diefe fich einmal durch alle feine Empfindungen und Neigungen ergoffen hat. Aber er hört darum nicht auf, wachfam zu feyn, er entnervt nicht feine Stärke. Sobald der Fall der Gefahr eintritt, weifs er die Stimme der Sinnlichkeit zu verachten, allein dem dürren Buchftaben des Gefetzes zu gehorchen. Und gegen diefe Gefahr fichert keine, noch fo glückliche, Organifation, keine, noch fo feine, geiftige Ausbildung. Diefs zeigt Woldemars Beyfpiel auf eine fehr treffende Weife. Seitdem er das Geheimnifs von Henriettens Gelübde erfuhr, fühlte fich fein Stolz beleidigt, feine Selbftfucht gekränkt. Ihm allein follte fie angehören, für ihn follte fie alles andre vergeffen; nun trat fie am Sterbebett ihres Vaters gleichfam einem Bündnifs gegen ihn bey, nun konnte fie ihm etwas verheimlichen, nun wollte fie etwas, das ihn betraf, fremden Rückfichten aufopfern. Indefs war feine Freundfchaft zu ihr wirklich grofs und felten. An ihr zweifeln hiefs ihm an dem Dafeyn der Tugend, an feinem beften Selbft, an dem allein Göttlichen im Menfchen zweifeln. Daran knüpften fich die minder edlen Regungen feiner Neigung. Der Abfall von ihm verwandelte fich in einen Abfall von dem beften Theile der Menfchheit. Nur unter diefer täufchenden Geftalt, nur indem er die Hülle der Tugend felbft anzog, vermochte der eigennützige Trieb einen Woldemar zu verführen; allein unter diefer mufste es ihm auch gerade bey einem, nicht an Zucht und Gehorfam gewöhnten, Woldemar gelingen. Dafs er aus Stolz fiel, beweift fein augenblickliches Zurückkehren, indem Henriette die Worte: „Bekenntnifs, Verzeihung,“ ausfprach. Diefs ift ein tief aus der menfchlichen Seele genommener Zug. Der ungerechte Stolz einer nicht unedlen Seele finkt, wenn er fich überbefriedigt fieht, plötzlich zur Demuth herab. Sehr richtig warnt daher Woldemar vor allzufichrem Selbftvertrauen. Schön und weiblich fetzt Henriette Fenelons Worte hinzu. Wer der Liebe vertraut, wird weniger ftrauchein. Der Liebe geht die Demuth fchweiterlich zur Seite, und jede Abweichung von dem Wege der Pflicht entfpringt mehr oder minder aus Selbftfucht, alfo aus einer Art des Stolzes. Allein follte auch das Vertrauen auf Liebe überall eine fichere Schutzwehr feyn? Sie war es in dem Fall, in dem fich Woldemar zu Henrietten befand, und diefs kann dem Vf. hier genügen. Sonft würde auch er fie gewifs nicht allgemein dafür anerkennen. Wie edel auch ein Trieb feyn mag, fo ift er immer etwas finnlich Bedingtes, und nicht fähig, weder ficher — denn im Gebiete der Sinnlichkeit find tauferdfältige, auch dem Wachfamften nicht immer bemerkbare, Täufchungen möglich; — noch weniger aber reine Moralität zu begründen. Allerdings ift der uneigennützige Trieb im Menfchen ein göttlicher Trieb. Allein er ift göttlich, infofern die Kraft gleichfam übermenfchlich ift, das Intereffe des Individuums der Allgemeinheit des Gefetzes unterzuordnen. Trieb ift er nur infofern, als das Göttliche eines Körpers bedarf, um im Menfchen zu wohnen.

Die Schwierigkeiten, mit welchen man gewöhnlich zu kämpfen hat, um einen, in ein äfthetifches Gewand gekleideten philofophifchen Inhalt rein abzufcheiden, fallen bey der gegenwärtigen Schrift fo gut als ganz hinweg. Was dem Vf. von philofophifchen Ideen am Herzen gelegen hat, ift mit fo ftarken Zügen gezeichnet, drückt fich felbft in den gefchilderten Charakteren fo unverkennbar aus, und geht fchon aus dem Geifte, der das Ganze fo lebendig durchwaltet, fo freywillig hervor, dafs der Lefer keinen Augenblick zweifelhaft bleiben kann. Wäre diefs aber noch möglich, fo dürfte er fich nur an die, von dem Vf. in feinen frühern Schriften geäufserten, Ueberzeugungen wieder zurückerinnern. Denn — um diefs beyläufig zu bemerken — nur in den Schriften weniger Männer wird man eine folche bewundernswürdige Einheit antreffen, als ein tiefes und anhaltendes Studium in den Schriften des Vf. nirgends vermiffen kann. „Nach meinem Urtheil,“ — heifst es einmal in den Briefen über die Lehre des Spinoza (2te Aufl.

Aufl. S. 42.) — „ist das gröfseste Verdienst, des Forschers *Daseyn* zu enthüllen, und zu offenbaren. Erklärung ist ihm Mittel, Weg zum Ziele, nächster — niemals letzter Zweck. Sein letzter Zweck ist, was sich nicht erklären lafst: das Unauflösliche, Unmittelbare, Einfache." Dieser Ueberzeugung, die den philosophischen Charakter des Vf. auf das treffendste schildert, getreu, geht er in dem Systeme der praktischen Philosophie, das im Woldemar seinem ganzen Wesen nach dargelegt ist, (Th. 1. S. 130.) von einem „menschlichen Instinct" aus, auf dem alle Tugend zuletzt beruht, „der den Menschen zwingt, sich aus den Tiefen seines Wesens dieselbe hervorzuschaffen." Dieser Instinct der menschlichen, oder überhaupt jeder sinnlich vernünftigen Natur, ist ihm (vergl. Ed. Allwills Briefsamml. Vorr. S. XVI. Anm.) diejenige Energie, welche die Art und Weise ihrer Selbstthätigkeit, durch deren Kraft man sich jede ihrer Handlungen als alleinthätig angefangen und fortgesetzt denken mufs, ursprünglich (ohne Hinsicht auf noch nicht erfahrne Lust oder Unlust) bestimmt. In sofern diese Naturen blofs in ihrer *vernünftigen Eigenschaft* betrachtet werden, hat derselbe die Erhaltung und Erhöhung des persönlichen Daseyns, des Selbstbewufstseyns, der Einheit des reflectirten Bewufstseyns mittelst continuirlicher durchgängiger Verknüpfung: — *Zusammenhang* zum Gegenstande; und insofern man in der höchsten Abstraction die vernünftige Eigenschaft *rein* absondert, geht der Instinct einer solchen *blofsen* Vernunft allein auf *Personalität* mit Ausschliefsung der *Person* und des *Daseyns*, weil beide, hier nothwendig wegfallende Individualität verlangen. Die reine Wirksamkeit dieses letzten Instincts konnte *reiner Wille*, das *Herz der blofsen Vernunft* heifsen, und wenn man ihr, als einer Indication, philosophisch nachginge, würde sich aus ihr unter anderm auch die Erscheinung eines unstreitig vorhandnen kategorischen Imperativs der Sittlichkeit vollkommen begreiflich finden lafsen. Dieser Instinct umfafst also die doppelte Natur des Menschen. Er geht auf Erhaltung des Daseyns, wie jeder Trieb überhaupt; allein als auch der vernünftigen Natur angehörend, nur auf Erhaltung des dem Menschen eigenthümlichen Daseyns. Die eigenthümliche Natur des Menschen aber ist Vernunft und Freyheit. Vermöge dieses Instincts ist sich der Mensch daher einer Kraft bewufst, mit welcher er, allen Antrieben der Sinne entgegen, allein der Vernunft zu folgen vermag; ja er fühlt sich sogar, dieſs zu thun, durch einen unaustilgbaren Trieb gedrungen. Wie dieser Trieb entsteht, wie er wirkt, begreift er nicht; versucht er auch, wenn er weise ist, nicht zu erklären. Denn erklären lafst sich nur das Abhängige, Vermittelte; dieser Trieb aber ist das Letzte, Unvermittelte. Allein seines Daseyns und seiner höheren Natur ist er sich mit einer über allen Zweifel erhabenen Gewifsheit bewufst; er fühlt, dafs er selbst nur durch ihn mit allem Göttlichen verwandt; dafs er „der „Odem Gottes ist in dem Gebilde von Erde." Was dieser Trieb in seiner Reinheit schafft, ist Tugend; und weil Uebung der Tugend nichts anders, als Wirksamkeit des Menschen in seinem eigenthümlichsten Daseyn ist, so ist mit der Tugend zugleich unmittelbar Glückseligkeit verbunden. Denn dasselbe Bewufstseyn, durch das wir den Ursprung der Tugend aus dem bessern Theil unsers Wesens gewahr werden, lehrt uns auch, „dafs „die höchste Glückseligkeit nicht eine gewisse Art des „äufserlichen Zustandes, sondern eine Beschaffenheit des „Gemüths, eine Eigenschaft der Person ist." (Th. 1. S. 124.) Und so ist es die Tugend, welche „dem Menschen „zugleich die Geheimnisse seiner Natur und seiner Glück„seligkeit heller offenbart." (Th. 1. S. 130.) Auf diesem Fundament ruht das System der praktischen Philosophie des Vf. Wie ungewöhnlich nun auch mancher Ausdruck, wie fremd die ganze Darstellungsart Lesern scheinen mag, welche sich einmal streng an die bisherigen Systeme halten; so werden sie derselben nicht absprechen können, dafs die höchste Reinheit der Moralität darin unentweiht geblieben ist. Denn das Einzige, worauf alles endlich zurückgeführt wird, ist die Kraft der praktischen Vernunft, die uneingeschränkte Freyheit des Willens. Alle materialen Grundsatze sind gänzlich entfernt; und derjenige, der zwar nirgends förmlich ausgedrückt ist, den aber die ganze Ideenreihe deutlich anzeigt, ist lediglich formal, und allein in der Form der menschlichen Vernunft enthalten, auf welcher des Menschen persönliches Daseyn beruht, dessen Erhaltung und Erhöhung jener Instinct zum Gegenstande hat. Allein die Moral ist, dieser Vorstellungsart zufolge, auch wiederum nicht blofs eine aus Formeln und Vernunftsätzen bestehende Theorie, der es, wie consequent sie auch an sich seyn möchte, noch immer an äufsrer Wahrheit, an praktischer Nothwendigkeit mangeln könnte; sie ist durch die feltenen, und in der Natur selbst sichtbarsten Bande mit der Wirklichkeit verknüpft, und geht aus dem innersten Wesen des Menschen hervor. Wenn er Mensch heifsen, nicht die Stimme seines eignen Gefühls übertäuben will, mufs er ihr Gehorsam leisten. Jener Trieb ist unläugbar im Menschen vorhanden, und insofern Instinct diejenige innere bewegende Kraft ist, welche ursprünglich mit der Eigenthümlichkeit eines Wesens gegeben ist, kann er auch mit Recht Instinct genannt werden. Genau untersucht wird hier sogar nichts anders zum Grunde gelegt, als eben das, wovon auch das *rechtverstandene* Moralsystem der kritischen Philosophie ausgeht — sittliches Gefühl, Gewissen, Freyheit. Allein es ist hier auf einem durchaus andern, völlig eignen, Wege gefunden, und wird auf einem andern herbeygeführt. Daher stellt es auch gerade seinen Ursprung in ein vorzüglich helles Licht, zeigt noch klarer die Verbindung zwischen dem Moralgesetz, und der wirklichen Natur des Menschen, enthüllt gleichsam noch mehr die Thatsachen der Freyheit und des sittlichen Gefühls, und gibt dadurch selbst zur Aufbauung der endlichen, von allen Seiten genügenden Philosophie die treflichsten Winke. Einen solchen Wink glauben wir z. B. darin zu entdecken, dafs dem Instinct, der allem zum Grunde liegt, durchgängiger Zusammenhang zum Gegenstand gegeben, und also im Menschen ein Grundtrieb nach innerer und äufserer Uebereinstimmung festgestellt wird, aus dem sich — wenn es hier der Ort wäre, solchen Entwicklungen vorzureifen — auch, unter andern wichtigen Folgen für die theoretische und praktische Philosophie, der nothwendige

wendige Zusammenhang der Glückseligkeit mit der Tugend streng beweisen lassen würde. Allein die Einsicht dieses Zusammenhanges bleibt immer ein tiefer Blick in die innerste Natur des Menschen. Den alten Philosophen, vorzüglich dem Aristoteles, entging er nicht. Ihnen war der Mensch zu sehr ein Ganzes; ihre Philosophie ging zu sehr von den dunkeln, aber richtigen, Ahndungen des Wahrheitssinnes aus. Sie verfielen aber zum Theil in ein entgegengesetztes Extrem, und läugneten alle Abhängigkeit von der Hand des Geschicks. Die neuere Philosophie hat zu sehr durch fremde Hand verknüpft, was, seiner Natur nach, schon verschwistert ist. Es bleibt einer künftigen vorbehalten, durch ein noch tieferes Eindringen in die Natur des sittlichen Gefühls, und seiner Wirksamkeit in dem ganzen Wesen des Menschen, das streng darzuthun, wofür die Empfindung des natürlichen, aber gutgestimmten Menschen von selbst so laut spricht. Dass aber jenem Triebe, jenem ursprünglichen Instincte nicht etwa unbestimmte Begriffe, oder dunkle Gefühle zum Grunde liegen, beweisen unter mehreren merkwürdigen Stellen dieser Schrift vorzüglich die Worte Woldemars (Th. 1. S. 135.) in dem Gespräche mit Biderthal. Nachdem er gezeigt hat, wie der Begriff wichtiger und höher ist, als die Empfindung, und wie das ganze menschliche Bestreben dahin geht, unsere Empfindungen in Begriffe zu verwandeln, kommt er auf die Frage, worinn die Vortreflichkeit des Menschen bestehe? „Die Gaben," antwortet er sich selbst, „sind mancherley; aber jeder ist vortreflich in seinem „Maass, dessen Vernunft seine Empfindungen, Begier„den und Leidenschaften überschaut und beherrscht. Ich „sage *beherrscht!* denn Empfindungen, Begierden und „Leidenschaften müssen da seyn, wenn menschliche Ver„nunft da seyn soll. Aus stumpfen Sinnen werden nie „helle Begriffe hervorgehen; und wo Schwäche der „Triebe und Begierden ist, da kann weder Tugend noch „Weisheit eine Stelle finden. Kein Volk; keine Obrigkeit! „Keine Obrigkeit; keine Gemeine! Je zahlreicher aber und „je rüstiger die Menge, desto grösser das Fürstenthum! „Und gleich einem Fürstenthum ist die Vernunft, wovon „ich rede. Ihr gehört jenes herrschende Gefühl, jene „herrschende Idee, wodurch allen übrigen Ideen und Ge„fühlen ihre Stelle angewiesen wird, und ein *höchster* „*unveränderlicher Wille* in die Seele kommt; von ihr „kommt jener auf unüberwindliche Liebe gegründeter „unüberwindlicher Glaube, und, mit diesem Glauben, je„ner heilige Gehorsam, welcher besser ist, denn Opfer." Das in dieser letzten Stelle über *Liebe* und *Glauben* Gesagte betrifft die Verbindung der Moral mit der Religion, und erhält seine vollkommene Aufklärung aus den Briefen über die Lehre des Spinoza. Vorr. S. XLI — XLIV. §. XXXIX — XLVI. Was also wohl das Resultat der ganzen Philosophie des Vf. überhaupt seyn dürfte, dass sie nemlich *Wahrheit* und *Daseyn*, um seinem eignen Ausdruck zu folgen, scharf aufzufinden, und klar zu enthüllen, die Thatsachen, von welchen ausgegangen werden muss, darzustellen, und den Weg des ferneren Ganges im Ganzen zu zeigen, mehr als vielleicht irgend eine andre, mit oft bewundernswürdigem Glücke benützt ist; das ist gewiss in noch höherem Grade das Resultat des in dem Woldemar entworfenen Moralsystems. Allein wie bey seinen übrigen philosophischen Aeusserungen, so möchte man auch hier manchmal wünschen, dass es ihm gefallen haben möchte, die Begriffe noch genauer zu analysiren, die Sätze in strengerer Folge aus einander herzuleiten, ja selbst hie und da dem Ausdruck eine grösere Bestimmtheit zu geben, um noch mehr jedem möglichen Missverständniss zuvorzukommen. Ueberall würde der Vortrag dadurch mehr Fasslichkeit und grösere philosophische Strenge erhalten; wo aber das System selbst noch einer Prüfung bedarf, da würde eine solche Methode zugleich den Vortheil, auch diese zu erleichtern, gewähren. Allein freylich könnte dieses Unternehmen, wie schon der Vf. selbst einmal (Br. üb. d. Lehre d. Spinoza. Vorr. S. XXIV.) bemerkt, vollkommen nur in einem eignen sehr kritischen Werke geschehen, in welchem er sein Gedankensystem von Grund aus, und im Zusammenhange mit allen seinen Folgen darlegte; und wenn der Leser sich ihm schon zum lebhaftesten Dank für das, was er empfangt, verpflichtet fühlt, ist er freylich nicht berechtigt, auch noch auf eine neue Gabe Anspruch zu machen.

(Der Beschluss folgt.)

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Chemnitz, b. Hoffmann: *Die rothe Freyheits-Kappe.* Zur Belehrung des deutschen Bürgers und Landmanns. 1793. 144 S. 8. (4 gr.)

2) Wien, b. Doll: *Aufruf an Fürsten und Völker gegen die Franzosen.* 30 S. 8. (3 gr.)

1. Für die allerunterste Classe von Lesern ist dieses Buch vielleicht so übel nicht. Unter dem sonderbaren Schilde, das es aushängt, ist eigentlich eine zusammenhängende Erklarung der jetzt häufig vorkommenden politischen Ausdrücke, *Regierungsform*, *Aristokratie*, *Demokratie*, *Anarchie* u. s. f. enthalten, die im Ganzen recht leidlich ausfällt. Wo es ins Detail kommt, sind freylich Unrichtigkeiten, und Uebertreibungen in Menge; z. B. *Brissot* soll in der Nationalversammlung, noch dazu in den plattesten Ausdrücken, gesagt haben: dass ein jeder, der den Geschlechtstrieb fühle, berechtigt sey, von jedem Weibe, oder jedem Madchen, das ihm gefiele, seine Befriedigung zu fodern!! oder: „*Manuel* ist ein Gelehr„ter; er sass acht Monate im Zuchthause wegen gefer„tigter Pasquille. *Bey der Revolution* ward er Gemeine„Procurator von Paris, *beging aber Diebstäle* (??), wes„halb er abgesetzt ward." — Für gebildete und unterrichtete Leute ist dieses Buch gar nicht. — Schlechter aber ist das folgende.

2. Ein wüthender Ausfall auf die Franzosen! — worin ihnen alles vorgerückt wird, was sie oder ihre Könige in diesem und dem vorigen Jahrhundert an Deutschland verübten. Alles soll sich rüsten, besonders die Bürger des österreichischen Staats, alles zu Felde ziehen!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. September 1794.

PHILOSOPHIE.

Königsberg, b. Nicolovius: *Woldemar.* (vom Hn. Geh. Rath *Jacobi* in Düsseldorf) etc.

(Beschluss der im vorigen Stucke abgebrochenen Recension.)

So reich aber die gegenwärtige Schrift auch an philosophischem Gehalt ist; so ist sie doch auf der andern Seite zugleich ein freyes dichterisches Product, und verdient vorzüglich als Kunstwerk, dass die prüfende Aufmerksamkeit dabey verweile. Auch alle philosophische Absicht entfernt, ist das Ganze ein schönes, anziehendes Gemalde interessanter Situationen; die Reihe der Begebenheiten geht, nur durch sich selbst bestimmt, mit ungezwungener Leichtigkeit fort, und das Raisonnement scheint wie von selbst und ohne Absicht hineinverwebt. Die Geschichte, welche dem Ganzen zum Vehikel dient, ist nicht reich an Erfindung, noch ihr Faden verwickelt — ein einfaches Familienleben in Verhältnissen, die fast durchaus mehr durch die Empfindungsweise der handelnden Personen, als durch äussre Vorfalle bestimmt werden. Allein gerade dies foderte auch sowohl die philosophische, als poetische Absicht des Vf. Je weniger Abweichungen die Dazwischenkunft äussrer Begebenheiten veranlasste, desto reiner konnten sich die Charaktere aus ihrer Individualität entwickeln, und diese vollkommen zu schildern, war unstreitig sein Hauptzweck. Und in der That verräth auch die Art ihrer Zeichnung, ihrer Haltung, ihrer Auflösung, da wo die Verwicklung manchmal auf den höchsten Grad steigt, eine seltne Feinheit der Beobachtung und eine gleich ungewöhnliche Gabe der Darstellung. Es gehörte ein eigner grosser Gehalt dazu, die einzelnen Züge zu Menschen, wie sie hier geschildert sind, zusammenzutragen, und reife psychologische Einsicht, sie, der Natur entsprechend, in Ein Bild zu vereinigen. Denn die hier gezeichneten Charaktere sind nicht blos wegen ihrer wirklichen Vortreflichkeit selten, sondern besitzen auch einen Grad der Originalität, der ihnen vor manchem, auch nicht ungeweihtem, Auge etwas Fremdes, wenn nicht gerade Unnatürliches, geben kann. Zwar existiren gewiss, zum Glück und zur Ehre der Menschheit, Individuen von gleich eindringendem Geiste, gleich grosser Wärme des Gefühls, gleich zartem Schönheitssinn, Menschen, denen also eben so wenig weder das Mühen nach äuseren Endzwecken, noch die blosse Thätigkeit der intellectuellen Kräfte genügt, die sich eben so ein eignes und gerade das liebste Geschäft daraus machen, gleichsam in der Mitte ihrer Empfindungen zu leben. Allein selten, und auch dies hat die Natur mit Weisheit geordnet, werden sie von den äusern Gegenständen so wenig gestört, und seltner noch von ihren Verhältnissen selbst so dringend veranlasst, sich, wenn der Ausdruck erlaubt ist, so in ihren Gefühlen zu verlieren, so anhaltend über ihnen zu verweilen, sie endlich so dauernd und so mächtig herrschend in sich werden zu lassen, als man hier, vorzüglich in einigen Epochen, an Woldemar und an seinen Freunden bemerkt. Was in der Natur einzeln, in verschiedenen Lagen, in längeren Zeiten zerstreut ist, das ist hier sehr natürlich näher zusammengerückt, und macht nur dadurch einen verschiednen, weniger gewohnten, Eindruck. Es würde daher kaum wunderbar scheinen dürfen, wenn einige Situationen, z. B. Woldemars Abneigung, sich mit Henrietten zu verheirathen, und besonders die Art, wie beide sich, auf die Veranlassung eines Misverständnisses, gegenseitig quälen, wo Eine einfache Erklärung sie verglichen haben würde, einigen Lesern, vorzüglich beym ersten Anblick, nicht ganz natürlich scheinen sollten. Nicht zwar als konnten dergleichen im wirklichen Leben nicht vorkommen, da jeder Leser sich vielleicht nicht unähnlicher erinnern wird; nicht auch als entsprängen sie nicht aus den Charakteren, wie sie einmal geschildert sind, oder als waren die Umstände nicht gehörig auseinander gesetzt, die sie nicht blos möglich, sondern sogar nothwendig, machten; sondern blos weil es ein mächtiger Unterschied ist, etwas in der wirklichen Natur und in der nachahmenden Schilderung zu erblicken. Es ist damit gerade ebenso, als mit der Erscheinung, dass es Dinge gibt, die beides zu komisch und zu tragisch sind, um z. B. auf dem Theater Glauben zu finden, und die dennoch im Leben wirklich und sogar nicht selten vorkommen. Wie nemlich die Natur immer die Gewissheit der Wirklichkeit unmittelbar mit sich führt, so ist die Nachahmung zu leicht von einem gewissen Misstrauen gegen ihre Treue begleitet. Von diesem veranlasst geht man leicht dem Wege nach, auf dem sie eine Situation herbeyführt, um ihre Möglichkeit zu beurtheilen; und wie streng und genau dieser gezeichnet seyn mag, so zerstreut, (noch ungerechnet, dass es oft geheime, kaum bemerkbare, Ursachen gibt, welche aller Darstellung entschlüpfen,) schon diese Vergleichung die Beobachtung, und verändert den Eindruck. Vorzüglich bey der Schilderung von Charakteren mag es also, auch innerhalb der empirischen Wahrheit, noch eine gewisse Grenze der poetischen Wahrscheinlichkeit geben; vorzüglich da mag nur eine gewisse Abweichung von der gewöhnlichen Menschennatur, die dem Gefühl eines jeden zum Maasstabe des Natürlichen dient, erlaubt seyn. So gefährlich aber auch die Klippe war, die dem Vf., welcher, seiner Absicht gemäss, einmal keine andre moralische Gestalten, als ge-

rade die geſchilderten, wählen konnte, hier drohte; ſo glücklich hat er ſie zu überwinden verſtanden, und auch die Zweifel, von welchen wir eben ſprachen, werden gewiſs bey tieferem Studium der gezeichneten Charaktere verſchwinden. Vertraut mit dem Weſen der poetiſchen Kunſt, weiſs er, auch was völlig ſubjectiv ſcheint, noch an die nothwendigen Bedingungen der menſchlichen Natur anzuknüpfen; mit kluger Vorſicht läſst er jede neue Wendung des Charakters ſo vollſtändig vorbereiten, und ſo lange verweilen, und mit meiſterhaftem Talent verſucht er durch eine ſchöne, an mehr als Einer Stelle hinreiſsende, Sprache den Leſer ſo in ſein Intereſſe zu verweben, daſs ſein Gefühl in die gleiche Stimmung übergeht. Nun iſt ihm jeder folgende Schritt klar, nun theilt er ihn ſelbſt. Immer aber bleibt in Charakteren, wie Woldemar und Henriette, wie ſie durch Woldemar umgebildet iſt, gleichſam eine gewiſſe Schwierigkeit zurück. Wie ſchön und edel ſie ſind, wie tief ſie ergreifen und erſchüttern; ſo ſpannen ſie doch das Intereſſe auf eine beunruhigende Weiſe. Es ſchmerzt, wenn man ſieht, daſs ſie in der glücklichſten äuſseren Lage, mit den beſten Kräften, die das Geſchick ſeinen Günſtlingen zu ſchenken vermag, ihre Zufriedenheit und Thätigkeit durch Leiden unterbrechen, die man in die Verſuchung kommen möchte, ſelbſtgeſchaffen zu nennen. Sanft und ſchön ruht daher der Blick auf einigen andern Geſtalten aus, die mit weiſer Oekonomie an ihre Seite geſtellt ſind. Welcher Leſer erinnert ſich nicht hiebey an Allwina, an das liebenswürdige Geſchöpf, das in der höchſten Anſpruchloſigkeit, ſich ſelbſt unbewuſst, einen Schatz von Tiefe und Gröſse des Charakters bewahrt, das ſchwere Verhältniſs zwiſchen Woldemar und Henrietten allein durch Unbefangenheit des Sinnes faſst, und durch hingebende Liebe in ſchönen Einklang auflöſt? Auch Henriettens beide verheirathete Schweſtern haben in dieſer Rückſicht keinen unbeträchtlichen Antheil an der Wirkung des Ganzen; und ſelbſt der alte Hornich, wie er nur durch äuſsre Verhältniſſe gebildet iſt, und nur im äuſsern lebt, trägt durch ſeine contraſtirende Geſtalt weſentlich dazu bey, der Gruppe Mannichfaltigkeit zu geben, die von einer andern Seite her Einheit erhält. Denn Woldemar iſt es, ſeine Art zu ſeyn, die ſich nach und nach allen übrigen mehr oder minder mittheilt, an welche ſich alles andre anſchlieſst. Daſs ſein Charakter ſich entwickelte, daſs er zu dem Grade der Ruhe und Feſtigkeit käme, der ihm ſo ſehr mangelte, und nachdem er ſich ſo innig ſehnte, iſt das letzte Ziel dieſes ſchönen, mannichfaltig verflochtenen Ganzen. Dieſem Ziele arbeitet alles in groſser Einheit entgegen. So wie Woldemar auftritt, erregt ſein Charakter bey dem Leſer, wie bey ſeinen Freunden, Beſorgniſſe. Wie er da iſt, fühlt man lebhaft, iſt er noch nicht zur Stätigkeit und Ruhe gediehen; er muſs noch viele Prüfungen beſtehen, neue Umwandlungen erleiden. In der Folge ſteigt die Verwicklung, und noch gerade den nächſten Augenblick vor der Auflöſung hat ſie den höchſten Gipfel erreicht, ſo daſs man ſich durch dieſe doppelt überraſcht ſieht. Dennoch iſt es gerade dieſe Auflöſung, mit welcher mancher Leſer minder zufrieden ſeyn dürfte. Wie man ſich Woldemar bis dahin zu denken gewohnt geweſen iſt, mit der Gröſse und Feſtigkeit, mit dieſer eigentlichen Stärke des Charakters, hätte man ihn, wenn er je fallen konnte, lieber ſich durch eigne Kraft wieder aufrichten ſehen, als an der Hand eines Dritten, ſey es auch die Hand der Geliebten. Es iſt ſchwer zu beurtheilen, ob in dem Plane des Vf. ein ſolcher Ausgang möglich war. Allein in dem Charakter ſelbſt, ſo wie er entwickelt iſt, ſcheint keine Unmöglichkeit zu liegen. Wenn er auf dem Wege fortging, auf dem er war, wenn er, endlich an aller Menſchenwürde und Menſchenkraft verzweifelnd, ſich einem völligen Unglauben, einer alles verachtenden Härte überliefs; ſo muſsten gerade durch dieſs Uebergewicht der entgegengeſetzten Gefühle jene ſanfteren und natürlicheren nach eben dem Geſetz von ſelbſt wieder lebhaft werden, nach welchem jede Kraft gerade dann am regſamſten wird, wenn ihr der gänzliche Untergang droht. Je ſchrecklicher die Einöde war, in welche Woldemars Seele ſich umgeſchaffen fühlte, deſto mächtiger muſste die leiſeſte Regung dieſer Empfindungen wirken; der Rückweg war nun ſchneller als die Verirrung; und Woldemar kehrte ſo durch ſich ſelbſt zum Glauben an Tugend und Menſchheit, und mit ihm zum Glauben an Henrietten zurück. Aber er dankte ſeine Rettung nicht minder dem Gefühle der Liebe; Vertrauen auf Liebe trat nicht minder an die Stelle des ſtolzeren Selbſtvertrauens; der Sieg der Liebe war vielmehr um ſo gröſser, wenn ſie nicht Henriettens Wort, wenn ſie nur ihr Andenken, nur was Henriette in Woldemars Seele geſtiftet hatte, zu Hülfe zu rufen brauchte. Die einzelnen Rollen ſind mit groſser Zweckmäſsigkeit unter die auftretenden Perſonen vertheilt, und die Charaktere mit vieler Kunſt gezeichnet und durchgeführt. Der wichtigſte iſt Woldemar ſelbſt. Von dieſem iſt aber ſchon in dem Verſuche geredet worden, den wir oben gemacht haben, einen Abriſs der ganzen Schrift zu liefern, und zwar einen Abriſs, der gerade ihre Eigenthümlichkeiten, und nur dieſe darſtellte, und gerade demjenigen Leſer vielleicht am meiſten willkommen wäre, der das Werk ſelbſt ſchon geleſen hätte. Henriette iſt zu genau mit Woldemar verbunden, als daſs dadurch nicht zugleich auch die Schilderung ihres Charakters hinlänglich geprüft wäre. Indeſs iſt dieſer faſt unter allen der ſchwierigſte, aber auch vor allen mit feiner Kunſt behandelt. In den Lagen, in welche ſie durch Woldemar verſetzt wird, kann es nicht fehlen, daſs man nicht hie und da einen Augenblick die ganze, volle Weiblichkeit in ihr vermiſſen ſollte. Wir erinnern hier an ihre eigne Weigerung, ſich mit Woldemar zu verbinden, an die Geſpräche, die länger, raiſonnirender, belehrender ſind, als wir ſie von der Anſpruchloſigkeit der Frauen erwarten. Allein bey genauerer Unterſuchung entdeckt ſich, daſs gerade, was hier minder weiblich erſcheint, ſich durch die höchſte Weiblichkeit auflöſt. Nur um ihren Freund ihrer Freundin zu ſchenken, thut ſie ſelbſt Verzicht auf ihn; nur aus der höchſten Liebe zu ihm, einer Liebe, die beide Weſen in ihrem ganzen Daſeyn zuſammenſchmelzt, folgt ſie ihm in dem ihm nun einmal eigenthümlichen Ideengange; nur an dem letzten Geſpräch, in dem es Woldemars Rettung gilt, nimmt ſie einen lebhaften und mehr thätigen Antheil

theil. Von Allwina ist schon im Vorigen gesprochen. Auch die übrigen Personen sind mit Bestimmtheit und Sorgfalt gezeichnet, und aller Gleichheit ungeachtet, welche Freundschaft und gemeinschaftliches Leben ihnen gegeben hat, unterscheidet sich der redliche, aber so leicht ängstlich besorgte, Biderthal sehr merklich von dem kühneren, mehr rasonnirenden Dorenburg. In der Schilderung des alten Horaich liegt eine eigne Natur und Wahrheit, und es gehörte viel Kunst der Behandlung dazu, einen Charakter, der so manche wirkliche Härten hat, dennoch bis auf einen gewissen Grad liebenswürdig erscheinen zu lassen. — So wenig sich auch die Sprache des Vf. in ihrer Eigenthümlichkeit mit wenigen Worten charakterisiren läfst, so ist sie dennoch zu eindringend und schön, um sie ganz zu übergehen. Vorzüglich glücklich ist er in dem, was gerade andern so selten gelingt, in Schilderungen hoher und zarter Seelenstimmungen, wovon wir unter so vielen nur folgende wenige Th. 1. S. 39. 40. S. 186 — 190. Th. 2. S. 17 — 19. S. 46. 47. ff. zu Beweisen anführen wollen.

Gleichsam als bald längere, bald kürzere Episoden sind in diese Schrift theils eine Menge trefflicher psychologischer Bemerkungen, theils interessante Räsonnements über wichtige Gegenstände aus dem Gebiete der Philosophie des Lebens verwebt. Vorzüglich unter den letzteren zeichnen sich Th. 1. S. 24 u. 40. über Freundschaft und Liebe; S. 51 — 63. über die Wahl der Gesellschaft; S. 80 — 103. über das Uebermaafs in Pracht und Einfachheit; Th. 2. S. 37 — 46. über das weibliche Geschlecht, und mehrere andre aus. In dem letzten ausführlichen Gespräch über Tugend und Moralität gibt der Vf. zugleich (Th. 2. S. 210 — 243. u. Beyl. S. 285 — 294.) einen körnigten Auszug aus der Moral des Aristoteles, der das Gedankensystem des Stagiriten in bündiger Kürze und mit philosophischer Präcision darstellt, und den wir ebensowenig als die vortrefliche Uebersetzung eines schönen Stücks aus dem Plutarch (Th. 2. S. 178 — 205.) unerwähnt lassen können.

Dafs endlich die gegenwärtige Schrift eine Vollendung einiger schon vor mehreren Jahren erschienenen Fragmente ist, wird für den gröfsten Theil der Leser nicht erst einer Erwähnung bedürfen.

Leipzig, b. Heinsius d. jüng.: *Moralisches Handbuch*, oder Grundsätze eines vernünftigen und glücklichen Lebens, als Beytrag zu einer populären Philosophie für unser Zeitalter. 1794. 343 S. 8. (16 gr.)

Dieses Handbuch soll die wichtigsten Vernunftwahrheiten enthalten, ohne die der Mensch hienieden weder besser noch glücklich werden kann, sie durch lichte und überzeugende Gründe unterstützen, aber alles, was sich blofs auf Systeme der Philosophie auf Polemik und Schulterminologie beziehet, übergehen; es soll ein Versuch einer Popularphilosophie nach dem Ideal seyn, welches sich der Vf. entworfen hat. Vorrede S. VII. Ein solches Buch schien demselben für eine gewisse Klasse Bedürfnifs zu seyn. Nemlich für die Klasse der Gelehrten von Profession und vorzüglich der philosophischen Denker, wie auch für den gröfsern Theil des Publicums, der noch nicht zum Selbstdenken gelangt ist, sey hinlänglich gesorgt worden, nicht so aber für eine Mittelklasse, welche denkende Geschäftsmänner, gebildete Kaufleute, Aerzte, Juristen, Prediger, die noch in der Literatur fortgehen, denen es aber ihre Verhältnisse nicht erlauben, in den eigenthümlichen Geist der Systeme einzudringen, Candidaten und akademische Jünglinge in sich begreift. Dieser Klasse von Menschen, welcher es zwar nicht an der Fähigkeit zum Selbstdenken, aber theils an Zeit, theils an Lust fehlet, der Philosophie ununterbrochen ihr Nachdenken zu widmen, will der Vf. die wichtigsten Resultate der Philosophie nicht in der Schulform, sondern in dem leichtern und gefälligern Gewande, welches sich für die Populärphilosophie schickt, vortragen. Er sammelte aus den besten Schriftstellern der Deutschen ohne Rücksicht auf ihre verschiedenen Systeme Stoff zu einer solchen Populärphilosophie, vereinigte sie zu einem Ganzen, und bemühete sich den Gegenständen durch einen lebhaften blumenreichen Ausdruck mehr Eingang und Interesse zu verschaffen. Zu dem Ende webte er auch an schicklichen Orten Stellen aus Dichtern ein. Dies ist der Plan des Vf.

Die gute Absicht des Vf. ist nicht zu verkennen. Auch der Plan ist im Wesentlichen zweckmäfsig, und wenn er gut ausgeführt wird, so kann dadurch einem wirklichen Zeitbedürfnifs abgeholfen werden. Auch hat noch kein Philosoph die populäre Darstellung der Vernunftwahrheiten an sich verworfen, aber gegen die Vertauschung derselben, gegen die Wissenschaft selbst, welche nie populär werden kann, darf keiner, dem die Philosophie am Herzen liegt, gleichgültig seyn. Wenn daher der Vf. das, was neuerlich gegen die Populärphilosophie gesagt worden ist, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet hatte, so würde er gar nicht nöthig gehabt haben, sie S. VII. zu vertheidigen. Die gröfste Schwierigkeit liegt aber immer in der Ausführung, die weit mehr Talente erfodert, als die populären Schriftsteller mehrentheils glauben.

Wir können dieses Handbuch nicht unter die schlechten, aber auch nicht unter die vorzüglichen Arbeiten dieser Art zählen, weil es neben einigen Vorzügen sehr wesentliche Mängel hat. Die Sprache ist mit wenig Ausnahmen edel, lebhaft und bilderreich, das Buch liest sich daher sehr gut, und man würde es nicht merken, dafs die Materialien aus verschiedenen Schriftstellern entlehnt sind, wenn nicht zuweilen eine Inconsequenz darauf führte; z. B. S. 133. Der Vf. hat also doch den entlehnten Stoff nach seiner eignen Manier verarbeitet. Man findet ferner fast durchgängig gesunde Begriffe von Sittlichkeit und Religion. Dies ist die gute Seite: nun müssen wir aber auch die Fehler eben so unpartheyisch anzeigen. Der Titel scheint dem Inhalte nicht ganz zu entsprechen. Es ist nicht sowohl eine populäre Darstellung der wichtigsten Wahrheiten der Moral als der Religion, wie schon aus der Ueberschrift der meisten Betrachtungen erhellt; z. B. N. III, IV. *Die Erde ist nur*

eine Erziehungsanſtalt für den Menſchen; in höhern Gegenden des Weltalls wird ſeine Fortbildung geſchehen – er wird alſo fortdauern. N. V. *Darſtellung des Ganges der Entwickelung und ſtufenweiſen Ausbildung der religiöſen Begriffe unter den Menſchen.* N. XII. *Moraliſchen Glaube an Unſterblichkeit und Gottheit.* N. XIII. *Ueber Gott und ſeine Eigenſchaften.* N. XIV. *Einige Ideen über Weltall und Schöpfung.* N. XV. *Ueber das auf der Erde verbreitete Uebel und Elend.* N. XVI. *Gedanken über den Zuſtand des Menſchen nach dem Tode.* Dieſe Abſchnitte nehmen den gröſsten Theil des Buches ein. In einem moraliſchen Handbuche hätte eine zweckmäſsige Darſtellung des Sittengeſetzes und ſeiner ausgebreiteten Anwendung den vorzüglichſten Platz einnehmen müſſen. Die Abhandlungen ſelbſt erſchöpfen nicht allezeit den Gegenſtand, und enthalten nicht das, was man in ihnen erwartet; anſtatt einer popularen aber gründlichen Darſtellung findet man zuweilen nichts als ſchöne Declamation. Ein Theil des Buches iſt daher für die Klaſſe von Leſern, welchen es beſtimmt iſt, nicht zweckmäſsig abgefaſst. Gleich die erſte Betrachtung: *der Menſch iſt das edelſte Geſchöpf auf der Erde*, enthält mehr Ausdruck des Danks an den Schöpfer als Darſtellung der groſsen Vorzüge des Menſchen. In der dritten verweilt der Vf. nur ein paar Seiten bey ſeinem Gegenſtand, daſs die Erde eine Erziehungsanſtalt für den Menſchen ſey, ſondern ſpringt gleich auf die Religion als die Erzieherin der Menſchen über. Die 6te über die Aufklärung unſers Zeitalters iſt gar nicht befriedigend, weil der Vf. ohne den Begriff von Aufklärung feſtgeſetzt zu haben, in die Geſchichte der Vorwelt gehet, um zu prüfen, ob auch da ſchon Aufklärung wirkſam war, und welche Schickſale ſie hatte, bis endlich S. 94 folgender Begriff als das Reſultat aufgeſtellt wird: ſie iſt der unaufhaltbare Fortſchritt des einzelnen Menſchen und des ganzen Geſchlechts zu dem für ſein Vermögen und in ſeinen Verhältniſſen möglichſten Grad der Reife. Worin beſtehet aber die Reife und der möglichſte Grad derſelben? Die achte Betrachtung: die Beſtimmung des Lebens gewährt keine Belehrung über dieſen wichtigen Gegenſtand.

Endlich wäre auch zu wünſchen, daſs die einzelnen Abſchnitte in einem beſſern Zuſammenhang ſtünden, und daſs die Betrachtungen über die Religion auf die über die Moral folgten: daſs der Vf. in den Muthmaſſungen über das künftige Leben die Phantaſie noch mehr in Zaum gehalten, und hie und da den Vortrag noch mehr den Zwecken der Sittlichkeit angepaſst hätte. Ueber einzelne Stellen läſst ſich noch vieles erinnern. Wir wollen nur zwey herſetzen, und uns alles weitern Urtheils darüber enthalten. S. 132. „Wie ſich nun eine Handlung zur Vernunft verhalte, läſst ſich bloſs dann beſtimmen, wenn wir den Bewegungsgrund der Handlungen aufſuchen. Iſt dieſer Bewegungsgrund von der Art, daſs er ein allgemeines Geſetz für alle vernünftige Weſen werden kann, ſo daſs die *Glückſeligkeit des Ganzen* befördert werden würde, wenn jedes vernünftige Weſen ſich durch ſolch einen Bewegungsgrund zu ſeinen Handlungen beſtimmte, ſo iſt er vernunftmäſsig, und die Handlung moraliſch gut. — S. 109. So verſchwindet denn hin in den unermeſslichen Strom der Vergangenheit, ihr Zeiten meines irrdiſchen Lebens! Verflieſset wie ein milder Morgentraum! Das, was ich aus euch rette, iſt mein Ich; mit dem Gefühle meiner keimenden Tugend will ich aus der Flut der Zeit, die jetzt meine Sinne überſtrömt, heraustreten und zu neuen Verbindungen übergehen, wo mein Verhältniſs zu dem Weltall wahrſcheinlich anders bezeichnet werden wird, als durch die Form der Zeit. — Auch die *Grenzen des Raums, der Ausdehnung*, in denen ich hienieden alle Erſcheinungen wahrnehme, werden dann in eine andere Form verſchmelzen, da mich in eine höhere Sphäre nicht die *Sinnlichkeit*, nicht das Organ begleitet, durch das ich hier Empfindungen aufnahm, durch das ich hier die Erſcheinungen erkannte.“

GESCHICHTE.

Leipzig, in der Dyk. Buchh.: *Vorſchrift der franzöſiſchen Nation an ſeine (ihre) Stellvertreter im Jahr* 1789. Nebſt einigen Bemerkungen darüber. 1792. 176 S. 8. (12 gr.)

Die Anzeige dieſes Buchs hätte ſchon vor einigen Jahren geſchehen müſſen, wenn ſie mit Intereſſe verknüpft ſeyn ſollte. Jetzt kann ſie nur kürzlich nachgeholt werden.

Calonne hat in ſeinem bekannten Werke: *L'état de la France* etc., welches 1790 erſchien, einen mit Mühe und Scharfſinn ausgefertigten Auszug aus den ſämmtlichen *Mandaten* (*cahiers*), die die Deputirten im Jahr 1789 erhielten, geliefert, um daraus zu zeigen, wie ſehr die N. V. von ihrer urſprünglichen Beſtimmung abgewichen war. Dieſer Auszug iſt in der vorliegenden Schrift verdeutſcht, und mit einigen Bemerkungen verſehen, auch von einem längern Räſonnement über einige Hauptoperationen der conſtituirenden Verſammlung begleitet. Da jetzt die ganze erſte Conſtitution längſt in Schutt und Ruinen liegt, ſo würde es keinem Leſer angenehm ſeyn, hier einige Kritik jener an und für ſich nicht ausgezeichneten Bemerkungen und Räſonnements zu finden. Sie ſind im Ganzen aus *Calonne*, *Burke*, *Gudin*, und einigen andern bekannten Schriftſtellern zuſammengetragen, verrathen Beleſenheit und Sachkenntniſs, aber weder einen gründlichen Selbſtdenker, noch auch, wenn man auf den verworrenen, durch den Mangel an Ruhepunkten ermüdenden, Stil ſieht, einen im ſchriftlichen Vortrage ſehr geübten Verfaſſer.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 29. September 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

STOCKHOLM, b. Holmberg: *Vetenſkaps-Handlingar för Läkare och Taltſkär er utgifne af Sven Hedin*, M. D. Aſſeſſ. i Colleg. medic. m. m. Ledam. af Kge. Danſka Med. Societen i Kopenhamn. I Tomen I Häftet. (Wiſſenſchaftliche Abhandlungen für Aerzte und Chirurgen von S. Hedin.) 1793. 88 S. in gr. 8.

Obgleich Medicin und Chirurgie in Schwediſchen lange nicht ſo viele öffentliche Unterſtützung als manche andere Wiſſenſchaften gefunden haben; ſo haben beyde ſich doch daſelbſt ſehr emporgeſchwungen, wozu die Wisbegierde einiger vorteflichen Köpfe, und die Freygebigkeit, womit viele Lehrer derſelben ſolche unterſtützten, das meiſte beygetragen hat. Aemter, Stipendien Krankenhäuſer und Bibliotheken ſind von Privatperſonen auf ihre Koſten angelegt worden. Doch fehlt es noch an hinlänglichen guten Büchern und Schriften in dieſer Wiſſenſchaft für ſo viele junge unbemittelte und fremder Sprachen nicht kundige Leute, die ſich derſelben widmen. Eine Art Hülfsmittel für ſie war die nun ſeit verſchiedenen Jahren herausgekommene *Vecko-ſkrift för Läkare och Natur-forſkare* (Wochenſchrift für Aerzte und Naturforſcher) die auch in dieſer A. L. Z. verſchiedentlich angezeigt worden. Allein ſolche ſchränkt ſich hauptſächlich auf Arbeiten, Beobachtungen und Verſuche einheimiſcher Schriftſteller in Schweden ein. In dieſer neuen periodiſchen Schrift fängt Hr. Aſs. Hedin an, auch mit den Entdeckungen und Schriften ausländiſcher Aerzte, bekannt zu machen. Alle Quartal erſcheint 1 Heft von 5 bis 6 Bogen; mit dem Bildniſs eines berühmten Arztes. Dieſs erſte Heft iſt mit dem von Hn. Acrel geſtochenen Portrait des berümten Archiat. Rönnow geziert. Zuerſt leſen wir hier verſchiedene Beobachtungen über das Scharlachfieber und über den Pemphigus, auch febris bulboſa genannt; Ueber das erſte aus *Ramels* Obſervationen über eine angina epidemica, in der franz. Stadt Ciotat im J. 1791., die mit Sauvage's Scarlatina anginoſa Aehnlichkeit hatte. Hr. Hedin macht einige gegründete Erinnerungen gegen Ramel, beſonders gegen den Gebrauch der bougies, und fügt ſeine eigene Bemerkungen über ein zu eben der Zeit in Drottningholm graſirendes Scharlachfieber, bey. Er gibt die Schuld epidemiſcher Krankheiten nicht ſo ſehr der Witterung, als einem Fehler in der Diät und einer Anſteckung, und ſetzt die Geſchichte dieſer Epidemie ſehr gut aus einander. Cullen's von den mehreſten franz. engl. und andern Aerzten angenommnes Syſtem wird berichtiget. Cullen macht aus der Angina gangraenoſa eine eigene Gattung, die doch nur ein ſtärkerer Grad des Scharlachfiebers iſt. Fieber, Halskrankheit und Abſchuppung der Haut ſind die ſicherſten Kennzeichen deſſelben. Hr. Hedin halt dieſe Krankheit für faulicht, wobey die Kräfte keinen Blutverluſt litten, und gebrauchte ſtatt Aderlaſſen und Blutigel blaſenziehende, und abführende Mittel, ſäuerliche Getränke, Fliederthee und von Flor. arnicae, nebſt Chinadecoct. — Hierauf folgen *Dickſon's* Bemerkungen über den Pemphigus aus dem Journ. de Medic., nebſt *Miraglio* darüber angeſtellte Beobachtung und *Wichmann* Beytrag zur Kenntniſs des Pemphigus Erfurt 1799, auch ein Zuſatz von Hr. *H.*, worin er Wichmann beyfällt. — *Wirtenſon*, eines engliſchen Arztes, Abhandlung vom Opium zum Beweiſe, daſs es die Kraft des Herzens vermindert, und doch das Blut in ſtarkern Umlauf bringt. W. erweiſet die Wirkung des Opiums durch Erfahrungen an Fröſchen und ſelbſt an Menſchen. Er behauptet, daſs es die Tranſpiration befördert, Krämpfe hebt, welche die Abſonderungen verhindere, die Urſache einer Entzündung vermindere, oder gar hebe, in böſsartigen Wechſelfiebern u. ſ. w. nützlich ſey. Hr. *H.* weiſs, was andere Aerzte und beſonders auch Hn. D. *Krauſe* in ſeiner Diſp. de remediis internis contra haemorrhagiam gegen Wirtenſon eingewandt haben hält aber doch des letztern Theorie für ſehr wahrſcheinlich. — Anevrisma ſpurium arteriae branchialis von *Deſault* 1791, durch Operation geheilt, und von *Maunoir* nach allen Umſtänden beſchrieben. Nach 41 Tagen war der Kranke völlig hergeſtellt. — Anmerkungen über die unter dem Seevolk gangbare Krankheiten von *G. Blane*, welcher 3 Jahr als Arzt auf der groſsen Engliſchen Flotte von 40 Linienſchiffen war, die Rodney commandirte; eigentlich nur eine Recenſion, die dem Vf. Anlaſs gibt, auch von der im letzten Kriege auf der Schwediſchen Flotte herrſchenden Krankheit zu reden, die er bloſs der verdorbenen Luft auf den Schiffen zuſchreibt. — D. *Waton* Wirkung von Climatis vitalba in der Krätze. Er lieſs gleichviel von der Wurzel und den Stengel zerdräſchen, und ſie in ein leinenes Küſſen nähen. So oft der Kranke damit geſchmiert werden ſollte, ward Oel aufgekocht, und das Küſſen mit den eingenäheten Kräutern, nachdem ſolche vorher mit der Hand etwas gepreſst worden, darin getunkt. Täglich geſchähen zwey Frictionen, und zwölf bis funfzehnmal reichte gewöhnlich zur Heilung hin. — Hierauf folgt wieder eine Recenſion von den *Memoirs of the Litterary and Philoſophical Society of Mancheſter*, Vol. III. 1790. Wer ſollte es glauben, daſs noch 1788. zu Briſtol in der Kirche ein gewiſser G. Lukins durch die vereinigte

Beschwörungen von 7 Geistlichen von 7 Teufeln befreyet worden, und das in dem aufgeklärten England! Auch schien *Ceaytons* Nachricht von den sogenannten Cretins in Niederwales merkwürdig. Von *Danz* Versuch einer allgemeinen Geschichte des Keichhustens 1791, *Mustaliers* praktischen Abhandlung über den polnischen Weichselzopf, 1792, *Waughans praelect. anatomicae*, 1791, *Baumgartens Diss. de corticis Ulmi campestris natura, viribus usuque medico*, Lipf. 1791, und *Wittmers* Archiv der Arzneykünste wird nur kurze Anzeige gegeben. Zuletzt kurze Nachrichten, zur gelehrten Geschichte gehörig von dem Leben berühmter ausländischer Aerzte, nach dem Alphabet; hier nur noch von Andreas, der bald nach Hippokrates lebte, bis Astruc. Auch sind etwas ausführlichere biographische Nachrichten vom Arch. Rönnow angehängt worden.

Breslau und Hirschberg, b. Korn dem ältern: *Maximilian Stoll*, Physik. am Dreyfaltigk. Hospital wie auch öffentl. ord. Professor der prakt. Heilkunde, *Heilungsmethode in dem praktischen Krankenhause zu Wien*. Fünften Theils erster Band. Uebersetzt und mit praktischen Zusätzen begleitet von *Gottlieb Lebrecht Fabri*, — Adjunct des Königl. Preuss. Medizinal- und Sanitäts-Collegiums zu Breslau, Königl. Kreis Physik. Namslauschen Departements. 1793. 276 S. Fünften Theils zweyter Band. 312 S. 8.

In der weitläuftigen Vorrede zum ersten Theil vertheidiget Hr. Fabri den berühmten Verfasser der ratio medendi wegen etlicher Beschuldigungen, besonders aber wider die Nachreden, dass Stoll bey allen hitzigen Krankheiten nur eine Ursache, nemlich die Galle, gesehen habe. Stolls Vertheidigung läfst sich leicht führen, denn die Beschuldigung ist offenbar unwahr. Vielmehr gehört es mit zu den grofsen Verdiensten dieses grofsen und glücklichen Praktikers, dass er bey Fiebern auf die genaueste Kenntnifs der Umstände drang, unter denen ein Fieber vorhanden ist, und dass er besonders die Aerzte auf die entzündliche Anlage, die von denen, die immer Galle und Fäulnifs sehen, oft übersehen worden war, aufmerksam machte. Der Arzt, der in den Aphorismen die Regel gab: *In omni phlogoseos concursu cum aliis vitiis quibuscunque prima ratio habenda est inflammationis*, konnte unmöglich bey allen Fiebern Galle sehen, und bey der Heilung aller den Rath geben, nur den gallichten Stoff auszuführen. Einen andern Vorwurf konnte man dem verewigten Manne eher machen, den nemlich, dass er seine Schüler zu sehr zur Empirie leitete, und die rationelle Therapeutik zu sehr vernachlässigte: doch scheint es Rec., als wenn diefs weniger sein Fehler, als der Fehler vieler von seinen Schülern gewesen sey. Die Uebersetzung des Herrn Fabri ist gröfstentheils richtig und in einer guten, verständlichen Sprache abgefafst. Die praktischen Zusätze, deren der Titel erwähnt, sind von keinem sehr grofsen Belang. Sie betreffen im ersten Band den Nutzen und die Anwendbarkeit der Blasenpflaster im Seitenstich S. 8. Ueber die nothwendige Einschränkung des Aderlassens bey entzündlichen Krankheiten, und die Stöhrung des Geschäfts der Kochung und der Krisis durch übermäfsiges Aderlassen, S. 9. Von der Heilung des entzündlichen Schlages, S. 32. Von dem Nutzen der Räucherungen in der Lungensucht, S. 83. Von dem Nutzen des Mohnsafts bey der Hypochondrie und hysterischen Krankheit, S. 111. Von dem Nutzen der Ausleerungen zu Anfang des Pockenfiebers, S. 159. Von dem Mohnsaamen, als Ursache des widernatürlichen Schlafes bey Kindern, S. 205. Von der Selbstbefleckung, und der Infibulation, als Mittel dagegen, S. 203. Von den Abführungsmitteln, und deren Anwendbarkeit beym Schlagfluss, S. 240. Von der Verbindung des gallichten Seitenstiches mit dem entzündlichen, und was bey dieser Complication zu thun sey, S. 245. Von langwierigen Entzündungen S. 250. Zum zweyten Theil sind nur etliche wenige Zusätze gekommen, doch stehen bey den Artikeln von S. 427. des Originals mehrere kurze Erläuterungen und Anmerkungen.

Leipzig, b. Hilscher: *Walter Vaughan's* der Arzneyw. D. und Arztes zu Rochester, *philosophisch-medicinischer Versuch über die moderne Kleidung*. Aus dem Englischen. 1793. 118 S. 8.

Diese Uebersetzung eines guten und in unsern Blättern mit verdienten Beyfall angezeigten Buches gehört unter die erträglich guten. Der Uebersetzer hat am Rand immer auf die Seitenzahlen des Originals bemerkt. Rec. wundert sich, dass er noch keine oder wenige Nachahmer dieser Einrichtung gefunden hat, welche den deutschen Schriftsteller in den Stand setzen kann, die Originale selbst nach den Seitenzahlen zu citiren, da sie bisher oft nur Abschnitte und Kapitel, und wenn das Buch das Unglück hatte diese nicht zu haben, die Stellen aufs gerade Wohl citiren mufsten, S. 16. möchte Geschwulst des Herzens und der grofsen Gefäfse wohl nicht der gewählteste Ausdruck seyn.

Zittau und Leipzig, b. Schöps: *Georg Fordyce's*, Mitglieds der Königlichen Gesellschaft — und Lehrers der praktischen Arzneywissenschaft zu London, *neue Untersuchung des Verdauungsgeschäfts der Nahrungsmittel*. Aus dem Englischen übersetzt von *Dr. Christian Friedrich Michaelis*, Arzt am Johannishospital zu Leipzig. 1793. 154 S. 8.

Der Inhalt dieses wichtigen Werks ist den Lesern unserer Blätter aus der ausführlichen Anzeige und Beurtheilung des Originals, die in denselben vorkommt, schon bekannt. Es gehörte unter die wenigen Werke der Ausländer, die eine Uebersetzung in unsere Sprache *verdienen*, und es freuet Rec., dass es das Glück hatte, in die Hände eines Mannes zu fallen, der sich schon durch viele gute Uebersetzungen der Werke der Ausländer, besonders der Engländer, bekannt gemacht hat.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Paris, b. Buisson, Lyon b. Bruyset: *Fragmens de Politique et d'histoire* par *M. Mercier*. 1793. T. I.

T. 1. VIII S. Vorr. und 398 S. T. 2. 373 S. T. 3. 388 S. 8

Wer sich vielleicht bey diesem Titel durch den Namen des Vfs. zu höheren Erwartungen von dieser Schrift berechtigt glauben möchte, den wird sogleich wieder auch nur ein flüchtiger Blick auf die Inhaltsanzeige von seinem Irrthum zurückführen. Wenn er sieht, dass in diesen 3, obgleich starken Bänden über 160 sehr wichtige und oft sehr verschiedene Materien abgehandelt sind; so wird es ihm schwer werden, in so abgerissenen, und zum Theil so kurzen Aufsätzen eine gründliche, und am meisten eine erschöpfende Untersuchung zu vermuthen. So gerecht indess auch schon diess erste Urtheil im Ganzen ist; so findet man doch bey dem genaueren Durchlesen einen grösseren inneren Zusammenhang der einzelnen Aufsätze, als die, wahrscheinlich nur um Leser allerley Art besser anzulocken, oft sehr unbestimmt und unpassend gewählten Ueberschriften erwarten lassen. Denn nicht genug, dass schlechterdings alle Aufsätze politischen Inhalts sind, und dass selbst die historischen durchaus darauf hinauslaufen, Belege bald für, bald wider gewisse politische Dogmen abzugeben; so betreffen sie auch überdiess in der Politik selbst vorzüglich nur gewisse, sehr oft, und leider hie und da nur mit andern Worten wiederkehrende Lieblingssätze des Vfs. Mehrere und wohl die meisten dieser Fragmente sind vor der Revolution, in den Jahren 1784—1788. geschrieben. Diess würde ihr Inhalt sowohl, als ihr Ton, auch ohne die eingestreuten Noten des Vfs. (Vorr. S. III. B. 2. S. 222. 293. B. 3. S. 37. 55.) von selbst verrathen. Dagegen sind andre im Anfang der Revolution selbst, andre endlich kurz vor der Herausgabe dieser Sammlung aufgesetzt. Nicht ganz uninteressant ist es, diese verschiedenen Stücke zu vergleichen, und wahrzunehmen, wie der Ton in ihnen wechselt, wie die Klagen von allgemeineren in bestimmtere, die Wünsche in Foderungen übergehen. Auch ist es unverkennbar des Vfs. Absicht gewesen, die Aufmerksamkeit des Lesers auf diesen Punkt hinzuleiten. Es ist, wie nicht nur diese, sondern auch andre neuere Schriften des Vfs. beweisen, sein Steckenpferd, zu glauben: dass er sowohl die Revolution überhaupt, als auch vieles Einzelne in derselben längst, und zum Theil schon in seinem Jahr 2440, das er einmal mit grossem Enthusiasmus, seine liebe älteste Tochter, nennt (B. 3. S. 386.), vorhergesagt, und dadurch die Revolution vorzubereiten beygetragen habe. Diess wird vorzüglich aus seinem Abschied an das Jahr 1789. (B. 3. 42. 51.) — einem übrigens sehr mittelmässigen Aufsatz voll leerer Declamation — sichtbar, und überall, wo Stellen vorkommen, die ihm sehr offenbare Prophezeihungen zu enthalten scheinen, kann er sich nicht enthalten, eigne Anmerkungen hinzuzufügen. So, als er (B. 3. S. 172.) einmal sagt: „Was die Monarchie innerhalb ihrer gehörigen Schranken zurückhält, ist eine *Nationalversammlung* (assemblée nationale) setzt er in der Anmerkung hinzu: Diess war Wort von Wort im Jahre 1787. gedruckt, und ich bin, meyne ich, der erste Schriftsteller, bey dem man den Ausdruck: *assemblée nationale* findet, um den wahren Charakter dessen zu bezeichnen, was man *Etats generaux* nannte. Meine Benennung, die selbst noch früher ist, als die der Notablen, hat also ein grosses Glück gemacht. Ich sage es ohne Eitelkeit, aber ich kann mir selbst nicht verläugnen, was ich Glückliches zum Besten meines Vaterlandes gethan habe.“ Im Ganzen muss man dem Vf. unstreitig die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, sich in seinen Grundsätzen ziemlich gleich geblieben zu seyn. Freylich aber dürften sich auch Ausnahmen davon finden. Wie möchte er selbst z. B. mit seinen anfangs gemässigten Gesinnungen, seiner Vertheidigung einer eingeschränkten Monarchie, die empörende Rechtfertigung der abscheulichen Scene zusammenreimen, wo der Pöbel in den königlichen Pallast drang, und den unglücklichen König, unter andern Beschimpfungen, zwang, die rothe Mütze aufzusetzen? (B. 2. 22. 52.) Ueberhaupt geht er in der Folge von der Begünstigung der Monarchie gar sehr zur Republik über. Immer aber erklärt er sich gegen eine absolute Demokratie, und — so schnell ändert der Gang der Meynungen — der Vf., der, als dieß Buch herauskam, ein eifriger Patriot scheinen musste, und es wirklich war, würde jetzt mehrere Kapitel seines Werks schwerlich in Paris zu drucken wagen dürfen. — Das schriftstellerische Verdienst der in diesen Bänden zusammengedruckten Aufsätze ist, im Ganzen und unpartheyisch geurtheilt, sowohl in Absicht des Gehalts, als des sehr gemeinen, declamatorischen, weitschweifigen, und sich oft wiederholenden Styls, äusserst klein; und der Gewinn, den die Politik, oder auch allgemeiner die Philosophie und die Menschenkenntniss daraus ziehen kann, wenn man noch irgend einen zugeben will, höchst dürftig. Schlechterdings alle Materien sind oberflächlich, einseitig, und so allgemein behandelt, dass sich meistentheils gar kein eigentliches Resultat daraus ziehen läßt. Wo diess indess auch der Vf. versucht hat, da findet man es nicht selten unbestimmt und nur halbwahr. Jedoch ist dieser Fehler kaum noch so häufig, als der wenigstens noch langweiligere der Trivialität, da man drey dicke Bände hindurch kaum etwas andres, als das schon zehnmal Gesagte und wieder Gesagte wiederholt antrift. Anfangs hoffte Rec. noch wenigstens auf einzelne, wenn nicht gerade durch Tiefe des Gehalts, doch durch Neuheit, allenfalls auch Paradoxie ausgezeichnete, Gedanken zu stossen. Allein auch diese Hoffnung sah er vereitelt. Zwar sind freylich hie und da wahre und treffende Bemerkungen. So B. 1. S. 48. unter der Aufschrift: *des droits imprescriptibles*. „Welche politische Form die bürgerliche Verfassung auch immer annehmen mag, so muss in dem Bürger nie der Mensch vernichtet seyn. Sonst ist die Gesetzgebung fehlerhaft, und die Menschen sind unterdrückt und unglücklich,“ und B. 2. S. 344. unter der Aufschrift: *des femmes chez les anciens*. „Es ist eine mittelmässige Philosophie, die oft uns von der Gesellschaft der Weiber entfernt; aber die wahre Philosophie (*la haute philosophie*) führt uns immer zu derselben zurück.“ Allein auch solche Stellen, die sich doch

doch weit weniger durch ihren innern Gehalt, als vielmehr durch die Nachbarschaft derer, die ihnen zur Seite stehen, herausheben, muss man mühsam aufsuchen. Die Gegenstände, auf die der Vf. am häufigsten zurückkommt, sind zuerst und ganz vorzüglich Vertheidigung und Lob der Freyheit überhaupt, die gegen jede Art des Drucks in Schutz genommen wird; dann die verschiedenen Regierungsformen, wo meistentheils der Satz ausgeführt wird, dass unsre gewöhnlichen Benennungen bey weitem nicht zureichen, dass es eine grosse Menge andrer Modificationen gibt, und dass alle, nach Maasgabe der Umstände, vortheilhaft seyn können. Indess erhält die durch Gegengewalten eingeschränkte Monarchie, und in den spätern Aufsätzen die republikanische Form, wo eine allgemeine Volksrepraesentation den Souverain ausmacht, den Vorzug. Endlich ist es ein Lieblingsgegenstand des Vfs. den heilsamen und nothwendigen Einfluss desjenigen Theils der Nation, in dessen Händen sich der Unterricht jeder Art befindet (*de la partie qui enseigne*) in das helleste Licht zu setzen. Auch beschäftigt er sich ganz eigen damit, das Verhältniss dieses Theils zu dem regierenden zu bestimmen, und das von ihm aufgestellte Resultat geht dahin: „dass „der unterrichtende Theil uneingeschränkte Freyheit „haben muss, seine Meynung in ihrem ganzen Umfange auszubreiten; dem regierenden dagegen es auch „von seiner Seite frey stehen müsse, sie nach seiner „Willkühr anzunehmen oder nicht." (B. 1. S. 94.) Allein diese Bestimmung — deren Richtigkeit wir hier dahingestellt seyn lassen — schlichtet höchstens den Streit zwischen den beyden Partheyen, wenn die eine die andre zu unterdrücken gesonnen wäre. Wichtiger wäre es, auch jeder einzeln zu bestimmen, in welchen Schranken sie sich, auch noch innerhalb ihres gesetzmäsigen Gebiets, halten muss, um den bestmöglichen Zustand der Dinge hervorzubringen? Wenigstens müsste diess den Schriftsteller, der über alles, und also zunächst über seine eigne Bestimmung, feste Grundsätze haben sollte, für sich interessiren, und offenbar ist doch der Umfang, in dem derselbe *möglicherweise* wirken kann, überaus verschieden. Unstreitig aber liegt innerhalb dieses möglichen Gebiets — auch unabhängig von allen politischen Gesetzen — eine durch die Vernunft bestimmbare Grenze; und ehe die Schriftsteller diese nicht *von selbst* heilig halten, lässt sich kein harmonisches Wirken ihrer Thätigkeit mit der des Geschäftmanns (d. i. desjenigen, dessen Wirksamkeit sich *unmittelbar* auf die äussere Lage des Menschen bezieht) denken. Denn nur indem ein jeder blos das thut, was seines Werkes ist, entsteht ein grosses und vortreffliches Ganze. — Ausserdem sind aber auch andre politische Materien, Civil- und Criminaljustiz, Finanzen u. s. w. behandelt. Unter den Aufsätzen der letzteren Art zeichnen sich wenigstens durch ihre Ausführlichkeit No. 17. B. 2. gegen das physiokratische System, und No. 30. B. 3. zur Empfehlung der Assignate aus. Die historischen Aufsätze z. B. No. 47. B. 1. über Philipp 2. No. 27. B. 3. über die Zeiten der Ligue u. s. w. sind ebensowenig in Absicht der eigentlich historischen Bearbeitung, als der Darstellung vorzüglich. — Auswärtige Nationen werden hie und da sehr mitgenommen. Vorzüglich leiden die Schweizer, deren Demokratien nicht minder als die Aristokratien getadelt werden, und die der Vf. vorzüglich wegen des kleinstädtischen *Bürgerstolzes*, den er an ihnen gefunden haben will, lächerlich zu machen sucht. (B. 2. S. 159. B. 3. S. 105. u. s. f.) Auch seine Reisen weiss der Vf. geltend zu machen. „Und ach!" fängt er (B. 3. S. 377.) einmal an, „der Deutsche — ich sah ihn selbst" — und nun beginnt eine Tirade über die Anhänglichkeit der Deutschen an ihre Fürsten. — Diess wird hinreichend seyn, dieses wenig bedeutende Product eines sonst merkwürdigen Schriftstellers hinlänglich kennen zu lehren. In ein grösseres Detail einzugehn, dürfte schwerlich die Mühe belohnen.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Rom*, b. Desideri: *Lettres de Felicitation au sujet de la promotion de M. Le Cardinal Maury* 1794. 23 S. 8. Diese kleine Sammlung von 11 Briefen, welche die Glückswunsche theils des Königs von Preussen theils der französischen Prinzen an den Pabst und desselben an die ebengenannten Personen, wegen der Kardinal-Promotion des Abbe Maury enthalten, hat etwas auffallendes an sich. Dennoch beleidigt der Herausgeber dieser Briefe in seiner Vorrede offenbar den gesunden Verstand aller und vorzüglich derer Menschen, welche den jetzigen Hn. Cardinal Maury Erzbischof zu Nicea und Bischof zu Montefiascone vor seiner Promotion gekannt hatten, nicht wenig, da er denselben den Glauben aufdringen will, dass ganz Europa (L' Europe entiere) über diese Promotion erfreut sey, und dass die Katholiken von ganz Frankreich dieselbe als die Morgenröthe der Wiederherstellung der Religion und der französischen Monarchie ansehen: (*qui regardent cette promotion, universellement applaudie, comme l'aurore du rétablissement de la Religion et de la Monarchie en France.*) In dem Zeitpunkt, und in der Crisis, in welcher gegenwärtig die französischen Angelegenheiten sich befinden, dürfte die Herausgabe dieser Briefe als ein Haupt-Schnitzer der römischen Politik anzusehen seyn, und wer weiss, ob selbst dem Cardinal Maury die übertriebene Schmeicheley nicht missfällig seyn muss, da sie das Schicksal der in Frankreich befindlichen Orthodoxen, unter denen vielleicht der grösste Theil nicht einmal etwas von dieser Promotion weiss, gewiss eher erschwehrt, als erleichtert.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 30. September 1794.

NATURGESCHICHTE.

ROSTOCK u. LEIPZIG, b. Stiller: *Die Fiſche Meklenburgs, zum Behuf vaterländiſch-akademiſcher Vorleſungen, ſyſtematiſch verzeichnet von M. A. C. Siemſſen.* 1794. 112 S. 8.

Der Vf. gibt uns von ſeinem Plan, den er bey dieſem Werke befolgt hat, ob es gleich aus verſchiedenen Gründen nöthig geweſen wäre, keine weitere Nachricht. Seine Abſicht ging dahin, alle Fiſche, welche ſich in und um Meklenburg finden, ſyſtematiſch aufzuzeichnen. In dieſer Rückſicht hat er die Gmeliniſch-Linneiſchen Gattungsmerkmale lateiniſch beygebracht, wobey wir noch anmerken, daſs die charakteriſtiſchen kurzen Gattungskennzeichen aus Blochs Fiſchwerke, das wir übrigens nicht ſo oft angezogen finden als es ſeyn könnte, mit Curſiv-Lettern gedruckt ſind. Dem Lateiniſchen folgt die deutſche Ueberſetzung dieſer Gattungsmerkmale, bisweilen mit kurzen, die Lebensart der zu der Gattung gehörenden Fiſche betreffenden, Anmerkungen vermehrt. Gleiche Bewandniſs hat es mit den Kennzeichen der Arten jeder Gattung, wovon gewöhnlich der allgemeine und provinzielle deutſche, der franzöſiſche und engliſche Name angegeben iſt. Die Farbe der Augen iſt faſt immer den Kennzeichen der Art beygefügt. Dann folgt die Naturgeſchichte des Fiſches, und oft wird irgend ein Schriftſteller, der von demſelben beſonders gehandelt hat, angezogen. Sehr ſelten findet man genauere Beſchreibungen und Ausmeſſungen der Theile einzelner Arten und eben ſo ſelten Berichtigungen in der Naturgeſchichte derſelben, worin doch der wahre Werth eines ſolchen Werks beſteht.

Der Vf. rechnet zu den Fiſchen auch diejenigen Thiere, welche Linné zu den Amphibien zog. Hierauf muſs man ſogleich bey der Einleitung Rückſicht nehmen. Da das Buch zu akademiſchen Vorleſungen beſtimmt war, ſo muſste nach Rec. Ueberzeugung, eine gute und gründliche Beſtimmung der in dem Buche vorkommenden Kunſtwörter in der Einleitung gegeben werden. Wenigſtens durften einige Grundbegriffe, worauf das Syſtem der Fiſche beruhte, nicht fehlen. Wenn z. B. der Anfänger in den Terminologien, lieſt — die *Pinnae ventrales* wären diejenigen Floſſen, welche am Bauche ſaſsen — ſo muſs es ihm denn doch unverſtändlich ſeyn, wenn er von Bauchfloſſen hört die ſich an der Kehle befinden. Derjenige ſchlieſst falſch, und unſer Vf. ſcheint dahin zu gehören, der da glaubt, daſs eine ſolche Erklärung der Kunſtwörter durch eine Ueberſetzung, welche man den lateiniſchen Merkmalen beyfügte, überflüſsig gemacht würde. Soll dieſs ſtatt finden, ſo muſs dieſe Ueberſetzung äuſserſt weitläuftig ſeyn, ſie muſs dann alle vorkommenden Kunſtwörter umſchreiben, weil ein lateiniſches Kunſtwort, durch ein deutſches erſetzt, doch immer unverſtändlich bleibt; und dann ſieht man von ſelbſt die vielen ermüdenden Wiederholungen, welche aber durch eine vorangeſchickte Erklärung leicht vermieden werden können. Noch gröſser aber wird dieſer Vorwurf hier bey unſerm Vf., da die Ueberſetzung nicht ſelten falſch oder doch undeutlich iſt, wie wir unten zeigen werden. Bey den weitläuftigen *Gattungs-* (nicht *Geſchlechts-*) *Kennzeichen*, die wirklich das Drittel des ganzen Buchs ausmachen, kann ſich Rec. nicht des Wunſches erwehren, daſs der Vf. nur diejenigen Kennzeichen hätte beybringen ſollen, wovon er keine Ausnahme bey den einheimiſchen Fiſchen gefunden hätte, welches doch ſo oft ſtatt findet. Hätte er nur das vortreffliche Blochiſche Werk, das er doch ſo wie andere Schriftſteller ſehr ſtark benutzt hat, auch darin zum Muſter genommen.

Die Männchen ſagt unſer Vf. in der Einleitung §. 6. nach Bloch, übertreffen die Weibchen beynahe um die Hälfte in der Anzahl; welches uns aber noch immer nicht genug bewieſen zu ſeyn ſcheint. Rec. glaubt, daſs es bey Fiſchen, wie bey den Inſekten gehe, und daſs man zur Begattungszeit die Weibchen nicht ſo häufig als die umherſtreifenden, gerade dann am meiſten bemerkbaren, Männchen fängt. Im §. 11. heiſst es: — ob die Fiſche gleich ſehr geſchwinde und wahrſcheinlich die ganze Lebenszeit hindurch wachſen, ſo erreichen ſie doch zum Theil ein ungemein hohes Alter. Faſt mit denſelben Worten ſagt dieſs *Leske* in ſeinen Anfangsgründen der N. G. §. 202. Rec. muſs bekennen, daſs ihm hier der Zuſammenhang zwiſchen dem *obgleich* und *ſo doch* nicht ſo ganz einleuchtend ſey. Aus dem geſchwinden Wachsthum folgt freylich nach der Analogie dieſs, daſs die Fiſche nicht alt werden, aus dem langen Wachſen aber das Gegentheil. Daher kann aus beiden Vorausſetzungen nicht einerley folgen. Der Vf. ſetzt folgende ſechs Ordnungen feſt. Die erſtern vier ſind die Linneiſchen Ordnungen ſeiner eigentlichen Fiſche; die beyden letztern heiſsen *Branchioſtegi* (die Nadelfiſche, Seehaſen, Froſchfiſche) und *Cartilaginei* (Störe, Haie, und Neunaugen.) Gut wär es geweſen, wenn der Vf. die Begriffe von dieſen Ordnungen in einer tabellariſchen Ueberſicht mitgetheilt hätte. Ohne ſolche Darſtellung erhält der Anfänger nie deutliche Begriffe von dem weſentlichen Unterſchiede, wenigſtens wird ihm die Ueberſicht ſehr erſchwert. Die erſten vier Ordnungen ſind wiederum in die Unterabtheilungen a) *mit bieſamen abgeſtumpf-*

Floſſen (*Malacopterygii*) und b) *mit harten und ſpitzigen Floſſen* (*Acanthopterygii*) getheilt. Zu den Linneiſchen Kennzeichen der erſten Ordnung *Apodes* ſetzt der Vf. noch die mit Zähnen beſetzten Kinnladen, da doch ſchon unter den drey hier aufgeführten Gattungen *Xiphias* einen zahnloſen Mund hat. In der erſten Ordnung finden ſich die Arten *Muraena Anguilla*, *Anarrhichas Lupus*, und *Xiphias Gladius*. Auffallend war es uns den *Ammodytes*, nicht mit aufgeführt zu ſehn, da doch der Vf. beym *Gadus Callarias* einem eigentlichen Bewohner der Oſtſee, imgleichen beym *Gadus Pollachius* bemerkt, daſs ſie ſich vorzüglich vom Tobiasfiſch (*Ammodytes Tobianus*) nähren. Von der zweyten Ordnung *Jugulares* ſtehn hier *Gadus Aeglefinus* gegen Blochs Verſicherung, der es als eine Merkwürdigkeit angibt, daſs dieſe Fiſchart nie durch den Sund ins Baltiſche Meer übergehe; *G. Callarias, minutus, Merlangus Carbonarius, Pollachius* und *Lota*. Ferner *Trachinus Draco*, *Blennius Gunnellus* und *viviparus*. In den Gattungsmerkmalen von *Gadus* ſind die Worte — *Pinnae dorſales unique plures* — uneigentlich dadurch überſetzt: Die Floſſen — wovon die meiſten auf dem Rücken und beym After ſich befinden. Denn es ſoll ſo viel ſagen, daſs die Rücken und Afterfloſſen in gröſserer als in einfacher Anzahl da ſind, welches aber freylich ſeine Ausnahmen leidet. Die dritte Ordnung *Thoracici* enthält folgende Arten: *Pleuronectes Plateſſa, Limanda, Solea, Rhombus, maximus, Paſſer* und *Fleſus*, den man in Weſt-Friesland, wie der Vf. ſagt, bereits mit Nutzen in Teichen ziehn ſoll. Ferner *Gobius Jozo*; *Cottus Cataphractus, quadricornis, Gobio, Scorpius*, welcher den gemeinen Namen *Wolkuſe* führt, der von dem Vf. nicht angegeben worden; *Perca Fluviatilis, Lucioperca, cernua*, der ein ſo hartes Leben hat, daſs er ganz ſteif gefroren, nach einigen Tagen in kaltem Waſſer wieder auflebt; *Gaſterofteus aculeatus, pungitius, Spinachia; Scomber ſcomber, Trachurus; Mullus Surmuletus; Trigla Gurnardus, Hirundo*. In den Gattungskennzeichen von *Pleuronectes* und *Scomber* iſt *carinatum* unrichtig durch *gefurcht* überſetzt. Eine Furche (*Sulcus*) bildet eine Vertiefung, eine *carina* aber eine ſcharfe Erhöhung. Die vierte Ordnung *Abdominales* liefert *Cobitis Barbatula, foſſilis, Taenia; Salmo Salar, Schiefermulleri, Trutta, Fario β ſilvaticus, Bloch*, die wir aber für eine ganz eigne Art und nicht für bloſse Abart von *Fario* halten, da Zeichnung, Aufenthalt und Bau verſchieden ſind; *Salmo Goedenii, Eperlanus* mit der Abart *β major*, welcher auch gewiſs eine eigne Art ausmacht; *Salmo Lavaretus* und *β latus*, die auch wirklich verſchieden zu ſeyn ſcheint; *Salmo Maraena* und *Maraenula; Eſox Lucius* wobey das *roſtro ſub aequali* ſehr unbeſtimmt durch *eine faſt gleiche Schnautze* gegeben iſt; *Eſox Belone; Clupea Harengus, Sprattus, Aloſa, Encraſicolus*. Bey *Clupea* wird das *abdominis carina ſerrata* durch eine *Sageförmige Linie am Rande des Bauchs* überſetzt. Beynahe ſcheint es uns, als ob der Vf. die Natur gar nicht zu Rathe gezogen hätte. Denn hätte er ſich ſelbſt deutliche Begriffe von den vorkommenden Beſtimmungen gemacht, ſo würde er ſie nicht ſo unrichtig oder doch unbeſtimmt überſetzt haben; *Cyprinus Carpio, Gobio, Tinca, Caruſſius, Gibelio, Dobula, Rutilus, Idus, Erythrophthalmus, Jeſes, Naſus, Aſpius, umarus, Alburnus, Vimba, Brama, Ballerus, latus* auch vermuthlich *Barbus, cultratus* und *Buggenhagii; Silurus Glanis*. Die fünfte Ordnung *Branchioſtegi* ſind in zwey Unterabtheilungen gebracht a) *pinnis ventralibus nullis*, wohin *Syngnathus Typhle, Acus*, und *Ophidion* gehören. b) *Pinnis ventralibus ad gulam* mit den Gattungen und Arten *Cyclopterus Lumpus* und *Lophius piſcatorius*. Die ſechſte Ordnung faſst die *Cartilaginei* wohin *Acciperſer, Squalus* und *Retromyzon* gerechnet werden. Den *Acciperſer* möchte Rec. von den übrigen dieſer Ordnung gerne getrennt wiſſen, da er ſich von ihnen ſo ſehr unterſcheidet. Folgende einzelne Arten gehören hieher; *Acciperſer Sturio*. Wenn der Vf. ſagt, daſs die eilf knöchernen Schilder in fünf Reihen auf dem Körper ſaſsen, ſo laſst ſich dieſes nur auf zweyerley Art verſtehen: entweder die Anzahl aller Schilder des Körpers iſt eilf und dieſe ſind in fünf Reihen auf demſelben vertheilt; oder, und dieſs doch nur gezwungen, in jeder von den fünf Schilderreihen des Körpers ſitzen eilf. Da beydes aber nicht der Fall iſt, ſo muſs es wohl dahin verändert werden, daſs es heiſst: *der Körper hat fünf Schilderreihen, in der Reihe, die nach der Länge des Rückens laufft befinden ſich eilf*. Dieſs machten Linné und andere zum Kennzeichen dieſer Art. Allein Rec. weiſs, daſs dieſe Zahl abändert; *Squalus glaucus, maximus, Priſtis, Acanthias; Petromyzon marinus, fluviatilis* und *tranchialis*. Wir wundern uns, daſs ſich nicht einmal eine Rochenart gefunden hat. Es ſcheint uns indeſſen überhaupt, als ob ſich noch eine beträchtliche Nachleſe finden werde. Noch iſt am Ende ein Regiſter der deutſchen und ein anderes über die lateiniſchen Namen der Fiſche beygefügt.

Passburg, b. Weber: *Univerſa Hiſtoria Phyſica Regni Hungariae* ſecundum tria regna naturae digeſta. *Tomus I.* Auctore *Joanne Bapt. Groſſinger* AA. LL. et Philoſophiae Doctore, Archi Dioecenſis Strigonienſis Presbytero. Regni animalis Pars I. Zoologia ſive Hiſtoria Quadrupedum. 1793. 591 S. ohne Nomina generica et ſpecifica Quadrupedum ſeu Lactantium Hungariae Latino-Hung.-Germ.-et Slavo-Bohemo-Illyrica adnexis quibusdam peregrinis et exoticis, welche zugleich als Regiſter dienen, und XXVIII S. Conſpectus materiarum Partis primae, und Diſſertatio praevia de re literaria, imprimis de Hiſtoria Naturae. — *Tomus II.* Regni animalis Pars II. Ornithologia ſive hiſtoria avium Hungariae 462 S. ohne die Nomina und XXIV S. Vorrede und Conſpectus. 1793. 8.

Der erſte Theil hat noch den beſondern Titel:

Joan. Bapt. Groſſinger — Zoologia ſive hiſtoria Quadrupedum Hungariae.

Der zweyte:

Joan. Bapt. Groſſinger — Ornithologia ſive hiſtoria Avium Hungariae.

Das

Das Ganze ist einem Producte des 16 Jahrhunderts so ähnlich, dafs man es, wenn man nicht hin und wieder die Namen neuerer Naturforscher fände, dafür halten würde. Doch wir enthalten uns alles Urtheils, der Vf. möchte uns sonst beschuldigen, als hätten wir ihn zum Zweykampfe herausgefodert, welches doch die Gesetze verbieten; er sagt nemlich: „*Verum virga censoria ne-„mini parcit; novissimi quoque Scriptores sese mutuo pen-„nis anserinis ad duellum provocant.*" Des Vf. Plan ist nicht klein. Von den Ungarischen Naturproducten ist bisher noch wenig bekannt, oder nur Namenverzeichnisse geliefert, der Vf. will sie ausführlicher beschreiben und da der *Libellus domesticus Gymnasiis destinatus sub titulo: Elementa H. u. in usum Scholarum — admodum jejunus est et exsuccus*, dem *incommodo* abhelfen, und den Lehrern an den Gymnasien Gelegenheit geben, aus seinen Büchern das nöthige zu exerpiren. Das Werk soll aus 4 Büchern bestehen, worin das erste die Thiere, das zweyte die Pflanzen, das dritte die Mineralien, das vierte die Hydrographie enthalten soll. „*Ordo est anima rerum,*" sagt Hr. G., „*ubique necessarium esse ar-„bitror, verum genericam et specificam coordinationem cu-„jusvis arbitrio relinquendam esse reor; nihil interest*" Deswegen will der Vf. denn auch bey den Thieren, erst die Vierfüfsigen, dann die Vögel, dann die Fische und endlich die Insekten abhandeln. Wo die Amphibien und Gewürme bleiben werden, erhellet hieraus nicht. Mit den erstern von diesen ist es ein mifsliches Ding: „*Amphibia*, sagt der Vf., *apud Physiologos cer-„tam constituunt classem, id genus ad 292 species extendit „Linnaeus. Quodlibet vivens, quod jam aqua, jam ter-„ras incolit, Graecis amphibium dicitur: huc revocantur „a Lactantium classe Castor, Lutra, Rattus aut Mus aqua-„tilis: item plurima ovipara Crocodilus, Testudo, La-„certa, Rana: ad haec Hippopotamus, Cancer, et copio-„sa insecta, quae infantiam in stagnis, adultam aetatem „in libero aere transigunt.*" „*Quid quod Columella An-„serem, alii Anguillam Amphibiis accensent. Exinde li-„tium et errorum ansa sunt Amphibia. Recentiores cum „Linnaeo Amphibia restringunt ad Animantia veneno in-„fecta; sed juxta hodiernum axioma Medicorum: Absolu-„te loquendo non datur venenum in natura.*" Die Gewürme hat Hr. G. nicht vergessen, die Conchylien sollen bey den Fischen, die andern Würmer bey den Insekten beschrieben werden. In dem botanischen Theile wird derselbe erst die *Dendrologia*, dann die *Phytologia*, im Mineralischen erst die *Lithologia*, dann die *Mineralogia* durchgehn. Der erste Band enthält aufser der *Dissertatio praevia de re literaria*, eine *Introductio in Universam Historiam Physicam Regni Hungariae*, deren Paragraphen wir doch hersetzen müssen. § 1. *Praerogativa et laus Historiae naturalis.* §. 2. *Partes Historiae physicae, earumque objectum*, nach dem Alphabet. §. 3. *Difficultas operis et adminicula.* Wir müssen doch aus diesen Paragraphen eine Probe geben. „*Profecto Historiam Naturae adornare la-„bor est, qui Herculis exposcit humeros — ipsa nomina non „parum negotii facessunt — Historia naturae graecanicis „abundat nominibus, quorum non pauci pronunciatu sunt „aspera vel invitus illi retineo — Perinde difficultatem „pariunt vernacula — quot ego in aquis aut sylvis insecta „reperi, quibus Accolae nullum nomen indere noverant — „Lexica sive Dictionaria saepe hallucinantur, naturae pro-„ducta jejune proponunt, plurima silentio premunt. Ae-„que ardua est rerum creatarum coordinatio: in diversa „abeunt Historiographi, dum producta naturae in genera et „species dirimunt. Quo loco inter animantia reponas Vesper-„tiliones? qui cum nullo genere seu quadrupedum seu volati-„lium concordant.*" — §. 4. *Opes naturae per Hungariam sparsae.* §. 5. *Scriptores Historiae naturalis* (Lessing hätte wohl nie gedacht, dafs er unter diesen eine Stelle finden würde.) §. 6. *Res literaria Hungariae vetus, et nova.* §. 7. *Scriptores domestici, qui res physicas Regni attingunt.* §. 8. *Scopus et ordo suscepti operis.* Nun folgt Pars I. *Zoologia Hungariae*, worin in XLIII Capiteln, *Animantia in universum, Animalia Hungariae generatim*, die esbaren, dann die nicht esbaren Hausthiere, die esbaren, dann die nicht esbaren gröfsern und kleinern wilden, die zweifelhaften Ungarischen, und endlich *barbara et exotica nomina animalium, eorumque brevis expositio* abgehandelt werden. Der zweyte Band enthält aufser *Praeliminaria de avibus Globi terraquei* die *Historia Avium Regni Hungariae*, in zwey Sectionen, deren erste von 30 Kap. von den Ungarischen Vögeln überhaupt, den esbaren Hausvögeln, den esbaren wilden Vogeln und den nicht esbaren Hausvögeln (dem Storche, den Schwalben und Sperlingen) handelt: In der zweyten Section kommen in 35 Capiteln die nicht esbaren wilden Ungarischen Vögel vor, und nach dem Beyspiel Moses setzt Hr. G. die Fledermäuse in den Appendix. Wie der Vf. die Thiere abhandle, davon mag folgendes zur Probe dienen. *Sectio II. Cap. XI. De Corvo.* §. 1. *Laudes et vituperia Corvi.* „*A „primis retro seculis famosum inter aves nomen adeptus est „Corvus, a Noemo ex arca emissus toti orbi innotuit, „quem Cyrillus Alexandrinus aquis mersum fuisse opinatur. „Apud Hebraeos Corvus Etiam pavit: apud Graecos Apol-„lini sacer erat: — Est autem Corvus intense niger, to-„tusque fuligo, sed in ipsis plumarum tenebris nitescit, ut „canit Lyricus. Hinc etiam nigrae comae, sicut plumae „Corvorum, laudem ferunt a Salomone. Rostrum illi ro-„bustum, quod superne instar fornicis convergit; vestri „bucca pilosa est, lingua bifida, guttur capax, alae longae, „nigri et squamosi pedes, ut in trivio constat! saepe domi-„cilium mutat, ac pingue solum circa nemora incolit etc.* §. II. *Esca et fortificatio Corvorum.* — „*Pul-„los quidem amat, dum nigrescunt. Sed avaritia eum co-„git, ut sit immitis in illos. Pulli interea vermiculis victi-„tant. Verum sicut Corvi meminerunt, se, cum pulli es-„sent, a Parentibus desertos, ac inediae expositos fuisse; ita „Parentes senio confectos devorant.*" — — —

Rostock u. Leipzig, b. Stiller: *Handbuch zur systematischen Kenntnifs der Mecklenburgischen Land- und Wasservögel von M. Adolph Christian Siemssen*, der freyen Künste Magister, der Weltweisheit Doctor (sind denn das M. vor dem Namen, der Magister und Doctor drey verschiedene Würden?) und Privat-Docent in Rostock. 1794. 271 S. 8. (16 Gr.)

Dieſes Buch ſoll der Prodromus eines vom Vf. herauszugebenden Handbuchs der allgemeinen Naturgeſchichte Meklenburgs ſeyn, die wenn Hr. S. ſich mehr auf eigne Beobachtungen einſchränken, und nicht ſo ſehr Nachrichten aus andern Werken mittheilen wird, wie hier geſchehen iſt, von Nutzen ſeyn kann. In der Einleitung etwas Allgemeines aus der Lebensgeſchichte der Meklenburgiſchen Vögel. Dem Vf. ſind 120 Arten von Landvögeln und 70 Arten von Waſſervögeln dort bekannt geworden. Er theilt ſie in Abſicht auf ihren Aufenthalt in Standvögel, die zu allen Jahreszeiten dort bleiben, Strichvögel, die im Lande gebohren werden, wegen der Nahrung aber in benachbarte Gegenden ſtreichen, Zugvögel, die im Lande gebohren werden, aber nach ſüdlichern Ländern gegen den Winter ſich begeben, und fremde Zugvögel oder Nordiſche Vögel ein, die nur zu gewiſſen Zeiten, auf ihrem Zuge nach wärmern Gegenden Meklenburg beſuchen. Der Kirſchvogel (Miedewall) ſoll in Biandrie leben. Im Syſteme folgt der Vf. den Engländern, auſser daſs er die Tauben und Trappen (die letztern gewiſs gegen die Natur) mit zu den *Hühnervögeln* (wie er ſich ausdrückt *Gallinae*) zählt, und die Lineeiſchen *Picas* in zwo Ordnungen *Coraces* und *Glottides*, Krähenvögel und Baumläufer eintheilt, und zu den letztern auſser den Spechten und dem Wendehals, wieder gegen die Natur, die Baumläufer (nach dem Vf. Afterſpechte, *Arthia*) den Wiedehopf, Baumpicker (nach dem Vf. Spechtmeiſen, *Sitta*) und Eisvögel zählt, wodurch auch ſein Kennzeichen der Ordnung nicht nur falſch, ſondern auch oft mit den Kennzeichen der unter dieſelben gehörigen Gattungen im Widerſpruch iſt. Das Kennzeichen der Ordnung iſt nemlich nach dem Vf. *Lingua praelonga. Rostrum rectum, tenue, longum (plerisque) Pedes truncum nondum aequantes* und doch findet man in den Kennzeichen der Gattung *Lympa*: „*Lingua — breviſſima*," der Gattung *Litta*: „*Lingua — brevis*," und eben ſo der Gattung *Alcedo*, und zwar mit Recht. Bey den Ordnungen und Gattungen iſt der Linneiſche und deutſche Name, die Linneiſchen Kennzeichen lateiniſch, und dieſe überſetzt mit einigen weitern Anmerkungen angegeben; bey den Arten, der Linneiſche und deutſche Name, das Linneiſche Kennzeichen, oft der Meklenburgiſche Name, der franzoſiſche nach Buffon, der engliſche gewöhnlich nach Pennant, zuzeiten auch der italieniſche nach Olina. Dann das Kennzeichen mit beſondrer Anwendung auf das Männchen und häufig einer artig gedrehten Darſtellung der Stimme überſetzt, die Abweichung des Weibchens kurz angegeben, Neſt, Eyer und Junge beſchrieben, und zuletzt ihr Aufenthalt und ihre Lebensart mit wenig Worten angezeigt. Einige Arten ſind auch etwas näher beſchrieben, nemlich *Falco albicans*, *Scolopax Dethardingii*, welches eine neue Art ſeyn ſoll, *Fulica Chloropus*, *Haematopus Oſtralegus*, *Anas nigra* und *hiemalis*, *Colymbus Grylle*, und *Pelecanus Carbo*. Im Anfange ſind die *naturaliſirten vaterländiſchen Hausvögel* auf ähnliche Art angezeigt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Erlangen*, b. Palm: *Dulcis mercurii laudes, libellus medicus auctore D. G. Frid. Hildebrandt M. Prof.* 1793. 78 S. 8. Dieſe kleine Schrift ſcheint dem Vf. als Programm bey Antritt ſeiner chemiſchen Profeſſion in Erlangen gedient zu haben. Es iſt darin in der That das Hauptſächlichſte geſagt, was einen Arzt über das verſüſste Queckſilber intereſſiren kann; ja auch über den ätzenden Sublimat, welche beide Gegenſtände er vermiſcht und, wie uns deucht, bis über die Hälfte des Buchs nicht in der beſten Ordnung untereinander abhandelt. Eine vermuthliche Eile wird dieſs entſchuldigen. Schwer verzeihlich iſt es jedoch, wenn ein *Praktiker* den Scheeliſchen weiſsen Präzipitat (S. 13.), auch noch ſo gut abgeſüſst, für verſüſstes Queckſilber ausgibt. Das (S. 18) von verſüſsten Queckſilber in ſehr kleinen Gaben beobachtete Erbrechen mag wohl von anklebenden Theilchen Sublimat hergerührt haben, die durch Abſüſsen nicht davon genommen worden, eine ſehr nöthige Zubereitung des käuflichen mercur. dulc. deren jedoch der Vf. nicht gedenkt. In der venteriſchen Krankheit hat er es ſehr oft (S. 48.) höchſt wirkſam befunden, auch in den Verhärtungen der zuſammengeballten Drüſen unter der Haut hat er ſeine auflöſende Kraft erfahren, nicht aber in Leberverſtopfungen. In keiner Krankheit hat er es wirkſamer befunden, als in Skropheln (S. 51), ſelbſt denen, welche nichts veneriſches bey ſich hatten; oft verſchlimmerte es ſie, ehe die Heilung erfolgte. Auch Kopfgrind ſahe er davon ſich abſchüppen. In der Melancholie (S. 52) konnte er nichts dadurch ausrichten, und bey einem geheilten Raſenden ward er nicht allein gebraucht. In der Gelbſucht (S. 55.) iſt er ſehr glücklich damit geweſen. Ein gegen bloſse Rinde widerſpenſtiges Quartanfieber (S. 57.) wich davon in Begleitung der Rinde. Es half in der Hautwaſſerſucht (S. 58.) die Geſchwulſt vermindern. In alten Geſchwüren that es oft (S. 59.) Dienſte. Zuweilen (S. 63.) hilft es in Flechten. Oft heilte es allein den Kopfgrind, zuweilen (S. 64.) einer Salbe mit wieſen Präzipitat. Chroniſche Augenentzündungen aller Art (S. 72.) hat er durch innern Gebrauch deſſelben geheilt. Zur Milderung der Blattern (S. 57.) hat er es vortrefflich gefunden.

Die lateiniſche Schreibart iſt ziemlich fehlerhaft. In der Dedikation findet man *tanti ornamenti minime dignum* S. 41. ſollte auf *animus eſt, expenſuro* — folgen, nicht *expenſurus* u. ſ. w. Doch laſſen ſich dieſe Flecken der Einkleidung bey der innern Güte der Schrift leicht überſehn.

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

Digitized by Google

Digitized by Google

MAR 1 4 1934

Digitized by Google